Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Dritter Band.

Leipzig 1896, Duncker & Humblot.

Weltgeschichte

von

Leopold von Ranke.

Dritter Band.

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

I.

Die arabische Weltherrschaft
und
das Reich Karls des Großen.

Erstes Kapitel.

Oströmer und Neuperser im 6. und 7. Jahrhundert.

Der Kreis, in welchem sich die weltgeschichtliche Bewegung vollzog, war den Wohnsitzen des menschlichen Geschlechts gegenüber doch nur ein sehr beschränkter. Die geistig lebensvollsten Nationen waren in demselben eingeschlossen und das Produkt ihrer Thätigkeit in sich selbst unschätzbar. Aber wie leicht, daß eine Sturmflut elementarer Kräfte aus anderen Regionen sich über die Kulturwelt ergoß, sie unterwarf oder zerstörte.

Wenn nun das römisch-griechische Reich, der Sitz dieser Kultur, den Trieb hatte, die großen Hervorbringungen seines geistigen Lebens über seine Grenzen hinaus zu verbreiten, so konnte das doch nicht immer dadurch geschehen, daß es nachbarliche Feindseligkeiten mit einer Propagation seiner Ideen erwiderte. Es gab noch Nationen, deren innere Lebenskräfte einer solchen von Grund aus widerstrebten. Und dem Geiste der Geschichte der Menschheit hätte es nicht entsprochen, daß diese geradehin absorbiert worden wären. Denn das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zu der idealen Gemeinschaft bedingt den Fortgang in der Geschichte der Menschheit. Auch der geographische Gesichtskreis mußte sich erweitern und nach und nach vollenden. Es liegt am Tage, daß das ohne erneuerte Völkerkämpfe unmöglich war. Die Aufgabe für die Kulturwelt möchte man darin sehen, das Gewonnene zu behaupten und das Fremde heranzuziehen, ohne doch dessen Selbständigkeit zu vernichten.

So könnte wohl die spätere Betrachtung urteilen, den Erfolgen gemäß, welche die Ereignisse hatten; das Interesse der Forschung aber liegt in den Ereignissen selbst: den Kräften, welche Fürsten und Völker einsetzten, den Zielen ihrer Bestrebungen, den Grenzen, die sie fanden, und den hieraus hervorgehenden Umgestaltungen. Alles bewegt sich in den unvermeidlichen Gegensätzen des in seiner Entwickelung begriffenen allgemeinen Lebens.

Wie die Zustände des Occidents aus einer Verbindung der germanischen Elemente mit den romanischen hervorgegangen waren, so beruhten die des Orients auf dem unmittelbaren Ankämpfen der von den Römern zwar angegriffenen, aber unbesiegt gebliebenen asiatischen Nationalitäten gegen das Kaisertum. Dabei treten die ältesten Völkerberührungen, welche die Historie kennt, wieder hervor. Der vornehmste Gegensatz knüpft an den Kampf zwischen Griechen und Persern an, welchen Herodot beschreibt.

Infolge der Unternehmungen Alexanders des Großen waren die orientalischen Reiche von dem Occident abhängig geworden. Auf diesem Boden hatte sich dann das Reich der Römer und das der Parther nebeneinander entwickelt. Welches auch der Anteil orientalischer Bevölkerungen an der Bildung des parthischen Reiches sein mochte, im ganzen entsprach es doch den von den Griechen und Macedoniern gelegten Grundlagen, wie denn die Münzen der Arsaciden griechische Inschriften tragen.

Aber aus den Trümmern desselben hat sich eine Neugestaltung der persischen Religion erhoben. Kein Zweifel, daß die vorwaltenden Ideen noch dieselben waren, welche einst das Reich des Darius belebt hatten.

Überall begegnen wir verwandten Vorstellungen, obwohl es unleugbar ist, daß dabei eine stärkere Hinneigung zur Idololatrie eingetreten war. Die Lehre von dem Kampfe zwischen guten und bösen Geistern war zu einer mythischen Kosmogonie ausgebildet, welche, Himmel und Erde umfassend, die Welt und die Zeiten mit Phantasiegebilden erfüllte, die doch wieder als göttliche Wesen erscheinen. Umsomehr hatte das System dieser Meinungen, die sich in einem sehr ausgedehnten Feuerkultus repräsentierten, das Volk ergriffen, zumal da es von den glücklichen Erfolgen der sassanidischen Dynastie, welche sich unmittelbar von der alten herleitete, bekräftigt wurde. Das neupersische Reich begnügte sich nicht mit den von den Parthern behaupteten Landschaften; es forderte die alten achämenidischen Gebiete für sich zurück.

Wir gedachten schon der großen Wechselfälle dieses Kampfes. Die Sassaniden behaupteten insofern die Oberhand, als ihre Autorität sich über das östliche Asien ausdehnte und den Römern gegenüber sich intakt erhielt. Sie setzten an der Ostgrenze des römischen Reiches den Krieg fort, während die Germanen die Westgrenze beunruhigten. Wollte man den wesentlichen Unterschied der germanischen Angriffe im Westen und der persischen im Osten angeben, so lag derselbe darin, daß dort nur einzelne Stämme fochten, die durch kein politisches Prinzip an ihre alten Götter gebunden waren; sie nahmen nach einigem Schwanken das orthodoxe Christentum bei sich auf.

Dagegen stellte sich im Osten ein großes Reich den Römern gegenüber, das nach und nach zu einer Machtstellung gelangte, die sich mit der römischen wohl messen konnte. Kaiser Justinian und der Sassanide Chosru I., genannt Nuschirwan, waren geistesverwandte Naturen. Doch hatte Nuschirwan in seinem eigenen Reiche noch andere Feinde zu überwältigen, als Justinian,

deren wir wohl gedenken müssen, da ihre Erscheinung ein Streiflicht auf die Zustände in dem entfernten asiatischen Orient fallen läßt.

Wenigstens berührt haben wir oben den Gegensatz, in welchen Alexander der Große am Ausfluß des Indus mit dem Brahmanentum geriet. Aus diesem erhob sich eine neue Macht am Ganges, welche Länder in Besitz nahm, die Alexander nicht hatte bewältigen können; noch weniger wären die Seleuciden dazu fähig gewesen. Seleukus Nikator überließ die Oberherrschaft in Indien dem neuen Reiche von Palimbothra.

Insofern war die Lehre der Brahmanen den ursprünglichen Vorstellungen der Griechen von dem Wesen der Götter homogen, als es auch bei den Brahmanen der Zweck des Dienstes war, die Macht der Götter durch Opfer zu gewinnen oder ihre Ungunst zu beschwichtigen. Die Lehre vom Opfer verbindet Tiefsinn und Aberglauben.

Die Brahmanen nahmen überdies an der Festsetzung der indischen Kasten, deren vornehmste sie selbst bildeten, wirksamen Anteil. Das wunderliche Gefüge, in welchem die oberste Klasse als durch ihre Geburt selbst bevorrechtet und die unteren als unterwürfig und von aller Kultur ausgeschlossen erscheinen, wurde zur Doktrin, welche das bürgerliche Leben und den Staat von Hindustan vollkommen beherrschten. Dem setzte sich nun im 3. Jahrhundert vor unserer Ära der Buddhaismus entgegen. Auf spekulative Lehren, die den brahmanischen verwandt sind, namentlich von der Metempsychose gestützt, geht doch der Buddhaismus zu ganz anderen Folgerungen fort; er verwirft die Opfer, also auch die Macht der Götter, die durch dieselben versöhnt werden sollen; die Verbindung des Priesterstandes mit den königlichen Geschlechtern durchbricht er dadurch, daß sein Stifter die höchste Würde niederlegt, auf die ihm durch seine Geburt zugefallenen Rechte verzichtet und sich in ein kontemplatives Dasein zurückzieht. Die Genossenschaft, die er gründet, kennt keinen Unterschied der Kasten. So stellte er der Herrschaft der Brahmanen eine tiefe und populäre Opposition entgegen, welche in Kampf mit denselben geraten mußte. Der Brahmaismus behielt in Indien die Oberhand; aber die Buddhisten fanden, sei es nun zersplittert und verjagt, oder wie sie selbst sagen, als Missionäre Eingang in die benachbarten ostasiatischen Länder und Reiche, deren Religion sie nach ihrem Sinne umbildeten. Auch in dem Reiche der Mitte, wo die herrschende Gewalt zugleich als eine göttliche betrachtet wurde, drang die Lehre ein; sie wurde da in blutigen Kämpfen verfolgt, wußte sich aber dennoch zu behaupten; sie unterwarf sich die mongolischen Stämme. Ein eigentümliches Reich gründete sie in Ceylon. Auch insofern hat der Buddhaismus ein Verdienst um die Geschichte der Völker, die er im weitesten Umkreis miteinander verbindet, bis er sich selbst in Tibet eine unangefochtene und unanfechtbare religiöse Stellung erkämpft. Die Anhänger Buddhas bilden die zahlreichste Religionsgenossenschaft auf Erden.

Sowie das Dunkel sich hebt, welches Ostasien den Blicken bisher verbarg, finden wir die dortigen politischen und religiösen Systeme, so großartig an=

gelegt sie auch sind, doch nicht ohne innere Gegensätze, welche die Autorität zweifelhaft machen; denn das ist nun einmal das Schicksal der Menschen: im Streit miteinander bilden sie sich aus. Wie der Brahmaismus durch Buddha, so fanden die Ideen, auf denen das persische Reich beruhte, einen negativen Gegensatz, der wohl einmal die Oberhand zu behalten schien.

Den Grundzug des alten Systems bildete die Idee, daß der Mensch durch Landbau und gute sociale Einrichtungen dem guten Geist im Kampf mit dem bösen gleichsam zu Hülfe komme. Auch das sassanidische Reich hatte eine religiöse Grundlage. Die bestehende Ordnung der Dinge wurde durch eine Vereinigung der weltlichen und geistlichen Großen unter einem mit dem Nimbus religiöser Bevorzugung umgebenen königlichen Oberhaupt, dem Schahinschah begründet und festgehalten.

Schon von den Partherkönigen wissen wir, daß sie zwei Senate um sich hatten, von denen der eine aus Magiern, den Mobedhs, bestand, und daß sie selbst Mitglieder dieses Ordens sein mußten. Auch im neupersischen Reiche wurde die höchste Gewalt durch sieben vorwaltende Geschlechter und das Ansehen der Mobedhs zwar beschränkt, aber zugleich befestigt. Dieser Ordnung der Dinge stellte sich nun in Persien die Sekte der Mazdakiten entgegen.

Sie verwarfen die einmal aller gesellschaftlichen Ordnung unwiderruflich zu Grunde liegenden Ideen von Eigentum und Ehe. Mazdak behauptete sogar, daß der göttliche Wille eine ursprüngliche Gleichheit in diesen Beziehungen festgesetzt habe, und betrachtete es als einen besonderen Akt der Frömmigkeit, von den bestehenden Einrichtungen abzuweichen.

Der Gedanke reicht über die besonderen Verhältnisse des persischen Staatswesens hinaus. Ähnliche Tendenzen haben sich auch anderwärts von Zeit zu Zeit geltend gemacht. Die Voraussetzung der natürlichen Gleichheit aller Menschen drängt mit einer gewissen Folgerichtigkeit zu dem Versuch, die historisch gebildeten Einrichtungen zu durchbrechen und von Grund aus umzugestalten. Tendenzen dieser Art sind vielleicht unvermeidlich; in Schranken gehalten, können sie sogar zur lebendigen Fortbildung der Gesellschaft beitragen. Ihre Herrschaft aber würde verderblich sein; die Herstellung eines vermeinten Naturzustandes würde eine unerträgliche Tyrannei zur Folge haben. In dem sassanidischen Reiche gab es Unzuständigkeiten und Anlässe genug, um Meinungen und Absichten dieser Art hervorzurufen; aber es besaß auch innere Kräfte, um ihnen Widerstand zu leisten. Namentlich tritt hier Chosru Nuschirwan hervor.

Die Absicht der Mazdakiten war, bei dem Tode des ihnen geneigten Kabad im Jahre 531 denjenigen von seinen Söhnen, der sich zu ihrer Meinung bekannte, auf den Thron zu erheben, im Gegensatz gegen den Erstgeborenen, Chosru. Eben an der höchsten Stelle sollte die große Veränderung sich durchsetzen. Aber dieser Erstgeborene vereinigte sich mit den Mobedhs, um der destruktiven Bewegung zu widerstehen. Er war davon durchdrungen, daß diese Lehre nichts als Elend über die Perser bringen, ihren Glauben

vernichten und ihre Familienverhältnisse zerrütten würde. Alle die zerstörenden Kräfte, in deren Bekämpfung die alte Ormuzdreligion die Errettung der Welt gesehen hatte, schienen in Mazdak wieder aufzuleben. Chosru wendete die äußersten Gewaltmaßregeln gegen sie an. Ihre Anhänger wurden in Scharen umgebracht. Von diesem Tage an soll er Nuschirwan, d. h. der Unsterbliche genannt worden sein. Eine der bedeutendsten Gestalten in diesem Stadium der Weltentwickelung, noch beruhend auf den Grundsätzen der altpersischen Monarchie und doch wieder in engster Beziehung zur Staatsbildung seiner Zeit, den Bedürfnissen einer großen Macht überhaupt.

Die Grundsätze, auf welche die Gegner der Mazdakiten sich bei der Bekämpfung derselben stützten, erhellen aus einer Schrift dieser Epoche. In derselben wird gelehrt: darauf, daß die öffentliche Gewalt die Werke der Religion fördere, beruhe das Selbstgefühl des Iraniers; er verdanke seine hohe Stellung unter den Völkern seinem Gehorsam gegen die Religion und ihre Gesetze; das Böse wird von ihm fortwährend bekämpft.

Unstreitig hatte nun aber die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes eine Ader von despotischer Gewaltsamkeit. Die Gesichtspunkte, die hierüber vorwalteten, lernt man aus einem Dokument der Verteidigung eines der folgenden Könige gegen die Vorwürfe, welche man wider die Administration des Reiches erhob, kennen. Darin wird das unbedingte Gebot mit dem Zweck gerechtfertigt, zu dem es erlassen werde. Eine Regierung habe außer Gott keine andere Stütze als Geld und Soldaten; das persische Reich sei allenthalben von Feinden umgeben, die nur durch zahlreiche Heere und massenhafte Kriegsvorräte zurückgehalten werden; die letzten vermöge man allein durch große Geldmittel zu beschaffen. Das Geld aber lasse sich nur dadurch zusammenbringen, daß man die Abgaben unnachsichtig eintreibe. Die vornehmste von den Abgaben, worauf das persische Reich beruhte, war die Grundsteuer, für welche Chosru Nuschirwan eine Art von Kataster durchgeführt hatte.

Man könnte versucht sein, die Grundlinien der inneren Politik des Schahinschah zu präcisieren. Es waren folgende: vor allem Konservation der Grundideen des Auramazdaglaubens der seitdem erfolgten Fortentwickelung desselben gemäß, Behauptung der hergebrachten religiösen und politischen Verfassung, bei welcher auch die großen Geschlechter und die Magier ihren Schutz fanden; Instandhaltung seiner Kriegsmacht, welche die Grenzen nach allen Seiten hin gegen die Barbaren sowohl wie gegen die Römer behaupten mußte; eine streng ausgebildete, in festen Formen einherschreitende, durch eine Beamtenhierarchie aufrechterhaltene Administration.

Unstreitig liegen darin die Lebensbedingungen aller großen Monarchien.

Wir haben der Verbindung gedacht, welche Perser und Germanen unterhielten. Es gab eine Zeit, wo die Perser, die emporkommenden Franken und die Oströmer in ihren wechselseitigen Beziehungen die Großmächte der Welt ausmachten. Nicht so durchaus maßgebend waren dabei die religiösen Differenzen, wie man wohl annimmt. In denselben kommt sogar ein Moment zu

Tage, welches eine innere Verbindung des römischen und des persischen Reiches herbeiführte: denn das persische Reich duldete fremde Elemente; es war eine Zufluchtsstätte der in den kirchlichen Streitigkeiten der Gräco-Römer ausgestoßenen Sekten. Unter denen aber gab es eine, die gerade durch diese Verbindung zu einer eigentümlichen Formation gelangte, die der Nestorianer. Wir kennen bereits Nestorius; in den verhängnisvollen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christus hat er dadurch eine neue Wendung angebahnt, daß er, dem Arianismus fern, doch einige Ausdrücke verwarf, in welchen die Anhänger des Athanasius ihre Doktrin symbolisierten. Daß er den Ausdruck Gottesgebärerin mißbilligte, brachte eine Irrung hervor, in welcher er selbst mit Beihülfe des römischen Stuhles abgesetzt wurde, ohne daß doch die griechische Kirche zu einer unbedingten Verwerfung seiner Ansichten schritt. Diese wurden vielmehr von Männern verteidigt, die selbst, wie schon erwähnt ist, auf dem Konzil von Chalcedon Berücksichtigung fanden; der vornehmste derselben, Ibas, hatte seinen Sitz in Edessa. Von ihm gingen die zum Nestorianismus hinneigenden Manifestationen aus. Die Schule von Edessa aber bildete den Mittelpunkt orientalischer Studien für griechische und persische Unterthanen. Junge Leute christlichen Bekenntnisses unter persischer Oberherrschaft besuchten sie. Als die Schule in dem Fortgang der kirchlichen Entzweiungen zu Grunde ging, wollten doch die Christen in Persien ihrer nicht entbehren. In Nisibis, wo früher ein ähnliches Institut bestanden hatte, wurde die edessenische Schule wieder erneuert. Diese ist es, welcher die Christen in dem sassanidischen Reiche ihre Kultur und damit auch eine verbesserte Stellung verdankten. Die Schule erscheint als Verteidigerin der christlichen Ideen dem vordringenden, absoluten Heidentum gegenüber.

Die Nestorianer nahmen selbst Teil an den erwähnten inneren religiös-politischen Streitigkeiten der Perser. Schon unter Kabad haben sie sich auf einer Synode, auf welcher die Ehe sanktioniert wurde, dem Thun und Treiben der Mazdakiten entgegengesetzt. Sie waren dabei, als die Mazdakiten von Chosru vernichtet wurden. Dazu kam, daß die Nestorianer mit dem persischen Staatswesen dadurch in die engste Verbindung traten, daß sie bei der Verwaltung der Steuern, für welche man geübter Schriftführer bedurfte, solche aus ihrem Schoße in den Dienst desselben stellten.

In der Aufrechterhaltung der alten Verfassung und den Modalitäten der höchsten Gewalt schlossen sie sich dem Schahinschah an, der sie dann wieder unter seinen besonderen Schutz nahm.

Die Nestorianer gelangten zu einer großen, für die fortschreitende Kultur überaus bedeutenden internationalen Wirksamkeit; der Erzbischof von Seleucia-Ktesiphon, der ursprünglich dem Patriarchat von Antiochia unterworfen war, konnte es wagen, durch die Kriege zwischen beiden Reichen begünstigt, vom Patriarchat sich loszusagen und eine selbständige Stellung zwischen beiden Reichen einzunehmen. An Chosru Nuschirwan fanden die Nestorianer nicht allein einen Beschützer, sondern, wenn man will, einen Bundesgenossen: denn

auch dem Großkönig von Persien konnte es nicht anders als erwünscht sein, eine Partei in seinem Reiche aufkommen zu sehen, die von den wechselnden Einwirkungen des Hofes und Kirchenregimentes in Konstantinopel unabhängig war.

Eben unter Chosru nun trat der größte unter den nestorianischen Patriarchen auf, Mar-Abas I. Er gehörte ursprünglich zur einheimischen Priesterschaft der Magier, hatte sich in Nisibis zu dem Christentum gewendet und darauf, indem er nach Alexandria reiste, die griechisch-syrische Bildung der Epoche sich erworben. Unter seinen Arbeiten ist vielleicht die wichtigste, daß er das alte Testament der alexandrinischen Übersetzung folgend in das Syrische übertrug; auch manche andere Übersetzung aus dem Griechischen in das Syrische verdankte man ihm. Er kann als einer der vornehmsten Gründer der syrischen Gelehrsamkeit betrachtet werden. Als Inhaber des Bistums von Seleucia erlangte er einen unabhängigen und überaus angesehenen Wirkungskreis in der östlichen Welt.

Der Katholikus des Ostens, — denn diesen Titel nahm der Patriarch an —, verschaffte sich eine dem Papsttum verwandte Autorität. Er beanspruchte auch seinerseits das Vorrecht, jedermann zu richten, aber von niemand gerichtet zu werden.

Von den zahlreichen Bischöfen dieses Bekenntnisses im persischen Reiche durfte keiner sein geistliches Amt verwalten, wenn er nicht vom Katholikus bestätigt wurde; die Bischöfe schworen ihm sämtlich Gehorsam, wie der Ausdruck lautet „bis zur Wiederkunft Christi auf Erden"; denn den letzten Ereignissen glaubte man schon nahe zu sein. Der nestorianische Katholikus hielt lange Zeit alle christlichen Gemeinden des Sassanidenreiches und seiner Nachbarn unter seiner Aufsicht; wir begegnen solchen auch in Arabien.

Wenn sich der Schah dem Eindringen des Christentums von Abyssinien her in Arabien widersetzte, so hatte er doch nichts gegen arabische Kirchen einzuwenden, die den Katholikus von Seleucia als ihr Oberhaupt anerkannten.

Auch in Merw und Chorassan finden wir nestorianische Kirchen; zur Seite persischer Handelsleute von christlichem Bekenntnis in Mangalor, Ceylon, Calliana in der Nähe des heutigen Bombay Geistliche, die in Persien ordiniert worden waren. Selbst in das Reich der Mitte drangen die Christen vor. Auf einem denkwürdigen, erst tausend Jahre nachher wieder entdeckten Monument in syrischer und chinesischer Sprache wird eine Anzahl von Geistlichen genannt, welche die christliche Lehre nach nestorianischer Auffassung verkündet haben.

Das Christenwesen traf in Indien und China mit dem Buddhaismus zusammen. Man konnte glauben, daß es durch seine innere Kraft diese und andere Religionsformen überwinden würde. Dazu aber hätte es Protektoren bedurft, wie Chosru Nuschirwan war, durch deren anerkannte Autorität die lokalen Widersacher hätten zurückgewiesen werden können.

In jener Zeit ist die Meinung verbreitet gewesen, Chosru selbst habe Hinneigung zum Christentum empfunden; er sei, so versichert die griechische Tradition, allezeit mit philosophisch-theologischen Studien beschäftigt gewesen, er habe die Glaubenssätze der verschiedenen Religionen miteinander verglichen und die christlichen für wahrer und verständlicher erklärt als alle anderen.

Eine offenbare Erdichtung ist es, wenn man erzählte, Chosru habe sich selbst taufen lassen.

Er stand auf den Konfinien der Auramazdareligion und des Christentums. Daß dies letzte besser begründet war als die erste, scheint ihm nicht entgangen zu sein, allein den Schritt, vom Heidentum abzufallen und zum Christentum überzutreten, hätte er nicht gewagt; er hätte gefürchtet, den Boden unter seinen Füßen zu verlieren. Den Krieg mit dem byzantinischen Reiche sah er ungern.

Den gesetzlichen Bestimmungen, auf welchen der Friede beruhte, suchte er allezeit nachzukommen. Als er bei einem neuen Ausbruch des Kampfes nach Dara kam, sind die Friedensurkunden zusammengebunden gegen den Himmel emporgehoben worden. Chosru rief Gott zum Zeugen an, daß er es aufs tiefste beklage, wenn der Krieg sich erneuern und neues Blutvergießen notwendig machen sollte.

Eine auf dem alten persischen Boden erwachsene, ihren Kreis mit Einsicht umspannende, durchaus rationelle Natur, den meisten altpersischen Königen und den früheren Sassaniden bei weitem überlegen; man kann ihn unbedenklich dem ersten Darius zur Seite stellen. Chosru Nuschirwan hatte das dem Ruhme großer Regenten förderliche Glück eines langen Lebens. Er hat seinen Nebenbuhler Justinian, dem ein ähnlicher Vorzug zu teil wurde, doch eine Reihe von Jahren überlebt. Chosru starb im Februar 579. Über seiner Asche entzündete sich durch unerwartete Verwickelungen ein Kampf zwischen beiden Reichen, der beiden verderblich wurde und die Gestalt der Welt veränderte. Man zieht nicht immer in Betracht, was es mit dem Gleichgewicht der großen Mächte auf sich hat; daß nämlich ein solches die Bedingung der allgemeinen Freiheit bildet. In dem 6. Jahrhundert findet sich manche andere Idee, die man ihm nicht zutraut, so thatsächlich auch diese. Damals beruhte der Fortgang des allgemeinen Lebens auf dem Gegensatz und dem Gleichgewicht des römischen Imperiums und des sassanidischen Königtums, von denen das eine im Orient, das andere im Occident vorwaltete. Sie mußten nebeneinander bestehen, weil sonst das eine oder das andere eine die Nachbarvölker niederdrückende Gewalt ausgeübt haben würde. Wir wissen: die Römer hätten ohne Gegenwirkung des persischen Schah die Germanen niemals aufkommen lassen; und wie oft sind die Perser, indem sie ihre Herrschaft nach dem fernen Orient ausdehnten, durch römische Angriffe daran gehindert worden. Auch übten sie aufeinander selbst eine Einwirkung aus, durch welche ihre inneren Verfassungen wieder modifiziert wurden. Da ist nun einmal geschehen, daß die beiden Reiche in eine Verbindung traten, welche die Selbständigkeit von Persien

gefährdete; sodann aber, daß zwischen ihnen die wildeste Feindseligkeit entsprang, welche die Grundlage ihrer Macht erschütterte.

Nicht so ganz unähnlich, wie man so sagt, dem Vater war der Sohn Chosrus, Hormisdas. Auf die Vorstellungen der Magier gegen die Christen soll er geantwortet haben: wie sein Thron nicht auf den beiden Vorderpfeilern allein ruhen könne ohne die beiden hintern, so dürfe er auch nicht die Christen und Bekenner anderer Religionen gegen sich aufbringen. Mit den Nestorianern trat er in ein so enges Verhältnis, daß die Magier darüber eifersüchtig wurden.

Von ihm wurde ein anderer Katholikus von großem Ansehen, Jesujab, auf den Stuhl von Seleucia befördert.

Allein die Umsicht seines Vaters besaß Hormisdas nicht. Seiner Magnaten unsicher, ließ er sich doch in einen Krieg mit den Türken ein, die allerdings geschlagen wurden; aber der Feldherr, der sie besiegte, des Namens Bahram, glaubte dadurch stark genug geworden zu sein, um sich gegen seinen Fürsten, der eine Partei gegen sich hatte, zu empören. Es gelang ihm, Hormisdas vom Throne zu stoßen. Da jedoch der gesetzmäßige Nachfolger, der ursprünglich zu dessen Gegnern gehörte, die höchste Macht selbst in Besitz zu nehmen trachtete, wandte Bahram seine Streitkräfte auch gegen diesen und warf ihn nieder. Es ist Chosru Parwiz, der dann keinen anderen Ausweg wußte, als die Hülfe der Römer nachzusuchen. Er hat selbst gesagt, er habe den Christengott gebeten, ihm den Weg zu weisen, den er gehen solle. So flüchtete er in das römische Gebiet mit seinem Harem und den Getreuen seines Gefolges.

Dem römischen Kaiser Mauricius wird es als ein Akt der Besonnenheit nachgerühmt, daß er den Flüchtling nicht nur bei sich aufnahm, sondern mit ihm Freundschaft schloß und dann ihn zurückzuführen Anstalt traf. Seine Unterstützung bewirkte, daß ein persisches Heer für den verjagten Fürsten ins Feld gestellt wurde. Die Perser wichen aus Dara, dem römischen Heere erlag der Empörer Bahram, unter dem Schutz der Römer bestieg Chosru II. Parwiz den Thron seiner Väter.

In den welthistorischen Krisen treten dann und wann Momente ein, in denen sich blutige Feindseligkeiten in ein enges Bündnis verwandeln zu wollen scheinen. Eine solche Epoche war die damalige. Die guten Verhältnisse zwischen Mauricius und Chosru wurden besonders durch die Nestorianer vermittelt.

Wäre es hiebei geblieben, so würden die beiden Reiche in ihrem eigentümlichen Bestand nebeneinander sich zwar gegenseitig beschränkt, aber zugleich durch ihr freundschaftliches Verhältnis verstärkt haben; eine fremde Feindseligkeit würde dann niemals über sie Herr geworden sein.

Aber diese großen Allianzen von Reichen, die, aus so verschiedenem Ursprung stammend, lange Jahrhunderte miteinander gerungen haben, sind doch darum unsicher, weil in einem jeden von ihnen widerstrebende Elemente wirksam sind, welche dann wohl wieder die Oberhand bekommen. Niemals trat

ein solcher Umschwung der Politik gewaltsamer und durchgreifender im römischen Reiche hervor, als bei der Katastrophe des Mauricius im Ausgang des Jahres 602. Wir haben derselben, ihres Ursprungs und ihrer Rückwirkung für den Occident oben gedacht. Da waren die Folgen namentlich für Italien heilbringend: denn dadurch wurde die Emancipation der Völker germanischen Ursprungs befördert.

Für den Orient war ihre Wirkung höchst verderblich, da sie eine Invasion der Perser in die Provinzen des römischen Reiches hervorrief.

Chosru Parwiz hielt sich für berufen, seinen Adoptivvater und Beschützer an dem Mörder, dem gewaltthätigen Kaiser Phokas zu rächen; er wendete seine ganze Kriegsmacht gegen die Römer, um, wie die persische Erzählung ist, einen der Söhne des Ermordeten, Theodosius, der zu ihm geflüchtet sein soll, auf den Thron zu setzen; er wurde dabei von dem nestorianischen Patriarchen begleitet.

Die persische Erzählung, sehr allgemein gehalten, wird durch die griechische zum Teil bestätigt, hauptsächlich aber ergänzt. Daß Chosru die Absicht hatte, sich des römischen Reiches zu bemächtigen, nehmen auch die Griechen an, obgleich sie die Flucht des Theodosius zu Chosru leugnen. Nach Theophanes geht alles davon aus, und dabei muß man wohl stehen bleiben, daß der Mörder und Nachfolger des Mauricius, Phokas, in einem der angesehensten Befehlshaber in Mesopotamien, namens Narses, einen Opponenten findet, der sich, da Phokas ein Kriegsheer gegen ihn schickt, an Chosru wendet, und von diesem unterstützt, das kaiserliche Heer aus dem Felde schlägt. Hienach wäre es ein Einverständnis der Gegner des Phokas unter den Römern selbst mit dem Schahinschah gewesen, was den Krieg zum Ausbruch brachte. Dadurch hauptsächlich wurde Phokas veranlaßt, mit den Feinden im Occident Frieden zu machen und alle seine Kräfte gegen die Perser zu wenden. Aber indem er den Occident aufgab, konnte er doch den Orient nicht behaupten. Chosru rückte mit einem großen, mit Elephanten verstärkten Heere gegen die Gräco-Römer vor und erfocht einen Sieg, durch welchen das Übergewicht der Perser in Vorderasien entschieden ward.

Durch diese Wendung der Dinge scheint Narses selbst bewogen worden zu sein, die Gnade des Kaisers zu suchen. Diese wurde ihm versprochen.

Zu den Unthaten, wodurch Phokas sich berüchtigt gemacht hat, gehört es, daß er Narses wegen seines früheren Abfalles lebendig verbrennen ließ. Die Römer hatten gemeint, Narses sei der einzige Mann, der den Persern hätte Widerstand leisten können. In seinem Tode sahen sie eine Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit. Die Perser nahmen nicht allein Dara in Mesopotamien ein, sie erfochten auch in Persarmenien einen Sieg über die Römer, worauf sie Cappadocien und Paphlagonien durchzogen und von dieser Seite bereits bis nach Calcedon streiften. In beiden Feldzügen wurde das Kriegsheer, dem Phokas seine Erhebung verdankte, so gut wie zerstört. Notwendig wirkte das auf die Hauptstadt zurück. Der Cirkus, durch dessen Beitritt Phokas einst

den Thron erlangt hatte, wurde irre an ihm. Eine Kundgebung, welche darin lag, daß man neben dem Bilde des Kaisers ein Bildnis seines beliebteren Schwiegersohnes Crispus aufstellte, ließ die Veränderung der Stimmung erkennen und erregte zugleich die wilde Entrüstung des Phokas noch mehr, so daß er die Führer der verschiedenen Parteien hinrichten ließ. Die beiden Stützen, auf die sich sein Thron lehnte, das Heer und der Cirkus, fingen an ihm zu fehlen. Man hätte erwarten sollen, daß Chosru, der keine Gegner im Felde fand, sich der Herrschaft über die Stadt, die mit ihrem Kaiser entzweit war, hätte bemächtigen können. Allein wie hätte jemals zwischen der rechtgläubigen Hauptstadt, welche dem Phokas auch deshalb abgeneigt war, weil er in die geistlichen Angelegenheiten eigenmächtig eingriff, und Chosru, der noch mit den Nestorianern im Bunde stand, sich ein Einverständnis bilden können.

Zwischen ihnen erhob sich eine dritte Partei, deren Oberhaupt der Exarch von Afrika, Heraklius war. Er war noch von Mauricius, in dessen Diensten er sich hervorgethan hatte, zu dieser Stellung erhoben und hielt dessen Andenken im Gegensatz zu Phokas aufrecht. Zuerst brachte er die barbarischen Einwohner der Provinz, an die er zu diesem Behuf Geld verteilte, in ein Bündnis gegen den Kaiser. Er schickte dann eine Abteilung der Mannschaften nach Ägypten, unter Nicetas, dem ihm zur Seite stehenden Sohne seines Bruders Gregorius. Der ganze geistliche Orient, namentlich aber Ägypten waren durch die Zersprengung einer Synode in Antiochien, welche gegen die geistlichen Eigenmächtigkeiten des Phokas Widerspruch erhob, in Aufregung gesetzt. Wir finden sogar die Nachricht, daß die Erhebung des Heraklius von Ägypten aus angeregt worden sei. Hier also fand Nicetas die beste Aufnahme; die Beamten des Phokas wichen vor ihm; mit Beihülfe der Einwohner gewann er Alexandrien. Nicht ohne allen Erfolg waren die Gegenanstalten des Phokas; aber sie führten nicht zum Ziel. Nicetas behauptete sich in Ägypten. So geschah, daß Phokas, der schon Syrien verloren hatte, jetzt auch von Afrika und Ägypten ausgeschlossen wurde. Daß nun Heraklius sich etwa mit Chosru Parwiz zum Sturze des Phokas hätte verbinden sollen, lag doch ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Die Gewaltthaten des persischen Heeres empörten vielmehr sein Gemüt; er wollte weder die Verwüstung der Perser, noch die Unthaten des Phokas dulden. In der Absicht, diesen zu stürzen, schickte er seinen Sohn Heraklius mit einer Flotte nach Konstantinopel. Das Unternehmen wurde dadurch begünstigt, daß die streitbaren Mannschaften nach Antiochien abgegangen waren, wo ein Aufruhr ausgebrochen war. Nur der Befehlshaber derselben, Bonosus, war nach Konstantinopel zurückgekommen, als Heraklius an der Reede anlangte. Die Versuche, die Bonosus machte, die Landung zu hindern, waren sehr gewaltsam (er legte Feuer in der Hafenstadt an), aber sie führten nicht zum Ziel. Phokas selbst flüchtete nach dem kaiserlichen Palast. Hier aber wurden die Gegner, die es auch aus persönlichen Gründen waren, seiner mächtig. Sie schleppten ihn gefangen nach dem Hafen vor Heraklius. Die

Worte, die Phokas und Heraklius hiebei gewechselt haben sollen, sind doch sehr bezeichnend. Soweit also, habe Heraklius gesagt, hast Du das Reich gebracht. Phokas habe geantwortet: Du magst es unternehmen, die alte Ordnung herzustellen. Ihm geschah, wie er so vielen anderen gethan hatte, er wurde entsetzlich hingemordet. Von Heraklius weiß man nicht, ob er gekommen war, den Thron selbst in Besitz zu nehmen. Ohne einen Kaiser aber konnte Konstantinopel nicht bestehen. Heraklius wurde am 5. Oktober des Jahres 610 vom Patriarchen gekrönt.

Auch ein religiöses Motiv mag dabei mitgewirkt haben. Heraklius erschien als der größte Verehrer der Gottesgebärerin; bei seiner Ankunft sah man die Bilder der Jungfrau an den Masten. Heraklius mußte versuchen, das Reich zu behaupten und aus dem verzweifelten Zustand, in dem es sich befand, zu retten. Phokas war besiegt; aber eben die, welche dazu hauptsächlich mitgewirkt hatten, waren die vornehmsten Feinde der durch Phokas' Sturz gebildeten Regierung. Während der Verwirrungen, welche den Thronwechsel in Konstantinopel veranlaßten, breiteten sich die Perser in Syrien aus; sie brachten Apamea und Edessa in ihre Gewalt und drangen bis Antiochia. Im nächsten Jahre erschienen sie in Cappadocien, nahmen Cäsarea und führten viele Tausende in Gefangenschaft. Im Jahre 613 finden wir an ihrer Seite die Saracenen, die arabischen Grenzvölker, welche schon Ammianus schildert, die bald zu den einen, bald zu den anderen hielten und Syrien jetzt mit einer wilden Plünderung heimsuchten. Damaskus wurde von Chosru in Besitz genommen.

Noch hoffte Heraklius durch Friedensanerbietungen den Gegner zu gewinnen, aber Chosru erkannte ihn nicht an; seine Gesandten ließ er nicht vor sich. Die Griechen behaupten, er habe nicht daran gezweifelt, daß er das römische Reich sich vollkommen unterwerfen werde. Wirklich unternahm er einen Zug, der zu den größten Erfolgen führte. Im Jahre 614 überschritt er den Jordan, eroberte Palästina und nahm Jerusalem ein. Wie wir bemerkten, galt die heilige Stadt als der Mittelpunkt der idealen christlichen Kirche. Sie wurde damals ihrer Schätze beraubt, unter anderen auch des heiligen Kreuzes, d. h. des Teiles von dem einst von der Mutter Konstantins aufgefundenen Kreuzes, den diese in Silber gefaßt in der Grabkirche hatte aufstellen lassen. Gregor der Große hatte ihm damals einen Lobgesang gewidmet; es galt als das größte Heiligtum der Welt. In der allgemeinen Bewegung der Völker muß es als ein Ereignis betrachtet werden, daß die Kapitale der Religion, die einst von den Römern in Besitz genommen war im Kampfe gegen die Parther, jetzt von den Nachfolgern derselben, den Persern, dem römischen Reich und dem Christentum entrissen wurde. Ein erster Sieg der Orientalen, der nicht behauptet werden konnte, aber doch einer späteren Eroberung den Weg gebahnt hat. Gleich damals schien sich alles zu vollziehen. Im folgenden Jahr drangen die Perser nach Ägypten vor, nahmen Alexandrien und selbst das südliche Ägypten in Besitz. Sie ließen eine Schar zurück, welche von dort

nach der afrikanischen Provinz vordrang. Chosrus Absicht war, die Macht des Kaisertums zu vernichten. Schon hatte er auch die Hauptstadt von Galatien, Ancyra, wo sich die verschiedenen Straßen, die aus Asien und Syrien nach Konstantinopel führten, zusammentrafen, eingenommen. Ein Teil seines Heeres rückte gegen Konstantinopel selbst heran und eroberte Chalcedon, das nur geringen Widerstand leistete.

In welchen Zustand das griechische Reich unter diesen Umständen geraten ist, ergiebt sich aus einem Schreiben, das nicht im Namen des Heraklius, sondern der Behörden in Konstantinopel, die sich als Archonten bezeichnen, an Chosru erlassen worden ist. Es lautet fast allzu kleinmütig. Heraklius wird darin entschuldigt, daß er das Kaisertum angenommen habe, was eigentlich gegen seinen Willen geschehen sei. Der König wird angefleht, Heraklius als sein eigenes Kind zu betrachten. Es ist nicht viel weniger als eine Unterwerfung unter seinen Willen, die sich darin ausspricht. Alles war vergeblich; die Gefahr wuchs ins unermeßliche, als die Avaren, die eben noch dem Heraklius Hoffnung auf ein Bündnis gemacht hatten, eine Zusammenkunft, die zum Abschluß desselben bestimmt war, dazu benutzten, um Feindseligkeiten auszuüben.

In dieser Krisis, einem Kampf um die Existenz, in welchem Kriegführung und Unterhandlung auf gewöhnlichem Wege nichts helfen konnte, hat Heraklius einen Entschluß gefaßt, der allein ihn retten konnte und in der That gerettet hat. Er glaubte, nur dann noch eine gewisse Aussicht für sein Reich zu haben, wenn es ihm gelang, in den asiatischen Provinzen, wo sich die römischen Kriegsvölker noch in vielen Positionen gehalten hatten, die Perser anzugreifen. In der äußersten Gefahr hat sich der gräco-römische Geist in Konstantinopel nochmals zum Widerstand aufgerafft.

Als der erste Moment des wiederaufgehenden Glückssternes mag es betrachtet werden, daß es einer griechischen Gesandtschaft gelang, die Avaren, die in Thracien standen, zu einer versöhnlichen Haltung zu vermögen; der Chakan entschuldigte, was früher vorgefallen war. Dadurch erst wurde es dem Kaiser möglich, ein streitfertiges Heer gegen Chosru Parwiz selbst in stand zu setzen; alle Anhänger des Phokas waren von demselben ausgeschlossen. An deren Stelle wurden neue Truppen geworben, die dann Heraklius mit Eifer und Geschick einübte.

Durch seine Manöver, Schlachten ohne Blutvergießen, wußte er sie an den Lärm der Waffen zu gewöhnen. So einsilbig die griechischen Geschichtschreiber über die Siege der Perser sind, so ausführlich und in übertriebenen Farben schildern sie die Heldenthaten des Heraklius.

Er drang in Armenien ein und schlug mit seiner neu eingeübten Reiterei die persische aus dem Felde. Vorgeschobene persische Heerscharen wurden genötigt, ihre Rettung in den Gebirgen zu suchen. Sobald sie von den Bergen herabkamen, wurden sie angefallen und vernichtet. Die Gräco-Römer, die sonst vor dem Staube eines heranziehenden Perserhaufens geflohen waren,

brachten im Jahre 622 die Zelte derselben in ihre Gewalt. Die Griechen preisen ihren Kaiser als einen Helden. Der Krieg hat wieder das Äußere eines Religionskrieges. Wie die Perser die Annäherungen an das Christenwesen, die in den letzten Zeiten vorgekommen waren, von sich abgestreift haben, so treten auch die Griechen als entschlossene Gegner des persischen Religionswesens auf. Heraklius betrachtet die aufgeschlagenen Evangelienbücher als Orakel; die Feuertempel, auf die er stößt, vernichtet er nun auch seinerseits. Es war eine wohlgeschulte, rachbegierige Armee, die Heraklius sich gebildet hatte, mit welcher er dann im persischen Gebiet vordrang und dem Schahinschah empfindliche Verluste beibrachte. Der König der Könige, dessen Selbstgefühl und Selbstvertrauen durch seine Siege gestiegen war, wurde dadurch mehr gereizt als entmutigt.

Im Jahre 626 schritt Chosru Parwiz nochmals zu einem Angriff, welcher alles entscheiden sollte. Auch er bildete sich ein neues Heer und zwar auf eine in Persien nicht herkömmliche Weise aus den niedrigen Volksklassen, bei denen man auch seine eigenen Dienstleute bemerkte, gleich als hätte er den Einflüssen der Mazdakiten Raum gegeben. Zugleich aber schickte er einen seiner Heerführer, Namens Sarbarus, gegen Konstantinopel. Hauptsächlich suchte er die Avaren mit ihren Verbündeten, den Bulgaren und slavischen Völkerstämmen, in die Waffen zu bringen; auch den Namen der Gepiden hören wir da noch einmal. Heraklius verzweifelte nicht, dem allen zu begegnen. Er stellte drei Heeresabteilungen auf, von denen die eine Konstantinopel gegen die Avaren verteidigen, die andere unter seinem Bruder Theodorus den Persern in Chalcedon Stand halten sollte. An die Spitze der dritten wollte er sich selbst stellen und dem Kriege durch die Bundesgenossenschaft, die er zu schließen im Begriff war, einen Ausschlag in seinem Sinne geben. Zunächst kam alles auf die Hauptstadt an. In Konstantinopel hat man noch mancherlei Versuche gemacht, Frieden und Freundschaft mit den Avaren zu erhalten, doch vergeblich.

Die Avaren hatten sich ganz im Sinne des Chosru gerüstet, dessen Gesandte sich bei ihnen einfanden. In seinem feindseligen Übermut hat der Chakan die Griechen aufgefordert, ihm Konstantinopel einzuräumen; die Einwohner müßten zufrieden sein, wenn er sie in einem einfachen Hauskleid davon gehen lasse, eine Äußerung, welche die Bürger empörte. Der Kampf, der sich anbahnte, war der schwerste, den Konstantinopel bisher zu bestehen gehabt hatte. Die Möglichkeit der Abwehr lag darin, daß die Griechen Hafen und See beherrschten und Avaren und Perser in getrennten Lagern standen. Auf seiten der Avaren fochten slavische Hülfsvölker, und diese suchten nun die Verbindung zwischen beiden griechenfeindlichen Lagern zu vermitteln. Aber Konstantinopel fing jetzt an, sich auf das tapferste zu verteidigen. Man darf den Byzantinern nicht bestreiten, daß sie hier abermals, wie bei jenem Anfall des Gainas, viel Energie bewiesen haben. Die städtischen Truppen trieben die Avaren, welche die langen Mauern bereits eingenommen hatten, von den

aufgeworfenen Ringwällen zurück. Zu einer andauernden Belagerung aber waren die Avaren doch nicht fähig. Sie konnten selbst einen längeren Aufenthalt in der Nähe der Hauptstadt nicht aushalten, so daß der ungeduldige Chakan vermocht wurde, die Belagerung, zu deren Fortsetzung es ihm an Lebensmitteln fehlte, abzubrechen. Konstantinopel wurde gerettet. Sarbarus war dann wenigstens nicht mehr unmittelbar zu fürchten.

Indessen hatte Heraklius sich nach dem Schwarzen Meer in Bewegung gesetzt; er landete in Trapezunt. Wäre er auf sich allein angewiesen geblieben, so würde der Erfolg doch sehr zweifelhaft gewesen sein, aber in der Nähe gab es Volksstämme, die er für sich zu gewinnen und gegen die Perser fortzureißen hoffen durfte. Wir begegnen in dieser Epoche zuerst den Türken in greifbarer Gestalt.

Der türkische Stamm, urverwandt mit den Finnen, war damals nach den iranischen Landschaften vorgerückt; er war im Begriff, Nordiran einzunehmen im Gegensatz gegen die alten Iranier.

Schon längst waren die Türken mit den Römern, welche in ihnen natürliche Bundesgenossen sahen, in Berührung gekommen. Unter Kaiser Justin II. wird eine römische Gesandtschaft erwähnt, welche versuchte, die Türkenstämme gegen die Perser in Bewegung zu bringen. Es vergegenwärtigt die Schwierigkeiten dieser Völkerverbindung, wenn wir lesen, die Gesandtschaft habe zur Hin- und Rückreise nach ihrer Aussage zwei Jahre gebraucht; und einen Einblick in die Beziehungen der Völker untereinander gewährt es, was wir von dem Empfang dieser Gesandtschaft erfahren. Der Fürst, an den sie gerichtet war, zeigte äußerste Betrübnis. Um deren Ursache befragt, sagte er endlich: von alters her habe man die Ankunft einer römischen Gesandtschaft als ein schlimmes Zeichen für die Lage der Welt betrachtet: denn an den Namen von Rom und dessen Herrschaft knüpfe sich die Ordnung der Welt. Sehr schlecht aber müsse es mit dieser stehen, wenn Rom durch eine Gesandtschaft den Beistand entlegener Völkerschaften nachsuche. Man erkennt daraus die Autorität, deren sich der römische Name im inneren Asien erfreute. Einen Erfolg hatte diese Gesandtschaft nicht. Aber schon damals schöpften die Perser aus der beginnenden Verbindung von Türken und Römern Besorgnis. Mit einem der türkischen Stämme nun trat Heraklius in Verbindung. Man hat immer angenommen, daß es der der Chazaren gewesen sei, welche damals die Landschaften an der Wolga besetzt hatten, und vor denen die Slaven weit und breit zurückwichen.

In Iberien traf er mit ihnen zusammen, und sehr anschaulich erfahren wir, wie das geschah. Der Türkenfürst und sein Gefolge steigen, so wie Heraklius mit den Seinen in ihre Nähe kommt, von den Pferden und begrüßen ihn mit Huldigungen, die eine Art von Unterthänigkeit bedeuten. Der Kaiser bittet sie, wieder zu Pferde zu steigen und Gleich mit Gleich zu verhandeln. Freundliche Worte werden gewechselt, der Kaiser begrüßt den Türkenfürsten als Sohn, das Diadem, das er trägt, setzt er demselben auf das

Haupt: denn auf die innigste Verbindung ist es abgesehen. Bei dem Gelage, das dann folgt, verspricht der Kaiser, seine Tochter, deren Bildnis er bei sich trägt, dem Chan zur Gemahlin zu geben. Heraklius versäumte kein Mittel, um die Türken, die er als ebenbürtig behandelte, zum Kriege gegen die Perser mit fortzureißen. Das gelang ihm dann auch. Ein ansehnliches türkisches Heer gesellte sich dem Kaiser bei. Nicht unmittelbar wurde Heraklius hierdurch Meister in Persien, aber er konnte, wie sein Plan gewesen war, in das Innere des Reiches vorrücken. Und wir sehen das einzige Schauspiel, daß ein römischer Kaiser mit einer erst durch ihn selbst gebildeten, nicht gerade starken Heeresmacht in die Regionen, in welchen der König der Könige seinen Sitz hatte, vordringt und hier durch direkten Anfall und indirekte Einwirkung eine Veränderung von Grund aus hervorruft.

Chosru lebte in seinen Lust- und Jagdschlössern in der Mitte seines Reiches im Genuß der Macht und schwelgerischen Fülle eines orientalischen Selbstherrschers. Der vornehmste seiner Paläste war Dastagerd. Der Residenz in Madain zog Chosru den Aufenthalt in Dastagerd vor, wo die dreihundert Feldzeichen, welche die Perser den Römern abgenommen hatten, und mancherlei Kostbarkeiten und Kunstwerke aufbewahrt wurden. Das Schloß war mit zahlreichen, abgesonderten Gehegen umgeben, in denen Strauße, Gazellen, wilde Esel, Tiere des Waldes, aber selbst Löwen und Tiger, Objekte der orientalischen Jagd, ernährt wurden. Da waren die Arome von Indien und die Seidengewänder aus Sina, sorgfältig und mit geschickter Hand gestickte Teppiche, alles, was die Natur und Kunst darbot, in großer Fülle.

Man hat immer behauptet, Chosru habe besonders die Kunst der Musik gepflegt, eine Erinnerung, welcher die Sage von Schirin poetischen Glanz verleiht.

Chosru säumte nicht, der unerwarteten Invasion ein, so gut es ging, in der Eile zusammengebrachtes Heer unter einem Anführer des Namens Rhazates entgegenzusetzen. Der römisch-griechische Kaiser wußte diesem den Vorsprung abzugewinnen; er überschritt den großen Zab und schlug in der Nähe von Ninive ein Lager auf. Hier nun erschien auch Rhazates, anfangs nur mit einer geringen Heeresmacht, die aber demnächst von Chosru ansehnlich verstärkt werden sollte. Der Kaiser beschloß, die Ankunft dieser Truppen nicht abzuwarten: denn was hätte aus ihm werden müssen, wenn er von der feindlichen Übermacht erreicht und von allen Seiten eingeschlossen worden wäre. Die Gegner ließen ihm Zeit, sich gleichsam das Schlachtfeld auszusuchen, das für seine Truppen angemessen war. Heraklius selbst erschien an der Spitze derselben. Er bekämpfte in Person die drei Anführer der Perser und wurde des einen nach dem anderen Meister, gleichsam im Zweikampf, wie Alexander der Große, als er in Persien eindrang.

Heraklius war in Kämpfen dieser Art sehr geübt und trug den Sieg davon, doch hatte er damit noch keinen entscheidenden Erfolg erreicht. Die persischen Heerhaufen waren in Unordnung geraten, aber nicht geschlagen.

Obgleich Rhazates umgekommen war, nahmen sie doch eine feste Position ein. Dann erst langten die Verstärkungen des Chosru bei ihnen an und sie wandten sich gegen Heraklius. Aber dessen Stärke bestand in einer geübten, zu jedem Dienst fähigen und fertigen Mannschaft, weniger in der Übermacht der Waffen als in der Geschicklichkeit und Präcision militärischer Bewegungen. Er führte jetzt einen gewagten, aber zum Ziele treffenden Entschluß durch, der ihn nicht allein rettete, sondern auch den Gegner mit Verderben bedrohte. Einer seiner Heerführer, Namens Georgius, ging mit äußerster Eile vor und besetzte die vier Brücken über den kleinen Zab; er machte eine Anzahl Perser, die sie beschützen sollten, zu Gefangenen. Dann folgte Heraklius nach.

Chosru traf Anstalt, seine Truppen so rasch wie möglich zusammenzuziehen, und Heraklius mußte fürchten, an der Brücke des Tornaflusses doch noch Widerstand zu finden. Aber die Perser hatten dem tapferen Kaiser gegenüber den Mut verloren, wie einst die Römer vor den Persern.

Die Perser flohen bei dem ersten Anblick der Römer von der letzten Brücke. Der Schahinschah wurde jetzt inne, daß er sich in seinem Schlosse nicht würde behaupten können; er dachte nur noch auf seine Rettung. Ohne daß jemand von seinem Vorhaben eine Ahnung gehabt hätte, entwich er mit wenigen Begleitern aus Dastagerd. Heraklius, der die Flußübergänge und die ganze Provinz beherrschte, zerstörte die Wohnungen und Schlösser, vor allem Dastagerd selbst, um die Verwüstungen des römischen Gebietes zu vergelten. Auch die persischen Bauwerke waren ein Monument des Reiches und der Zeit. Vermutlich werden die Hügel der Ruinen, wenn man sie untersucht, manches Überbleibsel des sassanidischen Altertums aufweisen. Nicht allein aber in dem Anfall der Römer bestand das Unglück Chosrus; die verschiedenen Fäden der Ereignisse griffen zu seinem Ruin zusammen; vor Konstantinopel war es unerwartet zu einem Verständnis zwischen den Persern und den Griechen gekommen. Der über diese Dinge am besten unterrichtete griechische Autor berichtet, der Schahinschah habe in gewohnter Gewaltsamkeit Befehl gegeben, Sarbarus, dem man mißtraute, umzubringen. Der Bote, der das Schreiben überbringen sollte, fiel aber in Galatien in die Hände der Römer. Diese veranlaßten Sarbarus nach Konstantinopel zu kommen und legten ihm dasselbe vor. Empört darüber, aber keineswegs ohnmächtig nahm Sarbarus Stellung gegen seinen Fürsten, der ihn verderben wollte. Er schloß einen Vertrag mit dem Patriarchen und dem Stellvertreter des Kaisers, dem Sohne desselben ab. Dann begab er sich wieder in das Lager und verfälschte den Inhalt des Briefes dahin, daß vierzig angesehene Anführer mit ihm zugleich getötet werden sollten. Willst du das ausführen? fragte er den Befehlshaber, der ihm am nächsten stand. Dieser selbst und die übrigen Führer des Heeres vereinigten sich mit Sarbarus; sie erklärten Chosru für abgesetzt und schlossen eigenmächtig einen Frieden mit dem römischen Reiche; dann traten sie den Rückweg nach ihrer Heimat an.

Wie so ganz ward hierdurch die Lage des Chosru Parwiz verändert.

Seine Bundesgenossen, die Avaren hatten die Belagerung von Konstantinopel aufgegeben; seine eigenen Truppen, deren Führer ihm bereits verdächtig geworden war, gingen geradezu auf die Seite der Römer über; zugleich stand der römische Kaiser in der Mitte seines Reiches. Aber mit alledem fühlte sich Chosru noch nicht besiegt; denn eigentliche Niederlagen hatte er noch nicht erlitten.

Es gelang ihm, ein neues Heer zusammenzubringen, mit dem er den Übergang des Flusses Naharwan besetzte. Bei demselben befand sich eine Schar von Elephanten, so daß Heraklius den Fluß nicht zu passieren vermochte. Er selbst wäre in die größte Gefahr geraten, wenn die Perser an Chosru festgehalten hätten. Allein in diesem Moment erhob sich der Widerstand der Großen des Landes gegen den Schahinschah. Es war an sich ein Widerspruch, der allgemeine Wirkung hervorbringen mußte, daß Chosru einst mit Hülfe der Römer auf den Thron gelangt und der Kaiser jetzt als sein siegreicher Feind in das Innere des Landes vorgedrungen war. Die strenge Regierung, die Grausamkeiten, die der König hatte geschehen lassen, die Verwendung auswärtiger Heerführer, die man als Barbaren bezeichnete, hatten ihm die Gemüter entfremdet. Auch die Vorgänge bei dem Heere, das vor Konstantinopel lag, konnten nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung in Persien selbst bleiben. Der König hatte die Absicht, seinen dritten Sohn, der am meisten mit ihm einverstanden war, zum Thronfolger zu erklären. Aber diese Abweichung von der legitimen Succession, auf welche er sich doch eigentlich selbst stützte, brachte die Empörung zum Ausbruch. Der älteste Sohn, Siroes, war nicht gemeint, das über sich ergehen zu lassen. Er trug kein Bedenken, den römischen Kaiser gegen seinen Vater zu Hülfe zu rufen. Er ließ Heraklius wissen, was er vorhabe, und suchte ein Bündnis mit ihm. Sollte sein Unternehmen mißlingen, so meinte er sich einen Rückhalt an den Römern zu verschaffen; sollte es ihm aber gelingen, so bot er ihnen Friede und Freundschaft an.

Der Kaiser forderte Siroes auf, die in Gefangenschaft gehaltenen Römer aus derselben zu befreien und zu seinem eigenen Vorhaben zu gebrauchen. Siroes scheint den Rat befolgt und sich zu einem Kampfe dieser Art in Bereitschaft gesetzt zu haben. Aber schon war ein so gefährliches Unternehmen nicht mehr nötig. Die bewaffnete Macht des Königs wurde durch einen Militärtribunen, der in der Armee bei Chalcedon gedient hatte und jetzt zurückgekommen war, für Siroes bearbeitet. Der Abfall, der vor Konstantinopel begonnen hatte, vollendete sich vor Ktesiphon.

Chosru wurde in einem seiner Paläste überwältigt und gefangen gehalten. Siroes zog in denselben ein und ließ sich als König der Könige begrüßen. Aber die Großen sagten ihm: zwei Könige zu haben, seien sie nicht gemeint; er müßte seinen Vater umbringen oder sie würden denselben nochmals anerkennen; diesem Ansinnen folgte nun Siroes. Nicht leicht aber war es, einen Mann zu finden, der es über sich brachte, seine Hand an den König der Könige

das Abbild der Gottheit zu legen. Mihr Hormizd hieß der Mensch, der das unternahm; er war der Sohn eines angesehenen Persers, den Chosru Parwiz ungerechter Weise hatte hinrichten lassen. Bei seinem Anblick sah Chosru, daß er verloren war, er bot seinen Nacken dem Beile dar. So lautet die persische Tradition. Im Februar 628 ist Chosru Parwiz umgekommen.

In ihm war noch einmal, nach Vorfällen, die einen ganz anderen Ausgang erwarten ließen, der Gegensatz des persischen und des heidnischen Prinzips gegen das christliche und römische zur vollen Erscheinung gelangt. Er hatte die größten Siege erfochten und beherrschte Vorderasien, als er durch die kecke Energie eines römischen Kaisers und innere Uneinigkeit gestürzt wurde und für eine entgegengesetzte Einwirkung Platz machte; die Oberhand blieb nochmals bei den Römern, deren Bundesgenosse der neue persische König war.

Die Abzeichen der Gottesgebärerin, unter denen Heraklius zuerst nach Konstantinopel gekommen war, hatten den Sieg davongetragen; man war überzeugt, durch unmittelbare göttliche Beihülfe. Der Dienst, den die Nestorianer nicht annahmen und die Perser heftig bestritten, triumphierte mit einem glänzenden Siege. Die Folge war, daß die Nestorianer, die unter dem Schutz der Perser eine große Anzahl von Kirchen eingenommen hatten, weichen mußten und die Monophysiten dahin zurückkehrten.

Heraklius selbst hat den Versuch gemacht, die Differenzen, die zwischen den Monophysiten und den Anhängern des chalcedonischen Konzils obwalteten, kirchlich auszugleichen. Vollständig war die Restauration auch in dieser Hinsicht nicht, noch weniger war sie es in einer anderen, die am meisten in die Augen fällt. Das römische Reich war im westlichen Asien und selbst in Ägypten durch die fremde Occupation von den heftigsten Schlägen heimgesucht, von den empfindlichsten Verlusten betroffen worden. Die durch den Krieg verwüsteten Provinzen konnten nicht dadurch hergestellt werden, daß der Feind, der sie verwüstet hatte, genötigt worden war, sie zu verlassen. Auch war das ja nicht durch eine Erhebung der Römer im alten Sinne, durch die Kraft der Legionen geschehen. Die Hauptstadt hatte sich die Ehre der Selbstverteidigung erworben. Alles andere war mehr durch eine, an das Abenteuerliche streifende Invasion, als eine nachhaltige Entwickelung der bewaffneten Übermacht bewirkt worden. Das römisch-griechische Syrien und Ägypten war nicht mehr das alte. Von jenem faktischen und zugleich rationellen Gleichgewicht der Zeiten Nuschirwans war nicht mehr die Rede.

Man hatte auf Leben und Tod gekämpft, die religiösen Ideen waren aufeinander gestoßen. Die Gräco-Römer betrachteten den Sieg als eine Rettung von dem äußersten Verderben.

In seinem Bericht an Senat und Volk von Konstantinopel, der in der Hagia Sophia verlesen wurde, erklärt der Kaiser, Himmel und Erde müsse sich freuen: denn der verruchte Gottesfeind sei vernichtet. Mit Jauchzen und

Freude mögen sie herbeiströmen, um Gott zu verehren. Dieses Gefühl war das allgemeine. Der Kaiser wurde als der Unterfeldherr Gottes betrachtet.

Mit Siroes wurde eine Abkunft getroffen, in deren Folge sich römische und persische Abgesandte vereinigten, um die Perser, die sich noch in Edessa und in anderen römischen Städten befanden, von dort nach Persien abzuführen, unbelästigt von den Einwohnern. Der Kaiser, der seine letzten sechs Kriegsjahre den sechs Tagen der Weltschöpfung verglich, ging nach Konstantinopel zurück, um den siebenten, den Ruhetag daselbst zu begehen.

Das Volk kam ihm mit Ölzweigen entgegen, an der Spitze der Patriarch und der Sohn des Kaisers. Der Vater und der Sohn fielen einander mit Thränen in die Arme. Psalmensingend zog man in Konstantinopel ein.

Im nächsten Jahre brachte Heraklius das heilige Kreuz, das ihm Siroes auslieferte, nach Jerusalem zurück, wie man erzählt, auf einem Triumphwagen knieend, es mit den Händen emporhaltend, und stellte es wieder in der Grabeskirche als Wahrzeichen des Christentums auf.

Die gesamte Christenheit begrüßte es als ein Wunder, als eine den Glauben bestätigende Fügung Gottes. So ging dieser Krieg zu Ende, der vielleicht als der vornehmste Markstein zwischen der alten und der neuen Geschichte betrachtet werden muß. Andere Kriege sind hauptsächlich für die, welche besiegt wurden, verderblich gewesen, hier aber waren die beiden Großmächte, die einander gegenüberstanden, zuweilen Sieger zuweilen Besiegte, von den Folgen dieser Wechselfälle heimgesucht worden. Ihr äußeres Verhältnis wurde dadurch wenig verändert, die beiden Regierungen und die Religionen behaupteten sich. Allein in sich selbst waren die beiden Reiche doch in ihren Grundfesten erschüttert, das römische durch die langandauernde Occupation mehrerer Provinzen, das persische durch den Rückschlag, den es erfuhr und durch den es in seinem Lebensprinzip getroffen wurde.

Die sassanidische Herrschaft ist eigentlich daran verblutet. Wie das römische Reich einen starken Imperator, so verlangte das persische einen anerkannten und kräftig waltenden Schahinschah. Aber die neue Regierung war durch eine Empörung gegründet und Siroes kein Mann dazu, um die Königsmacht wiederherzustellen; die Gewaltsamkeit, durch die er auf den Thron gekommen war, konnte er selbst nicht verwinden; er starb nach siebenmonatlicher Regierung.

Alle seine Brüder hat er umgebracht; der Sohn, den er hinterließ, war ein Kind von sieben Jahren. Das Reich verwaltete einer der Großen. Gegen die vormundschaftliche Regierung erhob sich derselbe Sarbarus, der sich bei Konstantinopel gegen Chosru Parwiz empört hatte, und es gelang ihm wirklich, den Thron in Besitz zu nehmen. Aber die Großen und das Volk wollten von dem Stamme Sassan nicht abweichen, Sarbarus wurde von seinen Leibwächtern umgebracht. Die Perser fanden sich noch lieber in die Notwendigkeit, zwei Töchter des Chosru nacheinander als Königinnen anzuerkennen, von denen die eine, Borane, sich durch Wohlthätigkeit und Milde hervorthat, die andere,

Azarmidocht, das strenge Regiment ihres Vaters wiederherzustellen trachtete. Wer mir widerstrebt, soll sie gesagt haben, den werde ich vernichten. Die Aufmerksamkeit der einen und der anderen war nur auf die Art und Weise der inneren Regierung gerichtet. In diesem Augenblick aber erhob sich ein Feind von größerer Energie als je ein früherer. In dem Kampf, der dann ausbrach, ist die Gewalt der Schahinschah auf immer zu Grunde gegangen.

Zweites Kapitel.

Mohammed und der Islam.

In der Mitte zwischen den beiden großen Potenzen, dem römischen und dem persischen Reiche, die beide auf entgegensetzten Religionen beruhten, hat sich eben in den Zeiten ihrer letzten Konflikte eine dritte Macht, die zugleich religiöser Natur, oder sagen wir, eine neue Religion, die zugleich Macht war, gebildet: die Religion Mohammeds, welche diesem selbst, und in noch größerem Umfang seinen Nachfolgern eine überwiegende Stellung in dem allgemeinen Wettstreit der Nationen verschafft hat. Versuchen wir, diese Neubildung in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Arabien ist nicht allein auf drei Seiten vom Meer umgeben, sondern auch durch die beiden großen Wüsten von Suez und die syro-mesopotamische, von der übrigen Welt geschieden; nicht mit Unrecht wird es von den Einwohnern als Insel bezeichnet. Die maritime Lage, durch welche es in stetem Kontakt mit den seefahrenden und handeltreibenden Nationen stand, gab ihm eine nicht geringe Bedeutung für den allgemeinen Weltverkehr. Sehr verständlich ist die Tradition, nach welcher Alexander der Große die Besitznahme von Arabien, welches den Umkreis der von ihm im Osten und Westen eingenommenen Gebiete durchbrach, in seinen letzten Momenten ins Auge faßte; das war ihm jedoch nicht beschieden. Auch gerieten die Mächte des asiatischen Kontinents in eine nur zu oft feindselige Berührung mit den Arabern. Aber weder die Nachfolger Alexanders, noch auch die Römer sind über die anstoßenden Grenzbezirke hinausgekommen.

Die Völker der arabischen Marken, die Saracenen, bewegten sich allezeit mit einer gewissen Freiheit in den unaufhörlichen Kriegen zwischen den Römern und den Sassaniden. Hatten aber die benachbarten Mächte nur geringen oder vorübergehenden Einfluß auf die Araber, so übten dagegen die vorwaltenden Religionen einen wesentlichen und nachhaltigen auf dieselben aus.

Nach der Kunde, die den Griechen und Römern davon zukam, war auch

hier ein Polytheismus, der sich an den Sterndienst anknüpfte, die herrschende Form des Glaubens und Lebens. Jeder Stamm verehrte sein Gestirn. Nicht selten erscheinen auch Idole, die insofern über das ausschließende Stammeswesen hinausreichen, als sie ein Asylrecht, welches auch andere Stämme anerkannten, in Anspruch nahmen und genossen. Ein uralter Tempel des Saturn wird erwähnt, der von allen Arabern als ihr ältestes Heiligtum verehrt wurde und die gesamte Nationalität repräsentierte; der schwarze Stein zu Mekka, welchem das arabische Gemeingefühl sich anschloß, scheint demselben zu entstammen.

An die polytheistische Tradition schließt sich eine andere an, die mit der jüdischen verwandt ist. Ihr zufolge ist der schwarze Stein durch einen Engel Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht worden. Abraham, der als Stammvater auch der Araber verehrt wird, erscheint als Begründer dieser Ordnung der Dinge, die allmählich das Übergewicht davon trug. Das Judentum drang überhaupt unter den Arabern auf das mächtigste vor.

Unterdessen war auch das Christentum eingedrungen. Wir erfahren, daß es von einem Missionar Phemion in primitiver Einfachheit in der Mitte von Yemen gegründet worden ist, wie von St. Patrik in Schottland, der durch sein Gebet den Baumkultus zerstörte. Die Pflanzung wurde von den Eingeborenen bekämpft, von Abyssinien aus unterstützt, von den Persern zerstört. Doch gab es, wie erwähnt, christliche Bistümer, die unter dem Katholikus von Seleucia standen. Unter den Arabern entspann sich hierüber ein Widerstreit der Meinungen. Die Hanife, Apostaten der Idole, zeigten Vorliebe für die geoffenbarten Religionen, Judentum und Christentum, wurden aber von denen, die an dem nationalen Götzendienst festhielten, tödlich gehaßt.

In diesen religiösen und nationalen Gegensätzen bildete sich nun die Persönlichkeit des Mannes aus, der noch heut von hundert Millionen Menschen als der Bote Gottes verehrt wird, Mohammed ben Abdallah. Nicht aus Fluktuationen der religiösen Meinungen aber allein ist die Stellung entsprungen, welche Mohammed einnahm; sie hängt mit den besonderen Verhältnissen des Stammes in Mekka zusammen, dem er angehörte. Zu den vornehmsten arabischen Stämmen zählen die Koreisch, welche durch ihren die Welt umfassenden Handel und ihre genealogische Übermacht Mekka beherrschten. Eine besondere Familie des großen Stammes bildeten die Haschimiten, die jedoch von den übrigen immer mit einer gewissen Eifersucht angesehen wurden. Ich darf nicht versäumen, eine Tradition hierüber beizubringen, die sich bei dem ältesten Biographen Mohammeds, Ibn Ishak, findet.

Als den Vater Haschims bezeichnet er den Abd Manaf. Haschim, der Sohn des Abd Manaf hatte vier Söhne, darunter Abd Almuttalib, den Großvater Mohammeds. Schon damals war Mekka und die Kaaba von Pilgrimen aus allen Stämmen Arabiens besucht. Haschim und Abd Al-

muttalib hatten das Vorrecht, für Speisung und Tränkung derselben zu sorgen. Zu diesem Behufe grub der letztere einen Brunnen, Zemzem, welcher nie ausgeschöpft werden noch wasserarm sein sollte, nicht jedoch ohne mannigfaltige Feindseligkeiten der Koreischiten. Abd Almuttalib gelobte, wenn es ihm gelinge, das Werk zu vollenden, von seinen zehn Söhnen einen dem Götzen, der im Inneren der Kaaba am meisten verehrt wurde, dem Hobal zu opfern. Soweit kam es nun nicht. Als er schon bereit dazu war, seinen jüngsten Sohn, Abdallah, zu opfern, wurde er durch die Stammesgenossen daran verhindert. Der Götze ließ sich zuletzt durch hundert Kamele befriedigen. Der Sohn des auf diese Weise in die äußerste Gefahr, dem Götzendienst zu erliegen gebrachten und dann doch geretteten Abdallah war Mohammed. Sollte er je vergessen haben, daß er sein Dasein nur dem Lösegeld, welches zur Beschwichtigung des am meisten gefürchteten Götzen dargeboten wurde, zu verdanken hatte?

Vater und Mutter starben ihm sehr früh; dem Großvater wird zugeschrieben, daß er ihn in die Kaaba trug und Allah für den kräftigen Knaben dankte. Auf diesem Gegensatz nun zwischen Allah, dem wahren Gott, und den Götzen, die man neben ihm verehrte, beruht die Geschichte Mohammeds. Die Kaaba in Mekka galt als bevorzugt bei der Schöpfung Allahs, der, indem er Himmel und Erde aus dem Nichts hervorgerufen, zugleich die Kaaba geschaffen habe. Die Idole, welche anderwärts in Arabien angebetet wurden, leitete man von Steinen her, die aus der Kaaba weggeschleppt seien. Die Araberstämme pilgerten nach Mekka zugleich zu dem höchsten Gott und zu diesen Idolen. Der Knabe wuchs zuerst unter der Pflege seines Großvaters, hierauf unter dem Schutze seines Oheims, Abu Talib heran; sonst war er ohne Vermögen und ohne Schutz: denn die Genossenschaft der Koreischiten, die aus den Stammesoberhäuptern bestand, war doch zugleich eine kaufmännische Aristokratie. Das hauptsächlichste Geschäft, das sie trieben, war eben der Handel. Die Sicherheit eines jeden beruhte auf dem gegenseitigen Schutze, den die großen Familien einander gewährleisteten. Mit diesem Kreis trat nun Mohammed durch seine Vermählung mit Chadidscha in die engste Beziehung. Sie war eine reiche Besitzerin, deren Geschäfte er mit Glück und Erfolg besorgte, so daß er ihr vollkommenes Vertrauen und ihre Hand erwarb. Chadidscha war nach Ibn Ishak die angesehenste Frau aus dem Stamme Koreisch, um die sich viele andere bemühten. Mohammeds Oheim, Hamza, ging mit ihm zu Chuwailid, dem Vater Chadidschas, und hielt um sie für ihn an.

Die Stellung, in welche Mohammed dadurch eintrat, ersieht man aus einem Vorfall, der schon deshalb Erwähnung verdient, weil er von Ibn Ishak berichtet wird.

Bei dem Wiederaufbau der Kaaba soll ein Streit zwischen den vorwaltenden Familien, den Kabilen, darüber entstanden sein, wer den schwarzen Stein, das allgemein verehrte Heiligtum, wieder einsetzen solle; Mohammed

habe den Streit durch die Auskunft beschwichtigt, daß er den Stein auf ein Tuch legte, an welchem die Mitglieder der verschiedenen Familien anfaßten, um ihn empor zu heben; die Einfügung habe er dann selbst vorgenommen. Wenn sich dies wirklich so erreignet hat, so beweist es wenigstens soviel, daß Mohammed ein gewisses moralisches Ansehen und eine entscheidende Einwirkung auf die Erhaltung der Eintracht im Stamme Koreisch, der mehr als zwanzig Familien zählte, besessen hat. Sollten wir auch hier nur einer Tradition folgen, so ist es doch schon von historischem Gewicht, daß sie sich bilden konnte.

Kein Zweifel kann daran sein, daß der religiöse Zustand in Mekka in nachdenkenden Geistern Mißfallen erweckte. Unter anderem konnte ein Umzug an der Kaaba, bei welchem die Männer nackt, die Frauen nur in leichter Verhüllung den Tempel umkreisten, zum Zeichen ihrer Verehrung gegen die daselbst aufgestellten Idole, nicht verfehlen, Anstoß zu geben. Noch größeren Widerwillen erregte ein Herkommen, das allen menschlichen Gefühlen Hohn sprach; die Gewohnheit, junge Mädchen, die auferziehen zu können man verzweifelte, lebendig zu begraben. Die Meinung brach sich Bahn, das sei nicht die Religion Abrahams. Vier angesehene Männer sollen sich verbunden haben, die wahre Religion Abrahams anderwärts zu suchen; einer von ihnen, Zayd, wäre aber zurückgekehrt und hätte erklärt, daß eben in Mekka die wahre Religion vorhanden sei, wenn man nur die bösen Gebräuche abstelle und den trügerischen Götzen entsage.

Inmitten der Immoralitäten, zu denen der Götterdienst der Stämme führte, erhob sich die Erinnerung an die älteste Religion der Menschheit, die sich hier mit den nationalen Traditionen verwebte. Es ist eine Art von Restauration, wenn man von den Götzen absah und auf den Einen Gott zurückkam. Soll ich, heißt es in einem uns aufbehaltenen Gedichte Zayds, an Einen Herrn glauben oder an tausend? Dann wäre ja die Herrschaft geteilt. Ich habe Wohlgefallen an Dir, Allah, als meinem Herrn: denn ich sehe außer Dir keinen Gott, an den ich glauben könnte.

In diesem monotheistischen Gedanken lebte und webte nun der Haschimite Mohammed. Er trat den Koreischiten gegenüber mit der Lehre auf, Allah sei der wahre Gott ohne Genossen, und verwarf die Anbetung aller Idole neben demselben. Doch blieb er nicht dabei stehen, dies als seine persönliche Meinung auszusprechen. Er behauptete, von Allah damit beauftragt zu sein, er trat als dessen Sendbote auf. Indem er sich von dem Bestehenden losriß und auf ein Ursprüngliches zurückzukommen suchte, welches ihm in der Seele lag, geriet er in eine innere Agitation, von der größten Tiefe und Gewalt, welche an jene Ekstasen erinnert, von denen die Neoplatoniker so viel zu sagen wußten, und welche auch die Juden kannten. Daß er von der Idee der geoffenbarten Religion ausgegangen ist, welche bei den Arabern viele Anhänger zählte, aber auch viele Gegner, läßt sich nicht leugnen. Anders wäre es nicht möglich gewesen; denn die vornehmen Koreischiten waren ver-

hältnismäßig gebildete Leute. Es gab eine Gesellschaft in Mekka, welche in poetischen Hervorbringungen wetteiferte, und zugleich mit der Welt weit und breit in Verkehr stand. Nicht gerade die echten Urkunden des Glaubens waren bekannt, aber seit Jahrhunderten hatten christliche und gnostisch-jüdische Sekten ihre Ansichten und ihre Bücher in Arabien in Umlauf gesetzt. Ich will nur einer dieser Sekten gedenken, deren Vorstellungen bei Mohammed nicht allein wiederkehren, sondern ihm bei seiner Behauptung, der Sendbote Gottes zu sein, zum Vorbilde dienten. Es ist die Sekte der Elchasaiten, die schon im dritten Jahundert in Arabien verbreitet war. Nach Epiphanius, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, hatten sie ein geheimnisvolles prophetisches Buch, das nach den Philosophumena des Pseudo-Origenes von einem Engel geoffenbart worden war. Das eine und das andere bildet eigentlich die Grundlage des arabischen Prophetentums. Die Elchasaiten nahmen eine successive Offenbarung an, die zuerst den Erzvätern, dann Abraham, Moses und Jesus zu Teil geworden sei. Einer solchen meinte auch Mohammed teilhaftig geworden zu sein. Er behauptete, in der der Nacht Al Kadr die Offenbarungen erhalten zu haben, die er im Koran niederlegte; in dieser Nacht seien die Engel auf das Geheiß ihres Herrn herabgestiegen, um ihm die göttlichen Bestimmungen über alle Dinge mitzuteilen. Mohammed spricht von dem geheimnisvollen Buch, das ihm der Engel Gabriel im Namen Allahs überreicht habe.

Ich will nur Eine Stelle anführen, die mir die bedeutendste von allen scheint. „Lies," so sagt ihm der Engel, der ihm die geheimnisvolle Schrift mitteilt, „lies im Namen Deines Herrn, der alles erschaffen, und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blut. Lies bei Deinem Herrn, dem glorreichen, der gelehrt den Gebrauch der Feder und der den Menschen lehrt, was er nicht gewußt."

Eine in ihrer Art grandiose Zusammenstellung; der Schöpfer des Alls, des Menschen hat diesen zugleich unterwiesen und ihm den Gebrauch der Schrift gelehrt. Der ewige Gott, der als derselbe gedacht wird, wie man ihn in der Kaaba verehrte, Allah (Eloah) wird als der unmittelbare Urheber alles Wissens, das als ein göttliches erscheint, angesehen. Aber man ist von ihm abgewichen und ihm ungehorsam geworden. Mohammed empfindet sich als den Mann, der den Auftrag erhalten habe, dem ein Ende zu machen und den verunstalteten reinen Gottesdienst wieder herzustellen. Ob die Erscheinungen, die er dann gehabt haben soll, auf Hallucinationen oder Illusionen beruhen, ob sie psychologisch oder physiologisch zu erklären sind, vermesse ich mich nicht zu untersuchen. Gewiß sind sie kein Produkt der Willkür. Sie gehören dem Geist des Jahrhunderts an, das überall in der Welt an Wunder- und Engelerscheinungen glaubte.

Es ist eine Tradition seiner Familie, daß er die Einsamkeit liebte und dann Traumgesichte hatte bis zur Morgenröte, die sich am Tage in Erscheinungen umwandelten. Wenn er in den Bergen umherirrte, glaubte er

von allen Sträuchern und Bäumen die Stimme zu vernehmen, daß er der Gesandte Gottes sei. Er hielt sich wohl zuweilen selbst für besessen; allein der Inhalt der Offenbarungen bestärkte ihn darin, daß er die Wahrheit sage. Das wesentliche Moment liegt in dem Anspruch einer unmittelbaren Offenbarung Allahs an Mohammed, der eben aus diesem Grunde als der Sendbote Gottes auftritt. Und nur darauf darf man bestehen, daß die ursprüngliche monotheistische Überzeugung schon in Mohammed vorhanden war. Die Behauptung unmittelbarer Erleuchtung ist erst der zweite Schritt in dem Gewebe der Lehre des Islam. Die Idee knüpft an die christliche an, ist aber doch von derselben sehr verschieden. Denn bei dem Christentum kam es darauf an, die Einseitigkeit der Nationalität zu überwinden, bei Mohammed vielmehr darauf, den zerstreuten Stämmen einen nationalen Mittelpunkt zu schaffen. Das Christentum enthielt die Weltreligion an und für sich. Mohammeds Absicht ging dahin, die Kaaba, in welche die Verehrung der Götzen eingedrungen war, von derselben zu reinigen und durch die monotheistische Idee die oberste Gewalt zu reformieren. Seine Gedanken waren von Anfang an zugleich politischer Natur. Ein Produkt dieser Intentionen und Zustände sind die frühesten Suren des Koran, die er als göttliche Offenbarungen betrachtete und durch deren Vorlesung er Jünger warb.

Die ersten Gläubigen waren eben die, die den häuslichen Kreis bildeten, in dem er lebte: Ali, sein Vetter, den er zu sich genommen hatte, seine Gemahlin Chadidscha, sein Sklave Zayd, den er von dieser zum Geschenk bekommen und dem er die Freiheit gegeben hatte. Mit einem oder dem anderen seiner Vertrauten verfügte sich Mohammed zuweilen in die einsamen Schluchten der nahen Berge. Die erste Kunde einer religiösen Neuerung entsprang aus ihren gemeinschaftlichen Gebeten, bei denen sie überrascht und gestört wurden. Nach und nach erschien dann die Bedeutung ihrer Abweichung. Der vornehmste von allen Bekehrten ist Abu Bekr; er rief alle die zu dem neuen Glauben, dem Islam, auf, welche ihm persönlich vertrauten. Erst drei Jahre nach der ersten Offenbarung begann Mohammed, wie er sagte, nach göttlicher Weisung, seine Lehre öffentlich zu predigen. Indem er aber dabei die Götzen anfeindete und bekämpfte, erregte er die bitterste Feindschaft. Noch erfreute sich Mohammed des Schutzes seines Oheims Abu Talib. Er meinte zuweilen, auch dieser werde ihn, von den Feinden gedrängt, verlassen. Er war entschlossen, auch dann nicht zu weichen; setze man ihn zwischen Sonne und Mond und fordere ihn auf, seine Lehre aufzugeben, so werde er das nicht thun. Abu Talib entließ ihn mit der Versicherung, daß er ihm seinen Schutz nicht entziehen werde. Hierauf trauend sammelte sich Mohammed eine größere Gemeinde aus den verschiedenen Kabilen des Stammes, die dadurch nicht wenig beunruhigt wurden. Seine Worte waren unwiderstehlich. Ein Unterhändler, der gekommen war, um Mohammed allerlei Anerbietungen zu machen, wenn er von seinem Glauben zurücktrete, wurde durch seine Worte bekehrt, so daß er mit ihm

auf die Kniee niederfiel. Man stritt darüber, wie man Mohammed bezeichnen sollte, ob als Wahrsager, Dichter oder Zauberer. Das letzte fand deshalb Anklang, weil seine Rede ein Zauber sei, durch welchen der Mann von seinem Vater, seinem Bruder, seiner Gattin und seinem Geschlecht losgerissen werde. Genug, die erste Wirkung war eine Absonderung von den Stammesfamilien. Nicht jeder aber hatte einen Beschützer wie Mohammed in Abu Talib. Es war auf Mohammeds Anraten, daß sich die gefährdeten Gläubigen nach Abyssinien begaben.

Es könnte wohl scheinen, daß dabei eine Erinnerung an die frühere Herrschaft der Abyssinier und ihre Vernichtung durch Chosru den Beweggrund gebildet habe; denn ein Gegner der Perser war Mohammed immer, allein das war doch nicht das Motiv, das er jetzt hervorhob. Dies bestand vielmehr darin, daß dort ein Fürst herrsche, der Recht und Gerechtigkeit ausübe; er werde ihnen Schutz gewähren, bis sie gefahrlos nach Mekka zurückkehren könnten; denn darauf, die Gewaltsamkeiten der Stammeshäupter von seinen Anhängern abzuwehren, blieb allezeit sein Sinn gerichtet. Die Koreischiten schickten eine Gesandtschaft an den Naggasi, den König von Abyssinien, um ihn zu veranlassen, die Flüchtlinge aus seinem Lande zu weisen. Dieser aber war mit den Erklärungen, bei denen sie Jesus als einen Diener Gottes bezeichneten, zufrieden. Er gab den Koreischiten abschlägige Antwort.

Man hat Mohammed damals von seiten der Koreischiten den Vorschlag gemacht, die Gottesdienste zu vereinigen: denn dann würde der Schutz des Allah und zugleich der Götzen gewonnen werden, ein Vorschlag, der nicht der erste seiner Art sein würde; er erinnert an die Abkunft, welche unter Licinius zwischen Vielgötterei und Monotheismus getroffen worden ist. Mohammed aber hat geantwortet: er bete das nicht an, was von den Ungläubigen angebetet werde. Unglaublich ist, was man immer aufs neue wiederholt hat, Mohammed habe sich zur Duldung von drei Göttinnen entschlossen, eine Erzählung, bei der Satan selbst in Scene tritt. In der dreiundfünfzigsten Sure des Koran, in welcher das Dasein der Fürbitterinnen, an welche die Araber glaubten, ausdrücklich geleugnet wird, soll entweder Mohammed selbst oder ein böser Geist Worte entgegengesetzten Inhalts hinzugefügt haben. Angenommen wird dann weiter, daß die Ausgewanderten in Abyssinien hieraus auf eine Annäherung zwischen Mohammed und den Koreischiten geschlossen hätten und zurückgekommen wären. Allein wie wunderlich lautet das alles. Mohammed soll noch an demselben Tage das ihm entschlüpfte Wort widerufen haben. Wie ließe sich aber denken, daß nur der eine Bericht den Exulanten zugekommen, der andere ihnen verborgen geblieben wäre. Die Erzählung steht in so schneidendem Widerspruch mit allem, was wir authentisch über Mohammed wissen, daß ich sie nicht anzunehmen wage. Aber immer schärfer wurden die gegenseitigen Reibungen. Infolge der Zurückweisung der in Abyssinien gemachten Versuche und des Fortganges

der Bekehrung fingen die Koreischiten an, für sich selbst zu fürchten. Den größten Eindruck machte es, als einer der tapfersten Koreischiten, Omar, der bisher ein Verfolger Mohammeds gewesen war, zu seiner Partei überging. Omar hatte erfahren, daß seine Schwester und deren Gemahl Mohammed anhange. Indem er sie darüber heftig anließ, bekam er eine Sure zu Gesicht, die sie eben miteinander lasen. Durch den Inhalt derselben wurde er so betroffen, daß er zum Islam übertrat. Er erschien in einer Versammlung, bei welcher auch Mohammed anwesend war, die aber noch in Omar einen Feind sah, gegen den man sich würde zu wehren haben, jedoch mit der Voraussetzung, daß man ihn überwältigen würde. Indem trat Omar ein und bekannte sich zum Islam. „Gott ist groß," rief Mohammed aus, der das immer vorausgesagt hatte, dem es aber doch unerwartet kam. Aber Mohammed erlitt auch schwere Verluste: denn die verhältnismäßige Sicherheit, deren er sich erfreute, beruhte auf der Stammesverbindung, welche durch die religiöse Abweichung an und für sich nicht unterbrochen wurde. Innerhalb der Genossenschaft freier Männer, welche den Stamm bildeten, konnte der Anhänger des neuen Glaubens nur dann angetastet werden, wenn er von seinem Stamm preisgegeben wurde. Wohl blieb noch die Auskunft übrig, daß ein Moslim sich einem anderen Stamme anschließen konnte, was doch seine eigene Familie wieder nicht zulassen durfte, um nicht an ihrer Ehre zu verlieren.

Wir berühren hier die vornehmste in der Verfassung des Landes liegende Schwierigkeit, auf welche Mohammed stieß, und welche seine Laufbahn bestimmt hat. Unleugbar ist es, daß seine religiöse Idee mit den herkömmlichen Vorstellungen, in denen sich die Stammesverbindung bewegte, in Widerspruch stand. Sehr empfindlich war es für Mohammed, daß erst Chadidscha, dann aber Abu Talib kurz nacheinander mit Tode abgingen. Der Bruder des letzteren, Abu Lahab, empfing auf die Frage, wo sich sein Vater Abd Almuttalib befinde, eine Antwort, die ihn mit Mohammed auf ewig verfeindete. Mohammed konnte seinem System gemäß, das nur zwischen Gläubigen und Ungläubigen unterschied, wohl nicht anders antworten, als daß derselbe den Mächten der Hölle überliefert sei. Abu Lahab nahm ihn auch dann noch äußerlich in seinen Schutz, aber wenn Mohammed mit anderen über den Glauben sprach, ist Abu Lahab hinter ihm hergegangen und hat die Zuhörer ermahnt, ihm nicht zu glauben, er sei ein Lügner. Recht eigen nimmt man da die Kombination der religiösen Differenz mit dem Stammesverhältnis wahr.

Noch erwartete Mohammed den Sieg seiner Sache von dem allmählichen Fortschritt der Lehre. Aber die Ungerechtigkeiten zu dulden, die deshalb verhängt wurden, weil man Gott bekenne, erschien auf die Länge unerlaubt: denn dadurch werde der Bestand der Religion selbst gefährdet. Schon damals war der Streit nicht allein ein religiöser.

Die Koreischiten glaubten durch die Lehre Mohammeds mit dem Verlust

der Vorrechte bedroht zu werden, die auf ihrer Herrschaft über die Kaaba beruhten; sie meinten zu ihrer Verteidigung Mohammed vernichten zu müssen. Auf der anderen Seite hielt sich auch Mohammed für gerechtfertigt, wenn er zu seiner Verteidigung jedes Mittel anwende, das in seiner Gewalt stehe. Verhehlen wir uns nicht, daß der Streit bereits die höchste Macht betraf; denn wenn Mohammed durchdrang, so mußte ihm eine Autorität zu Teil werden, neben der keine andere aufkommen konnte. In einer der Erleuchtungen, deren er sich zu erfreuen meinte, wurde ihm offenbart, daß er für den Glauben Krieg führen dürfe.

Wie aber hätte er sich schmeicheln können, in Mekka, wo die Stammesverfassung, von der er abwich und die ihn nicht schützte, allmächtig war, seine Feinde zu bestehen. Da hat er dann den Gedanken gefaßt, Freunde unter den arabischen Stämmen außerhalb Mekkas zu suchen. Es geschah nicht allein, um seinen Religionsbegriff auszubreiten, sondern zugleich aus Feindschaft gegen die Koreischiten, wenn er sich mit seiner Lehre an Stämme wandte, die sich Jahr für Jahr als Wallfahrer und Pilger in dem heiligen Gebiet von Mekka einzufinden pflegten. Am meisten fand er Gehör bei den Angehörigen der Stämme Auß und Chazradsch, welche damals Yathrib, das spätere Medina, inne hatten. Sie waren hier mit jüdischen Stämmen zusammengetroffen und hatten mit ihnen Verträge geschlossen, bei denen jedoch auch wieder feindselige Berührungen eintraten. Die Juden hatten dann wohl vernehmen lassen: ein neuer Messias würde auftreten und ihnen das Übergewicht über Chazradschiten und Außiten verschaffen. Auf die Mitglieder dieser Stämme, die am Pilgerfest teilnahmen, machte nun die Persönlichkeit und die Lehre Mohammeds den größten Eindruck; sie meinten beinahe, er sei jener von den Juden erwartete Messias. Eine solche Hülfe aber wollten sie nicht den Gegnern zu teil werden lassen, sondern für sich selbst gewinnen.

Schon bei dem Pilgerfest vom Jahre 620 kam es zu einer persönlichen Annäherung, auf dem folgenden zum Verständnis bei einer Zusammenkunft, die man von dem Orte, wo sie stattfand, einer Stelle, wo der durch Schluchten führende Weg eine andere Richtung nimmt, die Akaba nennt. Sie ist besonders deshalb merkwürdig, weil in derselben nicht allein von der Verzichtleistung auf den Polytheismus und von dem Glauben an Allah und seinen Propheten die Rede war, sondern auch einige Momente festgesetzt wurden, die sich zum Teil an den Dekalog anschließen und die überhaupt die Grundlagen eines geregelten bürgerlichen Lebens ausmachen. Man hat sie das Bekenntnis der Frauen genannt, weil darin die Verpflichtung zum Kriegsdienst nicht erwähnt wird.

Vollständig war die Vereinbarung nicht, da die beiden arabischen Stämme selbst unter einander nicht einig waren. Die Schlichtung ihrer Zwistigkeiten mußte der Anerkennung der neuen Lehre vorangehen. Mo-

hammed soll, um die Aussöhnung zu bewirken, einen seiner vertrautesten Anhänger nach Yathrib gesandt haben. Das Werk gelang vollkommen.

Im Jahre 622 konnten die beiden Stämme in Medina eine Deputation, die aus zweiundsiebzig Männern bestand, zum Pilgerfest schicken, um einen Bund mit Mohammed zu schließen. Die wesentliche Bedingung desselben ist, daß sie den Schutz Mohammeds über sich nehmen. Das geschah nicht im Gegensatz mit allen Koreischiten. Ein Angehöriger Mohammeds, sein Oheim Abul Abbas, war bei den Verhandlungen zugegen und erklärte, wenn Mohammed sich den Stämmen von Yathrib anschließen wolle, so dürfe das nur unter der Bedingung geschehen, daß diese die Verpflichtung übernehmen, ihn gegen seine Feinde zu schützen; er schien zu fürchten, daß sie ihn seinen Feinden auszuliefern gemeint sein könnten. Die Abgeordneten versicherten, ihre ehrliche Absicht sei eben keine andere, als dem Propheten Treue und Anhänglichkeit zu bewahren und ihr Leben für ihn einzusetzen.

Nicht als Stammesgenossen nehmen sie ihn an, was ein Ungedanke gewesen wäre, sondern als gottgesandten Propheten. Die religiöse Idee trat an die Stelle der Stammesverbindung und ersetzte sie.

Öffne deine Hand, sagte der vornehmste der Abgeordneten zu Mohammed und schlug dann in dieselbe ein. So thaten auch die anderen, sie gelobten dem Gottgesandten Treue und Gehorsam. Die Koreischiten, weit entfernt von der friedlichen Gesinnung, die ihnen Abul Abbas zuschrieb, sahen in der Verbindung Mohammeds mit zwei fremden Stämmen eine Art von Kriegserklärung. Eine Zeit lang hielten sie noch an sich, aber alle Tage trat ihre Feindseligkeit unverhohlener hervor, so daß die Anhänger des Propheten überzeugt wurden, auf keine Schonung mehr rechnen zu dürfen. Sie entschlossen sich, von Mohammed selbst aufgefordert, zur Flucht nach Medina, wo ihre religiösen Meinungen nicht allein nicht verfolgt wurden, sondern höchst willkommen waren. So zogen die einen zu Fuß, die anderen auf Kamelen, doch kam es vor, daß zwei auf Einem Kamele saßen. Abu Bekr, Ali und Mohammed waren zuletzt allein in Mekka.

Da soll nun eine Versammlung gehalten worden sein, um über die Maßregeln zu beraten, durch welche die alte Einheit und Macht des Stammes Koreisch wiederhergestellt werden könne. Der erste Vorschlag war: Mohammed hinter Thür und Riegel festzuhalten. Dagegen aber wurde die Einwendung gemacht, seine schon ausgebreitete Lehre würde den Versuch herbeiführen, ihn mit Gewalt zu befreien. Gegen einen anderen Vorschlag, ihn zu verbannen, wurde erinnert, daß er alsdann bald an der Spitze eines feindlichen Stammes zurückkehren würde. Der dritte Vorschlag ging dahin, daß aus jeder Familie des Stammes ein junger Mensch von guter Herkunft erlesen werden sollte; diese alle sollten, jeder mit seinem Schwert bewaffnet, gleichzeitig auf Mohammed eindringen und ihn töten; die Blutschuld würde dann eine allen Familien gemeinschaftliche sein; die nächsten Verwandten würden sich mit dem Sühnegeld begnügen müssen. Wir dürfen das wohl

wiederholen, weil es die Möglichkeiten, die in der Situation lagen, zur Anschauung bringt, obwohl die Überlieferung fabelhafte Züge der gröbsten Art an sich trägt.

Man erkennt die Verlegenheit, in welche sich der Stamm Koreisch durch Mohammeds Auftreten versetzt sah, zugleich aber die Notwendigkeit für diesen selbst, die Flucht zu ergreifen.

Noch eine andere, von einem anderen Gewährsmann vernommene Sage teilt Ibn Ishak mit, welche ein Licht auf die allgemeine Lage wirft. Der vor Mohammeds Hause angesammelten Menge habe man in Erinnerung gebracht, das Vorhaben Mohammeds gehe dahin, wenn der Stamm ihm folge, die Koreischiten zu Herren von Arabien und Persien zu machen; Mohammed selbst habe aus dem Hause tretend dies bekräftigt, aber überzeugt, daß er dennoch verloren sei, eine Hand voll Sand über sie geworfen, so daß sie erblindet wären und ihn nicht mehr gesehen hätten; er habe auf wunderbare Weise das Mittel gefunden, sich insgeheim zu entfernen. Die wundergläubige Legende zeigt gleichwohl den Gegensatz: Tod des Propheten, um sich nicht unterwerfen zu müssen; die Zusage der Herrschaft über die Stämme und Nachbarn, wenn man ihm folgt.

Nur die Ideen seien erwähnt, welche die Traditionen in sich schließen. Die Thatsachen der Flucht erfahren wir durch eine Überlieferung aus dem Munde der Aischa, der späteren Gemahlin Mohammeds, die er am meisten liebte. Sie hat erzählt: sie sei bei ihrem Vater Abu Bekr gewesen, als Mohammed bei demselben eintrat und ihm seinen Entschluß abzureisen ankündigte. Abu Bekr fragte, ob sie zusammenreisen würden. Bei der Bejahung dieser Frage vergoß er Freudenthränen, was seine Tochter noch nie an ihm oder einem anderen gesehen hatte. Er hatte schon alles zur Abreise vorbereitet. Ibn Ishak berichtet dann, wie die beiden Männer durch eine Hinterthür des Hauses sich nach einer Höhle des Berges Thaur unterhalb der Stadt begaben; insgeheim wurden sie mit Lebensmitteln versehen. Mohammed selbst gedenkt der Tage, wo er mit einem Gefährten in der Höhle war. „Wir sind allein“, hat Abu Bekr einmal gesagt; Mohammed hat geantwortet: „Aber mit uns ist Allah“. Endlich war die Zeit eingetreten, wo sie ihre Kamele herbeikommen lassen und ohne Gefahr den Weg nach Yathrib einschlagen konnten. Glücklich gelangte Mohammed am 20. September 622 nach Koba, einem Dorfe bei Yathrib, das von dieser Zeit an Medinat-annabi, Stadt des Propheten, genannt wurde.

Die Erzählung im einzelnen mit historischer Sicherheit festzustellen, wäre unmöglich: sie ist mit religiösen Traditionen durchzogen, und wie könnte das anders sein. Aber auch abgesehen hievon bildet das Ereignis die wichtigste Epoche der arabischen Stammesgeschichte und der religiösen Gestaltung des Orients überhaupt.

Aus dem mit der Vielgötterei durchdrungenen Stammeswesen erhebt sich der Monotheismus, ohne sich doch von jenem vollkommen loszureißen.

Das vornehmste Fundament der bisherigen arabischen Gemeinschaft, die Verehrung des schwarzen Steines wurde dabei nicht allein festgehalten, sie wurde sogar der Eckstein der neuen Vereinigung. Die älteste nationale Erinnerung wird für den Monotheismus in Anspruch genommen. Auf die monotheistische Idee wird ein neues Gemeinwesen gegründet, dessen Oberhaupt der Interpret des göttlichen Willens ist; die Flucht von Mekka bezeichnet den Moment dieses Überganges. Aber durchgeführt war derselbe nicht, wenn nicht die Idee, um deren Willen Mohammed Mekka verlassen hatte, seinen Feinden gegenüber sich siegreich behauptete. Der Streit zwischen den Stämmen Koreisch und Haschim verwandelte sich in einen Kampf zwischen Mekka und Medina. Im Laufe desselben hat sich das Wesen des Islam erst durchgebildet.

Das Erste, was Mohammed nach seiner Ankunft in Medina that, bestand darin, daß er einen unbewohnten Platz von allen Überresten früherer Baulichkeiten säubern ließ und dann einen Tempel darauf errichtete, unten von Stein, höher von Ziegeln, das Dach von Laubwerk, um es den Laubhütten ähnlich zu machen, unter denen die Kinder Israel beim Zug durch die Wüste gewohnt hatten; es ist die erste Moschee; sie diente zugleich als Versammlungshaus der Gläubigen.

Die Flüchtlinge — Mohadschirun — und die Ansar — die Helfer — d. h. die Medinaten, welche die Flüchtigen bei sich aufgenommen hatten, wetteiferten beim Bau miteinander.

Man will wissen, daß der erste Gebetsausrufer (Muezzin) ein christlicher Sklave aus Abyssinien gewesen sei. Dann aber folgte eine weitere Ausbildung der einst bei Akaba begonnenen Vereinbarung.

Eine höchst außerordentliche Abkunft, in der sich die Ideen des Stammes mit denen der Religion verbinden, schloß nun Mohammed mit den Medinaten. Wir besitzen darüber ein Dokument, dessen Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Demzufolge blieb man noch immer sehr entfernt davon, eine durchgreifende Vereinigung zu treffen. Die verschiedenen Stämme behalten ihren besonderen Wirkungskreis, aber den Gläubigen wird inmitten derselben eine besondere Stellung zugewiesen. Kein Gläubiger soll einen Gläubigen wegen eines Ungläubigen töten und auch keinem Ungläubigen gegen einen Gläubigen Beistand leisten; die Gläubigen sollen einander allen anderen Menschen gegenüber unterstützen, aber auch die Juden sollen geschützt werden; niemand soll Beistand geleistet werden, der sie angreift. Die Flüchtlinge bilden also ebensowohl eine besondere Genossenschaft in dem neuen Bündnis, wie die Stämme in Medina. Der Prophet hat unter allen die höchste Jurisdiktion und die Kriegführung. Die Juden, die ihre Gottesverehrung ebenfalls bewahren, sind ihm doch unterworfen. Die Autorität des Propheten ist der feste Punkt, an welchen sich ein neues Staats- und Gemeindewesen anschließt.

Auf der Idee von der unbedingten, ausschließlichen Herrschaft Allahs, der seinen Willen durch Mohammed kundgiebt, ist die neue Religion über-

haupt begründet. In dieser Abstraktion würde sie aber doch nichts als ein geistliches Regiment haben hervorbringen können. Indem sie sich mitten unter den widerstrebenden und zweifelhaften Stämmen festsetzte, mußte ihr zugleich die höchste weltliche Gewalt zufallen. Dazu war die erwähnte Abkunft ein wesentlicher Schritt; denn darauf beruht alles, dem gottgesandten Propheten seine unabhängige Macht gegen die Feinde zu sichern, vor denen er aus Mekka gewichen war.

Der Kampf, der dann ausbrach, entsprang nicht etwa daher, daß die Mekkaner den Geflüchteten zurückgefordert hätten, sondern daher, daß die Flüchlinge, welche in der That Verjagte waren, obwohl um ihren Propheten geschart, sich doch im Zustand des äußersten Bedürfnisses befanden. Bei siebzig Mann waren obdachlos, fast nackt. Abends rief sie Mohammed zu sich und setzte ihnen einen großen Napf gerösteter Gerste vor; sie schliefen unter dem vorspringenden Dach der neuen Moschee, aber sie brannten vor Begier, die ihnen von ihren Gegnern zugefügte Unbill zu rächen.

Eben hiezu eignete sich ihre Aufstellung in Medina, weil von da aus am leichtesten der mekkanische Karawanenhandel unterbrochen werden konnte.

Im Jahre 623 haben sie schon auf verschiedene Karawanen Jagd gemacht, wiewohl ohne Erfolg. Im Jahre 624 aber bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit dar; und es ist bei Bedr zu einer Schlacht gekommen, die ein unvergängliches Andenken hinterlassen hat. Wir würden sehr unvollständig sein, wenn wir nicht dieses ersten Kampfes der Flüchtlinge und teilnehmenden Hülfsgenossen Mohammeds mit den Koreischiten gedenken wollten. Der Kampf zwischen den beiden an sich wenig bedeutenden Städten ist charakteristisch für die Zeit und entscheidend für die Dinge, die da folgen sollten.

Mekka, ein großer Handelsplatz von mannigfaltigen Beziehungen zu Persien und Indien, war doch besonders auf Verkehr mit dem römischen Reiche angewiesen, der durch die Karawanenzüge nach Syrien und Gaza vermittelt wurde. Auf eine solche Karawane, welche im März 624 von Gaza nach Mekka zurückkehrte, plante Mohammed einen Angriff.

Sie bestand aus tausend Kamelen und hatte bereits eine obwohl nicht starke Bedeckung unter dem vornehmsten Führer der Koreischiten, Abu Sufjan Ibn Harb. Man hat wohl gesagt, Mohammed und Abu Sufjan seien Jugendfreunde gewesen, aber durch gegenseitige Verspottung heftige Feinde geworden. Besser bezeugt ist es jedoch, daß zwischen dem Vater Abu Sufjans und Abd Almuttalib, dem Großvater Mohammeds, eine Art von Ehrenstreit nicht ohne Eifersucht obgewaltet habe; man habe es dem Vater Abu Sufjans, Harb, zum Vorwurf gemacht, daß er sich mit einem Manne wie Abd Almuttalib messen wolle; um so mehr sei Abu Sufjan über die Anmaßung Mohammeds empört gewesen, sich als den Gesandten des einzigen Gottes darzustellen. Jetzt hatte Mohammed ein Bündnis mit den Stämmen geschlossen, durch deren Gebiet die Karawane ziehen sollte. Schon hierdurch

geirrt, geriet Abu Sufjan in noch größere Besorgnis, als er vernahm, daß ihm ein Angriff der Flüchtlinge unter Mohammed drohe. Er war vorsichtig genug, den herkömmlichen Karawanenweg zu vermeiden, so sehr auch seine Kamele in der Nähe der alten Erfrischungsstätten unwillkürlich dahin drängten. Abu Sufjan schlug einen anderen Weg längs der Seeküste ein; zugleich aber ließ er in Mekka melden, daß die Karawane sich in Gefahr befinde und bewaffneter Hülfe von dort her bedürfe.

In Mekka konnte die Nachricht nicht anders als den größten Eindruck machen: denn die Einwohner waren mannigfach bei der Karawane beteiligt. Einige Familien erwarteten Waren, andere hatten den Kaufleuten Geld vorgeschossen.

Wiewohl die Vorzeichen nicht gerade günstig waren, vereinigten sich doch die streitbaren Stammesgenossen. Wer nicht selbst mitziehen konnte, ließ sich vertreten.

Nachdem der Gefahr, daß die dergestalt verlassene Stadt überfallen werden könnte, vorgebeugt war, zogen die Koreischiten zahlreich in den Kampf. Wer zu Pferd war, hatte auch einen Panzer, aber auch einige zu Fuß waren gepanzert. Die Familie der Machzumiten stellte allein dreißig Pferde. Ihr Führer, Abu Dschahl, einer der vornehmsten Antagonisten Mohammeds — er soll bei jener Beratung dessen Tod gefordert haben — führte das große Wort unter den Vorrückenden. Auch als die Nachricht eintraf, daß für die Karawane zunächst nichts zu fürchten sei, blieb Abu Dschahl doch dabei, den Zug fortzusetzen. Abu Sufjan fühlte bereits Eifersucht gegen ihn, weil er sich vordränge. Gegen sein Erwarten wurde Mohammed inne, daß es nicht die Beraubung einer Karawane gelte, sondern ein Kampf gegen die mit Macht heranziehenden Koreischiten bevorstehe.

Mohammeds kleines Heer rückte unter zwei schwarzen Fahnen vor, die eine für die Mohadschirun, die andere für die Ansarier. Mohammed war noch zweifelhaft, ob sie ihm gegen die Feinde folgen würden, und zog sie selbst zu Rate. Die Mohadschirun sagten ihm: er möge nur der Erleuchtung Gottes folgen, sie würden ihm nirgends und niemals fehlen. Die Ansarier, die ursprüglich nur die Pflicht hatten, ihn innerhalb ihrer Grenzen zu beschützen, erklärten sich bereit, ihm auch außerhalb derselben zu folgen, selbst über das Meer; auch die in Medina zurückgebliebenen würden nur bedauern, nicht da anwesend zu sein, wo es zu wirklichem Kampfe komme.

Hierauf faßte Mohammed den Entschluß, eine Schlacht gegen die Stammesgenossen von Mekka zu wagen. In ihm verbanden sich scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften. In der Einsamkeit seiner Ekstase glaubte er nochmals den Engel Gabriel zu sehen. Dann aber ritt er auf Kundschaft aus und wußte sich dabei so gut zu unterrichten, daß er die Aussage, die man einigen Gefangenen abgepreßt hatte, sie gehörten zur Karawane Abu Sufjans, verachten konnte.

Zu seinen Leuten hat er gesagt: Niemand werde in dieser Schlacht um-

kommen, ohne nicht sogleich ins Paradies einzugehen. „Wie", ruft einer seiner Gläubigen aus, „zwischen uns und dem Paradies ist nichts als der Feind"; er warf die Datteln weg, von denen er eben aß, griff zu seinem Schwert und stürzte gegen den Feind, wo er bald den Tod fand. Ein anderer, dem Mohammed gesagt hatte: es sei für Allah das Wohlgefälligste, wenn man seine Sache ohne Schutzwaffe führe, legte seinen Panzer ab, schritt zum Angriff und wurde getötet. Man sieht, daß die Prinzipien der moslemischen Kriegführung aus der Schlacht von Bedr ihren Ursprung herleiten. Es hatten sich Zweikämpfe entsponnen, in welchen die Koreischiten verschmähten, mit den Ansariern zu schlagen, mit denen sie nichts zu thun hätten, worauf ihnen Mohadschirun im Kampf entgegentraten, die dann, obwohl unter großen Gefahren, die Oberhand behielten. Die Erzählung erinnert an die Horatier und Curiatier vor Rom. Aber besonderen Einfluß hat dieser Zweikampf bei den Arabern nicht. Ganz anders ist doch der Horizont, der die Handlungen umschließt. Man sieht nicht recht, ob dieser Zweikampf nicht schon der Anfang der Schlacht bei Bedr war, in welcher die Koreischiten von den Moslimen völlig geschlagen wurden.

Die Eifrigsten von diesen hätten gewünscht, keinen einzigen von den Feinden am Leben zn lassen. Mohammed zog es vor, die, welche die Waffen niederlegten, zu Gefangenen zu machen. Einer derselben war sein Oheim Abul Abbas, der fortan bei ihm blieb; von anderen konnte er Lösegelder von Belang erwarten. Auch ein sociales Motiv ist in der Schlacht hervorgetreten. Es liegt in der Gleichstellung der Kampfgenossen von höherem und niederem Range durch den Glauben.

Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist das Ende des Abu Dschahl. „Ich fand ihn", sagt der Hudhalit Abdallah Ibn Masud, der ihn getötet hatte, „in den letzten Zügen, setzte ihm den Fuß auf den Nacken und lobte Gott, der ihn geschändet habe". Die größte Schande sah Abu Dschal darin, daß ein Knecht komme, um einen Herrn zu töten. „Hätte das nicht auch von einem der Vornehmeren geschehen können?" Der Hudhalit schlug ihm den Kopf ab und nahm ihm die Waffen. Er brachte sie zu Mohammed, der bei diesem Anblick hoch erfreut war.

Mohammed ging unter den Leichen herum, die ihm Abu Bekr mit Namen bezeichnete. Dann wurden diese in einen zugeschütteten Brunnen geworfen. „O Abu Dschal", rief Mohammed hinein, „und Ihr anderen, habt Ihr die Verheißung Eures Herrn wahr gefunden? Ich habe die meines Herrn wahr gefunden".

Der Erfolg der Schlacht bei Bedr war die Bestätigung seiner Mission vielleicht für ihn selbst, gewiß für die, welche sich ihm anschlossen. Aber die, welche ihn von Anfang an befehdet hatten, beharrten in ihrer Feindseligkeit.

Im Jahre 625 rüsteten sich die Koreischiten mit großer Energie gegen Mohammed; selbst Frauen zogen mit zu Feld, um die Krieger anzufeuern.

Am Berge Ohod kam es zur Schlacht, in welcher die Moslimen hauptsächlich dadurch in Nachteil gerieten, daß sie sich zu früh auf die Beute stürzten. Noch fehlte es ihnen, wie Mohammed selbst sagt, an Disciplin. Der Prophet ist damals persönlich in Lebensgefahr geraten, man hielt ihn bereits für tot. Aber er wurde noch glücklich gerettet und legte Hand an eine bessere Organisation seiner Truppen. Denn nicht allein auf die Hingebung der Gläubigen und ihre idealen Tendenzen kam es an, sondern auf die realen Mittel der Gegenwehr.

Den wichtigsten Moment bildet der Angriff der Mekkaner auf Medina im Jahre 627. Die Gefahr für Mohammed lag darin, daß er seine Verbündeten aus den jüdischen Stämmen umsoweniger in Abhängigkeit halten konnte, jemehr sein eigenes Religionswesen feste Gestalt gewann. Von den jüdischen Stämmen wurde eine Verabredung mit den Koreischiten getroffen, die zu seinem Untergange führen sollte. Die Koreischiten wollten den Propheten in Medina angreifen; die Juden versprachen ihren Beitritt, sobald jene vor Medina anlangen würden. Der Führer der Koreischiten war diesmal Abu Sufjan selbst. Er rückte aus Mekka mit viertausend Mann, dreihundert Pferden, fünfzehnhundert Kamelen heran. Noch viele aus anderen Stämmen gesellten sich ihm zu, so daß er zehntausend Mann unter seinen Fahnen zählte.

Unmöglich wäre es gewesen, einem so stattlichen Heerhaufen der Mekkaner im offenen Felde entgegenzugehen und dabei zugleich Medina unterworfen zu halten. Mohammed entschloß sich auf den Rat eines Persers, der ihm angab, was in Fällen dieser Art in seinem Heimatlande geschehe, ein Lager vor der Stadt aufzuschlagen und dasselbe mit einem tiefen, breiten Graben gegen unvorhergesehene Fälle zu schützen. Es hat ein gewisses Interesse, diese primitiven Fortifikationsarbeiten zu erwähnen. Einer jeden Familie war eine Strecke zugeteilt. Bei der Standarte Mohammeds wurde die Erde ausgeschüttet, auch Steine wurden dort zusammengehäuft, um im Notfall zur Abwehr zu dienen. Mohammed selbst nahm an der Erdarbeit Teil. Die vornehmsten Häupter der Moslimen hatten abwechselnd die Aufsicht über den Graben; Reiter ritten auf und ab, um die Verbindung zu unterhalten. Wer wollte die kleinen Abenteuer der Verteidigung selbst wiederholen. Das wichtigste war, daß Mohammed, indem er den andringenden Feind zurückwies, die Gegner im Zaume hielt, die sich in der Stadt wider ihn regten. Nach einiger Zeit geschah, daß Abu Sufjan, in seinen Erwartungen getäuscht, durch die fruchtlosen Kämpfe ermüdet und von eintretenden Nachtfrösten überrascht, sein Dromedar bestieg, um mit seinem Volk den Rückzug anzutreten.

Mohammed konnte nun seine Waffen gegen die Juden richten, deren er ohne viel Mühe Meister wurde. Erbarmen kannte der Prophet so wenig wie seine Gefährten. Das Urteil wurde gefällt, daß die Männer getötet, Frauen und Kinder als Sklaven verkauft werden sollten. Der Prophet erschien auf dem Marktplatz, ließ tiefe Gruben aufwerfen und darin einen nach dem andern hinrichten. Es waren ihrer sechshundert. Hierdurch erst wurde Mo-

hammed vollkommen Meister in Medina. Doch meinte er damit nicht etwa, aus dem allgemeinen Verband der Araber, dessen Mittelpunkt Mekka war, zu scheiden.

Im Jahre 628 unternahm er einen neuen Zug nach Mekka, der jedoch nur als eine bewaffnete Wallfahrt erschien und erscheinen sollte. In seiner nächsten Umgebung regte sich Widerspruch gegen die Mäßigung, die Mohammed an den Tag legte. Abu Bekr verwies das den Widerstrebenden; er sprach das vernünftige Wort aus: der Mensch wolle die Dinge immer beschleunigen; Gott lasse sie reifen.

Durch die drohende Annäherung der bewaffneten Moslimen wurden die Mekkaner doch nicht vermocht, die Wallfahrt in diesem Jahre zuzulassen: denn sie würden dann als Besiegte angesehen werden. Es kam zu Verhandlungen, die zu einem Waffenstillstand führten, bei welchem sich Mohammed mancherlei Beschränkungen gefallen ließ. Jeder Koreischit, welcher zu ihm fliehe, sollte ausgeliefert werden; nicht so die Moslimen, welche zu den Koreischiten fliehen würden. Den anderen arabischen Stämmen sollte es freistehen, sich nach Belieben mit Mohammed oder den Koreischiten zu verbinden.

Die Zeit des Friedens, die nun eintrat, benutzte Mohammed, um die Stammverwandten der yathribitischen Juden, welche starke Positionen in den Bergen eingenommen hatten, zu bekämpfen. Er bewährte auch hier ein angebornes kriegsmännisches Talent. Er wußte sich der in den Festen vorgefundenen Belagerungswerkzeuge zu seinem Zweck zu bedienen; so eroberte er die acht festen Schlösser der Juden in Chaibar; und sein wachsender Ruhm bewirkte, daß immer neue arabische Stämme sich ihm anschlossen. Er erschien als Fürst und gleichsam als König.

Eben in diese Zeit möchte es gehören, daß die Nestorianer, die sich seit der Katastrophe des Chosru in Persien ohne Schutz sahen, einen solchen bei Mohammed suchten, der bereits als selbständiger Fürst betrachtet wurde. In den arabischen Geschichtschreibern geschieht der Sache keine Erwähnung. Deren Aufmerksamkeit ist allein auf den Ausgang des großen Kampfes zwischen Mekka und Medina, von welchem alles andere abhing, gerichtet.

Und nicht lange konnte es dauern, so mußten sich aus dem innerlich feindseligen, äußerlich sehr zweideutigen Verhältnis, in dem beide Gemeinwesen begriffen waren, neue Anlässe zu einem Kampf entwickeln.

Sie rührten von den Beziehungen zu den minder mächtigen Stämmen her. Die eine Tagereise von Mekka wohnenden Chozaiten waren mit Mohammed in Bund getreten. Dieser Stamm hatte mit den Bekriten, Verbündeten der Mekkaner, Blutfehde.

Der Vertrag verbot nun den beiden rivalisierenden Gemeinwesen, sich in diese Streitigkeiten einzumischen. Aber die Bekriten, die den Gegnern zu schwach waren, wußten sich Hülfe von den Koreischiten zu verschaffen, wodurch sie die Oberhand erlangten, so daß die Chozaiten in benachbarte Bezirke vertrieben wurden. Nicht alle Koreischiten waren dabei beteiligt. Abu Sufjan

namentlich war gar nicht gefragt worden. Eben darin jedoch lag der Unterschied zwischen Mekka und Medina, daß dort keine feste Gewalt bestand, während hier die Moslimen durch Mohammed in strenger Unterordnung gehalten wurden. Die Chozaiten wendeten sich an Mohammed. In seiner Moschee sprachen sie den Propheten an; sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Abu Sufjan, welcher herbeieilte, um den Frieden zu erneuern, fand kein geneigtes Gehör, weder bei Mohammed, noch bei dessen nächster Umgebung. Mohammed drohte nicht etwa, aber er rüstete unverzüglich, niemand wußte wozu. Es war ihm ganz recht, wenn man ihm anderweite Absichten zuschrieb. Die aufgerufenen Stämme strömten zu Mohammed herbei, ohne sein Vorhaben zu kennen. Der Sammelplatz war Bir Abi Utba, sein Heer ward auf 10—12000 Mann geschätzt. Er selbst hielt die Fasten, andern erlaubte er nicht allein, sondern befahl es sogar, sie zu brechen, wenn man gegen den Feind ziehe.

Mohammed gelangte nach Marr Azzahran, ohne daß man in Mekka von seinem Aufbruch Nachricht gehabt hätte. Plötzlich leuchteten in der Nähe der Stadt tausend Wachtfeuer auf den umliegenden Höhen auf.

In diesem wohlvorbereiteten, unerwartet ins Werk gesetzten Kriegszug lag nun die Entscheidung der Zukunft für Arabien. Die Koreischiten in Mekka sahen sich vor die Alternative gestellt, entweder die Autorität ihres alten Stammesgenossen anzuerkennen, d. h. den Islam anzunehmen, oder sich mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen. Man schickte neue Botschafter an Mohammed, aber diese konnten kaum zu ihm gelangen, und wenn dies geschah, so erstaunten sie selbst über den Wechsel der Dinge. Der Zufall fügte es, daß Abu Sufjan mit Abul Abbas, der sich jetzt bei seinem Neffen befand, zusammentraf. Abu Sufjan rief aus, als er das Heer vor sich sah: gegen eine solche Macht habe Mekka keine Wehr noch Waffen. „Das Königtum Deines Neffen ist groß geworden," sagte er zu Abbas. „Nein," erwiderte dieser, „es ist nicht ein Königtum, sondern ein Prophetentum."

Will man wissen, was den größten Eindruck auf Abu Sufjan machte: so ist es der Aufschrei des Morgengebetes gewesen, welches allenthalben wiederhallte. Abu Sufjan hatte den byzantinischen und den persischen Hof gesehen; er war erstaunt, daß die Moslimen ihrem Führer, in dessen Nähe niemand laut zu reden wagte, größere Ehrerbietung bewiesen, als die beiden Höfe ihren Herren. Er war schon bereit, den ersten monotheistischen Teil der moslimischen Formel nachzusprechen; jetzt in Mohammeds Gegenwart mit dem Tode bedroht, wurde er bewogen, auch den zweiten anzuerkennen, daß Mohammed der Sendbote Gottes sei. Er wurde Moslim und huldigte Mohammed. Die Stammeshäupter, die mit Mohammed so lange gestritten hatten, erkannten ihn jetzt als Gesandten Gottes an, dem sie zu Gehorsam und Diensten verpflichtet seien. Hätte Mekka sich zum Widerstand entschlossen, so wäre ein Blutbad, ein Werk der Rache unvermeidlich gewesen. Aber Mohammed selbst hatte davor ein Grauen. Er versprach nicht allein jedem,

der sich unterwerfe, sondern auch allen denen, die nicht widerstehen würden, Sicherheit ihrer Person und Habe. Nur etwa sechs persönliche Feinde nahm er aus. Mit diesen Nachrichten kehrte Abu Sufjan nach Mekka zurück und verkündigte sie in den Straßen. So widerwärtig der Eindruck sein mochte, so behielt doch die Überzeugung die Oberhand, daß man sich fügen müsse. Die Koreischiten warfen ihre Waffen weg und schlossen sich in ihre Häuser ein. Nur einige geringe Haufen oder Stammesabteilungen wichen aus der Stadt auf benachbarte Höhen. So konnte geschehen, daß Mohammed als Meister und Gebieter am 11. Januar 630 in Mekka einzog. Als er die Volksmenge, die ihn empfing, überblickte, wurde er selbst davon betroffen. Er beugte sein Haupt so tief, daß sein Bart den Sattel berührte. In der Stadt wollte er kein Haus betreten, da das, welches ihm gehört hatte, verkauft war. Zu seiner Wohnung erkor er die Stelle, wo vor der Flucht die Koreischiten einst zusammengekommen waren, um über seine Ermordung zu beraten. Zugleich sorgte er dafür, daß seine an Abu Sufjan gegebene Zusage gehalten wurde. Auf die Meldung, daß einige seiner alten Feinde bei den Ihren zu Hause säßen, antwortete er: er könne ihnen nichts anhaben; es sei eben gerecht. Das Wesen des Ereignisses lag darin, daß Mohammed den Besuch der Kaaba, von dem er ausgestoßen und der ihm noch vor kurzem mit bewaffneter Hand verweigert war, jetzt als unblutiger Sieger vollziehen konnte.

In voller Rüstung, zur Seite Abu Bekrs, mit dem er sprach, ritt er nach der Kaaba, indem er ausrief: Gott ist groß. Das Wort wurde von den Anwesenden tausendstimmig wiederholt, bis er Schweigen gebot. Dann machte er sieben Umgänge, bei deren jedem er den schwarzen Stein mit seinem Krummstabe berührte, noch inmitten der Götzenbilder. Hierauf befahl er dieselben umzustürzen oder zu übertünchen.

Auch über das Bildnis Abrahams sprach er seine Mißbilligung aus. Es stellte einen eisgrauen Alten, mit Pfeilen in der Hand, mit denen er das Los warf, vor. „Was hat,“ sagte er, „Abraham mit dem Lose zu thun? Er war kein Götzendiener, ein Rechtgläubiger war er.“ Eben den Glauben Abrahams meinte er restauriert zu haben.

Mohammed, an der Kaaba stehend, sprach nochmals seine monotheistische Formel aus, die zugleich sein Prophetentum in sich schloß, und dankte Allah, daß er dieselbe durch den Erfolg der Waffen bestätigt habe. Von politischem Wert sind die Grundsätze, die er hiebei vernehmen ließ. „O ihr Koreischiten,“ rief er aus, „Gott hat den Ahnenstolz und Hochmut von Euch genommen, alle Menschen stammen von Adam und Adam ist aus der Erde geschaffen, der vornehmste von Euch ist, wer am frömmsten ist. Die Moslimen sind Brüder, Eine Hand gegen alle anderen.“ Im Kriege, in welchem die Söhne von Sklaven oft die größten Heldenthaten verrichteten, hatte die Ansicht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen Wurzel geschlagen. Dem Rechte der Herren über Leben und Tod der Sklaven machte Mohammed ein Ende, indem er eine solche Handlung mit einer fast unerschwinglichen Buße belegte.

Indem er sich der ältesten Überlieferung, der mosaischen, anschloß, gab er doch auch Ideen Raum, welche aus der Gesetzgebung der römischen Kaiser entsprangen.

Mohammed war noch weit entfernt, den Aufbau eines neuen Reiches, mit dem er umging, vollendet zu haben. Den größten Widerstand fand er bei den Hawazin, die er mit Hülfe der Koreischiten angriff. Er ist noch einmal persönlich in Lebensgefahr geraten. Bei der Beuteverteilung schien es, als begünstige er seine alten Stammesgenossen vor den Ansariern, denen er doch seine Siege hauptsächlich verdankte. Mohammed sagte diesen: die äußeren Vorteile gönne er den Koreisch, doch sei den Medinaten der bessere Teil beschieden; er selbst bleibe bei ihnen.

Zur Ausbreitung des Islam trug es nicht wenig bei, daß es unter den arabischen Stämmen Mißvergnügte gab, welche sich von der ihnen innerhalb derselben auferlegten Unterordnung loszumachen strebten. Sie gingen leicht zu Mohammed über, dessen Autorität ihnen gegen andere Stammesgenossen Rückhalt verlieh. Die Stammesverfassung hob Mohammed nirgends auf; er war zufrieden mit der Annahme des Islam.

Stellvertreter schickte er nicht um zu regieren, sondern zu überwachen. Aber in manchen Stämmen fand er auch entschiedenen Widerstand; sie riefen ihre Grenznachbarn, die Griechen, zu Hülfe, so daß Mohammed mit dem griechisch-römischen Reiche in feindselige Berührung geriet.

Er selbst hielt in Medina eine Art von Hof als Prophet, Kriegsoberhaupt und Potentat.

In seine Umgebung führt ein Gedicht ein, durch welches ein von dem Propheten wegen Beleidigung dem Tode Geweihter seine Gnade anruft; er stellt sich demselben und seiner Umgebung unerwartet persönlich dar. „Ich habe vernommen, der Gesandte Gottes hat mich bedroht; ich fürchte ihn mehr, als einen Löwen, der in waldiger Gegend haust. Ich habe unaufhörlich die Wüste durchwandert, bis ich meine Hand in die Hand dessen lege, dessen Wort das entscheidende Wort ist. Er ist ein Licht, welches anderen zur Leuchte dient; er ist das aus der Scheide gezogene Schwert Gottes. Zu einer Schar von Koreischiten, die sich bekehrten, hat er gesagt: wandert aus. Sie wandern aus, Panzer vom Geflechte Davids sind ihr Gewand im Kriege, blank und weit herabhängend; sie sind nicht ausgelassen, wenn ihre Lanzen den Feind treffen, und unverzagt, wenn sie getroffen werden; nur von vorne in der Kehle werden sie getroffen.“ Nach den Mohadschirun gedenkt er auch der Ansarier. „Edle Thaten sind bei ihnen erblich. Sie sehen mit scharfblickenden, wie Kohlen glühenden Augen umher und weihen ihr Leben dem Propheten; sie betrachten es als eine heilige Pflicht, sich mit dem Blute erschlagener Ungläubigen zu reinigen.“

In anderer Weise zeigen die historischen Erinnerungen Mohammed in der Mitte seiner Gefährten. Bei jener Umlagerung von Medina hat man ihn nackt bei dem Graben mitarbeiten sehen; er erschien da als der Schönste

von allen, seine Körperfarbe war die weißeste, sein starkes Haupthaar bedeckte den Rücken. Es giebt eine persönliche Schilderung von ihm, die man Ali zuschreibt. Sie enthält nichts besonders auffallendes; Mohammed war ein Mann von mittlerer Statur, leicht in allen seinen Bewegungen. Wert legte Ali auf den allgemeinen Eindruck, den er machte; man habe sich wohl in seiner Nähe gefühlt, jedermann sei ungern von ihm geschieden; man bekannte, niemals einen Menschen gesehen zu haben, der auf ähnliche Weise des Wortes Meister gewesen sei, wie Mohammed. Wir kennen schon die Art und Weise seines persönlichen Verkehrs, welche die Menschen hinriß. Sie ist ein Moment in der Gründung einer auf persönlicher Hingebung beruhenden Genossenschaft. Zuweilen aber schwoll ihm die Zornesader auf seiner hohen Stirn, was jedermann in Schrecken setzte. Niemand hätte ungestraft seine Mission in Zweifel ziehen dürfen. Seine Umgebung rühmt ihn als den zuverlässigsten Beschützer, als einen Mann, der immer gebe, ohne doch jemand zu beschämen, der von ihm empfange; er sei bemüht, die Gläubigen auf dem rechten Wege festzuhalten und sie nicht von demselben abweichen zu lassen. Er war immer heiter. Er verband Würde und Anstand mit leutseligem, menschenfreundlichem Wesen. Alle seine Sklaven ließ er nach und nach frei. Er bedurfte derselben nicht, denn er leistete sich selbst die kleinsten Dienste. Unzähligemal hat man aus Abulfeda wiederholt, daß er sich selbst seine Sandalen, oder auch das Gewand, das er trug, wieder in stand zu setzen nicht verschmähte.

Nach Chadidschas Tode hat er eine Gemahlin nach der anderen genommen; man zählt ihrer dreizehn. Von Aischa, die er zuletzt bevorzugte, erfahren wir doch, daß sie sein Andenken an Chadidscha zuweilen eifersüchtig machte.

Jedoch genug von diesen einzelnen Charakterzügen, deren Zuverlässigkeit nicht einmal über allen Zweifel erhaben ist. Betrachten wir die Handlungen seines Lebens in ihrer objektiven Erscheinung.

In der Geschichte der Menschheit nimmt Mohammed dadurch eine überaus bedeutende Stellung ein, daß er den Begriff und die Lehre des Monotheismus für einen großen Teil der Welt neu begründet hat. Er unternahm das in einer götzendienerischen Nation, die das umsomehr war, als ihre Stammesverfassung und ihr gesellschaftlicher Zustand mit dem Polytheismus verschmolzen waren. Der Kampf zwischen beiden bildete die größte Angelegenheit der Welt und wurde in Mekka selbst unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt. In jenem Krieg zwischen Heraklius und Chosru Parwiz schloß sich Mohammed mit seinen Gläubigen der griechisch-römischen Anschauung an.

Unter den götzendienerischen Stammesgenossen Mohammeds herrschte die Ansicht, daß die großen Erfolge der Perser den Sieg des Dienstes der Idole auch in Arabien herbeiführen würden. Abu Bekr, der Vertraute Mohammeds, ging zu ihnen hinaus, um ihnen die entgegengesetzte Meinung des Propheten kundzuthun. Die populare Lebhaftigkeit des Streites erkennt man daran, daß es zwischen Abu Bekr und einem der Oberhäupter der Götzendiener zu einer Wette über den Ausgang des römisch-persischen Krieges kam, die Mo-

hammed billigte, nur, daß er den Termin des Sieges der Römer weiter hinausschob.

Der Monotheismus inmitten von Arabien war zugleich durch Juden- und Christentum repräsentiert. Mohammed faßte die beiden Religionen, die sich auf die Offenbarung stützten, als die, welche die Schrift besitzen, zusammen. Er erscheint in Beziehung auf die allgemeine Bewegung des Geistes als ein Bundesgenosse der geoffenbarten Religionen, keineswegs als ein Gegner derselben. Den monotheistischen Begriff konnte er aber in seiner Heimat weder in der christlichen Form, noch in der jüdischen zur Geltung bringen. Das letztere würde eine Verleugnung der Nationalität der Araber in sich geschlossen haben, welches doch das innerste Bewußtsein derselben bildete.

Die Araber wollten nur von Ismaël, nicht von Israël hören; ich meine: sie hielten an dem eigentümlichen, altbegründeten Stammeswesen fest, ohne von der religiösen Entwickelung des eigentlichen Judentums ergriffen zu werden.

Ebensowenig schloß sich Mohammed an die Christen an, bei denen damals der Streit über die Lehre von der Gottesgebärerin und den beiden Naturen vorwaltete. Diese Doktrinen schienen doch wieder eine Modifikation des absoluten Monotheismus zu enthalten, so daß Mohammed sich ihrer nicht geradehin zur Bestreitung des Polytheismus bedienen konnte. Die Entfernung von den beiden Offenbarungen aber gab der Lehre Mohammeds wieder einen besonderen Charakter. Von dem alten Testament hat Mohammed zwar die Psalmen gekannt und nachgeahmt; auch die Gesetze des Dekalogs, aber von einer historischen Benutzung der urkundlichen Überlieferung ist er doch weit entfernt; er hielt sich in dieser Beziehung an den Talmud, was dann von unermeßlicher Wichtigkeit geworden ist, weil er von dem inneren Zusammenhang der echten Überlieferung abwich und sich dem willkürlich Ersonnenen, Fabelhaften hingab.

Ebenso hatte er von den echten Evangelien keine eingehende Kenntnis. Er kannte nur die Pseudo-Evangelien und die Legenden der gnostisch-christlichen Sekten, durch welche er auf den Gedanken gekommen ist, auch seinerseits eine Offenbarung in Anspruch zu nehmen; durch die Behauptung einer solchen gewann er eine doktrinäre Unabhängigkeit in der Mitte der beiden anderen Religionen. Daß er sich als Sendbote Gottes aufstellte, ist, wie oben erwähnt, erst der zweite große Schritt in seinem System.

Wie mancher momentane oder egoistische Antrieb dabei mitgewirkt haben mag, so muß man doch gestehen, daß die objektive Wahrheit der Lehre selbst, die auf ihrem Weltgang begriffen war, ihm bei seinem Anspruch, der Sendbote Gottes zu sein, mächtig zu Hülfe kam. Er verlangte Glauben, weil er der Sendbote Gottes sei; der Inhalt der Lehre, die er verkündigte, trug aber dazu bei, ihm Glauben zu verschaffen. Als einen theistischen Philosophen darf man ihn nicht betrachten; nicht als eine bloße Idee erscheint in ihm der Gotteinheitsglaube. Die Freiheit von den Beschränkungen des Gottesbegriffs, die man ihm nachrühmt, würde doch nur negativer Natur sein; bei Mo-

hammed hat alles einen positiven Charakter. Seine Überzeugungen sind ihm Offenbarungen, aber sie knüpfen an die Vorstellungen, selbst an die Vorurteile der Araber an. Den Monotheismus predigt er nicht in absoluter Allgemeinheit. Sein Allah hat zugleich mit Himmel und Erde die Kaaba geschaffen, um der Mittelpunkt seines Glaubens zu sein. Alles hat ein vollkommen arabisches Gepräge. Die nationalen Traditionen verschmelzen sich mit den religiösen Doktrinen.

Man hat den Koran in neuester Zeit prosaisch und monoton gefunden und ihm alle Originalität abgesprochen. So verhält es sich auch großenteils. Eigentlich schöpferisch im Reiche des religiösen Glaubens kann Mohammed nicht genannt werden. Aber es giebt auch Stellen, die von tiefem, echtem Schwunge zeugen. Wo Mohammed von der Größe Gottes, von dem göttlichen Walten in der Natur redet, zeigt er zuweilen Erhabenheit und Tiefe. Erfüllt von dieser Idee bekämpfte er den Götzendienst, der als eine Beschränkung der Macht Allahs d. i. Eloahs erschien.

Der Gedanke, das Reich Gottes, welches über allen politischen Beziehungen steht, aufzurichten, ist eigentlich das Gegenteil von dem, was Mohammed ins Auge gefaßt hatte. Dessen Absicht war von Anfang an auf die Gründung eines irdischen, namentlich arabischen Reiches gerichtet.

Die Auffassung Mohammeds unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der christlichen, daß sein Allah weniger ein Vater ist als ein Herr. Von den geheimnisvollen Beziehungen der Gottheit zu dem Menschengeschlecht, welche das Christentum beleben, hat Mohammed keinen Begriff. Die Grundlage, von der er ausging, war die Jehovahreligion, aber in einer durch und durch nationalen Auffassung.

Man könnte versucht sein, die Besonderheiten des Islam von den Lebensumständen Mohammeds herzuleiten; wenigstens hängen sie mit denselben auf das genaueste zusammen. Den Monotheismus ergriff er eben im Widerspruch mit dem polytheistischen Stammeswesen in Mekka. Alle vermittelnden göttlichen Gewalten mußten abgewehrt werden, um den Dienst des Allah zum exklusiven, einzigen zu machen. Dem Monotheismus konnte er aber nur dadurch Raum schaffen, daß er sich als den gottgesandten Propheten darstellte. Diese beiden Schritte sind, wie oben gezeigt, doch noch zu unterscheiden. Die Erleuchtungen Mohammeds fanden dadurch Eingang, daß er sie in arabischer Sprache vortrug, die damals in ihrer Blüte war. Denn nichts fesselt die Gemüter mehr als der rechte Gebrauch der Muttersprache. Die Wirkung seiner Erleuchtungen war eine unwiderstehliche.

Indem er aber eine Religionsgemeinde bildete, welche die untergeordneten Stammesgenossenschaften, die Familien zersetzte, so erweckte er damit in der vornehmsten, der der Koreischiten, eine Feindseligkeit, die den Islam im Keime zu ersticken drohte.

Ohne die unbedingte Hingebung an die Offenbarung, was eben Islam bedeutet, konnte sie sich den Feinden gegenüber nicht behaupten. Doch war

dies nicht hinreichend. Dem Interpreten des göttlichen Willens schien es erlaubt, die Lehre, die er kraft seiner apostolischen Mission verkündigte, auch mit den Waffen zu verteidigen, was man als den dritten Schritt in der Ausbildung seines Systems ansehen kann.

Da jedoch die Kräfte dazu in Mekka nicht zu finden waren, wurden auswärtige Verbündete gesucht, was die Begriffe des Stammeswesens noch mehr auseinanderwarf und zugleich die Notwendigkeit einschloß, den Zuständen Rechnung zu tragen, in denen sich die Verbündeten befanden. Zuvörderst wurde dadurch eine Rücksicht auf die Juden erforderlich, die sich an dem Bunde mit den Medinaten beteiligten. Damit wird die Annahme der vornehmsten Gebote des Dekalogs und einiger anderer aus dem Judaismus stammenden Anordnungen, namentlich der Fasten, des mehrmals am Tage zu wiederholenden Gebetes, die dann weiter entwickelt wurden, zusammenhängen. Der Sendbote Gottes bildete nach und nach ein gewisses System für die bürgerliche Regierung. Er gab seiner Religionslehre eine bestimmte Form.

Allein damit war doch nichts haltbares geschaffen; man befand sich in der Mitte von Feindseligkeiten, welche Vernichtung drohten. Die neue Religionsform mußte sich erst in einem Kriege bewähren, der dann gegen den Sitz des bisherigen Gemeingefühls der Stämme, gegen Mekka ins Werk gesetzt wurde. Hier nun durchdrang sich die religiöse Idee mit der Anwendung der Waffen.

Indem Mohammed zum Kampfe gegen die Ungläubigen schritt, stellte er den unmittelbaren Eintritt in das Paradies seinen Gläubigen in Aussicht. Vielleicht läßt sich auch hier ein Einfluß des Talmud erkennen. Denn mit den Vorstellungen vom Paradies, die der Talmud enthält, stimmen die Beschreibungen desselben bei den Mohammedanern fast wörtlich zusammen. Sie unterscheiden sich nur durch Zusätze, welche die Araber nach ihren Landesgewohnheiten besonders anmuteten. Wir berührten, welchen Einfluß diese Idee in der ersten Schlacht auf den Todesmut der moslimischen Streiter ausübte.

In diesen Kämpfen aber entwickelte der Bote Gottes ein gleichsam angeborenes Talent der Heerführung. Wie der erste Angriff, so gelang ihm nachmals die Verteidigung. Dabei war, zumal da Medina selbst eine Umlagerung erfuhr, volle Einmütigkeit der Verteidiger von nöten, aber es zeigte sich doch, daß die Juden dem System der Religion und Herrschaft, welches Mohammed aufrichtete, widerstrebten; sie erschienen selbst als Verbündete des Feindes. Mohammed strafte ihr zweideutiges Verhalten mit schonungsloser Grausamkeit. Von der Annäherung an das Judentum ging er zu heftiger Feindseligkeit gegen dasselbe fort. Dadurch geschah es wieder, daß der arabische Gedanke vollständig das Übergewicht erhielt.

Erst hierauf konnten sich andere Stämme mit rechter Freudigkeit anschließen. Mohammed selbst kam in den Stand, in der dreifachen Eigenschaft des religiösen Oberhauptes, Gesetzgebers und militärischen Anführers aufzu-

treten und mit anwachsenden Kräften den Kampf gegen die Koreischiten in Mekka ernstlicher als bisher aufzunehmen. Das tägliche fünfmalige Gebet der Gläubigen erschien wie ein gemeinschaftliches Feldgeschrei. Zerstören aber, wie oben erzählt, wollte er seine Vaterstadt doch nicht. Ihm lag nur daran, seine Landsleute zu einer freiwilligen Unterwerfung unter seine Mission zu bringen. Die monotheistische Lehre hatte sich schon so weit Bahn gebrochen, daß sie ohne hartnäckigen Widerspruch angenommen worden wäre; zur Annahme der zweiten aber, vom Apostolat Mohammeds, gehörte die Überlegenheit der Waffen, die Furcht vor dem Untergange. Nachdem nun Mohammed seiner Vaterstadt Meister geworden, entsagte er dem Gebrauch der Waffen. Aus den Haschimiten, die ihm gefolgt waren, den Medinaten, den hinzugetretenen Arabern und den bezwungenen Koreischiten bildete sich eine einzige große Genossenschaft, welcher Gesetze gegeben werden mußten, um die einen gegen die anderen zu schützen und alle unter dem neuen Oberhaupt zu vereinigen. Die Glaubensformel enthielt zugleich eine Huldigung. Die Republik der Stammeshäupter in Mekka verschwand vor dem Übergewicht des gottgesandten Propheten. Mohammed ist ein Araber durch und durch, der in dem Widerstreben gegen eine ihm widerwärtige Stammesherrschaft sich bis zu einer weltgeschichtlichen Stellung erhob.

Die Summe seiner Lehre liegt immer in dem Wort: Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Mit diesem Wort hat er eine ganze Nation in sich selbst beruhigt und verbunden. Aber darin lag doch kein Glaube für die Welt. Sie hatte zu viel arabische Elemente in sich, aus der Sitte des Landes oder dem Klima herübergenommen; sie konnte sich kaum jemals mit fremden Bevölkerungen bis auf den Grund verschmelzen. Sie war Trägerin der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen. Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinne ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigentümliche Bewegungsfähigkeit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in Einer Hand.

Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hohepriestertum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königtums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten begründet worden.

Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestaltung hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht. Es wird uns noch viel beschäftigen.

Drittes Kapitel.

Die Kalifen Abu Bekr und Omar und die ersten Eroberungen der Araber.

Über den Versuch, den Islam als Religion in der Welt auszubreiten, giebt es eine alte Sage, welche an das christliche Apostolat erinnert. Anknüpfend an eine fabelhafte Erzählung, nach welcher die Jünger Jesu, er sagt: Isa, Ibn Marjam, Bedenken getragen hätten, eine Mission in weite Entfernung zu übernehmen, was aber denn doch geschehen sei, soll Mohammed seine Anhänger angewiesen haben, ebenso seine Religion in fremden Ländern zu verkündigen.

Andere Traditionen berichten von einer schriftlichen Anmahnung Mohammeds an die benachbarten Fürsten, den Kaiser und den Schahinschah, den Negus von Abyssinien und einen unabhängigen Statthalter von Ägypten, worin er sie aufgefordert habe, ihn als den wahren Boten Gottes anzuerkennen; sie würden dann alle unter dem Einen Gott vereinigt werden. Aus der Art und Weise, wie diese Botschaften aufgenommen worden seien, leitet man dann die Feindseligkeiten her, in welche die Araber mit den großen Mächten, die ihre Nachbarn waren, gerieten. Aber in der That haben weder mündliche Annäherungen noch schriftliche Aufforderungen eine Wirkung hervorgebracht. Die Ausbreitung des Islam ist nur durch Krieg und Waffen erfolgt.

Wäre es dabei geblieben, daß die Religionsformel, welche die Summe des Islam enthält, in Arabien zur Herrschaft gekommen wäre, so würde schon darin ein großes Ereignis liegen. Denn in der Mitte zwischen dem heidnischen Element, das in dem Neoparsismus lag, und der mit dem Christentum identifizierten römischen Monarchie trat der Islam mit einer überlegenen, in sich selbst kompakten Macht auf. Die Natur des Islam machte jene Aufforderung selbst oder auch eine Wirkung derselben unmöglich, weil den benachbarten Gewalten die Annahme einer Religion, die zugleich Fürstentum war, überhaupt nicht zugemutet werden konnte. Ihre Accession wäre Unterwerfung gewesen. Wie ist es nun aber zum Ausbruch des Krieges gekommen? Er knüpfte sich, wie schon angedeutet, an das Unternehmen Mohammeds, alle arabischen Stämme zu vereinigen, an. Den entschiedensten Widerstand fand Mohammed bei denen, welche seit alter Zeit mit dem römischen Reich verbunden und sogar zum Christentum übergegangen waren. Gegen diese war der Feldzug gerichtet, den er in seinen letzten Lebensjahren abordnete. Die christlichen Tribus sollten an einem für die Bekenner des Islam heiligen Tage überfallen und unterworfen werden. Von diesem Vorhaben wurde der gräco-römische Befehlshaber in diesen Gegenden, der Vicarius Theodorus durch einen Araber selbst, oder, wie es schon damals heißt, einen

Saracenen, unterrichtet; denn diese Worte werden infolge der althergebrachten Verhältnisse zu den Grenzvölkern von Anfang an von den Griechen als gleichbedeutend gebraucht. Darauf sammelt er seine Mannschaften aus den benachbarten Regionen, größtenteils Araber selbst und überfällt nun seinerseits die heranrückenden Emire. Drei von ihnen werden getötet, der vierte, Chalid, entflieht. Nicht eigentlich also gegen den Kaiser unmittelbar war die Absicht Mohammeds gerichtet, sondern auf die Vereinigung der Stämme unter seinen Fahnen dem Kaiser zum Trotz. Den Stämmen soll er gesagt haben: es zieme sich nicht, daß sie einem fremden Fürsten unterworfen seien, da ihnen Gott einen Führer ihres eigenen Stammes geben wolle, den sie als ihren Bruder betrachten könnten. Ich will nicht jede Einzelheit dieser Berichte als authentisch betrachten, aber man sieht doch daraus den Grund und die Richtung, in der sich der Streit entspann. Mohammed war gesonnen, den erlittenen Verlust durch einen Einfall in das römische Gebiet zu rächen. Zur Ausführung desselben bestimmte er den Sohn seines ehemaligen Sklaven Zayd, der bei dem vorigen Angriff umgekommen war. Die Angesehensten seiner Umgebung waren damit nicht einverstanden, Zayds Sohn Osama schien keine geeignete Persönlichkeit, einen großen Zug ins Feld zu führen. Mohammed bestieg die Kanzel, um sie zu beruhigen; er gab noch den Befehl zum Aufbruch, in diesem Augenblick ist er gestorben, am 8. Juni 632.

Vielleicht die größte Frage in jedem Staatswesen bildet die Succession der höchsten Gewalt. Wer die Monarchien kennt, weiß es, welch einen Unterschied die Aufeinanderfolge verschiedener Persönlichkeiten in der Behandlung der Geschäfte mit sich bringt. Wie viel größer aber wird die Schwierigkeit, wenn eine Gewalt gegründet ist, die eigentlich keinen allgemeinen Namen hat, sobald der Träger dieser Gewalt plötzlich mit Tode abgeht. Die Autorität ist bleibend begründet; wer aber soll den Mann ersetzen, der eine solche eben erst geschaffen hat, wenn derselbe nicht mehr ist. Zuerst regte sich die Vorstellung, der Prophet werde wiederkehren, wie einst Moses nach vierzigtägiger Abwesenheit zu den Kindern Israel. Aber Abu Bekr, der Vater Aischas, in deren Gemächern Mohammed gestorben war, begab sich dahin und überzeugte sich, daß der Prophet tot sei. Du warst mir, sagte er, Vater und Mutter, Du bist mir lieb im Tode wie im Leben. Dann ging er zu den anderen hinaus mit den Worten: Wer ausschließend an Mohammed glaubte, der erfahre, daß Mohammed tot ist. Wer aber an Gott und Mohammed glaubte, der wisse, daß Gott lebt. Die Worte sind tiefsinnig und treffend. In der Nachricht, daß Mohammed gestorben sei, lag nun zugleich die eben berührte Frage, wer an seiner Stelle an die Spitze treten solle. Die Umgebung Mohammeds hatte zwei verschiedene Bestandteile, von denen jeder seine besonderen Ansprüche machte. Die Hülfsgenossen, Ansarier genannt, meinten, daß ihnen, da Mohammed durch sie geschützt und Arabien unterworfen worden sei, auch die Führung gebühre, ihnen und keinen anderen. Allein dem gegenüber erhoben die ursprünglichen Gefährten

Mohammeds, die Mohadschirun, den gleichen Anspruch: denn sie seien es, welche wegen des Glaubens an die Macht Allahs Verfolgungen erduldet und die Flucht unternommen hätten; das frühere Verdienst setzte sich dem späteren entgegen. Wäre es bloß auf das Verdienst um den Glauben angekommen, so würde die Entscheidung immer geschwankt haben, aber auf seite der Flüchtlinge, der Mohadschirun, machte man noch ein anderes Moment, das des Stammes geltend. Nicht als hätte man Erblichkeit angenommen: denn dann würde die Tochter Mohammeds, Fatima und ihr Gemahl Ali den Vorzug gehabt haben. Man bezog sich vielmehr auf das alte Ansehen der Koreischiten, inbegriffen der Haschimiten, unter denen zuletzt Abu Bekr und Omar die Oberhand erhalten hatten: niemals würden sich die Araber entschließen, anderen, die nicht von dieser Herkunft seien, Folge zu leisten. Das Gefühl des Stammes, welches von jeher bei den Arabern vorgeherrscht hatte, trat hiebei nochmals in den Vordergrund. Das wirkte aber auch auf die Ansarier zurück, welche aus zwei Stämmen zusammengesetzt waren, von denen keiner dem anderen den Vorzug einräumen wollte; sie waren geneigter, die Autorität der unmittelbaren Genossen Mohammeds anzuerkennen, als die des einen oder des anderen unter ihnen selbst. Der erste, der dies aussprach, war der Ansarier Beschir; er hat gesagt: er wolle niemanden der Ehre berauben, die ihm Gott gegeben habe. Die erste der Fragen war hierdurch erledigt. Die nächsten Genossen Mohammeds bei seiner Erhebung, Kriegführung und Administration sollten seine Nachfolger sein. Ein Wort Mohammeds selbst wurde dafür angeführt. Wer aber unter diesen sollte den Vorzug haben? Abu Bekr stellte seine beiden Gefährten Omar und Abu Obeida Ibn Dscharrah als die Männer vor, welche würdig seien, daß die höchste Gewalt auf sie übergehe. Diese erwiderten: er selbst sei der Würdigste, Und alles, was von der entschiedenen, aber leidenschaftslosen Gesinnung Abu Bekrs verlautet, der in jeder Stunde seines Lebens unbedingten Glauben und gesunden Menschenverstand verbunden hatte, ließ keinen Zweifel darüber, daß dem so sei.

Indem sich Omar anschickte, Abu Bekr zu huldigen, kam auch Beschir heran. Schon erfüllte sich die Gasse mit Menschen, die jubelnd beistimmten. Wie einst unter Mohammed die Idee des Stammes und der höchsten Gewalt vereint die Oberhand behielten, so auch bei der Wahl des Nachfolgers. Abu Bekr nannte sich Nachfolger des Propheten Gottes, Chalifa Raßul Allah. In dieser Eigenschaft hat er die Herrschaft zwei Jahre lang in Händen gehabt. Er hat sie nach allen Seiten gegen aufrührerische Stämme und falsche Propheten verteidigt und über die alten Grenzen von Arabien hinaus geltend gemacht.

Unter seinem Scepter stand eine wohlgeeinte Genossenschaft von Stämmen und siegreichen Heerscharen. Als er den Tod kommen fühlte, rief er Omar herbei und übertrug ihm die Nachfolge. Abu Bekr und Omar sind Charaktere fast noch mehr als Mohammed, welcher sich in einer nicht durchaus geraden Linie bewegte, wie das bei den ersten Gründungen der Macht der

Fall zu sein pflegt. In Abu Bekr stellte sich schon neben Mohammed die Konsequenz der moslimischen Ideen einförmiger dar. Er wich nie von dem einmal eingeschlagenen Wege ab; er zeigte sich immer besonnen und umsichtig, nicht etwa ein Apostel, sondern ein gleichgesinnter, treuer, mannhafter Gefährte. Omar hatte zur Seite Mohammeds zuweilen eine Anwandlung gefühlt, sich von demselben loszureißen, er war von einem Unternehmungsgeist, der keine Schranken kennt; er hat wohl erinnert werden müssen, sich allezeit eng an den Steigbügel des Propheten zu halten, und später eingestanden, daß er einst bei dem langsamen Fortschritt gegen Mekka versucht gewesen sei, sich von dem Propheten zu trennen; dann aber habe er sich überzeugt, was Mohammed angeordnet, sei das richtige gewesen. Als der Nachfolger desselben zeigte er das Talent eines geborenen Herrschers. Er war von der Pflicht der Gerechtigkeit gegen das Volk überzeugt und kannte zugleich die Bedingungen einer haltbaren Ordnung des Gemeinwesens. Er nannte sich Emir al Muminin: Fürst der Gläubigen. Indem er eine Würde verwaltete, wie die Welt noch keine gleiche gesehen, hielt er doch an der Einfachheit des altarabischen Lebens fest. Von diesen beiden Männern ist die Richtung eingeschlagen worden, welche die arabischen Eroberungen innegehalten haben. Das welthistorische Problem lag darin, wie sich die Araber, die bisher an dem Kampfe der beiden Weltmächte nur einen zufälligen und wechselnden Anteil genommen hatten, zu denselben verhalten würden, nachdem sie vereinigt, waffenmächtig und durch propagandistischen Religionseifer angeregt waren. Die Beziehungen zu dem einen und dem anderen Reiche hatten etwas ähnliches darin, daß die partiellen Verbindungen derselben mit arabischen Stämmen nicht mehr bestehen konnten, seitdem die Araber eine Nation bildeten, die in sich zusammenhielt.

Darüber mußte es zum Kampfe zwischen ihnen kommen. Einer Kriegserklärung hätte es nicht bedurft, schon nicht den Gräco-Römern gegenüber, noch weniger den Persern. Die Araber befanden sich dadurch in dem engsten Kontakt mit dem persischen Reich, daß sie sich in Irak niedergelassen hatten. Eben in der Epoche, in welcher Arsaciden und Sassaniden miteinander kämpften, war das kleine Reich Hira aus arabischen, aramäischen und nabatäischen Elementen entstanden. Es gab auch hier Könige, die eine gewisse Unabhängigkeit besaßen, und an deren Hofe sich eine Kulturverbindung zwischen Arabern und Persern bildete, in welche auch die Ausbreitung des Christentums eingriff. Die Könige von Hira wurden nach dem Belieben des Schahinschah eingesetzt. Noman, der ein Christ gewesen sein soll und den Titel eines Königs von Chosru Parwiz bekommen hatte, wurde abgesetzt und nicht zwar seine Würde, aber doch seine Macht einem arabischen Emir, Iyas, übertragen, der zugleich das persische Interesse im inneren Arabien wahrnahm. Das Schwanken zwischen beiden Nationalitäten konnte nicht fortdauern, nachdem das Kalifat zu stande gekommen war. Der arabische Emir Mothanna begab sich zu Abu Bekr, indem er die die Einheit der Nation in sich schließende

Glaubensformel aussprach, um denselben bei seinem Vorhaben, die Araber von der persischen Herrschaft loszureißen, um Beistand anzugehen. Denn allein gelassen vermochte er den Kampf gegen die Perser nicht zu bestehen. Abu Bekr schickte ihm dann den größten Kämpen des Islam, der soeben den letzten Unruhen in Arabien ein Ende gemacht hatte, Chalid, Sohn Welids, zu Hülfe. Die arabischen Geschichtsbücher sind voll von den Heldenthaten, welche Chalid, in dem sich Körperkraft, Heldenmut und moslimischer Enthusiasmus vereinigten, in Irak vollbracht habe. Er geriet mit den Persern, die er in ihren Grenzbefestigungen angriff, in offenen Krieg; zweimal hat er persische Führer im Zweikampf überwunden. Er erbeutete die Ketten, mit denen diese die gefangenen Moslimen zu fesseln gedacht hatten. Mit den Einwohnern von Hira schloß er einen Vertrag, durch welchen diese sich zu einem Tribut verpflichteten. Der nächsten, dringendsten Aufgabe schien damit genügt zu sein. Abu Bekr hielt für ratsam, den damals besten seiner Kriegsführer nach einer anderen Seite hin zu verwenden. Zugleich mit dem Angriff auf Persien war nämlich der Krieg gegen die Oströmer, der schon unter Mohammed begonnen hatte, von Abu Bekr erneuert worden.

Osama hatte jenen Feldzug wirklich unternommen, nicht unglücklich, aber ohne nennenswerten Succeß. Dem neuen Kalifen kam es zu statten, daß die Römer arabischen Stämmen die Zahlung der gewohnten Jahrgelder versagt und sie überdies verhöhnt hatten. Hierdurch wurde der Widerstand vollends gebrochen, den die mit den Römern verbündeten arabischen Stämme den Medinaten entgegengesetzt hatten. Abu Bekr stellte vier Heere ins Feld, die es eigentlich gewesen sind, von welchen die Eroberung von Syrien ausgegangen ist. Dem Heerhaufen, welcher sich gegen Gaza wendete, setzte sich der Befehlshaber von Cäsarea, Sergius, mit den römischen Truppen und den Einwohnern der Provinz entgegen; er war aber viel zu schwach und mußte fliehen. Im Gedächtnis ist geblieben, daß er, als er, auf der Flucht begriffen, sich verloren sah, seinen Begleitern geraten hat, davon zu reiten und ihn seinem Schicksal zu überlassen. So kam nicht unwürdig seines Namens der letzte Römer um, der diese Region beherrschte; die Araber wurden Meister derselben. Einem anderen Heerhaufen unter Chalid ben Said gelang es, die Araber, die sich noch nicht von den Römern getrennt hatten, ohne eigentlichen Widerstand zu zerstreuen und dann auch die römischen Truppen selbst, die gegen ihn anrückten, zu schlagen. Durch diesen Erfolg ermutigt, rückte er, ohne weitere Unterstützung abzuwarten, im römischen Gebiet vor. Kaiser Heraklius war nicht ganz unvorbereitet; er übertrug den Oberbefehl seinem vornehmsten Feldhauptmann Baanes und dem Sacellarius Theodorus. Diese behielten den Platz gegen die vordringenden Araber. Es gelang Baanes bei Merdsch-es-Soffar, eine Tagereise südlich von Damaskus, sie aus ihren Stellungen zu werfen und zu schlagen, so daß sie die Flucht ergriffen. Eine zweite Abteilung der Araber unter Amru ben As stieß im Süden des Toten Meeres auf die Truppen unter Theodorus, dem Bruder

des Kaisers, und wurde von diesem an weiterem Vorrücken verhindert, so daß die Römer den vordringenden Haufen der Araber wirklich Widerstand leisteten. Es kam hinzu, daß sie auf das feste Bostra zählen konnten, die alte militärische Kolonie, aus der ein römischer Kaiser hervorgegangen war, damals das Bollwerk der Provinz, welches einen Mittelpunkt für die bewaffnete Macht bildete. Von den Arabern selbst vernehmen wir, daß Heraklius auf die Widerstandskraft dieses Platzes rechnete, aber doch, wegen der weiteren Fortschritte der Araber besorgt, Syrien verließ, um aus anderen Provinzen Hülfe herbeizuschaffen.

In der Verlegenheit nun, die hieraus entsprang, in der Besorgnis, im syrischen Kriege zu unterliegen, wandte Abu Bekr sein Augenmerk auf Chalid ben Welid, durch dessen Teilnahme die Siege in Irak entschieden worden waren, und berief ihn nach Syrien. Der bewährte Kriegsheld folgte dem Rufe mit den besten und erprobtesten seiner Mannschaften. Unterwegs zwang er noch einige arabische Stämme, die Bundesgenossenschaft der Römer zu verlassen; dann erschien er vor Bostra, wo er sich mit anderen Heerhaufen vereinigte, welche die Stadt bereits umlagert hielten. Die Verstärkung, welche die Araber hierdurch erhielten; der Name Chalids, der eines großen Rufes genoß, bewirkten eine vollkommene Entmutigung der Einwohner. Wir vernehmen, der Führer wäre entschlossen gewesen, zu widerstehen, aber die Einwohner der alten Kolonie, die damals Griechen waren, hätten es vorgezogen, ein Abkommen mit den Arabern zu treffen. Sie verpflichteten sich zu einem Kopfgeld und Getreidelieferungen. Bostra war die erste römische Stadt, welche in diesen Gegenden den Arabern in die Hände fiel. Der Verlust derselben war entscheidend für den Besitz des Landes. Jetzt konnte der Bruder des Kaisers, Theodorus, die Stellung am Toten Meere, die er gegen Amru genommen hatte, nicht behaupten. Amru, mit dem Eroberer von Bostra vereinigt, erfocht bei Adschnadein einen namhaften Vorteil über Theodorus. Nach diesem Siege drangen die Araber nach der Hauptstadt des Landes, Damaskus, vor und nahmen sie nach sechsmonatlicher Belagerung ein.

Eine sehr bemerkenswerte Tradition über die Eroberung von Damaskus findet sich bei Eutychius und Elmacin. Dieser zufolge wurde Damaskus an den verschiedenen Thoren von den einzelnen moslimischen Heerführern berannt. Nach langer Belagerung sah sich der Befehlshaber der Stadt genötigt, auf Vertrag zu denken und knüpfte Unterhandlungen mit Chalid an, der ihm Sicherheit für das Leben und Eigentum der Bewohner von Damaskus, wie für die Kirchen zusagte, wenn man ihm die Thore öffne, und als dies geschehen, seinen Soldaten befahl, das Schwert in der Scheide zu behalten. Unterdes drangen die anderen arabischen Führer an den anderen Thoren, nicht ohne blutigen Kampf ein, aber als ihnen die Zusage Chalids schriftlich vorgelegt wurde, hielten sie auch ihrerseits inne. Die Feindseligkeiten, welche die Moslimen ausübten, waren insofern sehr empfindlich, als ihnen die Hälfte des Geldvorrates und anderer fahrender Habe ausgeliefert werden

mußte. Zugleich aber konnte den Einwohnern die Kopfsteuer, die ihnen die Araber auferlegten, den drückenden Anforderungen der römischen Staatsverwaltung gegenüber, nicht sehr beschwerlich fallen.

Damit war jedoch Syrien noch keineswegs unterworfen. Der Kaiser hatte in Antiochien neue Streitkräfte gesammelt. Baanes und der Sacellarius rückten ins Feld, so daß es am Jarmuk zu einer großen Schlacht kam.

Die beiden Heere der Griechen sollen 40 000 Mann gezählt haben. Aber eine bei weitem größere Schar stellten die Araber auf. Von den kaiserlichen Heeren wurde das eine nach dem anderen geschlagen.

Die Truppen, die unter Baanes standen, sind dann in der Weise altrömischer Legionen soweit gegangen, ihrem Kaiser abzusagen und Baanes zum Imperator auszurufen, wodurch sie jedoch veranlaßten, daß sie von dem anderen Teil des Heeres verlassen wurden. In dieser Verwirrung sind die Araber zu einem durch ihre vorteilhafte Lage verstärkten, umgestümen Angriff vorgeschritten. Sie erfochten einen Sieg, durch welchen der große Kampf endgültig entschieden und Syrien den Römern verloren gegangen ist. Der griechische Bericht erklärt die Niederlage der kaiserlichen Truppen sehr ungenügenderweise aus den Staubwolken der Wüste, unter denen die arabischen Heere vorgedrungen seien.

Das Wesentlichste des Ereignisses liegt doch in den Mängeln des römischen Kriegswesens, die eine Art von Selbstauflösung in sich schließen. Die Grenzbefehlshaber waren zu schwach, um die ersten Anfälle auszuhalten. Die alte Militärkolonie, auf der die Verteidigung des Landes beruhte, ergab sich selbst dem Feinde; der diesem entgegengeschickte Feldherr warf sich eigenmächtig zum Imperator auf, vermochte aber nicht die Truppen mit sich fortzureißen, so daß sie beide zu Grunde gingen und die Araber den Sitz ihrer Macht in dem schon vorher eroberten Damaskus aufschlugen.

Bei weitem nachhaltiger war der Widerstand, den die Araber bei den Persern fanden. Wir haben noch einmal das Schauspiel eines echt orientalischen Krieges. Nach Chalids Abberufung aus Hira erhoben sich die Perser, die auch in dem Zustand der Verwirrung, in welchem sich die sassanidische Dynastie befand, die Schwächung des Reiches nicht dulden wollten. Eine von den Frauen, welche zum Throne gelangten, berief den Befehlshaber von Chorasan, Rustem, an ihre Seite. Sie würde ihm die Krone auf eine Reihe von Jahren selbst abgetreten haben, wenn die persische Sitte solche Unregelmäßigkeiten zugelassen hätte. Sie bekleidete ihn jedoch mit dem unbeschränkten Oberbefehl. Sie sagte ihm, daß er niemand über sich haben solle als Gott. Rustem wußte nun den populären Widerstand gegen die Araber zu organisieren und brachte zugleich ein Heer in altorientalischer Form ins Feld, mit Elephanten und Kataphrakten. Dem stellte Omar, denn Abu Bekr war bereits gestorben, den tapferen Abu Obeid Ibn Massud entgegen.

Auch der war ein guter Kämpe. Er wagte es einmal, dem gewaltigen Feinde gegenüber die Brücke abzubrechen, welche seinen Leuten den Rückzug

möglich gemacht haben würde, aber er wurde geschlagen. Die Araber erlitten eine Niederlage, die sie auf eine oder die andere Art in ihren Erzählungen über die Brückenschlacht beschrieben haben.

In dem allgemeinen Verhältnis trat dadurch keine Änderung ein, daß unerwartet ein männlicher Sprosse des sassanidischen Geschlechts, ein Enkel Chosrus, Jezdegerd in Istachr aufgefunden und gekrönt wurde, endlich auch in Madain zur Anerkennung gelangte. Er vereinigte die verlorenen Gebiete wieder mit dem Reiche und säumte nicht, die zerstörten Feuertempel wiederherzustellen.

Damit aber erweckte er das Selbstgefühl des Islam. Omar selbst wurde durch den Abbruch, den die moslimische Macht erlitten hatte, in seiner Seele getroffen; er würde in Person gegen die Perser ausgezogen sein, hätten ihn nicht die Freunde und Ratgeber, die um ihn waren, davon abgehalten. Er brachte ein neues stattliches Heer zusammen, an dessen Spitze er Saad Ibn Abi Wakkas stellte. Darin lag der Vorteil der Lage von Medina, daß es die Möglichkeit der Hülfeleistung nach verschiedenen Seiten darbot.

Wie sehr Saad von Omar abhing, sieht man aus einigen Überbleibseln der von ihnen gepflogenen Korrespondenz. In zweifelhaften Fällen fragt Saad beim Kalifen an, indem er selbst die eingetretenen Schwierigkeiten hervorhebt. Der Kalif ruft die vornehmsten Moslimen zur Beratung, dann entscheidet er. Diese Entscheidung wird dem Befehlshaber als eine unwiderrufliche überbracht.

Saad nahm Stellung bei Kadesia, der Porta Persiae, wo Pferde und Kamele reichliche Weide fanden und er durch Flüsse, in deren Mitte es gelegen war, geschützt wurde.

Noch einmal ist es dann zu Unterhandlungen gekommen.

Die Perser waren erstaunt über die Hartnäckigkeit ihrer Gegner. Sie behaupteten, alte Verdienste um die Araber zu haben; sie hätten dieselben in ihre Gebiete aufgenommen und ihnen sogar einen Anteil an dem Weltverkehr mit Indien zukommen lassen.

Man bot ihnen an, ein arabisches Fürstentum an den persischen Grenzen zu errichten. Aber wie wäre es für Omar möglich gewesen, darauf einzugehen, da so viele Moslimen gefallen waren, was die Rache der Gläubigen herausforderte. Die Perser mußten alle Kräfte aufbieten, um die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Rustem rückte mit seinem wohlgerüsteten Heere ins Feld und überschritt den Fluß Attik, der den Moslimen eine gewisse Sicherheit darbot. Die Elephanten mit ihren Türmen und Bewaffneten erscheinen wie im Kampfe des Porus am Indus und in den Kriegen der Seleuciden als das kräftigste Bollwerk des Orients gegen den Occident. Dagegen besteht die beste Waffe der Araber in den Kamelen, deren Vorzug von jeher gewesen war, daß die Reiterei vor ihnen nicht Stand hielt. Es folgte nun ein blutiges Zusammentreffen, welches vier Tage dauerte.

Nach einem zuverlässigen Bericht hielten sich die Araber am ersten Tage

für so gut wie geschlagen. Aber sie bekamen Hülfe aus Syrien, die ihren Mut wieder erfrischte; Streiter sollen ihnen zugezogen sein, die soeben am Jarmuk gefochten hatten; so leisteten sie an den beiden folgenden Tagen guten Widerstand. Die Entscheidung hing auch dann noch von den Elephanten ab. Saad hatte sich bei den Eingeborenen erkundigt, wie man dieser Tiere Herr zu werden vermöge. Jener Notiz zufolge gelang es den Arabern, sie in Wut zu versetzen, so daß sie, nach Verwundung des stärksten, dem die übrigen instinktmäßig zu folgen pflegten, durch den Fluß zurückgingen. Da mußte sich auch Rustem von dem Hochsitz, auf welchem er bisher der Schlacht zugesehen hatte, erheben, um sich über den Fluß zu retten. Hiebei ist das persische Heer geschlagen und Rustem getötet worden. Doch war die Niederlage, welche die Perser erlitten, keine so vollständige, daß das Heer auseinandergesprengt worden wäre. Es schlug den Weg nach Madain ein, hielt aber noch auf verschiedenen Stationen Stand. Die Perser waren erstaunt, daß die Elephanten in der Schlacht so wenig ausgerichtet hatten. Aber gerade der Nachteil, in den diese geraten waren, scheint sie überzeugt zu haben, daß sie den Kampf mit den Arabern nicht würden bestehen können. Sie faßten den Entschluß, sich in das Innere Persiens zurückzuziehen und gleich damals war ihr Augenmerk auf Nehawend gerichtet. Den besten Teil ihrer Schätze nahmen sie mit sich.

Man darf wohl sagen, daß auch ohne die Eroberung von Madain die vornehmste Kriegsfrage entschieden war. Kadesia muß als eine der großen Feldschlachten betrachtet werden, welche das Schicksal ganzer Epochen bestimmen. Saad wendete sich nun nach den verlorenen Regionen zurück und unterwarf sie, Hira ging an ihn selbst über.

Da sind auch einige Einrichtungen getroffen worden, die zur Behauptung des Landes dienten. Denen, die an dem Pakt, der mit ihnen geschlossen war, festgehalten hatten, wurden die gemachten Zusagen nochmals bestätigt, den Abgefallenen und Wiederbezwungenen eine höhere Buße auferlegt.

Und zugleich trafen die Araber Anstalt, die Behauptung dieser Gegenden durch eine Kolonialanlage zu sichern. Omar hatte das von Anfang an angeordnet; nur über die Wahl des Platzes wurde erst durch Nachfrage über Gesundheit und bessere Luft entschieden. So wurde Kufa gegründet. Es war die erste auf dem Grund und Boden der moslimischen Eroberungen errichtete arabische Pflanzstätte von militärischer Bestimmung.

Während dieser Ereignisse in Irak war auch die Eroberung von Syrien immer weiter fortgeschritten.

Da die Römer kein neues Heer ins Feld stellten, so nahmen die Araber auch von den anderen großen Handelsplätzen Besitz. Ihr erster weiterer Kriegszug unterwarf ihnen Tadmor (Palmyra), ein anderer die phönizischen Hauptstädte.

Wenn man die Erzählungen über die Eroberungen genauer ansieht, so beruhen sie immer darauf, daß die Römer den Städten keine Hülfe weiter

leisten können, und die Einwohner sich genötigt sehen, einen Vertrag mit den Arabern zu suchen und ihnen Tribut zu versprechen. Die Unterwerfung von Damaskus diente zum Muster für die übrigen. So ist selbst Jerusalem in die Hände des Kalifen Omar geraten. Ein kleines griechisches Heer war in Palästina aus dem Felde geschlagen worden. Aber die Stadt wurde noch tapfer verteidigt. Bei der Verstärkung der moslimischen Armee durch Omar selbst faßten die Einwohner von Älia, — denn unter diesem Namen erscheint Jerusalem bei den Arabern, die Absicht, mit dem Kalifen einen Vertrag zu schließen. Omar sagte ihnen Sicherheit für ihre Person, ihren Besitz und ihre Religion zu, worauf sie unter Teilnahme ihres Patriarchen die Thore öffneten. Es war im April des Jahres 637, vier Monate nach der Schlacht bei Kadesia.

Alle diese Provinzen, das gesamte Gebiet, um welches in den ersten Epochen der ältesten Weltgeschichte die Völker gestritten hatten, fielen in die Hände der Araber. Der römische Befehlshaber in Mesopotamien, Johannes, Prokurator von Osrhoene, fühlte sich nicht imstande, die Provinz zu behaupten. Er bewilligte eine Summe Geldes als Tribut gegen das Versprechen des arabischen Häuptlings, der ihn angriff, sich jenseit des Euphrat zu halten. Heraklius nahm daran großen Anstoß, weil es ohne vorangegangene Anfrage bei ihm geschehen war. Er rief Johannes ab, wodurch dann die Araber vollends die Oberhand bekamen. Noch in demselben Jahr haben sie Nisibis erobert; auch Edessa, ein Mittelpunkt der religiösen Kultur der Christen, mußte sich bequemen, Tribut zu zahlen. Unterdessen war auf der anderen Seite auch Antiochien mit Gewalt der Waffen eingenommen worden.

So ist Syrien unter die Herrschaft der Araber geraten. Der römische Imperator und seine Legionen verschwanden aus diesen Ländern. Ihre Stelle nahmen die siegreichen arabischen Horden ein, die eine theokratisch-militärische Organisation hatten.

Einen wesentlichen Impuls zu diesen Unternehmungen gaben die Handelsinteressen, welche besonders den Koreischiten von Mekka immer vor Augen schwebten. Die Karawanen konnten nun Syrien durchziehen, wodurch Mekka noch umfassender als früher ein Mittelpunkt des Handels mit dem Kontinent wurde. Damit aber stand noch eine andere, maritime Erweiterung der moslimischen Herrschaft nach Osten hin in enger Verbindung.

Schon unter Abu Bekr war die Absicht der Moslimen auf Obollah gerichtet, wo ein lebendiger Verkehr zwischen Indien und Persien stattfand. Die indischen Waren wurden auf dem persischen Meerbusen in diese Marken herbeigeschafft. Es war bereits erobert, aber durch die Veranstaltungen Rustems wieder verloren worden.

Dahin richtete Omar aufs neue seine Augen.

Dabei haben auch andere Absichten mitgewirkt, namentlich die, den Persern, mit denen der Krieg noch immer fortgesetzt wurde, die Hülfe aus

diesen Ländern abzuschneiden. Der vornehmste Zweck lag jedoch in der Besitznahme dieser seebeherrschenden Gestade überhaupt.

Nur gering war die Truppenzahl, welche Omar unter Otba zunächst dorthin schickte. Diese hatten zugleich mit den Einwohnern und den persischen Heerführern zu kämpfen; aber sie waren stark genug, eine weit überlegene Mannschaft zu schlagen. Otba trat mit den Arabern an der Küste in Verbindung; er gewann sie, indem er sie zum Islam, der alle Araber miteinander verband, überführte. Sie zeigten ihm den durch seine Lage zur Gründung einer Kolonie geeignetsten Platz, eine mit Steinen bedeckte Fläche, was eben Basra bedeuten soll. Hier gründete Otba Bassora und brachte die Schiffahrt auf dem persischen Meerbusen unter arabischen Einfluß. Er richtete einen Seeplatz von umfassender Bedeutung für den Orient ein: denn leicht war von dort Siraf zu erreichen, in jener Epoche die wichtigste Reede, wo die Verbindung mit Indien und China sich vollzog. Man erstaunt beinahe, in dem tumultuarischen Treiben der Zeit großen Gedanken zu begegnen, welche der Weltverbindung andere Wege anwiesen, als die bisherigen und Mekka, den alten Mittelpunkt des arabischen Lebens, zu einem der ansehnlichsten Handelsplätze der asiatischen Welt erhoben. Omar ist eine große Figur in den universalen, namentlich geographischen Kombinationen aller Zeiten.

Viertes Kapitel.

Innere Irrungen im griechisch-römischen Reiche. Verlust von Ägypten.

Die aus ihren Wüsten hervorbrechenden Araber hatten dergestalt die beiden Nachbarreiche, von denen das eine die höchste Autorität über den Occident, das andere ein maßgebendes Ansehen über den Orient besaß, in einem plötzlichen zusammentreffenden Anlauf bezwungen. Das persische Reich war so gut wie gestürzt worden, der Monotheismus zum ersten Male in die östlichen Gebiete eingedrungen. Vor Augen liegt, daß damit eine neue Ära für Ostasien anbrach.

In Kufa und Basra hatte sich der Monotheismus neue Metropolen gegründet zum Kampfe zu Land und zur See. Diese Gegensätze waren gleichsam ethnographischer Natur. Es kam darauf an, wie weit der Islam sich in Persien selbständig behaupten und von da in die Länder der alten Religionssysteme vordringen und sie übermeistern werde. Einen ganz anderen weltgeschichtlichen Charakter hat der eröffnete Kampf mit dem gräco-römischen Kaisertum. Der arabische Monotheismus stieß hier mit einer bei weitem tiefer

begründeten und besser organisierten Religion zusammen, die er zu überbieten meinte, von der sich aber seine ursprünglichen Impulse selbst herschrieben.

In dem Kaisertum und dem Christentum bestanden noch alle Elemente der Kultur der früheren Jahrhunderte, von denen sich der rasch und einseitig entwickelte Islam losgesagt hatte. Das weltgeschichtliche Interesse konzentrierte sich darin, inwiefern die neu gegründete arabische Macht im Kampfe mit dem Kaisertum weiter fortschreiten, ob sie demselben noch andere Provinzen entwinden oder es vielleicht ganz umstürzen würde, worin eine Auflösung der historischen Grundlagen der Kultur gelegen hätte.

Indem nun der Islam, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, von einem einheitlichen religiösen Gedanken beseelt, in das römische Reich vordrang, geschah es diesem, daß der Versuch, die Entzweiungen zu heben, durch die es bisher geschwächt worden war, und die innere Einheit herzustellen, vielmehr neue Entzweiungen hervorrief.

Wir kennen die Einwirkungen, welche die Lehre von den zwei Naturen in Christus, ihrer Differenz und ihrer Vereinigung ausgeübt hatte.

Die religiöse Parteiung machte eine Vereinigung aller Kräfte des Reiches zur Verteidigung beinahe unmöglich.

Um die Schroffheiten der Gegensätze zu mildern, geriet man auf einen Gedanken, der vielleicht selbst nicht ohne Rückwirkung der in Arabien im Streit begriffenen Glaubensmeinungen entstanden ist.

Es war der Gedanke, die Verbindung beider Naturen durch die Einheit des Willens, wie man sagte: die göttliche Energie in den Vordergrund zu stellen. Man meinte, damit die Monophysiten zu gewinnen und zugleich die Anhänger des chalcedonischen Konzils zufrieden zu stellen. Kaiser Heraklius hat diese Idee zwar nicht zuerst gefaßt, ist aber damit zuerst öffentlich hervorgetreten. In seiner Natur lag es, in den Schwierigkeiten, in die er geriet, eine Auskunft zu suchen, die von dem gewohnten Wege abwich. In derselben Zeit nun, in welcher er die Waffen ergriff, um sich durch eine Offensive, die niemand erwartete, gegen die Perser zu verteidigen, hat er auch den theologischen Gedanken ausgesprochen, durch den er den Streit der religiösen Parteien innerhalb seines Reiches auszugleichen oder wenigstens zurückzudrängen meinte. Zuerst bei einer Zusammenkunft mit dem Oberhaupt der armenischen Monophysiten ist diese Idee vom Kaiser zur Sprache gebracht worden. Näher erörtert wurde dieselbe in den Konferenzen desselben mit Cyrus, damals Patriarchen der Lazier.

Auf eine Anfrage, inwiefern bei beiden Naturen sich doch Eine Willensmeinung annehmen lasse, brachte Sergius, Patriarch von Konstantinopel, alte Zeugnisse bei, welche die kirchliche Annehmbarkeit dieser Meinung bestätigten. Nach einiger Zeit ist sie dann in der That auf einer Provinzialsynode zu Karin (Erzerum) in Armenien im Jahre 628 durchgeführt und daselbst angenommen worden. Auch in anderen Provinzen wurden hierüber Verhandlungen gepflogen und dem vornehmsten intellektuellen Förderer derselben,

Cyrus, der inzwischen zum Patriarchen von Alexandrien ernannt war, gelang es dort, durch die neue Doktrin eine Vereinigung der Monophysiten mit den Anhängern des chalcedonischen Konzils zu stande zu bringen.

Auf die Beweise, welche die Kirchenhäupter für ihre Doktrin anführten, kann es uns nicht ankommen. Es ist die spekulative Frage über das Zusammenwirken beider Naturen, nicht in zwei verschiedenen Wirkungssphären, sondern in einer einzigen, den Willen beherrschenden, konzentrischen Energie. Ich denke nicht, daß es die schlechteste Auskunft war, die getroffen worden ist, nachdem man einmal das Geheimnis rationell zu definieren unternommen hatte und aus dem Glauben in die dialektischen Diskussionen der Theologen herabzog. Für Heraklius hatte sie eine unendliche Bedeutung: denn wenn sie angenommen wurde, so gelangte er dadurch zu einem erneuerten Einfluß auf die kirchlichen Parteien, deren auseinandergehende Tendenz die Regierung des Reiches besonders erschwerte. Selbst die doktrinellen Abweichungen, die im Abendland hervortraten, schienen dadurch beseitigt werden zu können und vor allem: man faßte festen Fuß den Einwendungen der Mohammedaner gegenüber, die in der Lehre von der doppelten Natur gleichsam eine Vielgötterei sahen. Der Monotheletismus war nicht allein ein Werk theologischer Grübelei; er war die Grundmaxime des Kaisers, durch welche er seine monarchischen Absichten und die Pacifikation der Kirche zu erreichen dachte.

Ein glänzendes, großes Ziel, aber in weiter Entfernung. Die nächste Wirkung war doch, daß eine Meinungsverschiedenheit darüber entsprang, ob nicht die doppelte Natur auch die Energie selbst ergreife, so daß deren zwei angenommen werden müßten. Gerade an die vermeinte Einigung in Alexandrien knüpfte sich eine heftige Kundgebung entgegengesetzter Lehren an, deren Interpret der Patriarch von Jerusalem, Sophronius, war, während der Patriarch von Alexandrien an der unter seiner Führung getroffenen Vereinigung festhielt. Die Kirche geriet in die Gefahr, sich in verschiedene dogmatische Gegensätze aufzulösen. Dem ausbrechenden neuen Zerwürfnis suchte Heraklius dadurch zu begegnen, daß er die Worte, in denen sich der Gegensatz aussprach, zur öffentlichen Erörterung zu bringen ausdrücklich verbot. In einer Konstitution, genannt Ekthesis, legte er die Übereinstimmung des Monotheletismus mit der kirchlichen Ansicht ausführlich dar. Seine Vorkehrungen waren jedoch vergeblich. Mit den Feindseligkeiten, denen der Kaiser hierdurch ausgesetzt wurde, griffen noch andere zusammen, die aus seinen Familienverhältnissen herrührten.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Eudocia, die ihm einen Sohn hinterließ, hatte sich Heraklius mit seiner Nichte Martina, der Tochter seiner Schwester Maria, vermählt, eine Verbindung, die dem altrömischen Gesetze widersprach. Wir erinnern uns, wieviel es einst dem Kaiser Claudius kostete, darüber hinwegzukommen. Indessen war das alte Gesetz erneuert worden; die justinianische Gesetzgebung verbietet ausdrücklich die Ehe zwischen Oheim und Nichte. Dem stimmte auch die Kirche bei; das war das Gemeingefühl der

ganzen Nation. Und da nun auch Martina Söhne bekam, so konnten Zweifel darüber, ob denselben ein Recht der Nachfolge zustehe, nicht ausbleiben.

Man nimmt an, daß dieses Mißverhältnis in die politisch militärischen Angelegenheiten in Syrien eingriff so gut wie das religiöse.

Noch bei weitem stärker trat das hervor, als Heraklius in die Jahre kam, in denen man an seinen Tod zu denken pflegt. Um alle Zweifel an dem eventuellen Erbfolgerecht des ältesten Sohnes aus seiner zweiten Ehe, Heraklius genannt Herakleonas abzuschneiden, erhob der Kaiser denselben im Jahre 638 auf das feierlichste zum Augustus in Gegenwart des ganzen Senates. Nicht ohne die Gebete des Patriarchen wurde demselben an Stelle der Kopfbedeckung eines Cäsar, die er trug, eine kaiserliche Krone auf das Haupt gesetzt. Auch der ältere Bruder, der Sohn der Eudocia, Konstantin, war zugegen. Dann erschienen alle höheren Beamten, die Abteilungen der Truppen mit ihren Fahnen, um ihre Glückwünsche darzubringen und ihre Verehrung zu bezeugen.

Am folgenden Neujahrstage wurde eine feierliche Prozession nach der Hagia Sophia veranstaltet, bei welcher Herakleonas von seinem älteren Bruder Konstantin am Arm geführt wurde; auch dadurch waren sie unterschieden, daß der ältere eine Chlamys, der jüngere eine Toga prätexta trug. Die offizielle Nachricht eines späteren Kaisers über diese Vorgänge verbreitet sich eingehend über die Abstufung in der Bekleidung der angesehenen Personen aus den höchsten Rangklassen, die sie begleiteten.

Wenige Tage darauf wurden sie nochmals in den Palast beschieden. Die kaiserliche Familie erschien in vollem Glanz; der Kaiser, seine Gemahlin Martina und alle ihre Kinder waren anwesend. Die Großen brachten ihre Glückwünsche feierlich dar; erst dem Reiche, dann dem Kaiser und seiner Gemahlin, hierauf dem älteren und dem jüngeren Augustus und allen übrigen. Trotz der erlittenen Verluste fühlte der Hof von Konstantinopel sich noch vollkommen im Besitz der höchsten Gewalt im römischen Reiche.

Heraklius versäumte nicht, auch die Nachfolge im Sinne dieser Ceremonie zu bestimmen. Er setzte fest, daß nach seinem Tode ihm Constantinus sowohl als Herakleonas nachfolgen sollten, jedoch unter Anerkennung der kaiserlichen Autorität Martinas. Er ist nicht ohne Besorgnis für das Schicksal Martinas gewesen. Man findet, daß er eine ansehnliche Summe Geldes zu deren Gunsten in die Hände des Patriarchen gelegt hat.

Heraklius starb am 11. Februar 641; man sieht wohl, daß er nach beiden Seiten hin unheilschwangere Fragen dem Reiche hinterließ. Nach dem Laufe der menschlichen Dinge war es doch keineswegs gewiß, daß seine Absichten in Beziehung auf die Nachfolge zur Ausführung gelangen würden. Schon einmal war etwas ähnliches versucht worden, als Sophia nach dem Tode Justins II. die oberste Gewalt in Händen zu behalten gedachte; sie hatte damit nur ihren eigenen Sturz bewirkt. Als nun jetzt das Testament des Heraklius zur Ausführung kommen sollte, fand es Widerspruch, der doch, so zu sagen, eine konstitutionelle Begründung hatte, im Cirkus, wo noch

immer die alten Rechte der römischen Plebs fortlebten. Martina suchte in ihrer Eigenschaft als Kaiserin-Mutter, deren Ansprüche sehr umfassend ausgelegt werden konnten, die Anerkennung des Volkes, aber man antwortete: ihr Stiefsohn und ihr Sohn seien Kaiser und würden als solche anerkannt werden; ihr aber selbst als Kaiserin-Mutter eine bevorzugte Stellung einzuräumen, widerspreche dem Herkommen im römischen Reiche; einer Frau würde es nicht geziemen, Gesandtschaften in eigener Person zu empfangen; die Römer würden das niemals dulden. Martina ging hierauf in den Palast zurück; ihre Söhne wurden als Kaiser anerkannt und wie es nicht anders sein konnte, der ältere, Konstantin, hatte kraft des Rechtes, das ihm seine Geburt gab, die Vorhand in dem Kaisertum. Er war von schwacher Leibesbeschaffenheit und unaufhörlich krank. Man fürchtete seinen nahen Abgang, der für die Kinder, die er bereits hatte, besonders das älteste, Constans, verhängnisvoll werden konnte. Um dem vorzubeugen, wurden von den Anhängern Konstantins, welche zugleich Gegner der Kaiserin waren, umfassende Maßregeln getroffen. Man nötigte nicht allein den Patriarchen, das ihm für Martina übergebene Geld auszuliefern, sondern Konstantin selbst wurde veranlaßt, das Schicksal seiner Kinder dem Heere anzuvertrauen, an das er dann verschiedene Schreiben richtete. Auf den Grund dieser Anregungen versammelte sich dasselbe in Chalcedon.

Konstantin hat das Kaisertum nicht länger als vier Monate verwaltet. Als er mit Tode abging, was jedermann erwartete, schrieb man doch sein Absterben einer Vergiftung durch die Kaiserin zu. Ihrerseits nahm Martina Bedacht, ihrem Sohne Herakleonas die Krone zu verschaffen, was ihr denn auch gelang; denn das demselben zuerkannte Erbrecht zurückzunehmen, trug man doch Bedenken.

Herakleonas versäumte nicht, die besten Versicherungen für Konstantins Kinder zu geben, allein niemand wollte ihm trauen, so lange Martina am Leben wäre.

Der sonderbare Zustand trat ein, daß die Hauptstadt in der Gewalt des Herakleonas, Chalcedon in der der Armee war, welche die Rechte der Söhne Konstantins wahrnahm. Herakleonas begab sich selbst nach Chalcedon, ohne jedoch Eingang zu finden. Den Bürgern der Hauptstadt war es sehr unangenehm, daß ihre Landbesitzungen, namentlich ihre Weinberge bei der bevorstehenden Lese in den Händen der Truppen waren.

Dazu kamen die geistlichen Streitigkeiten, die mit den dynastischen zusammengriffen.

Und nicht leicht darf man diese Entzweiungen nehmen; sie haben vielmehr das größte Ereignis in dem Fortgang des Islams hervorgerufen. Man wußte schon längst, daß die kirchlichen Entzweiungen die Fortschritte der Araber erleichtert haben, aber die Nachrichten, die man darüber bei den griechischen Geschichtschreibern findet, sind ungenügend; was die arabischen erzählen, erweist sich als unzuverlässig.

Sehr erwünscht sind da die bis auf die neueste Zeit verborgen gebliebenen Berichte des Bischofs Johann von Nikiu, die eine lange Reise zu uns haben durchmachen müssen: denn aus dem griechischen Idiom sind sie erst in das arabische, dann in das äthiopische übertragen, dann, in eine abendländische Sprache übersetzt, der Forschung zugänglich geworden. Aus diesen nun erfahren wir, daß die Vorfälle in Konstantinopel und Ägypten auf das genaueste zusammenhängen. Seine Berichte verdienen um so mehr Rücksicht, da er den Begebenheiten sehr nahe stand. Die Pflicht des Historikers ist es, sie mit den in die Geschichte aufgenommenen zu vergleichen und sich über ihr gegenseitiges Verhältnis ein Urteil zu bilden.

Nach der arabischen Überlieferung, wie sie sich bei Ibn Abd el-Hakem findet, unternahm nach der Besitznahme von Syrien der tapfere Koreischit Amru, der schon früher einmal nach Alexandrien gekommen und durch eine Art von Wunder als künftiges Oberhaupt dieses Landes bezeichnet worden war, die Eroberung von Ägypten. Er stellte dem Kalifen vor, daß diese ebenso leicht wie nützlich sein werde, konnte aber die Erlaubnis desselben nicht vollständig erlangen. Noch auf dem Marsch erhielt Amru ein abmahnendes Schreiben Omars, das ihm jedoch die Fortsetzung seines Zuges erlaubte, in dem Falle, daß es ihm erst dann zugehe, wenn er schon in Ägypten sei. Amru eröffnete das Schreiben erst, als er in Ägypten angekommen war. Er brauchte keine weitere Rücksicht auf dasselbe zu nehmen und rückte auf einer Straße, deren Etappen sich nicht genau nachweisen lassen, die aber von Pelusium nach Memphis führte, vor, ohne dabei Widerstand zu finden. Er stieß erst bei dem festen Babylon auf ein feindliches Heer, das dort unter Mokaukas vereinigt war.

Dieser Mokaukas, Statthalter von Ägypten, war ein Kopte, in welchem sich der kirchliche Gegensatz der einheimischen Bevölkerung gegen das geistliche Regiment der Griechen repräsentierte, der zwar den Arabern einigen Widerstand entgegensetzte, dann aber, namentlich als dieselben verstärkt wurden, zu Unterhandlungen schritt, die auf einen verräterischen Übertritt von den Römern zu den Arabern hinzielten, unter dem Vorgeben, daß auch er eine von der der Griechen verschiedene Religion bekenne. Diese Unterhandlungen führten zu einem Vertrag, nach welchem Mokaukas einen nach der Zahl der Einwoher zu erhebenden Tribut versprach, wogegen man ihnen ihr Leben und Eigentum zusicherte. Durch diesen Vertrag wurde nun Ägypten gleichsam waffenlos, so daß sich Amru desselben mit leichter Mühe bemächtigte. Der Widerstand, den die Gräco-Römer leisteten, war ohne alle Bedeutung. Die Eroberung von Ägypten ist das Werk des Übertritts eines verräterischen Oberhauptes der Kopten zu dem arabischen Heerführer.

Suchen wir nun bei dem gleichzeitigen Bischof von Nikiu nähere Aufklärung, so kommen wir auf eine Erzählung, welche die von den arabischen Autoren behaupteten Thatsachen ausschließt. Leider findet sich in der Handschrift des Bischofs eine Lücke, in der er den ersten Einfall der Araber und

den Beistand, den ihnen eingeborene Parteihäupter leisteten, besprochen haben wird. Er erzählt die Gewaltsamkeiten der Araber und berichtet von einem förmlichen Siege derselben über die Römer bei Aboit, unfern von Lykopolis. Durch diesen Verlust erschreckt, warfen sich zwei römische Anführer nach der Burg und Stadt Babylon in der Nähe von Memphis, um wenigstens Unterägypten zu behaupten, von wo sie bald darauf den Arabern, die heranziehen, sich entgegensetzen. Es kommt bei Heliopolis zu einer Schlacht, in welcher Amru durch ein geschicktes Strategem die Römer in die Mitte nimmt und vollkommen schlägt. Hierdurch wird Amru Meister in diesen Gegenden; er nimmt selbst die Stadt Babylon ein, nicht die Citadelle, und breitet sich dann weiter aus.

In dieser Bewegung aber stellte sich ihm der Praefectus Augustus Theodorus entgegen, der ihn dann wenigstens bei einem Zusammentreffen überwand. Der Kampf dauerte noch eine Zeitlang weiter fort, aber Amru hatte Ägypten, wenn nicht vollkommen übermeistert, doch in die größte Verwirrung gebracht. Einige Nomen, namentlich Fajjum, traten in ein Verhältnis der Unterthänigkeit; sie zahlten ihm Tribut, wogegen ihnen Leben und Habe versichert wurden; in anderen wurden sogar die Römer, die sich in ihrem Gebiet antreffen ließen, niedergemacht. Nicht wenige gingen zum Islam über. Ein allgemeiner Schrecken lag über dem Land, als Heraklius mit Tode abging. Die, welche sich nicht unterwerfen wollten, flüchteten nach Alexandrien. Von alle dem haben die arabischen Berichte kein Wort; bei ihnen erscheint die Belagerung von Babylon als Anfang der Eroberung, während sie doch mehr den Schluß derselben bezeichnet. Ich denke nun, daß erst durch diese Ereignisse die Autorität, welche die Araber in Ägypten ausübten, erklärt wird. Ihre Macht lag in den Waffen; doch kamen ihnen die Entzweiungen zwischen Griechen und Kopten, Melchiten und Jakobiten zu Hülfe. So stand es, als Heraklius starb; das Land schien beinahe verloren. Da führt uns nun der Bischof nach Konstantinopel zurück.

Er gedenkt des älteren Sohnes des Heraklius, Konstantin, der zunächst Kaiser wurde und eine Flotte ausrüstete, die den Versuch machen sollte, mit den Arabern zugleich zu unterhandeln und zu kämpfen; wenn es damit nicht gelinge, solle sie nach Konstantinopel zurückkehren; der Kaiser werde dann das Volk auffordern, die Wiedereroberung von Ägypten mit aller Kraft zu unternehmen. Zugleich ließ er den Patriarchen Cyrus zu sich kommen, um sich mit ihm zu besprechen. Der Bischof erwähnt nicht die Ansammlung von Truppen bei Chalcedon, welche zu demselben Zweck verfügt worden sein mag. Aber indem die Verteidigung von Ägypten in Konstantinopel vorbereitet wurde, starb Konstantin. Sein Nachfolger Herakleonas schlug andere politische Wege ein.

Denn, wie wir anderweitig wissen, die Armee, die er in Ägypten hätte verwenden sollen, bestand aus seinen Gegnern. Beliebt war er keineswegs. Auch der Bischof berichtet, daß man ihn nicht für den rechten Kaiser halten

wollte, weil er aus einer Ehe, welche von der Kirche verworfen werde, entsprungen sei. Herakleonas, erzählt nun der Bischof weiter, habe Cyrus nach Alexandrien zurückgeschickt mit dem Auftrage, die Araber nicht zu bekämpfen, sondern mit ihnen einen Vertrag zu schließen. Der Unterschied zwischen Konstantin und Herakleonas würde darin liegen, daß der erstere den Kampf gegen die Araber erneuern wollte, Herakleonas denselben aufgab. Das war um so unvermeidlicher, weil Amru immer größere Fortschritte machte.

Cyrus fand in Alexandrien eine günstige Aufnahme und begab sich von dort nach dem Lager der Moslime vor Babylon, wo er eine Abkunft mit Amru traf, den er bereits als Herrn von Ägypten begrüßte und dem er einen Tribut bewilligte.

Die römischen Truppen sollten sich auf die eine oder die andere Weise aus Ägypten entfernen und keine anderen dahin gelangen. Dagegen verpflichtete sich Amru, der jetzt allein die Militärmacht in den Händen behielt, in die inneren Verhältnisse Ägyptens, namentlich die kirchlichen, nicht einzugreifen.

Mit diesem Vertrage kehrte Cyrus nach Alexandrien zurück. In einer Versammlung der Mitglieder der Verwaltung und der vornehmsten Einwohner der Stadt, die alle den Feind fürchteten, las er die Abkunft vor und verschaffte ihr allgemeine Billigung. Amru war inzwischen in den Besitz der wichtigsten Stellungen gelangt. Er hatte Nikiu eingenommen, nicht ohne ein entsetzliches Blutbad. Die römischen Truppen wurden in den Nil getrieben und hier von den Arabern unbarmherzig niedergemacht. Auch die Festung von Babylon selbst geriet in seine Hand. Wir erfahren, die Truppen seien mit Hinterlassung ihrer Waffen und einigem Gelde abgezogen. Es kam nur noch auf die Eroberung von Alexandrien an. Dem Bericht des Bischofs zufolge erschienen die Moslime bald nach Abschluß des Vertrages, um die zunächst in Aussicht gestellte Zahlung in Empfang zu nehmen. Die Einwohner der ägyptischen Hauptstadt, die noch immer eine gewisse Autonomie besaßen, wie denn der Bischof des Widerstreites der blauen und grünen Faktion gedenkt, waren erstaunt über die Anmaßung der Moslimen; sie kannten den abgeschlossenen Vertrag noch nicht; sie forderten die Truppen auf, diese Anmutung mit den Waffen zurückzuweisen. Die Heerführer aber verweigerten eine solche Demonstration mit Bezugnahme auf die von Cyrus übernommenen Verpflichtungen, von denen das Volk hiebei zuerst erfuhr. Es geriet in heftige Aufwallung gegen den Patriarchen und wollte ihn, so sagt unser Gewährsmann, steinigen. Cyrus fand noch Zeit, sich zu rechtfertigen. Er stellte dem Volke vor, daß der einzige Zweck seiner Verhandlungen und Festsetzungen ihre eigene Wohlfahrt sei; er wolle nur sie selbst und ihre Kinder retten. Er sprach mit tiefer Bewegung; mit thränenden Augen flehte er sie gleichsam um Gnade an. Hierdurch wurden die Bürger umgestimmt. Auch sie waren jetzt bereit, den Vertrag anzunehmen und brachten selbst das zur Befriedigung der Araber erforderliche Geld zusammen. Von alledem ist

nun in den arabischen Berichten und selbst bei Eutychius keine Rede. Sie haben von dem eigentlichen Verlauf überhaupt keine Kunde gehabt; und wie sie das Vorrücken Amrus einzig von den mit dem angeblichen Mokaukas eingegangenen Abmachungen herleiten: so wissen sie von neuen Kämpfen zu erzählen, die Amru mit den Einwohnern der Stadt Alexandrien und den dort befindlichen Truppen zu bestehen gehabt habe. Amru wird dabei selbst gefangen, dann aber wieder frei; endlich nimmt er die Stadt ein, ohne viel Widerstand zu finden, aber doch mit der Gewalt des Schwertes. Ohne sich die Augen über die Mangelhaftigkeit der Erzählung des Johannes von Nikiu zu verschließen, kann man doch nicht anders, als derselben unbedingt den Vorzug vor den arabischen geben. Wenn man sie aber annimmt, so tritt das gesamte Ereignis in ein anderes Licht. Nicht allein durch Empörungen, die auch der Bischof annimmt, sondern durch eine Abkunft mit den Römern hat Amru Ägypten eingenommen. Es war schon durch einen blutigen Krieg größtenteils in seine Hände gefallen. Wenn nun bisher noch in Konstantinopel die Meinung vorgewaltet hatte, ihn zur See und zu Lande bekämpfen zu können, so war nach dem Übergang der Regierung auf Herakleonas und seine Mutter der Gedanke einer solchen Unternehmung ausgeschlossen: denn diese hätte von der neuen, unter Konstantin zusammengebrachten Kriegsmacht für sich selbst zu fürchten gehabt. In ihrem eigenen Interesse hat die damalige gräco-römische Regierung die Wiedereroberung von Ägypten aufgegeben. Durch die mit Cyrus verabredete Abkunft trat der Verfechter des Islam, Amru, gewissermaßen in den Dienst der monotheletischen Kaiserin. Eigentlich in diesem Verhältnis stellte Amru Ruhe und Ordnung in Ägypten wieder her. Alle die, welche nach Alexandrien geflüchtet waren, begaben sich unter dem Schutz der eingegangenen Bedingungen nach ihrer Heimat zurück. Der Bischof, der dann wieder seine Augen nach Konstantinopel wendet, bringt auch über die dortigen Vorfälle Nachrichten bei, die wir anderweit nicht finden. Er berichtet, Martina habe sich mit einem der Heerführer, dem Logotheten David verbunden, nicht ohne ihm Hoffnung zu machen, sich mit ihm zu vermählen. Kombiniert man dies mit den Ägypten betreffenden Notizen, so hat es einen Augenblick gegeben, in welchem Martina, mit Amru und Cyrus einverstanden, in Alexandrien und zugleich in Konstantinopel die Oberhand zu behalten fähig schien; dort sogar mit Hülfe der Moslime, hier mit Hülfe des eben genannten Logotheten. Der Bischof von Nikiu berichtet ferner: dem gegenüber habe sich nun die der Martina feindliche Faktion in Konstantinopel erhoben; hierüber sei es zu offenem Kampf gekommen; die Gegner Martinas seien in Konstantinopel selbst ihrer Meister geworden, hätten sie aus dem Palast fortgerissen und sie sowohl als ihre Kinder gräßlich mißhandelt und nach Rhodus deportiert, wo sie den Blicken entschwinden. Der Sturz der Martina, der im Herbst des Jahres 641 erfolgte, mußte notwendig auch den ägyptischen Angelegenheiten eine andere Gestalt geben. Amru, der im Einverständnis mit Martina vor-

gerückt war, wurde dieser Rücksicht entledigt und kam in den Fall, Ägypten für sich selbst und seinen Kalifen einzunehmen. Es scheint zwar, als hätte die jetzt in Konstantinopel zur Macht gelangte Partei daran gedacht, sich Ägyptens wieder zu bemeistern. Aber dazu war sie doch unfähig.

Mit Einem Worte: nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit ging die höchste Gewalt von den römischen Autoritäten auf die arabischen über. Amru fand geeignete Werkzeuge in Personen der bisherigen Administration: Menas in Unterägypten, Philoxenus in dem mittleren, Sinoda in dem oberen; die aber die bisherigen Lasten der Eingeborenen aufrecht erhielten und vermehrten. Der Bischof ist sehr bestimmt über den Druck, der von ihnen ausgeübt worden sei.

Unleugbar ist, daß in kirchlicher Hinsicht die Herrschaft der Araber den Jakobiten, die den größten Teil der christlichen Bevölkerung ausmachten, sogar angenehm sein konnte. Sie hatten bisher am meisten durch die Eingriffe, welche die Kaiser gegen die Kirche ausgeübt hatten, zu leiden gehabt — einmal durch die oft sehr empfindliche Willkür, mit welcher die geistlichen Würdenträger behandelt wurden; noch mehr durch die Einflüsse der herrschenden kirchlichen Partei auf die entgegengesetzten Meinungen und ihre Bekenner. Das erste war unter Phokas, das zweite unter Heraklius der Fall gewesen. Den Jakobiten, denen die meisten Kirchen gehörten, konnte ein arabischer Emir, der sich innerhalb gesetzlicher Schranken bewegte, selbst angenehmer sein als ein eigenmächtig eingreifender Imperator. Sie hatten nach dem Tode des Cyrus, der ihnen sehr beschwerlich gefallen war, das Vergnügen, ihren ins Exil geschickten Patriarchen wieder zurückkommen und in seinen Kirchen erscheinen zu sehen. Die Bewohner von Alexandrien erwiesen, sagt der Bischof von Nikiu, dem arabischen Emir alle Ehrerbietung. Von Tag zu Tag wurde er stärker. Der Bischof sagt wörtlich: Amru ließ sich die Auflage zahlen, die man ihm versprochen hatte; aber er nahm nichts von den Gütern der Kirche; aller räuberischen Gewaltsamkeiten enthielt er sich. So damals, wie nachher.

Man sieht wohl, wie wenig die Erzählung von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zu diesem thatsächlichen Verhältnis paßt. Ich sehe darin nichts, als einen Reflex des späteren Erfolges, daß die römisch-griechische Litteratur in den Hintergrund trat, die arabische dagegen die Oberhand bekam. Sehr wohl dagegen stimmen damit die Konzessionen zusammen, die in der sogenannten Kapitulation Amrus enthalten sind und durch welche den Einwohnern von Ägypten gegen einen im ganzen zu entrichtenden Tribut Sicherheit für ihre Person, ihre Güter und ihre Kirchen gewährt wurde. Es wurde ihnen selbst anheimgegeben, ob sie den Tribut zahlen oder den Schutz der neuen Regierung entbehren wollten. Für diesen Fall sind besondere Bestimmungen getroffen worden, jedoch, soviel wir sehen, brauchten sie nicht in Anwendung zu kommen. Ägypten trat in ein vertragsmäßiges Verhältnis zu den Arabern, wie ein solches in Syrien nach dem Muster von

Damaskus und in sehr bestimmten Formen zuletzt auch in Jerusalem eingerichtet worden war. Lange Zeit dienten diese Zugeständnisse als Norm der Verwaltung. Von Ägypten weiß man durch die bestimmtesten Zeugnisse, daß sich die Einwohner in den nächsten Jahrhunderten unter der arabischen Herrschaft in einem erträglichen Zustand befunden haben.

Bei alledem erfuhren doch die universalen Beziehungen Ägyptens durch dies Ereignis eine durchgreifende Abwandelung. Das Land, von dem bisher die großen Hauptstädte des römischen Reiches ihre Lebensmittel bezogen hatten, wurde jetzt die Kornkammer von Arabien; es wurde ein Kanal gegraben oder vielmehr nach einer Vernachlässigung langer Zeiträume erneuert, um das Getreide von Ägypten nach Medina zu führen. Es ist der Kanal, der bei Fostat vom Nil sich abtrennt, Kairo durchschneidet und bei Colzom (dem Klysma der Alten) ins Rote Meer geht. Nero, Trajan und Omar bieten einander hiebei die Hand, Vorgänge der neuesten Zeit erinnern daran.

Als ein Ereignis muß es angesehen werden, daß sich die ältesten, den Einwirkungen von Griechen und Persern vorangegangenen Völkerbeziehungen wiederherstellten; in den Schauplätzen der ältesten Geschichte walteten jetzt die Araber vor. Ägypten verlor seine unmittelbare Beziehung zu den Gestaden des Mittelmeers, aber es nahm an der maritimen Weltverbindung Teil, welche die Araber vom persischen Meerbusen aus nach dem fernsten Osten eröffneten.

Fünftes Kapitel.

Das Kalifat von Damaskus und das byzantinische Reich in der Mitte des 7. Jahrhunderts.

Die Hauptveränderung in der Lage der Welt bestand nun darin, daß sich in dem östlichen Becken des Mittelmeeres die beiden Mächte begegneten, welche die allgemeine Herrschaft in Anspruch nahmen: die vordringende der Araber und die zurückweichende der Oströmer.

Nach dem Sturz der Martina, in den auch Herakleonas verwickelt wurde, war die Nachfolge, der sie widerstrebt hatte, dennoch eingetreten. Der Sohn des Konstantin, Constans II., war auf den Thron gestiegen. Bei dieser Veränderung hatte der Senat das entscheidende Wort gesprochen. Es kam eine Regierung zu stande von weniger imperatorischem Charakter. Der neue Fürst Constans erkannte das ausdrücklich an; er dankte den Senatoren für seine Erhebung, bat sie aber zugleich, seine Freunde, Ratgeber und Wegweiser bei der Regierung zu sein.

Constans II. hatte mit mannigfaltigen Empörungen zu kämpfen. Nur mit Mühe hielt er die bewaffnete Macht in Pflicht. In Afrika, Armenien, Isaurien erhoben sich rebellische Oberhäupter. Was unsere Aufmerksamkeit aber hauptsächlich beschäftigt, ist sein Verhältnis zu der in Syrien und nunmehr auch in Ägypten entwickelten Macht des Emir Moawija, der seinen Sitz in Damaskus aufgeschlagen hatte und an der phönizischen Küste eine stattliche orientalische Seemacht bildete, ungefähr eine solche, wie sie einst im syrischen Kriege den Römern Widerstand geleistet hatte. Überhaupt trat eine Flut der weltgeschichtlichen Bewegungen ein, die als eine der früheren, durch welche der Osten in die Hände von Rom geraten war, eben entgegengesetzte betrachtet werden kann. Dem Emir von Damaskus gelang es, sich der Insel Cypern und des festen Aradus zu bemächtigen. Nachdem die Hauptstadt von Cypern, Constantia (das alte Salamis) eingenommen war, unterwarfen sich die Einwohner. Moawija begnügte sich mit einem Tribut, der nicht mehr betrug, als die Auflagen der Kaiser; dagegen ließ er sich versprechen, daß sie bei einem weiteren Kriege niemals wieder mit Konstantinopel gemeinschaftliche Sache machen, sondern vielmehr dem Herrscher von Damaskus über das Vorhaben der Römer selbst Nachricht geben sollten. Aradus meinte Moawija durch Vermittelung eines Bischofs in seine Hände zu bringen, in welchem Falle er sich dann mit ähnlichen Verpflichtungen begnügt hätte. Im folgenden Jahre wurde das kleine Eiland mit Gewalt erorbert, wie es einst von den Römern ergriffen worden war. Durch diese Eroberungen und die Besitznahme von Ägypten hatten die Araber die Oberhand in dem östlichen Becken des Mittelmeeres erlangt.

Im Jahre 652 ist nun ein Stillstand geschlossen, der aber gleich darauf wieder gebrochen worden.

Die Araber drangen in die empörten Provinzen Armenien und Isaurien ein. Der Aufruhr eines römischen Patricius führte sie nach Nordafrika.

Im nächsten Jahre brachte Moawija auch Rhodus, das einst die See beherrscht hatte, durch seine Lage sowohl als die Thatkraft der alten Rhodier, in seine Gewalt. Im Gedächtnis ist geblieben, daß er den schon früher in Verfall geratenen, dann wieder aufgerichteten Koloß abbrechen ließ. Ein Jude kaufte ihm das Erz ab, er soll damit neunhundert Kamele belastet haben. Man wird annehmen dürfen, daß die Denkmale des Mausolus, die ein Wunder der Welt waren, damals nicht verschont geblieben sind.

Naturgemäß richtete sich seine Absicht auf die Eroberung von Konstantinopel selbst. Hiebei aber trat ihm die Antipathie der Bewohner der phönizischen Küstenstädte in den Weg. In Tripolis, welches der Mittelpunkt der Rüstungen war, wurden dieselben durch empörerische Regungen entschlossener Einwohner gewaltsam unterbrochen, aber nicht gehindert. Bald darauf kam es zu einem Zusammentreffen der römischen und arabischen Seemacht in der Nähe jenes Phoenicus Lyciae, welches einst als Sammelplatz der Seeräuber im Kampfe gegen Rom gedient hatte. Die damaligen Römer waren nicht mehr imstande,

die See zu behaupten; sie erlitten eine Niederlage. Der Kaiser wurde durch die Fürsorge seiner tripolitanischen Freunde gerettet. Er hatte sein Gewand mit einem Anderen vertauscht, dieser ist dann getötet worden. Constans war jedoch noch keineswegs machtlos.

Auch in den verlorenen Provinzen hatte er noch Anhänger. Ob er sich aber behauptet haben würde einer gewaltig vorschreitenden Kriegsmacht gegenüber, wie die des Moawija war, ist doch sehr zweifelhaft. Die Wahrheit zu sagen, ist er nur dadurch gerettet worden, daß die Streitkräfte Moawijas in andere Bahnen fortgerissen wurden.

Ein Kampf um das Kalifat brach aus, an welchem der Emir von Damaskus vor allen anderen Menschen beteiligt war. Eine der wichtigsten Begebenheiten ist dieser Kampf, dessen Entscheidung die Verflechtung der allgemeinen Geschichte beherrscht hat; dessen Ursprung und Verlauf aber aus dem innersten Getriebe des moslimischen Lebens hervorging, so daß er die Politik und Verfassung durch Aktion und Reaktion auf Jahrhunderte bestimmt hat.

Betrachten wir zuerst den Ursprung.

Indem Omar die Macht des Islam auf der einen Seite über die persischen, auf der anderen Seite über die Gebiete des römischen Kaisertums ausbreitete, war er einst beim Eintreten in die Moschee ermordet worden. Es ist bezeichnend, daß man nicht weiß, ob es ein abyssinischer Christ gewesen ist, der diesem großen Leben ein Ende machte. Omar dankte Gott, daß es nicht durch einen Moslim geschehen sei. Mit seinem Tode traten nun ähnliche Erwägungen ein, wie die, welche nach dem Ableben Mohammeds die Fortsetzung der Autorität durch die Einsetzung des Kalifats entschieden hatten.

Es ist sehr begreiflich, daß die vornehmsten Anhänger Mohammeds, welche von Omar zu Rate gezogen zu werden pflegten, nach dessen Tode die Entscheidung über die Nachfolge in die Hände bekamen. Aber sie waren verschiedener Meinung. Die Banu Haschim waren für Ali, den innigsten Vertrauten Mohammeds, den Gemahl seiner Tochter Fatima, der eine Art regelmäßigen Successionsanspruch zu besitzen schien; die Banu Machzum für Othman, ebenfalls einen der Schwiegersöhne Mohammeds. Die Wahl leitete Abderrahman, der schon unter Omar großes Ansehen besessen, für sich selbst aber das Kalifat abgelehnt hatte.

Wer wollte die Diskussionen wiederholen, welche da vorgefallen sein sollen. Das entscheidende ist der letzte Moment. Da hat Abderrahman beiden Bewerbern eine auf die künftige Regierung bezügliche Frage vorgelegt.

Nach den älteren Traditionen stellte Abderrahman die Frage, ob Ali sich im Angesicht Gottes verpflichten wolle, die Regierung nach Maßgabe des heiligen Buches, der Sprüche des Propheten und der Beispiele der zwei Kalifen zu führen. Er soll geantwortet haben: wer könne alles das wissen, was das Buch Gottes und die Tradition in sich schließe; der Vorgänger im Kalifat habe er gar nicht gedacht. Es giebt hierüber noch eine andere,

später aufgezeichnete, aber auf alten Überlieferungen beruhende glaubwürdige Nachricht bei Abulpharadsch, nach welcher Ali gefragt wurde, ob er den Koran und auch die Konstitutionen der beiden vorangegangenen Kalifen befolgen wollte; er antwortete ausdrücklich: in letzter Beziehung behalte er sich seine Entschlüsse vor. Erst in dieser Form tritt die Differenz greifbar hervor.

Ali hätte nach den bestehenden Stammesgewohnheiten eine Art von Erbrecht für sich gehabt, freilich kein unbedingtes, das er auf seine Nachkommen hätte übertragen können; denn nicht durch Fatima, so hat man später immer gesagt, habe ein solches auf ihn übergehen können; durch eine Frau konnte das nicht geschehen.

Von dieser Einwendung ist, soviel ich finde, damals nicht die Rede gewesen; die Anerkennung des Erbrechtes lief überhaupt den Ideen entgegen, welche bisher vorgewaltet hatten. Ohne Erbrecht waren die beiden ersten Kalifen aus den vornehmsten Gefährten Mohammeds erwählt und eingesetzt worden. Wäre nun aber jetzt ein Erbrecht anerkannt worden, so hätte das eine gewisse Freiheit der Aktion eingeschlossen. Soviel man sieht, wollte sich Ali eine solche vorbehalten. Durch die Häsitation desselben, die sich auf den Gesamtbestand der moslemitischen Einrichtungen bezog, wurde Abderrahman bewogen, von ihm abzusehen. Er wandte sich mit seiner Frage an Othman, der sie ohne alles Bedenken bejahte. Abderrahman dankte Gott, der Othman diese Antwort eingegeben habe, und huldigte ihm. Ali zögerte, huldigte aber bald darauf ebenfalls. Genug, in Medina behauptete sich die Idee des reinen Kalifates.

Die Stellung Othmans wurde jedoch durch den Fortgang der Begebenheiten schwieriger, als die seiner Vorgänger gewesen war. Denn diese übten ein natürliches Übergewicht über die Heere aus, die sie ins Feld stellten. Dem neuen Kalifen gegenüber gewannen die Heerführer, die in voller Thätigkeit waren, eine größere Selbständigkeit. Die drei unter Omar errichteten Kolonien nahmen eine oppositionelle Haltung an, da Othman die vakanten Stellen nicht nach ihrem Sinn besetzte: sie schritten zu Demonstrationen gegen seine Regierung, als welche den Koreischiten allzu günstig sei, namentlich auch den persönlichen Verwandten Othmans. Ihre Deputationen trafen in Medina zusammen und hier fanden sie dann unter den Mohadschirun, welche die ursprünglichen Grundsätze, das Übergewicht der Gläubigen festhielten, Beifall und Anklang.

Ein Zugeständnis Othmans, welches sich aber sofort als nichtig erwies, so daß die schon auf der Heimkehr begriffene ägyptische Deputation von Fostat wieder zurückkam, brachte einen Aufruhr in Medina selbst hervor. Man drang in Othman, das Chalifat niederzulegen. Er sagte: er wolle lieber sterben, als auf seine ihm von Gott verliehene Würde Verzicht leisten.

Er wurde hierauf in seine Wohnung eingeschlossen und nur von seinen Sklaven verteidigt, bis endlich die Empörer Feuer anlegten, in das Haus eindrangen und den zweiundachtzigjährigen umbrachten.

Nun nahm Ali die Herrschaft, die ihm von Abderrahman abgesprochen war, in Besitz. Er hatte jetzt die Einwohner von Medina für sich. Aber anderwärts fand er doch mannigfaltigen Widerstand. Namentlich wollte die bevorzugte Gemahlin Mohammeds, die Tochter Abu Bekrs, Aischa in Mekka, diese Veränderung in der höchsten Gewalt, wie sie in Medina vor sich gegangen war, nicht anerkennen. Deren Wort aber hatte, wie Ali selbst sagte, bei den Gläubigen das meiste Gewicht. Sie galt als die Mutter der Gläubigen.

Sie wandte sich mit ihren Anhängern von Mekka nach Bassora. Man machte ihr dort zum Vorwurf, daß sie in dem großen Heere anwesend sei, und ihren Anhängern, daß sie sich nicht gescheut hätten, den Schleier der Mutter der Gläubigen zu lüften. In Basra behielt die Partei der Aischa zunächst die Oberhand.

In Kufa dagegen drang trotz allen Widerstrebens doch die Ansicht durch, daß der Islam eines Imam bedürfe und Ali, der dem Propheten so nahe gestanden, für diese Würde am meisten geeignet sei.

Ali empfing die Kufaner mit Freuden, und erklärte: er werde ihre Stadt zum Mittelpunkt des Glaubens erheben. Hierauf bekam er die Oberhand über seine Widersacher in Basra. Es scheint, als habe er sich von den Führern, die am Tode Othmans schuld waren, scheiden wollen. Diese aber, welche nichts mehr fürchteten, als Versöhnung zwischen Ali und Aischa, begannen die Schlacht. Aischa hielt auf einem Kamel in der Mitte der Gläubigen.

Auch hier werden Zweikämpfe erwähnt, die zu Gunsten der Anhänger Alis ausfielen. Um das Kamel der Aischa entzündete sich der Kampf, der nicht eher endete, als bis dem Tiere die Sehnen durchschnitten wurden. „Was sagst Du nun Aischa," fragte Ali die Gefangene. Sie antwortete: „Ali, Du hast gesiegt."

Ali war hierdurch in den östlichen Provinzen, sowie in Arabien Meister geworden. Dagegen fand er im Westen einen mächtigen und entschlossenen Gegner.

Der Emir von Damaskus, Moawija, sah in Othman seinen Freund, seinen Verwandten und forderte Blutrache für ihn. In Damaskus stellte er das blutbefleckte Hemd Othmans in der Moschee aus, um die Gläubigen zum Kampf anzufeuern. Ali wurde als mitschuldig am Tode Othmans betrachtet, weil er, obwohl in Medina anwesend, nichts für ihn gethan hatte, und weil die meisten seiner Anführer zu den früheren Rebellen gehörten.

Moawija sammelte in Syrien ein Heer, mit dem er gegen den Euphrat vorrückte. Wer könnte bezweifeln, daß er es von vornherein darauf abgesehen hatte, das Kalifat für sich selbst zu gewinnen. Er hatte freilich kein Recht darauf, aber Blutrache für den Verstorbenen zu nehmen hielt er für Recht; er führte dafür eine Stelle aus dem Koran an.

Das hatte es zu bedeuten, wenn er, als die beiden Heere bei Siffin aufeinander stießen und schon schlugen, den Koran an die Lanzen binden ließ, für den er die Waffen ergriffen habe. In der Schlacht selbst hatte er nicht

gerade einen entschiedenen Sieg errungen, aber die Moslimen wurden inne, daß sie sich durch ferneren Kampf nicht untereinander vernichten dürften.

Die Aufforderung Moawijas, ein Schiedsgericht aufzustellen, fand Eingang bei den Irakanern, und Ali wurde gezwungen, derselben Folge zu geben.

Ein Schiedsgericht kam wirklich zu stande. Von schlechter Vorbedeutung für Ali war es von vornherein, daß der Parteigänger Moawijas, Amru, der Eroberer von Ägypten, der ihm schon bei Siffin die besten Dienste geleistet hatte, als einer der beiden Schiedsrichter aufgestellt wurde.

Die Tradition ist voll davon, daß durch eine Betrügerei Amrus Moawija als Kalif bezeichnet worden sei.

Unbefangen angesehen hatte aber diese Ernennung ihren Grund in der damaligen Situation. Von den beiden Bewerbern hatte der Eroberer von Syrien, der jetzt auf dem Mittelmeer vordrang, mehr zu bedeuten als Ali, dessen Stärke nur in seiner Partei lag, durch die Othman gestürzt worden war. Nie hätte Amru, der Ägypten eingenommen, geduldet, daß Moawija nicht Herrscher von Syrien geblieben wäre, ohne welches Ägypten nicht behauptet werden konnte. Die Macht Moawijas war entscheidend für ihn.

Die Erhebung des Emirs von Damaskus enthielt zugleich eine Konsolidation des gesamten mohammedanischen Reiches im Sinne des Impulses nach Westen. Syrien, Ägypten, die Eroberungen am Mittelmeer knüpfen so mit der Idee des Islam zusammen.

Doch wurde dieser Impuls dadurch in seiner einseitigen Bewegung nicht etwa verstärkt. Der Erfolg war vielmehr, daß die Streitkräfte Moawijas zugleich nach dem Osten gerichtet werden mußten, um die Einheit des Islam aufrecht zu erhalten.

Ali hatte unzählige Anhänger, welche sich der ergangenen Entscheidung nicht fügen wollten; die glaubenseifrigsten unter denselben machten es ihm sogar zum Vorwurf, daß er auf ein Kompromiß überhaupt eingegangen war. In Kufa und Basra hielt man an ihm fest, in Farsistan wurde er als der wahre Kalif anerkannt. Auf allen Seiten brach der Kampf zwischen Moawija und Ali aus. Der Erfolg war zunächst, daß die in Persien und die über die Römer gemachten Eroberungen gleichsam in zwei Kalifate gespalten wurden.

In diesem Kampfe konnte Moawija nicht mehr an Konstantinopel denken; er ließ sich vielmehr zu einer Anerkennung des gräco-römischen Kaisertums herbei, welche man kaum mehr hätte erwarten sollen.

Moawija wurde im Jahre 658 vermocht, einen Vertrag zu schließen, aus dem sich ergiebt, daß er die Hoheit des römischen Reiches und den Kaiser durch eine pekuniäre Rekognition anerkannte. Wenn nun aber dergestalt der vornehmste Gewalthaber der Araber trotz aller Fortschritte der Eroberungen einen Frieden schloß, der dem römischen Kaiser Sicherheit und Vorteil darbot, so kann man es verstehen, daß Constans, da er vom Osten her gesichert schien, keine Zeit verlor, auf der anderen Seite den Bestand seines Reiches zu behaupten und zu verstärken.

Constans hatte Siege über die benachbarten Slaven erfochten und die Herrschaft im westlichen Becken des Mittelmeeres aufrecht erhalten.

Nachdem er sich des einzigen Mannes, der ihm gefährlich werden konnte, seines eigenen Bruders Theodosius entledigt hatte, faßte er den Gedanken, den Sitz seines Reiches nach dem Occident zu verlegen. Er begab sich selbst nach Italien. Wir haben seiner Anwesenheit daselbst schon gedacht. Seine Absicht war, Unteritalien, Sardinien und das noch nicht verlorene nördliche Afrika zu vereinigen, und, wenn wir recht unterrichtet sind, einen Versuch zur Wiedereroberung Ägyptens zu machen.

Wir erfahren aus den arabischen Berichten, daß er eine große Flotte ausrüstete, der die moslimische an Zahl nicht gewachsen war. Die Araber berichten: nur durch ihr Gottvertrauen seien sie den Kampf aufzunehmen bewogen und dafür durch Sieg belohnt worden; auch eine zweite Flotte habe Constans in See geschickt, aber sie sei durch Sturm zertrümmert worden.

Der Kaiser stieß in Italien mit einer anderen Weltkraft zusammen, den Germanen in dem langobardischen Reiche, in welchem sich die Selbständigkeit der Germanen damals hauptsächlich repräsentierte. Er hatte Neapel inne, aber Benevents konnte er sich nicht bemächtigen, in Rom war seines Bleibens nicht. In Sicilien selbst fanden die finanziellen Anforderungen des Imperiums, deren man sich bereits entwöhnt hatte, den größten Widerstand. Constans ist einige Zeit darauf ermordet worden. In Konstantinopel ist man mit seinem Unternehmen nicht einverstanden gewesen. Man hat nicht zugegeben, daß seine erbberechtigten Kinder ihn nach dem Occident begleiteten: denn dadurch würde das Ansehen der königlichen Stadt selbst geschmälert worden sein. Die Ideen Constans' II. verflogen wie ein Meteor, ohne zur Reife gediehen zu sein.

Nach seinem Tode bestieg Konstantin IV. Pogonatus den Thron. Pogonatus wußte Sicilien zu behaupten. Ein dort aufgestellter Imperator wurde mit leichter Mühe bezwungen; auch seiner beiden Brüder, von denen man ihm sagte, man habe die Absicht, auf Grund ihrer Ansprüche ein Dreikaisertum zu errichten, entledigte er sich. Er behauptete also die Autorität, insofern sie noch bei dem Tode seines Vaters bestand. Allein die Feindseligkeiten mit den Arabern hatten sich trotz jenes Vertrages immer fortgesponnen; sie traten vielmehr jetzt wieder mit verdoppelter Kraft hervor: denn indessen war Moawija seiner islamitischen Gegner Meister geworden.

Eine weitverbreitete Sage ist: die blutige Entzweiung über die Succession im Kalifat, die so weit ging, daß die Kalifen einander verfluchten, habe eifrige Moslimen zu einer Verschwörung veranlaßt, deren Absicht gewesen sei, den einen und den anderen in den Städten, wo sie regierten, Damaskus und Kufa, umzubringen; auch Amru, der in ihrer Mitte von Fostat her eine beherrschende Stellung einnahm, sei zum Tode bestimmt worden; Moawija und Amru seien durch Zufälligkeiten gerettet worden, Ali dem Geschick erlegen infolge der Irrungen, in die er mit denen geraten war, welche rechtgläubiger

waren, als er selbst. Wie es sich nun auch mit der Wahrhaftigkeit dieser Erzählung, in der sich überall fabelhafte Züge finden, verhalten mag, durch den Tod Alis wurde Moawija alleiniger Kalif. Er war der Sohn Abu Sufjans, des Urenkels Omajjas, von dem das Geschlecht seinen Namen hat.

Der Sohn Alis fand es unmöglich, die Ansprüche desselben, die ihm zu Gunsten gekommen wären, zu behaupten; er unterwarf sich Moawija, der nun in Kufa einzog. Nicht unmittelbar aber wurde das Kalifat Moawijas in den östlichen altpersischen Landschaften anerkannt. Namentlich Basra setzte sich ihm unter dem unternehmenden, gewaltthätigen Zijad hartnäckig entgegen. Der Omajjade, in welchem sich Thatkraft und Beugsamkeit, Festhalten des obersten Prinzips und Nachgiebigkeit in den Mitteln dasselbe zu erreichen vereinigten, verschmähte es nicht, dem Gegner den Besitz der Oberherrschaft in den orientalischen Regionen zu bestätigen. Zijad wird als der Haupturheber der diktatorischen Justiz, welche seitdem bei den Moslimen geherrscht hat, betrachtet. Er war der Sohn einer Sklavin. Moawija ließ sich dadurch nicht abhalten, ihn als Mitglied seines Geschlechtes zu behandeln und für seinen väterlichen Bruder zu erklären; zwischen beiden waltete seitdem das beste Verständnis ob.

Wenn man sich der Kämpfe zwischen den Koreischiten und Haschimiten, zu denen Mohammed gehörte, erinnert, Kämpfe, aus welchen die Gestaltung des Islam eigentlich hervorgegangen ist, indem der Religionsbegriff Mohammeds obsiegte, so ist es auffallend und unerwartet, daß nun mit der Zeit doch die Vorkämpfer der Koreischiten, die Omajjaden, die Oberhand davontrugen und die fortschreitende Macht des Islam dominierten. Und damit mag es zusammenhängen, wenn die Omajjaden niemals als vollkommen gläubige Moslimen betrachtet worden sind.

Der Name Moawijas beherrschte jetzt den Osten wie den Westen. Er nahm seinen Wohnsitz in Damaskus; es war der Mittelpunkt des neuen Reiches.

Das Schicksal von Damaskus ist gleichsam ein Spiegelbild der Geschicke von Vorderasien. An die Oase von Damaskus und ihren Weltverkehr knüpften die ältesten Völkerverhältnisse an. David hat es erobert, Salomo verloren. Eine Zeit lang selbständig, geriet es alsdann unter die Herrschaft der Assyrer und Perser, der Nachfolger Alexanders des Großen, der Römer. Trajan hat es der römischen Provinz einverleibt. Auch dann aber behauptete es seine eigentümliche Bedeutung für den Weltverkehr der Nationen und ihre Verbindung.

Noch Julian hat Damaskus als den Augapfel der gesamten orientalischen Römerherrschaft bezeichnet. Nach ihm wurde es der vornehmste Sitz des Christentums, welches dann die griechisch-römische Kultur überhaupt umfaßte und hier gelehrte Institute hervorbrachte, die ihm einen unaufhörlich fortschreitenden Bestand zu sichern schienen.

Da war es dann in die Gewalt der Araber gefallen. Unter denen nun gewann Damaskus eine neue Bedeutung für die Welt. Hier hatte jetzt die der römischen entgegengesetzte Strömung der Weltkräfte ihren Mittelpunkt.

Einen Augenblick zurückgedrängt, trat dieselbe doch, sobald Moawija die Hände im Osten frei hatte, wieder hervor. Den Anlaß gab Sapor, ein geborener Perser, der, in römischen Diensten zum Dux emporgestiegen, den Gedanken faßte, sich mit Hülfe Moawijas des römischen Imperiums zu bemächtigen. Bezeichnend ist die Haltung Moawijas.

Als ein kaiserlicher Gesandter bei ihm eintraf, um ihm seine Verpflichtungen gegen den römischen Kaiser zu Gemüt zu führen, fragte er einfach, was dieser ihm dafür biete. Der Gesandte fragte, was er verlange. Moawija entgegnete: die öffentlichen Einkünfte des Reiches. „Wie", sagte der Gesandte, „die Substanz des Kaisertums willst du uns entreißen, und uns nur den Schatten lassen?"

Er gab zu erkennen, daß die göttliche Allmacht das nicht zulassen würde. Nun kam es doch zu einer Empörung. Der Kaiser schickte ein Heer ins Feld, um Sapor, der Adrianopel inne hatte, zu bekämpfen und jeder moslimischen Unterstützung desselben entgegenzutreten. Dabei geschah es aber, daß Sapor, mit seinem wilden Pferd gegen die Pforten einer Stadt ansprengend, umkam.

Die nächsten Gefahren wurden hierdurch beseitigt. Nach allen Unfällen, die man erlitten, faßte man wieder Mut in dem Vertrauen, daß Gott das römische Reich nicht untergehen lassen wolle. Aber erst da trat die schwerste Bedrängnis ein.

Die von Moawija dem Sapor zu Hülfe geschickten Truppen beherrschten Kleinasien; sie drangen bereits bis nach Chalcedon vor, von wo sie Beute und Gefangene wegführten. Konstantinopel wurde nur durch seine maritime Lage geschützt. Diese selbst aber gab nun den Kalifen den Anlaß zu einem unmittelbaren Angriff; er ließ seine überlegene Flotte gegen die Hauptstadt zum gefährlichsten Angriff heransegeln. Zu einer eigentlichen Belagerung ist es dabei nicht gekommen, nur zu Kämpfen, die sich unaufhörlich in den Gewässern oder auch zu Lande wiederholten. Die Zeitgenossen rühmen, mit welcher Mannhaftigkeit die Byzantiner ihre Mauern vom goldenen Thor bis Magnaura verteidigten. Sie hielten den Feind ab, der aber auch durch kleine Begegnungen zur See zurückgedrängt wurde. Die Araber überwinterten in Kizikus. In den Sommermonaten kamen sie sieben Jahre lang, um Konstantinopel in ihrer Weise zu berennen, immer jedoch ohne Erfolg. Endlich wurden sie des Kampfes müde. Von Krankheiten heimgesucht, wollten sie inmitten der Stürme und Fluten nicht aushalten und beschlossen zurückzugehen. Die Griechen waren bereits stark genug, um sie zu verfolgen. Es ist in Lycien zu einer Schlacht gekommen; diesmal behielten die Griechen die Oberhand.

Wir begegnen hier zuerst der Verwendung des griechischen Feuers, wo-

von sich schon früher Analogien gezeigt hatten, aber in anderen Regionen. Die Erzählung ist, daß ein Grieche aus Heliopolis in Syrien, welches bereits in den Händen der Araber war, jetzt zu dem kaiserlichen Heere übergegangen sei und diese Waffe wieder erneuert und in Anwendung gebracht habe. Die arabische Flotte wurde größtenteils verbrannt und durch die successiven Unfälle so gut wie vernichtet. Da brach sich auf seiten der Araber die Meinung Bahn, daß Konstantinopel unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe.

Es kam hinzu, daß sich auf dem Libanon eine Empörung zu Gunsten der Gräco-Römer ins Werk setzte, die der Mardaiten, an die sich alle anschlossen, die dem arabischen Eroberer nicht allein den Beitritt zum Islam versagten, sondern auch den Tribut verweigerten.

Als unter diesen Umständen der Kaiser wieder auf Frieden antrug, versammelte Moawija seine Emire und die Koreischiten, zu denen er selbst gehörte, die sich mit ihm in der Meinung vereinigten, daß man einen Frieden mit den Römern eingehen solle.

Die Überlegenheit des Verstandes, den der römische Gesandte zeigte, machte Eindruck auf die Araber. Sie entschlossen sich auch diesmal zu einer Rekognition der Rechte des Kaisertums; sie versprachen dreitausend Pfund Gold, alle Jahre, zugleich eine Anzahl Sklaven und schöne Pferde.

Überhaupt nahm das griechisch-römische Reich noch einmal eine achtunggebietende Stellung ein.

Konstantin IV. Pogonatus, der die Belagerung Konstantinopels so glücklich abwehrte, hat sich auch durch zwei andere Handlungen, die sich auf das Innere bezogen, ein gutes Andenken erworben.

Die erste war die Beseitigung der monotheletischen Streitigkeiten und die Aussöhnung mit Rom, wovon noch die Rede sein wird. Die andere war die Errichtung oder Durchführung einer militärischen Verfassung zur Verteidigung des Reiches, wie es damals noch bestand. Im Kampfe mit Bulgaren und Slaven auf der einen Seite, auf der anderen mit den Arabern, wurde eine in den verschiedenen Provinzen schlagfertige Devensive unbedingt notwendig. Dazu waren die sogenannten Themata eingerichtet, d. h. umfassende Militärkommandos, welche die Verteidigungsanstalten in den kleineren Bezirken in sich begriffen.

Wir besitzen über dieselben eine kleine Schrift eines späteren Kaisers, in der wir jedoch mehr Beweise historisch-geographischer Gelehrsamkeit finden, als bestimmte Nachrichten über den damaligen Zustand. Noch fühlten sich die Kaiser, welche zugleich das südliche Italien und Sicilien und das nördliche Afrika beherrschten, als Fortsetzer der römischen Imperatoren; aber der Nerv der Einrichtungen lag doch im Orient. Der Autor behauptet, daß besonders die Einfälle der Araber Anlaß zu denselben gegeben haben. Er zählt siebzehn Themata im Orient und zehn im Occident auf. Dabei werden dann die in denselben begriffenen verschiedenen Völkerschaften mit ihren alten Namen aufgeführt, am sorgfältigsten in den Themen Anatolikon und Arme-

niakon. Man darf annehmen, daß es darauf ankam, die Lokalerinnerungen allenthalben zum Anteil an der Verteidigung aufzurufen. Der kaiserliche Autor versichert, daß von dieser Zeit an die römischen Namen und Bezeichnungen verfielen. Alles wollte Grieche sein, ein Moment, dessen man sich erinnern muß, wenn man den Übergang eines römischen in ein byzantinisches Reich, der sich nach und nach vollzog, verstehen will.

Sechstes Kapitel.

Die Eroberungen der Araber in Afrika.

Das allgemeine Weltverhältnis bleibt immer dasselbe; am Mittelmeer begegnen einander zwei Potenzen entgegengesetzten Ursprungs, die eine anknüpfend an die alten Völkerentwickelungen, gleichsam die Hervorbringung der Vergangenheit und ihrer mannigfaltigen Agonien, aber bereits zurückweichend und im Nachteil; die andere das Produkt der islamitischen Siege und Umbildungen mit einem so zu sagen eingeborenen Anspruch auf die Weltherrschaft und in dem Vorteil begriffen, welchen der Fortschritt überhaupt hervorzubringen pflegt: er nährt das Selbstgefühl.

Die Erzählung der Begebenheiten, die sich daran knüpfen, wird dadurch bedingt, daß jedwede von den beiden Potenzen ihre inneren Kämpfe zu bestehen hat und nur in dem Maße zu einer haltbaren Gestaltung gelangt, als diese wenigstens momentan unterbrochen werden.

Das Imperium war in demselben Grade unfähiger zum Widerstand, als es über dynastische oder religiöse Ideen in Entzweiung geriet. Der Islam wurde nur dann zu neuen Angriffen fähig, wenn die Einheit im Kalifat soweit hergestellt war, um keine Teilung der Streitkräfte zu veranlassen.

Die Ereignisse nun, in denen die beiden Mächte auf einander stießen, im einzelnen zu verzeichnen, gehört nicht in den Rahmen dieser Geschichte. Der Autor wird sich Glück zu wünschen haben, wenn es ihm nur gelingt, die charakteristischen und durchgreifenden Momente hervorzuheben und dem großen Gange der Begebenheiten gerecht zu werden.

Das Objekt ihres Streites war der Besitz von Nordafrika, wohin die Araber unmittelbar nach der Eroberung von Ägypten einen Teil ihrer Heerscharen ergossen hatten.

Amru hat noch jenes Barka genommen, welches, von den Eingeborenen gegründet, nach und nach zu einer Macht, die mit Cyrene wetteiferte, gelangt war, immer unter dem Einfluß der weltbeherrschenden Potenzen. Amru unterwarf die Einwohner, gestattete ihnen aber bei der Einbringung ihres

Tributes Exemptionen, bei denen sie eine gewisse Selbständigkeit behaupteten. Es war noch zur Zeit Omars, der aber, eingedenk seines Systems, Amrus weiterem Vordringen Einhalt gebot. Unter dem Kalifen Othman begannen die Unternehmungen längs der Küste aufs neue.

Die Empörung eines römischen Patricius, des Namens Gregorius, gab dazu die nächste Veranlassung. Der Statthalter von Ägypten, Abdallah, war nicht etwa mit Gregorius verbündet; er benutzte nur die Gelegenheit, um seine eigene Macht weiter auszubreiten; die Einwohner wurden genötigt, sich zu einem Tribut zu bequemen.

Doch waren weitere Fortschritte der Araber unmöglich, da der große Kampf über das Kalifat ausbrach, der ihre Streitkräfte beschäftigte. Nachdem dann aber Moawija dasselbe an sich gebracht hatte, erneuerte er die Unternehmung gegen Afrika.

Okba Ibn Nafi, ein Koreischite, wie er selber, rückte im Jahre 668—669 aus Ägypten in die früher schon eingenommenen Landschaften wieder ein und drang noch um vieles weiter vor.

Er kam nach Waddan unfern des Kap Mesurata und gelangte dann nach Dscherma, der Hauptstadt von Fezzan, von der er zuerst zurückwich, so daß sich die Einwohner sicher fühlten, worauf er raschen Sinnes umkehrte und es wirklich besetzte. Okba ging dann nach Barka zurück, von wo er auf einem anderen Feldzug die Landschaft Mezatah südlich von Tripolis, und die Stadt Ghadamis an der Grenze der Wüste Sahara erreichte. Infolge der inneren Zerwürfnisse einmal seiner Stellung enthoben, dann aber wieder in den Besitz derselben gelangt, ist Okba im Kampfe mit den Römern und Berbern, die damals einen eingeborenen Fürsten an ihrer Spitze hatten, erlegen. Er ist der vornehmste Begründer von Kairwan, welches mit den anderen großen Kolonien der Araber wetteiferte. Das Grabmal des Okba gilt als das älteste Denkmal der arabischen Baukunst in Afrika.

Auch damals waren die Dinge nicht dazu angethan, um diese Unternehmungen fortzusetzen. Die Araber wurden durch ihre inneren Streitigkeiten, welche die Succession im Kalifat betrafen, vollauf beschäftigt. Moawija, der neben Mohammed, Abu Bekr und Omar als der vierte der großen Männer erscheint, welche die Herrschaft der Araber begründet haben, faßte den Gedanken, noch bei seinen Lebzeiten seinem Sohne Jezid die Nachfolge im Kalifat zu sichern; ein Vorhaben, das den stolzen Arabern als eine ihrem Herkommen und ihrer Sinnesweise zuwiderlaufende Neuerung erschien. Sie sahen darin eine Nachahmung des Vorbildes der byzantinischen Kaiser, durch welche das Kalifat in eine Monarchie verwandelt werde. Auch die unliebsame Persönlichkeit erweckte allgemeines Widerstreben. Moawija hat sich nochmals nach Mekka begeben müssen, wo er den Widerspruch der entschlossensten Anhänger des Propheten nur durch ein sehr despotisches Gebaren erstickte; er bedrohte in der Moschee, in der er die Nachfolge proklamierte, die vier Männer, von denen er Widerspruch fürchtete, mit unmittel-

barer Tötung. Jedem stellte er ein paar erprobte Anhänger mit dem Schwert zur Seite, um sie niederzuhauen, wenn sie den Mund öffnen würden; sie schwiegen hierauf. Moawija konnte im Gefühl, seinen Zweck erreicht zu haben, sich nach Damaskus zurückbegeben, wo er in den ersten Tagen des April 680 gestorben ist.

Man schreibt ihm das schöne Wort zu: die Ernte sehne sich nach dem Schnitter.

Nach seinem Tode brach der Streit, den er zu vermeiden gedacht hatte, aufs neue aus. Die Partei Alis lebte in dessen zweitem Sohne Hussein wieder auf, dem man es hoch anrechnete, daß man einst den Propheten das Kind mit seinen Lippen hatte berühren sehen. Allein Jezid war doch bei weitem stärker. Hussein wurde mit Gewalt niedergeworfen, die Medinaten, die sich ihm anschlossen, in einer offenen Schlacht besiegt, Medina mit Gewalt unterworfen. Alles erscheint noch als ein Kampf zwischen Haschimiten und Koreischiten, der an den Streit Mohammeds mit Abu Sufjan anknüpft. Aber damit war noch nicht der volle Sieg errungen. In Mekka erhob sich Abdallah Ibn Zobeir, der Sohn eines der tapfersten Gefährten Mohammeds, der selbst nach Othmans Tod nach dem Kalifat gestrebt hatte. Aischa war seine Tante mütterlicherseits, Chadidscha seine Großtante väterlicherseits; auch war er ein tapferer Mann. Muslim, der Sieger von Medina, zog nach Mekka und war im Begriff es zu erobern, als Jezid starb.

Hierauf wurde die Belagerung von Mekka aufgehoben, Abdallah in Arabien allgemein als Kalif anerkannt, und wäre er sofort nach Syrien gezogen, so hätte er vielleicht auch in Syrien die Oberhand erlangen können: denn der Sohn Jezids, Moawija II., war kein Mann, der Vertrauen eingeflößt hätte. Allein dahin ging der Sinn des Abdallah doch nicht.

In Damaskus und Syrien behauptete sich die Bevorzugung, die den Omajjaden zu Teil geworden war. Bedrängt von den Anhängern Abdallahs erhoben die Koreischiten den einzigen Mann aus dem Stamm Omajja, welcher die Zügel der Regierung führen konnte, zu ihrem Kalifen. In den griechischen Autoren findet sich die Nachricht, daß eine förmliche Wahl in Damaskus stattgefunden habe. Die Nachfolge ging an einen Verwandten des Hauses, Merwan über. Noch weiter entfernt sich von der arabischen Tradition der Bericht, den ein Fortsetzer von lateinischen Annalen, der im Anfange des 8. Jahrhunderts lebte, hinterlassen hat. Da findet sich keine Erwähnung der religiösen Differenzen unter den Moslimen. Jezid, der diesen wegen seines Verfahrens gegen Hussein verabscheuungswürdig vorkommt, wird von den Annalisten mit Lob überhäuft. Er wird gerühmt, weil er trotz seiner erhabenen Stellung doch mit jedermann leutselig umgegangen sei; er sei bei allen Nationen seines Reiches beliebt gewesen, aber schon nach einer halbjährigen Regierung sei er gestorben. Da nun sei ein großer Zwiespalt im Reiche ausgebrochen. Von allen Kriegsscharen sei Abdallah als Fürst anerkannt worden; er habe dann Merwan aus Medina verjagt und

nach Syrien gehen heißen: hier aber sei derselbe durch einige Heerführer zum Fürsten erhoben worden. Eine Wahl wird also auch da angenommen. Es ist aber wohl nicht anders, als daß die Entzweiung auf Stammesverhältnissen beruht, die hier jedoch zurücktreten. Merwan und seine Partei kämpften eine Zeitlang gegen die Übermacht Abdallahs. Um nicht unterzugehen, wandte sich Merwan an den römischen Kaiser Konstantin. Zwischen beiden kam es zu einer Abkunft, in welcher Merwan sich verpflichtete, die römischen Gefangenen herauszugeben und eine Rekognition von tausend Dinaren jeden Tag zu bewilligen. Diese Abkunft ist nun wirklich geschlossen worden; und sie ist für die Kombination aller Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit, weil dadurch Merwan nicht nur freie Hand gegen seine Gegner, sondern, wie wenigstens ein Autor andeutet, auch Hülfe von Konstantin bekam. Zu der bedeutenden Stellung, welche Constantinus Pogonatus annahm, gehört auch diese Abkunft; denn der Friede mit den Arabern war Bedingung für das Gedeihen des Reiches.

Man kann die fabelhaften und doch schematischen Ausführungen, welche in Bezug auf die Ansprüche des Kalifats geltend gemacht wurden, übergehen. Der Streit der Stämme wurde nochmals zu Gunsten der Koreischiten entschieden. Merwan, der im Mai 685 starb, hinterließ das Kalifat seinem Sohne Abdalmelik.

Auch dieser, der eine Reihe von Jahren mit Abdallah zu kämpfen hatte, konnte nicht daran denken, die erwähnten Unternehmungen in Afrika ernstlich fortzusetzen oder den Frieden mit Konstantinopel zu brechen; er erneuerte vielmehr die von seinem Vater geschlossene Abkunft. Wenn nun dennoch ein solcher Bruch erfolgte, so lag das Motiv dazu auf der anderen Seite. In Konstantinopel war der friedliebende Constantinus Pogonatus gestorben. Er war sehr beflissen gewesen, die Einheit der Monarchie zu erhalten. Seinen Brüdern hatte er den Titel Augustus entzogen; auch seine jüngeren Söhne sollten ihn nicht führen. Sein ältester Sohn Justinian sollte ihm nachfolgen, ohne durch einen Nebenbuhler beeinträchtigt zu werden. Man kann dem Vater zutrauen, daß er im stande zu sein hoffte, denselben noch zu erziehen und auf die Bahnen zu lenken, die er selbst eingeschlagen hatte. Allein Krankheit raffte ihn vor der Zeit hinweg; im September 685 bestieg Justinian II., erst sechzehnjährig, den Thron.

Justinian war weit entfernt von der Ruhe und Umsicht seines Vaters. Eher könnte man die hochfliegenden Gedanken seines Großvaters Constans II. und des Stifters des Hauses, Heraklius, selbst an ihm wahrnehmen. Die Situation, in der er sich befand, hatte ihren wesentlichen Moment darin, daß das Imperium einer Macht gegenüberstand, welche prinzipiell eine feindselige war, mit der man aber damals in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war. Was von einem Frieden zwischen Abdalmelik und Justinian gemeldet wird, erscheint doch nur als eine weitere Ausbildung des zwischen ihren Vätern Merwan und Konstantin abgeschlossenen Vertrages. Die Summe

Geldes, zu deren Zahlung sich Abdalmelik verpflichtete, war dieselbe, welche Merwan versprochen hatte. Auch einige ähnliche Leistungen, die eine Rekognition des römischen Reiches in sich schlossen, blieben bestehen. Die beiden Fürsten traten in eine noch engere Verbindung, als ihre Väter. Namentlich haben sie sich über eine neue Einrichtung in den Grenzprovinzen verständigt, deren Durchführung ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis voraussetzte. Land und Einkünfte von Cypern sollten zwischen ihnen geteilt werden; Justinian machte sich anheischig, die Mardaiten aus dem Libanon abzuführen.

Nichts war dem Kalifen lästiger als die Nachbarschaft der Mardaiten, die den Libanon inne hatten und das ganze Gebiet bis Armenia quarta hin, d. h. den römischen Teil von Großarmenien, mit steten Einfällen heimsuchten. Sie bildeten den Mittelpunkt für alle Abtrünnigen in diesen Regionen. Man erinnerte sich in Konstantinopel wohl nicht, daß diese populäre Verbindung dazu gehört hatte, den mächtigen Moawija friedlich zu stimmen und ihn zum Abschluß des ersten Friedens zu vermögen, welcher bis dahin noch immer bestanden und dem Reiche Gelegenheit gegeben hatte, die Verteidigung zu organisieren. Justinian leistete auf diese Beihülfe Verzicht. Er verpflanzte die Mardaiten nach Armenien, wie sie einst von den Küsten des Schwarzen Meeres nach dem Libanon verpflanzt sein sollen. Justinian meinte ihrer dort zur Sicherung seiner Grenzen zu bedürfen. Er schaffte die eingedrungenen Saracenen aus dem Lande oder ließ sie umbringen, um seinen Mardaiten Raum in Armenien zu machen.

Für das Kalifat war es ein erheblicher Vorteil, dieser gefährlichen Nachbarschaft entledigt zu sein. Des Friedens mit den Arabern versichert, brach Justinian die von seinem Vater mit den Bulgaren getroffene Abkunft. Er schlug ihre Horden aus dem Felde und that ihren räuberischen Einfällen Einhalt. Von den Slaven unterwarf er einige Stämme, andere schlossen sich ihm freiwillig an. Er ist dabei auch in Nachteil und zuweilen in Lebensgefahr geraten; die Slaven führte er zum Teil nach Abydos über und siedelte sie daselbst an. Von seinen Handlungen die nachwirkendste ist die, daß er sich aus den übergetretenen Slaven ein Heer bildete, 30 000 Mann stark, welches er als ein überschüssiges bezeichnete, d. h. als ein solches, das nicht in dem Berufe der Provinzialverteidigung, welchen die Einrichtung der Themata bezweckte, aufgehe.

Er bekam durch dasselbe eine militärische Macht in die Hand, die er nach dem politischen Bedürfnis verwenden konnte; sie gab ihm auch den Arabern gegenüber ein großes Selbstvertrauen, eben in dem Augenblicke, als es zum Zerwürfnis mit denselben kam. Dies entsprang nicht etwa daher, daß Abdalmelik die versprochenen Geldsummen abzuführen verweigert hätte; aber er brachte den Tribut in einer Form dar, welche die Antipathie des Kaisers aufregte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Kaisertum noch immer als die höhere Gewalt betrachtet wurde, der eine gewisse Oberhoheit auch über die verlorenen Provinzen zukomme. Nun hatte es Abdalmelik nach

einem unleugbaren Bedürfnis seiner Regierung für angemessen gefunden, die fremden Münzen, die in seinem Gebiete in Umlauf waren, durch eigene arabische zu ersetzen. Er hatte dieselben mit der Formel des Islam bezeichnet: an innerem Gehalt und Gewicht waren sie den römischen gleich. Diese Neuerung aber erregte den Widerwillen des Kaisers. Man hat ihm wohl gesagt, daß es ja nicht auf das Gepräge, sondern auf die Pfunde Goldes ankomme, die ihm geliefert würden.

Er scheint jedoch schon dadurch verletzt worden zu sein, daß das Brustbild der Kaiser, das bisher die Geltung der Münzen sanktioniert hatte, auf den neuen Goldstücken fehlte; den größten Anstoß aber nahm er daran, daß die Legende den Glaubensspruch des Islam enthielt, zugleich mit der Andeutung, daß diese Religion über alle anderen triumphieren werde zum Verdruß der Götzendiener. Daß ein römischer Kaiser sich dadurch beleidigt fühlte, kann nicht in Verwunderung setzen: denn wie oft war die christliche Lehre als polytheistisch verdächtigt worden. In den Münzen lag zugleich eine Anmaßung voller Souveränetät und eine feindselige Demonstration. Justinian sah gleichsam eine Ehrensache für das Reich und die Religion selbst darin, die Zahlung in dieser Form nicht anzunehmen. Die Araber ermahnten ihn, den Vertrag, der zwischen beiden Reichen bestehe, nicht zu brechen; er werde das durch göttliche Strafe büßen müssen. Aber wohlbewaffnet und in seiner Würde beleidigt, ließ Justinian vernehmen, daß er den Frieden nicht länger zu beobachten vermöge. Man erkennt die unerwartete, aber überaus gefährliche Verflechtung der Angelegenheiten; die große Macht Abdalmeliks und seines Vaters Merwan war unter der Konnivenz des griechisch-römischen Imperiums zu stande gekommen. Ihre Partei war unterstützt worden, als sie noch schwach war. Nachdem sie zu voller Stärke gelangt war, geriet der Kaiser mit ihr in Konflikt; er meinte sie aber bestehen zu können. Den Mut dazu schöpfte er aus der großen Zahl der neu gebildeten, hauptsächlich slavischen Milizen. So wurde der Friede zwischen dem Imperium und dem Kalifat aufs neue gebrochen. Von der Verteidigung, die der Vater vorbereitet hatte, ging der Sohn zum offenen Kriege über.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit einem allerdings bei weitem schwächeren Heere war Justinian entschieden im Vorteil.

Allein er hatte sich auf Hülfstruppen gestützt, deren er nicht mächtig war. So zuverlässig wie einst die Germanen in diesen orientalischen Kämpfen, erwiesen sich die Slaven bei weitem nicht. Der Oberbefehlshaber der Araber, Mohammed, ein Bruder des Kalifen, wußte den Anführer derselben zu gewinnen, indem er ihm einen mit Goldstücken gefüllten Köcher schickte und noch andere Versprechungen machte. Das von dem Kaiser verschmähte Geld wurde von seinen Kriegsvölkern begierig angenommen.

Die Slaven gingen zu den Arabern über, Justinian II. erlitt eine Niederlage. Armenien ging verloren, die arabischen Streifzüge im römischen Gebiet begannen aufs neue. Eine befestigte Stellung nach außen gehört aber

immer dazu, um den inneren Gehorsam zu erhalten. Die Verluste des Kaisers in einem nicht durchaus gerechtfertigten Kriege erschütterten seine Stellung in der Hauptstadt, die noch nach einer anderen Seite hin aufgeregt war. Die Konflikte, die der Kaiser in Konstantinopel zu bestehen hatte, tragen ein sehr eigentümliches, aristokratisches, kirchliches und zugleich sociales Gepräge an sich.

Eine große Zahl angesehener Patricier, denen Justinian mißtraute, schmachtete in seinen Kerkern. Am meisten fiel es aber ins Gewicht, daß der Kaiser sich mit dem Patriarchen Kallinikus bei folgender Gelegenheit entzweite. Justinian hatte die Absicht gefaßt, in der Nähe des Palastes Sitze für eine der städtischen Faktionen, die der Blauen, der Veneter aufzurichten, wo sie ihn empfangen könnten, die mit einer Fontäne oder vielmehr Cisterne versehen werden sollten. Der Platz aber war von einer Kirche der Gottesgebärerin eingenommen, so daß der Patriarch aufgefordert wurde, bei dem Abbrechen der Kirche feierliche Gebete auszusprechen. Kallinikus antwortete: er habe Weihworte nur für die Aufrichtung von Kirchen, nicht zur Zerstörung derselben; sprach aber endlich auf Andringen des Kaisers eine dem Vorhaben desselben entgegengesetzte Formel aus, die jedoch, indem er sie aussprach, mit dem Worte „Amen" schließend den Eindruck machte, als gebe er nach; worauf die Kirche nach einer anderen Stelle verlegt, und an dieser zerstört wurde. Eine Kirche zerstören, um eine Art von freiem städtischen Versammlungsplatz zu gewinnen, war aber unerhört in Konstantinopel und wurde um so schwerer empfunden, weil sich bei den Bauten des Kaisers seine Beamten ein gewaltsames Verfahren gegen die dabei beschäftigten Arbeiter erlaubten. Daraus entsprang eine Unzufriedenheit, bei der man die Augen auf jenen Leontius wendete, der einst Armenien bezwungen und dem dann wohl die öffentliche Stimme das Kaisertum prognostiziert hatte; jetzt aber war er ebenfalls von Justinian gefänglich festgehalten.

Es machte einen sehr gemischten Eindruck, als nun der Kaiser eben diesen Leontius aus seinem Gefängnis hinweg zu einer hohen Stellung in Griechenland beförderte und ihn abreisen hieß. Dieser selbst meinte nicht anders, als daß er einer baldigen Hinrichtung entgegen gehe. Da ist es geschehen, daß ein paar Mönche an dem Platz, wo er abfahren wollte, sich einfanden unter dem Vorwand, von ihm Abschied zu nehmen; sie gaben ihm aber vielmehr den Rat, zurückzubleiben, um eine Umwälzung in der Stadt hervorzubringen. Das ist denn aufs leichteste ins Werk gesetzt worden. Mit einem bewaffneten Gefolge, das zur Hand war, begab sich Leontius nach dem Prätorium, das zugleich als Staatsgefängnis diente; er ließ dem Präfekten sagen, der Kaiser komme, um Gericht zu halten. Indem der Präfekt auf diese Meldung das Thor öffnete, fiel er in die Gewalt des Leontius und seiner Begleiter und wurde von ihnen an Händen und Füßen gefesselt. Sie befreiten dann die Gefangenen, die ziemlich zahlreich und zum Teil angesehene Männer waren, und früher in militärischen Diensten gestanden hatten. Alle zusammen, der Befreier und die Befreiten, sämtlich bewaffnet, begaben sich nach dem Forum

und ließen sowohl dort, wie in den verschiedenen Regionen der Stadt das christliche Volk aufrufen, in die große Kirche zu kommen. Hier erschien abermals der Patriarch; er sprach abermals ein Wort aus, das eine zweifelhafte Bedeutung hatte. Das aufgeregte Volk antwortete mit dem Geschrei: man solle körperliche Rache an Justinian ausüben. So strömten sie nach dem Cirkus, wo sie Leontius zum Kaiser erhoben. Alles das war bei Nachtzeit geschehen; am Morgen wurde Justinian vor die Menge geführt und hier zwar nicht zum Tode verurteilt, aber zum Exil; durch Verletzung an Nase und Zunge gekennzeichnet, sollte er fortan in Cherson leben. Eine Thronumwälzung sonderbarster Art. Der noch im vollen Besitz der Macht befindliche Fürst wird durch eine Empörung der Gefängnisse gestürzt. Die Gefangenen, die durch eine List befreit worden, stellen sich an die Spitze der durch die Gewaltsamkeiten des Kaisers aufgeregten Volksmenge; sie haben von Anfang an Mönche auf ihrer Seite. Der Patriarch läßt dem Ausbruch ihrer Wut freien Lauf; ohne alle Form bei Nachtzeit im Cirkus beschließt dann das Volk, Justinian ins Exil zu jagen und erhebt an seiner Stelle Leontius zum Kaiser. Es ist nicht eine Palastrevolution, wie so viele vorgekommen sind, sondern eine Überwältigung des Palastes durch den Cirkus, das Gegenteil der Nika Justinians I. Daß nun diese an dem Sprossen einer großen Dynastie vollzogene Gewaltthat allgemeine Beistimmung hätte finden sollen, ließ sich an sich nicht erwarten. Die Gewalt, wie sie bisher bestand, konnte unmöglich so ohne weiteres von einem Imperator zum anderen übergehen. Und wie hätten die Truppen nicht den Wechsel des Imperators, an dem sie keinen Anteil hatten, unangenehm empfinden sollen. Die inneren Bewegungen mußten dann wieder eine nachteilige Rückwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten ausüben. Man kann nicht bezweifeln, daß das größte Unglück, welches das Reich in diesem Moment betraf, mit denselben zusammenhing. Eben damals hatte Abdalmelik die Gewalt des Kalifats wieder in seiner Hand vereinigt.

Im Jahre 692 war Abdallah in Mekka gefallen und damit die große Partei, die er führte, ihres Hauptes beraubt.

Einige Zeit darauf wurden seine Anhänger in Chorasan so gut wie anderwärts vernichtet und in allen Gebieten der Moslimen das Gebet für Abdalmelik abgehalten. Die Gegner, die sich dennoch in Basra und Kufa regten, wurden dann von Haddschadsch, der sich als der stärkste der Pfeile bezeichnete, die Abdalmelik in seinem Köcher habe, unterworfen. Abdalmelik fühlte sich stark genug, die unterbrochenen Kriegszüge gegen Afrika wieder aufzunehmen. „Du hast jetzt freie Hand", schrieb der Kalif an den Befehlshaber des in Ägypten vereinigten starken Heeres, Hassan Ibn-Noman. „Nimm die Schätze des Landes, verteile sie unter deine Gefährten, die es sind und sein wollen, und ziehe aus nach Afrika in den heiligen Krieg." Für die Behauptung und Erweiterung der arabischen Herrschaft war nichts wichtiger, als die schon mehr als einmal versuchte Eroberung der alten Afrika Pro-

consularis der Römer. Besonders hiebei kamen den Arabern die Unruhen in Konstantinopel zu statten. Sie nahmen die von den Römern besetzten Städte fast ohne Widerstand ein, selbst Karthago. Es wurde jetzt die Aufgabe des Leontius, sie wieder zu vertreiben; er säumte nicht, seine Flotte, wie wir ausdrücklich versichert werden, alle seine Schiffe, nach Afrika abgehen zu lassen unter dem Oberbefehl des Patricius Johannes. Und dem gelang es nun auch, die Kette, mit welcher die Araber bereits den Hafen von Karthago versperrt hatten, zu durchbrechen, die Feinde aus der Stadt zu verjagen und in den verlorenen Ortschaften die römische Herrschaft wieder herzustellen. Da zeigte sich aber, wieviel stärker die Araber waren als die Römer. Abdalmelik brachte eine Flotte in See, welche der römischen bei weitem überlegen war, so daß Johannes aus dem Hafen weichen mußte. Von allen Seiten bedrängt, verzweifelte er, sich an den Küsten behaupten zu können; er schiffte sich wieder nach Europa ein, in der Hoffnung, verstärkt zurückzukehren. Da sich das unausführbar zeigte, denn der römische Kaiser war nicht imstande, den Patricius mit frischen Kräften zu unterstützen, geriet die Flotte selbst in empörerische Bewegung. Ein Aufruhr erzeugt in der Regel einen anderen. Als Johannes auf dem Heimwege nach Kreta gelangte, brach eine Empörung gegen ihn und seinen Kaiser aus. Alle seine Unterbefehlshaber waren gegen ihn; er selbst ist dabei umgekommen; sie fielen zugleich von ihm und von dem Kaiser ab. Es ist erklärlich, daß der aus dem Gefängnis zur Regierung aufgestiegene Leontius keine Autorität bei ihnen genoß; auch sollen sie sich geschämt haben, besiegt nach der Hauptstadt zurückzukehren. An Stelle des Leontius erhoben sie einen anderen Führer, des Namens Apsimarus, zum Imperator; sie waren bestimmt gewesen, Karthago zu retten; da dieses mißlungen war, wandten sie ihre Kräfte gegen Konstantinopel selbst.

Wie Konstantinopel und Alexandrien in der letzten Zeit, so hatten früher Rom und Karthago in der engsten kulturhistorischen Verbindung gestanden. Ägypten und Nordafrika gehörten der römisch-griechischen Welt an. Von Italien war Nordafrika schon längst losgerissen und mit Konstantinopel in Verbindung gebracht worden. Nachdem Konstantinopel Alexandrien verloren, konnte es auch Karthago nicht behaupten. Dazu war es zu entfernt und infolge der inneren Beunruhigungen viel zu schwach. Alexandrien und Karthago gerieten unter eine Herrschaft, die sich von Medina und Damaskus über den Osten und Westen der Welt ausbreitete.

Nachdem Karthago in die Hände der Araber gefallen war, eroberten sie die anderen Hauptstädte des Landes wieder. Sie nahmen das altberühmte Vaga ein, dem Justinian den Namen seiner Gemahlin gegeben hatte, im Gebiet des heutigen Tunis. Der arabische Geschichtschreiber Nowairi versichert, daß hierauf kein Platz in dieser Gegend unerobert geblieben sei. Aber in diesem Moment ist ihnen ein anderer Widerstand von afrikanisch-nationalem Charakter entgegengetreten. Auf dem numidischen Gebirge Auras bildete sich ein neuer Mittelpunkt der Verteidigung. Eine wahrhaft historische Gestalt

ist die Nachfolgerin jenes Berberkönigs, durch welchen Okba gefallen war — eine Wahrsagerin, wie Velleda, zugleich eine Königin wie Boadicea — um die sich die Berbern aus Furcht, aber mit Enthusiasmus scharten. Man sagte dem arabischen Heerführer, er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht diese Frau überwinde. Gegen sie rückte Hassan Ibn-Noman vor; in der blutigen Schlacht am Flusse Nini, zu der es dann kam, behielt die Königin den Platz; Hassan zog sich nach Barka zurück. In der sehr begründeten Besorgnis, die Araber würden bald zurückkehren und sich festsetzen, geriet die Königin-Wahrsagerin — Kahina ist ihr Name — auf den Gedanken, alle ummauerten Städte und Ortschaften in der Provinz zerstören zu lassen und in ihrem Lande gleichsam den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen: denn für ihr Volk sei nur zweierlei von Nöten, Ackerbau und Viehweiden, und diesen Entschluß führte sie aus. Man berichtet, daß das Gebiet von Tripolis bis Tanger auf diese Weise zu Grunde gerichtet worden sei. Aber es gab auch andere Bewohner des Landes als ihre Berbern: die Überbleibsel der alten karthagisch-römischen Kultur, die nichts mehr wünschten, als die Rückkehr der Araber. Als nun Hassan, vom Kalifen wieder verstärkt, von neuem vordrang, überkam die Königin die Besorgnis, daß sie nicht würde widerstehen können; sie war entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen. So ging sie in die Schlacht. Schon vorher hatte sie ihre Söhne ins arabische Lager geschickt, um sich für alle möglichen Fälle Hassan zu befreunden. Sie ist besiegt worden und umgekommen. Hierauf wünschten die Berbern Frieden, den ihnen Hassan unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm mit einer ansehnlichen Hülfsmacht zur Seite stehen würden; sie waren bereit, den Islam anzunehmen.

Dergestalt sind die Araber Meister von Nordafrika geworden. Es war nicht allein die Gewalt der Waffen, durch welche dieses Werk vollbracht wurde, sondern zugleich eine Art von Einverständnis mit einem Teil der Eingeborenen, wodurch sie festen Fuß faßten, wie in Syrien und Ägypten. In Afrika erschienen sie sogar als die Retter der alten Grundlagen der Kultur einer Königin gegenüber, die, voll von dunkeln Impulsen, die Landschaften und Völker dem Naturzustande zurückzugeben gesonnen war.

Nachdem Hassan diese Eroberungen gemacht hatte, durch die sein Name unsterblich geworden ist, wurde er in die Irrungen, welche zwischen dem Kalifen Abdalmelik, von dem er unmittelbar abhing, und dem Bruder desselben, Abdalaziz, dem Statthalter von Ägypten, ausbrachen, verwickelt. Diesem war das Eingreifen des Kalifen in die Angelegenheiten von Afrika nicht grade erwünscht; überdies aber erweckte es seine Eifersucht, daß der Kalif seinen eigenen Sohn zum Nachfolger bestimmte, während er infolge der von Merwan getroffenen Verfügungen, deren wir noch gedenken werden, sich Hoffnung gemacht hatte, selbst zu der höchsten Stelle zu gelangen. In dem Zwiespalt zwischen beiden ist Hassan zu Grunde gegangen. Abdalaziz ernannte nach seinem eigenen Ermessen einen neuen Statthalter, eben den Mann, der für die glänzendsten Waffenthaten im westlichen Mittelmeer bestimmt war, Musa

den Nussair. Ihm ist die Befestigung der Eroberung von Nordafrika zuzuschreiben.

Von den freien Berberstämmen überwältigte er einen nach dem anderen und drang bis Tanger vor. Überdies aber richtete er sein Augenmerk auf die maritime Bedeutung dieser Küste, nicht weniger als einst vor ihm Karthager und Vandalen. Er organisierte eine Seemacht, von der wir hören, daß sie kurz darauf in Sicilien und Sardinien erschien; auch die Balearen sollen in die Hände Musas gefallen sein.

Die Araber erlangten die Herrschaft im westlichen Becken des Mittelmeeres. Man kann den Nachteil, in den die europäische Welt durch den Verlust von Afrika geriet, nicht hoch genug anschlagen. Jedermann kennt den Anteil, den Afrika an der Entwickelung der christlichen Kirche genommen hat. Mit Italien vereinigt bildete es eine Zeit lang den Sitz der Gelehrsamkeit und der fortschreitenden Entwickelung der lateinischen Kirche. Die Inschriften, die in neuester Zeit aufgefunden sind, beweisen, daß es vollständig romanisiert war. Durch die vandalischen Zeiten war dies Verhältnis nicht unterbrochen worden. Afrika war in alle Interessen des Abendlandes verwoben. Jetzt fiel die große Provinz einem fremden Volke anheim. Das damalige römische Reich war unfähig sie zu behaupten; wie Ägypten und Syrien, so verfiel auch Afrika dem Islam. Dabei aber konnte es sein Verbleiben nicht haben. Wie einst die Karthager, so wurden auch jetzt ihre Stammesverwandten, die Araber nach Spanien fortgezogen. Hier trafen sie noch mit anderen Elementen des europäischen Völkerlebens zusammen, die nun in den Weltkampf eintraten.

Siebentes Kapitel.

Die Araber in Spanien und im südlichen Gallien.

Es war das romanisch-germanische Königreich der Westgoten, mit welchem die Araber bei ihren Eroberungszügen zu Lande und zur See in Konflikt gerieten. Die Westgoten waren auch zur See mächtig, wie ihre Verbindung mit den Langobarden in Italien im Gegensatz zu dem oströmischen Reiche beweist.

Selbst im westlichen Afrika hatten sie festen Fuß gefaßt. Sollten sie nicht den vordringenden Arabern einen besseren Widerstand entgegensetzen als das oströmische Kaisertum; oder sollte die neue Völkerbildung dem Schwerte des Islam ebenso gut unterliegen?

Auch bei den Westgoten aber waren in den letzten Jahrzehnten ebenso verderbliche innere Streitfragen kirchlicher und dynastischer Natur eingetreten,

wie in dem Kaiserreich selbst, nur in einer anderen, der Lage der Dinge entsprechenden Form.

Ein Autor des 7. Jahrhunderts sagt: die westgotische Nation sei unruhig, wenn sie nicht eine starke Hand über sich sehe. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts aber bemerkte man, daß es an einer solchen gebreche. Man erlaube uns, dabei einen Augenblick zu verweilen. Es ist wieder eine sehr eigentümliche Phase der Verfassungsfragen der christlichen Monarchien überhaupt. Um die Ereignisse zu begreifen, ist es unerläßlich, auf diese Fragen näher einzugehen.

Wir wissen, Kindaswinth hatte die höchste Macht mit äußerster Strenge festgehalten. Die Goten von hohem und niederem Range, die er umbrachte, weil sie seiner Krone widerstrebten, werden zu Hunderten gezählt. Er erwarb sich, wie erwähnt, das größte Verdienst um die innere Ordnung des Gotenreiches, aber die Grausamkeit, mit der er seine Macht handhabte, mußte auch ihre Rückwirkung haben: nicht allein, weil nicht alle Gegner vertilgt werden konnten, sondern auch weil die Idee des Christentums dem widersprach, wie einst im römischen Reich zur Zeit des Theodosius. Als nun Receswinth, der bisherige Genosse des Reiches, die Gewalt des Vaters nach dessen Tode antrat, erhob sich eine Opposition im großen Stil. Einer der Magnaten des Reiches, Froja, begab sich nach Septimanien, das die gotischen Gebiete jenseit der Pyrenäen in Gallien umfaßte, sammelte ein ansehnliches Heer und drang über das Gebirge in Spanien ein, wo er Freunde und Anhänger hatte. Receswinth war glücklicher, als Svintila im ähnlichen Falle; er behauptete sich an seiner Stelle, aber die Regierungsweise seines Vaters fortzusetzen, fand er doch unmöglich.

Er war mild von Natur und liebte religiöse Diskussionen mit seiner gelehrten theologischen Gesellschaft, die er um sich sammelte. Auf einem toledanischen Konzil im Jahre 652, bei dem nach spanischer Sitte eine ganze Anzahl weltlicher Großen erschien, so daß es als eine Reichsversammlung angesehen werden konnte, erinnerte er selbst an das alte gesetzliche Herkommen, kraft dessen niemand auf Verzeihung rechnen dürfe, der gegen die Person des Königs oder das Wohl der Gesamtheit etwas unternommen oder auch nur nachweisbar geplant habe; allein dem Grundsatz weitere Folge zu geben, widerspreche dem Gebot der Barmherzigkeit; er müsse es der Versammlung überlassen, ein Mittel anzugeben, durch welches die Verpflichtung des Eides der Treue behauptet, aber doch der Vorwurf der Grausamkeit vermieden werde. Die Akten des Konzils sind voll davon, in welche tiefe Bewegung diese schwere Frage die versammelten Väter versetzt habe. Man begreift das. Es ist doch die Frage, auf welcher die Zwangsgewalt des Staates beruht. Aber unter den obwaltenden Umständen konnte die Versammlung nicht anders als sich zur Milde neigen. Mit dem Schluß, daß die dem Könige zu leistenden Verpflichtungen genau zu beobachten seien, verband sie zugleich den anderen, daß der Bruch dieses Eidschwurs weder durch den Tod, noch durch körperliche Ver-

stümmelung, noch auch durch Exil bestraft werden solle. Obgleich hiebei die königliche Gewalt mit großer Rücksicht behandelt wird, so werden die bisherigen, aus alter Zeit hergebrachten, gewaltsamen Repressionen ihrer Gegner doch eigentlich aufgehoben. Man nimmt die Männer des Widerstandes in dem Fall, daß sie bezwungen werden, wieder in Schutz. Es liegt am Tage, daß das gotische Königtum dabei nicht bestehen konnte.

Der nächste König, Wamba, ein Anhänger Receswinths, doch keineswegs sein Verwandter, fand bald an einem andern Großen griechischer Herkunft einen Widersacher, dem er unterlag.

Dem folgte dann ein Neffe Wambas nach, des Namens Egika. Gegen diesen selbst aber erhob sich wieder ein Gegner von prinzipieller Bedeutung, der oberste Geistliche, Metropolitan von Toledo, Sisbert; er trachtete dem König nach der Herrschaft und dem Leben. Es sieht fast aus, als habe er die geistliche Gewalt zum Mittelpunkt des Staates zu erheben gedacht. Allein die Geistlichkeit selbst scheint nicht damit einverstanden gewesen zu sein. Auf der sechzehnten toledanischen Synode 693 wurde Sisbert angeklagt und verurteilt; er verlor seine geistliche Stellung, das Leben des Königs wurde aufs neue durch kirchliche Sanktion gesichert. Es blieb also bei der geteilten geistlichen und weltlichen Herrschaft. Von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen Staat und Kirche finde ich keinen Beweis, aber in der Vereinigung von beiden trat ein unaufhörliches Schwanken zwischen gewaltsamen Repressionen und unbotmäßigem Aufstreben von Mächtigen hervor, durch welches alles wieder unsicher wurde.

Egika hatte den Witiza zum Mitregenten angenommen und als seinen Erben hinterlassen. Witiza begnadigte die, welche sein Vater verurteilt hatte und ließ die Schuldverschreibungen fallen, welche dem Fiskus hatten geschehen müssen. Manche von den Vornehmsten, welche der Vater verurteilt hatte, wurden von dem Sohne in die vornehmsten Ämter wieder eingesetzt.

Eine so durchgreifende Veränderung mußte auch wieder eine Gegenwirkung hervorrufen. Eben darüber ist Witiza gestürzt worden, und hat sich Roderich auf den Thron geschwungen. Hiebei aber ist es unter den Mächtigen des Landes zu einer durchgreifenden Parteiung gekommen. Roderich fand in den Söhnen Witizas heftige Gegner.

In diesen Konflikten des gotischen Königtums, die alle seine Macht lähmten, war es, daß die Araber, die in die unmittelbare Nähe der Meerenge gelangt waren, zu einer Invasion in Spanien schritten. Darüber, wie dies geschehen ist, besitzen wir nur unzuverlässige und kaum verständliche Nachrichten.

Nach der arabischen Tradition, welche in die allgemeine Geschichte aufgenommen ist, hat Musa in Tanger seinen Freigelassenen Tarik zurückgelassen und ihn mit der Handhabung der höchsten Gewalt beauftragt. Dieser aber soll dann mit einem mißvergnügten westgotischen Großen, dem Grafen Julian, der in Ceuta befehligte, in eine Verbindung getreten sein, die zur Invasion in Spanien führte.

Diese Erzählung ist vielfach in Abrede gestellt und sogar die Existenz des Grafen in Zweifel gezogen worden. Dagegen aber hat man, ich denke nicht mit Unrecht, angeführt, daß in den arabischen Geschlechtsregistern Nachkommen Julians vorkommen: denn nicht er selbst, noch sein Sohn, aber sein Enkel ist zum Islam übergegangen. Auf der einen Seite in verschwindenden, aber auf der anderen in starken Zügen tritt er hervor; und ich finde keinen hinreigenden Grund, sein historisches Dasein schlechthin zu leugnen.

In dem Bericht des Ibn Abd-el-Hakem, eines Autors, der zwar erst im neunten Jahrhundert gelebt hat, aber doch der älteste Araber ist, der Nachricht von diesen Ereignissen giebt, findet sich eine Erzählung, in der Graf Julian, den er Bilian nennt, eine große Rolle spielt. Dieser zufolge hat der arabische Freigelassene in Tanger eine Verbindung mit dem spanischen Grafen, der in Ceuta seinen Sitz hat, gesucht. In kurzem aber änderte sich das Verhältnis. Graf Julian bot den Arabern an, sie nach Spanien hinüberzuführen. Dazu soll er dadurch bewogen worden sein, daß König Roderich seine Tochter entehrt habe. Julian würde also nicht daran gedacht haben, den Arabern das Reich zu überliefern, sondern sich an dem König zu rächen. Auf ein so unsicheres Verhältnis wollten jedoch die Araber nicht eingehen.

Die Erzählung ist, Julian habe die beiden Töchter, die ihm noch lebten, den Arabern als Unterpfand seiner Treue überliefert. Diese Verbindung wäre also nicht eine durchaus gleichmäßige gewesen, da Julian durch die Stellung von Geiseln in eine unleugbare Abhängigkeit von dem Freigelassenen geraten wäre, ungefähr so, wie einst Syphax mit Scipio in Spanien eine Verbindung getroffen hatte und ihn dann nach Afrika zu kommen einlud.

Aber welcher Unterschied zwischen dem Freigelassenen eines selbst nicht unabhängigen arabischen Oberhauptes und einem der ersten aller Römer, dem man eine Königskrone angeboten hatte, die er zurückwies. Scipio führte die römische Kultur nach Afrika über, Tarik den gewaltthätigen, noch von keiner Kultur berührten Islam nach Spanien.

Die angeführte älteste arabische Erzählung berichtet, Julian habe die Hand dazu geboten, Araber und Berbern von der afrikanischen nach der europäischen Küste überzusetzen; man habe an der Hin- und Herfahrt an der Küste wenig Anstoß genommen, weil man darin nur einen kommerziellen Verkehr sah. Als nun die Räubereien Tariks und seiner Genossen begannen, ging ihnen die Besatzung von Cordova entgegen, fand sie jedoch stärker, als sie selbst war und wurde geschlagen; nun wäre König Roderich benachrichtigt worden und den Eingedrungenen mit Heeresmacht entgegen gezogen; aber er wurde in der Schlacht besiegt.

Diesen zwar in einer alten, aber doch von der Zeit des Ereignisses weit entfernten Tradition aufbehaltenen Nachrichten gegenüber finden sich nun auch Erzählungen von spanischer Seite von zwei gleichzeitigen Autoren, von denen der eine etwa zehn Jahre, der andere, Isidorus Pacensis, etwa vierzig Jahre

später gelebt hat, die zwar nur sehr einsilbig lauten und zu Zweifeln der Interpretation veranlassen, aber doch schlechterdings nicht übergangen werden dürfen. Aus ihren zusammenstimmenden, und doch wieder abweichenden Berichten läßt sich abnehmen, daß Roderich eben erst bei den beginnenden Einfällen der Araber, die ja nicht auf die Meerenge beschränkt waren, da sie die See überhaupt beherrschten, dazu schritt, sich das Königtum anzumaßen.

Denn Witiza, so scheint es wenigstens, war eben damals gestorben. Roderich hatte zwar einige von den Mächtigen für sich, die ihn sogar zu seiner Usurpation antrieben, allein die Mehrheit der spanischen Großen, die zu keiner Wahl noch Anerkennung zusammenberufen worden war, gegen sich. Indem nun Roderich kraft des Titels, den er angenommen hatte, die Großen des Reiches zur Verteidigung der ihm anvertrauten Provinz — dies ist das ausdrückliche Wort beider Berichte — zusammenberief, trugen sie zwar kein Bedenken, sich bei ihm einzufinden, hatten aber dabei die Absicht, der Usurpation ein Ende zu machen; sie rückten zugleich aus Eifersucht gegen ihn heran. In dem Heere, das sich nun vereinigte, stellte sich nicht die Einheit des gotischen Reiches, sondern die gegenseitige Eifersucht der mächtigen gotischen Geschlechter dar. Als es zur Schlacht gegen die Araber und Berbern kam, als deren Anführer von einem unserer Gewährsmänner auch Tarik erwähnt wird, so erlagen die Goten den räuberischen Horden, welche eingedrungen waren, mit Einem Schlag. Roderich kam um, wie die alte Chronik sagt, zugleich mit seinen Nebenbuhlern. Das gotische Heer wurde von Berbern und Arabern vernichtet. An die Vorfälle, welche von Späteren im einzelnen berichtet werden, hat man guten Grund nicht zu glauben.

In einer noch über Ibn al-Hakem hinausgehenden Nachricht, auf die dieser sich selbst bezieht, heißt es wörtlich: „Tarik und seine Gefährten zogen gegen Roderich aus, sie waren alle zu Fuß, es war kein Reiter unter ihnen. So fochten sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend und glaubten, daß ihr Untergang bevorstehe. Aber Gott tötete Roderich und seine Gefährten und gab den Moslimen den Sieg. Und es war niemals im Westen eine blutigere Schlacht als diese. Die Moslime hoben ihr Schwert drei Tage lang nicht von Roderich und seinen Gefährten weg."

In der Hauptsache ist zwischen den arabischen und occidentalen Nachrichten kein Widerspruch. Wenn man sie kombiniert, so erscheint als Thatsache, daß die Nachfolger der Athaulf und Theoderich, der Leovigild und Sisebut, welche das occidentalische Reich seit dem dritten Jahrhundert in Bewegung erhalten und zuletzt in beschränkter Form fortgesetzt hatten, den räuberischen Haufen der Araber und Berbern unterlagen.

Die Schlacht, die bei Xeres de la Frontera am 25.—26. Juli 711 gesetzt wird, war entscheidend für die Halbinsel überhaupt. In Spanien begegnete ungefähr dasselbe, was wir in Syrien und Ägypten wahrgenommen haben. Die inneren Entzweiungen der politischen und militärischen Macht in den Provinzen verschafften den Arabern den Sieg.

Ihre Kraft lag mehr in den Impulsen der durch den Propheten gepredigten Einheit der Gewalt, als in alter Kriegsübung und der Überlegenheit der Waffen. Die Goten hatten in Spanien gleichsam die Kriegerkaste gebildet. Nachdem diese infolge der inneren Entzweiungen vernichtet war, stießen die Araber auf keinen nachhaltigen Widerstand weiter. Die erlittene Niederlage und das Gerücht, welches die Grausamkeit der Feinde noch überbot, erfüllte alles mit Schrecken, infolgedessen die, welche etwas zu verlieren hatten, in der Flucht ihre Rettung suchten.

Zur Verteidigung waren die Städte nicht vorbereitet. Wie Isidorus versichert, brachen zugleich innere Entzweiungen hervor. Die Verwirrung war bereits allgemein, als nun erst der Emir von Kairwan, Musa, eintraf. Eifersüchtig auf Tarik, vollendete er die Eroberung ohne viel Widerstand zu finden. Mit einer oder der anderen Stadt sind Verträge geschlossen worden, wie einst mit Damaskus, namentlich mit Merida. Isidorus behauptet, auch dabei sei Musa mit Betrug umgegangen; bei jeder entgegengesetzten Bewegung habe er die verderblichsten Gewaltsamkeiten eintreten lassen; die Mächtigen habe er ans Kreuz geschlagen, die Säuglinge in der Wiege nicht geschont.

Fünfzehn Monate hat er in Spanien zugebracht. Der Autor, dem wir folgen, beklagt sich in gregorianischen Ausrufungen über das Unglück, von dem Spanien heimgesucht worden sei, ebenso wie Troja und Jerusalem. Willkommener würde uns eine weitere Ausführung der einzelnen Vorgänge sein; wer könnte ihm aber seinen Schmerz verargen oder seine Teilnahme versagen?

Die romanische Kultur, mit der die Goten ihr Reich verschmolzen hatten, wurde einem durchaus fremdartigen Völkerelement unterworfen, das sich zwar in der Folge zu einem gewissen Grade der Blüte erhob, die aber immer ein orientalisches Gepräge an sich trug. Das Ereignis hat eine welthistorische Seite besonders darin, daß es eine germanische Gründung war, die zertrümmert wurde. Doch war die Absicht der Eroberer nicht etwa, innerhalb Spaniens stehen zu bleiben. Der Bestand des westgotischen Reiches selbst, welches sich von alten Zeiten her tief nach Gallien ausgebreitet hatte, führte sie über die Pyrenäen. Man hat oft erzählt, Musa selbst habe dies Gebirge überschritten und anderweite, weltumfassende Pläne daran geknüpft. Die folgenden Lebensereignisse Musas machen dies unwahrscheinlich. Soviel man sieht, war er beschäftigt, ein afrikanisch-spanisches Reich aufzurichten. Dem einen seiner Söhne, Abdalaziz vertraute er Spanien an, das er von Sevilla aus regieren sollte; einem zweiten das westliche Afrika; sein Sohn Abdallah sollte Statthalter in Kairwan und dem östlichen Afrika bleiben. Sich selbst behielt er ohne Zweifel die oberste Herrschaft vor, jedoch unter dem Kalifen. In diese Kombination scheint es zu gehören, daß Abdalaziz mit dem einzigen, noch nicht unterworfenen gotischen Führer, Theodemir, in Orihuela und Alicante eine Abkunft traf, in welcher den Einwohnern an-

sehnlicher Bezirke eine gewisse Sicherheit für ihre Familie, ihren Besitz und ihre Religion zugesagt wurde, wogegen sie zu einem Kopfgeld in verschiedenen Abstufungen verpflichtet wurden.

Musa begab sich mit den Kostbarkeiten von Andalusien, die er auf einem langen Zuge von Kamelen mit sich führte, selbst nach Damaskus. Hier traf er eben bei dem Übergang des Kalifats von dem ersten Sohne Abdalmeliks, Welid, auf den zweiten, Suleiman, ein. Man erachtet leicht, daß eine so gewaltig emporgekommene Macht eines Statthalters in Damaskus ungern gesehen wurde. Auf Grund von allerlei Vergehungen, die man ihm Schuld gab, wurde Musa zu einer Geldbuße verurteilt, welche für ihn unerschwinglich war. Der große Emir, der den Occident bezwungen hatte, erfuhr ein Schicksal, wie einst der Sage zufolge Belisar unter Justinian. Jene Verfassung, die er seinen Eroberungen zu geben gedachte, konnte nicht ins Leben treten. Sein Sohn Abdalaziz, dem er Spanien anvertraut hatte, wurde, man meint sogar auf Anlaß des Kalifen selbst, umgebracht. Der Vertrag jedoch, den er mit Theodemir geschlossen, wurde von dem Emir al Mumenin bestätigt.

An Stelle des Abdallah in Kairwan finden wir einen vom Kalifen eingesetzten Statthalter, von dem nun wieder die Walis in Spanien abhingen. Einer von diesen ist Al Horr, der nicht allein das muselmanische Regiment in Spanien aufrechterhielt, sondern seine Raubzüge bis tief nach Gallien erstreckte.

Mit Sicherheit ergiebt sich nicht, ob er irgendwo festen Besitz ergriff. Gewiß ist dies von seinem Nachfolger Al Samah, der im Jahre 720 Septimanien unterwarf und eine moslimische Besatzung in Narbonne einlegte. Es waren westgotische Herren und Gallo-Römer, die er in der Abhängigkeit, in welcher sie zu den westgotischen Königen gestanden hatten, zu erhalten dachte. Narbo gelangte wie einst im Altertum bei dem Zusammentreffen verschiedener Nationalitäten zu besonderer Wichtigkeit. Aber die Einwohner waren nicht auf sich allein angewiesen. Es gab mächtige Oberhäupter in Gallien, welche sich dem angesehensten von allen, dem Herzog Eudo von Aquitanien, anschlossen. Eine allgemeine Bewegung erfolgte, als Al Samah seine Waffen gegen Toulouse wandte. Man berichtet, daß er dabei auch geeignete Belagerungswerke bei sich führte. Gegen diese Gefahr vereinigte sich die aquitanische Bevölkerung unter der Anführung Eudos. Vor den Mauern der Stadt ist ein Treffen vorgefallen, in welchem der arabische Anführer mit einem Teil seiner Truppen umkam; die übrigen wurden auseinandergeworfen. Man darf diesen Vorfall nicht gering anschlagen. Es war der erste siegreiche Widerstand, den die Araber im Abendlande fanden. Von ihrem Unternehmen ließen sie sich dadurch nicht abschrecken.

Im Jahre 725 erfolgte ein dritter Angriff unter dem Statthalter Anbasa. Er unterwarf sich Septimanien und ließ die Geiseln, durch die er sich

des Landes zu versichern meinte, nach Barcelona bringen, wie einst Musa die Geiseln der Berbern nach Kairwan. Die Araber haben damals Autun, eine der alten Hauptstädte Galliens, eingenommen und zerstört. Wie es scheint, sammelten sich einige Kriegskräfte unter Führung des Eudo. In einem Scharmützel gegen ihn ist Anbasa gefallen.

Bei den fränkischen Geschichtschreibern erscheinen die arabischen Walis als Könige; in der That aber hingen sie von den Statthaltern in Afrika ab und diese wieder vom Kalifen. Da nun die Statthalter verschiedenen Faktionen angehörten, so geschah es, daß deren Entzweiungen Spanien ergriffen. Dabei hatte es jedoch sein Verbleiben nicht. Die Entzweiungen unter den Arabern erweckten das Selbstgefühl bei den Berbern, die mit ihnen nach Spanien gekommen waren. Mit Widerwillen nahmen sie wahr, daß die Araber auch in Afrika eine gewaltsame Herrschaft ausübten. Es entstand ein Kampf, der Afrika ein paar Jahre lang beschäftigte, nicht ohne auf Spanien zurückzuwirken. Den Unruhen ein Ziel zu setzen, wurden manche vergebliche Versuche gemacht. Endlich gelangte die Herrschaft an Abderrahman Ibn Abdallah, der bei Toulouse mitgefochten und dabei Ehre erworben hatte. Er hatte schon damals das geschlagene Heer eine Zeitlang befehligt. Er wußte sich als Wali in Spanien zwischen den streitenden Parteien, da er doch die Macht des Kalifen repräsentierte, Autorität zu verschaffen. Nur Einen großen Gegner fand er in einem maurischen Führer, der die unbedingte Herrschaft des arabischen Stammes bekämpfte, des Namens Munuza. Mit dem nun war Eudo von Aquitanien in ein enges Verhältnis getreten. Er gab demselben seine Tochter zur Ehe. Eine seltsame Verbindung verschiedener Interessen, des aquitanischen und berberischen, in welches zugleich das christliche in Spanien eingeschlossen war.

Munuza, in welchem sich diese Verbindung konzentrirte, wurde von Abderrahman, der ihn nicht bestehen lassen konnte, angegriffen und bezwungen. Er belagerte denselben in Puycerda und nötigte ihn zu fliehen. Eine Weile durch die Sorge um seine Frau zurückgehalten, suchte Munuza sich in die Gebirge zu retten, aber immer verfolgt und bereits verwundet, hat er sich von einem der höchsten Gipfel, gleichsam die Feinde verlachend, herabgestürzt. Mit ihm verschwand die Aussicht, die Herrschaft der Araber in Spanien zu brechen.

Abderrhaman schickte die Tochter Eudos an das Hoflager des Kalifen, wie einst Griechinnen dem König von Persien zugeschickt worden waren.

Und nun unternahm Abderrhaman, mit seinem großen Heere den Herzog Eudo in seinem Gebiete selbst aufzusuchen und zu vernichten, der sein persönlicher Feind war. Noch einmal hören wir hier den Namen der Vaccäer, deren Bergland er durchschritt. Eudo hatte den Mut, dem moslimischen Heereszuge im offenen Felde widerstehen zu wollen; an der Dordogne ist er ihm erlegen. Nur Gott, sagte man, kenne die Zahl der Gebliebenen. Von der Idee einer Unabhängigkeit von Aquitanien konnte nicht mehr die Rede

sein. Aquitanien wurde weit und breit verwüstet, Abderrahman drang im Frankenreiche vor.

Man sieht wohl, welche Weltgeschicke sich an seinen Sieg und seine Niederlage knüpfen. Die volle Bedeutung dieser Krisis erkennt man erst, wenn man die Verwickelungen ins Auge faßt, in welche die Araber gleichzeitig mit dem oströmischen Reiche gerieten.

Achtes Kapitel.

Die Belagerung von Konstantinopel im Jahre 717.

Wie schon ein paarmal früher, wenden wir unser Augenmerk von den Arabern auf die Griechen, von Damaskus auf Konstantinopel; denn das größte Interesse der damaligen Welt bestand in dem zuweilen beschwichtigten und dann wieder auftauchenden Gegensatz zwischen diesen beiden Mittelpunkten der Macht. Wir berührten die Einwirkung der Siege und Vorteile, welche die Araber über Justinian II. erfochten, und die Rückwirkung, die der Sturz dieses Kaisers auf die allgemeinen Angelegenheiten, namentlich den Kampf in Afrika ausübte. Die Flotte, welche dessen Nachfolger Leontius nach Karthago ausschickte, wurde, da sie nichts ausrichtete und der Meinung war, der Kaiser selbst, der sie nicht gehörig verstärkt hatte, sei an ihrem Unglück schuld und werde sie doch bei ihrer Rückkehr schlecht behandeln, wie erwähnt, dazu vermocht, von ihm abzufallen und sich einen anderen Imperator zu setzen. Es war einer der Anführer, Apsimarus, der den Namen Tiberius III. annahm, und die Flotte gegen Konstantinopel heranführte, um den Thron selbst einzunehmen. Das Ansehen des Leontius hatte in der Hauptstadt keine tiefen Wurzeln geschlagen, und diese wurde soeben von einer verderblichen Krankheit, der Bubonenpest heimgesucht. Es läßt sich erklären, wenn nun die zur Bewachung der gefährdeten Stellen der Mauern aufgestellten Truppen, die nicht einheimische waren, den Kaiser mit ihrem Blut zu verteidigen nicht gemeint waren; sie vergaßen ihre Pflicht so gut wie die Flotte und schlossen sich dieser an. Die Stadt wurde erobert. Die Einwohner hatten sich geweigert, Leontius auszuliefern, aber zur Verteidigung desselben regte sich keine Hand; Leontius wurde verstümmelt und in ein Kloster geschickt. Es ist einleuchtend, daß unter diesen Umständen die Griechen und Römer nichts gegen die Eroberungen der Araber in Afrika unternehmen konnten; aber nach einer anderen Seite hin nahm Apsimarus eine kräftigere Haltung an. Es wurde ihm möglich, einige glückliche Feldzüge auszuführen, in denen er in Cappadocien und Armenien wieder Fuß faßte und selbst in Syrien eindrang.

Befestigt aber war er doch nicht, da Justinian noch lebte und als der Repräsentant der Dynastie des Kaisers Heraklius Anhänger in Menge für sich hatte, so daß die unaufhörlich bewegliche Population, die in der Hauptstadt dominierte, auch wieder dahin gebracht werden konnte, ihn anzuerkennen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot.

Justinian gab in seinem Exil im taurischen Chersones niemals auf, zurückzukommen und an seinen Feinden Rache zu nehmen; er soll in einer Lage, die sein Leben gefährdete, ausgerufen haben: er wolle lieber untergehen, als sich verpflichten, einen einzigen seiner Feinde zu schonen. Um seinen Zweck zu erreichen, wandte er sich zuerst an die Chazaren, denselben türkischen Stamm, der schon von Heraklius in die allgemeinen Angelegenheiten hereingezogen worden war; er waltete damals unter den ansässigen Nationen von der Wolga bis zum Schwarzen Meere vor. Justinian war mit dem Chan der Chazaren in Familienverbindung getreten, so daß Tiberius bereits von einem Bunde Justinians mit demselben für sich selbst fürchtete und bei dem Chan eine Gegenwirkung durch Geldgeschenke hervorzubringen nicht versäumte. Ein sonderbarer Anblick, daß beide Imperatoren, der regierende und der geflüchtete, einander durch ihre Einwirkung auf fremde Nationen befehdeten.

Justinian mußte besorgen, daß die Chazaren sich auf die Seite seines Feindes schlagen dürften. Die Warnungen, die er erhielt, bewogen ihn die Flucht zu ergreifen; er wandte sich jetzt zu den Feinden der Chazaren, den Bulgaren, welche den Weg nach Konstantinopel beherrschten. Er brachte sie soweit, daß sie in ein enges Bündnis mit ihm traten und ihn nach Konstantinopel zurückzuführen sich anheischig machten. Sie setzten ihn instand, mit einer bewaffneten Macht in der Nähe der Hauptstadt, unfern der Blachernen zu erscheinen. Durch seine drohende Haltung allein machte er keinen Eindruck bei den Bürgern; als es ihm aber glückte, durch einen Abzugskanal in die Stadt zu dringen, fand er auch keinen Widerstand. In dem verwirrten Getümmel, das sich dann erhob, nahm er den Palast ein und trat wieder als Imperator auf. Vergebens suchte Tiberius sich durch die Flucht zu retten. Er wurde zugleich mit Leontius in den Cirkus gebracht, wo Justinian unter dem umgestimmten Volk seine alte Stelle eingenommen hatte. Man hörte den Spruch ausrufen: Du wirst über Drachen und Schlangen gehen, als er seinen Fuß auf den Nacken der beiden herbeigeführten Gegner setzte. Er ließ sie unverzüglich töten. Aber damit war sein Rachedurst, dem er auch im Exil Ausdruck gegeben, nicht befriedigt. Dem Patriarchen Kallinikus, dem er wohl nicht mit Unrecht seine erste Verjagung zuschrieb, ließ er die Augen ausstechen. Alle die, welche den beiden Usurpatoren gedient hatten, wurden mit entsetzlichen Grausamkeiten heimgesucht. Seine Handlungen, in denen er byzantinischen Witz mit religiösen Anspielungen verbrämte, deren Grundzug aber ungezähmte Rachsucht war, haben ihm den Abscheu der Nachwelt zugezogen.

Da er aber nicht einmal die Bulgaren im Zaum halten, geschweige die nun ihrerseits andringenden Araber zurückzuweisen vermochte — die ersteren brachten ihm eine Niederlage bei, so daß er mit Schimpf nach der Hauptstadt zurückkam —, so erhob sich auch gegen ihn eine empörerische Bewegung. Sie ging von Cherson aus, der Stadt, die dem Kaiser bei seinen ersten Versuchen zurückzukehren Widerstand geleistet hatte, und die er dafür zu züchtigen versuchte. Die Chersoniten wußten aber einen vom Kaiser vorlängst exilierten Heerführer, Bardanes, für sich zu gewinnen; auch versicherten sie sich der Hülfe des von Justinian durch seine Flucht beleidigten Chans der Chazaren. Der Führer der vom Kaiser herbeigeschickten Flotte, Elias, fand es, da er die Empörung nicht zu überwältigen vermochte, ratsam, sich derselben anzuschließen; denn er hätte sonst selbst die Hand des Kaisers, der keine Nachsicht kannte, fürchten müssen. Bardanes wurde zum Kaiser erhoben und brach mit der Flotte, die zu ihm übergetreten war, auf, um die Hauptstadt des Reiches in Besitz zu nehmen. Justinian vermochte weder den äußeren Feinden zu widerstehen, noch die inneren zu überwältigen. Der Ruf seiner Grausamkeit wurde ihm selbst verderblich. Er war nach Sinope gegangen, wo er die gegen ihn bestimmte Flotte vorüberfahren sah, ohne sie hindern zu können. Sein Schicksal ward hierdurch entschieden. Sein Sohn wurde von Bardanes, der sich dann in den Besitz des Thrones setzte, umgebracht, er selbst von Elias. So greifen die inneren und äußeren Angelegenheiten zusammen; der äußere Krieg bringt die inneren Zerwürfnisse hervor, dieser äußere Verluste. Eine an und für sich geringe Übermacht entscheidet über das Imperium, sie stürzt die einen und erhebt die anderen. Mit den politischen Irrungen waren auch die religiösen verbunden.

Auch Bardanes-Pilippikus, der sich der monotheletischen Partei zuneigte, erfreute sich seines Erfolges nicht lange. In dem benachbarten thracischen Thema behaupteten entschlossene Gegner, von ein paar mißvergnügten Patriciern geführt, die Oberhand.

Als nun Bardanes einst ein circensisches Fest mit einem Umzug in der Stadt, der sehr prächtig ausfiel, und mit einem Gastmahl gefeiert hatte, hierauf aber sich zur Ruhe legte, fanden die Emissare jener Patricier den Weg ins Gemach, verstümmelten ihn und nahmen ihn in Gewahrsam, so daß er wenige Tage darauf verschied. Das Volk hatte daran keinen Anteil; es erhob vielmehr den Geheimschreiber des Ermordeten, Artemius, zum Kaiser, der den Namen Anastasius annahm.

Auch dieser aber, ebenfalls ein Monothelet, konnte die Feindseligkeit der entgegengesetzten Partei nicht unterdrücken. Es ging ihm ähnlich, wie kurz vorher dem Leontius; doch ist der Verlauf der Sache noch außerordentlicher als damals. Er versammelte in Rhodus eine Flotte, welche die arabischen Seefahrten zwischen Phönizien und Ägypten unterbrechen sollte. Hier erhob sich dann eine Empörung gegen ihn. Wenn wir nicht irren, so hing dies damit zusammen, daß Bardanes durch die Milizen des Militärbezirkes

Opsikion, die damals in Thracien standen, überfallen worden war, und daß nun eben die Opsikianer es waren, welche Anastasius auf jener Flotte zu verwenden gedachte. Wahrscheinlich fürchteten sie, es sei bei der anbefohlenen Unternehmung auf ihren Untergang abgesehen.

Sie brachten den Logotheten ums Leben, dem Anastasius den Oberbefehl anvertraut hatte, und machten sich auf den Heimweg. Unterwegs fühlten sie die Notwendigkeit, auch ihrerseits dem Kaiser ein Oberhaupt vom höchsten Rang entgegenzusetzen. Sie preßten gleichsam einen höheren Beamten, des Namens Theodosius, zum Imperator: denn nur der Gewalt gab er nach, indem er die ihm angebotene Würde annahm. Er sammelte nun erst eine zahlreiche Flotte aus jenem Militärbezirk, wobei einer gotisch-griechischen Bevölkerung Erwähnung geschieht. Anastasius, der nach Nicäa gegangen war, hatte auch eine Flotte, welche den Opsikianern den Weg nach Konstantinopel versperrte, sich aber dann zurückzog, so daß die Empörer nach Thracien übergehen konnten. Konstantinopel leistete ihnen keinen Widerstand, sie nahmen die höheren Beamten gefangen. Als diese nach Nicäa gebracht wurden, verzweifelte Anastasius sich zu behaupten. Er verzichtete auf das Imperium, blieb aber am Leben, da er sich entschloß, Mönchskleidung anzulegen.

Überlegen wir, welch ein Zustand dies war.

Der letzte Sprosse des Heraklius war durch fremde Hülfe, durch die Bulgaren wieder hergestellt worden. Er wurde, und auch dann nur infolge eines städtischen Tumultes, durch einen Gegner vernichtet, der sich auf den Beistand der Chazaren stützte und ihm den Zugang nach Konstantinopel abgewann. Dieser erlag dann wieder einem Militäraufstand mitten in der Hauptstadt. Gegen dessen Nachfolger erhob sich bei der ersten kriegerischen Maßregel, die er ergriff, eine Empörung der Flotte, die ihn überwand und ihn zur Abdankung nötigte.

Ein Kaiser nach dem anderen tumultuarisch erhoben und wieder gestürzt, ehe er festen Fuß fassen konnte; die Empörung blieb immer siegreich.

In welcher ganz anderen Verfassung befand sich die höchste Gewalt im Kalifat. Auf Abdalmelik war im Jahre 705 Welid I. gefolgt, einer der mächtigsten unter allen Fürsten der Gläubigen. Er wußte alle Regungen der Empörung niederzuhalten. Den größten Eindruck machte es auf seine Zeitgenossen, daß er, obwohl er die göttliche Gnade nicht besessen, dennoch die Macht aller benachbarter Völker gebrochen hatte; mit vollendeter Klugheit habe er seine Kriegszüge angeordnet. Seine Waffen waren siegreich am Indus und am Atlantischen Ocean; er ist es, unter welchem Spanien erobert wurde. Zugleich hat er den Krieg gegen das griechisch-römische Reich mit großem Erfolge aufgenommen. Im Jahre 709 belagerte sein Bruder Maslama das von den Römern wohl befestigte Tyana.

Justinian schickte zwei Heere zum Entsatze gegen ihn heran, deren Führer sich aber schlecht untereinander verstanden. Die Araber, die eine Cirkum-

vallation um die Stadt geschlagen hatten, aber schon Mangel an Lebensmitteln litten, so daß sie nahe daran waren, die Belagerung aufzuheben, gingen den beiden Heerführern entgegen, schlugen sie aus dem Felde und bemächtigten sich des Lagers. Die Griechen waren in einer großen Schlacht von den Männern des Koran besiegt worden.

Durch die Lebensmittel, welche die Araber in dem Lager fanden, aus ihrer Verlegenheit gerettet, beschlossen sie nicht zu weichen, bis sie die Stadt genommen hätten. Hierauf überlieferten sich die Einwohner unter bestimmten Bedingungen, die nicht einmal gehalten worden sind.

So fiel Tyana, die Hauptstadt der Provinz Cilicia secunda, der Hauptort im Thema Cappadocien, von wo die Straßen nach Cilicien und Syrien ausgingen, in die Hände der Araber. Im folgenden Jahre eroberte Maslama Heraklea am Pontus, das damals zum Thema Bucellariorum gehörte. Abbas, Sohn Welids, bemächtigte sich im Jahre 712 der von den Griechen unter Tiberius-Absimarus wieder gewonnenen Städte Samosata und Amasia. Im Jahre 713 wurde Antiochia im Pisidien genommen. Vier Heere standen damals gegen die Griechen im Felde.

Im Jahre 714 durchzog Maslama Galatien, das er verwüstete. Schon hatte Welid, es kann kein Zweifel darüber obwalten, eine große Unternehmung gegen Konstantinopel beschlossen. Ein römischer Gesandter, der in pacifikatorischer Absicht zu ihm geschickt wurde, versicherte doch, alles sei zu einem Unternehmen gegen die Kaiserstadt vorbereitet, sowohl zu Wasser als zu Lande.

Welid hoffte seinen Eroberungen im fernen Osten und Westen auch die Überwältigung des griechischen Reiches hinzuzufügen. Die großen Eigenschaften, die er entwickelte, hätten ihn vielleicht dazu fähig gemacht. In diesem Augenblick aber starb er. Durch die anstandlose Succession seines Bruders Suleiman infolge der von Abdalmelik getroffenen Bestimmungen geschah es, daß das Kalifat sich in ungeschwächter Autorität fortsetzte. Allein zu dem großen Unternehmen in der Weise, wie es Welid vorbereitet hatte, konnte es doch nicht sogleich kommen.

Erst nachdem der Übergang der Gewalt von der einen Hand in die andere vollzogen war, schickte sich das Kalifat zur Durchführung seiner großen Absichten an. Wer hätte da nicht meinen sollen, daß Konstantinopel in die Hände des Kalifen fallen oder wenigstens das Kaisertum vollkommen von ihm abhängig werden würde. Durch eine der unerwartetsten Verflechtungen, die jemals vorgekommen sind, ist es doch geschehen, daß das griechische Reich noch Widerstand zu leisten vermochte.

Der neue Kaiser Theodosius fand keineswegs überall Gehorsam; denn das Landheer mißbilligte, was die Flotte gethan hatte. Namentlich setzten sich ihm die Befehlshaber des anatolischen und armenischen Bezirkes, Leo und Artabasdus entgegen. Sie hielten an dem abgesetzten Kaiser fest, dem sie ihre Stellung verdankten. Man konnte nicht anders erwarten, als daß

aus diesen inneren Verwirrungen der bewaffneten Macht der Ruin des Reiches hervorgehen würde. Aber wenn man alles überlegt, so wird sich nicht leugnen lassen, daß eben in diesen Differenzen das Mittel der Rettung lag. Denn die beiden Führer hielten an den Pflichten ihrer militärischen Stellung fest; obwohl sie den neuen Kaiser anerkannten, fuhren sie doch fort, sich den Angriffen der Araber auf das Reich mit Nachdruck zu widersetzen. Dadurch entstand dann in Maslama wieder die Absicht, eine Abkunft mit den Heerführern zu schließen.

Aber nicht auf Anastasius, dessen Sache sie dem Namen nach führten, konnte man zurückkommen. In der Menge selbst brach sich der Gedanke Bahn, daß der mächtigste der beiden Anführer, Leo, genannt der Isaurier, der nächste Kaiser sein werde. Leo gehörte einer Familie an, die unter Justinians II. Regierung aus Germanicia in Commagene an den Grenzen von Cilicien weggeführt und nach Thracien in der Nähe von Konstantinopel verpflanzt worden war. Der junge Leo sah das nun wohl eben nicht als ein Unglück an. Als Justinian zurückgekehrt war, zeigte er demselben eine große Hingebung, besonders in den Kriegen gegen die Bulgaren. Leo trat bei der Leibwache in militärischen Dienst und wurde zum Spatharius befördert. Er genoß schon damals ein nicht geringes Ansehen, so daß er von der mißmutigen, aber aufmerksamen Menge als der künftige Imperator bezeichnet worden ist. Es mag sein, daß Justinian durch diesen Verdacht veranlaßt wurde, den aufstrebenden Kriegsmann mit einer Mission in weite Ferne zu betrauen; er schickte ihn zu den Alanen mit dem Auftrag, gegen eine andere benachbarte Völkerschaft, die Abasger, Krieg zu erheben. Das wurde denn auch wirklich ins Werk gesetzt. Und bei der Heimkehr Leos trug sich ein Ereignis zu, das seinen Ruf noch vermehrte; sie war nicht ohne große Schwierigkeiten, da auf der einen Seite die Abasger sie nicht gestatten wollten, der einzige Weg aber, welcher eingeschlagen werden konnte, durch einen befestigten Ort verschlossen wurde, der unter der Botmäßigkeit der Saracenen stand. Der Befehlshaber, Pharasmanius, war vom Kalifen eben dahin gesetzt. Leo wußte aus versprengten Römern eine kleine Schar um sich zu sammeln, mit der er sich den Einwohnern der Stadt und dem Pharasmanius selbst so furchtbar machte, daß dieser ihm endlich gestattete, mit dreißig Mann seinen Durchzug zu nehmen. Darauf ging Leo ein, gab aber den dreißig Mann, die ihn begleiteten, den Befehl, die Thore zu besetzen und alle anderen ebenfalls einzulassen. Dadurch wurde er Meister des Ortes; er ließ Feuer in die Häuser werfen, so daß die Einwohner entflohen und die ganze Stadt in seine Hände geriet; auch die Mauern ließ er schleifen. Hierauf begab er sich nach dem römischen Gebiet, wo er mit Freuden empfangen wurde.

In dieser ersten Handlung seines Lebens zeigte Leo sich zwar unzuverlässig gegen den Feind, aber unternehmend für das Reich, standhaft und verwegen inmitten der Gefahr; fast ohne alle Hülfsmittel hat er sogar eine Eroberung gemacht. Sein Erfolg war unerwartet und glänzend. So kehrte er nach

Konstantinopel zurück. An der Katastrophe Justinians nahm er keinen Anteil, er gehörte vielmehr zur Partei desselben. Aber Anastasius, der dann emporkam und einer anderen angehörte, hielt doch für gut, dem tapferen Manne eine hohe Stellung anzuweisen. Im Volke wollte man nicht glauben, daß er, indem er dem Theodosius widerstrebte, an der Sache des Anastasius, die schon eine verlorene war, unbedingt festhalten werde. Die öffentliche Meinung dachte ihm die Krone zu. Diese Idee ergriff nun die Führer des arabischen Heeres, das soeben in den griechisch-römischen Gebieten vordrang.

Die Araber hatten damals mit einer Abteilung ihres Heeres die Belagerung des wichtigsten Platzes in Großphrygien, Amorium, unternommen; schon hiebei ist diese Stimmung zu Tage gekommen. Sie glaubten den Widerstand am besten durch das Ansehen des Dux Leo brechen zu können; sie sagten: dem gehöre das Reich. Hierauf gingen die Einwohner ein; sie waren die ersten, welche Leo als Kaiser anerkannten, der aber, besonnen und geschickt, die Gelegenheit ergriff, die Stadt zu besetzen und verteidigungsfähig zu machen. Erst jetzt kam Maslama mit der Hauptmacht heran. Er vollendete die Eroberung von Cappadocien, bemerkte aber wohl, daß die Einwohner sich unterwarfen, weil sie darauf rechneten, daß Leo das Kaisertum erlangen werde.

Unzufrieden damit, daß Amorium von Leo besetzt worden, nahm Maslama doch wahr, daß er mit demselben nicht brechen dürfte, hatten sie doch beide in dem Kaiser Theodosius ihren gemeinschaftlichen Feind.

Leo seinerseits konnte einen Bruch mit Maslama nicht wünschen, da dieser seine eigene Statthalterschaft bedroht haben würde. So ist es zwischen beiden zu einer Annäherung gekommen, über deren Einzelheiten wir jedoch nicht zuverlässig unterrichtet sind.

Die Griechen erzählen, Maslama habe den Leo wissen lassen, daß das römische Imperium ihm gehöre; er möge kommen, er denke Frieden mit ihm zu schließen; Leo sei nicht selbst gegangen, sondern habe seine Gesandten geschickt; mit diesen habe Maslama seine Abkunft getroffen und hierauf sei Leo als Imperator begrüßt worden.

Bei den arabischen Schriftstellern finden sich bei allen ihren fabelhaften Abweichungen doch analoge Traditionen. Tabari erwähnt Verhandlungen zwischen den Gesandten Leos und dem arabischen Feldherrn Maslama. Bei ihm fordert Leo die Entfernung der Moslimen und verpflichtet sich zu einer ansehnlichen Geldentschädigung, welche sich fast wie eine Brandschatzung ausnimmt, — ein Dreißigstel der griechischen Habe soll ihm zu Teil werden. Auch haben ihm zufolge die Einwohner von Byzanz Leo das Kaisertum versprochen, wenn er sie von Maslama befreie.

So gefaßt ist es ein Fabelgebilde. Aber es liegt ihm die Wahrheit zu Grunde, daß die Erhebung Leos zum Kaisertum und die Entfernung des moslemischen Heeres aus dem griechischen Gebiet zusammenfallen. Ein entscheidender Beweis dafür liegt darin, daß Maslama die von Leo beherrschten

Landschaften, das sogenannte Anatolikum nicht betrat. Unmöglich hätte er sich dazu entschließen können, wenn er nicht in Leo den künftigen Herrscher des Reiches, mit dem er sich verständigen müßte, gesehen hätte. Nach den griechischen Nachrichten läßt sich nicht bezweifeln, daß die imperatorische Würde Leos von den Arabern zuerst dem Sinne der Provinzialen gemäß ausgesprochen und dann erst innerhalb des Reiches zu allgemeiner Anerkennung gebracht worden ist.

Ohne viel Mühe gelangte Leo hierauf in den Besitz der höchsten Stellung. Indem er sich gegen Nikomedien wendet, fällt der heranziehende Sohn des Theodosius, den die Beamten des Palastes begleiten, in seine Hände.

Er ist schon Meister der angesehensten Persönlichkeiten des Hofes, als er sich, wenn wir darüber recht unterrichtet sind, nicht ohne eine mit diesen selbst gepflogene Unterhandlung nach Chrysopolis begiebt, wo Theodosius verweilt. Dieser gerät in eine ähnliche Verlegenheit wie sein Vorgänger.

Nachdem er sich mit dem Patriarchen und den Senatoren, die um ihn sind, beraten hat, beschließt er, sich der höchsten Gewalt, die er nicht gesucht hat, selbst zu entledigen; er ist zufrieden damit, daß Leo ihm persönliche Sicherheit zusagt. Theodosius schreitet zur Abdankung und tritt zugleich mit seinem Sohn in den geistlichen Stand. Leo bemächtigt sich des Kaisertums.

Er zieht durch die goldene Pforte in Konstantinopel ein und empfängt die Krone in der Hagia Sophia. Ihm zur Seite steht Artabasdus, den er durch Vermählung mit seiner Tochter an sich knüpfte und zu einer hohen Stellung im Palast erhob.

Durch dies Ereignis nahmen die Verhältnisse des Imperiums eine sehr eigentümliche Gestalt an. Schon bei den letzten Thronbesteigungen hatten die Beziehungen zu fremden Völkern eingreifend mitgewirkt. Justinian II. war infolge seines Verständnisses mit den Bulgaren wiederhergestellt und durch die Verbindung der Chazaren mit seinen Feinden in Cherson abermals gestürzt worden. Von einer direkten Einwirkung fremder Völker auf die Thronbesteigung war jetzt nicht die Rede; aber Leo verdankte doch seine erste Erhebung der Vermittelung zwischen den Arabern und den Eingeborenen der Romania, wie man das griechische Reich wohl nannte. Wenn er jetzt auch in Konstantinopel anerkannt wurde, so geschah das zu dem entgegengesetzten Zwecke, die Hauptstadt gegen die Anfälle der Moslimen zu verteidigen. Hierdurch geriet nun Leo augenscheinlich in einen inneren Zwiespalt mit sich selbst. Er war durch die Kontinuität des Kaisertums genötigt, sich den Invasionen der Moslimen entgegenzusetzen. Dann aber konnten neue Konflikte mit denselben nicht ausbleiben; obwohl durch die vorangegangenen Vorfälle ihnen einigermaßen verpflichtet, mußte Leo doch Stellung gegen sie nehmen. Die Verhältnisse lagen so, daß die Verteidigung der Hauptstadt auch persönlich für ihn selbst zur Notwendigkeit wurde.

Mit Bestimmtheit erfahren wir, daß Leo den Arabern Geldzahlungen zugesagt habe. In seiner Stellung als Imperator aber war er weder geneigt,

die Versprechungen, die er als Dux gegeben hatte, zu erfüllen, noch vielleicht dazu im stande; Geldzahlungen würden immer als ein Tribut, das Reich durch ihre Leistung als seiner Selbständigkeit beraubt erschienen sein. Wurden nun die Zusagen nicht gehalten, in deren Folge sich die Araber zurückgezogen hatten, so fühlten sie sich umsomehr berechtigt, ihre früheren Versuche gegen Konstantinopel mit aller Energie wieder aufzunehmen. Die alten Feindseligkeiten brachen wieder aus. Und so wohlvorbereitet war alles, daß Maslama im nächsten Jahre Konstantinopel zugleich zu Land und zur See anzugreifen vermochte, wozu es weder unter Chosru Parwiz noch unter Moawija gekommen war. In der Verbindung von beiden lag die Gefahr. Die Griechen, deren innere und äußere Politik sonst nicht eben Bewunderung erweckt, haben doch auch diesmal verstanden, ihre Hauptstadt tapfer und geschickt zu verteidigen. Sie erwarben sich damit ein Verdienst um die Welt überhaupt.

Konstantinopel war für die Kontinuation der Universalgeschichte unentbehrlich. In der Eroberung von Konstantinopel würde ein Ereignis gelegen haben, welches alle Weltverhältnisse zum Vorteil des Kalifats und des Islam entschieden hätte.

Die Entschlossenheit des Kaisers, der bereitwillige Eifer der Bewohner und das griechische Feuer haben Konstantinopel gerettet.

Den Völkern alter Kultur kommt auch die Überlieferung der Kriegserfahrung und Kriegsmittel, die in früheren Zeiten in besonderen Fällen gebraucht worden sind, zu gute. Unter diese kann das griechische Feuer gerechnet werden. Schon in den syrisch-römischen Kriegen haben die Rhodier, damals die geübtesten Seeleute, Maschinen besessen, durch welche sie Feuer auf ihre Gegner schleuderten. Die Verwendung dieses Elementes zu den Zwecken des Seekrieges war in den Konflikten mit den Arabern wieder versucht worden und hatte große Erfolge hervorgebracht. Ein Syrer von griechischer Herkunft, Kallinikus, hatte es, wie oben erwähnt, in den griechischen Seedienst eingeführt. Es hatte bereits in einer Seeschlacht zur Entscheidung beigetragen; zur Verwendung bei der Abwehr einer Belagerung ist es erst unter Leo dem Isaurier gekommen. Es bestand aus einem Gemenge brennbarer und explodierender Stoffe, denen sehr ähnlich, welche die Substanz des Schießpulvers ausmachen. Bei der Verwendung zur See treten besonders die Erdöle hervor, welche, einmal in Brand gesetzt, durch das Wasser nicht ausgelöscht werden konnten, sondern sich eher verstärkten; dabei bemerkte man Donner und Rauch. Auf den Brandern, deren man sich schon im Altertum vielfältig bediente, zur Anwendung gebracht, hatte das griechische Feuer eine unwiderstehliche Wirkung. Leo, ein alter geübter Kriegsmann, wußte es gerade im rechten Augenblick zu brauchen.

Noch im Sommer 717 gelang es Maslama, über die Meerenge zu setzen und sich des Thema Thrace, zu dem Konstantinopel gehörte, zu bemächtigen. Er errichtete vor der Stadt ein Lager, um jede Zufuhr zu derselben unmöglich

zu machen. Man rühmt, wie zweckmäßig er dasselbe befestigt habe, ganz anders noch als Mohammed sein Lager vor Medina.

Kurze Zeit darauf erschien eine stattliche Kriegsflotte unter einem Wesir, der den Namen Suleiman führte, wie der damalige Kalif. Diese legte sich im Angesicht der Stadt vor Anker. Unter der zusammengreifenden Wirkung eines Angriffes zu Lande und zur See schien das alte Byzanz verloren zu sein. Jetzt aber kamen ihm die Meeresströmungen im Hafen, an dem es einst erbaut worden war, zu statten. Als der Wind von Norden nach Süden umsetzte, waren die Schiffe der Araber genötigt, ihre Station zu verlassen und eine andere zu suchen; dabei aber gerieten sie in Verwirrung.

Diesen Moment nun ergriff Leo zur Anwendung seiner neuen Waffe. Soviel wir erfahren, bestieg er selbst einen Zweiruderer, mit dem er die vorliegenden Schiffe der Feinde mit einem alten, schon von Thucydides erwähnten Stratagem durchbrach und dann zwanzig derselben in Brand steckte. Die feindliche Flotte, noch im Angesicht der Stadt, wurde hierdurch vollends auseinandergeworfen und zerstört; die Fahrzeuge suchten ihr Heil in einem nahen Hafen. Durch diesen Einen Schlag war alles entschieden. Die Stadt fühlte sich sogut wie gerettet, die Einwohner wurden noch herzhafter als sie bisher gewesen waren. Dadurch wurde aber auch das Landheer für Maslama nutzlos. Im nächsten Winter zeigte sich das thracische Klima den Arabern unerträglich. Im folgenden Frühjahr sind wohl noch einige Versuche zur See gemacht worden, doch gingen einzelne von den ägyptischen Seeleuten in Leos Dienst über. Maslama sah, daß er selbst gefährdet sei; er litt Mangel an Lebensmitteln und gab die Unternehmung auf.

Durch diesen großen Erfolg wurde Leo erst in seiner imperatorischen Würde befestigt. Anhänger des Anastasius, die es unternahmen, denselben wieder auf den Thron zu bringen, richteten doch nicht das mindeste aus; sie wurden sämtlich am Leben gestraft. Der Versuch der Sicilianer, sich unabhängig zu machen, indem man, durch die Gefährdung von Konstantinopel ermutigt, einen neuen Imperator aufstellte, verschwand in nichts.

In Leo, dem Isaurier, lebte derselbe Impuls der Alleinherrschaft, wie in den meisten thatkräftigen Imperatoren. Nicht allein die finanziellen Angelegenheiten suchte er seinem Sinne gemäß zu gestalten; auch in den geistlichen griff er nicht minder eigenmächtig ein, als etwa Heraklius. Leo der Isaurier ist der erste in der Reihe der sogenannten bilderstürmenden Kaiser; von ihm schreibt sich der Ursprung des Bilderstreites her, der die gesamte Kirche im Abendlande und Morgenlande erschüttert hat. Wir wollen desselben später gedenken. Hier sei es genug, daran zu erinnern, daß man die Verwerfung der Bilder, die er aussprach, wohl nicht mit Unrecht als eine Rückwirkung des weltbeherrschenden Islam ansah. Sein Motiv wird dasselbe gewesen sein, das wir bei Heraklius bemerkten. Die Kaiser wollten die vornehmste Einwendung wegräumen, welche die Araber gegen die Gebräuche und Satzungen der Kirche erhoben. Man hat Leo selbst als saracenisch

gesinnt bezeichnet. Indem er sich in dieser Beziehung den Arabern näherte, fuhr er doch fort, dieselben zu bekämpfen. Durch die glückliche Verteidigung von Konstantinopel war den Einfällen derselben keineswegs Einhalt gethan. Die Unruhen, die der Bildersturm hervorrief, so daß sich die Cykladen gegen den Kaiser empörten, und das griechische Feuer im Inneren des Reiches zur Anwendung gebracht wurde, kamen den Arabern sehr zu statten.

Im Jahre 727 drangen sie in verschiedenen Heerhaufen nach Bithynien vor und belagerten Nicäa; nur dem Widerstande der Denkmale der Märtyrer, die dabei zerstört wurden, wird es zugeschrieben, daß sie abziehen mußten, was jedoch nicht geschah, ohne daß sie zahlreiche Gefangene wegschleppten.

Ähnliche Züge vollzogen sie 730 in Cappadocien; 732 in Paphlagonien, in späteren Jahren in Armenien. Es ist jedoch nicht erforderlich, derselben näher zu gedenken, denn auf die Entscheidung der Weltbegebenheiten hatten sie keinen Einfluß.

So allgemein wichtig es auch sein mochte, daß Konstantinopel nicht in die Hände der Moslimen fiel, so hatte doch das Mißlingen einer Belagerung die Wirkung nicht, den Eroberungseifer der Kalifen von Damaskus zurückzuhalten oder gar zu vernichten. Sie waren vielmehr, wie wir wissen, in einem Unternehmen begriffen, von welchem die Entscheidung der Weltgeschicke bei weitem mehr abhing. Es war eben der Zug, den damals der Emir von Cordova, Abderrahman, nach Aquitanien unternommen und bisher siegreich ausgeführt hatte. Er schickte sich an, das fränkische Reich zu überziehen, und alles lag daran, ob er in dasselbe vordringen würde oder nicht. Dem zu widerstehen war die Aufgabe des Frankenreiches, das nach mancherlei Schwankungen eben in diesem Moment zu fester Gestaltung gelangte.

Neuntes Kapitel.

Die späteren Merowinger und Karl Martell.

Wäre der Angriff der Araber auf die Franken unter denselben Umständen erfolgt, wie der Einbruch Tariks und Musas in Spanien, so würden die Franken ihnen wahrscheinlich ebenso erlegen sein wie dort die Goten. Die germanisch-romanische Welt würde der Überflutung der Araber nicht haben widerstehen können. Die fränkischen Zustände unterschieden sich von den westgotischen hauptsächlich dadurch, daß die Franken sich um einen festen Mittelpunkt zu scharen begonnen hatten, der bei den Westgoten fehlte. Die Entzweiungen der spanischen Großen und ihrer Könige hatten das Meiste dazu beigetragen, daß das Unternehmen der Araber diesen so leicht und so voll-

ständig gelang. Auch das merowingische Königtum wäre in alle den Zerwürfnissen, in die es durch die Teilung des Reiches, sowohl in sich selbst als mit den mächtigsten Großen geriet, dem gewaltig vordringenden Feinde Widerstand zu leisten nicht fähig gewesen. Aber in diesen inneren Kämpfen erhob sich eine Macht, welche alle Streitkräfte um sich zu vereinigen und den Kampf gegen die Araber zu bestehen vermochte. Diese Begebenheit entwickelte sich vor allem aus dem Verhältnis, in welches die Könige mit den Majoresdomus gerieten.

Die Merowinger und das Majordomat.

Die Würde des Majordomus, welche wir schon bei den Ostgoten finden, gewann bei den Franken an und für sich größere Bedeutung. Der Majordomus war dazu bestimmt, den königlichen Palast in Ordnung zu halten und die unmittelbaren königlichen Gefälle einzuziehen. Er war Oberhofmeister und zugleich, wenn wir so sagen dürfen, dirigierender Minister. Im Laufe der Zeit war es nun geschehen, daß diese Würde weniger vom Könige abhing, den sie doch unmittelbar repräsentierte, als von dem hohen Adel in jeder Provinz. Zuerst fand dies in Burgund statt, wo der vornehme Adel ein gewisses Recht auf diese Stelle in Anspruch nahm, am entscheidendsten aber in Austrasien, wo sich die Aristokratie zum Mitbesitz der monarchischen Gewalt erhob und die Würde des Majordomats bei einem und demselben Geschlecht blieb. Es ist das Geschlecht der Arnulfinger, dem die Karolinger entstammen.

Allezeit haben die Karolinger Metz als ihre Heimat und Arnulf, den Bischof von Metz, als ihren Stammvater angesehen. Im Palast bekleidete er die Stelle eines Domestikus, welchem die wichtigsten Provinzialgeschäfte oblagen; in sechs verschiedenen Bezirken hat er dieses Amt ausgeübt und dabei auch im Kriege gegen die Nachbarn sich hervorgethan. In dieser Stellung vermählte er sich mit einer Dame vornehmster Herkunft und wurde der Gründer einer Familie. Das hinderte ihn aber nicht, das Bistum von Metz, eines der wichtigsten, die es im Reiche gab, auf allgemeines Andringen des Volkes anzunehmen. Er besaß alles, was die Zeit hochschätzte. Man hat ihn nach seinem Ableben heilig gesprochen.

Mit Pippin, einem anderen austrasischen Großen, verbündet, erwarb er eine Autorität, welche das austrasische Reich dominierte. Beide waren Oberhäupter der Faktion, gegen welche Königin Brunhilde die Burgunder ins Feld führte, und der sie dann selbst unterlag. Oben ist angedeutet, wie sehr sich durch dieses Ereignis die Lage des Königtums der Merowinger überhaupt veränderte. Die Provinzen gewannen demselben gegenüber eine sehr ausgesprochene Selbständigkeit. Die weltlichen und geistlichen Großen wurden der unmittelbaren Einwirkung der höchsten Gewalt überhoben: auch die unteren Gewalten sollten den Provinzen angehören, in denen sie ihr Amt ausübten. Welche Stellung aber erlangten dann die Männer, die an der

Spitze der siegreichen Aristokratie standen. Pippin und Arnulf waren es, welche König Chlotar II. im Jahre 613 auf den Thron von Austrasien brachten. Chlotar überließ Austrasien seinem jungen Sohne Dagobert, der ausschließlich mit Bischof Arnulf und Pippin, der zum Majordomus erhoben wurde, regierte.

Das Wesen dieser Regierung lag darin, daß sie von dem Palast ausging. Dieser war zugleich das Centrum für die geistlich-weltliche Aristokratie des Landes. Der Majordomus verband das aristokratische Interesse mit dem dynastischen. Bei dem Gange, den die Ereignisse genommen hatten, versteht es sich gleichsam von selbst, daß der junge König, der dann auf den Thron stieg, von den Oberhäuptern der Aristokratie, denen er seine Autorität verdankte, abhing. Darin aber lag nun ein Problem für die Gesamtverfassung des Reiches, das gleich nach dem Tode Chlotars in volle Evidenz trat, indem nun ein anderer König, welcher die Autorität über die drei Reiche in Anspruch nahm, auf den Thron gelangte. Wie sollte sich die der mächtigsten Provinz eingeräumte Selbständigkeit zu demselben verhalten; oder wie sollte die Einheit des Reiches aufrechterhalten werden, wenn diese Unabhängigkeit bestand? Sollten sich die übrigen Provinzen einem von Austrasiern geleiteten Palatium unterwerfen oder sollte Austrasien einem von den anderen Provinzen umgestalteten Palatium sich fügen?

Nach dem Tode Chlotars II. im Jahre 629 wurde dessen Sohn Dagobert durch die Hülfe seiner Austrasier zum Alleinbesitz des Thrones befördert. Ein austrasisches Gefolge begleitete ihn nach den neustrisch-burgundischen Grenzen, wie denn nach den beiden anderen Provinzen die Aufforderung ergangen war, denselben als den ältesten Sohn in seinem Rechte anzuerkennen. Bei den Burgundern hatte das keine Schwierigkeit. Auf dem Wege von Rheims nach Soissons begegneten die geistlichen und weltlichen Großen dem König und brachten ihm ihre Unterwerfung dar.

In Neustrien fand insofern eine Gegenwirkung statt, als ein Teil der Großen den jüngeren Sohn Chlotars, Charibert, vorgezogen hatte, aber das herkömmliche Vorrecht des ältesten Sohnes behielt doch die Oberhand. Der größere Teil schloß sich an Dagobert an, und dieser wurde vermocht, dem jüngeren Bruder einen Teil des Reiches, die fränkischen Gebiete jenseit der Loire, zu überlassen.

Dagobert nahm auch Neustrien und die Schätze seines Vaters in Besitz, er wurde wieder als Monarch der Franken bezeichnet. Wenn nun aber die Austrasier auch unter diesen Umständen ihre Unabhängigkeit zu behaupten gemeint hatten, so sahen sie sich getäuscht. Der Majordomus Pippin geriet sehr bald zwischen dem Einfluß des allgemeinen Königs und den Ansprüchen seiner austrasischen Stammesverwandten in großes Gedränge. Der gleichzeitige Chronist rühmt die Klugheit und Vorsicht, mit welcher er sich in diesem Konflikt bewegt habe; bald aber kam es doch zu einem Ausbruch desselben, der die widerwärtigsten Folgen für das Gesamtreich hatte. Es ist ein

Moment, der für die Weltstellung des Frankenreiches überhaupt entscheidend geworden ist.

Unter Dagobert nahm das Frankenreich eine sehr angesehene Stellung unter den Mächten der Welt ein. Es war nicht ohne Fühlung mit dem Kaiser Heraklius und den westgotischen Königen, seine Herrschaft breitete sich weit unter den germanischen Stämmen aus. Da trat, eigentlich unerwartet, ein politisches Ereignis ein, bei welchem sich seine Macht erst erproben sollte.

Die Avaren, welche die Balkanhalbinsel größtenteils inne hatten und die Nachbarvölker beherrschten, so daß sie sowohl dem griechischen als dem fränkischen Reiche beschwerlich fielen, verloren durch den Untergang der Sassaniden den besten Rückhalt, den sie bisher genossen hatten. Sie entzweiten sich untereinander, und auch die slavischen Völkerschaften, die ihnen unterworfen waren, setzten sich den gewaltsamen Mißhandlungen, die man ihnen anthat, entgegen. Unter ihnen stand ein reicher Handelsherr auf, wie denn Handelsunternehmungen auch in dieser Zeit nicht ohne bewaffnetes Geleite ausgeführt werden konnten, ein Franke von Herkunft, des Namens Samo, der sich in den Kämpfen gegen die Avaren an ihre Spitze stellte und an den Vorteilen, die sie erfochten, so großen Anteil hatte, daß sie ihn zu ihrem obersten Anführer, Knjäs oder König erhoben. An und für sich war das keineswegs gegen das Interesse des fränkischen Reiches und Namens; allein Samo, obwohl ein Franke, nahm doch eine Unabhängigkeit von dem fränkischen Reiche in Anspruch, die dieses nicht dulden konnte. Fränkische Kaufleute, welche den alten Handelsweg wieder aufsuchten, wurden durch Wenden, die nach ihren Reichtümern gelüstete, erschlagen, worauf dann Dagobert nicht säumte, das Oberhaupt derselben, eben Samo, hierüber zur Rede stellen zu lassen. Samo antwortete, auch andere Beleidigungen von beiden Seiten seien vorgefallen. Er schlug dem Gesandten vor, über diese Irrungen ein Placitum, d. h. einen gemeinschaftlichen Gerichtstag entscheiden zu lassen. Der Gesandte wollte davon nichts hören; er behauptete, daß Dagobert ja eigentlich ihr Herr und Herr des Landes sei. Wenn man die Worte, welche hiebei gewechselt worden sind, erwägt, so machten die Franken den Anspruch, daß Dagobert von Samo und seinen Völkern Gehorsam fordern könne. Samo leugnete nicht, daß das Land, das er inne habe, dem König gehöre, sowie auch das Volk das seine sei, wofür er aber auch selbst Freundschaft beweisen müsse. Das aber wollte der Gesandte nicht anerkennen. Schon der alte Autor, dem wir folgen, behauptet, der Gesandte habe dabei seine Instruktion überschritten. Er hob unbesonnener Weise den Unterschied zwischen den Herren, die Christen, und den Unterthanen, die Heiden seien, hervor; zwischen denen könne keine Freundschaft bestehen. Samo erwiderte: wenn die Franken die Knechte Gottes und sie nur die Hunde Gottes seien, — Worte, die der Gesandte gebraucht haben wird —, so sei es ihnen erlaubt, die Knechte, die sich gegen sie vergehen, mit Bissen zu zerreißen. So die Erzählung, aus der man wenigstens sieht, daß das Interesse sicheren Handelsverkehrs, der Re-

ligion und der politischen Zugehörigkeit zwischen Franken und Slaven eine Entzweiung hervorrief, aus der sich ein offener Krieg entspann. Als die historische Handlung Samos muß man ansehen, daß er, obwohl ein geborener Franke, doch die Sache des Volkes, das ihn zu seinem Oberhaupt erkoren hatte, zu der seinen machte. Er unternahm es, sein Volk wie gegen die Avaren, so auch gegen die Germanen zu verteidigen.

Die Slaven hatten damals ausgedehnte Sitze in Böhmen und Kärnthen inne. Dagobert richtete einen großen Kriegszug gegen sie, an welchem Alemannen und Langobarden beteiligt waren. Die beiden ersten Heerhaufen erfochten Vorteile über die Feinde, nicht so der dritte. Man weiß nicht genau, wo die Wogastisburg lag, ob bei Grätz oder im Egerthale; das letztere gilt für wahrscheinlicher. Mit Bestimmtheit wird überliefert, daß die Wenden ihre Burg mit Tapferkeit verteidigten. Die Franken erlitten eine Niederlage. Fredegar versichert, das sei nur durch den schlechten Willen der Austrasier geschehen, welche über die unter der Regierung Dagoberts in ihrem Gebiete ausgeübten Gewaltsamkeiten mißvergnügt gewesen seien.

Ein so entschiedener Mißerfolg gegen eine in ihrer Ausbreitung begriffene Nationalität, veranlaßt durch Entzweiungen im fränkischen Heere selbst, konnte nicht anders, als die schwersten Nachwirkungen nach beiden Seiten haben. Es ist der Zeitpunkt, in welchem sich die Wenden über die Grenzen des fränkischen Reiches an der oberen Elbe hauptsächlich nach Thüringen ergossen und das Land besetzten. Auch die Sorben finden wir unter ihnen namentlich aufgeführt.

Um ihnen zu widerstehen, mußte Dagobert den Sachsen einen alten Tribut erlassen und in Thüringen einen Herzog einsetzen, den Austrasiern aber einen eigenen Majordomus unter seinem jüngeren Sohne Sigibert bewilligen. Zu diesem Amt ernannte er den Ansegisel (Adalgisel), den Sohn Arnulfs. Dieser war der Schwiegersohn des älteren Pippin, welcher noch lebte und noch immer einen maßgebenden Einfluß ausübte, besonders infolge seiner Verbindung mit Bischof Kunibert von Köln. Abgesehen von den persönlichen Motiven leuchtet doch so viel ein, daß den Austrasiern das Maß von Selbständigkeit, das sie früher besaßen, zurückgegeben wurde und zwar unter der Leitung der wieder vereinigten Familien Arnulfs und Pippins.

Eine feste Ordnung der Dinge war das aber nicht. Bei dem Tode Pippins erhob sich ein Hader, der alles verwirrte. Grimoald, der Sohn Pippins, meinte, die Stellung seines Vaters zu behaupten. Er fand aber einen Gegner im Palast selbst. Der Sohn des Mannes, von welchem die Erziehung des jungen Königs geleitet wurde, Otto, machte nicht ohne Erfolg Anspruch auf das Majordomat. Denn auch Pippin hatte Widersacher genug; Kunibert allein vermochte die andere Partei nach dem Tode desselben nicht zurückzudrängen. Die hierdurch veranlaßte Entzweiung kam abermals bei einem Kriegszug zum Ausdruck.

Auch Dagobert I. war gestorben, und dieser Todesfall bewog den Herzog von Thüringen, Radulf, der sich immer widerstrebend gezeigt hatte, zu völliger Unbotmäßigkeit, die sich gegen den König und den Palast in Austrasien, von denen er doch zunächst abhing, richtete. Und da er mit dem damals in Bayern herrschenden agilolfingischen Geschlechte verbunden war, so mußte ein Kriegszug gegen beide unternommen werden. Ohne Mühe wurde der Agilolfinger Farus, Chrodoalds Sohn, geschlagen, aber Radulf leistete in seiner Burg an der Unstrut den kräftigsten Widerstand. Was ihm dabei besonders zu Hülfe kam, war die Entzweiung unter den Austrasiern selbst.

Von einem Teile versichert, daß man es nicht ernstlich gegen ihn meine, drang er um so stärker gegen den anderen vor und richtete unter demselben ein Blutbad an, bei dessen Anblick der junge Sigibert in Thränen ausbrach. Er selbst aber würde wahrscheinlich erlegen sein, hätten sich nicht Grimoald und Adalgisel seiner angenommen. Da auch Radulf sich zur Anerkennung des Königs bequemte, zog das ohnehin geschlagene Heer sich zurück. Es wird besonders den mainzischen Heerhaufen Schuld gegeben, daß die Sache so schlecht abgelaufen war.

Gerade in dieser allgemeinen Verwirrung, an der auch der Schwabenherzog teil genommen haben soll, wußte Grimoald durch diesen sich seines Mitbewerbers zu entledigen und das Majordomat in Besitz zu nehmen. Damit aber war sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt. Als auch Sigibert starb, meinte er neue Einwirkungen von Neustrien her fürchten zu müssen, wo Chlodwig II. den Thron bestiegen hatte. Er hat den Versuch gemacht, seinen eigenen Sohn an dessen Stelle zu setzen. Sigibert hatte bereits einen Abkömmling; Grimoald verstand es, denselben zu entfernen und seinen eigenen Sohn, dem er den merowingischen Namen Childebert gab, als König einzusetzen und ihm eine gewisse Anerkennung zu verschaffen.

Austrasien würde dadurch vollkommen unabhängig geworden und in Gegensatz gegen Neustrien getreten sein. Aber soweit waren doch die Franken dem merowingischen Hause nicht entfremdet, daß sie sich das hätten gefallen lassen. Von dem Königtum auf einer anderen Grundlage als dem Erbrecht hatte man keinen Begriff. Sie bemächtigten sich Grimoalds und schleppten ihn samt seinem Sohne nach Paris vor den König, der beide verurteilen ließ.

Jahr und Tag dieser Ereignisse lassen sich nicht genau ermitteln; man hat sogar eine Notiz gefunden, nach der es scheinen könnte, als hätte Grimoald einige Jahre selbständig regiert. Ich will hierüber nicht entscheiden; unleugbar ist doch die Thatsache, daß Grimoald es unternommen hat, sich des Thrones selbständig zu bemeistern, dadurch aber mit den Franken zerfallen ist und den Tod gefunden hat. Sein ganzes Geschlecht wurde so zurückgedrängt und zugleich trat die alte, von den genealogischen Ansprüchen unabhängige Frage, welche das Verhältnis zwischen den drei fränkischen Reichen, namentlich zwischen Neustrien und Austrasien, betraf, in ein neues Stadium. Neustrien bekam aufs neue das Übergewicht. Die Autorität des

Reiches konzentrierte sich nochmals in dem königlichen Palatium zu Paris, wo nun Chlodwig II. die Stellung eines Monarchen der drei Reiche einnahm.

Nach dessen Tode schritt man aber doch wieder den alten Gewohnheiten des merowingischen Hauses gemäß zu einer Teilung. Neustrien nahm der älteste Sohn des Verstorbenen, Chlotar III., in Besitz; er vereinigte damit Burgund. In Austrasien wurde abermals ein unabhängiger Fürst, ein zweiter Sprosse des merowingischen Hauses, Childerich II., eingesetzt; jedoch auch Chlotar hatte keinen männlichen Erben. Als er im Jahre 673 gestorben war, trat eine Spaltung über seine Nachfolge ein, die dann für das Land wie das Haus unheilvolle Wirkungen herbeiführte. Niemals standen sich die Momente des inneren Lebens des fränkischen Reiches beständiger und greifbarer gegenüber. Das Amt des Majordomus war an Ebroin übergegangen, der es aber im Gegensatz mit den Ansprüchen der neustrisch-burgundischen Aristokratie verwaltete.

Während nun seine Gegner ihre Augen auf den austrasischen König Childerich wendeten, zog Ebroin den anderen Bruder Chlotars, Theoderich, hervor und proklamierte ihn als König. Er verletzte aber alle aristokratischen Rechte und Ansprüche dadurch, daß er diese Erhebung vornahm, ohne die gewohnte Versammlung der Großen, in welcher die Könige anerkannt zu werden pflegten, zu berufen. Ebroin ist für die Gesamtgeschichte des Frankenreiches dadurch bedeutend, daß er die höchste Gewalt in Neustrien nochmals zu erneuern und sie zugleich über die beiden anderen Reiche auszudehnen suchte. Sein Majordomat war jedoch nicht wie das der Pippiniden im Gegensatz gegen das Königtum errungen worden; er schloß sich an das Königtum, von dem sich seine Macht herschrieb, ohne Rückhalt an; es gewann den Anschein, als ob die beiden Gewalten enge vereinigt die Einheit des gesamten Frankenreiches in kompakter Macht darstellen würden. Notwendig aber fand er Widerstand, besonders waren die Burgunder mißvergnügt. Diese meinten, er wolle sich der Autorität des Königs nur bedienen, um in dessen Namen den schwersten Druck über sie zu verhängen; sie fürchteten, alle Selbständigkeit zu verlieren. Es war nicht so sehr auf eine Empörung gegen Theoderich abgesehen, wenn sie nun den Bruder desselben aus Austrasien herbeiriefen, als gegen den Majordomus, der im Namen Theoderichs regierte. Infolge des allgemeinen Hasses, den Ebroin sich zugezogen hatte, war die Sache auf das leichteste entschieden. Er sah sich plötzlich von jedermann verlassen; es schien noch ein Akt der Gnade zu sein, wenn er nach dem Kloster Luxovium verwiesen wurde. Auch auf Theoderich war der Haß zurückgefallen, welchen sein Majordomus erweckte. Mit Einem Schlage trat Childerich von Austrasien auch in den beiden anderen Reichen als König auf, doch hielten diese die Zeit für gekommen, um der Wiederaufrichtung der Gewalt, wie sie Ebroin versucht hatte, vorzubeugen. Es liegt eine Art von Wahlkapitulation darin, wenn ihnen Childerich zusagte, auch in den beiden anderen Reichen keine Einmischung eines Fremden zu gestatten, und die Regierung derselben, wobei

ohne Zweifel auch die Stellung eines Majordomus verstanden wurde, nur in die Hände von Eingeborenen zu legen. Man kann darin eine weitere Ausbildung der im Jahre 614 festgesetzten Bestimmungen über die Organisation des Reiches sehen, welche trotz aller entgegengesetzten Versuche noch immer als gesetzlich maßgebend betrachtet werden konnten. Die Mitglieder der Aristokratie nahmen eine gleiche Berechtigung zu den obersten Verwaltungsstellen in Anspruch. Einen Machthaber, wie Ebroin, der sie alle niederhielt, wollten sie nicht wieder aufkommen lassen.

Childerich war von seinem austrasischen Majordomus, Wulfoald, begleitet, aber eben darauf kam es an, dessen Macht auf Austrasien zu beschränken, Neustrien und besonders Burgund der Regierung der einheimischen Großen zu überlassen. Insofern nun auch Wulfoald durch die austrasischen Großen eingeschränkt wurde, trat eine Art von ständischem Regiment in Aussicht. Der König erschien an der Spitze der drei Provinzialreiche doch wieder sehr beschränkt. Unter denen, die neben dem König sich eines vorwaltenden Ansehens erfreuten, war keiner einflußreicher, als der Bischof von Autun, Leodegar, welcher sich diesem, wenn wir ihn richtig verstehen, ständisch und provinziell eingeengten Königtum zuneigte. In ihm spiegelte sich die Macht der hohen Geistlichkeit ungefähr in dem Sinne des Gregor von Tours. Er war von vornehmer Herkunft, von seinen Eltern in früher Jugend dem Palast zugeführt, — wo alle zusammenkamen, welche auf hohe Ämter Anspruch machen konnten, — und dann einem benachbarten Bischof übergeben, der ihn in der Weise der Zeit zu seinem Nachfolger erziehen sollte. Hier nicht allein in den geistlichen Disciplinen, sondern auch in der Rechtswissenschaft unterrichtet, entwickelte er alle die Eigenschaften, die seinem Beruf entsprachen. Er war ein schöner, junger Mann von sittlicher Strenge und angeborener Liebenswürdigkeit. Wieder an den Hof gekommen, gelangte er zu einer großen Autorität; er erhielt die Würde eines Bischofs zunächst ohne Diöcese, um an dem Hof einen angemessenen Rang bekleiden zu können. Bei der im Bistum von Autun eintretenden Vakanz wurde ihm dasselbe übertragen. Von seinen Brüdern und Verwandten unterstützt, erwarb er besonderes Ansehen in Burgund; unter den Gegnern Ebroins war er einer der wirksamsten und nach dessen Entfernung finden wir ihn in der Nähe des neuen Königs, wo er allmählich zu einer beherrschenden Autorität gelangte. Einer seiner Biographen versichert, Leodegar sei zur Würde eines Majordomus erhoben worden, was doch nur mit Bezug auf Burgund verstanden werden könnte; denn eben für ihn bildete die gegenseitige Unabhängigkeit der verschiedenen Reiche den vornehmsten Gesichtspunkt der Politik. Nicht auf immer aber wollte der König Childerich dem Zwang unterliegen, dem er bei seiner Thronbesteigung unterworfen worden war. Nach einiger Zeit hatte sich Leodegar zu beklagen, daß die erwähnte Kapitulation doch nicht streng gehalten werde; überdies aber nahm er auf seinem kirchlichen Standpunkt an der Ehe Childerichs, dessen Gemahlin die Tochter eines seiner Oheime war, Anstoß.

Eine Verbindung, die er mit dem Patricius Viktor von Marseille schloß, wurde ihm sogar als eine Art von Verräterei angerechnet. Einst bei der Feier des Osterfestes, die in Autun statthaben sollte, kam es zum vollen Ausbruch des Haders. Der geistliche Aristokrat meinte, am Leben bedroht zu sein; er versuchte zu entfliehen, wurde aber eingeholt und dann auch seinerseits nach Luxovium geschickt, wo nun die beiden Gegner Ebroin und Leodegar zusammentrafen, — nicht jedoch als Feinde. Es fügte sich wohl, daß sie miteinander in Verkehr traten und im Gegensatz gegen den regierenden Fürsten ein gewisses Verständnis miteinander schlossen. Da ereignete es sich, daß Childerich, der vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckte und auch Männer von hoher Herkunft körperlichen Züchtigungen preisgab, sich unter seiner Umgebung heftige Feindseligkeiten zuzog. Es kam soweit, daß er einst bei der Jagd überfallen und getötet wurde. Nicht allein er selbst, auch seine Gemahlin, die eben guter Hoffnung war, erlag diesem Schicksal. Ob Leodegar auf eine oder die andere Weise an dieser Katastrophe Anteil gehabt hat, läßt sich nicht ausmachen. Er ist darüber von einer späteren Synode verurteilt worden; und die Worte, in denen er seine Mitwissenschaft leugnet, lauten doch zweifelhaft. Gewiß gehörten die Mörder des Königs nicht zu seinen Gegnern. Das Ereignis selbst aber war das schwerste, welches das merowingische Haus und das Königtum selbst betreffen konnte: denn der König war doch kraftvoll und mächtig; er hatte keinen Nachkommen, der ihn hätte ersetzen können. Nach seinem Tode traten auf der Stelle die unseligsten Folgen ein. Eine Anzahl widerspenstiger Edelleute, die verjagt waren, entweder unter Ebroin oder unter der folgenden Verwaltung, kamen jetzt zurück, setzten sich eigenmächtig in den Besitz, aus dem sie vertrieben waren, und suchten ihre Gegner mit wilder Grausamkeit heim. Die Anarchie wuchs in einer Weise an, daß man die Vorboten des jüngsten Gerichts herannahen zu sehen glaubte. Die Erscheinung eines Kometen wurde als eine Vorbedeutung für den Ruin der bestehenden Ordnung der Dinge betrachtet. Unverzüglich wurden die beiden Exilierten in ihrem Kloster in diese Verwirrung hineingezogen. Ihre Anhänger, obwohl untereinander keineswegs einverstanden, erschienen doch mit gesammelter Macht, um sie aus ihrem Gefängnis abzuholen. Sie sind dann miteinander zuerst nach Autun gekommen und auf das feierlichste empfangen worden. Das Volk war erfreut, seinen alten Oberhirten wieder mit Augen zu sehen, allein in diesem Moment regte sich wieder die alte Entzweiung zwischen ihnen. Ebroin, der ebenfalls den Mönchshabit genommen hatte, warf denselben von sich und stellte sich an die Spitze seiner alten Faktion.

Indessen war nun von den anderen fränkischen Großen Theoderich, dem die abgeschnittenen Haare wieder gewachsen waren, aufs neue zum König erhoben worden. Man hatte ihm zugleich einen Majordomus, des Namens Leudesius, gegeben. Sie hielten Hof zu Noyon. Aber es läßt sich verstehen, wenn jetzt auch die Austrasier gegen ihn auftraten, da er doch nur zum Ersatz

ihres alten Fürsten gewaltsam auf den Thron gelangt war. Auch bei den Austrasiern fand Ebroin Unterstützung. Den vereinten Faktionen konnte der neuernannte Majordomus, der zur mittleren Partei gehört zu haben scheint, nicht widerstehen. Er wurde von Ebroin gestürzt, der nach einigem Zögern Theoderich anerkannte, aber nun die höchste Gewalt wieder vollständig in die Hand bekam. Er setzte die Kombination ins Werk, wegen deren er verjagt worden war. Und keinen Augenblick konnte er sich mit Leodegar vertragen. Der Bischof sah sich von der Faktion Ebroins in Autun belagert; er hatte aber die Selbstentsagung, daß er das Volk der Stadt nicht um seinetwillen zu Grunde richten lassen wollte. So geriet er in die Hände der Feinde, welche die, doch wohl von Byzanz herübergekommene Grausamkeit hatten, ihm die Augen auszustechen und ihn einem Kloster zu übergeben.

Ebroin übte dann ein Regiment des Schreckens aus. Er gab vor, die Ermordung des Königs Childerich rächen zu wollen. Die Männer, die seine Gegner waren, wurden getötet oder ihrer Habe beraubt. Er schonte auch die Nonnenklöster nicht, deren Vorsteherinnen vornehme Frauen waren, und den Geschlechtern angehörten, die er haßte und verfolgte. Dies Regiment suchte er auch über Austrasien auszubreiten; hier aber fand er Widerstand, nicht so sehr an Wulfoald, der sich dorthin zurückgezogen, und jenen Merowinger, der einst von Grimoald nach Irland verbannt worden war, als König aufgestellt hatte, als an dem Hause des Grimoald selbst, den Arnulfingern.

Die beiden Führer, die sich gegen Ebroin erhoben, Martin und Pippin, waren beide Enkel Arnulfs. Ebroin aber war ihnen zu stark, er besiegte sie in einer blutigen Schlacht, aus welcher Pippin glücklich in die Heimat entrann. Martin, der sich nach Laon geflüchtet hatte, wurde von Ebroin eingeladen, sich zum König Theoderich zu begeben; Ebroin versicherte ihn eidlich seines Lebens. Der Eid wurde auf leere Reliquienkästchen geleistet, so daß Ebroin sich durch denselben nicht für gebunden erachtete. Er ließ Martin umbringen. Ebroin war einer der vornehmsten Männer der Welt, wie die Vita Leodegarii sagt, berühmt in drei Weltteilen. Für die Anschauung der Verhältnisse der Zeit ist er noch auf eine andere Weise merkwürdig.

Man dürfte nicht annehmen, daß aus der Würde eines Majordomus die Entzweiung mit dem Königtum entsprungen sei; man sieht vielmehr, daß sich Ebroin in seiner ministeriellen Qualität unbedingt an den König anschloß, ohne den er nichts vermocht hätte und durch den er so stark würde, sich seiner Feinde zu entledigen. Der obwaltende Gegensatz beruhte vielmehr auf der Unabhängigkeit der Teilreiche gegen die mit der königlichen vereinigte Gewalt des Majordomus. An den Gegensatz der Burgunder gegen den Palast knüpfte die Autorität des Leodegarius an; der Gegensatz von Austrasien erscheint in Martin und Pippin. Ebroin besiegte den einen und die anderen und nahm nun eine glänzende Stellung ein. Aber die Faktionen waren zu sehr aufgeregt, um ihn zu dulden. Wie kurz vorher König Childerich im Besitze

seiner Macht, so wurde jetzt auch Ebroin ermordet. Sein Mörder Ermenfrid soll von ihm bedroht gewesen sein, seiner Habe beraubt zu werden und sich mit seinen Freunden gegen ihn verbunden haben. Er erschlug ihn bei Nacht.

Wir wollen weder Leodegar der Ermordung Childerichs, noch Pippin der Mitschuld an der Ermordung Ebroins anklagen, aber in der That waren doch die Faktionen so stark, daß sich in ihrem Gegensatz weder ein König, der eine wirkliche Macht ausüben wollte, noch ein Hausmeier, der eine solche besaß, behaupten konnte. Diese Thatsache allein ist für den Zustand des merowingischen Reiches entscheidend geworden. Nach Childerich ist kein thatkräftiger König mehr erstanden, nach Ebroin kein allwaltender Majordomus in Neustrien. Die Gesamtkraft des Reiches sammelte sich um die Nachkommen der Arnulfinger in Austrasien.

Erhebung Austrasiens zur Herrschaft durch Pippin den Mittleren und Karl Martell.

Betrachtet man das Reich als eine Gesamtheit, so geriet es schon dadurch in eine sehr zweifelhafte Lage, daß in Austrasien ein unabhängiger Fürst bestand, dessen ruhige Unterordnung nur dadurch behauptet wurde, daß er sich bequemte, Geiseln an den Hof zu senden, die seine friedliche Haltung verbürgten. Dazu aber kam ein faktioses Treiben am Hofe von Neustrien, welches kein festes Majordomat aufkommen ließ. Der Nachfolger Ebroins, Waratto, der hauptsächlich durch die Wahl der Großen dem König Theoderich zur Seite gesetzt wurde, war doch nicht fähig, zu einer festen Stellung zu gelangen. Er fand einen Gegner in seinem Sohne Gislemar, der ihn bei Seite drängte, was sich wohl nur daher erklären läßt, daß die selbständige Haltung Pippins das Mißvergnügen der neustrischen Großen erweckte, welche lieber dem Sohne anhingen, der Pippin angriff, als dem Vater, der ihn duldete. Zwischen Gislemar und den Austrasiern ist es bei Namur zu einem Zusammentreffen gekommen, in welchem viele austrasische Edelleute, wie die Erzählung lautet, infolge eines falschen Eides Gislemars umkamen. Man sah ein Gottesgericht darin, daß Gislemar selbst bald darauf mit Tode abging. Es bezeichnet die faktiose Bewegung, daß Waratto hierauf das Majordomat wieder übernahm. Bei seinem Tode brach der alte Hader aufs neue hervor. Durch die Einwirkung seiner Witwe wurde sein Schwiegersohn Berthar Majordomus, der es jedoch versäumte, die fränkischen Großen zu Rate zu ziehen, so daß sich eine Empörung gegen ihn erhob, in welcher er zwar die Oberhand behielt, die aber zur Folge hatte, daß sich seine Gegner an Pippin von Austrasien wandten. Denn in dem Fürsten und Herzog von Austrasien stellte sich die einzige feste Gewalt dar, die es im Reiche noch gab. Wir sind über diese Vorgänge im einzelnen nur sehr einsilbig und summarisch unterrichtet. Der erste Blick zeigt, daß sich eine Veränderung von Grund aus dadurch anbahnte, daß Pippin auf diese Anmutungen einging. Er be-

hauptete nicht allein die Unabhängigkeit von Austrasien, sondern erneuerte den Einfluß der Austrasier auf die Neustrier. Schon ein paarmal war es versucht worden, jetzt wurde es ausgeführt. Die von Pippin gestellten Geiseln übernahmen selbst die Vermittelung zwischen den empörten Magnaten und Pippin. Sie forderten ihn auf, ihnen gegen Berthar und dessen Anhänger zu Hülfe zu kommen. Und hierauf ist Pippin eingegangen.

Es folgte, daß sich ganz Neustrien mit Unruhen und Feindseligkeiten erfüllte, durch welche dann ein Kriegszug Pippins nach Neustrien herbeigeführt wurde.

Es war nicht, wie man aus der Erzählung der Metzer Annalen schließen könnte, das Klagegeschrei der von Ebroin einst Vertriebenen und die Sorge für die Kirche, wodurch Pippin zu den Waffen getrieben wurde, sondern die Absicht, dem neustrischen Majordomat, das sich ihm noch immer feindselig zeigte, entgegenzutreten. Zwischen Berthar, der den König Theoderich beherrschte und mit sich führte, und Pippin, der nicht gegen den König selbst, sondern nur gegen den Majordomus anging, kam es nun im Jahre 687 zu offenem Kriege und einer großen Feldschlacht bei Tertry (Testri). Schwerlich konnten dabei Reden gehalten, Vermittelungsversuche gemacht werden, wie sie die Annalen von Metz mitteilen. Allem Anschein nach wurde Pippin dadurch Meister des Schlachtfeldes, daß ein großer Teil der neustrischen Franken auf seiner Seite stand. Nicht mit allen Franken hatte er zu kämpfen, sondern nur mit einem Teile derselben. Er behielt also den Platz und nahm, wie eine zuverlässige Nachricht sagt, das Gebiet, in welchem die Schlacht vorfiel, Vermandois, in Besitz. Doch wurde Pippin dadurch nicht sogleich des Reiches Meister.

Berthar hat sich noch eine Zeit lang behauptet. Und wenn man nun fragt, wodurch denn die Umgestaltung aller Herrschaftsverhältnisse, die dann erfolgte, veranlaßt ist, so vernehmen wir da wieder von einem unseligen Ereignis. Die Witwe Warattos, Ansflede, wird beschuldigt, ihren Schwiegersohn, den sie erhoben hatte, später doch von sich gestoßen und sogar seinen Tod veranlaßt zu haben. Man kann nicht anders urteilen, als daß sie dem mächtigen Pippin Widerstand zu leisten verzweifelte und deshalb mit ihm in Verbindung trat. Sie wandte sich zu der Faktion zurück, der einst Waratto angehört hatte. Ihr Einverständnis mit Pippin tritt in der Thatsache hervor, daß sie ihre Tochter mit dem älteren Sohne desselben vermählte. Auf diese Weise ist der austrasische Fürst, dessen Macht sich von keiner Konzession der Krone herschrieb, sondern auf dem alten Ansehen seines Hauses beruhte, zur obersten Autorität im Reiche emporgestiegen. Der König Theoderich selbst samt seinen Schätzen geriet in seine Hände. Daß nun Pippin selbst Majordomus geworden sei, erhellt doch nicht mit voller Bestimmtheit. Die Überlieferung ist, er habe einen seiner Großen, Norbert, als seinen Stellvertreter in Neustrien zurückgelassen und sich selbst nach Austrasien begeben,

wo er in der Nachbarschaft mächtige und zahlreiche Feinde, vor allem die Friesen, zu bekämpfen hatte.

Ob es wahr ist, daß er alle Kräfte des Gesamtreiches zu diesem Kriege gegen die Friesen vereinigt habe, muß man dahingestellt sein lassen. Wahrscheinlich ist es doch nicht, daß Neustrier und Burgunder, welche andere Feinde, Britonen und Waskonen, in der Nähe zu bekämpfen hatten, ihm gegen die Germanen zu Hülfe gekommen sein sollen, was sie früher immer vermieden hatten. Die Erzählung, daß Pippin den gesamten Heerbann einmal alle Jahr im Märzfelde versammelt und im Beisein der Könige, aber ohne ihre Mitwirkung, alle öffentlichen Geschäfte geordnet habe, ist schwerlich historisch begründet. Gewiß ist, daß Pippin, dessen Gemahlin dem Hause der Agilolfinger entstammte, in allen Irrungen im inneren Germanien wie in Ostfranken und Thüringen, so auch in Alemannien, als großer Dynast eingriff. Nicht eigentlich selbst der höchste Beamte des fränkischen Königs in Neustrien, ließ er nach Norberts Tode seinen jüngeren Sohn Grimoald eintreten, der als milde, brav und gut geschildert wird.

Durch diesen beherrschte er Neustrien, durch den älteren, Drogo, den er zum Herzog von Champagne erhob, Burgund. Die Oberhoheit von Austrasien über die beiden anderen Reichsteile ist unzweifelhaft, eine unmittelbare Herrschaft war sie nicht. Die durch die Siege in Germanien verdoppelte Autorität Pippins hielt aber auch im Westen die allgemeine Ruhe aufrecht.

Die Kriegszüge Pippins nach dem Osten hin kamen dem ganzen Reiche zu gute. So erwarb der Herzog und Fürst von Austrasien eine jener großen faktischen Gewalten, gegen welche nichts unternommen wird, weil sie in voller Kraft von einem energischen Oberhaupt ausgeübt werden. Eine sichere Gewähr für die Zukunft aber liegt darin nicht. Neustrien und Burgund enthielten immer noch widerstrebende Elemente, zumal da sie unter der Voraussetzung innerer Selbständigkeit organisiert waren. Eine Verfassung, wie die damalige, durch welche eine dominierende Macht in Austrasien durch einen gleichsam einzelnen Fürsten, in den beiden anderen Reichen durch die Söhne desselben, die das Majordomat besaßen, ausgeübt worden wäre, war doch zu unregelmäßig und von persönlichen Verhältnissen abhängig, als daß sie auf Annahme oder gar Bestand hätte rechnen können. Pippin hat noch erleben müssen, daß sein jüngerer Sohn Grimoald, welcher gekommen war ihn zu besuchen, durch einen Friesen in der Lambertuskirche zu Lüttich, umgebracht wurde. Er verfügte, daß dessen noch sehr junger Sohn Theodobald demselben in dem neustrischen Majordomat nachfolgen sollte, eine Anordnung, die doch dem Begriff des Majordomats nicht eigentlich entsprach. Denn wie hätte der Vertreter der faktischen Autorität des Königs ein Kind sein dürfen. Nun aber ging Pippin selbst im Dezember 714 mit Tode ab, wodurch denn Theodobald in Neustrien seine beste Stütze verlor und die ganze von Pippin begründete Kombination an und für sich zweifelhaft wurde.

Es ist zwar kein Zweifel, daß seine Witwe Plektrude wie ihre übrigen

Enkel, so auch Theodobald in Schutz zu nehmen und dadurch aufrecht zu erhalten gedachte. Das war nun aber nicht möglich. Nachdem der Fürst, dessen Persönlichkeit die drei Reiche zusammenhielt, gestorben war, wichen diese selbst auseinander. Die Verbindung eines neustrischen Marjordomats mit einem selbständigen austrasischen Fürstentum erwies sich unhaltbar. In den neustrischen Franken, welche doch die Ahnherren der späteren Franzosen sind, lebte ein viel zu starkes eingebornes Selbstgefühl, als daß sie sich der Fortsetzung des Majordomats unter veränderten Umständen hätten fügen sollen.

Das militärische Gefolge von Pippins und Grimoalds Zeiten her mag ihren Unmut eher erregt, als zurückgedrängt haben. Es kam zum Kampf zwischen den Neustriern und den austrasischen Leudes, in welchem die letzteren unterlagen und Theodobald sich nur durch die Flucht retten konnte.

Inmitten dieser Kämpfe oder gleich nach denselben haben dann die Neustrier einen einheimischen Großen, namens Raganfred, zu ihrem Majordomus erhoben. Viel Aufsehen machte es doch, als nach so langer Zeit Franken mit Franken im cotischen Walde handgemein wurden.

Unter der Führung Raganfreds drangen die Neustrier nach dem Kohlenwalde vor und überfluteten die Gebiete bis zur Maas. Sie nahmen die von Pippin ihnen entrissenen Bezirke wieder ein, sowie auch die Friesen die von den Franken eroberten Landschaften ihrerseits wieder besetzten. Bei der Herstellung der alten Grenzen konnte es unmöglich sein Bewenden haben, zumal da der von Pippin selbst eingesetzte und anerkannte König Dagobert mit Tode abging. Unter Pippin würde ihm ohne Zweifel sein noch sehr junger Sohn zum Nachfolger gegeben worden sein, allein jetzt wurde dieser verschmäht. Noch lebte ein echter Merowinger in einem Kloster, der den Namen Daniel führte, denn nur zum Klosterbruder schien er bestimmt zu sein. Er war ein Sohn des letzten Monarchen, der eine gewisse Energie bewiesen und das ganze Reich beherrscht hatte, des Königs Childerich II. Diesen zogen sie aus seiner klösterlichen Verkommenheit hervor und erhoben ihn unter dem Namen Chilperich zu ihrem König. In dieser selbständigen Haltung waren sie nicht geneigt, die einst von Pippin aus Neustrien weggeführten königlichen Schätze in den Händen seiner Witwe zu lassen. Im Jahre 716 erhoben sie sich, um sie von der Witwe desselben, Plektrude, zurückzufordern. So geschah es, was ein Menschenalter hindurch vermieden war, daß die fränkischen Königreiche wieder miteinander in Krieg gerieten.

In dieser Zeit ist wenig daran gedacht worden, aber man kann sich nicht die Augen dagegen verschließen, daß dies nicht nur für das fränkische Reich, sondern für die Welt von Bedeutung war: denn eben damals war das westgotische Reich umgestürzt worden und die Araber drangen bereits über die Pyrenäen vor. In dieser Krisis erschien ein junger Mann in Austrasien, der das fränkische Reich und damit selbst den Occident aus dieser Gefahr erretten sollte. Es war ein jüngerer Sohn Pippins aus einer den eingeführten Gesetzen nicht eben entsprechenden Verbindung desselben, des Namens Karl, von den

Späteren genannt der Hammer, Martell. Er war von Plektrude, welche die Herrschaft allein zu behalten suchte, zurückgedrängt und zuletzt in einer Art von Gewahrsam gehalten worden. Eigenmächtig riß er sich jetzt aus demselben los, um die Macht seines Vaters in die Hand zu nehmen, ein kräftiger Mann in der Blüte der Jahre, der mit Freuden als der Erbe Pippins anerkannt wurde: denn eben eines Mannes, wie er war, bedurfte das Land. Die Getreuen des Hauses scharten sich um ihn; unverzüglich wandte er sich gegen die nächsten Feinde, die Friesen. Aber noch war er nicht stark genug, sie zu bestehen; in dem Kampfe selbst sind viele seiner vornehmsten Anhänger gefallen.

Er konnte nicht daran denken, sich den heranziehenden Neustriern in den Weg zu stellen. Ungehindert rückten diese über die Ardennen gegen den Rhein vorwärts: sie nötigten Plektrude, die Schätze ihres Gemahls mit ihnen zu teilen. Wohl meinten sie damit den vollen Sieg erfochten zu haben; auf dem Rückwege aber sind sie von Karl überfallen worden, der ihnen die schwersten Verluste beibrachte.

Über diesen Vorfall nun haben wir einen Bericht übrig, der zwar weit entfernt ist für historisch gelten zu können, der aber dennoch, da er in die Mitte der Ereignisse einführt, und selbst in der Form, in der ihn eine spätere Generation auffaßte, nicht unwürdig ist, wiederholt zu werden.

Der junge Karl, von ein paar hundert Gefährten umgeben, erblickt von einem Hügel her die von den Feinden bedeckte Ebene von Amblava. Diese geben sich unter ihren Zelten oder im Schatten der Bäume der Ruhe hin, doch zögert Karl noch, zum Angriff auf sie zu schreiten. Aber einem seiner Mannen, der ihn darum bittet, giebt er die Erlaubnis, einen Anlauf auf dieselben zu machen. Dieser wagt sich nun wirklich in die Mitte der Feinde. Er zieht sein Schwert; indem er sich eines feindlichen Schildes bemächtigt, unternimmt er, allein wie er ist, den Kampf, indem er den Namen des jungen Karl ausruft, der in kurzem selbst da sein werde. Alles gerät hierüber in Bewegung, er ist genötigt, immer kämpfend zurückzuweichen. Da nimmt Karl die Bedrängnis wahr, der sein kecker Kampfgenosse unterliegen zu müssen scheint. Er stürzt sich dann mit seinem gesamten Haufen auf die Feinde. Indem er den Gefährten befreit, bekommt er das Übergewicht über die ganze Schar, welche die Flucht ergreift. Was von derselben die nächste Kirche erreicht, wird geschont und dem König, der bereits den Vorsprung gewonnen hatte, nachgeschickt. Karl Martell bemächtigt sich nur der Rüstungen, die er vorfindet. Die Erzählung nimmt sich wie eine poetische Aventure aus, welche der Autor der Annalen in seine Schrift aufnimmt, ohne viel darauf zu geben, ob sie bei dem Vorrücken des Feindes vorgefallen war, oder erst bei dessen Rückzug, was doch die anderen Nachrichten außer Zweifel setzen.

Die Erzählung ist zugleich symbolisch: die geschickte Vorbereitung des Führers, die Verteidigung eines gefährdeten Kampfgenossen, welche den Anlaß zu einem Scharmützel giebt, die Schonung der in die Kirche Geflüchteten und

die Rücksicht auf den König, dem dieselben zugeschickt werden, den also Karl gleichsam anerkennt. Von der Erbeutung der weggeführten Schätze verlautet nichts.

Alles ist Vorbereitung zu einem entscheidenden Ereignisse, das dann eintrat, einer Schlacht, die bei Vinciacum unweit Cambray stattfand, über deren Datum wir sehr genau unterrichtet sind. Sie erfolgte am 21. März 717. Es ist dasselbe Jahr, in welchem die arabische Flotte Byzanz angriff. Auf dem Felde von Vincy wurde die Unabhängigkeit Austrasiens, auf der die Macht des späteren Frankreichs beruhte, entschieden.

Aus anderweiten Nachrichten sieht man, daß Karl nochmals den Frieden angeboten hat; über den Inhalt der Unterhandlungen berichtet jedoch nur die Tradition der Metzer Annalen. Sie verdienen dabei besondere Rücksicht, da sie den Punkt, auf den es für Politik und Historie ankam, deutlich hervorheben; ich meine die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des neustrischen Gebietes. Karl Martell, der das Blutvergießen vermeiden wollte, habe nur eben die Macht, die sein Vater besessen, für sich gefordert, womit doch die Anerkennung des Königs als solchen vereinbar gewesen sein würde; nur den Majordomus Raganfred hätte er nicht dulden können. Zwischen diesem und dem König aber bestand die engste Vereinigung. Sie antworteten: nicht von einer Machterweiterung Karl Martells könne die Rede sein, vielmehr müsse er auch die von ihm in Besitz genommenen Gebiete aufgeben.

Die Neustrier meinten im vollen Rechte zu sein, wenn sie den König und dessen Majordomus zur Herrschaft im gesamten Francien zu erheben gedachten. Sie sollen, der Tradition zufolge, einen Schlachttag gefordert haben, dessen Ausgang den Richterspruch Gottes kund thun werde. Die Tradition legt Wert darauf, daß der König selbst die Schlacht befohlen habe, sein Heer sei zwar weit zahlreicher, jedoch zum Kampfe weniger tüchtig gewesen als das austrasische; Karl Martell habe kriegsgeübte und erprobte Männer ins Feld geführt und für ihn habe Gott entschieden; Raganfred habe die Seinen verlassen, als sie eben von den Austrasiern niedergemetzelt wurden. Nach dieser Schlacht war die Selbständigkeit von Austrasien unzweifelhaft. Wenn es nun sehr wahrscheinlich ist, daß Karl Martell den König Chilperich anerkannt haben würde, so trat hiebei als die vornehmste Frage hervor, ob dieser an seinem Majordomus festhalten würde oder nicht. Man erkennt das bei einem Begegnis, welches bei dem Vorbeimarsche Karls bei Rheims eintrat.

Der Bischof der kirchlichen Metropole, Rigobert, der einst Karl aus der Taufe gehoben hatte, verweigerte doch zu ihm überzutreten, solange er nicht des Majordomus Raganfred mächtig geworden sei. Denn eigentlich in dessen Hand lag dem Wesen nach die höchste Gewalt, er riß den König mit sich fort. Sie wichen nach der Loire zurück, als Karl bis gegen Paris vordrang.

Durch die Schlacht von Vincy hatte sich Karl Martell die Herrschaft von Austrasien erkämpft. Als er von dem Feldzuge zurückkam, mußte Plektrude aufhören, sich als die Erbin ihres Gemahls zu betrachten. Der junge Mann

von zweifelhaftem Anspruch, den sie zurückzudrängen gesucht hatte, bekam allenthalben die Oberhand, auch in der Bevölkerung von Köln, wo sie sich aufhielt. Wurde er nun auch hierdurch in der That Meister in Austrasien, so war er doch noch keineswegs Herrscher des gesamten Frankenreiches. Wohl ernannte er selbst im Gegensatz zu Chilperich einen König aus dem Hause der Merowinger, wahrscheinlich den beiseite geschobenen Sohn Dagoberts, des Namens Chlotar. Das reichte jedoch nicht hin, um seine Autorität in Neustrien annehmbar zu machen. Was einst seinem Vater nach der Schlacht bei Tertry leicht gewesen war, Einfluß auf die Centralregierung zu gewinnen, war für Karl Martell unmöglich, da der König und der Hausmeier, die er bekämpfte, sich an der Loire behaupteten. Indem Karl Martell sich anschickte, sie zu bekämpfen, wurde er von einer anderen Bewegung der miteinander ringenden Weltkräfte unmittelbar berührt.

In den westlichen Gebieten war damals Eudo von Aquitanien, wie wir wissen, sehr mächtig. Dieser wurde jetzt von Chilperich zu Hülfe gerufen, wahrscheinlich nicht, ohne daß ihm dafür Versprechungen gemacht worden wären, die zugleich seine Unabhängigkeit bestätigten. Ohne Zweifel wollte er nur das Bestehen Chilperichs II. in Paris sichern, indem er mit seinen Mannschaften heranzog. Es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, da er auf der anderen Seite von den Arabern unaufhörlich bedroht wurde, sein Schicksal auf das Glück eines Schlachttages im Frankenreich zu setzen: denn sein Verlust an der Seine würde seinen Untergang an der Garonne nach sich gezogen haben. Als Karl Martell in gewohnter Weise auf Eudo anrückte, entschloß sich dieser zurückzugehen.

Da Karl noch einen anderen Vorteil über die Neustrier davongetragen hatte, konnte Eudo sich überhaupt hier nicht behaupten. Unter seinem Schutze nahm auch Chilperich den Rückzug an die Loire. Karl Martell folgte ihnen auf dem Fuße nach; auch dort hielt Eudo nicht Stand. Feigheit war es gewiß nicht, was ihn zu diesem unaufhörlichen Zurückgehen veranlaßte: denn er war tapfer und unternehmend von Natur. Man kann nicht anders urteilen, als daß die drohenden Anfälle der Araber ihn für sich selber besorgt machten; nur durch den Frieden mit Karl Martell konnte er sich behaupten. Ein solcher ist nun geschlossen worden. Chilperich wurde an Karl Martell überliefert, der erst hierdurch anerkannter Gebieter von Neustrien, sowie von Auster wurde.

Ohne Zweifel hat Karl durch seinen Vertrag mit Eudo zu den ersten Siegen desselben über die Araber beigetragen, doch ist davon noch nicht ausdrücklich die Rede. Das Gewicht der Thatsache liegt zunächst darin, daß Chilperich den Händen Karl Martells überliefert wurde, der ihn mit aller Ehrerbietung aufnahm. Nachdem der von ihm erhobene König bereits gestorben war, hat Karl kein Bedenken getragen, Chilperich als König anzuerkennen: denn noch kam es ihm in Neustrien für seine Stellung darauf an, eine königliche Herrschaft zur Begründung seiner Autorität benutzen zu

können. Raganfred war jenseit der Loire zurückgeblieben. In diesem Kampf um den Besitz der dem König zur Seite stehenden Macht des Majordomus hatte Karl Martell die Oberhand behalten. Es war doch zugleich die Hoheit von Austrasien, die darin lag. Die Stellung seines Vaters hatte er nicht allein wiedergewonnen, sondern insofern erweitert, als er auch in Neustrien unmittelbar gebot. Erst in diese Zeit dürfte man vielleicht die Schilderung des Märzfeldes setzen, welche der Metzer Annalist mit Unrecht, wie oben bemerkt, in die Zeit Pippins verlegt. Es würde unter Karl Martell gewesen sein, daß jene Versammlungen abgehalten wurden, in denen der König erschien, und die Großen des Landes ihm Geschenke brachten, worauf er, nachdem die allgemeinen Ordnungen, welche sich auf die Kirche und die Heeresfolge bezogen, gegeben waren, wieder nach seiner Villa zurückgebracht wurde: eine Auskunft, welche auch die Annalen von Fulda zulassen. Der König würde Theoderich IV. gewesen sein, dessen anderweit als eines noch lebenden gedacht wird. Aber die Stellung Karl Martells hatte noch eine andere Seite, die ihr erst allgemeine Bedeutung verlieh.

Indem er nun, so gut wie sein Vater, die Landschaften jenseit der Loire zunächst ihrem Schicksal überließ, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit, wie einst dieser, nach den Regionen Germaniens, welche noch nicht in den Kreis der universalen Kultur gezogen waren.

Die deutschen Stämme im inneren Germanien hingen noch der religiösen Tradition der vorangegangenen Zeiten an. Ihre Verbindung mit dem fränkischen Reiche enthielt zugleich einen Gegensatz zu demselben und hatte ihre Bekehrung nicht herbeigeführt. Es schien wohl, als werde diese dem Eifer der irischen Glaubensboten gelingen. Wir gedachten der Missionare, die von der irischen Kirche ausgingen; überall drangen sie vor.

In Alemannien und Bayern knüpften sie an die Überreste der Kirchen an, die in dem römischen Reiche bestanden hatten. In dem alten Brigantia wirkte St. Gallus, in den Ruinen von Juvavium hatte Rupert seinen Sitz genommen; die alten lokalen Prästigien übten aufs neue ihre Wirksamkeit aus. Doch war auch das volkstümliche Heidentum noch mächtig im Schwange.

Von denen, welche in den Stämmen eine altherkömmliche Autorität besaßen, begreift man es, daß sie den Missionaren Widerstand entgegensetzten oder doch leicht mit ihnen zerfielen. In den Bewegungen, die darüber entstanden, hatte nun schon Pippin der Mittlere die Partei der Missionare genommen. Von demselben ist sogar ein charakteristisches Vorgehen in dieser Beziehung in Erinnerung geblieben.

Pippin stand mit dem in Bayern vorherrschenden Geschlechte der Agilolfinger in engster Verbindung. Plektrude, wie wir wissen, gehörte demselben an. Eine Tochter, welche dieser Vermählung entsprang, Bilitrude, war dann wieder mit einem Agilolfinger, namens Theodebald, verheiratet worden. Pippin und Theodebald standen einst im Bund gegen die Herzogin von Thüringen, Gailana, die ihren Sitz in Würzburg hatte, und mit dem christ-

lichen Missionar Kilian zerfallen war; sie ließ diesen erschlagen, wie sie sich auch ihres Gemahls entledigte. Sie hielten den Sohn des letzteren, Hetan, im Herzogtum aufrecht. Sein Land scheint dabei beträchtliche Einbuße erlitten zu haben; ein Stück desselben ist damals, wie man annimmt, an Bayern gefallen.

Bald aber erreichten diese Zerwürfnisse auch Bayern selbst, welches damals unter verschiedene Herzöge geteilt war. Grimoald, der seinen Sitz in Freising hatte, vermählte sich nach Theodebalds Tode mit dessen Witwe Bilitrude, auf welche ein Teil der Schätze ihrer Mutter übergegangen war. Sie war dadurch eine geborene Feindin Karl Martells geworden, der auch hier dem Christentum seinen Schutz angedeihen ließ. Der christliche Missionar Corbinian nahm in Freising eine Stellung ein, wie Kilian in Würzburg. Er sprach sein Verdammungsurteil über die Ehe Grimoalds mit der Witwe seines Bruders unverhohlen aus. Corbinian entzog sich einer ähnlichen Katastrophe, wie sie Kilian erfahren hatte, durch die Flucht. Karl Martell aber ergriff diesen Anlaß, um sich mit Hukbert, dem Sohne des älteren Bruders, der immer eine gewisse Oberhoheit beansprucht hatte, zu verbinden und wandte sich zugleich mit den Langobarden gegen Grimoald. Einem dreifachem Angriff vermochte derselbe nicht zu widerstehen. Er kam mit dem Kinde, das ihm Bilitrude geboren hatte, um. Bilitrude wurde von Karl Martell in die Gefangenschaft abgeführt. Ihm verdankte hauptsächlich Hukbert die Autorität über alle Angehörigen des Stammes, Karl Martell sagte sich nicht von der agilolfingischen Verwandtschaft los. Er nahm vielmehr eine Tochter aus diesem Hause, Swanahilde, zur Gemahlin.

Die Gewalt der austrasischen Fürsten war eigentlich mit der Mission verbündet. Erinnern wir uns, daß der Fortgang der Bekehrung im südlichen Friesland von den Erfolgen abhing, welche Karl Martell im Kampfe gegen die Friesen davontrug, so kann man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß der Herzog von Austrasien eine mit diesem Fortschritt verwandte Machtstellung hatte. In allen Grenzgebieten war seine Herrschaft so lange zweifelhaft, als es die Religion war. Für diese lag nun ein Vorteil darin, wenn die angelsächsische Mission der irischen zur Seite die Bekehrung des mittleren Germaniens, von Ostfranken, Thüringen, Hessen unternahm. Von dem Ursprung dieser Mission und deren Zusammenhang mit Rom wird sogleich die Rede sein. Zunächst erscheint sie in ihrer Verbindung mit dem austrasischen Herzogtum als solchem. Man hat es dem Herzog und Majordomus zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mehr für Bonifacius gethan habe. In Wahrheit aber hat er das unbedingt notwendige gethan; er ließ der Bekehrung freien Lauf, soweit seine Autorität überhaupt reichte. Ein entscheidendes Moment dafür liegt in der Fällung der heiligen Eiche bei Geismar unfern Fritzlar, die von dem Volke als Heiligtum verehrt wurde. Man darf in der Eiche wohl noch einen Überrest der alten Haine erblicken, welche in der ältesten Zeit die Stätten der religiösen Verehrung bildeten. So lange sie stand, fand die Bekehrung in dem Aberglauben, der sich an den heiligen Baum knüpfte,

einen populären Gegensatz, der die Gemüter teilte. Für das Volk bildete es ein Stück seines Glaubens, daß der heilige Baum noch stand. Wie hätte nun der Missionar es wagen können, Hand an den Baum zu legen, wenn er nicht den Schutz des regierenden Fürsten für sich gehabt hätte. Ob die heilige Eiche stehen bleibe oder fallen würde, war die entscheidende Frage für die Bevölkerung. Mit dem Baume fiel die alte Religion und erhob sich die neue. Es ist ein Akt, wie ihn St. Patrik in Schottland vollbrachte; wie wir einem ähnlichen in den arabischen Yemen begegnen. Die Richtigkeit der Gottesverehrung, die an den heiligen Bäumen vollzogen wurde, kam eben dadurch zu Tage, daß der Gott, dem sie geweiht waren, sie nicht schützte. In Hessen war das um so bedeutender, da die Lokalität schon einst unter den alten Einwohnern, den Chatten, einen Mittelpunkt für das Volk gebildet hatte. Es war bei Geismar unfern von Fritzlar, daß dem Missionar die Handlung gelang, daß er sie glücklich vollbrachte. Die Bevölkerung sah darin einen neuen Beweis für die Göttlichkeit der neuen Lehre, welche der Missionar verkündigte. Durch einen über die Sachsen erfochtenen Vorteil war deren Rückwirkung auf das mittlere Deutschland zurückgedrängt.

Überall stiftete Bonifacius Klöster, die wieder Sitze der Missionare waren, und Kirchen. Er erfreute sich der Unterstützung der vornehmsten Eingesessenen, die zur Partei der Pippiniden übergetreten waren. Politische und religiöse Interessen wirkten zusammen.

Sie begründeten zum erstenmale eine gewisse Einheit von Germanien. Der Stifter derselben beherrschte zugleich die beiden anderen fränkischen Königreiche. Indem alles zu zerfallen schien, wurde die Macht des fränkischen Reiches erst eigentlich begründet. Und ewig denkwürdig ist es nun, daß dieses in der Epoche geschah, in welcher die arabische Weltherrschaft das gesamte Abendland bedrohte. Man darf die Christianisierung von Deutschland nicht allein unter dem Gesichtspunkt des religiösen Glaubens und seiner Lehre ansehen. Denn so wichtig diese auch sind; es war eine welthistorische Notwendigkeit, wenn dem Islam, der noch immer in dem europäischen Kontinent vordrang, ein Gegengewicht geschaffen werden sollte. Bonifacius wußte recht wohl, was in Spanien geschehen war; die von ihm geleitete Bekehrungsarbeit hat am meisten dazu beigetragen, daß sich das in Gallien und Germanien nicht wiederholte. Der Fürst und Majordomus, dem er sich anschloß, war sofort berufen, die schwerste Probe in jenem universalen Kampfe zu bestehen.

Das Frankenreich war bereits zu einer in sich selbst geeinigten und zugleich christlichen Macht geworden oder in dieser Bildung mit allen Lebenstrieben begriffen, als Abderrahman, wie oben berichtet wurde, jenen Zug unternahm, durch welchen Eudo zu Grunde ging, und das gesamte westliche Gallien in die Hände des großen Wali fiel.

Es war die Zeit, in welcher Konstantinopel und der Osten vor den Anfällen des Kalifats zwar gerettet waren, aber doch noch unaufhörlich bedroht wurden.

Der Kalif Hischam trachtete nach wie vor nach der Weltherrschaft überhaupt. Zur Erreichung dieses Zieles wäre ihm nun nichts förderlicher gewesen, als wenn die hispano-saracenische Macht in Gallien die Oberhand erkämpft hätte. Das Majordomat, das alle Kräfte des Frankenreiches und seiner Nebenlande in sich schloß, erscheint erst in seiner vollen Bedeutung, wenn man erwägt, daß es der Gewalt, welche die Welt beherrschte und alle anderen in sich zu absorbieren drohte, in der Mitte von Gallien Widerstand zu leisten hatte. Ein Raganfred hätte das nie vermocht: denn er würde mit den Germanen und Austrasiern in endlose Kämpfe geraten sein. Jetzt aber war er dahin gebracht, indem er mit dem lebenslänglichen Besitz von Anjou befriedigt wurde, seinen Sohn als Geisel seines Gehorsams an Karl Martell zu überliefern; Karl Martell konnte es auf sich nehmen, mit den Kräften von Austrien und Burgund, welche durch die Bekehrung germanischer Stämme mächtig verstärkt worden waren, den Kampf mit den Hispano-Saracenen zu bestehen.

Abderrahman verwüstete die alten Stätten der religiösen Verehrung der Westfranken, Tours und Poitiers; er würde sie ohne Zweifel überwältigt haben, wäre Karl Martell nicht zu ihrem Schutze herangezogen. Dies ist der Gipfelpunkt seines historischen Lebens. Es heißt, Eudo habe den früher mit Karl geschlossenen Bund gebrochen und sei deshalb ohne Hülfe gelassen und geschlagen worden; jetzt aber sei er selbst zu Karl Martell gegangen und habe dessen Beistand angerufen. Es war der durch Kriegszüge geübte Heerbann der Franken, den Karl Martell ins Feld führte. Der Kern desselben war durch und durch austrasisch.

Wir haben darüber zwei verschiedene Berichte, den einen von fränkischer Seite, den anderen von einem spanischen Bischof, der unter den Arabern lebte. Nach dem einen hat Karl die Saracenen, als sie sich eben von Poitiers nach Tours wendeten, in ihrem Lager überfallen und ihre Zelte zerstört; dann ist er mit Heeresmacht gegen sie herangezogen und hat ihnen eine blutige Schlacht geliefert, in der er obsiegte. Nach dem anderen hat er den Feind, der eroberungslustig weiter vorrückte, nicht eigentlich angegriffen, sondern seinen Angriff erwartet. Sieben Tage lang standen die Heere Front gegen Front einander gegenüber. Als es zum Schlagen kam, zeigten die fränkischen Heerhaufen beides: anfangs ihre Mannszucht, sie standen fest wie die Mauern, sie werden mit unbeweglichen Eismassen verglichen, und alsdann die Überlegenheit der nordischen Körperkraft. Die Austrasier spalteten mit den Schwertern in ihrer eisernen Hand die Köpfe der Söhne der Wüste von obenher bis auf die Brust. In diesem Getümmel ist Abderrahman umgekommen und den Moslimen die Lust und der Mut, weiter in dieser Richtung vorzudringen, genommen worden. Ihr Lager fiel den Austrasiern in die Hände.

Tapfere Waffenthaten erregen immer Bewunderung; zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben sie sich erst dann, wenn sie den großen Interessen der Völker und des Menschengeschlechtes entsprechen. Von solchen ist hier

die Rede. Dem Widerstand, den Konstantinopel und das südliche Gallien bisher den Arabern geleistet hatte, setzte Karl Martell die Krone auf, indem er dieselben aus Gallien zurückwies, das durch ihn Mittelpunkt einer neuen religiös-politischen Gestaltung geworden war. Doch vollendeten sich die Ereignisse nicht auf Einen Schlag.

Die nächste Folge dieses Sieges bei Poitiers lag darin, daß Karl Martell sich noch des dritten der merowingischen Teilkönigreiche, Burgunds, welches seiner inneren Entzweiung halber den Arabern keinen Widerstand hätte leisten können, bemächtigte und hier eine Einrichtung traf, die ihn fähig machte, wie ein Chronist sagt, seinen Gegnern und den Ungläubigen zugleich zu begegnen. Er siedelte dort die Führer seines Heerbanns an, so daß die Einheit des Reiches durch den Herzog von Austrasien wieder hergestellt wurde. Besonders die einer gewissen Unabhängigkeit gewohnten Mitglieder der Hierarchie bekamen seine gewaltige Hand zu empfinden. Eben darin liegt das Charakteristische seiner Politik, daß er die Niederhaltung des hohen Klerus mit der Ausbreitung des Christentums verband. Indem er den mächtigen Kirchenfürsten Eucherius aus der Stellung, die ihn gefährlich machte, wegführte, unterstützte er die Heidenbekehrung des Bonifacius mit den Kräften seines Fürstentums. In einem seiner Briefe bekennt Bonifacius, daß er ohne die Dazwischenkunft des Fürsten das Gewonnene nicht würde aufrechterhalten können.

Die nächste Sorge Karl Martells war, die Erhebung der Friesen, die sich zum alten Götzendienst zurückgewandt hatten, zu dämpfen. Der Natur des Landes entsprechend, brachte er eine kleine Seemacht zu stande, mit der er die Eilande überwand und das Christentum wiederherstellte. Eine große Familie, welche, früher verjagt, jetzt wieder zurückkam, leistete gute Dienste, immer unter Mitwirkung Willibrords, bei dem auch Bonifacius erschienen war. Die beiden Angelsachsen, welche sich von allen lokalen Beziehungen des Landesklerus frei hielten, waren die besten Gehülfen des Fürsten. An Begründung einer neuen Hierarchie wurde unter Karl Martell noch nicht Hand angelegt. Dessen vornehmste Bestrebungen waren alle Zeit gegen die Araber gerichtet.

Von dem alten Narbo her, das sie eingenommen hatten und das nun wieder, wie einst beinahe ein Jahrtausend vor ihnen, eine Stellung zwischen den miteinander kämpfenden Weltkräften einnahm, drangen die Araber nach Arles vor und nahmen es in Besitz. In den Großen des Landes fanden sie bereitwillige Unterstützung. Von einem derselben, Riculf, Sohn Rodulfs, erfahren wir, daß er seiner Güter beraubt worden sei, weil er sich von dem Frankenreich losgerissen und an die Saracenen angeschlossen hatte. Die benachbarten Städte leisteten den Arabern keinen Widerstand; sie ließen sie innerhalb ihrer Mauern Eingang finden. So fiel Avignon in ihre Hände. Nachdem Karl Martell sich im kleinen Seekrieg versucht hatte, mußte er auch zu Belagerungen schreiten, deren Erfolg auf die Zeitgenossen großen Eindruck

machte. Er eroberte Avignon nach längerer Umlagerung mit Sturm. Dann befestigte er seine Macht in Lyon und unterwarf sich die Seeküste bis nach Marseille. Er eroberte Arles und belagerte Narbonne ebenso wie Avignon. Da trat ihm dann nochmals die Verbindung der spanisch-provencalischen Küstenlande entgegen. Von Spanien her erschienen arabische Fahrzeuge an den Küsten der Provence, ihre Mannschaften rückten aber dann zu Lande gegen Narbonne vor. Karl Martell sah sich in dem Fall, diesen mit einem Teil des Belagerungsheeres entgegen zu gehen. Im Felde blieb er Sieger, aber Narbonne nahm er nicht ein.

Die Araber hatten in Maurontus, einem provencalischen Parteihauptmann, der sie in seine Befestigungen aufnahm, einen guten Verbündeten. Der Provence ist Karl Martell nicht Herr geworden; ebenso wenig hat er Aquitanien, obwohl er es mit Beistimmung seiner Großen angriff, überwältigen können. Die Söhne Eudos behaupteten sich zuletzt wieder. Mit dem tapfersten von ihnen, Hunold, hat Karl eine Abkunft geschlossen. Wahrscheinlich war ihm selbst in diesen Regionen eine einigermaßen selbständige Macht unentbehrlich, da die spanischen Araber wieder an den Grenzen erschienen und durch lokale Gegenanstalten zurückgewiesen werden mußten. Karl Martell hat dem Einbrechen der arabischen Macht von Spanien her in Gallien einen ebenso glücklichen als energischen Widerstand geleistet.

Karl Martell hat kein neues Reich gegründet, aber ein zu zerfallen drohendes zusammengehalten, neu belebt und verstärkt. Ein glücklich gelungenes Leben. Wir haben keine Charakterschilderung von ihm übrig, aber wir begleiten ihn mit steigendem Interesse von dem Augenblicke an, in welchem er sich von seiner Stiefmutter losriß, bis in die Zeit, wo er das anerkannte Oberhaupt der drei Reiche und der große Mann des damaligen Abendlandes geworden war. In seinen Zerwürfnissen mit Konstantinopel hat sich auch der Papst von Rom an ihn gewendet; man bemerkte, daß eine solche Gesandtschaft noch keinem anderen Fürsten der Franken zu teil geworden sei. Jedes Jahr seines Lebens war mit kriegerischen Unternehmungen bezeichnet; der unbesiegte, unerschrockene Kriegsführer eilt immer von einem bedrohten Punkte zu dem anderen. Nur im letzten Jahre seines Lebens unternahm er keinen Feldzug. Da hat er dann seine Franken um sich versammelt und mit ihnen das Reich unter seine beiden, zu Männern erwachsenen und bereits erprobten Söhne geteilt. Dem älteren von ihnen, Karlmann, hat er Austrasien, Alemannien und Thüringen, dem anderen, Pippin, Neustrien, Burgund und die erworbene Provence zuerteilt. Das eine kann als die Grundlage Deutschlands, das andere als die Grundlage des späteren Frankreichs angesehen werden.

Zehntes Kapitel.

Emancipation des Papsttums von Konstantinopel. Gründung der deutschen Kirche.

Wenn man überlegt, daß Kaiser Leo der Isaurier im großen und ganzen dieselbe Sache im südlichen Europa und auf dem Mittelmeer verfocht, wie Karl Martell in Gallien; daß der Papst zu Rom schon seiner kirchlichen Stellung halber nichts mehr wünschen mußte als die Abwehr des Islam in Italien, wohin dieser doch bereits von Gallien her vordrang, so kann man sich der Ansicht nicht erwehren, daß ein gegenseitiges Verständnis der drei Potenzen im Interesse einer jeden gelegen hätte, was für den Kampf gegen die Saracenen unendlich vorteilhaft geworden sein müßte. Das hätte aber doch weder der selbständigen Aufstellung eines fränkischen Reiches, über welches die Oströmer noch immer ein Recht der Herrschaft zu besitzen meinten, entsprochen noch vielleicht der Lage des oströmischen Imperiums, das auf lokale Selbstverteidigung angewiesen war. Das vornehmste Hindernis einer solchen Vereinigung aber bestand darin, daß zwischen dem Kaisertum zu Konstantinopel und dem Papsttum zu Rom ein Streit ausgebrochen war, in dem sich an keine Aussöhnung mehr denken ließ. Der Gegensatz hatte sich in dem vorhergegangenen Jahrhundert allmählich herausgestellt. Daß das Papsttum eine göttliche Institution sei, ist eine hierarchische Ansicht, zu der sich der Historiker nicht bekennen kann. Dagegen kommt derselbe auch häufig in den Fall, von den Berechnungen eines weltumfassenden Ehrgeizes, der dem Papsttum von dessen prinzipiellen Gegnern schuld gegeben wird, Abstand zu nehmen. Die großen Handlungen vollziehen sich in dem Konflikt der allgemeinen Weltereignisse mit der jedesmaligen Situation. Von dem römischen Stuhle ist anzuerkennen, daß ihn, wenn auch allerdings nicht ununterbrochen, doch in den gewichtigsten Momenten geistesgewaltige Männer inne gehabt haben, die den Verhältnissen gewachsen waren und, indem sie ihr eigenes Interesse wahrnahmen, doch zugleich das allgemeine im Auge behielten und verteidigten. Wir erinnern uns, wie sehr der Kirchenfriede und damit die innere Ruhe der griechisch-römischen Welt auf einer Verständigung zwischen dem römischen Papst und den Imperatoren beruhte. Durch das Einverständnis zwischen Papst Damasus und Kaiser Theodosius war die griechisch-römische Katholicität begründet und nach mannigfaltigen inneren Streitigkeiten bei dem Abgang des theodosianischen Hauses durch das Konzil von Chalcedon befestigt worden. Dann waren die Ostgoten zur Herrschaft in Italien gelangt. Wir haben des Einflusses gedacht, welchen dies Ereignis auf die Weltstellung des Papsttums ausübte. Wenn nach der Wiederherstellung der Autorität des Kaisertums durch Justinian ein enges Verhältnis

zwischen Rom und dem Kaisertum eintrat, so wurde ihre Verbindung durch den Einbruch der Langobarden, der Feinde des Kaisers und zugleich der katholischen Religion, noch unentbehrlicher und stärker. In den Zeiten dieser Allianz geschah es, daß eine kirchliche Abweichung Justinians von den Beschlüssen von Chalcedon von dem römischen Hofe nicht zurückgewiesen wurde. Die Päpste nahmen das fünfte Concilium an in der Überzeugung, daß durch dasselbe keine wesentliche Veränderung in die Beschlüsse des chalcedonischen gebracht worden sei. Der Konflikt mit den Langobarden gab wohl auch seinerseits zu manchen Differenzen Anlaß, aber es waren keine eigentlich kirchlichen. Erst unter der Dynastie des Heraklius trat eine solche ein. Es war die monotheletische, von der wir wissen, wie verderblich sie für die asiatischen Provinzen des römisches Reiches und für Ägypten wurde. Nicht minder widerwärtige Folgen knüpften sich an den Versuch, sich auch mit Rom darüber zu verständigen und die Doktrin wenigstens unangefochten zu behaupten. Nicht von vornherein war dies der Fall. Papst Honorius I., dem es gelang, den Dreikapitelstreit, der im Gegensatz gegen das fünfte Konzil entsprungen war, in Istrien, wo die Abweichung hauptsächlich ihren Sitz hatte, zu zerstören, hat sich in Bezug auf den Einen Willen mit den Ansichten, die in Konstantinopel das Übergewicht hatten, einverstanden erklärt, aber zugleich, wie Heraklius selbst, ausgesprochen, daß man in den Kirchen die Frage lieber vermeiden sollte. Diese Auskunft wurde von den Nachfolgern des Honorius verworfen. Papst Johann IV. behauptete, daß durch die monotheletischen Zuschriften des Patriarchen Pyrrhus von Konstantinopel das ganze Abendland beunruhigt werde. Im Grunde traten hiebei zwei verschiedene kirchlich-politische Prinzipien einander entgegen.

Die monotheletischen Lehren waren aus dem Konflikt mit den Mohammedanern hervorgegangen. Welche Beziehungen aber hatten Rom und das Abendland zu diesen? Hier bildete die unangefochtene Doktrin von den beiden Naturen das allgemeine Glaubensbekenntnis. Constans II., der selbst kein eifriger Monothelet war, aber die engste Verbindung zwischen Orient und Occident anstrebte, erneuerte das Verbot einer öffentlichen Diskussion dieser Doktrin und legte dem Papst Martinus I., als er ihn bestätigte, diese Pflicht aufs dringendste ans Herz.

Allein eben in dem stellte sich ihm ein entschlossener Widersacher entgegen. Martinus war der größte Eiferer für den Begriff von den beiden Naturen. Statt den Streit in Stillschweigen zu begraben, zog er denselben erst recht ans Licht. Er berief ein Konzil nach Rom, welches er ökumenisch nannte, worin die monotheletischen Vorstellungen als Ketzerei mit dem Anathem gebrandmarkt wurden. War nun der Papst noch ein Unterthan des Kaisers oder war er das nicht? Constans hielt daran fest, daß der Papst zum Gehorsam gegen seine Edikte verpflichtet sei, und befahl dem Exarchen von Ravenna, wenn der Papst nicht seiner Schuldigkeit gemäß nachgebe, Hand

an ihn zu legen. Er verfuhr mit Martinus, wie der Hof mit anderen Bischöfen verfuhr, wenn sie ungehorsam waren.

Die große Frage der Epoche über die Einheit oder die Teilung der Gewalt, welche der Islam zu Gunsten der Einheit entschied, wo ja der Kalif selbst die Kanzel der Moschee bestieg und dann sein geistlicher Wille keinen Widerspruch mehr fand, begann im Verhältnis des Kaisertums zu dem Papsttum hervorzutreten.

Die Gewalt des Kaisers war noch unumschränkt und seine Befehle wurden vollzogen. Martinus wurde aufgehoben, nach Naxos gebracht, dann nach Konstantinopel, endlich nach dem taurischen Chersones exiliert. Wir haben eine ausführliche Beschreibung aller der Mißhandlungen, die er erdulden mußte. Diese beschleunigten seinen Tod, der in der Verbannung eintrat. Nun wurde zwar auf Befehl des Kaisers in Rom ein Nachfolger gewählt, aber das Verfahren gegen Martinus hatte diesen und seine Sache in der öffentlichen Meinung gehoben. Für den päpstlichen Stuhl erwuchs daraus die Notwendigkeit, auf seine Sicherung vor ähnlichen Gewaltthätigkeiten Bedacht zu nehmen. In dem Kirchenstreit an sich behielt der römische Stuhl zuletzt doch die Oberhand.

Es gehörte zu den Maßregeln der Versöhnung und Milde, welche das Regiment des Constantinus Pogonatus charakterisieren, daß er eine Kirchenversammlung, das sogenannte sechste ökumenische Konzil, zu Konstantinopel versammelte, die sich gegen den Monotheletismus aussprach, so daß der wegen dieser Meinung verfolgte Martinus als ein Märtyrer erschien. Zugleich machte Pogonatus dem römischen Stuhl einige Zugeständnisse; vornehmlich gab er nach, daß der neugewählte Papst die Weihe empfange, noch ehe die Bestätigung von Konstantinopel oder Ravenna eingetroffen sei. Auf der einen Seite hat man das für eines der Fundamente des römischen Papsttums erklärt; andere haben angenommen, daß der Nachfolger des Constantinus, Justinian, es ausdrücklich widerrufen habe, und daß es zunächst nicht beobachtet worden sei. Man schließt das hauptsächlich daraus, daß jenes Zugeständnis bei der zweitnächsten Papstwahl nicht zur Ausführung gekommen ist. Primaten, Kriegsheer und Klerus schickten, nachdem sie sich über eine Wahl geeinigt hatten, an den Exarchen von Ravenna, um sie nach herkömmlicher Weise vor der Weihe bestätigen zu lassen. Bald darauf aber trat eine Wahl ein, bei welcher die Autorität des Exarchen keine Berücksichtigung fand. Es geschah nach dem Tode des Papstes Conon im Jahre 687. Noch bei Lebzeiten Conons hatte der Exarch einen Archidiakonus Paschalis zum Papste designiert; dieser fand zwar in Rom Beistimmung, allein zugleich wählte eine Gegenpartei den Archipresbyter Theodorus. Man erlebte, daß sie beide die Residenz der Päpste einnahmen. Aber indessen vereinigten sich die geistlichen und weltlichen Großen mit dem Volk und einem Teil des Heeres, einen dritten auf den päpstlichen Stuhl zu setzen, den Presbyter

Sergius. Der Exarch eilte herbei, in der Absicht, Paschalis, der sich an ihn gewandt hatte, einzusetzen; einen der vornehmsten Ratgeber des Sergius wußte er zu entfernen. Als er aber den Versuch machte, Sergius selbst wegzuführen, wie früher Martinus, so trat die entscheidende Veränderung hervor, daß die Römer sich diesem Vorhaben widersetzten. Mit ihnen waren auch die Truppen des Exarchats verbunden, sie wollten den Papst nicht ziehen lassen. Man kann darin den ersten Widerstand der Population von Italien gegen Konstantinopel erblicken. Sergius war der erste Papst, der sich in vollem Widerspruch mit Konstantinopel behauptete, gestützt auf die Bewegung der italienischen Milizen.

Man darf diesen Vorgang nicht vergessen, wenn man die Dekrete des trullanischen Konzils, welches Justinian II. im Jahre 691 versammelte, würdigen will. Einige der in den letzten Konzilien gefaßten Beschlüsse wurden modifiziert und Anordnungen getroffen, welche den Gewohnheiten Roms entgegenliefen; zugleich wurde der Patriarch von Konstantinopel dem Patriarchen des alten Rom, das heißt dem Papste, gleichgestellt, namentlich in geistlichen Dingen sollte seine Stimme gehört werden. Man hatte auf der aus orientalischen Bischöfen bestehenden Synode die Beistimmung des Papstes vorausgesetzt. Aber Sergius war weit entfernt, seinen Namen, für den ein Platz gelassen war, zu unterschreiben.

Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß Justinian dem Patriarchen von Konstantinopel, den er doch sonst ohne viel Rücksicht behandelte, einen Vorzug von großem Belang zusprechen ließ. Sein Sinn ging ohne Zweifel dahin, sich des rückwirkenden Einflusses von Rom zu entledigen; er wollte in der griechischen Kirche freie Hand haben. Er war überhaupt ein Mann von umfassenden Gedanken, aber wir wissen, wohin ihn das führte. Die Niederlage, die er von den Arabern erlitt und die ihm die Unterwürfigkeit seiner Hauptstadt kostete, konnte sein Ansehen auch in Rom nicht fördern. In ganz Italien regte sich ein bewußter Gegensatz gegen die byzantinische Einwirkung, der dem Papste zu statten kam.

Nach der Hand war Justinian durch die Ereignisse seiner Verjagung und Zurückberufung bewogen worden, mit den Päpsten in Rom in ein besseres Verhältnis zu treten. Er war bereit, die auf dem trullanischen Konzil vorgenommenen Beschränkungen einem allgemeinen Konzil vorzulegen, oder in Rom möge man selbst bestimmen, was daran zu verbessern sei. Man glaubt annehmen zu können, er habe dieselben geradezu widerrufen. Dann trug er kein Bedenken, den damaligen Papst, Konstantin I., einzuladen, ihn zu besuchen. Bei dieser Zusammenkunft soll er sich, wie der ausführliche römische Bericht sagt, mit der Krone auf dem Haupt dem Papste zu Füßen geworfen haben. Die Privilegien der römischen Kirche stellte er her.

Der Anlaß zu dieser Demütigung lag darin, daß der Kaiser jene Verbindung, die zwischen Rom und dem Exarchat geschlossen war, wieder aufzulösen trachtete. Beide, der Kaiser und der Papst, waren Feinde des Erz-

bischofs Felix von Ravenna. Man kann nicht daran zweifeln, daß zwischen Papst Konstantin und Kaiser Justinian eine Verabredung getroffen wurde, welche die Gültigkeit der Beschlüsse des sechsten Konzils, wodurch der Monotheletismus abgestellt wurde, ohne alle Beschränkung zur Voraussetzung hatte. Für den Stuhl von Rom selbst lag nun in dem zweiten Sturze Justinians ein sehr empfindlicher Nachteil. Der eifrige Monothelet Bardanes, genannt Philippikus, durch den dies geschah, erklärte sich schlechthin gegen das sechste Konzil und ließ es von der Tafel im kaiserlichen Palast, auf welcher die Konzilenbeschlüsse verzeichnet waren, auslöschen. In Rom erregte das die denkbar größte Erbitterung.

Es war im Gegensatz gegen Bardanes, daß das in Rom herrschende System als das allein christliche bezeichnet wurde. Bardanes wurde für einen Ketzer erklärt und nur die als Christen anerkannt, die ihm widersprachen. Aber auch Bardanes wurde bald gestürzt, wie wir wissen, und sein Nachfolger, der im ganzen mit ihm einverstanden war, vermied doch die äußersten Schritte. Er ließ die Tafel mit den Beschlüssen des sechsten Konzils wieder aufrichten und suchte ein gutes Verhältnis zu Rom herzustellen. Man konnte in Konstantinopel, wo man durch den Angriff der Moslimen bedroht war, den Streitigkeiten mit Rom keine Aufmerksamkeit widmen.

Auch Leo der Isaurier, der aus den äußeren und inneren Konflikten als Kaiser hervorging, erklärte, daß er am sechsten Konzil festhalte, was auch der Patriarch der Hauptstadt, Germanus, bestätigte. In dem monotheletischen Streite behielt dergestalt das römische Pontifikat ohne Zweifel die Oberhand. Daß nun aber damit das alte Verhältnis zwischen Rom und Konstantinopel wieder hergestellt worden wäre, darf man doch nicht annehmen. Auf beiden Seiten regten sich Tendenzen der gegenseitigen Unabhängigkeit. Das trullanische Konzil ist zugleich der Ausdruck der Antipathien der orientalischen Kirche gegen das Übergewicht von Rom.

In Rom dagegen manifestierte sich die der römischen Kirche innewohnende Tendenz zur Selbständigkeit. An ihre Spitze trat der Mann, der an den letzten Verhandlungen zwischen Konstantin und Justinian persönlichen Anteil genommen, wahrscheinlich sie geleitet hatte. Er war mit seinem Papst als Diakonus in Konstantinopel gewesen und im Jahre 715 als Gregor II. zum Pontifex erhoben worden, ohne daß von der Einwilligung des schwankenden römischen Kaisertums die Rede gewesen wäre; er kannte die Schwäche desselben am besten. Dazu kam, daß in dem gesamten Abendlande, gerade im Gegensatz zu der saracenischen Überflutung, sich eine große Hinneigung zum römischen Stuhle kund gab.

Angelsächsische Könige wallfahrteten nach Rom. Hier erschien bald darauf Wynfreth, der in Rom seinen Namen Bonifacius erhalten hat, um über die von der römischen Kirche festgesetzten Ordnungen sich zu unterrichten. Gregor II. hatte einen Augenblick, in welchem er über Orient und Occident einen kirchlich beherrschenden Einfluß auszuüben glauben konnte.

In diesem Selbstgefühl aber wurde er durch die schon erwähnte Neuerung des Kaisers Leo betroffen; es war dessen Verordnung gegen die Verehrung der Bilder. Hier erst tritt sie in ihr volles Licht.

Trotz der Einwendungen spiritualistischer Kirchenlehrer hatten sich doch nach und nach die Bilder des Heilandes, der Jungfrau Maria, der Apostel, Heiligen und Märtyrer in den Kirchen eingebürgert. Sie galten nicht als bloße Phantasiestücke; man führte sie auf gewisse Überlieferungen zurück, sie sollten nicht von Menschenhänden gemacht sein. Sie erscheinen in den Wandgemälden, mit denen die Katakomben ausgeschmückt wurden, in den Mosaiken, dann und wann sind sie nach den Mustern des Altertums geformt, aber nach der christlichen Idee umgestaltet. Sie dienten zur Belehrung und zugleich zur Erbauung des Volkes. Wir finden sie auch auf die Abschriften der heiligen Bücher angewendet. Die frühesten Regungen nationaler Teilnahme machen sich darin bemerklich; es war eine noch in ihren Anfängen begriffene Kunstübung, welche eine Zukunft in sich trug.

Ob die Bilderverehrung nun aber der monotheistischen Idee volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, war schon längst in Zweifel gezogen worden. Besonders die Juden bekämpften sie mit feindseliger Heftigkeit. Bereits um das Jahr 600 hat der Bischof Leontius von Neapolis in Cypern, ehe noch von Islam die Rede war, eine Schutzschrift gegen die Anklagen der Juden abgefaßt. Sein vornehmstes Argument für dieselbe ist, daß nicht dem Bilde an sich Verehrung gezollt werde, sondern nur dem Gegenstande, den es darstelle: das Kreuz werde nur deshalb verehrt, weil Christus an demselben gehangen habe, es diene eben nur zur Erinnerung. Die Juden wurden damit nicht beschwichtigt. Sie benutzten ihren Einfluß bei den Kalifen, um dieselben zur Abschaffung der Bilder aus den Kirchen zu vermögen. Diese waren an sich geneigt dazu, trugen aber Bedenken, weil sie die christlichen Gemeinden nicht durch gewaltsames Eingreifen in ihr Kirchenwesen verletzen wollten. Da ist es nun geschehen, daß der im Kampf mit dem Islam, obwohl nicht ohne vorgängiges Einverständnis mit demselben zur höchsten Gewalt emporgestiegene Imperator, Leo der Isaurier, diesen Anregungen selbst Raum gab und ihnen beipflichtete.

Man erzählt, in seiner Jugend sei Leo, sein Vieh dahertreibend, eines Tages mit den vom Kalifen verwiesenen Juden zusammengetroffen, die ihm — denn er war ein kräftiger und geistvoller junger Mann — das Kaisertum geweissagt, und ihrer Prophezeihung die Bitte hinzugefügt haben sollen, daß er alsdann die Bilder aus den Kirchen schaffen möge. Ohne Zweifel ist die Anekdote erdichtet; in die Lebensereignisse Leos, wie wir sie sonst kennen, läßt sie sich kaum einreihen. Man bedarf ihrer überhaupt nicht. Warum soll es nicht persönliche Überzeugung gewesen sein, was Kaiser Leo vermocht hat, die Verehrung der Bilder zu verwerfen, wie viele andere. Auf den Thron gestiegen, hielt er sich für mächtig genug, ihr in dem Reiche Raum zu machen. Das war ja immer der Anspruch gewesen, den die Kaiser erhoben, ihren

persönlichen Meinungen Einfluß in den Kirchen zu verschaffen, wodurch sie eine Partei befriedigten, die sich dann um sie scharte. Diesen Ursprung hatte der Monotheletismus des Heraklius gehabt und, wenn Heraklius dabei zugleich die Absicht hegte, der religiösen Feindseligkeit der Mohammedaner eine ihrer Stützen zu entreißen, so war das in noch stärkerem Maße bei Kaiser Leo der Fall. Wenn er von der Fürbitte der Heiligen, die man in ihren Bildern verehrte, nichts wissen wollte, so näherte er sich den eigensten Vorstellungen Mohammeds, der ja die Anrufung der Fürbitterinnen bei Allah unter den größten Gefahren verworfen hatte.

Es war eine Annäherung an die Idee von der unbedingten Einheit der Gottheit, auf welcher der Mohammedanismus beruhte, die von Leo hervorgekehrt wurde.

Sollte ihm nicht der Gedanke gekommen sein, durch diese Annäherung den prinzipiellen Gegensätzen zwischen Islam und Christentum Einhalt zu thun? Auch die meinte er zu befriedigen, die sich jüdischen Anschauungen gemäß dem Islam zuneigten. Er hoffte selbst den konstantinopolitanischen Patriarchen Germanus zu einer Mitwirkung bei diesem Vorhaben zu vermögen. Der Patriarch jedoch leistete ihm bei dem ersten Schritt entschiedenen Widerstand; er erinnerte den Kaiser, daß er bei seiner Krönung zugesagt habe, in den kirchlichen Angelegenheiten keine Neuerungen vorzunehmen.

Allein der Kaiser meinte nicht, dadurch gehindert zu werden; er schrieb vielmehr der kaiserlichen Autorität einen apostolischen Charakter zu; ihre Pflicht sei, dem bestehenden Aberglauben sich entgegenzusetzen. Zur Behauptung der höchsten Gewalt in ihrem vollen Umfang hielt er auch ein religiöses Aufsichtsrecht für erforderlich und in seinem Staatsrat, den man Silentium nannte, hat diese Meinung obgesiegt, trotz des Einspruchs des Patriarchen. Mit Einwilligung desselben erließ der Kaiser im Jahre 726 sein erstes Edikt, welches die Bilderverehrung beschränken sollte, dem aber bald ein zweites folgte, durch welches sie aufgehoben wurde.

Das Kaisertum näherte sich, wie in Bezug auf die Einheit des Gottesbegriffs, so auch in der Einheit der höchsten Gewalt, dem Islam. Nicht mit Unrecht ist Leo, wie erwähnt, Freund der arabischen Ideen genannt worden. Man hat ihm wohl das Beispiel früherer Kaiser zu Gemüt geführt. Er hat gesagt, sie seien eben damit in Abgötterei verfallen. Niemand könnte die Großartigkeit dieser Gedankenreihe verkennen; sie war imperialistisch-philosophisch, gleich sehr auf Gehorsam im Inneren und Widerstand nach außen berechnet; ob sie aber den christlichen Ideen gemäß war, ließ sich doch bestreiten.

Leo wollte die Anschuldigungen der Vielgötterei und des Götzendienstes, die man gegen das Christentum erhob, widerlegen und die geistlich-weltliche Macht in Einer Hand konzentrieren. Das eine und das andere konnte im Orient versucht werden; im Occident mußte es noch größeren Widerspruch erwecken als einst die monotheletische Zumutung. Der Bilderverehrung konnte

man in Rom schon deshalb nicht entbehren, weil hier die Bilder der Apostel Petrus und Paulus, in ihren typischen Formen früh eingeführt, zur Repräsentation der kirchlichen Prärogative von Rom unentbehrlich waren. Und wie hätte ein römischer Bischof, der alle die Nachteile empfand, welche mit der Übermacht des Kaisers in Rom verbunden waren, sich einem Versuch fügen sollen, welcher die Autorität des Kaisers auch im Occident wieder gefördert haben würde.

Der Patriarch Germanus hatte sich dem Kaiser aus dem Grunde widersetzt, weil das Recht, eine so große Veränderung zu beschließen, nur einer allgemeinen Kirchenversammlung zustehe; ohne auf ihn zu achten, schritt Leo in seiner Unternehmung fort. Papst Gregor II. verwarf selbst eine allgemeine Kirchenversammlung in dieser Angelegenheit. Gregor hatte die größte Vorstellung von der Machtvollkommenheit des Papsttums. Er hat in Erinnerung gebracht, die abendländische Welt verehre ihn wie einen Gott auf Erden.

Wir lernen seine Gesinnungen aus dem Schreiben kennen, das er im Jahre 729 an den Kaiser Leo gerichtet hat. Da heißt es: Leo habe gesagt, er sei zugleich Kaiser und Priester, was allerdings eine Annäherung an den Islam gewesen wäre, wo der Kalif beide Fakultäten vereinigte. Um so nachdrücklicher drang der Papst auf die Trennung der beiden Gewalten. Den Bischöfen soll man die kirchliche Autorität überweisen; wie diese sich von der weltlichen fernhalten, ebenso mögen die Kaiser auf die geistliche verzichten.

Der kirchliche Streit wurde durch eine weltliche Differenz verschärft. Wir erfahren, daß zwischen Gregor und Leo schon über die Eintreibung der Steuern in dem römischen Dukat Streitigkeiten ausgebrochen waren. Kaiser Leo forderte den Exarchen auf, den Papst Gregor zu entfernen oder gar zu töten. Der Papst sah in ihm seinen erklärten Feind. Bei dieser Entzweiung der Oberhäupter regte sich die Empörung in Italien zu Gunsten des Papstes gegen den Kaiser. Die kaiserlichen Truppen fielen von dem Exarchen ab, wählten sich ihren eigenen Heerführer und schworen, dem Papste Gregor kein Leid zufügen zu lassen. Diesem Bündnis traten auch die Langobarden bei. Aufgefordert von dem kaiserlichen Dux, sich ihm anzuschließen, wiesen sie das von sich. Die Repräsentanten des Kaisers in Neapel, Rom, Ravenna wurden auf die eine oder andere Weise beseitigt. Die Verbindung mit den Langobarden und den römischen Milizen bildete eine Schutzwehr für den Papst.

Dem Papst lag nichts daran, den Kaiser zu stürzen; dem Versuch einer Usurpation, der sich in Italien regte, hat er vielmehr selbst ein Ende gemacht, aber der Gefahr, in die Hände einer übermächtigen Gewalt von Konstantinopel her zu geraten, wollte er sich nicht aussetzen. In seiner Hauptstadt war er sicher. Als er in diesen Verwirrungen mit Tode abging, setzte man eigenmächtig, fast mit Gewalt einen Nachfolger auf den pontifikalen Thron. Es ist Gregor III., der demnach in einer Art von Aufruhr gegen den Kaiser das Papsttum angetreten hat.

Einer der ersten Akte Gregors III. war es nun, daß er die unter dem Einflusse des griechischen Hofes stehenden Bischöfe, besonders die von Aquileja und Ravenna, aufforderte, sich den Gewaltsamkeiten, die man in Konstantinopel gegen die Freunde der Bilderverehrung ausübe, innerhalb ihrer Diöcese entgegenzustellen. Er lud sie zugleich zu einer bischöflichen Versammlung ein, in der man die Mittel, dem drohenden Unheil vorzubeugen, beraten wolle.

Eine solche Versammlung war das bischöfliche Konzil, welches Ende 731 in Rom abgehalten wurde, dessen Beratungen wir nicht kennen, wohl aber seine Beschlüsse. Sie sind vor dem Grabe des St. Petrus feierlich abgekündigt worden: daß nämlich, wer in Zukunft gegen die altherkömmliche Verehrung der Kirchenbilder blasphemischer Weise handele, als ein von dem Leib und Blut des Erlösers Ausgeschlossener und von der Einheit der Kirche Ausgestoßener betrachtet werden solle. In diesem Beschluß liegt eigentlich eine Art kirchlicher Kriegserklärung, denn der Sinn Leos ging dahin, den Rat des Germanus doch noch zu befolgen und seine bilderstürmerischen Dekrete durch ein allgemeines Konzil bekräftigen zu lassen. Statt dessen wurde ihm ein Konzil des mächtigsten occidentalischen Patriarchen und seiner Anhänger entgegengesetzt, durch welches er als Abtrünniger gleichsam mit dem Fluche belegt wurde. Er sah darin einen Abfall nicht allein des Papstes, sondern des gesamten Italiens und rüstete sich, diesen großen Abfall im ersten Entstehen zu unterdrücken. Eine zahlreiche und wohlbemannte Flotte ging nach Italien unter Segel.

Wenn man sich nun erinnert, daß eben in diesem Jahre Abderrahman über die Pyrenäen nach Gallien vordrang und Eudo besiegte, und in demselben Augenblick eine byzantinische Flotte, die der allgemeinen Lage nach besser gegen die Araber bestimmt worden wäre, nach Italien abgesandt wurde, so kann man in diesem Zusammentreffen nichts anderes, als ein Moment der Krisis der großen Angelegenheiten der Welt erkennen. Denn indem Gallien zu Grunde zu gehen drohte, würde Italien, von der Kriegsmacht und den Waffen seines Kaisers heimgesucht, vielleicht doch überwältigt worden sein, da es sich bloß um die Wiederherstellung eines altgewohnten Zustandes handelte. Dahin sollte es jedoch nicht kommen. Die Flotte des Kaisers erlitt Schiffbruch und war nicht zu fürchten. Wie hätte aber nicht die Besorgnis sich regen sollen, daß diese Versuche wiederholt, ein andermal Erfolg haben dürften.

Aus dieser Besorgnis ist, wenn ich nicht irre, ein Schritt des Papstes Gregor zu erklären, welcher immer als die erste ernstlich gemeinte Annäherung des Papsttums an den fränkischen Majordomus betrachtet worden ist: die Aufforderung, welche Gregor III. durch besondere Sendung an Karl Martell hat ergehen lassen. Auf die Zeitbestimmung, die nicht eben sicher überliefert ist, kommt dabei so viel nicht an. Von universaler Wichtigkeit dagegen ist der Inhalt des Berichtes, nach welchem durch den Papst an Karl mitgeteilt wurde, daß von den Großen und dem Volke von Rom der Beschluß gefaßt worden sei, sich von der Herrschaft des griechischen Kaisers loszureißen und unter der

Schutz des fränkischen Fürsten und Majordomus zu stellen; Gregor habe zugleich die Schlüssel des heiligen Grabes überschickt. Hienach wäre es ein Entschluß des römischen Volkes und seiner Großen gewesen, sich vom Orient loszureißen und an den Occident zu wenden. Papst und Stadt wären hierin einig gewesen. Fragt man, wie sie auf diesen Gedanken kommen konnten, so ist die Antwort, daß Karl Martell der Araber bei Poitiers Meister geworden war. Er hatte die Hauptfrage, welche die damalige Welt beschäftigte, entschieden. Wie Gallien vor den Arabern, so sollte er nun auch Italien vor den Waffen des Kaisers schützen.

Ich denke: darin liegt im Keime die große Kombination der Dinge, welche später die Welt beherrschte. Um sie aber zu verstehen, muß man sich das Verhältnis des Papsttums zu den germanischen Nationen, die Einwirkung Roms auf die Kultur der Angelsachsen, hauptsächlich aber seine Einwirkung auf die Christianisierung von Deutschland vergegenwärtigen. Den Entzweiungen mit Konstantinopel ging eine Reihe von Begebenheiten zur Seite, welche die engste Gemeinschaft zwischen Rom und den germanischen Nationen, eingeschlossen die Angelsachsen, zur Folge hatte. Eine Kombination, deren Ursprung wir wohl hier mit Einem Worte erwähnen dürfen. Wir kennen die Motive, welche den angelsächsischen König Oswin bewogen, in dem Widerstreit zwischen der britischen und der römischen Form der Religionsübung sich für die letztere zu entscheiden. Das vornehmste war, daß er sich der allgemeinen Idee der Religion und der mit ihr verbundenen Kultur, die unter dem Einfluß von Rom im Occident herrschte, anzuschließen wünschte. Er trat mit Rom in ein unmittelbares Verhältnis. Es darf wohl daran erinnert werden, wie dies geschah.

Oswin hatte unter seinen vertrauten Dienern einen Mönch, des Namens Biscop, der recht eigentlich die Verbindung zwischen der römischen Kirche und der neuen Pflanzung vermittelte.

Internationale Naturen muß es geben, um die Kultur aus einem Lande in das andere zu verpflanzen; eine solche war dieser Biscop, in der lateinischen Form seines Namens Benedict. Er ist fünfmal in Rom gewesen und hat von seiner Reise Sammlungen von Büchern zurückgebracht, in welchen Beda seine Studien machte. Aus Frankreich und Italien hat er Baumeister für die kirchlichen und klösterlichen Gebäude hinübergeführt, welche er dann mit Bildern ausschmückte, die aus Italien herbeigeschafft wurden. Ein unschätzbares Verdienst erwarb Benedict durch Herbeiführung des gelehrten Theodorus von Tarsus, der dann zur obersten geistlichen Stelle in England berufen wurde. Es war, als wenn ein im Orient erlittener Verlust im Abendland wieder ersetzt werden sollte. Theodor stammte aus dem cilicischen Tarsus, welches eben damals in die Hände der Araber gefallen war. Ich finde nicht, ob seine Auswanderung nach Italien mit dieser Katastrophe zusammenhängt. Er lebte als Mönch in Rom, als Benedict im Auftrage seines Königs den Papst Vitalian ersuchte, einen ihm für ein hohes Kirchenamt geeigneten Mann

zu bezeichnen. Der Papst nannte diesen Mönch, der dann die Mission übernahm und bald darauf zum Erzbischof von Canterbury erhoben wurde. In dieser Stellung hat Theodor der angelsächsischen Kirche ihre besondere Organisation gegeben, in Verbindung mit den Königen, deren Eintracht er erhielt. Den angelsächsischen Klerus verpflichtete er zu den Satzungen der römischen Kirche. In den Synoden, die er hielt, bewirkte er die Annahme der fünf großen Konzilien; er widersetzte sich der monotheletischen Neuerung, die dann bei seinen Lebzeiten durch das sogenannte sechste Konzil in aller Form verworfen wurde. Noch eine andere Wirksamkeit übte er in Bezug auf die Studien aus. Theodor hatte noch in Athen studiert und, wie er die griechische Gelehrsamkeit besaß, so erschien in seinem Freunde und Begleiter Hadrian, einem Afrikaner, die lateinische, die eben in Afrika selbst mit der römischen Herrschaft zugleich zu Grunde ging, noch einmal lebenskräftig und lehrhaft. Die Reliquien des Altertums fanden eine Freistatt bei den Angelsachsen, die in ihr doch wieder eine durch die Religion geheiligte Überlieferung sahen. Die Schule in Canterbury, die sie gründeten, wurde ein Mittelpunkt für die klassischen Studien bei den Germanen überhaupt.

Nicht jedoch von Theodor von Tarsus und seiner Schule ging der Versuch aus, die Bekehrung Germaniens in die Hand zu nehmen, sondern von den irisch-scotischen Klöstern, die auf der einen Seite sich mit anachoretischen Tendenzen vereinigten, auf der anderen Werkstätten der Mission waren. Unzufrieden mit dem, was in ihrer Heimat geschah, schlossen sich glaubenseifrige Angelsachsen diesen Institutionen an, in denen sich Wanderlust und Zurückgezogenheit verbanden. Einer von ihnen ist Egbert, der, von einer Krankheit genesen, ein Muster mönchischer Tugenden geworden war, in deren Ausübung er allein Befriedigung seiner Seele fand. Der hat zuerst einen umfassenden Plan gefaßt, den Norden zu christianisieren; und da es ihm selbst nicht möglich wurde, eine Mission dorthin zu übernehmen, entsandte er zwölf Glaubensboten an seiner Stelle, unter denen Willibrord, der ebenfalls seine Ausbildung in einem durch Askese hervorleuchtenden irischen Kloster erlangt hatte, sich einen Namen erworben hat.

Von Pippin dem Mittleren, der einen Teil von Friesland erobert hatte, wohl aufgenommen, hat Willibrord zur Bekehrung dieses Landes den Grund gelegt. Die Mission war wohl auf alle Nordgermanen abgesehen. Wir finden Willibrord in Helgoland, er bildete eine Schule für junge Dänen. Seine Wirksamkeit in Friesland hing wesentlich auch von den Wechselfällen der Politik und des Krieges im fränkischen Reiche ab. Durch die Neustrier wurde die Ausbreitung des Christentums eher gehindert, durch die Austrasier gefördert. Das austrasische Fürstentum betrachtete es als seine Angelegenheit, die Mission in ganz Germanien in Schutz zu nehmen; sie war ihm selbst förderlich, um den trotzigen Widerstand der Stämme zu brechen. Wir haben der Verbindung der Mission und des Fürstentums innerhalb Germaniens bereits gedacht. Einen bestimmten Charakter empfing dieselbe durch den

Angelsachsen Wynfreth-Bonifacius. Der aber brachte nun die romanistischen Tendenzen in die germanische Mission. In ihm verschmolz sich der propagandistische Eifer der irischen Klosterbrüder mit den Doktrinen der angelsächsischen Kirche. Dieser hatte er, selbst gegen den Wunsch seiner Angehörigen, durch einen unwillkürlichen Trieb dahingezogen, seine Kräfte gewidmet. Er lebte und webte in der Idee der engsten Verbindung der Kirche mit Rom, wohin in dieser Zeit der Sinn des Volkes und der Könige ging. Schon im Jahre 719 ist er in Rom gewesen; man nimmt an, daß damals sein angelsächsischer Name, Wynfreth — Wyn bedeutet Glück — in Bonifacius, ein Wort, dem man denselben Sinn unterlegt, verändert worden ist. Er hat zu dieser Zeit seine Anweisung zur Mission empfangen. Im Jahre 723 war er wieder in Rom und wurde zum Bischof geweiht. Auch in einem Leben, das nicht gerade in die Kreise der höchsten Entscheidungen gezogen ist, spiegeln sich doch die Momente, die zu solchen führen. An sich ist es von Bedeutung, daß es eben einer der großen Vorfechter der kirchlichen Hierarchie war, mit dem Bonifacius in Verbindung trat. In der ersten Vollmacht zur Mission bringt Gregor II. den Anspruch, das Oberhaupt der Kirche zu sein, mit derselben in charakteristischen Kontakt. Der Knecht Gottes rühmt den religiösen Presbyter, der, dazu sehr befähigt, sich der Heidenbekehrung widme deshalb, weil er, ein Glied der Kirche, das Haupt derselben suche und sich diesem in aller Bescheidenheit unterwerfe: denn dem sei die Übertragung des Lehramts in der Kirche anvertraut. Im Namen der unerschütterlichen Autorität des heiligen Petrus, dessen Befugnisse auf den römischen Papst übergegangen seien, wird der Missionar beauftragt, den Dienst im Reiche Gottes und die Predigt des Alten und Neuen Testamentes den Unwissenden zu verkündigen und bei der Bekehrung die in Rom gebräuchlichen Formeln inne zu halten; gerate er aber in Zweifel, so möge er sich an den römischen Stuhl wenden. Man kann die Gewalt des Oberhauptes der Kirche und die Pflicht der Unterwürfigkeit des Missionars unter dieselbe nicht stärker ausdrücken. Aber auch das ist bemerkenswert, daß vor allem die Lehre des Alten und Neuen Testamentes gepredigt werden soll: denn darin liegt der unterscheidende Charakter des christlichen Glaubens von dem damals in Europa mächtig vordringenden Islam. Während dieser auf der Offenbarung beruhte, die der angebliche Bote Gottes, Mohammed, persönlich empfangen habe, weist der Papst den Missionar an, die Lehre der heiligen Schrift zu predigen, wodurch alle Willkürlichkeiten abgeschnitten werden. Die Formen der römischen Kirche, die man auf den heiligen Petrus zurückführt, erscheinen als verbunden mit dem Dienst und dem Leben im Reiche Gottes. Die Stabilität der Glaubensformel hängt eben von dieser Überlieferung ab. Historisch erwächst dadurch eine Begründung der Ausbreitung der christlichen Lehre in fester kirchlicher Gestalt.

War das nicht eben die Weltstellung des Papsttums gerade in diesem Augenblick? Der Nachfolger des heiligen Petrus tritt in dieser Form den Nachfolgern des arabischen Propheten gegenüber. In der ersten erscheint die

Kontinuation der universalen Entwickelung, in der anderen die gegen dieselbe anstrebende, ihre eigene Richtung verfolgende Lehre des vermeinten Boten Gottes.

Bei Bonifacius zweiter Anwesenheit zu Rom im Jahre 723, der Erhebung des Missionars zum Bischof, tritt, wenn ich nicht irre, noch eine andere Seite der päpstlichen Politik hervor. Der Missionar leistete den Eid der suburbikarischen Bischöfe, jedoch mit einem charakteristischen Unterschied. In jenem Eide war die Verpflichtung enthalten, keiner Bewegung beizustimmen, die gegen den Kaiser in Konstantinopel vorgenommen werde, sondern einer solchen vielmehr entgegenzutreten. Davon ist jedoch in dem Eide, welchen Bonifacius bei seiner Weihe schwur, nichts zu lesen. Dieser verpflichtet sich nur, niemals den Priestern oder kirchlichen Würdenträgern, welche etwas gegen die alten Statute, das heißt doch: gegen den Primat des heiligen Petrus unternehmen wollten, beizustimmen, diesen vielmehr entgegen zu treten und, wenn er nichts auszurichten vermöge, davon dem heiligen Vater, seinem Herrn Kunde zu geben.

Wenn der suburbikarische Bischof als Unterthan des Kaisers, der Papst gewissermaßen als Organ desselben betrachtet wurde, so soll der Missionar nur die Aufrechterhaltung der hierarchischen Ordnung und der Hoheit des Papstes, die Abwehr jeder Verletzung derselben im Auge haben. So brachte es die damalige Lage der Welt mit sich. Daran dachte man in Rom nicht mehr, die Kirche und das Imperium für identisch oder doch für untrennbar vereinigt zu halten. Man war nur auf die hierarchische Oberhoheit des römischen Stuhles bedacht. Nur diese verpflichtete Bonifacius gegen jeden Abfall aufrecht zu halten. Von dem Kaiser konnte in den Regionen, für welche Bonifacius bestimmt war, gar nicht die Rede sein. Hier kam es allein auf den Mann an, der die höchste Gewalt in seinen Händen hatte, und der dann zugleich den apostolischen Missionar in seinen Schutz nahm. Man könnte wohl meinen, daß alles auch anders hätte geschehen, daß Deutschland durch britische Missionare ohne eine ähnliche Verpflichtung hätte christianisiert werden können unter der unmittelbaren Autorisation des fränkischen Fürsten und unter Konnivenz des römischen Kaisertums. So aber lagen die Dinge nicht, daß ein solcher Versuch auch nur gemacht, geschweige denn hätte durchgeführt werden können. Das Verhältnis, das zwischen dem Papste, dem Missionar und dem fränkischen Fürsten zu stande kam, wurde das Moment, von welchem eine neue Entwickelung der Geschichte ausging.

Die Mission bildete den Knoten, in welchem sich die beiden Gewalten, die nun bestanden, das von Konstantinopel losgerissene Papsttum und das den Merowingern entgegengesetzte Majordomat, vereinigten. Doch war diese Verbindung nicht etwa von Anfang an eine planmäßig geschlossene; sie wurde durch die religiösen Bewegungen in Deutschland selbst veranlaßt, welche mit den Anfängen der Christianisierung hervortraten. Nicht ohne lebhafte Teilnahme denkt man in Deutschland an die Zeiten zurück, in welchen sich die

britischen Missionen selbständig in freiem Streben der Ausbreitung des Christentums widmeten. Noch waren sie in den Landschaften, in denen sie Eingang gefunden, doch keineswegs des Heidentums Meister geworden. Es gab Stadien des Überganges von der einen Religion zur anderen.

Man sah wohl christliche Priester an den heidnischen Opfergebräuchen teilnehmen. Von der Ehelosigkeit, welche die römische Kirche, hierin viel strenger als die griechische, forderte, wollten diese Missionare nichts hören. Einem der vornehmsten derselben, Namens Clemens, wird der Vorwurf gemacht, daß er sich Bischof nenne, obgleich er in einer zweiten Ehe lebe. Und überhaupt verschmähten sie die Hierarchie, die sich an Rom anschloß. Sie nahmen eine Abhängigkeit der Missionare von dem Kloster an, von welchem dieselben ausgegangen waren, gleichsam eine Affiliation der Missionen, wodurch die Hierarchie gebrochen und die Unterordnung unter Rom vermieden wurde. Es ist dabei zu sehr bemerkenswerten Kundgebungen gekommen, von denen wir jedoch, da wir sie nur aus dem Munde ihrer Gegner kennen, keinen deutlichen Begriff gewinnen. Von Bedeutung ist es doch, wenn die einen, wie Clemens, von den Heiligen der lateinischen Kirche, wie Hieronymus oder Augustinus, nichts wissen wollten; sie halten sich an die griechischen Einrichtungen, die noch eben in den Zeiten, in denen wir stehen, z. B. in dem eben erwähnten trullanischen Konzil, der niederen Geistlichkeit die Ehe gestattet haben.

Es traten aber auch Männer auf, die um vieles weiter gingen und einer christlichen Kirche ohne alle hierarchische Vermittelung zustrebten. Gewiß die merkwürdigste Erscheinung in dem damaligen Germanien ist jener Aldebert, über den sich Bonifacius vor einer römischen Synode bitter und heftig beschwert. Wenn man von den Mirakeln abstrahiert, die ihm schon damals legendarisch zugeschrieben wurden und die etwas höchst abenteuerliches haben, so bleibt doch ein gesunder religiöser Kern übrig, der dem allen zu Grunde liegt. Dem Begriff des Bistums, wie man es in Rom und bei den Angelsachsen faßte, widersprach Aldebert. Er ließ sich von einigen ungelehrten Bischöfen unkanonischer Weise selbst zum Bischof weihen. Von den Wallfahrten, auch dem Besuch der Schwellen der Apostel in Rom sagte er wohl: er wisse nicht, wozu sie dienen sollten. Die Kirchen auf den Namen der Apostel und Märtyrer zu weihen, hielt er für unwürdig. Er stiftete Bethäuser und Kapellen an den Stätten der alten Verehrung, an Quellen und auf Feldern, wo ihm das Volk dann zuströmte. Auch die Ohrenbeichte, die damals unter den Angelsachsen eingeführt wurde, verwarf er. Er meinte, die Vergebung der Sünden auch ohne vorangegangene Beichte eines jeden aussprechen zu können. Der Kern seiner Lehre war die Annahme einer unmittelbaren Verbindung Gottes mit seinen Geschöpfen durch seinen Sohn Jesus Christus. Er stützte sich auf die Verheißung, daß die im Namen des Sohnes an den Vater gerichteten Bitten erfüllt werden sollten.

Die Lehre ist nicht ohne Tiefe und innere Wahrheit, aber es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß sie doch auch zu persönlichen Willkürlichkeiten der Auffassung Anlaß zu geben sehr geeignet war. Das Volk hielt Aldebert für einen Apostel, dem es mit Kniebeugungen entgegenging. Wenn man diese Gegensätze der Meinungen, die auch in den bereits christianisierten Landschaften um sich griffen, ohne Voreingenommenheit überlegt, so ergiebt sich daraus, daß auf diesem Wege die Nation nimmermehr zu einer kirchlichen Organisation vereinigt werden konnte. Den Willkürlichkeiten eines vermeinten Apostolats trat nun die strenge Satzung der römischen Kirche entgegen. Wie einst in Britannien das Argument überwogen hatte, daß die religiöse Umwandlung dem organisierten christlichen Gemeinwesen beizutreten habe, so mußte das auch in Germanien der Fall sein. Wie wäre sonst an eine Vereinigung der Völkerschaften den saracenischen Invasionen gegenüber zu denken gewesen. Und auch für die schon für das Christentum gewonnenen Stammeshäupter, die ja nicht gezwungen werden konnten, war es notwendig, in der Mitte der Differenzen der Glaubensprediger eine Norm zu finden, der sie sich anschließen konnten. In beiderlei Hinsicht war es unumgänglich, die Autorität des heiligen Petrus in dem römischen Papste anzuerkennen. Wenn man Bonifacius den Apostel der Deutschen nennt, so kann das nicht von der ersten Einführung christlicher Ideen verstanden werden, aber dabei bleibt es: die deutsche Kirche hat er gegründet. Eben dazu war die Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die er vermittelte, unentbehrlich.

Die geistliche Gewalt war in ihrer Emancipation von dem Kaisertum, die weltliche in ihrer Zurückweisung des alten Königtums begriffen. Ohne die Unterstützung der weltlichen Macht hätte Bonifacius nichts ausgerichtet, aber diese selbst bedurfte einer anerkannten Autorität, um in Germanien zu einem festen Bestande zu gelangen. Die Durchführung des Christentums wurde dadurch sehr erleichtert, daß die weltlichen Dynasten sich großenteils an den Majordomus anschlossen. Aber eine definitive Organisation wäre doch ohne die Einwirkung von Rom unmöglich geblieben. Ein wesentlicher Schritt war, daß Bonifacius bei seiner dritten Reise nach Rom im Jahre 732 vom Papst Gregor III. zum Erzbischof erhoben wurde. Der Papst verlieh ihm das Pallium, das er bei den geistlichen Handlungen, hauptsächlich aber bei der Weihe der Bischöfe, tragen solle. Er sprach ihm das Recht zu, Bischöfe einzusetzen mit Assistenz zweier oder dreier anderer. Das aber genügte, um allmählich eine Organisation der germanischen Kirche zustande zu bringen. Zugleich gehörte der Spruch der römischen Kirche dazu, den Abweichungen der religiösen Meinung im Volk und bei den Großen ein Ende zu machen; die Autorität des heiligen Petrus umfaßte und bedingte alles. Man muß sich diesen Ursprung der deutschen Kirche vergegenwärtigen, um nicht ungerecht zu werden. Alles hing mit den allgemeinen und besonderen

Interessen zusammen. Ein Usurpationsgelüste des römischen Stuhles kann man darin nicht sehen. Der Papst that nur, wozu er in der Lage der Angelegenheiten befugt und selbst genötigt war: denn den Angriffen Leos des Isauriers gegenüber bedurfte er einer Stütze. Es war ein historischer Akt von unermeßlicher Tragweite, daß er sich vom Orient abwandte und den vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit im Occident suchte. Ebenso that Bonifacius nur eben das, was seines Amtes war, was er in seinem Kloster gelernt hatte, und worin er die Summe aller Religion erblickte. Bonifacius arbeitete in steter innerer Bewegung der Seele, außen Kampf, Bedenklichkeiten im Inneren.

Am wenigsten könnte den Majordomus Karl Martell ein Vorwurf treffen. Eine feste Begründung der kirchlichen Ordnungen war für ihn unentbehrlich, wenn Austrasien mit den anderen deutschen Völkern unauflöslich vereinigt und mit beiden die Gesamtmacht des fränkischen Reiches auch den Saracenen gegenüber behauptet werden sollte. Die Septentrionalen, wie der alte spanische Bericht sagt, haben in der Schlacht bei Poitiers das Beste gethan; zu denen aber gehörten ohne Zweifel auch die Neubekehrten. Die Aufrichtung der Kirche in Deutschland kann nicht gerade als eine Realisation der reinen christlichen Idee betrachtet werden. Sie war das Werk der zusammengreifenden Weltkräfte in Rom und im fränkischen Reiche, beruhte aber einer sehr ausdrücklichen Versicherung zufolge auf den ältesten Grundlagen des Glaubens. Indem die deutsche Nation der Religion der Welt sich anschloß, vereinigte sie sich zugleich in sich selbst. Für die deutsche Nation war sie mehr als in Einer Rücksicht unschätzbar. Sie kam ihrem religiösen Bedürfnis entgegen, das sich sonst sporadischen, doch wieder willkürlichen und vorübergehenden Influenzen hingegeben hätte. Sie verband sie mit der größten Hervorbringung des Menschengeschlechtes und vereinigte sie in sich selbst. Sonst hätte den Gegensätzen der Stämme, die sich immer aufs neue regten, doch kein Ende gemacht werden können. Schon durch alles dies hatte der Papst unter Vermittelung des Bonifacius den größten Einfluß auf die Weiterbildung des fränkischen Reiches, namentlich in Germanien. Noch nachhaltigere Wirkungen aber sollte die Verbindung auf die Gestaltung der höchsten Gewalt im Frankenreiche ausüben. Alles jedoch war noch im Werden so in dieser Beziehung wie in den meisten anderen; noch hatte selbst die Annäherung des Papstes Gregor an den fränkischen Majordomus keinerlei Folgen gehabt, als Karl Martell mit Tode abging und das Werk seiner Hände durch Unruhen, die aus der Erblichkeit der höchsten Gewalt hervorgingen, in seinem Bestand bedroht wurde.

Elftes Kapitel.

Übergang des fränkischen Königtums auf die Nachkommen Karl Martells. Ihre Verbindung mit dem römischen Stuhl.

Indem man die werdende Gewalt, wie sie sich dem Konflikte des merowingischen Königtums mit dem Majordomat, das in einer Provinz des Reiches schon zu erblichem Besitz gelangt war, entwickelt hatte, betrachtet, wird man von der Schwierigkeit betroffen, welche der Tod des Herzogs und Fürsten von Austrasien, der zugleich Neustrien und Burgund als Majordomus verwaltete, herbeiführen mußte. Dennoch waren die merowingischen Könige nicht ausgestorben, noch untergegangen. Eben in ihnen repräsentierte sich die Einheit des fränkischen Reiches durch legitime Erbfolge. Aber sie waren so machtlos, daß von ihrer Seite an eine Wiederaufnahme der königlichen Autorität sich nicht denken ließ. Karl Martell hatte die faktische Macht vollkommen in seine Hand genommen. Bei seinem Tode stellte sich heraus, daß sie nicht ungeteilt bleiben konnte. Die germanischen Ideen, welche den Begriff des Privatrechts auch auf die höchste Gewalt übertrugen, machten sich wie bei dem legitimen Geschlecht, so auch bei denen geltend, welche nur eben den faktischen Besitz eines Vorgängers in Anspruch nehmen konnten. Diese erblickten in demselben eine Hinterlassenschaft, welche ebenfalls der Erbteilung unterworfen sein sollte. Die Streitfrage, welche sich erhob, war eine doppelte. Dem noch nicht zurückgewiesenen Anspruch der Merowinger trat ein Gegensatz zwischen den Söhnen Karl Martells, die eben als die Karolinger erscheinen, zur Seite. Wir erwähnten die Teilung des Reiches, die Karl Martell mit Einwilligung des Heerbannes zu Gunsten seiner beiden Söhne getroffen hatte. Es lebte ihm aber noch ein dritter Sohn aus seiner Ehe mit Swanhilde, des Namens Grifo, dem auch seinerseits ein erbrechtlicher Anspruch zustand.

Aus den ~~den~~ überaus fragmentarischen Notizen, die auf uns gekommen sind, scheint sich zu ergeben, daß seine Ehe mit der in Gefangenschaft geratenen Agilolfingerin Swanhilde sehr unbeliebt war und Swanhilde selbst in den letzten Jahren ihren Rückhalt bei einer Partei suchte, die den merowingischen König noch nicht aufgeben wollte. Es ist hierüber zu einem offenen Bruch zwischen ihnen gekommen. Von einem Gaugrafen in Paris unterstützt, hat Swanhilde ihren Gemahl aus Paris vertrieben und dabei mancherlei Gewaltthätigkeiten unter anderen gegen das Kloster S. Denis ausgeübt. Aus einer Heiligenlegende erfährt man, daß Karl Martell eine große Zärtlichkeit für Grifo hegte; und leicht mag es sein, daß er demselben für den Fall seines Todes sehr bestimmte Zusagen gemacht hat, die aber dem Heerbann und den beiden älteren Brüdern allezeit widerwärtig waren und von ihnen

nicht für bindend gehalten wurden. Die Erbteilung vor dem Tode Karl Martells möchte selbst im Gegensatz hiezu geschehen sein. Aber Grifo hielt an den Versprechungen fest, die ihm gemacht waren, und seine Mutter bestärkte ihn darin, selbst in der Absicht, daß er von den ihm überlassenen Landschaften aus die höchste Gewalt im Reiche an sich bringen werde. So erzählt Eginhard.

Aber, wie dem auch sei, geradezu leugnen darf man wohl nicht, daß Karl Martell auch für seinen dritten Sohn Fürsorge getroffen und ihm ein Territorium als Erbteil bestimmt hatte. Es war ein Gebiet, durch welches Bezirke der drei Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund von denselben abgezweigt und zu einem besonderen Fürstentum vereinigt werden sollten.

Wahrscheinlich meinte er dabei doch die großen Provinzen des Reiches, welche unter die beiden älteren Brüder geteilt wurden, zugleich aufrecht zu erhalten.

Derselbe Begriff des Erbrechts, auf dem diese Teilung überhaupt beruhte, schien auch dem jüngsten der Söhne zu gute kommen zu müssen. In dem Augenblick der Teilung nahmen Swanhilde und Grifo die dem letzteren zuerkannten Bezirke in Besitz. Grifo bemächtigte sich der Stadt Laon. In dieser Situation ließ sich nichts anderes erwarten, als der Wiederausbruch eines inneren Krieges, welcher das kaum vereinigte Frankenreich von neuem zerreißen mußte. Denn wenn die Söhne Karl Martells sich entzweiten, wie hätten da nicht auch die Merowinger in den eben erst unterworfenen Nachbarstämmen Anhänger finden und diese selbst dem Geschlecht der alten Könige Hülfe gewähren sollen. Da war es nun entscheidend, daß sich zwischen dem alten Königtum und den Erben des Majordomats noch eine dritte Macht entwickelt hatte, der Heerbann, der in anschließender Erinnerung an die frühere Verfassung unter Karl Martell neu organisiert worden war. Dem lag aber alles an der Aufrechterhaltung der zuletzt begründeten Zustände; mit ihm war die erwähnte Zweiteilung des Reiches unter die beiden älteren Söhne Karls, Karlmann und Pippin, die schon immer an ihrer Spitze gestanden hatten und von denen man keine Entzweiung fürchtete, beraten und beschlossen worden. Der gesamte Heerbann widerstrebte dem Vorhaben, einen dritten Reichsteil abzuzweigen, was in seinem eigenen Schoße eine Sonderung veranlaßt haben würde; er widersetzte sich der Ausführung einer neuen, ohne seine Teilnahme beschlossenen Verfügung; das einfache erbliche Privaterbrecht erkannte er in Bezug auf das Reich nicht an. Karlmann und Pippin nahmen anfangs Rücksicht auf die väterliche Bestimmung; als sie aber den Willen des Heerbannes, der sich von ihnen nicht sondern lassen wollte, erkannten, so beschlossen sie, von demselben mitfortgerissen, die Aufstellung eines dritten Reichsteiles nicht zu dulden; sie überzogen Laon, wo sich Grifo aufhielt, mit Heeresmacht. Vergebens rechnete Grifo auf das Erwachen brüderlicher Zuneigung bei ihnen. Als er die Waffen niederlegte, wurde er von

Karlmann, der das entscheidende Wort führte, in ein neuerbautes Schloß in den Ardennen gebracht, Swanhilde in ein Kloster verwiesen. So wurde der Friede in dem Innern des Reiches unverzüglich hergestellt, aber in den benachbarten, noch nicht einverleibten Landschaften zeigte sich allenthalben Unbotmäßigkeit und Aufstand. Durch den Tod Karl Martells, der sie bezwungen hatte, wurden sie an sich zu neuen Erhebungen und Versuchen, wieder selbständig zu werden, angeregt. Pippin und Karlmann zögerten keinen Augenblick, ihre vereinigten Heerscharen gegen diese Erhebung ins Feld zu führen.

Im Frühjahr 742 überschritten sie die Loire, um Aquitanien, das der Sohn Eudos, Hunold (Chunoald), in Besitz hatte, anzugreifen; vielleicht verdient es Erwähnung, daß die Einwohner des südlichen Galliens dem fränkischen Heerbann gegenüber als Römer bezeichnet werden; die Städte wurden genommen und die Angesehensten aus den Bürgerschaften als Gefangene weggeschleppt. Im Herbst führen die beiden Brüder ihre Heerscharen über den Rhein gegen die Alemannen; sie dringen tief in das Innere der schwäbischen Gaue vor, deren Einwohner sich unterwerfen, Geschenke bringen, schwören, die Hoheit der Fürsten anzuerkennen und dafür Geiseln stellen. Den vornehmsten Widerstand aber setzten die Bayern entgegen. Was man auch sonst von den Absichten Swanhildes denken mag, augenscheinlich ist, daß in der Familie Karl Martells ein Mißverständnis ausgebrochen war. Swanhilde hielt das Interesse des agilolfingischen Hauses, aus dem sie stammte, aufrecht. Sie hatte in diesem Sinne ihre Stieftochter Chiltrude nach Bayern verpflanzt und der damalige Herzog Odilo nicht gesäumt, sich mit derselben zu vermählen, obwohl Pippin und Karlmann dagegen waren. Auch nachdem diese die Oberhand im Reiche und an dessen Grenzen erlangt hatten, versuchte doch Odilo seine Selbständigkeit zu behaupten. Zu diesem Zwecke setzte er sich mit Hunold von Aquitanien in Verbindung, der Herzog gesellte sich ihm zu; nicht nur Sachsen, sondern auch andere germanische und slavische Scharen zogen ihm zu. Das bedeutendste aber ist, daß auch der damalige Papst Zacharias, denn auch mit Rom war Bayern in ein Verhältnis hierarchischer Unterordnung getreten, zu der Seite Odilos hinneigte. Er schickte einen Legaten nach Bayern, um die beiden Brüder aufzufordern, von dem Blutvergießen abzustehen, in dem sie doch ihren Zweck nicht erreichen würden. Soweit aber erstreckte sich das von ihrem Vater eingeleitete Verhältnis zu Rom keineswegs, daß die Söhne dem Interpreten des Mannes, der sich als den Vertreter des heiligen Petrus darstellte und dessen Willen verkündigte, Gehör geschenkt und ihren Anspruch auf die Oberherrschaft über dies Land aufgegeben hätten. Am Lech trafen beide Heere, das fränkische und das von anderen Seiten her verstärkte bayrische aufeinander. Die Bayern waren so gut verschanzt, daß die Franken Bedenken trugen, sie innerhalb ihrer Befestigungen anzugreifen; aber nach einigen Tagen entdeckten sie Furten, welche sie in den Stand setzten, den Fluß zu überschreiten. Unerwartet sahen sich

die Bayern angegriffen, sie erlitten eine vollkommene Niederlage. Sarkastisch zugleich und wohlberechnet ist die Art, wie Pippin dem päpstlichen Legaten begegnete. Er stellt in Abrede, daß derselbe im Namen des Papstes oder gar des heiligen Petrus gesprochen habe, denn der Ausgang beweise, daß der heilige Petrus, von dem doch gewiß sein Sieg herrühre, nicht gegen ihn sei; die Oberhoheit über Bayern, die ihm der Legat abgesprochen, habe ihm Gott und St. Petrus gewährt. Wir werden des Fortganges dieser Entzweiung noch oft zu gedenken haben. Zunächst aber wurde die frühere Unterordnung Bayerns unter die Franken wieder hergestellt und unverzüglich richteten die Brüder ihre Waffen gegen die Verbündeten Odilos. Die Sachsen wurden, so viel man weiß, ohne Gewalt der Waffen dahin gebracht, in das alte Verhältnis zurückzutreten, an den Grenzen vollzogen sich umfassende Bekehrungen; Theodebald wurde aus seinem Lande getrieben und zu einem Vertrage genötigt, in dem ihm das Herzogtum verblieb, wobei seine Anhänger sich aber keineswegs beruhigten. Bei einer neuen Empörung derselben zeigte Karlmann einen heftigen Ingrimm gegen sie, die Malstätte bei Canstatt wurde mit Blut besudelt; alle die besonders, welche an den früheren Kriegen mit Odilo teilgenommen, verfielen hier der Rachsucht des Fürsten. Unverweilt folgte hierauf ein neuer Zug über die Loire, der zur Unterwerfung der Aquitanier führte. Hunold rettete sein Leben, indem er in ein Kloster ging.

Nur dem Papst in Rom seine Teilnahme in der bayrischen Sache irgendwie zu vergelten, fühlten sich die beiden Brüder nicht versucht. Wie hätten sie von der Ehrfurcht vor dem heiligen Petrus sich entfernen sollen; sie traten mit der geistlichen Gewalt vielmehr in die engste Vereinigung. Ohne Grifos weiter zu gedenken, erkannte Bonifacius vielmehr die Herrschaft der beiden Brüder rückhaltlos an und arbeitete in ihrem Dienst. Jene Anmahnungen, die den Hauptinhalt des Schreibens an Grifo ausmachen, die christlichen Pflanzungen gegen die Angriffe der Heiden in Schutz zu nehmen, waren zugleich an die älteren Brüder gerichtet gewesen. Er hat sie dazu mit dem Hinweis auf ihren Vater und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, jeden in seiner eigenen Person, aufgefordert. Ohne Bedenken fügte er sich der neuen Ordnung und gab dem Papste Nachricht davon. Besonders der älteste der Brüder, dem die Regierung in Germanien zugefallen war, trat mit ihm in die engste Verbindung. Einen Beweis, wie sehr dieser auf die Ideen des Bonifacius einging, liefert das sogenannte Concilium Germanicum, welches er im Jahre 742 berief. Er erscheint dabei als Herzog und Fürst der Franken; die Versammlung selbst hat er auf den Rat seiner Optimaten berufen. Sie bestand aus den anerkannten Inhabern bischöflicher Würden und anderen Priestern. Was dort beschlossen wurde, ist eben das für eine selbständige kirchliche Verfassung Unentbehrlichste: die Unterordnung des gesamten Klerus unter die Bischöfe, wofür Vorschriften gegeben werden, die dem Bistum einen höheren Rang verleihen; sodann aber auch eine Rückgabe der den Kirchen unregelmäßigerweise auferlegten Leistungen.

Im folgenden Jahre erscheint die Lage doch schon wieder verändert. Die Versammlung hatte im April 742 stattgefunden, wahrscheinlich noch, ehe das erste Unternehmen gegen Hunold nach Aquitanien hin ausgeführt wurde.

Bei diesem Zuge hatten Karlmann und Pippin, die auf Grifo keine weitere Rücksicht zu nehmen brauchten, das Reich definitiv geteilt. Nun aber trat erst die Schwierigkeit der Situation nach der germanischen Seite hin in volle Evidenz.

Die beiden Fürsten fühlten sich bewogen, zur Beschwichtigung der Unruhen die Herstellung eines merowingischen Königs ins Auge zu fassen.

Im Jahre 743 berief Karlmann eine neue Versammlung, die zugleich ein Reichstag war, nach Liftinas, im Hennegau. Dahin hat er die hohe Geistlichkeit nicht allein, sondern auch die Grafen und andere vornehme Beamte zusammenkommen lassen. Sie haben die vor einem Jahre beschlossenen Anordnungen bestätigt, die eine ausgenommen, welche den Verzicht auf die Geldleistungen der Geistlichkeit enthielt. Karlmann erklärte im Angesicht bevorstehender Kriege derselben nicht entbehren zu können; er bedürfe eines Teiles des kirchlichen Einkommens für sein Heer. Und zugleich trifft er andere Anordnungen, die dazu dienen sollen, die Kirche ihrerseits zufrieden zu stellen. Das Abkommen ist auf der Frühjahrsversammlung des Heeres im Jahre 743 geschlossen worden. Mit dieser Zusammenkunft aber hängt dann die Wiederbesetzung des merowingischen Thrones zusammen. In einer nicht in Zweifel gezogenen Urkunde schreibt Childerich selbst dem Majordomus Karlmann, dem Regierer des Palastes zu, daß er ihn auf dem königlichen Throne wiederhergestellt habe.

In Neustrien ist zu Soissons im März 744 eine analoge Versammlung gehalten worden, auf welcher der Name des Königs Childerich in aller Form erscheint und Pippin sich neben ihm als Herzog und Fürst der Franken bezeichnet. Wenn man diese Thatsachen zusammenstellt, so bietet sich als das Motiv der Erhebung eines Königs aus dem alten Hause eben jene von den beiden Brüdern vorgenommene definitive Teilung dar. Es lag für die Einheit des Reiches, welche der Heerbann nicht aufgeben mochte, die Notwendigkeit vor, einen Fürsten und Herrn anzuerkennen, der die beiden Reichsteile repräsentierte. Die beiden Fürsten kehrten sachlich zum Majordomat zurück, bei dessen Ausübung sie jedoch wie selbständige Fürsten verfuhren. Für Germanien ist es die Epoche, in welcher die Kirche im mittleren Deutschland in bestimmten Formen begründet worden ist, durch Bonifacius und Karlmann. So weit sind sie dabei nicht gekommen, als die Absicht gewesen war. Diese war dahin gegangen, in Erfurt ein Bistum, in Hersfeld ein Kloster zu errichten. Das scheint jedoch wegen der Nähe der Sachsen unmöglich gewesen zu sein. Eigentlich sind nur die Bistümer Würzburg, Eichstädt und das Kloster Fulda unter Beihülfe Karlmanns zustande gekommen. Würzburg bildete den Mittelpunkt der fränkischen Besitzungen vom Thüringer

Wald bis zur schwäbischen Grenze, Eichstädt umfaßte die von Bayern abgetrennten Bezirke des Nordgaues, der ebenfalls definitiv in fränkischen Besitz überging.

Nicht mit Unrecht sind sie als Annexionen des fränkischen Reiches bezeichnet worden, denen nun die neue bischöfliche Einrichtung erst wahren Bestand verlieh. Fulda, in Buchonia errichtet, lag an der Grenze mehrerer Gaue und an dem Weg vom Rhein nach Thüringen. Hier liebte Bonifacius am meisten zu verweilen. Es war zugleich eine Schule für Gelehrsamkeit, Kunst und Gewerbe. Ihm selbst wurde eine noch größere definitive Stellung zu Teil. Das Bistum Mainz war soeben dadurch vakant geworden, daß sich der Bischof persönlich an den Kriegen beteiligt und sogar einen Akt der Blutrache für seinen ermordeten Vater nicht ohne Hinterlist ausgeführt hatte.

Dem weltlichen, in die Gewohnheiten der Germanen zurückgefallenen Priester wurde nun in Bonifacius ein Nachfolger von rein geistlicher Intention gegeben. Wie hätten sonst in der neuen Gründung die Tendenzen der Mission sich verwirklichen sollen. Bonifacius wurde zum Erzbischof erhoben; die Siege Karlmanns machten es möglich, daß die schwäbischen Bistümer Straßburg, Konstanz, Augsburg, das Kloster St. Gallen der Fürsorge des Erzbischofs Bonifacius anvertraut wurden, der eine umfassende kirchliche Thätigkeit auszuüben bekam. Er hatte sich schon unter Herzog Odilo ein ähnliches Verdienst erworben; er hatte Bayern in große Diöcesen abgeteilt, wie sie bisher immer bestanden haben, und nach den Siegen der Franken zur Errichtung von Eichstädt und eines Bistums Neuburg an der Donau die Hand geboten. Bonifacius mußte, dem Majordomus und Herzog Karlmann zur Seite als einer der mächtigsten Männer im damaligen Deutschland angesehen werden.

Trotz dem Fortschritte in der Konsolidation Germaniens, der sich hierin ausspricht, läßt sich nicht verkennen, daß die Zukunft des Reiches nur wenig gesichert war. Die beiden Brüder waren einmütig; aber einmal lebte ihnen noch ein dritter Bruder, Grifo, der doch nicht immer im Gefängnis gehalten werden konnte, und schon hatte Karlmann sowohl wie Pippin eine aufwachsende Nachkommenschaft. Wie hätte sich ein Verständnis der beiden Familien über ein Menschenalter hinaus voraussetzen lassen. Überdies aber war das merowingische Geschlecht, dem die Erbfolge im Reiche nach altem Herkommen gebührte, keineswegs vernichtet.

Dazu kam die Reaktion des Heidentums auf das Christentum, welche von dem großen Stamme der Sachsen ausging.

Wieviel fehlte da noch, um nur die Stellung einzunehmen, welche Karl Martell innegehabt hatte, noch mehr, um die faktische Gewalt in ihrer einheitlichen Energie auszubilden, was doch für die Weltstellung des Reiches geboten war. Ein Ereignis von höchster Bedeutung war es unter diesen Umständen, daß der älteste der Brüder, Karlmann, sich entschloß, seine große

Stellung im Reiche aufzugeben und sich in der Nähe der Schwellen der Apostel in ein Kloster zurückzuziehen. Was ihn dazu veranlaßte, läßt sich nur ahnen. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube darin ein Resultat des Widerstreites zwischen den kriegerischen Pflichten eines Fürsten und den Rücksichten, wie sie die Religion auferlegt, zu erblicken, wie bei Theodosius und dem Westgotenkönig Receswinth. Karlmann erscheint auf der einen Seite thatkräftig, nach Lage der Dinge gewaltsam und durchgreifend; auf der anderen legte er eine lebendige Hinneigung zum Christentum dar. Beiden zugleich gehört die Grundlegung der deutschen Kirche an. Allein die Privilegien der Kirche liefen der hergebrachten Art und Weise der weltlichen Verwaltung entgegen. Dem austrasischen Herzog und Fürsten mochte die blutige Scene von Canstatt, wohl auch die Haft, in der er aus politischen Rücksichten seinen jüngeren Bruder hielt, schwer auf der Seele lasten. Darin spricht sich der Charakter der Zeiten aus, daß sich mächtige Fürsten entschließen, ihre Teilnahme an den weltlichen Geschäften plötzlich abzubrechen und für das Heil ihrer Seele zu sorgen. Zuerst begab sich Karlmann noch als großer Fürst mit seinem Gefolge nach Rom. Hier kam er mit dem Papste Zacharias, demselben, durch welchen die kirchliche Organisation in Deutschland hauptsächlich gefördert worden war, in persönliche Berührung; er hatte bereits, wie die alten fränkischen Fürsten in ähnlichen Fällen, sich das Haupthaar abscheren lassen, was den Eintritt in den geistlichen Stand in sich begriff. Auf den Rat des Papstes entschloß er sich nun, das Mönchsgelübde abzulegen und verfügte sich zu diesem Zweck nach Monte Casino. Doch war sein Sinn zunächst, ein neues Kloster zu errichten. Auf dem Abhang des Berges Sorakte, dem ehemaligen Gebiete von Veji, einer Stätte uralten Götterdienstes, gründete er ein Kloster, wo er selbst Wohnung nahm. Aber die Einsamkeit, die er suchte, fand er da nicht. Die Franken, die nach Rom wallfahrteten, ließen es sich nicht nehmen, ihren alten Fürsten zu besuchen, so daß er nichts weniger als ganz abgeschlossen war, weshalb er es vorzog, seine Stiftung zu verlassen und sich nach Monte Casino zurückzuziehen, wo er sich als gehorsamer und demütiger Klosterbruder erwies. Auf sein Reich hat er nicht in aller Form Verzicht geleistet; er überließ es der Verwaltung seines Bruders Pippin, nicht ohne demselben auch seinen Sohn Drogo anzuvertrauen.

Die nächste Folge seiner Entfernung war die Befreiung Grifos aus seiner Haft. Wenn aber Pippin denselben durch einige sehr ansehnliche Zuwendungen zu befriedigen meinte, so hatte er sich getäuscht. In Grifo lebte das stolze Selbstgefühl eines geborenen Fürsten, seinen Erbanspruch ließ er nicht fallen, und eine Anzahl junger Franken schloß sich ihm dabei an. Eine Zeitlang hielten sie an sich. Im Jahre 748 begleitete Grifo den Bruder auf eine Reichsversammlung zu Düren; hier aber brach er los, er verließ Pippin mit einer ergebenen Schar aus dem fränkischen Adel. Er setzte über den Rhein und nahm seinen Weg zu den Sachsen. Er sagte sich nicht allein

von dem Gehorsam gegen die höchste Gewalt, welche Pippin innehatte, los; er wurde demselben sogar gefährlich. Durch die Abdankung Karlmanns waren die dem Reiche noch nicht angehörigen Nachbarstämme in allgemeine Aufregung geraten. Die Sachsen waren im Begriff, an der Ocker eine feindselige Stellung zu nehmen, als Grifo bei ihnen erschien und ihnen beistand, dieselbe zu befestigen. Nicht allein auf die Sachsen kam es hiebei an; es liegt am Tage, daß damit die Stellung Pippins im fränkischen Reiche überhaupt gefährdet wurde. Was er früher mit seinem Bruder Karlmann ausgeführt hatte, mußte er jetzt allein unternehmen. Er säumte keinen Augenblick, dem beginnenden Widerstand mit voller Kraft zu begegnen.

Aus dem Gebiete der Nordschwaben drang er weiter gegen die Sachsen vor, die Slaven in Frisonofeld und im Wendengau schlossen sich ihm an; er erschien so überlegen im Felde, daß die Sachsen verzweifelten, sich in ihren eben begonnenen Verschanzungen zu behaupten. Sie erneuerten die alten Verträge; eine große Anzahl der Grenzbewohner bekehrte sich zum Christentum. Indem aber öffnete sich dem flüchtigen Grifo eine andere Aussicht. Eben damals war Herzog Odilo in Bayern gestorben, die Succession seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne Tassilo zugefallen. Sie vermochten nicht die Fortsetzung des herzoglichen Regimentes zu sichern.

Als Grifo in Bayern erschien, unterstützt von den Franken, die ihm anhingen, unterwarf sich ihm das Volk und das Land; er nahm das Herzogtum an sich. Es schien fast, als würde er die Stellung, die einst Odilo innegehabt hatte, besser als dieser behaupten können, da er ja dem Hause der fränkischen und bayrischen Fürsten zugleich angehörte; auch der Herzog der Alemannen trat ihm bei. Aber Pippin, dem jetzt der ganze Heerbann folgte, war ihm bei weitem zu stark. Die Bayern wagten so wenig den offenen Kampf mit dem Gegner als die Sachsen. Die Anhänger Grifos hatten sich mit ihrer besten Habe über den Inn zurückgezogen. Als Pippin Miene machte, den Fluß zu überschreiten, boten sie ihm Unterwerfung an und stellten ihm Geiseln, sie wollten nicht mehr Rebellen sein.

Pippin zeigte sich besonders nachsichtsvoll, er beließ Lantfried in seinem schwäbischen Herzogtum, Grifo, dem feindlichen Bruder, der in seine Hände fiel, verlieh er zwölf stattliche Grafschaften. Aber wie könnte ein Bruder sich einem anderen unterwerfen, von dem er seines besten Rechtes, des Anspruches auf ein unabhängiges Fürstentum, beraubt worden ist.

Grifo entwich nochmals, diesmal nach Wasconien, das noch nicht in die Grenzen des Reiches aufgenommen war, und wo sich der Sohn Hunolds, Waifar, den Franken entgegensetzte.

In dieser Lage zum zweitenmale nach dem Tode seines Vaters aller Gegner Herr geworden, jetzt aber ohne die Genossenschaft seines älteren Bruders alleiniger Inhaber der höchsten Gewalt, so daß auch der Einwand hinwegfiel, der gegen die Zweiteilung erhoben war, hat nun Pippin den

Gedanken gefaßt, sich des merowingischen Schattenkönigs, den er noch aufzustellen beigetragen hatte, auf immer zu entledigen, um sich dann selbst zum König des gesamten Frankenreiches zu erheben. Es war ein Werk, an welchem die Jahrhunderte gearbeitet hatten. Den eigentlichen Grund dazu hatten bereits die Altvorderen gelegt, welche nach dem Umsturz der noch eigenmächtigen Autorität der merowingischen Könige den Widersacher Brunhildes auf den Thron gesetzt und in dessen Namen die königliche Gewalt ausgeübt hatten. Aus diesem Stamme war Grimoald entsprungen, der es unternahm, seinen Sohn unter dem Vorwande einer Adoption auf den merowingischen Thron zu setzen. Wir sahen, wie er dabei unterlag, er selbst, aber nicht sein Haus. Aus diesem ging der mittlere Pippin hervor, der die höchste Autorität in Austrasien festzuhalten wußte, und überdies Neustrien und Burgund wenigstens indirekt beherrschte. Die diesem Geschlecht hierdurch zugefallene unabhängige Macht behauptete dann der große Kriegsmann Karl Martell, der die höchste Autorität im Frankenreiche zugleich als Fürst und als Majordomus in seine Hand brachte und ihr durch seine Siege über die Araber einen Glanz verlieh, hinter welchem die Erinnerungen an das merowingische Königtum verschwanden. Er selbst erkannte noch einmal merowingische Könige an; selbst jenem Chilperich, den er besiegt hatte und der ihm dann ausgeliefert worden war, gab er noch in Theoderich IV. einen Nachfolger. Nach dessen Tode herrschte er ohne König. So empfingen auch seine Söhne die höchste Gewalt. Aber wir finden doch — und wie hätte es anders sein können —, daß die althergebrachte Autorität des merowingischen Namens vermißt wurde. Aus einer Tradition des folgenden Jahrhunderts entnimmt man, daß es auch eine Meinung im Reiche gab, welche es mißbilligte, daß die höchste Gewalt eben nur ein faktischer Besitz der beiden Söhne Karl Martells war. Wir werden versichert, daß selbst manche der vornehmsten Franken diese Meinung äußerten. Wie viel stärker mußte dieselbe in den Völkerschaften wirken, die sich soeben in Empörung gegen das neu aufgerichtete Fürstentum befanden. Wenn nun die beiden Brüder es dennoch für ratsam hielten, den Namen der Merowinger gleichsam von den Toten zu erwecken; wenn dann im Jahre 743 wieder ein merowingischer König, Childerich III., erscheint, so hatte das doch bloß die Folge, daß das Übergewicht der austrasischen Herzoge und Fürsten vollkommen zu Tage trat. Der merowingische König war nur noch ein Instrument in ihrer Hand. Aber es lag ein Widerspruch darin, wenn nun die großen Machthaber in den offiziellen Akten, die allein zwischen ihnen und den Oberhäuptern ihres Staates und der Kirche verabredet wurden, den Namen eines Königs dabei voranstellten, der mit alledem nichts zu thun hatte, auf das Versammlungsfeld mit seinem Ochsengespann heranfuhr, die Ehre des Vorsitzes genoß, aber nur vollzog, was ihm geheißen war und so wieder nach seiner Villa zurückkehrte. Die Frage war da nicht mehr, ob der König als solcher wieder anerkannt werden, sondern ob er neben dem Inhaber der faktischen Gewalt überhaupt bestehen solle.

Der sonst zugängliche und milde, zugleich aber kecke und entschlossene zweite Sohn Karl Martells unternahm nun, diese Frage zur Entscheidung zu bringen.

Unmöglich konnte er hiebei eigenmächtig verfahren. Er mußte eine andere Unterstützung suchen, um sich des Prästigiums des merowingischen Königtums zu entledigen. Eine solche fand er allein in der apostolischen Autorität des römischen Stuhles, die als der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens betrachtet wurde und damals durch die Teilnahme des Stuhles in Rom an den kirchlichen Einrichtungen in Germanien ein Ansehen erlangt hatte, dem niemand zu widersprechen wagte.

Er hatte in den kirchlichen Angelegenheiten eine durchgreifende und immer aufs neue wiederholte Einwirkung ausgeübt. In allen vorkommenden Schwierigkeiten wendete sich Bonifacius an den päpstlichen Stuhl, dem er mit unverbrüchlicher Ergebenheit anhing. Wie der Verkehr gepflogen wurde, erkennt man aus den Reliquien der Korrespondenz. Wir haben ein Schreiben von Bonifacius übrig, in welchem er dem Papst mancherlei Fragen kirchlicher Natur vorlegt; andere werden einem Brief vorbehalten, den die Sendboten selbst übergeben sollen, noch andere mündlicher Besprechung. So antwortet denn der Papst ebenfalls durch schriftliche Erklärungen, die er dem Sendboten übergiebt oder aber durch mündliche.

Daß nun Bonifacius auch in der Frage über das Königtum das Wort ergriffen habe, läßt sich doch nicht nachweisen; nur die Art und Weise, in welcher der Papst dabei konsultiert wurde, ist eine nahe verwandte. Zwei der mächtigsten Mitglieder der neuen kirchlichen Hierarchie aus beiden Teilen des Reiches, aus dem einen der Bischof Burkhard von Würzburg, Landsmann und Freund des Bonifacius, aus dem anderen der Abt Fulrad von St. Denis, der Freund Pippins und sein Kaplan, wurden nach Rom geschickt, um dem Papst Zacharias die Frage, die es galt, in einer beinahe doktrinären Form vorzulegen, wiewohl mit sehr bestimmter Beziehung auf den im Frankenreich obwaltenden Zustand, bei welchem der König doch die königliche Gewalt nicht ausübte. Man fragte an, ob das recht sei oder nicht. Daß die Frage von Pippin gestellt war, läßt sich nach dem ältesten Autor nicht bezweifeln: denn die Antwort ist an Pippin gerichtet. Die Anfrage ist mündlich geschehen, der Ausspruch des Papstes, ebenfalls nur mündlich gegeben, ging noch einen Schritt über die Anfrage hinaus, er war zugleich positiv. Es ist besser, so lautete derselbe, daß der, welcher die königliche Gewalt ausübt, auch König heiße. Der Papst fügte hinzu, daß sonst die öffentliche Ordnung gestört oder verwirrt werde; er sagte gerade heraus kraft seiner apostolischen Autorität, daß Pippin König der Franken werden möge.

Von einer negativ gehaltenen Anfrage des mächtigen Frankenfürsten ging Zacharias zu einer positiv gehaltenen Erklärung zu dessen Gunsten fort. Dies war es nun eben, was Pippin und sein Heerbann erwarteten. Die merowingischen Könige waren auf Grund des Erbrechtes eingetreten. Man hatte

an demselben nicht zu rütteln vermocht, solange die Idee vorwaltete, daß die höchste Gewalt eben diesem Geschlecht gebühre. Die Erbfolge bedurfte keiner geistlichen Sanktion. Jetzt aber war der Ideenkreis verändert: das Christentum hatte überall dazu beigetragen, die Stammesgewohnheiten zu durchbrechen und mit dieser Neuerung war das Fürstentum von Austrasien und das Majordomat bisher verbunden gewesen. In Wahrheit sind es zwei verschiedene Gedankenreihen, welche hier einander entgegenstehen. Die alten Stammesgewohnheiten setzen ein erbliches Königtum voraus; die ausgebildete Gewalt, welcher dasselbe unterlegen war, beruhte auf Administration und Heerführung. Zwischen beiden mußte entschieden werden. Wenn das Stammeskönigtum zuletzt noch dadurch erhalten worden war, daß es die Einheit des gesamten Reiches repräsentierte, so fiel dieser Grund hinweg, da es auch auf der anderen Seite nur ein einziges Oberhaupt gab, welches die Gesamtgewalten in seiner Hand hielt. So konnte es geschehen, daß die Nation oder vielmehr der Heerbann von dem Stammeskönigtum sich losriß. Wahl und kirchliche Sanktion wirkten hiebei zusammen. Die Wahl konnte nur eine Anerkennung sein. Jedoch die höchste Autorität hatte diese Wahl gut geheißen; der heilige Petrus hatte gesprochen, die Franken erkannten ihr mächtiges Oberhaupt als König an. Dazu trat nun aber die Sanktion der Hierarchie des Landes. Man schritt zu einer kirchlichen Konsekration, von der bei den Merowingern nicht die Rede gewesen war. Schon längst war eine solche bei dem Kaisertum herkömmlich geworden, auch bei den germanischen Königreichen hatte sie sich eingeführt. Bei den Westgoten war sie fast die Regel; daß Krönung und Salbung die Legitimität der Succession ersetzten, zeigt sich eben dort am meisten; die Landeskirche und das Landeskönigtum waren in die engste Verbindung getreten. Das entsprach den herrschenden Ideen des Jahrhunderts. Auch ein altes Pontifikale der Angelsachsen handelt von dieser Konsekration. Für den angelsächsischen Missionär hatte es keine innere Schwierigkeit, hierin selbstthätig einzugreifen. Die Kirche, die er gestiftet hatte, erlangte dadurch eine selbständige Einwirkung auf die höchste Gewalt. Von den angelsächsischen Königen ist noch kein unzweifelhaftes Beispiel einer Salbung vorgekommen, erst später mird mit Bestimmthrit eine solche erwähnt. Aber augenscheinlich ist doch, daß ein solcher Akt mit der vorwaltenden Sinnesweise verbunden war. Bonifacius und die fränkische Geistlichkeit überhaupt hielt es für gerecht, den großen Akt zu vollziehen. Pippin und seine Gemahlin Bertrada wurden durch die Sanktion der Kirche noch in einem anderen Sinne zu dem Königtum erhoben, als dies bei den Merowingern der Fall gewesen war. Die Handlung vollzog sich in Soissons, wo einst die fränkisch-romanische Monarchie ihren Anfang genommen hatte, im November 751. Es war ein Akt, welcher der momentanen Lage der Angelegenheiten entsprach, aber zugleich den alten Institutionen socialer und konstitutiver Natur zuwiderlief. Man darf kaum annehmen, daß er die ungeteilte Beistimmung der Hohen und der Niedrigen, der Geistlichen und Weltlichen ge-

habt habe. Dem neuen Könige scheint selbst noch ein persönlicher Skrupel zurückgeblieben zu sein. Zu dieser Annahme berechtigen, wenn ich nicht irre, die Nachrichten, welche der griechische Annalist Theophanes aufbehalten hat. Bei ihm werden Majordomus und Rex nochmals von einander unterschieden. Ihr Verhältnis in den letzten Zeiten wird ziemlich ebenso geschildert, wie in den fränkischen Annalen, aber der Unterschied, daß der Rex durch seine Herkunft herrsche und der Vorsteher des Gemeinwesens durch seine Macht, stärker betont. Wenn nun aber in den fränkischen Annalen die Frage der Macht allein hervortritt, so erscheint in den griechischen noch mehr die Berechtigung der Legitimität. Und hätte nicht in der That Pippin, der den letzten Merowinger wiederhergestellt hatte, auch eine Verpflichtung gegen denselben empfinden sollen? Der vornehmste Akt, den die Griechen dem folgenden Papst, Stephan, auf den wir sogleich kommen werden, zuschreiben, besteht darin, daß derselbe den Majordomus von dem Treubruch, den er durch die Erhebung auf den Thron zu begehen schien, losgesprochen habe. Die Machtfrage war schon durch Zacharias entschieden; doch gab es noch eine andere, die erst durch Stephan gehoben wurde. Die höchste geistliche Autorität, die es auf der Welt gab, sprach Pippin frei von dem Vorwurf, daß er dabei seine Verpflichtung gegen die bisherige Königsfamilie breche. Und noch eine andere Frage blieb bei der Salbung durch Bonifacius unerledigt; die Einheit des Reiches war dadurch für den Moment hergestellt; auf Grifo brauchte man wegen seiner zwiefältigen Empörung nicht gerade Rücksicht zu nehmen, doch es gab auch noch einen Erben Karlmanns, der als ein Sohn des älteren Bruders besondere Rücksicht verdiente. Daß der Vater oder der Sohn auf den erblichen Anspruch Verzicht geleistet hätten, wird nirgends gesagt. Auch hierin hat Papst Stephan eingegriffen; er hat das Zugeständnis seines Vorgängers Zacharias erst vollendet. Was ihn hiezu vermochte, ist nicht zweifelhaft; es war sein Verhältnis zu den Langobarden, dessen wir hier nochmals gedenken müssen. Die Langobarden waren den Päpsten in ihren Zerwürfnissen mit Konstantinopel zu Hülfe gekommen; um Gregor III. gruppierte sich die Stadt und der Dukat von Rom, die von dem Kaiser abtrünnige Miliz, und der König der Langobarden. Aber noch unter Gregor III. brach eine Zwistigkeit zwischen den Langobarden und dem Papsttum aus, die an sich nicht gerade von Bedeutung ist, da sie nur daraus entsprang, daß ein lombardischer Herzog von seinem König abfiel und nach Rom flüchtete, worauf die Könige einige Plätze des Dukats besetzten und die Hauptstadt bedrohten. Indem dieser Hader entbrannte, war Papst Zacharias, den wir schon kennen, zur Tiara gelangt, einer der friedfertigsten, umsichtigsten Hohenpriester, die sie jemals getragen haben. Statt die Waffen zu führen, begab er sich selbst ins Lager der Feinde und immer hatte er Erfolg. Die Autorität des heiligen Petrus, die er repräsentierte, war allgemein anerkannt und verschaffte ihm überall ehrerbietige Aufnahme. Auch die langobardischen Könige, die sich ihm entgegenstellten, waren doch nicht gemeint, es aufs

äußerste kommen zu lassen, weder Liutprand, unter dem sich der Hader entsponnen hatte, noch auch dessen Nachfolger Rachis, der selbst wie Karlmann der Krone entsagte und in ein Kloster ging. So wurde auch in den Verhandlungen mit dem griechischen Reiche der vornehmste Streitpunkt, welcher die Bilder betraf, eher vermieden. Den Kaisern wurde kein Anlaß gegeben, ihre Kräfte dem großen Kampfe mit den Saracenen, in dem sie begriffen waren, zu entziehen. Diese ruhige Überlegung, die sich in die Umstände zu schicken weiß, bemerkt man an Zacharias auch in dem Verhältnis zum fränkischen Reiche. Daß Pippin gegen seinen Willen Bayern eingenommen hatte, hinderte ihn nicht, nachdem derselbe allein Herr im Frankenreiche geworden war, ihn doch zur Erlangung der Krone mit seiner Autorität zu unterstützen. Ohne Zweifel war er davon durchdrungen, daß es so am besten sei. Persönlicher Gunst darf man das nicht zuschreiben; eher hätte man bei Zacharias persönlichen Widerwillen erwarten dürfen, der aber in seiner Seele keinen Raum hatte. Unter seinem Nachfolger Stephan III. änderte sich die Lage des Papsttums von Grund aus.

Aistulf, der Nachfolger des Königs Rachis, ließ sich nicht abhalten, einen Augenblick, in welchem Constantinus Kopronymus, der Sohn und Nachfolger Leos, seine Streitkräfte nach Asien richtete, dazu zu benutzen, daß er das Exarchat mit Krieg überzog und in Besitz nahm. Die Eroberung konnte an sich dem römischen Stuhl unmöglich angenehm sein, da sie die Macht des kampfgerüsteten Nachbarkönigs wesentlich verstärkte; aber auch Rom selbst gefährdete sie, indem Aistulf die Aufsicht über den Dukat von Rom, die den Griechen zugestanden und die der Exarch ausgeübt hatte, nun für sich selbst verlangte. Unwiderstehlich drang er gegen Rom vor. Er forderte einen Tribut von den Einwohnern, ein Kopfgeld, beinahe wie die Araber. Alle in der Nachbarschaft liegenden festen Schlösser nahm er als zu seinem Gebiete gehörig in Anspruch, er wollte den Dukat von Rom dem Exarchat annektieren. Die beiden Gewalten, der Kaiser und der Papst, vereinigten sich noch einmal, den König der Langobarden von seinem Begehren abzumahnen. Es läßt sich begreifen, daß Aistulf bei demselben beharrte, was er mit einer gewissen Insolenz kundgab. Aber Papst und Kaiser hatten sich nur zu einem Gesuch vereinigt; als dies zurückgewiesen worden und der Papst den Kaiser aufforderte, die Stadt und das Land Italien gegen das Kind der Bosheit, den König der Langobarden in Schutz zu nehmen, fand er kein Gehör. Aufs neue regten sich vielmehr dort die alten Zwistigkeiten wegen der Verehrung der Bilder, auf deren Verwerfung auch Konstantin Kopronymus bestand. Die Lage war keineswegs dieselbe wie einst unter Gregor III.; der Papst wurde nicht von den Griechen bedroht, aber um so stärker von den Langobarden, gegen welche ihm der Kaiser, obwohl der König dessen Rechte und Besitztümer usurpierte, dennoch keinerlei Hülfe leisten wollte. Aus diesem Grunde kam man auf die schon früher mit Gregor III. vereinbarte Auskunft zurück, sich von dem Kaisertum vollends abzuwenden und eine wirksame Hülfe bei

den Franken zu suchen. Wenn es wahr ist, was schon bei dem ersten Entschluß gemeldet wurde, daß die Großen von Rom, und mit ihnen das Volk jene Losreißung beschlossen, so läßt sich nichts anderes voraussetzen, als daß sie in der doppelten Gefahr, in der sie in feierlicher Prozession, den Kopf mit Asche bestreut und barfuß, die göttliche Gnade anflehten, zugleich auf den alten Gedanken zurückgekommen sind; wenigstens von dem Papst ist es gewiß. Er knüpfte die Unterhandlung durch einen Pilger mit König Pippin an; und charakteristisch ist die Form, in der das geschah; der Papst hat den König bitten lassen, ihn zu einem Besuch in dem Frankenlande einzuladen. Wie hätte das Pippin verweigern können. Er schickte den Bischof Chrodegang von Metz und einen seiner obersten Kriegsbefehlshaber nach Rom, um den Papst sicher zu ihm zu geleiten. Ausdrücklich wird gemeldet, daß dies nicht ohne den Rat vornehmer Franken geschehen sei. Chrodegang hat als Stifter des gemeinsamen Lebens unter den Klerikern seiner Stadt einen Namen in der Kirchengeschichte erworben. Auch für die weltlichen Geschäfte war er, da ihm mehrere Sprachen zu Gebote standen, sehr brauchbar. Nicht ein Fremder wie Bonifacius sondern aus dem Hasbaniagaue gebürtig, immer in hohen Stellungen, schon unter Karl Martell, und Pippin verwandt, war er für die Verbindung der Franken mit dem römischen Stuhle der geeignetste Mann. Durch diese Sendung einer guten Aufnahme bei Pippin versichert, nahm der Papst von dem Volke zu Rom in aller Form Abschied, indem er es dem Schutze des guten Hirten und des heiligen Petrus empfahl, und machte sich mit ansehnlicher Begleitung auf den Weg. In Pavia, wohin er sich zunächst begab, empfing er die Zusage Aistulfs, daß seiner Reise kein Hindernis entgegengesetzt werden solle. So gelangte er an die Grenze des fränkischen Reiches. Pippin befand sich in Diedenhofen, als er von der nahen Ankunft des Papstes hörte. Er ordnete seinen älteren Sohn Karl ab, um denselben zu bewillkommnen und nach der mit einem Palast versehenen Villa Pontico (Ponthion sur Marne), wo er ihn empfangen wollte, zu geleiten. Es war am 6. Januar 754, daß die Inhaber der beiden Gewalten, der römisch pontifikalen und des neuen Königtums dort zusammentrafen. Am folgenden Tag fand eine offizielle Audienz im Oratorium des Palastes statt, Pippin war von seinen beiden Söhnen und den Großen des Hofes umgeben. Der Papst erschien mit seinem klerikalen Gefolge im härenen Gewand und das Haupt mit Asche bestreut. Zur Erde niedergeworfen, trug er seine Bitte vor, ihn, den Papst selbst, und das römische Volk vor den Gewaltthätigkeiten des langobardischen Königs zu schützen; er wollte nicht aufstehen, als bis er eine sein Gesuch gewährende Antwort erhalten hätte. Der König reichte ihm seine Hand zum Zeichen seiner Einwilligung und seines Schutzes. Dann begab sich der Papst nach St. Denis, dessen Abt derselbe Fulrad war, der die frühere Gesandtschaft verwaltet hatte. Hier nun hat Stephan den Akt vollzogen, in dem sich die Verbindung der beiden Gewalten aussprach. Er salbte den König und seine beiden Söhne zu Königen der Franken. Nicht

als ob die Salbung Pippins durch den Erzbischof von Mainz keine Gültigkeit gehabt haben sollte, aber schon zeigte sich, was wir berührten, daß sie nicht mehr genügte. Wir erfahren, daß Karlmann, dessen Sohn noch bessere Ansprüche hatte, als Pippin selbst, aus seinem Kloster auf Befehl seines Abtes und unter Einwirkung des Königs Aistulf, in dessen Gebiet Monte Casino lag, über die Alpen gekommen war, um in die Verhandlungen zwischen dem Papst und seinem Bruder einzureden. Was ihn dazu vermochte, war nicht gerade so ausschließlich das kirchliche Interesse, sondern sein persönlicher Anspruch. Er war der älteste der Brüder, noch lebten ihm zwei Söhne innerhalb des fränkischen Reiches, die einen natürlichen Anspruch auf die Krone erheben konnten. Es läßt sich aber denken, daß dieser Zwischenfall die Annäherung zwischen König und Papst nur um so enger machte. Stephan salbte nicht allein Pippin selbst, sondern auch seine beiden Söhne zu Königen der Franken und setzte unter Androhung der Exkommunikation durch eine besondere Satzung fest, daß niemals andere als leibliche Nachkommen Pippins und seiner Söhne — denn diese seien durch Gottes Gnade erhoben und durch die Intercession der Apostel Petrus und Paulus von dem Nachfolger derselben bestätigt und gesalbt worden — zu Königen gewählt werden sollten. Man darf das nicht als eine zufällige momentane Beschlußnahme ansehen; aus den fränkischen Aufzeichnungen ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß der Papst bei den früheren Verhandlungen es zugesagt hatte. Was er entfernt in Rom versprochen, das führte er aus, als er bei den Franken selbst anwesend war. Man erkennt, was dies sagen wolle. Eine Salbung, wie die erste war, hätte sich auch bei einem König anderer Herkunft wiederholen lassen. Die Salbung des Papstes selbst zielte aber dahin, die neue Krone in dem Geschlechte dessen zu befestigen, dem sie zuteil geworden war. Es war eine Verbindung des Erbrechtes mit der höchsten geistlichen Autorität, ein erbliches Königtum wurde gegründet; ich wüßte nicht, daß das schon früher in bestimmter Form geschehen sei. Und zugleich war damit eine andere Sanktion verbunden: der Papst ernannte den König zum Patricius der Römer, ebenso auch seine Söhne. Dadurch aber wurde die erste Sendung Gregors, welche den Entschluß der Römer, sich der Herrschaft von Konstantinopel zu entziehen, ausgesprochen hatte, nahezu erreicht.

Rom trat nicht allein für diesen Augenblick, sondern für alle Zeiten unter den Schutz des fränkischen Königs. Dem vom Papst ernannten Patricius fiel eine von dem Kaisertum unabhängige Autorität zu. Die Würde des Patricius schloß die Pflicht der Hülfeleistung ein, sobald sie für die Stadt erforderlich sein würde. Ich denke: die Tragweite dieser Beschlüsse leuchtet auf den ersten Blick ein. Die geistliche Oberhoheit des Papsttums, die in den letzten Jahrzehnten dieser Epoche ausgebildet war, wurde mit den regierenden Fürsten in ein Verhältnis der Reciprocität gesetzt, welches die Anschauungen der Fürsten und Völker lange Zeiträume hindurch beherrscht hat. Wenn Papst Zacharias die Autorität des römischen Stuhles durch friedfertiges Verhalten

nach außen und eine wohlerwogene Verwaltung im Innern befestigt hat, so ging die Absicht Stephans III. dahin, in die politischen Konflikte, die jener nur abzuwehren gesucht hatte, selbstthätig einzugreifen und sie zur allgemeinen Erweiterung seiner Autorität zu benutzen. Die alten Männer, welche zu Päpsten erwählt werden, haben die Erfahrungen eines langen Lebens, das in steter Berührung mit den öffentlichen Angelegenheiten vergangen ist, hinter sich; sie haben schon alles erwogen und kommen mit gereiften Entschlüssen zur Gewalt. Stephan war ganz ein Kind der römischen Kurie. In Rom selbst geboren, von religiösen Autoritäten ausgebildet, durch geistlichen Eifer von Stufe zu Stufe emporgestiegen, lebte er allein in der Idee der Unabhängigkeit seiner Stadt und seiner Kirche. Er war eine politische Kapacität ersten Ranges, der sein Verhalten nach dem, was er hatte geschehen sehen, und nach dem, was sich in den Konflikten der Weltkräfte vorbereitete, abmaß. Die Päpste sind in Bezug auf die Grundlagen ihrer Macht immer dieselben, aber in den Mitteln und Wegen, ihre Zwecke zu erreichen, unterscheidet sich der Nachfolger meistens von dem Vorgänger. Wenn nun Zacharias sich hauptsächlich durch die Begründung der kirchlichen Organisation Germaniens in Verbindung mit dem großen angelsächsischen Missionar und dem fränkischen Majordomus Karlmann ein unsterbliches Verdienst erworben hat, so ging Stephan zu der engsten Vereinigung mit dem seitdem zur einheitlichen Gewalt entwickelten Frankenreich in politisch=kirchlicher Beziehung fort. Durch ihn wurde die Erbfolge definitiv an König Pippin und sein Haus übertragen und durch die Erteilung einer aus dem Altertum herübergekommenen Würde von unbestimmtem Recht an Rom geknüpft.

Der eine verlieh der Autorität des heiligen Petrus eine neue kirchliche Grundlage, der andere gab ihr ein politisches Leben von unberechenbarer innerer Mächtigkeit. Er ist der Stifter der Umgestaltung des Occidents in diesem Sinne geworden. Der Stifter sage ich; die Durchführung mußte sich doch auch erst wieder in den Konflikten der späteren Zeiten und Persönlichkeiten vollziehen. Bleiben wir aber bei den Verhältnissen des Jahres 754 stehen.

Bald nach der ersten Begegnung mit Papst Stephan hat Pippin den Langobardenkönig aufgefordert, die päpstlichen Gebiete nicht weiter zu bedrängen und keine ehrgeizigen Prätensionen gegen die Römer geltend zu machen, aber damit kein Gehör gefunden. Aistulf mochte noch, jedoch vergeblich, auf die entgegengesetzten Einwirkungen Karlmanns zählen. Es gab damals zwei einander gegenüberstehende Parteien und Richtungen. Der Verbindung Pippins und Stephans stellte sich Aistulf mit einigen Mitgliedern des königlichen Hauses entgegen, Karlmann und seinen Angehörigen, wahrscheinlich auch Grifo, der eben damals von Aquitanien nach der Lombardei überzugehen versuchte. Der Abt von Monte Casino, der doch nicht ein bloßer Unterthan war, stand auf ihrer Seite.

Allein wie hätten diese verschiedenartigen Regungen sich gegenüber der weltumfassenden Allianz zwischen Pippin und Stephan behaupten können.

Die überwiegenden geistlichen Gesichtspunkte traten Karlmann selbst entgegen; man sah in ihm nur den Mönch, der sein Kloster verlassen hatte, um wieder in die weltlichen Geschäfte einzugreifen. Da er aber einmal Mönch geworden war, so hielt man es für konform mit seinem eigenen Willen, wenn man ihn in ein fränkisches Kloster zu Vienne brachte, wo er nicht lange darauf gestorben ist (755). Ebenso sind seine Söhne durch die Tonsur zu einem klösterlichen Leben verurteilt worden.

Grifo, der mit einem zahlreichen Gefolge über die Alpen ging, wurde bei diesem letzten Versuch, von einem der Feinde seines Bruders zum anderen überzugehen, in den Klausen inmitten des Gebirges, von den Grafen, deren Gebiet er durchzog, angegriffen und, indem er sich tapfer schlug, getötet. Sein vergebliches Ringen, nicht ohne Berechtigung, aber ohne eigene Kräfte, erweckt Aufmerksamkeit und Mitgefühl, vergessen kann er nicht werden. Pippin stand als alleiniger Fürst und König ohne Nebenbuhler im fränkischen Reiche da, als er mit Aistulf in die erwähnten Verhandlungen trat. Er war zwar noch in zwei anderen Kriegen begriffen, dem einen gegen die Saracenen im südlichen Gallien, dem anderen gegen die Sachsen im nördlichen Germanien. Sie entsprangen beide derselben religiösen Idee, welche durch die Salbung, die Papst Stephan den königlichen Söhnen erteilte, eine neue Sanktion empfangen hatte. Pippin beschloß, die beiden anderen Unternehmungen aufzuschieben und zunächst seine Verabredung mit dem Papst ins Werk zu setzen.

Er hat darüber ohne Zweifel mit seinen Franken verhandelt, wir erfahren sogar, daß sich ein gewisser Widerspruch gegen sein Vorhaben geregt hat. Dabei blieb es, daß vor allem die mit dem Papste getroffenen Verabredungen ausgeführt werden sollten. Es ist nicht mit Sicherheit anzugeben, wohin diese im einzelnen gegangen sind. Diese Ungewißheiten verschwinden dem großen Ereignis gegenüber, das sich anbahnte. Es betraf die größten Weltverhältnisse aller Zeiten, einmal die gegenseitigen Beziehungen Italiens und des Frankenreiches, sodann die Durchführung des Bundes, der zwischen dem Papst und dem fränkischen Königtum geschlossen war. Aber gerade die Wichtigkeit der obschwebenden Probleme macht es erforderlich, auch der Vorfälle näher zu gedenken, durch welche es zu einer Entscheidung derselben gekommen ist.

Im Sommer des Jahres 754 setzte sich das fränkische Heer über Lyon, Vienne, Maurienne nach den Alpenübergängen in Bewegung. Ehe man sie überschritt, wurden die Verhandlungen mit Aistulf nochmals erneuert. Der König erklärte sich bereit, dem Papst, über den er sich sehr unglimpflich äußerte, die Straße, auf welcher er nach Rom zurückgehen könne, offen zu lassen. Die Gesandten antworteten, Pippin werde sein Heer von den Grenzmarken Italiens nicht zurückziehen, wenn Aistulf nicht vorher dem heiligen Petrus sein Recht widerfahren lasse. Auf eine weitere Anfrage, worin dies Recht bestehe, forderten die Gesandten die Räumung von Pentapolis, Narni und jenem vor kurzem eingenommenen Schloß Ceccano und einigen anderen Plätzen, wo das römische Volk Ungebühr durch den König erleide. Dafür wurde diesem

gleichsam eine Abfindungssumme von 12000 Goldstücken versprochen. Die Bedingungen waren, wie man sieht, sehr gemäßigter Natur; nur von der Pentapolis, Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona; nicht von dem eigentlichen Exarchat war die Rede und für diese Verluste wurde zugleich eine ansehnliche Geldsumme bewilligt. Aber Aistulf meinte auf der einen Seite durch jede Konzession seine bisherige Autorität in Italien verlieren zu müssen; auf der anderen befürchtete er von den Franken nicht das äußerste. Er hatte jedoch seine Kräfte überschätzt. Seine Befestigungen waren nicht so umfassend, daß die Franken nicht durch das Gebirge bis in das Thal von Susa vorgedrungen wären. Als sich nun Aistulf mit seinen besten Truppen gegen sie wandte, waren ihm die Franken, die unaufhörlich gegen tapfere Feinde Krieg geführt hatten und jetzt nicht durch die Anrufung Gottes allein, sondern auch des heiligen Petrus mit verdoppeltem Eifer entflammt waren, überlegen. Die Schlacht war sehr blutig; wir lesen, daß die vornehmsten Langobardenführer, alle Herzöge und Grafen getötet worden seien. Der König, der selbst in die größte Gefahr geriet, rettete sich in seine Hauptstadt Pavia. In der Stadt eingeschlossen, sah sich Aistulf außer stand, die ihm vorgelegten Forderungen zurückzuweisen; er versprach alles herauszugeben, was er dem heiligen Petrus entrissen habe, und verpflichtete sich, beträchtliche Zahlungen sowohl auf der Stelle wie für die folgenden Jahre, gleichsam einen Tribut, an die Franken abzuführen.

Soweit die fränkischen Nachrichten, die römischen gehen noch weiter. Ihnen zufolge wurde der Papst in die Abkunft förmlich aufgenommen; es kam zu einem Frieden zwischen Franken, Langobarden und Römern, in welchem Aistulf sich anheischig machte, neben anderen Städten auch Ravenna herauszugeben. Er hatte diese den Griechen entrissene Stadt noch immer in Besitz und die Frage war, zu wessen Gunsten er auf sie Verzicht leisten sollte. Da bermerkt nun die fränkische Relation, Pippin habe Ravenna dem Papst geschenkt, so sei dieser nach Rom zurückgegangen. Sehr möglich, daß schon bei der im Frankenreich getroffenen Übereinkunft diese Überlieferung verabredet worden war. In den öffentlichen Verhandlungen tritt sie erst jetzt als Ergebnis des Sieges hervor. Der Papst konnte gleichsam als Sieger nach Rom zurückkehren. Aber in kurzem geriet er in größere Bedrängnis als jemals. Den großen Verlust über sich ergehen zu lassen sträubte sich Aistulf, sowie derselbe definiert werden sollte. Der Papst machte einen Versuch, die ihm zugesprochenen Gebiete in Besitz zu nehmen, Aistulf setzte sich ihm mit bewaffneter Macht entgegen. Er scheute vor dem Kriege, der darüber ausbrechen mußte, nicht im mindesten zurück. Indem er die Gebiete von Rom abermals mit Plünderungen heimsuchte, kam er dabei sogar nach der transtiberinischen Stadt und legte die Gebäude bei St. Peter in Asche. Die Stadt selbst bedrängte er mit dem Schrecken einer Umlagerung. Papst Stephan sah seine einzige Rettung in einer abermaligen Dazwischenkunft König Pippins. In einem Schreiben, das zugleich an die Söhne desselben gerichtet ist, denn das gesamte dynastische

Interesse sollte aufgerufen werden, beklagte er sich, daß er mit seinen Warnungen kein Gehör gefunden, daß man dem lügnerischen Aistulf mehr geglaubt habe, als ihm. Keinen Fuß breit Landes habe ihm derselbe zurückgegeben. Er werde auf eine Weise bedrängt, daß er sich mit seinen Beschwerden nochmals an sie wenden müsse. Die Worte, deren er sich bedient, sind sehr bemerkenswert. Der heilige Petrus habe sie zu Königen gesalbt; am jüngsten Tage würden sie Rechenschaft davon geben müssen, wie sie ihm und seiner Kirche geholfen haben. Noch keinem ihrer Vorgänger sei ein solcher Beruf zu teil geworden, ihnen sei derselbe von Ewigkeit bestimmt. Diese Identifizierung der römischen Kirche und der Rechte des fränkischen Fürstenhauses bedingt das politische Verhältnis der damaligen Welt. Und unverzüglich ging Pippin wieder ins Feld, nicht allein aus Rücksicht auf den Papst, sondern noch mehr deshalb, weil das Gebaren des Königs der Langobarden den mit ihm vereinbarten Friedensschlüssen geradezu entgegenlief. Auch die versprochenen Geldzahlungen schienen nicht eingegangen zu sein. Der zweite Feldzug im Jahre 756 ging leichter von statten als der erste. Aistulf hatte die Klausen aufs neue besetzt und befestigt. Aber die Franken, die auch den Gebirgskrieg verstanden, umgingen die einen und überwältigten die anderen. Zugleich drangen die damals den Franken zur Heeresfolge verpflichteten Bayern in die Lombardei ein. Aistulf zog sich wieder in seine Hauptstadt zurück, wo er sich aufs neue eingeschlossen und mit dem Untergang bedroht sah. Da suchte er nun nicht nur die Vergebung des Königs durch geistliche Vermittelung nach, sondern er forderte die fränkischen Magnaten auf, zu bestimmen, auf welche Art und Weise er seine Überschreitungen gut machen könne. Diese haben ihn dann zu einer Geldbuße verurteilt, welche den dritten Teil des königlichen Schatzes betrug, und ihm noch andere Bedingungen auferlegt, die einer tributären Unterordnung der Langobarden unter das Frankenreich gleichkamen; er versprach fortan, dem König des Frankenreiches und den Großen der Franken — denn diese bildeten immer neben dem König eine selbständige Autorität — niemals widerspenstig zu sein. Auch wurden die Verpflichtungen, welche der König dem Past gegenüber übernommen hatte, erneuert und bestätigt. Dabei ist dann die auch schon berührte große Streitfrage, die Verfügung über das Exarchat betreffend, zur Sprache gekommen.

Im Feldlager zu Pavia sind Abgeordnete des Kaisers Constantinus Kopronymus erschienen, um die Rückgabe Ravennas und des Exarchats an den Kaiser bei Pippin auszuwirken.

In dieser Anmutung lag, wenn wir nicht irren, der Knotenpunkt der allgemeinen Politik der Zeit. Denn von dem Besitze des Exarchats waren die Angriffe ausgegangen, welche Rom einst von den Griechen und zuletzt von den Langobarden erfahren hatte. In die Herstellung der Gerechtsame des heiligen Petrus konnte eine Verweisung dieser Stadt an den römischen Papst nicht inbegriffen sein. Soweit erstreckten sich diese Gerechtsame nicht. Dagegen hätte es der Idee des rechtlichen Herkommens entsprochen, das Gebiet dem

Usurpator zu entreißen und dem legitimen Besitzer, dem römischen Kaiser, zurückzugeben. Die Rückgabe würde ein gutes Verhältnis zwischen den Oströmern und den occidentalen Gewalten möglich gemacht haben. Davon aber, es dem Kaiser einzuräumen und die griechische Herrschaft nach Italien zurückzuführen, war Pippin doch weit entfernt. Es hätte dem Verhältnis zum Papst nicht entsprochen, welcher von seinen Bedrängnissen überhaupt befreit zu werden wünschen mußte, mochten diese von den Langobarden oder von den Griechen herrühren. Damit würde die Übereinkunft mit Papst Stephan verletzt und die Stadt Rom erneuerten Gewaltthätigkeiten der Griechen ausgesetzt worden sein. Wenn das bei den bisherigen Verhandlungen nicht öffentlich zur Sprache gekommen war, so darf man doch voraussetzen, daß es einen Teil der Verabredungen gebildet hat, die zwischen dem König und dem Papst stattgefunden haben.

Schon nach dem ersten Siege über Aistulf, der dadurch sogleich Ravenna aufzugeben genötigt war, soll Pippin dem Papst die Stadt als ein Geschenk dargeboten haben. Die Sicherheit des Oberhauptes der occidentalischen Kirche, welches als der Nachfolger des heiligen Petrus gefeiert wurde, also wie man sagte, des heiligen Petrus selbst, erschien als religiöse Pflicht. In dem Lager vor Pavia nun hat Pippin jene Anmutung der griechischen Gesandten mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Denn, sagte er, nicht um eines Menschen willen habe er sich den Kriegsgefahren ausgesetzt, sondern zur Vergebung seiner Sünden. Unverzüglich ist dann die Überlieferung des Exarchats an den Papst ins Werk gesetzt worden.

Gleich darauf ging Fulrad, der vornehmste Vermittler des Bündnisses zwischen König und Papst nach Ravenna, ergriff im Namen seines Königs Besitz davon und begab sich dann, begleitet von den Geiseln, die er sich stellen ließ, und den Primaten der anderen Städte, welche dem Papst zurückgegeben wurden, nach Rom. Hier legte er die Schlüssel und die Urkunde der Schenkung in der Konfession des heiligen Petrus feierlich nieder. Das Besitztum des Kaisers wurde infolge dieser Vorgänge Eigentum des Papstes. So vollzog sich die Allianz zwischen dem Papsttum in Rom und dem neuen Königtum. Die Beseitigung aller anderen Ansprüche auf den fränkischen Thron, die definitive Ausschließung der Merowinger und die Entfernung des griechischen Kaisertums aus Italien ergänzen einander. Zwischen dem Papst und dem König auf der einen und dem Kaiser auf der anderen Seite trat eine Differenz von Grund aus ein, bei der dann auch noch der Streit über den Bilderdienst, der im Orient angefochten, im Occident behauptet war, immer ein Motiv bildete. Die Absichten Gregors des Zweiten und Gregors des Dritten erfüllten sich, ohne daß man viel davon gesprochen hätte. Als sich die Kurie ein paar Jahre später wieder von Konstantinopel gefährdet erachtete, gab sie vor allem dem fränkischen König Nachricht davon und ersuchte ihn sogar, ihr die Unterstützung der zuvor besiegten, aber jetzt noch keineswegs vernichteten Langobarden zu vermitteln. Papst Paul I. schickte die ihm, wie er sagt, von den

zuverlässigsten Getreuen zugegangenen Meldungen ein, nach welchen ein Anfall der Griechen unmittelbar bevorstehe. Die Griechen bezeichnet er als Ketzer, ihre Absicht sei nur dahin gerichtet, den orthodoxen Glauben und die fromme Tradition der Väter zu bekämpfen und mit Füßen zu treten. Durch die Intervention des heiligen Petrus werde die große Stellung des Königs und des Frankenreiches noch erhöht, dem König werde Sieg und Triumph über alle Völker zu teil werden. So hatte schon Papst Stephan den Apostel Petrus redend eingeführt. Er läßt ihn sagen, er sei von dem Sohne des lebendigen Gottes zum Erleuchter der Welt bestimmt; wer seine Befehle befolge, dem seien seine Sünden vergeben; er werde rein in das Jenseits gelangen. Pippin sei der Schutz der Stadt Rom ganz besonders anbefohlen. Der heilige Petrus fordert den König auf, das Grab, in welchem seine Gebeine ruhen, nicht von gewaltsamen Feinden beflecken zu lassen.

Dies Verhältnis zwischen dem Papst, durch welchen die Salbung des Königs vollzogen worden war, und dem König, der Rom gegen seine Feinde schützt, beherrscht seitdem die allgemeine Situation. Es beruht in seiner religiösen Grundlage auf den idealsten Beziehungen der Menschheit zu den göttlichen Dingen, gewinnt aber in den politischen Verflechtungen eine sehr reale Bedeutung. Wenn wir die folgenden Epochen vorläufig in Betrachtung ziehen dürfen: war nicht die Entfernung des griechischen Kaisertums aus dem Exarchat die Vorbedingung dazu, daß Italien sich selbst zurückgegeben werden konnte. Das Emporkommen von Venedig, das damals noch halbgriechisch war, läßt sich ohne dies nicht denken.

Auf das innere kirchliche Leben des fränkischen Reiches wirkte die neue Allianz sogleich zurück.

Eben in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Zuge gegen die Langobarden hat Pippin eine Synode in Verneuil gehalten (Juli 755), in der er zum erstenmale als der vom Papst gesalbte König der Franken erscheint. Es fanden sich dabei nahezu alle gallischen Bischöfe ein. Sie ist für die Neuordnung der geistlichen Verhältnisse von eminenter Wichtigkeit. Wie es scheint, sind dabei alte Sammlungen päpstlicher Dekretalen, vielleicht auch solche, die aus Spanien stammen, zu Grunde gelegt worden. Der König selbst sagt, er wolle auf die altkanonischen Satzungen zurückkommen, deren volle Wiederherstellung er jedoch der Zukunft vorbehält. Der nächste Zweck ist, die Gewalt der Bischöfe nach beiden Seiten hin näher zu bestimmen, die geistliche Autorität in ihren Städten ist ihnen anvertraut, sie haben aber selbst wieder den Metropolitanen zu gehorchen. In der Reichsversammlung zu Compiègne im Jahre 757, der päpstliche Legaten beiwohnten, ist auch über die geistlichen Geschäfte beraten worden. Man traf Bestimmungen über die Ehe, wie sie dem in Rom angenommenen System entsprechen.

Ob das alles im Sinne des Missionars war, welcher die Verbindung zwischen Rom und dem Frankenfürsten vermittelt hatte, läßt sich doch bezweifeln. Wir kommen hier noch einmal auf ihn zurück.

In jenem Zwist aller Gewalten, welcher dem ersten Zuge nach der Lombardei voranging, würde Bonifacius, so scheint es, mehr auf seiten Karlmanns und der Langobarden gestanden haben, wenn er gefragt worden wäre. Die Langobarden waren seine alten Freunde, bei denen er oft gute Aufnahme gefunden hatte. Die geistlich-weltlichen Unternehmungen Papst Stephans gingen weit über die Krönung hinaus, zu der ihn Papst Zacharias autorisiert hatte. Überhaupt darf man im Leben des Bonifacius die Tendenzen des einen von denen des anderen unterscheiden. Es ist wahr, er hat die deutsche Kirche in eine enge Beziehung mit dem Papsttum zu Rom gesetzt, aber wenn wir ihn recht verstehen, so hatte er dabei vor allen Dingen eine höchste Entscheidung in Glaubenssachen im Auge, deren er in den religiösen Meinungsverschiedenheiten in Deutschland bedurfte. Von einer unmittelbaren Einwirkung des obersten Bischofs in die allgemeinen Angelegenheiten, wie sie Stephan unternahm, hatte er keinen Begriff. In der Mainzer Kirche hat sich eine Überlieferung erhalten, nach welcher zwischen Bonifacius und dem Papst ein doktrinärer Gegensatz obgewaltet und eine lebhafte mündliche Erörterung stattgefunden haben soll. Dazu kam aber, daß die alten Genossen der Missionsarbeit, meist Angelsachsen, vernachlässigt wurden. Bonifacius fühlte sich nicht mehr glücklich in seiner hierarchischen Stellung zu Mainz; der Gedanke erwachte in ihm, sich wieder seinem ursprünglichen Berufe der Heidenbekehrung zu widmen. Noch zweimal ist er nach Friesland gezogen. Auf der zweiten Reise, wahrscheinlich im Jahre 756, ist er dann den heidnischen Friesen erlegen. Er hatte den Neugetauften einen Tag bestimmt, an welchem sie sich zu der Firmelung einstellen sollten; statt derselben erschien eine feindliche Schar entschlossener Heiden. Bonifacius mahnte seine Leute ab, sich in einen ernstlichen Kampf einzulassen, denn das sei der Tag, den er immer gewünscht habe, seine irdische Auflösung stehe bevor. So ist er umgekommen, recht eigentlich in der Mitte seines Lebensberufes, welcher die Christianisierung Germaniens war. Es ist das Schicksal hochbegabter Menschen: mit ihren innersten und tiefsten Gedanken suchen sie in die Welt einzugreifen; sie geraten aber damit in das Getriebe der Kämpfe, die sie umgeben; es gelingt ihnen, eine große Wirkung auszuüben; aber damit werden sie selbst entbehrlich. Indem Bonifacius seine Mission wieder aufnahm, ohne daß er dieselben Stützen, wie früher, für sich gehabt hätte, kam er um, mißmutig und verstimmt über seine äußere Lage, aber freudig in seinem Beruf, in seiner Seele unerschüttert, hochherzig und tapfer. Die Leitung des Kirchenwesens war in den Händen des Abtes Fulrad, dem die zweite Salbung und alles, was damit zusammenhängt, vornehmlich zu danken ist. Aistulf ist bald darauf an den Verletzungen, die er sich auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte, gestorben; wie man sagt, noch immer mit der Absicht beschäftigt, den zweiten Frieden zu brechen. Eine verwegene Überschätzung seiner Kräfte war sein Unglück. Durch seine Regierung hat er die Nachteile, die sein friedfertiger Vorgänger erlitten hatte, zu vermeiden oder gut zu machen gesucht. Er hatte nie geglaubt, daß sich

die Franken mit dem Stuhle von Rom so enge vereinigen würden, wie dies geschah. Der tapfere König ertrug den Hohn nicht, mit dem die Langobarden überschüttet wurden, aber seine Wahl hatte das Unglück verschuldet. An seiner Stelle wählten die Langobarden seinen Oberstallmeister Desiderius zum König, wie es in der besten Nachricht heißt: auf den Rat der Franken und mit Einwilligung Pippins. Nach der römischen Erinnerung hat Papst Stephan abermals unter Vermittelung des Abtes Fulrad, der sich noch in Rom befand, daran viel Anteil gehabt; ihm hat Desiderius die Ausführung der Versprechungen seines Vorgängers mit heiligen Eidschwüren zugesagt. Es war die Vollendung der letzten Vorgänge, daß ein König in Pavia auftrat, über dessen Erhebung sich die Langobarden mit beiden mächtigen Nachbarn vereinigt hatten.

Noch ein anderes zweifelhaftes Verhältnis wurde auf der erwähnten Reichsversammlung zu Compiègne in Gegenwart der päpstlichen Legaten erledigt. Der Bayernherzog Tassilo erschien daselbst, er legte seine Hand in die des Königs und bekannte sich als seinen Vasallen. Dieser Begriff, in welchem man die Dienstpflicht gegen den König mit einer gewissen Unabhängigkeit und Sicherheit vereinigte, ist damals entstanden. Er tritt noch in einer anderen großen Angelegenheit hervor, welche die letzten Jahre des Königs Pippin mehr als jede andere beschäftigt hat und für das Frankenreich von größter unmittelbarer Wirksamkeit gewesen ist. Der Herzog von Aquitanien, Waifar, ein Nachkomme Eudos, hatte doch eine ausgedehnte, unabhängige, der vollen Souveränetät wenigstens nahe kommende Stellung genommen, die dem Beherrscher des Frankenreiches an sich sehr unbequem fiel. Er verging sich an den Goten, die damals Verbündete Pippins waren, und wer vor Pippin flüchtete, fand bei Waifar gute Aufnahme. Der nächste Anlaß ihn anzugreifen, entsprang dennoch vornehmlich aus den kirchenrechtlichen Verhältnissen, die auch hier in den Vordergrund treten. Die Bistümer bildeten mehr als je einen integrierenden Teil des fränkischen Gemeinwesens, selbst die Verwendung dieser Güter zu Gunsten des Staates war ein Motiv dieser engen Vereinigung. Mannigfaltige Pertinenzien fränkischer Kirchen lagen im Gebiete Waifars; er hatte sie nach dem Beispiel, das ihm die fränkischen Fürsten gegeben, zwar nicht eingezogen, aber doch ziemlich als sein Eigentum behandelt. Die Immunitäten der Kirchen erkannte er nicht an, er schickte richterliche und administrative Beamten in ihre Besitztümer. Dagegen aber regten sich nun die Bischöfe im fränkischen Reich, sie wollten ihr Eigentum nicht in den Händen Waifars lassen und Pippin, der die Bischöfe durch seine kirchliche Haltung überhaupt an sich gezogen hatte, konnte sich nicht weigern, sie in ihr Recht wiederherzustellen. Zugleich wird dabei der bisherige Gebrauch, den Ertrag des Kirchengutes zu weltlichen Zwecken zu verwenden, in Betracht gekommen sein. Aber so nahe dies dem König lag, so wenig mochte der Herzog, dessen eigene Macht auf seiner Hoheit über die Kirche beruhte, den Anmutungen, die ihm geschahen, Gehör geben. Der

Streit konnte auch hier nur durch das Schwert entschieden werden. Mit voller Beistimmung des Heeres unternahm Pippin im Jahre 761 einen Angriff auf Waifar. Den Kern der Besitzungen Waifars bildeten jene Regionen, in denen sich das Römerwesen am längsten intakt gehalten hatte, das Land der Averner und Bourges, die Stadt der Bituriger, eine der ältesten Stätten des Christentums in Gallien. Vorlängst waren sie erobert worden, dann wieder verloren gegangen, das Frankenreich war sehr unvollständig ohne den Besitz derselben. Waifar mochte auf die Befestigungen trauen, durch die er Meister seiner Gebiete blieb, aber schon unter Karl Martell hatten die Franken sich als geschickte Eroberer fester Plätze bewährt. Sie nahmen jetzt Clermont in der Auvergne mit stürmender Hand und 762 das wohlbefestigte Bourges durch Umlagerung, nicht ohne die dazu erforderlichen Werkzeuge. Die vornehmsten Einwohner erkannten ihre Abhängigkeit von Pippin an und traten in seinen Dienst, ihre Familien wurden in das innere Frankreich abgeführt. Hierauf verlor Waifar die Zuversicht zu seinen Befestigungen, die nicht behauptet werden konnten, zumal da sie, wenn sie in die Hände der Feinde gerieten, den Zwecken derselben dienten. Er erwartet alles von einer Schlacht im offenen Felde; er vertraute der Schlagfertigkeit seiner Truppen und der Ergebenheit der Waskonen. Aber die Erwartungen täuschten ihn, als es jenseit der Garonne wirklich zur Schlacht kam. Die Aquitanier wurden besiegt, nur Waifar entkam mit wenigen Begleitern.

Er hat darauf Pippin angeboten, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen, jedoch unter der Bedingung der Rückgabe von Bourges. Die Franken wiesen dies von der Hand, sie waren schon Meister im Lande. Das Anerbieten bildet dennoch ein historisches Moment. Nicht allen war diese Zurückweisung angenehm. Eine Befestigung des vasallitischen Verhältnisses würde namentlich den Wünschen des Bayernherzogs Tassilo entsprochen haben. Er entfernte sich vom königlichen Hoflager nicht, ohne eine gewisse Indignation an den Tag zu legen; er hat gesagt, er wolle das Antlitz des Königs niemals wiedersehen. So hatte das Provinzialunternehmen eine nicht geringe Bedeutung für die Gesamtheit des Reiches und es war von doppelter Wichtigkeit, daß es durchgeführt wurde.

Im Jahre 766 huldigten die Landschaften zwischen Loire und Garonne dem König Pippin und stellten Geiseln. Er fühlte sich seiner Überlegenheit so sicher, daß er in Bourges einen Palast bauen ließ, wo er dann mit seiner Gemahlin gern verweilte. Im Winter blieben sie beide in Bourges. Mit dem beginnenden Frühjahr suchte Pippin seine Feinde in den festungsartigen Verstecken auf, in die sie sich geflüchtet hatten. Der Oheim Waifars, Remistan, der bereits in Pippins Diensten stand, riß sich von diesem los, wurde aber besiegt und zum Tode eines gemeinen Verbrechers verurteilt. Waifar zog sich nach Saintes an der unteren Charente zurück, seine Familie fiel in Pippins Hände; er selbst wußte sich zu retten. Als sich auch die Stämme jenseit der Garonne unterwarfen, hielt er sich noch in den Wäldern

von Perigord; dort ist er am 2. Juni 768, wenn wir gut unterrichtet sind, von seinen eigenen Leuten ermordet worden. Es war nur wenige Monate vor dem Tode Pippins (24. September 768).

Pippin ist der Mann, der die westgallischen Gebiete mit Frankreich vereinigt hat. Er säumte keinen Augenblick, die Kirchen in einem, den klerikalen Ansprüchen, die er jetzt begünstigte, entsprechenden Sinne einzurichten. Kirchliche und weltliche Eroberungen gingen Hand in Hand. Die eine ließ sich ohne die andere nicht denken. Diese Epoche könnte überhaupt als der Gipfel der Weltstellung Pippins angesehen werden. Es war im Jahre 767, daß die großen, von der griechischen Kirche angeregten Streitfragen vor eine Versammlung fränkischer Bischöfe gebracht wurden. Sie betrafen die Streitigkeiten über die lateinische Formel der Dreieinigkeit und über die Bilderverehrung. In einem Schreiben, worin auch der Großen und des Volkes von Rom gedacht wird, legte der Papst den fränkischen Optimaten die Sache ans Herz. Nach einer Disputation zwischen den griechischen und päpstlichen Gesandten wurden die gestellten Fragen im Sinne der lateinischen Kirche entschieden, der das Frankenreich angehörte, und der es sich aufs neue in allen seinen Gebieten anschloß. Papst und König vereinigten sich nochmals in der Feindseligkeit gegen das griechische Kaisertum. Noch eine Frage jedoch, welche die großen Weltverhältnisse nahe berührte, haben wir hiebei noch nicht erörtert, das Verhältnis zu den Saracenen, welches unter Karl Martell alles beherrschte. Auch in dieser Beziehung war Pippin den Fußstapfen seines Vaters gefolgt. Schon vor der Vereinigung mit dem Papste hatte er die Belagerung von Narbonne unternommen, das damals in den Händen der Araber war, welche noch häufig zu Unternehmungen diesseit der Pyrenäen schritten; sie nahmen eine Anzahl befestigter Städte ein, was dann immer neue Gefahren nicht allein für Gallien, sondern auch für Italien in sich schloß. Dem stellte sich Pippin bereits im Jahre 752 entgegen. Er hatte die Oberhäupter der altgotischen und christlichen Bevölkerung für sich gewonnen. Er hat Nîmes wieder erobert; das dabei zerstörte Amphitheater ist eben in seinen Ruinen ein Denkmal dieses Sieges. Dann war er gegen Narbonne selbst vorgerückt, bezwungen hatte er es damals noch nicht. Nach einiger Zeit aber fiel es unter Mitwirkung der Goten, denen die Erhaltung ihrer Rechtsverfassung versprochen wurde, in seine Hand. Wie aber ist es geschehen, daß die Araber, die Spanien noch immer beherrschten, sich nicht ernstlich zur Wehr setzten, namentlich woher schreibt es sich, daß sie das bedrängte Aquitanien, das sie einst so gut wie inne hatten, ohne Hülfe unter die Herrschaft Pippins geraten ließen. Die Antwort ist, daß eben in dieser Zeit, in welcher das neue fränkische Königshaus sich erhob, ein Streit unter ihnen selbst ausbrach, welcher den Fortgang ihrer Waffen lähmte. Es war der innere Kampf der arabischen Welt, in welchem die Omajjaden ihre Stellung einbüßten, die größte von den Begebenheiten dieser Zeit, die wir betrachten müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen.

Zwölftes Kapitel.

Omajjaden und Abbasiden.

Noch war die abendländische Welt keineswegs in sich konsolidiert, aber eine Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten war doch angebahnt. Hauptsächlich unter dem Impuls der von der arabischen Weltmacht von Spanien her drohenden Gefahren war dies geschehen. Auch Bonifacius gedenkt des Falles der Westgoten mit Schmerzen. Der in dem südwestlichen Gallien vollzogenen Zurückwerfung der Saracenen verdankte Karl Martell und das Geschlecht, das er stiftete, seine Stellung, die soeben christianisierten Germanen hatten ihren Anteil daran. Insofern diente die Verbindung Deutschlands mit Rom einem Weltbedürfnis. Italien, Frankreich und Deutschland vereinigten sich mit dem christlichen Oberpriestertum, welches Italien von dem östlichen Reiche losriß. Das anglo-sächsische Volk nahm an dem unmittelbaren Kampfe keinen Anteil, aber es unterstützte denselben durch die Förderung der Christianisierung Deutschlands, welches eben dadurch mit dem Papsttum in ein enges Verhältnis trat, so daß die religiöse Idee den inneren Streit der Nationalitäten zurückdrängte. Indem sich dies vollzog um die Mitte des 8. Jahrhunderts, geschah es nun, daß die islamitische Welt, welche an Ausdehnung und Macht ein Übergewicht besaß, das jeder Vergleichung spottete, in sich selbst zerfiel. Die Omajjaden, welche den größten Teil der Küsten des Mittelmeeres unterworfen hatten, wurden von den Abbasiden gestürzt und aus den Gebieten, deren sie sich bemeistert, in ein einziges, eben das spanische, von wo aus Gallien angegriffen wurde, zurückgedrängt. Wir kennen bereits den Streit, der sich in den Bekennern des Islam über die Fortsetzung der höchsten Gewalt in dem Reiche, das sie gründeten, erhoben hatte. Er hing mit der Entstehung des Islam im tiefsten Grunde zusammen. Dadurch, daß Mohammed der Prophet war, hatte er auch die oberste Stelle unter den arabischen Stämmen erlangt; er war dadurch selbst das Oberhaupt des vornehmsten unter denselben, der Koreischiten, geworden. In dieser Verbindung eines Fürstentums, welches doch das Stammeswesen nicht verleugnete, mit der Religion, lag das Wesen seiner Autorität, das nun auf seine Nachfolger überging. Bei dem Ursprung des Kalifats zeigte sich, daß neben den anderen Erfordernissen eines Inhabers der höchsten Gewalt auch das Stammesverhältnis in Betracht gezogen wurde. Darüber aber, wie weit das reichen sollte, trat von Anfang an ein Zwiespalt ein. Auch bei den ersten Kalifen bildete es ein ihrer Wahl förderliches Moment, daß sie der nächsten Umgebung des Propheten und seinem Stamme selbst angehörten. Die Ansprüche, welche der Schwiegersohn Ali auf dieses Verhältnis gründete, wurden zurückgewiesen, weil sie auch dem Stammesherkommen

nicht entsprachen. Gleich damals ist der Oheim Mohammeds, Abbas, deshalb vorgezogen worden, weil das Recht der männlichen Verwandtschaft einem durch die Frauen vermittelten Anspruch vorgezogen wurde. Bei den Irrungen, die sich hierüber erhoben, trat nun aber doch das Machtverhältnis maßgebend hervor. Man erlebte, daß die alten Gegner Mohammeds im Stamme der Koreischiten, die nur gezwungen sein Prophetentum anerkannt hatten, das Kalifat erwarben. Es waren eben die Omajjaden. Die Haschimiten, d. h. die Familie desselben, die einen besonderen Zweig der Koreischiten bildeten, eben den, welchem Mohammed angehörte, der ihm erst seine Bedeutung gegeben hatte, sahen sich zurückgedrängt und von dem Fürstentum ausgeschlossen. Dahin führte die im Laufe der Eroberungen bereits zu stande gekommene Macht der Omajjaden, denen die Haschimiten keine gleiche entgegenstellen konnten. Wäre das Kalifat nur ein Fürstentum gewesen, so würde es hiebei sein Verbleiben gehabt haben. Aber es war zugleich ein religiöses Institut. Und wenn schon Ali dadurch zu seiner Macht gelangt war, daß er die Religiosität des Islam mit besonderer Stärke repräsentierte, so geschah das auch bei den Nachkommen des Abbas, welche sich nach dem Stammesherkommen am besten berechtigt erachteten. Während die Omajjaden die politische wie die geistliche Gewalt behaupteten, bildete sich doch auch in der Stille ein Imamat aus, welches das Prinzipat der Omajjaden verwarf und das Vorrecht für sich selbst in Anspruch nahm.

Im Gegensatz mit dieser Opposition entwickelten die Omajjaden ihr Fürstentum zu einer Weltmacht. Aber es läßt sich verstehen, daß sie sich doch nicht als Vorfechter des strengen Islam aufstellten, sondern den Bedingungen einer weltlichen Regierung gerecht zu werden suchten.

Das Wesen ihrer Eroberungen bestand darin, daß die in verschiedenen Provinzen herrschenden Gewalten gebrochen und die arabische an ihre Stelle gesetzt wurde. Überall, soviel wir sehen, geschah das dadurch, daß die Herrschermacht in diesen Provinzen in sich selbst entzweit und zweifelhaft war. Es war gleichsam eine Accession der Unterthanen zu der neuen Macht, wobei dieselben auf die eine oder die andere Weise in ein vertragsmäßiges Verhältnis zu den neuen Herren gelangten; in Syrien durch die Zusagen, welche den einzelnen Städten gemacht wurden, in Ägypten durch Zugeständnisse, welche Amru nach der Entfernung der Römer den Eingeborenen zu Teil werden ließ, in Afrika durch die Zusagen, die den Berbern gemacht wurden, in Spanien durch die Schonung, deren sich die Kirche noch lange zu erfreuen gehabt hat. Ich will darauf nicht zurückkommen, sondern nur der inneren Verhältnisse der Dynastie nochmals gedenken.

Moawija, dessen Werk die Ausbildung der Seemacht und die Überlegenheit über das griechische Reich im allgemeinen war, entwickelte zugleich im Innern ein großes Herrschertalent. Die voneinander sehr verschiedenen Provinzen wußte er doch zu einer gewissen Einheit der Staatsverwaltung zu verbinden. Den Statthaltern derselben war ein sehr weitreichender Wirkungs-

kreis vorbehalten, aber der Kalif setzte ihnen Kadis, d. h. Richter, zur Seite, welche die höchste Gewalt auch in religiöser Hinsicht repräsentierten. Jede Provinz bildete ein besonderes Steuergebiet, in welchem die Einkünfte zu den erforderlichen Ausgaben verwendet wurden; der Überschuß floß in die Kasse des Kalifen. Die Verwaltung beruhte im großen und ganzen auf den bisherigen Einrichtungen.

Da war denn der Unterschied von dem früheren System nicht so groß, als man vermuten könnte. Was schon früher in Persien der Fall gewesen war, die Teilnahme der besser ausgebildeten Christen an der Verwaltung der Einkünfte, erhielt sich dort: denn wie hätten die Araber an ihre Stelle treten sollen. Aber dasselbe geschah auch in Syrien und Ägypten. Insofern hat die erwähnte Kapitulation Amrus vielen Wert, indem man daraus den Umfang dessen, was sich erhielt, ermessen kann. Wir werden unterrichtet, daß der große Einfluß, den die Besiegten in dem neuen Staatswesen ausübten, die Eifersucht der Araber angeregt hat. Es wurden Versuche gemacht, das zu ändern; zuletzt blieb es doch beim alten, nur daß die arabische Sprache in den Geschäften gebraucht wurde. Die Summe der Regierung blieb immer in Damaskus. In dem grünen Palast gab Moawija, indem er in orientalischer Weise auf dem erhöhten Diwan saß, seine Audienzen, bei denen seine Familie in ihren verschiedenen Zweigen zugegen war und auch die fremden Gesandten erschienen, jeder nach seinem Range, nicht viel anders als in Byzanz. Die administrativen Geschäfte konzentrierten sich in dem Staatssiegelamt, wo die eingehenden Erlasse in ein allgemeines Register vereinigt, dann die Originale gesiegelt und expediert wurden, was sehr an die Skrinia im kaiserlichen Palast in Konstantinopel erinnert. Man weiß, welches Ansehen die Skriniarii dort von jeher besaßen. Auch das von den Römern eingerichtete Postwesen konnte Moawija nicht entbehren, um die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen zu erhalten.

Moawija kam auch seinen gottesdienstlichen Befugnissen nach. Er bestieg, wie die Kalifen in Medina, die Kanzel in Damaskus.

Nicht so ganz war dies der Fall mit seinen Nachfolgern. Es fehlte ihnen an der persönlichen Würde, welche den Gehorsam erleichtert. Wir gedachten schon der Unordnungen, die daraus entsprangen, so daß, wenn wir recht unterrichtet sind, die Koreischiten in Damaskus zu einer freien Vereinbarung geschritten sind, die den Thron an Merwan, einen der ihren, überwies. Eben deshalb wurde Merwan I. an die Spitze gestellt, weil er ein echter Omajjade war. Um ähnlichen Irrungen für die Zukunft vorzubeugen, stellte Merwan eine Erbfolgeordnung auf, nach welcher die Erhebung junger und unmündiger Leute zum Kalifat verboten und die Succession der Brüder und Stammesvettern substituiert wurde.

Es war eine Frage, wie sie in Byzanz unter Konstantin Pogonatus eintrat, der aber nicht zu einer ähnlichen Auskunft griff. Abdalmelik, der Sohn Merwans, war eine würdige und geeignete Persönlichkeit. Dem gelang es

nun, Irak und Arabien vollkommen zu unterwerfen, und er säumte dann nicht, die Bahnen Moawijas für die innere Regierung wieder einzuschlagen. Eine der vornehmsten Neuerungen, zu denen er schritt, haben wir schon erwähnt; es war die Umgestaltung des Münzwesens, die ihn in Krieg mit Justinian verwickelte. Noch waren die sassanidischen Drachmen (Dirhem) im Osten im Gebrauch, wie die römischen Goldstücke (die herakliſchen Denare) im Westen. Die arabische Umprägung ist immer wegen der Genauigkeit, mit der sie vollzogen wurde, aufgefallen. Die große Veränderung war die arabische Inschrift. Sie entsprach dem Begriffe des Emir al Mumenin und zugleich dem Bedürfnis des Handelsverhältnisses, das sich in Mekka konzentrierte. Auch für andere innere Bedürfnisse wurde unter diesem Kalifen Sorge getragen. Haddschadsch stellte in seiner Provinz einen Verbindungskanal zwischen Euphrat und Tigris her. Zur Verbindung von Kufa und Bassora wurde eine neue Militärkolonie in Wasit angelegt. Eine neue Expedition gegen die indischen Grenzgebiete, Sind, wurde ausgerüstet, bei der man die Kosten, die daraus erwachsen und die Vorteile, die sie bringen würde, gegen einander abwog; denn Glaubenseifer war es keineswegs allein, wodurch die omajjadischen Kalifen angetrieben wurden. Sie dachten hauptsächlich auf Eroberungen und deren Ausbeutung zu finanziellem Gewinn.

Abdalmelik ist der Stammvater der folgenden Kalifen; vier seiner Söhne sind zum Kalifat emporgestiegen. Sein Nachfolger und Erbe Welid I. teilte seine Kulturbestrebungen. Welcher Art diese waren, kann man mit einiger Sicherheit aus den Bauwerken, die von ihnen übrig sind, entnehmen. Produkte der arabischen Kunst waren sie eigentlich nicht. Faßt man die berühmtesten derselben ins Auge, namentlich die Moschee des Omar in Jerusalem, die jedoch nicht etwa von Omar, sondern erst von Abdalmelik herrührt, oder die Welids I. in Damaskus, so sieht man, daß sie eben zugleich aus Benutzung der vornehmsten christlichen Kirchen und einer Nachahmung derselben entstanden sind. Die Moschee Omars in Jerusalem erinnert in ihrer Konstruktion an die justinianeische Epoche der Baukunst. In ihren prächtigen Verzierungen sieht man noch das Kreuz, in ihren Inschriften wird die göttliche Natur Christi anerkannt, allein mit einem Gegensatz gegen die Dreieinigkeit, wie ihn der Koran enthält. Auch die zweite Moschee, die Abdalmelik in Jerusalem errichtete, verrät ihren Ursprung aus einer römischen Basilika. Wie der Vater, so verfuhr auch der Sohn. Fast die berühmteste aller Moscheen ist die, welche Welid I. in Damaskus errichtet hat. Sie entstand aber durch den Umbau einer christlichen Kirche und läßt überall die Hand byzantinischer Werkmeister erkennen. In den Mosaiken derselben hat man eine Ähnlichkeit mit denen der St. Markuskirche in Venedig erkennen wollen. So knüpfen auch die Schulen islamitischer Theologie, welche in Damaskus entstanden, unmittelbar an die daselbst kurz zuvor emporgekommene christlich-theologische Schule an.

Osmar Ibn Abdalaziz, der nach der Verordnung Suleimans in diese

Reihe eintrat, eben deshalb, weil er der würdigste war und demselben Zweige der Omajjaden angehörte, unterbrach die Verschwendung und Hoffahrt, welche bisher vorgewaltet hatten, und hielt strenger an der Orthodoxie des Islam fest. Den üblichen Verfluchungen gegen Ali that er Einhalt. Ich finde keinen Grund, die Notiz zurückzuweisen, welche wir bei Theophanes finden, und die eine große, retrospektive Merkwürdigkeit hat. Wir erinnern uns der Zurechtweisung, die Antoninus Pius an die Einwohner von Syrien ergehen ließ, welche ein Erdbeben dem Einfluß des Christenglaubens zuschrieben. Diesem Aberglauben, den die alten Imperatoren verschmähten, hing Omar an. Bei einem Erdbeben, das im Jahre 719 eintrat, verbot er nicht nur aufs strengste die Einfuhr von Wein in die Städte, sondern hat die christlichen Einwohner gezwungen, von ihrem Glauben abzufallen und sogar Zeichen der Verabscheuung gegen denselben kundzugeben. Seine finanzielle Verwaltung war sehr eigenmächtig und hatte die schlechtesten Folgen.

Der letzte der Söhne Abdalmeliks, Hischam, wird wieder in seiner Verwaltung dem Abdalmelik und Moawija an die Seite gesetzt. Gegen die Christen ließ er, insofern sie unterworfen waren, Milde walten. Sein Statthalter in Irak, Chalid, der Sohn einer Christin, wurde von den eifrigen Moslimen verflucht und verabscheut. Einer der Dichter der Zeit sagt von ihm: Gott verfluche den Rücken des Kamels, das Chalid zu uns hertrug; er habe seiner Mutter eine Kirche mit einem Kreuz gebaut. Wie könne er Gebetsvorstand sein. Aber gegen die äußeren Feinde schwang Hischam seine Waffen mit dem vollen Ehrgeiz seiner Vorfahren. In Indien legte er feste Städte für moslimische Kolonisten an, Mansura (die Siegreiche) und Mahfura (die Geschützte).

Unaufhörlich überzog er die griechischen Provinzen mit Krieg; gegen die Anfälle der Berbern behauptete er Kairwan. Er hat die Niederlage bei Poitiers erleben müssen, aber darum verlor er niemals die Franken aus den Augen. Ihn hatte Karl Martell bei Narbonne zu bekämpfen, das ihm im Westen diente, wie die erwähnten indischen Städte im Osten.

Bei der Energie, mit der er seine Weltmacht regierte, immer in den Direktionen seiner Vorfahren, würde er das Abendland in die größte Gefahr gebracht haben, hätte ihn nicht, noch in frischen Jahren, auf dem Schlosse, das er der gesunden Luft wegen bewohnte, eine Krankheit dahingerafft (6. Februar 743). Er fand nicht allein keinen Nachfolger, der sein Werk hätte fortsetzen können, sondern in der Dynastie der Omajjaden brachen über das Prinzip der Erbfolge, durch das sie in den letzten Jahren sich behauptet hatte, Irrungen aus, welche sie in sich selbst zersetzten. Im Widerspruch mit den Satzungen Merwans machte Welid II., der Nachfolger Hischams, den Versuch, seine Kinder, denen man nachsagte, daß sie nicht einmal im Koran zu lesen verständen, und daß ihr Zeugnis in keinem Gericht angenommen werden könnte, zu künftigen Beherrschern aller Gläubigen zu erheben. Noch bei seinen Lebzeiten sollte ihnen die Nachfolge gesichert werden. Ein ver-

hängnisvolles Vorhaben: denn dadurch wurde eine Verschwörung der nächstbeteiligten Mitglieder des omajjadischen Hauses hervorgerufen. Jezid, der dem Stammvater Abdalmelik einen Grad näher stand als die Söhne Welids II., schwang sich selbst zum Kalifate auf.

Als er nach einigen Monaten seinen Tod voraussah, überließ er seinem Bruder Ibrahim das Kalifat. Dem aber widersetzte sich der größte arabische Kriegsmann der Zeit, Merwan, der nicht eigentlich für sich selbst einen Anspruch zu haben behauptete, sondern sich nur der Ansprüche der Söhne Welids II. annahm. Es gelang ihm wirklich, die Anhänger Ibrahims vor Damaskus zu schlagen und sich der Stadt zu bemächtigen.

Da aber die beiden Söhne Welids II. umkamen, so nahm er selbst das Kalifat in Besitz. Bei dieser Entzweiung des herrschenden Geschlechtes, welches von dem Hausgesetz, das es sich selbst gegeben, abwich, konnte es nun nicht anders sein, als daß die Opposition gegen dasselbe, deren wir gedachten, welche die ganze Dynastie für unrechtmäßig erklärte, zu Worte kam, und sogar zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangte.

Abdallah Ibn Abbas, der Sohn des oft genannten Oheims Mohammed Abbas, hatte den Ruf, durch Erleuchtungen des Engels Gabriel zum besten Verständnis des Koran gekommen zu sein; er wurde als der große Rabbani verehrt.

Dieser Vorzug der Religiosität und der Abstammung soll dadurch verstärkt worden sein, daß einer der Aliden seine Rechte an Abdallahs Enkel, Mohammed Ibn Ali, abgetreten habe. Die Abbasiden wurden unter dem Namen Imam verehrt. Sie erschienen als die Oberhäupter der Gläubigen mit allen politischen und religiösen Rechten. Der vornehmste ist Ibrahim, ein Urenkel des Abbas, dessen Name die Strenggläubigen zu einer Genossenschaft vereinigte, welche den Omajjaden bei dem Übergange des Kalifates von Suleiman auf Omar II. schon Besorgnisse einflößte. Die strengere Orthodoxie Omars war darauf berechnet, die abbasidischen Ansprüche niederzuhalten, aber seit der von Welid II. veranlaßten Spaltung traten sie mit verdoppelter Stärke hervor. Wenn die Omajjaden, die den gräco-römischen Ideen nahe standen, diesen in Vorderasien Raum verschafften, so hatte der strenge Islam besonders in den altpersischen Gebieten Eingang und Anhänger gefunden. Ihre Emissäre durchzogen Hochasien. Altpersische und moslimische Ideen wirkten zusammen. Entscheidend wurde bei der Erhebung der Abbasiden dann, daß einer der vornehmsten Heerführer der Omajjaden zu ihnen überging. Es war Abu Muslim, der sein Geschlecht von den altpersischen Königen der achämenidischen Dynastie herleitete, beinahe wie ein fabelhafter Heros anzusehen, der sich immer schwarz kleidete und niemals lachte, als wenn es zur Schlacht ging.

Durch seine Tapferkeit war er unter den Omajjaden rasch emporgestiegen; insgeheim aber hatte er immer Freundschaft mit den Abbasiden und mit dem Imam Ibrahim gepflogen. Er hatte den Imam selbst besucht und eine

schwarze Fahne oder deren zwei empfangen, die eine „Schatten“, die andere „Wolke“ genannt, um anzudeuten, daß das Emporkommen der Abbasiden Land und Volk erfrischen werde. Am 9. Juni 747 leuchteten die Feuerzeichen auf allen Anhöhen von Merw, die Anhänger Ibrahims sammelten sich um seine Fahnen, in Merw hörte man auf, den Namen des Merwan im Kanzelgebet zu nennen.

In anderen Provinzen strebten die beiden religiösen Parteien einander noch unentschieden entgegen. Während von den einen das Kanzelgebet auf den Namen Merwan abgehalten wurde, beteten andere für die Familie Mohammeds und den Emir Abu Muslim. Der Statthalter Merwans in Chorassan, Nasr Ibn Sajjar, unterlag, da er keine Hülfe, weder von Merw, noch von Irak erhielt.

Die Truppen Abu Muslims erfochten einen Sieg vor Kufa, woselbst nun über die Ansprüche der beiden Familien entschieden werden sollte. Schon im Beginn des Aufruhrs war der Imam Ibrahim von Merwan II. getötet worden, aber er hinterließ zwei Brüder, von denen der älteste, Abul Abbas, als sein Rechtsnachfolger betrachtet wurde.

Der befand sich damals bereits in Kufa. Von jeher dem strengen Islam zugethan und unter dem Eindruck des Wechsels der Dinge versammelten sich die Einwohner an einem Freitag in der großen Moschee, alle in schwarz gekleidet. Abul Abbas bestieg die Kanzel. Er sprach viel von den im Jenseits bevorstehenden Strafen und Belohnungen. Dann führte er der kufanischen Gemeinde zu Gemüt, daß sie bisher unterdrückt sei, wie die Familie des Abbas selbst; aber jetzt habe Gott ihrer Sache den Sieg verliehen. Er forderte sie auf, den Eid der Treue zu leisten, es werde der erste legitime sein, der von ihnen geschworen werde. Hierauf begab der Imam sich zu seinem Sitz und empfing den Treueid aller Anwesenden, die ihn als Kalifen anerkannten. Gegen diese Empörung rückte nun der in Waffen geübte Merwan mit aller seiner Macht heran. Er traf bei Mosul mit dem Feinde, der von Abdallah Ibn Ali, dem Oheim des Abul Abbas, angeführt wurde, zusammen; sie schlugen zwei Tage. Es war eine Schlacht, die wenn irgend eine andere zu einem universal-historischen Ausgang führte. Merwan mußte erleben, daß die Truppen, die er heranführte, seinem Befehle nicht gehorchten. Dagegen waren die abbasidischen von dem Enthusiasmus erfüllt, den eine starke religiöse Meinung giebt. Der tapfere Merwan mußte sich zur Flucht entschließen. Als er nach Damaskus kam, setzte er noch eine stellvertretende Regierung ein, aber sehr bald hatten auch hier die schwarzen Scharen der Abbasiden die Oberhand und besetzten die Stadt. Merwan suchte sein Heil in Ägypten. Noch einmal ist es zwischen seinen Anhängern und seinen Verfolgern zur Schlacht gekommen, von welcher ein gleichzeitiger spanischer Chronist berichtet, sie habe zwei Tage gedauert, endlich am dritten sei Merwan getötet worden. Den Arabern zufolge wurde er in einer Kirche getötet. Merwans abgeschnittener Kopf wurde vor Abul Abbas gebracht, der bei seinem Anblick

auf die Knie fiel und Gott dankte; er sah darin ein Gottesurteil. Bisher hatten die Koreischiten die Oberhand gehabt, und unzählige von den Haschimiten und ihren Freunden waren dabei zu Grunde gegangen. Diese kamen nun zur Gewalt und ließen dem Durst nach Blutrache, einem unauslöschlichen Gefühl in der Brust eines Arabers, freien Lauf. Bekannt ist die schreckensvolle Scene, in welcher sich die Leidenschaft der Blutrache der Abbasiden entladen haben soll; indem die Koreischiten, die sich ergeben hatten, die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung wachriefen, seien die Henker hervorgetreten, um sie zu erschlagen; über den noch röchelnden Leichnamen habe Abdallah Ibn Ali, der Oheim des Abul Abbas, ein Gastmahl gehalten, sagt man, das schrecklichste, das je vorgekommen ist. In Mekka und Medina wurden die Omajjaden durch einen andern Oheim des Kalifen enthauptet.

In Damaskus wurden die Gebeine der omajjadischen Kalifen aus den Gräbern gerissen, zu Asche verbrannt und diese in die Winde zerstreut.

Man wird es nicht mißverstehen, wenn ich daran erinnere, daß der Untergang der Omajjaden in dieselbe Zeit fällt, wie die Erhebung Pippins im Frankenreich zur höchsten Würde. In beiden wirkte die geistliche Macht auf die höchste Gewalt ein. Es half den Omajjaden nichts, daß sie Widerstand leisteten; die Repräsentanten des religiösen Prinzips wurden ihrer Meister. Im Frankenreich griff das Priestertum nur insoweit ein, als es die geschehene Veränderung sanktionierte.

Die Merowinger verschwanden, ohne daß dies Ereignis die Aufmerksamkeit sehr beschäftigt hätte. In Arabien empörte sich der geistlich-weltliche Anspruch eines Geschlechtes gegen die bestehende Macht. Der historische Gegensatz der beiden Ereignisse liegt ohne Zweifel darin, daß der Occident durch die Krönung und Salbung König Pippins vereinigt, der Orient dagegen durch die Erhebung der Abbasiden gespalten wurde. Wohl warfen die Abbasiden unter dem Abzeichen der schwarzen Fahne ihre Gegner nieder und nahmen eine Doppelgewalt in die Hand, die sie noch grausamer ausübten als ihre Vorgänger, aber es gelang ihnen doch nicht, das Geschlecht der Omajjaden ganz zu vertilgen. Abderrahman ben Moawija ben Hischam ben Abdalmelik ben Merwan (denn es ist angemessen, hier der Geschlechtsfolge zu gedenken, der er seinen Ursprung verdankte) entging der Verfolgung der Abbasiden unter mancherlei Abenteuern und Gefahren. Die in Spanien noch immer herrschende Entzweiung der Machthaber, die auch das unangenehm empfanden, daß sie gegen die Christen kein Glück hatten, wie denn damals die Goten in Septimanien zu den Franken übertraten und Narbonne verloren ging, begrüßten ihn mit Freuden. In Cordova, wo es bisher nur Statthalter gegeben, trat er mit den Ansprüchen des Kalifats auf (755).

Das abbasidische Kalifat, das einen neuen Sitz der Macht in Bagdad gründete, behauptete sich als dominierende Weltmacht. Der Occident wurde dadurch der Gefahr, die ihn bedrohte, nicht entledigt. Abderrahman fand aber so vielen Widerspruch in Spanien selbst, an dem dortigen Statthalter

Jussuf und sodann an einer afrikanischen Horde, welche die Rechte der Abbasiden auch in Spanien verteidigen wollte, daß es ihm unmöglich war, seine Augen über die Pyrenäen zu richten und Pippin in seinen aquitanischen Eroberungen zu stören. Es war ihm genug, die kleine christliche Macht, die sich in Asturien regte, in Schranken zu halten. Nicht viel anders waren damals auch die unermeßlichen Gebiete, welche den Abbasiden anheimfielen, von Empörungen erfüllt, welche die Befestigung der neuen Dynastie zu verhindern drohten. Wir erwähnen noch die Hauptmomente derselben.

Abdallah, ebenso klug als entschlossen, besiegte zuerst Syrien und wendete sich dann nach Mesopotamien. Auch hier behielt der Kalif die Oberhand, wir hören von Belagerungen von Nisibis und Samosata. Wir finden auch hier in den asiatischen Provinzen sowohl wie in den afrikanischen seine Verwandten im Besitz der Gewalt. Er wurde noch in anderem Sinne Kalif als die früheren. Mit dem Erbrecht wurde eine Art Inkarnation angenommen; die Idee eines göttlichen Königtums, von den Persern gehegt, wurde auf das Kalifat übertragen. In dieser Beziehung ist Abul Abbas einer der Herrscher, welche die alte Idee der Monarchie in sich repräsentieren. Er vereinigte sie mit dem Begriffe des Islam; er heißt der Blutvergießer: as-Saffah. Alles, was sich seiner Gewalt entgegensetzte, wurde als Gottlosigkeit betrachtet und ohne Erbarmen dem Verderben bestimmt. In allen Funktionen der höchsten Autorität bekamen diese Vorstellungen von der göttlichen Gewalt des Kalifen ihren Ausdruck. Durch das Recht der Geburt, welches die größte Rolle in dieser Kombination spielte, wurde, als Abul Abbas im Jahre 754 starb, der Bruder desselben, Abu Dschafar Al-Mansur, zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber dieser hatte an den Männern, denen die Erhebung des Geschlechtes zu danken war, natürliche Nebenbuhler.

Dem einen, Abdallah, der den Krieg in Syrien und Mesopotamien geführt hatte, war von Abul Abbas Hoffnung auf die Nachfolge gemacht. Der andere, Abu Muslim, dem die Begründung der Macht der Abbasiden zuzuschreiben ist, nahm eine Haltung an, welche Besorgnisse in Al-Mansur erweckte. Dieser aber war entschlossen und geschickt genug, beide Gegner, ehe sie noch eine entschiedene Stellung genommen hatten, zu bewältigen. Seinen Oheim Abdallah besiegte er durch Abu Muslim. Auf der Stelle aber geriet er mit diesem in Differenzen. Man hat Briefe von Abu Muslim übrig, in denen er die Schwierigkeiten ausdrückt, denen ein großer Befehlshaber zur Seite eines absoluten Fürsten unterliegt. Sie atmen das Bewußtsein zugleich der Unabhängigkeit und der Gefahr. Endlich ließ er sich doch überreden, in das Lager Al-Mansurs zu kommen. Von den Truppen wurde er mit Freude und Bewunderung begrüßt, aber Al-Mansur war durch seine Ansprüche beleidigt und kannte keine Gnade. Er entledigte sich des Abu Muslim wie einst Kaiser Valentinian des Aëtius.

Bei dem Wortwechsel, den er herbeiführte, traten auf das Zeichen, das er gab, vier mit scharfer Waffe versehene Söldner ins Gemach; von ihnen

wurde der tapferste Mann des Orients ermordet, der Mann, der das neue Kalifat gegründet hatte, durch den ersten Nachfolger in demselben.

Al-Mansur aber war glücklicher als Valentinian, es war Friede in seinem Reich und er bedurfte eines solchen Führers nicht mehr.

Doch auch in den religiösen Sekten, welche die Omajjaden zu bekämpfen und Abul Abbas zu erheben wesentlich beigetragen hatten, sah Al-Mansur Nebenbuhler und Gegner. Die Sekte der Rawenditen, welche die höchste Gewalt als Lichtstrahl der Gottheit und den Kalifen selbst als Teil der Gottheit betrachtete, war ihm nicht genehm. Ihre Lehre schloß noch andere Elemente asiatischer Religiosität, nämlich die Lehre von der Metempsychose in sich. In dem Inhaber der höchsten Gewalt erblickten sie die erscheinende Gottheit, auch Al-Mansur wollten sie als Gott verehren. Aber sie nahmen an, daß diese göttliche Macht nach dem Tode des einen auf den andern übergehe, was dann wieder den Aufruhr gegen den Herrscher, der unbeliebt geworden war, hervorrufen mußte. Al-Mansur war weit entfernt davon, Lehren dieser Art anzunehmen; bei dem Versuch der Rawenditen, die ihn bisher anerkannt hatten, sich gegen ihn zu empören, wurde die Sekte auseinander gesprengt.

Aber auch unter den Moslimen, aus denen das neue Kalifat hervorgegangen war, regten sich die alten doktrinären Gegensätze wieder. Die Nachkommen Alis, uneingedenk jener von einem der Ihren ausgesprochenen Verzichtleistung und durch den Schutz, welchen sie unter Abul Abbas und Al-Mansur fanden, nicht befriedigt, erhoben sich, unterstützt von der Sekte der Schiiten, deren Glaubenssystem sich eben an die Erbansprüche Alis anschloß. Schon Abdallah, der von Ali in direkter Linie abstammte (dieser war sein Urgroßvater), machte sich dem Kalifen verdächtig, da er ihn nicht anerkennen wollte. Doch sah er in dessen Söhnen, welche das Land durchstreiften und in Irak und Chorasan Anhänger warben, noch gefährlichere Widersacher. Abdallah wurde, da er nicht angeben wollte, wo diese sich aufhielten, ins Gefängnis geworfen, wo er verschied. Aber die grausame Behandlung, die alle seine Anhänger erfuhren, bewirkte, daß sein Sohn Mohammed, als er mit ein paar hundert Mann vor Medina erschien, dort Aufnahme und Anerkennung fand.

Die langatmigen Briefe, die zwischen Al-Mansur und Mohammed gewechselt wurden, gemahnen an die Reden der homerischen Helden vor dem Kampf. Sie sind noch dadurch merkwürdig, daß Mohammed dem Kalifen nicht allein den Gehorsam versagte, sondern vielmehr von diesem Gehorsam und Unterwerfung forderte.

Zu gleicher Zeit erhob sich Mohammeds Bruder Ibrahim in Basra. Allein dem Abbasiden, der das ganze Reich beherrschte, waren sie viel zu schwach. Medina, das seine Lebensmittel aus Ägypten bezog, konnte nicht gemeint sein, sich zu verteidigen, sobald ihm diese Zufuhr abgeschnitten wurde. Als sich die Medinaten dem Hungertode preisgegeben sahen, verloren sie ihren Glaubensmut.

Die Stadt wurde eingenommen, Mohammed erlag seinen Wunden. Die Truppen, die hier den Sieg erfochten hatten, wandten sich dann gegen Ibrahim, der eben von Basra her nach Kufa zog, wo die Aliden immer viele Anhänger gezählt hatten. Wenn die Kufaner zu den Abbasiden übergetreten waren, so war das nur deshalb geschehen, weil das Erbrecht ihnen höher stand, als die Usurpation der Omajjaden. Ein Vorzug der Abbasiden über die Aliden war damit nicht ausgesprochen. Der Kalif trug in Person viel dazu bei, Kufa in Unterwerfung zu halten, und unfern Kufa erlag auch Ibrahim seinen Waffen; er wurde durch einen Pfeilschuß getötet. Al-Mansur, der seit der Zeit der Empörung Ibrahims sein Kleid nicht gewechselt hatte, erlebte die Genugthuung, den Kopf des letzten Aliden vor sich gebracht zu sehen, wie sein Bruder den Kopf des letzten Omajjaden. Wenn sich von jeher die östlichen und westlichen Provinzen der Reiche des Islam unterschieden, so ist leicht zu begreifen, daß das abbasidische Kalifat seinen Sitz in den östlichen aufschlug, wo seine Macht begründet worden war. In Haschimijah bei Kufa aber, wo Abul Abbas zuerst Wohnung genommen hatte, konnte wegen der Unruhen, die dort an der Tagesordnung waren, auch nicht lange seines Bleibens sein. Dort wären die Anhänger der Omajjaden, hier die Gläubigen des Ali dem Emir al Mumenin immer gefährlich gewesen. Er wählte sich einen Platz am Tigris, von wo er Kufa und Basra zugleich beherrschen konnte. Bagdad war zunächst ein festes Lager, auf beiden Seiten des Flusses, das durch Schiffbrücken in Verbindung gehalten wurde. Es ist unfern der alten Metropole Seleucia, welche eine Zeit lang die östliche Welt beherrscht hatte, gelegen. Die Bausteine von Madain, das noch immer bestand, wurden zum Teil dazu verwandt. Doch wollte Al-Mansur soviel Geld und Zeit, als das Niederreißen der dortigen Paläste und das Herbeischaffen der Baumaterialien nach der neuen Gründung erforderte, nicht aufwenden. Der Bau wurde aus schwerem Backstein bewerkstelligt, eine doppelte Mauer mit Türmen sollte ihre Sicherheit verbürgen. Hier wollte er seinen Sitz nehmen und die treuesten seiner Truppen um sich haben.

Aber nicht zu momentanen Zwecken der Fürsten allein werden große Hauptstädte gegründet. Sie dienen zugleich zu Metropolen der um das Centrum her sich drängenden Völkerschaften und gedeihen zu einem unabhängigen Dasein. Bagdad erfüllte sich fast gegen den Willen Al-Mansurs mit handeltreibenden und anderen Einwohnern verschiedener Nationalitäten. Es wurde die vornehmste Stätte der Vereinigung der persischen und arabischen Kultur. Hier hat Ibn Ishak, auf Anregung Abu Dschafar Al-Mansurs eine Biographie Mohammeds geschrieben. Hier hat Abdallah Ibn Almokaffa, der damals erst übertrat, die Fabeln des Bidpai aus dem Pehlewi übersetzt und das alte Königsbuch zu stande gebracht, welches dem Schah-Nameh des Firdusi zu Grunde liegt. Die arabische Poesie trat zurück, die magischen Ideen drangen wieder vor. Man dürfte sagen, das Sassanidenreich setzte sich jetzt in dem Islam fort. Aber auch die Ideen kamen wieder empor, die sich dem Islam

entgegensetzten. Die Rawenditen, deren erster Aufruhr unterdrückt worden war, bekamen in Ata Al-Mukanna, dem Verschleierten, einen machtvollen Repräsentanten, welcher die Heere des folgenden Kalifen Mahdi dreimal zurückschlug. Endlich, als sich Mukanna nicht mehr wehren konnte, hat er seinen Palast in Brand gesteckt, in dem er umgekommen ist, nicht ohne vorher Gift genommen zu haben. Indem erhob sich die extrem-naturalistische Opposition der Mazdakiten wieder. Sie rüttelten nochmals an den Grundpfeilern der menschlichen Gesellschaft: Eigentum und Ehe. Eine neue Sekte bildete sich, die der Zendiks, welche ihre Anhänger in den obersten Schichten des abbasidischen Staates fanden. Sie wurden alle von dem gleichen Ruin betroffen, der sich unter dem Enkel Al-Mansurs vollzog. Mit dem Emporkommen des abbasidischen Kalifates verband sich eine Bewegung des menschlichen Geistes, die auch in Indien Wurzel schlug und die benachbarten turkomanischen Stämme erreichte. Wir wollen sie an dieser Stelle nicht weiter begleiten; sie bilden eine Welt für sich, die sich um das Kalifat her konsolidierte.

Den Kampf mit Konstantinopel haben Al-Mansur und seine nächsten Nachfolger keineswegs aufgegeben. Wie die Gräco-Römer in den Zeiten der inneren Umwälzungen in Syrien wieder Fortschritte gemacht hatten, so wurden sie durch die Erhebung des neuen Kalifates wiederholt von Gefahren heimgesucht. Dadurch wurde ihre Weltstellung zu ihren Nachbarn wieder modifiziert.

Dreizehntes Kapitel.

Das römisch-byzantinische Kaisertum im 8. Jahrhundert.

Es leuchtet ein, daß diese große Veränderung der islamitischen Gewalten eine durchgreifende Einwirkung auf die Stellung der christlichen Völker, die mit ihnen im Kampfe waren, ausüben mußte. Die Entscheidung der Weltgeschicke hing davon ab, ob diese auch fortan dem Islam nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermöchten. Es ist Zeit, daß wir unsere Blicke wieder auf Konstantinopel zurückwenden.

Noch behauptete sich das altrömische Kaisertum, dessen Sitz einst von Konstantin nach Byzanz verlegt worden war, trotz der Verluste, die es im Orient durch offenen Krieg, im Occident durch allmählichen Abfall erlitten hatte, in einer allgemein anerkannten Geltung. Die Reihenfolge der Imperatoren wurde selbst in den von den Arabern eroberten, wie vielmehr in den von den Germanen occupierten Provinzen in den Annalen fortgeführt.

Bei dem ersten Blick erkennt man wohl, daß dies das altrömische Kaiser-

tum nicht mehr war, wie es sich seit der theodosianischen Zeit behauptet und durch Justinian nach beiden Seiten hin eine dominierende Weltstellung erlangt hatte. Man könnte die Frage aufwerfen, wo und wie das alte Kaisertum in das byzantinische sich umzusetzen begonnen hat. Seit Mauricius hat es eigentlich niemals einen Kaiser mehr im alten Sinne des Wortes gegeben. Die Verluste, die Heraklius in seinen späteren Jahren erfuhr, die Beschränkungen des Territoriums im Orient, die vergeblichen Versuche Constans' II., im Occident wieder eine wirkliche Macht zu erlangen, gaben dem Imperium eine veränderte Weltstellung. Byzanz wurde der Mittelpunkt eines beschränkten Reiches, das sich mit dem alten nicht mehr vergleichen ließ. Wir haben der militärischen Einrichtungen des Constantinus Pogonatus gedacht, welche eine nationale Umwandlung des Kriegswesens in sich schlossen. Der römische Name trat zurück, der griechische kam empor. Unter Leo dem Isaurier war nun dies beschränkte Reich auf das tapferste und mit Glück verteidigt worden, und man hätte bei dem inneren Kampf der moslimischen Gewalten wohl einen neuen Aufschwung desselben erwarten dürfen. Aber Leo hatte durch die Verwerfung des Bilderdienstes, mit der er sich gleichsam identifizierte, eine innere Entzweiung hervorgerufen, von deren Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite hin die Macht des Kaisertums selbst abhing. Bei dem Tode Leos des Isauriers schien der Moment gekommen zu sein, der höchsten Gewalt wieder einen anderen Charakter zu geben. Der beste Verbündete Leos, der das meiste dazu beigetragen hatte, ihm in den Verwirrungen, die bei und seit dem Abgang Justinians II. ausgebrochen waren, den Sieg und den Thron zu verschaffen, Artabasdus, streckte die Hand nach der Krone aus; er nahm sich der Bilder wieder an und hatte die Gleichgesinnten für sich. Aber der Sohn Leos, Konstantin, genannt Kopronymus, der an den Grundsätzen seines Vaters festhielt, wollte sich die Krone nicht entreißen lassen und behauptete beides mit einander, sein Erbrecht und die kirchlichen Grundsätze. Zwischen ihm und Artabasdus kam es zu einem förmlichen Bürgerkrieg. Ein Moment trat ein, in welchem die europäischen Provinzen Artabasdus anerkannten und auch die asiatischen zu ihm hinübergezogen wurden.

Nochmals wie in den ältesten Zeiten ist bei Sardes über die Herrschaft in Vorderasien gekämpft worden. Artabasdus, der die Ebene inne hatte, wurde, ehe noch sein Sohn Nicetas, mit dessen armenischem Heere er sich zu vereinigen dachte, ihm zu Hülfe kommen konnte, von Konstantin, der aus den Bergen hervorbrach, niedergeworfen und hatte von Glück zu sagen, daß er sich nach der Hauptstadt zurückziehen konnte. Dasselbe geschah dem armenischen Heere, als es endlich heranrückte. Auf Konstantinopel beschränkt, hoffte Artabasdus noch, daß sein Sohn Nicetas, der wieder nach Armenien gegangen war und dort ein neues Heer gebildet hatte, ihn entsetzen würde. Auch erschien Nicetas aufs neue im Felde, wurde aber bei Nikomedien nochmals geschlagen. Konstantin war ein umsichtiger und glücklicher Feldhauptmann, dessen Strategie eben darin bestand, Feinde, welche vereinigt unüber-

windlich gewesen wären, auseinanderzuhalten, einzeln anzugreifen und zu Grunde zu richten. Die byzantinischen Geschichtschreiber, die über viele Umstände nicht genau zusammenstimmen, kommen doch darin überein, daß sie dem kirchlichen Momente die größte Wirksamkeit zuschreiben. Die Bilderverehrer haben die Initiative ergriffen. Auf die Nachricht, Constantinus, der den allgemeinen Haß auf sich gezogen, sei getötet worden, versammelte sich die städtische Menge in der großen Kirche und rief Artabasdus zum Kaiser aus, der dann nicht versäumte, den Bilderdienst wiederherzustellen, und den älteren seiner Söhne, Nicephorus, zum Kaiser krönte. Die allgemeine Krisis wird dadurch bezeichnet, daß sowohl der eine als der andere der beiden Imperatoren die Araber, d. h. die Omajjaden, zu Hülfe gerufen haben soll. Constantinus Kopronymus hat einer solchen doch nicht bedurft. Der in dynastischen und religiösen Zwiespalt begriffenen Hauptstadt wurde er dadurch mächtig, daß er das Meer beherrschte und durch einen unerwartet glücklich geleiteten Angriff in die Befestigungen einzudringen wußte. Seine Truppen, die meistens Fremde waren, lagerte er in den Behausungen der Nobilität ein, unzählige wurden umgebracht. Artabasdus und dessen Söhne wurden geblendet; denn Schonung der Verwandten des Hauses kannten diese Fürsten nicht. Eine sonderbare Erscheinung ist der Patriarch Anastasius, der zwischen Erneuerung und Abschaffung des Bilderdienstes schwankte; er hatte sich auf die Seite des Artabasdus gestellt, wurde aber auch von Konstantin anerkannt. Man möchte in ihm das Widerspiel der römischen Päpste sehen. Von einer Überzeugtheit, wie die beiden Gregore an den Tag legten, war er weit entfernt. Nach seinem Tode aber hielt auch Konstantin Kopronymus für notwendig, sich die hierarchische Unterstützung zu verschaffen, welche schon Germanus seinem Vater als erforderlich bezeichnet hatte. Er berief im Jahre 754 ein allgemeines Konzil. In der That fanden sich gegen vierthalbhundert Bischöfe ein, unter denen aber die Patriarchen nicht vertreten waren. Die Beratungen wurden aber nicht in der Hauptstadt, sondern auf der nahen Insel Hierium gehalten. Die ikonoklastische Richtung behielt in denselben die Oberhand; die Versammelten kamen überein, den Bilderdienst für Abgötterei, für das Werk des Satan zu erklären. Sie haben sich hiebei zugleich den Gedanken Leos des Isauriers angeeignet, daß, wie in früheren Zeiten die Apostel, so jetzt die Kaiser zur Bekämpfung des Götzendienstes bestimmt seien. Mit vielem Nachdruck spricht eine ihrer Satzungen das aus: wie ehemals seine einsichtsvollen Jünger und Apostel, so habe Christus jetzt seinen Diener, den Kaiser, Mitkämpfer der Apostel, mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstet, um die Verschanzungen der Dämonen zu zerstören, durch welche die Erkenntnis Gottes verhindert wurde. Soweit ist ein Konzil, das sich für ein ökumenisches erklärte, gegangen. Es streift doch in der That nahe an die Einheit beider Gewalten, welche dem Islam zu Grunde liegt, nur mit dem Unterschied, daß im Islam die geistliche Autorität die vornehmste ist, hier aber die weltliche. Der Kaiser hat den Beruf, die vom

Satan errichteten Kastelle der Abgötterei zu vertilgen. Und sehr gewaltsam hielt nun das Kaisertum die zuerteilte Prärogative fest. Der vornehmste und zudringlichste der Opponenten, der Mönch Andreas, wurde einst zum Gespräch mit dem Kaiser zugelassen, aber dann hingerichtet. Man ermißt, welche Aussicht für die höchste Gewalt es eröffnete, wenn ihr infolge ihres Einflusses auf den ökumenischen Konzilien eine Autorität in geistlichen Angelegenheiten zugesprochen wurde, wie diese war. Nach meinem Dafürhalten ist es die höchste Stufe des anatolischen Kaisertums überhaupt. Und wenn es je einen Kaiser gab, der seine Meinungen zu verteidigen wußte, so war es Konstantin Kopronymus. Er hatte sich ein Heer aus verschiedenen Bestandteilen gebildet und eingeübt, dessen er vollkommen mächtig war und das jedem seiner Winke gehorchte. Er hielt die Ordnung im Innern und die Autorität nach außen aufrecht.

Die angedeutete Annäherung an den Islam dürfte man nicht dahin auslegen, als habe Konstantin den Kampf gegen die Mohammedaner vernachlässigt. Er stritt vielmehr auf das tapferste gegen dieselben, wobei ihm jene Spaltung zwischen Omajjaden und Abbasiden wesentlich zu statten kam. Die Abbasiden erlitten eine Niederlage in Armenien. Unter Konstantin Kopronymus wurde Malatia in Klein-Armenien eingenommen, und der Armenier Kuschan vertrieb mit Hülfe der Byzantiner die Araber aus Erzerum. Wie sehr alle Weltverhältnisse zusammengriffen, sieht man aus den Ereignissen des Jahres 756. Was war es, was Konstantin Kopronymus, der sonst regsam und tapfer war, davon abhielt, sich der Besetzung des Exarchats durch die Franken mit den Waffen entgegen zu setzen? Der Grund liegt darin, daß eben im Jahre 756 ein Heer des mächtigen Abbasiden, Al-Mansur, in Cappadocien vordrang, dem die Griechen mit einem nicht minder zahlreichen die Spitze zu bieten genötigt waren. Al-Mansur begnügte sich, die letzten gegen die Griechen erlittenen Verluste wieder wett zu machen und Grenzbefestigungen anzulegen, um die alten Provinzen zu sichern. Auf eine Eroberung Konstantinopels, das ohnehin unter Konstantin wieder ansehnliche Streitkräfte besaß, hatte er es nicht abgesehen, aber die feindseligen Berührungen, in die er mit dem griechischen Reiche geriet, bewirkten doch, daß er schon mit König Pippin in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Und da nun die Omajjaden sich in Gegensatz mit den Abbasiden in Spanien behaupteten, bewirkte dies, daß das fränkische Reich, von Cordova her bedroht, eine Verbindung mit Bagdad suchte und fand. So kam die Entzweiung der Mohammedaner und die Entstehung zwei einander entgegengesetzter Kalifate wesentlich Pippin zu gute. Er kam dadurch in den Stand, den spanischen Saracenen Widerstand zu leisten, und dabei zugleich eine Verbindung aufrecht zu erhalten, durch die er doch wieder gegen eine Reaktion von Konstantinopel gesichert wurde.

Sehr tapfer und glücklich schlug sich Konstantin gegen die Bulgaren und Sklavinen, er besiegte sie in einer Schlacht an der Donau bei Marcellae

und erfocht einen entscheidenden Sieg über die Bulgaren unter Teletzes bei Anchialus. 774 brachte er es zu einem Frieden, in welchem die gegenseitigen Einfälle der Bulgaren und Gräco-Römer in ihre Gebiete untersagt wurden. Die Hauptsache war, daß die Festungen, welche der Kaiser auf bulgarischem Gebiet errichtet hatte, — wodurch die Bulgaren zum Krieg bewogen worden waren —, bestehen blieben und mit Truppen aus den verschiedenen Thematen des Reiches verstärkt wurden. Dadurch wurde eine feste Grenze gegründet, aber die Feindseligkeiten der Bulgaren waren freilich nicht unterdrückt. Der Kaiser wollte eine neue Regung derselben bekämpfen, als er an einer Krankheit im Jahre 775 starb. Neue Einfälle erfolgten erst wieder sechzehn Jahre nach seinem Tode.

Konstantin Kopronymus ist eine Gestalt in der byzantinischen Geschichte, nicht minder bedeutend als selbst sein Vater Leo der Isaurier. Er hat im Gegensatz gegen den armenischen Freund Leos die Erbfolge seines Hauses festgehalten. In Bezug auf die Kirchenstreitigkeit behielt er die Oberhand. Die Bilderverehrer behaupteten, er habe darin den Vorgang seines Vaters weit hinter sich gelassen. Sie bezeichnen ihn mit dem Titel Ikonomachus, d. h. Bilderbekämpfer. Er behauptete Armenien, Kleinasien, Sicilien den Arabern gegenüber und hielt die Bulgaren durch befestigte Grenzeinrichtungen im Zaum. Er darf als einer der vornehmsten Begründer des beschränkten byzantinischen Reiches betrachtet werden. Allein fest und gesichert war seine Stellung doch nicht. Mit dem Occident befand er sich in einem nicht auszugleichenden Gegensatze, und, wenn es zur Aufrechterhaltung seiner bilderfeindlichen Tendenz Beschlüsse so außerordentlicher Art bedurfte, wie sein Concilium sie gefaßt hatte, so beweist das, wie wenig er seiner kirchlichen Gewalt sicher war. Daß er eine sehr zahlreiche Opposition gegen sich hatte, welche an dem alten Herkommen festhielt und von dem Apostolat des Kaisers nichts wissen wollte, ist unleugbar. Seine Stellung war zugleich soldatisch und dogmatisch. Sie beruhte auf der kirchlichen Partei, die sich ihm angeschlossen, und der bewaffneten Macht, die er ausgebildet hatte. Zu einer freien und großen Entwickelung konnte sie nicht führen.

Konstantin Kopronymus hatte das Volk schwören lassen, daß es seinen Söhnen niemals Unrecht thun werde. Gerade daraus aber erwuchsen nach seinem Tode neue Irrungen. Der ältere Sohn, Leo, der den Beinamen der Chazar führte, weil er von einer chazarischen Mutter stammte, geriet in Widerstreit mit den Brüdern, die aus der zweiten Ehe des Vaters entsprungen waren. Er überwand sie, behandelte sie aber mit Nachsicht. Er war tapfer und milde zugleich.

Nach seinem Tode erneuerte sich der gewohnte Thronstreit. Leo hatte seinen Sohn Konstantin, damals noch ein Kind, zum Nachfolger ernannt, der aber an seinen Oheimen ebenso viel Widerstand fand, als sein Vater an den Brüdern. Wie nun aber, wenn aus diesen Thronstreitigkeiten die Herrschaft einer Persönlichkeit hervorging, welche die Politik der Isaurier ver-

urteilte und verließ? Eine solche war die Gemahlin Leos, Irene. Man nennt sie die Athenerin, doch ist es nicht zweifellos, ob sie aus Athen gebürtig war oder nur daselbst gelebt hat. Sie hatte Geist und Bildung; daß sie aber darum nicht allen Hinneigungen zum Bilderdienst entsagt hatte, möchte sich selbst daraus schließen lassen, daß Konstantin Kopronymus, wie man berichtet, bei ihrer Verheiratung mit seinem Sohne, sie durch teure Eidschwüre an die ikonoklastischen Gesinnungen, denen er selbst huldigte, zu fesseln suchte. Aber bald nach seinem Tode gab sie doch unzweifelhafte Zeichen ihrer Vorliebe für die Bilder. Wir erfahren, daß eine Anzahl höherer Beamter der bilderfreundlichen Gesinnung überhaupt beipflichtete. Mit diesen trat Irene in eine Verbindung, welche zum Zwiespalt mit ihrem Gemahl führte, aber ihr den Weg zur Herrschaft bahnte. Wenn sie den Thron einzunehmen gedachte, hatte sie kein anderes Mittel. Ich denke eher, daß sie die Hinneigung zum Bilderdienst bei ihrer Vermählung verleugnet, als daß sie nach der Hand dieselbe erheuchelt habe. Wer will aber überhaupt für die Festigkeit der Gesinnungen einer jungen, geistvollen und ehrgeizigen Frau einstehen? An ihrer Haltung hatte nach beiden Seiten hin der Ehrgeiz den vornehmsten Anteil. Sie konnte nicht die Schwiegertochter des Kopronymus werden, ohne der Freundschaft für die Bilder zu entsagen, ebensowenig aber Vormünderin ihres Sohnes, ohne sich der mächtigen Opposition anzuschließen, welche für die Bilder war und, so viel man sieht, damals die Mehrheit des Volkes begriff. Als sie nun es dahin brachte, als Vormünderin ihres Sohnes Konstantin anerkannt zu werden und zur höchsten Gewalt zu gelangen, zweifelte kein Mensch auch nur einen Augenblick, daß sie von dem bisherigen System abweichen würde.

In den biographischen Aufzeichnungen der monastischen Religiosen erscheint Irene als ein höheres Wesen von göttlichen Inspirationen. Ihr Auftreten allein machte den gewaltsamen Verfolgungen, welche die Orthodoxen erlitten, ein Ende. Man sieht sie gleichsam wieder aufatmen. Indem aber Irene es wagte, in diese inneren Streitigkeiten in einer der bisherigen Politik entgegengesetzten Weise einzugreifen, wurde sie zugleich in eine doppelte Schwierigkeit der äußeren Lage verwickelt. An sich war es zweifelhaft, ob eine Frau die bewaffnete Macht in gleicher Unterwürfigkeit wie ein Kopronymus halten und die Grenzen wie dieser würde verteidigen können. Es war das um so schwerer, da die eben wieder vereinigte abbasidische Macht den Krieg mit Konstantinopel energisch aufnahm.

Unter dem Sohne Al-Mansurs, Mahdi, fielen die Araber im Jahre 776 von Syrien her in Kleinasien ein, wobei sie eine große Anzahl Moslimen, welche in der Gefangenschaft der Griechen waren, befreiten. In den Jahren 778 und 779 beantworteten die Griechen die Raubzüge unter Michael Lachanodrakon, der auch im folgenden Jahre die Grenze bewachte. Aber ein von Mahdis Sohn, Harun (al Raschid) angeführtes Heer errang im Jahre 781 die größten Vorteile. Harun war bis Chrysopolis vorgedrungen; die Kaiserin

Irene schloß einen Frieden, bei dem sie sich zur Zahlung eines ansehnlichen Tributes verstehen mußte. Die nächste Ursache davon lag in den inneren Zwistigkeiten der Griechen. Ein Teil ihres Kriegsheeres wurde in Sicilien gegen die Empörer verwandt, ein anderer ging geradezu zu den Feinden über.

In dieser nach außen hin hoffnungslosen Lage und zugleich im Gedränge der einander widerstrebenden Parteien wandte Irene ihre Blicke nach dem Abendlande, mit dem sie eine Verbindung suchte. Sie hat damals den weitaussehenden Gedanken gefaßt, ihren Sohn und Mündel mit der Tochter des Frankenkönigs Karl, Rotrudis, zu vermählen. Allein für jede Verbindung dieser Art war eine kirchliche Annäherung die erste Bedingung. Die beiden Gedanken Irenes, mit dem Abendlande zu einer Pacifikation zu gelangen und den Bilderdienst in Konstantinopel wiederherzustellen, stehen in genauestem Zusammenhang. Die äußere Politik hatte einen mitbestimmenden Anteil daran, wenn Irene in den kirchlichen Beziehungen nach und nach zu den entscheidenden Beschlüssen schritt, für deren Grundlegung sie mit entschlossener Thätigkeit zu Werke ging.

Unmöglich konnte die Autorität der unter Kopronymus gehaltenen Kirchenversammlung bestehen bleiben. Um den Beschlüssen derselben ihre Gültigkeit zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als eine Synode entgegengesetzter Richtung zu stande zu bringen, durch welche die Beschlüsse der ersten vernichtet werden konnten; ein Unternehmen, zu dessen Durchführung aber noch eine Vorbereitung militärisch-administrativer Art unumgänglich war. Die Autorität der letzten Versammlung wurde durch die kaiserlichen Truppen, die doch großenteils Fremde waren, aufrecht erhalten. Bei dem ersten Versuch Irenes, eine Synode im entgegengesetzten Sinne zu versammeln, erhoben die Truppen tumultuarischen Widerspruch, so daß die Versammlung gar nicht zu stande kommen konnte. Irene mußte die bewaffnete Macht erst umgestalten, ehe sie zu dem großen Unternehmen schreiten konnte, das ihr am Herzen lag. Sie lehnte sich dabei an das in Thracien versammelte Kriegsheer, das unter Anführung eines ihrer Günstlinge, eines Verschnittenen, des Logotheten Stauracius, stand. Hierauf konnte sie die Freunde der Bilder und ihre Anhänger zu einer Kirchenversammlung berufen, die sie ebenfalls als ökumenische bezeichnete, als die siebente, ähnlich der sechsten, welche einst die monotheletischen Satzungen verworfen hatte. Sie tagte in Nicäa im September und Oktober 787. Abermals nahmen gegen viertehalbhundert Bischöfe und geistliche Würdenträger Teil an derselben.

Man geht wohl mit dieser Versammlung zu scharf ins Gericht, wenn man ihre Beschlüsse vom theologischen Standpunkt aus kritisiert. Sie läßt sich doch nur als eine Versammlung der Opposition gegen die frühere, in welcher die Bilderverehrung verworfen war, betrachten. Das vornehmste doktrinäre Motiv wurde von den Aussprüchen der Kirchenväter zu Gunsten der Bilder hergenommen; man berief sich auf das Beispiel der früheren kirchlichen Jahrhunderte. Aussprüche Gregors von Nyssa und des Johannes

Chrysostomus, die diesen Geist atmeten, wurden in der Versammlung mit freudigem Zuruf bewillkommnet. Theologisch meinte man die vornehmste Kirchenlehre, daß das Wort Mensch geworden sei, durch den Anblick der Bilder zu bestätigen.

Die Mehrzahl der Anwesenden gehörte den bisher unterdrückten Bilderfreunden an; sie setzte sich der Partei, die bisher am Ruder gewesen war, entgegen. Eine Anzahl von solchen, die der früheren Synode angehangen hatten, wurden als reuige Sünder aufgenommen; denn den Bestand der Kirche wollte man mit ihrer Verdammung nicht schmälern. Zum Schlusse hielt man an dem Unterschied der Verehrung und der Anbetung fest, doch dehnte man die erstere so weit als möglich aus und machte sie zur Pflicht.

Die Legaten des römischen Papstes waren zugegen und stimmten bei.

Die Synode ist insofern unvergeßlich, als sie die Äußerlichkeiten der Verehrung, Räuchern und Lichteranzünden, bekräftigte, auf den Wegen sowohl als in Privathäusern. Der alte Dienst, der früher in der Kirche gebräuchlich war, wurde durch diese Wiederaufnahme nicht allein erneuert, sondern auch nach der bilderfreundlichen Seite hin erweitert.

Daß es nun soweit kam, war, wie angedeutet, vornehmlich auch das Verdienst des Logotheten Stauracius; es würde nicht möglich gewesen sein, wenn die alte ikonoklastische Soldateska, welche Kopronymus gebildet und eingeübt hatte, in Bestand geblieben wäre.

Unter der thätigsten Mitwirkung des Stauracius hatte sich die Kaiserin noch vor dem Konzil derselben entledigt. Sie hatte sich auf die asiatische Küste zurückgezogen und zugleich jene Prätorianer in Konstantinopel eingelassen. Sie forderte dann angeblich zu einem bevorstehenden Kriege die Waffen derselben. Man schrieb es einer von Gott geschickten Verblendung zu, daß sie sich fügten. Sobald aber die Kaiserin ihre Waffen in den Händen hatte, entledigte sie sich auch ihrer Personen und schickte einen jeden nach seiner Heimat zurück.

Dadurch kam nun Stauracius an die Spitze der Truppen und Regierung. Kaum aber war es so weit gekommen, so entsprang daraus eine widerwärtige Einwirkung anderer Art, ein Streit Irenes, die der Herrschaft gewohnt worden war und ihrer sicher zu sein glaubte, mit ihrem eigenen Sohne Konstantin.

Als Konstantin zwanzig Jahre alt wurde, konnte er seinen Schmerz darüber nicht verbergen, daß er selbst mißachtet und die kaiserliche Gewalt in den Händen des Stauracius war, zu dem alles Volk ströme. Zu der Unselbständigkeit, zu der er verdammt war, gehört es, daß von jener Vermählung mit der Tochter des fränkischen Königs, durch welche er persönliches Ansehen erhalten hätte, nicht mehr die Rede war; sehr zu seinem Verdruß war er mit Maria, einer armenischen Fürstentochter, vermählt. Er faßte die Absicht, sich aller dieser Bande zu entschlagen und seine Mutter nach Sicilien zu verweisen. Er selbst wollte Kaiser sein. Allein dem mächtigen und klugen Eunuchen war er

bei weitem nicht gewachsen; seine Absichten wurden entdeckt und seine Vertrauten nach schweren Züchtigungen nun ihrerseits nach Sicilien verbannt. In diesem Momente hat Irene den Gedanken gefaßt, sich für immer in den Besitz der höchsten Gewalt zu setzen. Sie forderte von den Truppen, deren Organisation ja zum großen Teil ihr Werk war, den Schwur, bei ihren Lebzeiten niemals Konstantin als Kaiser anzuerkennen. Und soviel vermochte ihr Wort, daß dieser Eid von dem größten Teil der Truppen geleistet wurde. Es schien ihr in der That zu gelingen, was der klugen Sophia und der beharrlichen Martina nicht geglückt war, die imperatorische Gewalt ausschließend in ihre Hand zu bringen. Aber wie sich nicht anders erwarten ließ, sie fand auch Widerstand. Die Truppen des Thema Armeniakum verweigerten bei der Ankunft des kaiserlichen Bevollmächtigten Alexius, der selbst bewogen wurde, an ihre Spitze zu treten, diesen Eid zu leisten; sie verlangten bei der alten Formel zu bleiben, in welcher sie dem Konstantin und der Irene, nicht der Irene und dem Konstantin Treue versprachen. Ein Unglück für das römische Reich in diesem Momente, daß die Truppen, welche die Grenzen gegen die Araber verteidigen sollten, in die Streitigkeiten über die höchste Gewalt hineingezogen wurden. Das Entscheidende war, daß auch die anderen Truppenteile dem erwähnten Beschlusse der Armenier beitraten. In einer allgemeinen Versammlung der verschiedenen Heeresabteilungen wurde Konstantin als Imperator anerkannt. Er wurde nicht allein aus seinem Gewahrsam befreit, er trat als Herr und Gebieter auf. Seine Mutter verwies er in den von ihr gebauten prächtigen Palast, wo sie fortan ruhig leben sollte. Die bestehende Regierung aber warf er ohne Rücksicht auf sie auseinander. Die beiden mächtigsten Männer der Zeit, Stauracius und Aëtius, beide Eunuchen, wurden nach Armenien verbannt; und im Vertrauen auf die Ergebenheit der Truppen unternahm nun Konstantin, seiner Amtspflicht als Kaiser zu genügen. Dabei aber hatte er kein Glück. Er mußte vor den Bulgaren zurückweichen und von dem Sommerfeldzug gegen die Araber im Jahre 791, der ihn nach Tarsus führte, kehrte er doch mit leeren Händen zurück, so daß er als geschlagen angesehen wurde. Man kann sich diese Verluste wohl daher erklären, daß die Parteiungen in die Armee eingedrungen und der gewohnte Einfluß des Stauracius nicht dadurch vernichtet war, daß er in der Verbannung lebte. Als Konstantin nach der Hauptstadt zurückkam, fühlte er sich nicht stark genug, die gegen die Regierung seiner Mutter eingenommene Stellung zu behaupten. Er wurde bewogen, Irene wieder als Kaiserin anzuerkennen. Die Beglückwünschung des Volkes erfolgte jedoch in derselben Formel, in der sie einst die Armenier hatten leisten wollen: Konstantin und Irene, nicht Irene und Konstantin.

Irene hatte keine andere Leidenschaft als die des Ehrgeizes, der Herrschsucht, und dieser geschah dadurch Genüge, daß sie als Mitkaiserin aufs neue genannt wurde, gleich als bestehe ihr vormundschaftliches Verhältnis nach wie vor. Auch diese Übereinkunft aber konnte nicht ohne Gewaltsamkeit behauptet

werden. Jenen Alexius, der mit den Armeniern in Einverständnis getreten war, berief Konstantin zu sich, und da ihn die Armenier wieder zurückforderten und die Meinung verlautete, sie hätten im Sinne, denselben zum Kaiser zu erheben, ließ ihn Konstantin gefangen setzen. Noch eine dringendere Gefahr aber drohte ihm in der Hauptstadt selbst. Er hatte im Sommer 792 gegen die Bulgaren noch unglücklicher gefochten als früher. Man gab ihm Schuld, daß er sehr unvorbereitet einen Angriff gegen die feste Stellung der Feinde unternommen habe. Als er flüchtend nach Konstantinopel zurückkehrte, so gaben die Truppen, die den Kaiser für untüchtig hielten, die Absicht kund, einen der Söhne des Kopronymus, Nicephorus, auf den Thron zu erheben. Konstantin entledigte sich des Nicephorus, der doch sein Oheim war, auf das grausamste; er ließ ihn seines Augenlichts berauben, seine vertrauten Freunde an der Zunge verstümmeln, auch Alexius wurde hiebei umgebracht. In alle dem hatte er die Mutter auf seiner Seite, zu der ihre Vertrauten wieder zurückgekommen waren. Eben durch deren Rat soll Konstantin zu seinen Grausamkeiten verleitet worden sein. Noch verharrten die Armenier in ihrer Empörung. Mit den Anhängern und Bevollmächtigten Konstantins, die in ihre Gewalt kamen, verfuhren sie auf dieselbe Weise, wie dieser gegen ihre Freunde. Mit Blendung und Verstümmelungen der Anführer kämpfte man um das Kaisertum. Endlich brachte Konstantin ein großes Heer aus dem gesamten Reiche zusammen, mit welchem er die Armenier in offener Feldschlacht am 23. Mai 793 niederwarf. Auch hier wirkten Verrätereien ein, denn auch unter den Armeniern hatte Konstantin seine Freunde. Die Araber trugen, wie sich nicht anders erwarten ließ, während der Kämpfe neue Vorteile davon, doch das machte so großen Eindruck nicht.

Um so mehr lag daran, ob die zwischen der Mutter und dem Sohne inmitten der Stämme zustande gebrachte Vereinigung sich behaupten würde. Da trat nun eine Verwickelung höchst persönlicher Art ein, welche alles zweifelhaft machte.

Im Jahre 795 trennte sich Konstantin eigenmächtig von der ihm aufgedrungenen Gemahlin. Man darf kaum wiederholen, so oft es auch gesagt worden ist, seine Mutter habe ihm hierin beigestimmt, um ihn verhaßt zu machen. Unleugbar ist, daß das Verfahren des Kaisers ohnehin als ein kirchliches Vergehen betrachtet wurde. Konstantin hatte dann in einem Zusammentreffen mit den Arabern den Sieg davongetragen. Den Einwohnern von Ephesus gewährte er Steuererlaß und gab ihnen andere Beweise seiner Gnade.

Er war mit einer der im Hofdienste stehenden Damen, Theodota, in die engste Verbindung getreten. Diese selbst schmückte er jetzt im August mit der Kaiserkrone und setzte durch, daß er im September des Jahres mit ihr vermählt wurde. Man hat es dem Patriarchen Tarasius immer als ein schweres Vergehen angerechnet, daß er sowohl die Verstoßung der Maria in ein Kloster, als die Erhebung und Vermählung der Theodota gut geheißen habe.

Im Jahre 796 schlug Konstantin sich glücklich mit den Bulgaren, deren Tributforderung er mit höhnischer Zurückweisung abgefertigt hatte. Ein Angriff der Araber auf Amorium wurde zurückgewiesen. Das Vernehmen zwischen dem Kaiser und seiner Mutter war noch immer äußerlich ein gutes, sie besuchten die Bäder von Prusa. Aber schon längst hatte die Mutter ihre Mißbilligung der neuen Ehe zu erkennen gegeben; es machte Eindruck auf sie, daß der Kaiser die Kleriker, welche den Patriarchen wegen jener Konzessionen tadelten und die ihr ergeben waren, schonungslos züchtigte.

Und zu begreifen ist, daß die unregelmäßige Vermählung des jungen Fürsten mit Theodota den Hof und das Land in aufregende Spannung versetzte. Als nun Theodota eines Knaben genas, und der Kaiser keinen Augenblick zögerte, den Hof zu verlassen, um seine Gemahlin und sein Kind zu sehen, so wuchs die Verstimmung und die Besorgnis der Kaiserin und ihrer Umgebung gewaltig an. Schon oft hatte man in diesen Konflikten der Kaiserin gesagt, ihr habe Gott ihrer Frömmigkeit wegen die höchste und unbedingte Gewalt verliehen. Einen Genossen der Gewalt glaubte sie nicht dulden zu sollen, selbst wenn es ihr Sohn sei. Auf diesen Grund hin wurde in Prusa ein Verständnis getroffen, den Velleitäten des Kaisers ein Ende zu machen und die monarchische Gewalt in Irenes Hand zu legen. Persönlicher Haß hatte daran weniger Anteil als politische Berechnung. Wer könnte diese aber in Fällen solcher Art voneinander unterscheiden. Dort in Prusa waren auch einige Feldobersten gegenwärtig, die durch Geschenke und Versprechungen bewogen wurden, der Kaiserin ihre Dienste zuzusagen. Man mußte nur die gelegene Stunde abwarten. Als Konstantin gleich darauf wieder zu einem Feldzug gegen die Araber abging, begleiteten ihn Stauracius und dessen Freunde. Denen mißt man bei, sie hätten ein eigentliches Zusammentreffen mit dem Feind, in welchem eine für das Reich glückliche Entscheidung das Ansehen des Kaisers vermehrt haben würde, zu vermeiden gesucht und die Vorposten veranlaßt, die in der That falsche Nachricht zu geben, daß die Araber nicht mehr in der Nähe seien. Das führte zu dem Beschluß, daß der Kaiser nach Konstantinopel zurückgehen solle. Er that das mit einer gewissen Betrübnis: denn er hatte sich auf Kampf und Sieg gefreut. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt kam ihm im Cirkus nicht die Aufnahme entgegen, die er erwartete. Alles, was er vor sich sah, wurde ihm bedenklich; er eilte, nach einer Stelle zu kommen, von wo er dem in der Hauptstadt nahenden Verderben entrinnen und anderswo, bei Volk und Heer, wieder festen Fuß fassen könne. Er fühlte gleichsam ein Verhängnis über seinem Haupt, doch noch hatte er keinen Begriff von seiner persönlichen Lage. Er traute auf die Umgebung, die zu seinen Feinden gehörte. Schon hatte sich seine Gemahlin eingefunden, um an seiner Abreise Teil zu nehmen. Aber in diesem Augenblik traf eine neue Anmahnung der Kaiserin an ihre Freunde ein, mit der Ausführung des gefaßten Planes nicht zu zögern, widrigenfalls

sie selbst ihrem Sohne ihre Aussöhnung anbieten müsse, was doch nicht geschehen könne, ohne ihnen allen durch die alsdann unvermeidlichen Eröffnungen verderblich zu werden. Diese Drohungen machten allen Bedenken ein Ende. Die Männer der nächsten Umgebung des Kaisers, die Konstantin für seine Freunde hielt, überwältigten ihn, warfen ihn in ein Boot und schafften ihn in den Palast. Hier ist dann das Ungeheuere, Entsetzliche geschehen: Konstantin wurde in das sogenannte Purpurgemach geschleppt. Es war zu den Entbindungen der Kaiserinnen bestimmt; er hatte hier das Licht der Welt erblickt, hier wurde er seiner Augen beraubt, auf so unbarmherzige Weise, daß man ihn damit umzubringen meinte.

Ausdrücklich wird überliefert, daß dies mit Wissen und Willen der Kaiserin und ihrer Räte geschehen sei. Konstantin war der herrschsüchtigen Mutter gegenüber noch nie zur Selbständigkeit gelangt; als der Moment dazu gekommen schien, wurde er von ihr, die ihre Gewalt nicht wieder fallen zu lassen entschlossen war, selbst beseitigt, denn die höchste Gewalt läßt sich nun einmal nicht teilen. Man hatte ähnliches schon öfter erlebt. Neu war, daß auch das Gefühl der Mutterliebe, das natürlichste der Welt, schnöde verleugnet wurde. Von den Griechen erinnern die einen daran, daß Konstantin damit nur die Gewaltsamkeit gebüßt, mit der er fünf Jahre früher Nicephorus behandelt; was der Neffe an seinem Oheim begangen, das habe er selbst von der Mutter erfahren. Andere erzählen wohl, die Sonne habe sich bei diesem Anblick verfinstert und sei ein paar Wochen hindurch verborgen geblieben. In Konstantinopel scheint das Ereignis keinen durchgreifenden Eindruck gemacht zu haben, die Autorität blieb in den Händen, in denen sie sich einmal befand. Irene behielt die kaiserliche Gewalt ohne Schmälerung inne. Manche unangenehme Begegnung mit den herumstreifenden Arabern fiel vor, wie denn der Marstall des Stauracius geplündert wurde, allein die schwachen Versuche, die Ernennung eines anderen Kaisers zu provozieren, zerfielen in nichts. Irene nahm in der That die Stelle eines Kaisers ein. Bei den Osterfeierlichkeiten des Jahres 799 sah man sie in ihrem goldenen Wagen mit einem weißen Viergespann auffahren. Vier Patricier lenkten die Rosse, sie warf dem Volke Geld aus, wie einst die Konsuln. Die Jahre werden nach ihrer Regierung gezählt. Bei einigen Autoren erscheint sie als frömmste, piissima, weil sie ihre Gewalt durch Milde erträglich zu machen wußte. Aber schon trat die Frage hervor, was nach Irenes Tod werden solle. Stauracius, dem eigentlich die Kaiserin die Erhaltung ihres Thrones hauptsächlich verdankte, meinte denselben nach ihrem Abgang einem seiner Brüder verschaffen zu können. Indem er Bewegungen unter den Truppen in den Provinzen zu diesem Zwecke veranlaßte, ist er plötzlich durch einen Blutsturz umgekommen. Der andere Eunuch Aëtius, der ihm früher zur Seite gestanden hatte und dann entgegengetreten war, nahm jetzt die höchste Gewalt an sich, ebenfalls nicht ohne Absichten für seine Familie, namentlich für seinen Bruder Leo. Er verschaffte demselben bereits den Oberbefehl in Thracien und

Macedonien; er selbst hatte die opsikianischen und anatolischen Gebiete in seiner Hand. Es schien nur bei ihm zu stehen, über die Thronfolge zu verfügen.

In welchen Zustand aber geriet damit die Institution des Kaisertums, welches die Welt zu dominieren den Anspruch machte. Was noch nie geschehen war, eine Frau befand sich in dem anerkannten Besitz desselben; und diese Frau stand wieder unter dem dominierenden Einfluß zweier Eunuchen. Das Imperium war ohnmächtig nach außen und in einem Zustande, in welchem sich innere Kämpfe und neue Unordnungen erwarten ließen. Sollte die Idee des Kaisertums nicht ganz aus der Welt kommen, so mußte ihr eine andere Repräsentation zu Teil werden als die, welche es damals in Konstantinopel finden konnte. Dem gegenüber war nun das fränkische Reich schon in den letzten Decennien mächtig nach außen und stark im Inneren geworden. Die Zukunft der Welt beruhte auf seiner Existenz und seiner Entwickelung.

Vierzehntes Kapitel.

Karl der Große.

In den ältesten Dokumenten findet sich mit dem Namen Karls der Titel Magnus Rex verbunden; er bezieht sich da mehr auf den Umfang der Macht, als auf persönliche Eigenschaften. Im Laufe der Zeit hat sich aber die Idee moralischer und historischer Größe unwiderruflich an diesen Namen geknüpft. Große Männer schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden. Bei der Flüchtigkeit und verhältnismäßigen Kürze des menschlichen Lebens ist es denn immer von größtem Wert, wenn in den hohen Stellungen, die dazu fähig machen, Persönlichkeiten von gleicher Intention und Kraft aufeinander folgen. Nicht allein große Männer, sondern auch Generationen von außerordentlicher Begabung gehören dazu, um neue, lebensfähige politische Gründungen zu vollbringen. Eine Dynastie dieser Art bildeten die Pippiniden, indem sie sich zur höchsten Gewalt erhoben.

Der mittlere Pippin, genannt von Heristal, hat die alte Macht der Arnulfinger in Austrasien erneuert und sie zur vorwaltenden in den drei fränkischen Reichen erhoben. Karl Martell, im Besitz derselben bedroht, hat sie dann erst wahrhaft durchgeführt, unter unaufhörlichem Kampf nach allen Seiten und ihr zugleich durch die erste glückliche Schlacht gegen die Omajjaden

eine für die Geschicke der Welt bedeutende Stellung verschafft und gesichert. Eine durch und durch heroische, lebensvolle, unverwüstliche Natur, auf welcher die Vereinigung romanischer und germanischer Gebiete zu einer einheitlichen Macht eigentlich beruht.

Dem hatte darauf der jüngere seiner Söhne, Pippin, eine feste Gestalt gegeben. Ihm ist am meisten die Verbindung Aquitaniens mit dem Frankenreiche zuzuschreiben. Er hat den großen Schritt gethan, vor dem seine Vorgänger noch immer zurückgescheut waren, sich die Krone auf das Haupt setzen zu lassen; zuerst nur durch die Großen der Franken und die Landesgeistlichkeit, sodann aber durch den Papst selbst, mit dem er jene Verbindung schloß, von welcher die späteren Geschicke des Abendlandes bestimmt worden sind. Er verstand die Gewalt des heiligen Petrus nur in dem Sinne, den die Erfolge beglaubigten. Man erkennt in ihm einen politischen Kopf ersten Ranges, gleich bedeutend für die kirchlichen und weltlichen Verhältnisse. Er verband, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die intellektuelle Entschlossenheit, welche neue Gedanken faßt, mit der rücksichtslosen Konsequenz, welche zu deren Ausführung gehört. Noch war er aber bei weitem nicht zur vollen Durchführung seiner Ideen gelangt, als er aus dem Leben schied. In seinen letzten Jahren trat eine Veränderung in Rom ein, durch welche die wichtigste seiner Bundesgenossenschaften, die mit dem Papst, zweifelhaft wurde. Aus der Unterwerfung von Aquitanien war eine Bewegung unter den germanischen Fürstenhäusern hervorgegangen, die auf der Identität der Interessen geborener Stammeshäupter gegenüber dem Königtum beruhte. Mit den Sachsen hatte Pippin Verträge zustande gebracht, die aber nicht eben inne gehalten wurden. Man sieht wohl, daß die Herrschaft weder im Westen noch Osten, weder im Frankenreich noch in Germanien gesichert war.

Überall waren die elementaren Kräfte in Gärung, als der Tod Pippins die schwerste Frage herbeiführte, von deren Lösung alles andere abhing. Er hinterließ zwei Söhne, die schon durch die päpstliche Salbung als seine Nachfolger anerkannt waren. Nochmals griff das natürliche Erbrecht in die öffentliche Gewalt ein, zugleich infolge der päpstlichen Sanktion, von welcher die Erblichkeit des Königtums abhing.

Der König selbst vollzog die Teilung kraft seines väterlichen Rechtes, aber mit Beirat der geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches. Das Wesen derselben liegt darin, daß dem älteren Sohne Karl das Gebiet der Austrasier und Neustrier zufiel, der Gesamtbestand des alten Reiches mit Ausnahme der Landschaften, die der jüngere Sohn zu seinem Anteil erhielt. Es waren vor allem die burgundischen Lande, dazu die von Pippin herbeigebrachten Gebiete, auf der einen Seite germanische: Alemannien und Elsaß, auf der anderen romanische: Provence, Gotien und ein Teil von Aquitanien; eben die Provinzen, welche die Zugänge zu Italien beherrschten. Die beiden Könige wurden schon im Oktober des Jahres 768, unmittelbar nach dem Tode des Vaters: Karl in Noyon, Karlmann in Soissons, beides alte Sitze

der Macht der salischen Franken, gekrönt, empfingen die Huldigung der Großen in den ihnen zugefallenen Landschaften und erschienen als Könige nebeneinander.

Die historische Frage war nun, ob das Frankenreich trotz dieser Teilung sich in seiner Einheit behaupten; ob die Macht, welche Pippin begründet hatte, sich erneuern und sich befestigen, oder ob sie in die Bestandteile, aus denen sie entsprungen war, zerfallen würde. Diese Eventualität umfaßte die Weltlage überhaupt: denn davon, ob ein einheitliches mächtiges Frankenreich sich behaupten würde, hing die Situation aller anderen Mächte ab.

Fränkisches Großkönigtum.

Anfangs hatte es das Ansehen, als ob die beiden Brüder, wie einst ihr Vater und ihr Oheim, in gutem Verständnis miteinander leben und die Einheit des Reiches in ihrer Gemeinschaft repräsentieren würden.

Man hat von jeher wiederholt, gleich bei der ersten Unternehmung, welche notwendig wurde, um die Macht des Vaters in dem kaum bezwungenen Aquitanien aufrecht zu erhalten, sei Streit zwischen ihnen ausgebrochen; Karl habe die Hülfe Karlmanns nachgesucht, dieser sie ihm aber infolge der Einreden seiner Großen verweigert. Ganz so verhält es sich nun nicht. Der Vater Waifars, Hunold, war aus dem Kloster, in welches er ging, als er seinen Sohn zu seinem Erben erklärte, hervorgetreten, um die alte Autorität seines Hauses wieder herzustellen. Karl machte sich unverzüglich auf; und es gelang ihm, obwohl er nur eine beschränkte Anzahl Truppen hatte, die Empörung niederzuschlagen, so daß Hunold in das benachbarte Wasconien flüchten mußte. Um sich des Landes zu versichern, führte Karl eine fränkische Militärkolonie nach einem festen Schloß, das er errichtete, das seine Bestimmung schon durch seinen Namen verrät. Es ist Fronciacum. Hierauf fand sich der Herzog von Wasconien, Lupus, bewogen, Hunold an Karl auszuliefern. Daß nun hiebei Karl dem Großen die Beihülfe seines Bruders versagt worden sei, findet sich wenigstens in den glaubwürdigsten Nachrichten nicht. Es läßt sich kaum denken, da diesem selbst ein Teil von Aquitanien zugesprochen war. Die Unternehmung war aber in der Hauptsache schon vollendet, als er herbeikam, sich mit seinem Bruder zu besprechen. Man begreift es, wenn er hierauf zurückging. Eifersucht möchte er empfunden haben, in der Sache aber war kein Anlaß zu einer Entzweiung. Bei weitem entscheidender wirkten die in Rom ausgebrochenen Irrungen auf das Verhältnis der beiden Brüder.

Nach dem Tode Stephans III. im Jahre 757 war demselben sein leiblicher Bruder Paul I. gefolgt, dessen erste Handlung darin bestand, daß er den fränkischen König zugleich als römischen Patricius begrüßte und ihm versprach, an dem von seinem Vorgänger mit ihm geschlossenen Bündnis mit samt dem römischen Volk bis an seinen letzten Lebenshauch festzuhalten. Dabei

ist es denn in der That auch geblieben: denn das Motiv waltete ja immer vor, daß Rom gegen die kirchlichen Feindseligkeiten von Konstantinopel nicht allein, sondern auch die politischen Angriffe der Langobarden unter dem König Desiderius des fränkischen Königs und seines schützenden Wortes bedurfte. Nach dem Tode Pauls I. im Juni 767 traten in den römischen Angelegenheiten weitaussehende Verwickelungen ein, deren Hauptmomente sich darin zusammenfassen lassen, daß zuerst die Partei der römischen Großen die Oberhand hatte und einen Mann aus ihrer Mitte, Konstantin, einen Laien, auf den päpstlichen Stuhl setzte. Dieser Papst scheint auf eine Aussöhnung mit den Griechen gedacht zu haben. Gegen ihn aber erhob sich eine plebejische Faktion, zu deren Unterstützung eine Schar Langobarden in Rom eindrang.

Durch diese wurde im Gegensatz zu dem vornehmen Laien ein Klosterbruder auf den päpstlichen Stuhl erhoben, des Namens Philippus; er hat sich nur einen Tag zu behaupten vermocht. Einverstanden mit einer anderen Faktion, bewirkte der Primicerius der Kirche, Christophorus, daß eine neue Wahl vorgenommen wurde, aus der ein Vertrauter Pauls I., Stephan IV., hervorging.

Um Usurpationen wie die letzte zu verhüten, versammelte Stephan eine bischöfliche Synode in Rom, zu der er die beiden Frankenkönige einlud, ihm in den heiligen Schriften bewanderte Prälaten zu senden.

Durch Karl und Karlmann wurden zwölf fränkische Bischöfe nach Rom abgeordnet und daselbst unter ihrer Mitwirkung Beschlüsse gefaßt, die der Lage der Dinge entsprachen. Das wesentliche derselben liegt darin, daß niemand jemals auf den päpstlichen Thron erhoben werden solle, der nicht im Dienst der Kirche von Stufe zu Stufe emporgerückt sei, so daß der neue Papst zugleich den Schutz der römischen Großen und der fränkischen Könige für sich hatte. Die beiden Brüder waren hierin miteinander einverstanden. Dann aber brachen am römischen Hofe neue Irrungen aus, durch welche ihre Eintracht gestört wurde. Christophorus und dessen Sohn Sergius überzogen den Papst in seinem lateranischen Palast. König Desiderius eilte ihm in dieser Gefahr zu Hülfe und rettete ihn vor seinen Widersachern. Bald aber entspannen sich Feindseligkeiten zwischen dem Papst und dem langobardischen König, der, eben auf seine Verdienste um die römische Kirche pochend, die Rechte derselben mißachtete. An diesen Verwirrungen hatte nun der Sendbote des Königs Karlmann vielen Anteil. Er stand anfangs auf der Seite der mächtigen Römer; Franken waren dabei, als der Papst in seinem Palast überfallen wurde. Gleich darauf aber finden wir Karlmann wieder mit König Desiderius in gutem Einvernehmen, die engste Allianz wurde zwischen ihnen geschlossen, an die sich eine sehr umfassende Familienverbindung anknüpfen sollte. Der Sohn des Langobardenkönigs, Adelchis (Adalgisus), sollte sich mit der Schwester Karls und Karlmanns, Gisela, vermählen. Die Königin Bertrada wünschte nichts mehr, als auch ihren älteren Sohn Karl

in dieses Verhältnis zu ziehen, so daß dann eine Koalition der Franken und Langobarden zu Ungunsten des Papstes Stephan zustande gekommen wäre. In dieser Bedrängnis wendete sich nun der Papst an Karl selbst. Er stellte demselben sogar vor, daß Karlmann ihn seines Reiches zu berauben vorhabe. Er sei bereit, mit seinem Heere in Italien einzubrechen.

Karl hatte sich bereits von einer früher geschlossenen Verbindung losgerissen und sich mit Desiderata, der Tochter des Desiderius, vermählt, aber die große Koalition schien ihm doch selbst gefährlich werden zu wollen. Auf das dringende Verlangen des Papstes, der ihn davor warnte, mit dem verruchten Geschlecht der Langobarden in Verbindung zu treten, zerriß er den Ehebund mit Desiderata und vermählte sich mit der noch sehr jungen Hildegarde, die mütterlicherseits aus der Familie der alten Herzöge von Alemannien stammte. Hildegarde hat einen Namen in der Geschichte. Paulus Diaconus rühmt sie als die schönste Frau, die es im Occident gegeben, verständig und anmutig, die zugleich gewußt habe, den trefflichsten Fürsten an sich zu fesseln. Niemals hingen die politischen, geistlichen und die eigensten Familienverhältnisse enger zusammen, als hier. Seinen besten Verbündeten sah Karl in dem Papst zu Rom. Alles hatte den Anschein, als würde es zum offenen Bruch zwischen beiden Brüdern kommen und Gallien, Italien, Germanien in die schwerste Verwirrung geraten, als Karlmann starb. Es geschah im Dezember 771.

Sehr ungerechter Weise haben manche dem älteren Bruder die Schuld an dem frühen Tode des jüngeren zugeschrieben. Wahr ist es jedoch, daß die fränkische Nation bei diesem Todesfalle gleichsam aufatmete: Jedermann fürchtete den Ausbruch der Entzweiungen zwischen den beiden mächtigen Brüdern; in dem Tode Karlmanns erblickte man eine Rettung aus schwerer Gefahr, einen Beweis der unsäglichen Gnade Gottes, wie ein Zeitgenosse sagt, gegen das Geschlecht der Franken. Die Gewalt im Gesamtreich ging hierauf an Karl über.

Man darf die Vermutung aussprechen, daß es nicht einzelne Eifersüchteleien und Zwistigkeiten gewesen sind, welche die Brüder trennten, sondern die Gefahren einer allgemeinen Entzweiung, welche besonders dann unvermeidlich war, wenn Karlmann eine Nachkommenschaft hinterließ, welche berechtigte Ansprüche auf die Thronfolge hatte. Desiderius würde, wenn es nach dem Sinne der Bertrada gegangen wäre, zugleich der Schwiegervater der Herzöge von Bayern und Benevent, mit dem fränkischen Königshause verschwägert, eine imposante Stellung gewonnen haben. Das konnte man in Rom nicht wünschen, und Karl der Große mußte dagegen sein. Denn welchen Widerstand hätte ihm ein fest begründetes Königtum in der anderen Hälfte des Reiches bereiten müssen.

Obgleich Karlmann Kinder hinterließ, so wurde doch nicht daran gedacht, eine Regierung in ihrem Namen einzurichten, da es ihnen noch an einer päpstlichen Sanktion fehlte. Es bedurfte nur der persönlichen Annäherung

Karls, um den Übergang der Regierung in seine Hände herbeizuführen. Zwei Geistliche und zwei weltliche Große, jene von Bischöfen, diese von anderen Würdenträgern begleitet, gingen ihm nach der Villa Corbonacum (Corbeny) entgegen und traten zu ihm über. In den ältesten Nachrichten ist nicht einmal von einer Huldigung, die sie geleistet, oder einer Salbung, zu der sie die Hand geboten hätten, die Rede. Bei dem Abgang Karlmanns verstand sich die Alleinherrschaft Karls gleichsam von selbst.

Die Macht, welche König Pippin besessen, vereinigte sich wieder in Einer Hand. Ihr Wesen lag darin, daß sie romanische und germanische Völkerschaften durch Vermittelung der christlichen Idee zu einer Gesamtheit vereinigte, doch war die Sache damit noch lange nicht abgethan, und wenn die Gemahlin Karlmanns es vorzog, sich mit ihren Kindern nach Italien zu begeben, so hat das wahrscheinlich auch darin seinen Grund, daß sie für das dereinstige Nachfolgerecht besorgt war und dafür bei König Desiderius, dem besten Freunde ihres verstorbenen Gemahls, Fürsprache und Schutz zu finden erwartete. So wenig das im Augenblick zu bedeuten hatte, so ist doch dadurch von vornherein eine der großen Direktionen angebahnt worden, welche die Thätigkeit Karls des Großen und den Gang der Begebenheiten bestimmt haben. Ungeirrt durch diese Vorgänge, im Vollbesitz des Königtums und seiner Macht schritt Karl zunächst zu dem wichtigen Unternehmen, das ihm sein Vater als seine vornehmste Aufgabe zurückgelassen hatte, zu dem Kampf gegen die Sachsen.

Zweimal hatte Pippin als König diese alten Feinde angegriffen. Das erste Mal im Jahre 753 war er bis an die Weser, an die Porta Westphalica vorgedrungen, mit einer Übermacht, der die Sachsen nicht zu widerstehen wagten. Sie verpflichteten sich nicht allein, jährlich dreihundert Pferde den Franken zu liefern, worin doch eine Anerkennung der Hoheit lag, sondern sie machten sich auch anheischig, den Priestern kein Hindernis in den Weg zu legen, welche in ihr Land kommen würden, um den christlichen Glauben daselbst zu predigen und sie im Namen Gottes zu taufen. Darauf muß man wohl den größten Wert legen. Es ist der legitime Anfang der Christianisierung von Altsachsen. Fünf Jahre später ist es noch einmal zum Kampfe gekommen. Pippin hat diesmal nur die Ems und Lippe erreicht. Er eroberte damals einen der festen Plätze zwischen Weser und Lippe und die Sachsen versprachen, den Willen des Königs überhaupt ins Werk zu setzen. Man wird sich nicht wundern, wenn die auf die Kirche bezüglichen Zusagen unausgeführt blieben. Der religiöse Grundsatz war stärker als jede Annäherung. Die Sachsen verehrten die allgemeine Naturgewalt, welche alles trägt, als ein göttliches Wesen bei der Irminsul in dem für heilig erachteten Osninggebirge. Sie hatten Eresburg gegründet, wahrscheinlich doch für den Gott des Krieges, den sie verehrten, und es wohl befestigt. Dagegen sah Karl in den Göttern der Sachsen Dämonen, deren Einwirkungen eben die christliche Lehre vernichten sollte. In Worms sammelte sich um ihn eine

große Anzahl von Priestern in ihren verschiedenen Abstufungen, denen er den Eintritt im Sachsenland auf immer zu sichern dachte. Ohne daß etwas von dem Widerstand, der ihm entgegengesetzt worden wäre, berichtet wird, erfahren wir nur, daß er die Eresburg eroberte, die Irminsul zerstörte, nicht ohne daß man dabei den plötzlich hervorbrechenden Bullerborn als ein die Heiligkeit der Unternehmung bestätigendes Wunder Gottes angestaunt hätte; er rückte darauf an die Weser vor, wo die alten Friedensschlüsse erneuert und durch die Stellung von Geiseln nochmals bestätigt wurden. Sein Sinn war dahin gerichtet, zugleich eine christlich-kirchliche Organisation auf immer zu gründen; sein ganzes Unternehmen war weniger ein Kriegszug, als eine vom König geleitete und mit Gewalt der Waffen unterstützte Mission. Von Sachsen begab er sich nach seinen Pfalzen am Niederrhein und der Mosel, von wo sich die Ausführung der getroffenen Vereinbarungen leicht überwachen ließ. Er befand sich wie sein Vater in Diedenhofen, als er, wie dieser selbst, von einer päpstlichen Sendung aufgesucht wurde, die seiner Politik eine neue Richtung gab.

Im Januar des Jahres 772 war Stephan IV. gestorben. Noch in den letzten Tagen desselben hatte sich die lombardische Partei wieder geregt. Im Gegensatz mit ihr wurde Hadrian I. gewählt, ein Mann, der aus einem der vornehmsten Geschlechter entsprossen, doch zugleich die Skala der kirchlichen Ämter durchgemacht hatte. Ein Zufall hat uns das Dekret über seine Wahl erhalten, in welchem auf nichts mehr Wert gelegt wird, als auf die Einmütigkeit aller bei derselben: der hohen Priesterschaft und des übrigen Klerus, des Laienadels und seines militärischen Gefolges, der angesehenen Bürger und des gesamten Volkes, von den Großen bis zu den Kleinen; der Ruf des guten Verhaltens des gottbegnadeten Mannes habe so viel auf die Gemüter gewirkt, daß niemand gefehlt, niemand sich der Teilnahme entzogen habe. Die erste Handlung des neuen Papstes war die Vernichtung alles dessen, was unmittelbar vorher durch die Gegner geschehen war. Hadrian stand an der Spitze der römisch-fränkisch gesinnten Partei, die sich unter seinen Vorgängern gebildet hatte; er war zugleich einer der eifrigsten Verfechter der Rechte des Pontifikats. Nach kurzer Zeit geriet er auch hierüber mit dem König der Langobarden in offene Zerwürfnisse, welche dessen Einbruch in das Exarchat veranlaßten. Gern hätte der König ein Zwiegespräch mit dem Papste herbeigeführt. Wenn Hadrian dies von sich ablehnte, wie sein Biograph sagt „fest wie ein Demantstein“, so trug dazu noch ein anderes Moment bei. In diesen Tagen war die Witwe Karlmanns mit ihren Kindern in Pavia angekommen. Desiderius brannte vor Begier, ihnen die Nachfolge in dem Reiche ihres Vaters zu verschaffen. Er wollte den Papst vermögen, sie zu Königen zu salben. Hadrian konnte darauf nicht eingehen, ohne das System seiner Vorgänger zu zerstören. Unmöglich durfte er sich mit den Gegnern eines Fürsten verbinden, auf dessen Schutz er angewiesen war. Er mußte das Bündnis zwischen dem Papsttum und dem fränkischen Königtum dadurch zu

verstärken suchen, daß er sich dem jetzt im Frankenreiche alleinherrschenden Könige anschloß. Seine Lage erhellt daraus, daß der Botschafter, den er an König Karl schickte, seinen Weg nicht durch die Lombardei nehmen konnte, er hätte die Alpen nicht unbehelligt passieren dürfen. Er war genötigt sich zu Schiff zu setzen, nach Marseille zu fahren und von dort auf den gewohnten Landstraßen sich nach Diedenhofen zu begeben. Wir bleiben bei den ältesten Nachrichten stehen. Der päpstliche Gesandte, Petrus, lud den König Karl und die Franken ein, zum Dienste Gottes und zur Aufrechterhaltung der Rechte des römischen Stuhles, diesem gegen den König der Lombarden zu Hülfe zu kommen. Hierauf hat der König mit seinen Franken in Erwägung gezogen, was er thun solle. Auf den Rat der Franken wurde der Beschluß gefaßt, daß alles so geschehen solle, wie der Gesandte des apostolischen Vaters es verlange. Wie hätte der König und sein Heerbann einem Papste Hülfe verweigern können, der, wenn er die Kinder Karlmanns salbte, das fränkische Reich in allgemeine Unruhe und Entzweiung gestürzt haben würde. König Karl setzte darauf eine allgemeine Reichs- und Heeresversammlung in Genf an, von wo man in verschiedenen Zügen den Weg nach Italien einschlug. Einem päpstlichen Gesandten hatten die Langobarden ihre Klausen geschlossen, eine auserwählte fränkische Schar, wie sie immer zur Seite des Königs erwähnt wird, fand den Weg durch dieselben; es ist der nämliche, den ein späterer großer Eroberer von Italien eingeschlagen hat.

Desiderius wurde in Pavia eingeschlossen wie vor kurzem Aistulf. Aber er hatte das altrömische Ticinum besser in stand gesetzt, als sein Vorfahr; der fränkische Heerbann fand bei der Belagerung nicht viel geringere Schwierigkeiten, als einst die Langobarden bei der ersten Eroberung gefunden hatten. Desiderius war nicht ganz isoliert in der Welt, er hatte es verstanden, seinem Reiche eine gewisse intermediäre Stellung zwischen den Franken, dem Papste und den Griechen zu verschaffen; die geflüchteten Söhne Karlmanns waren in den Händen seines Sohnes Adelchis, der sich in Verona behauptete. Die Fäden, welche einst Bertrada zu schlingen versucht hatte, und die auch den Herzog von Bayern umspannen, waren noch nicht zerrissen. Noch hielten die Langobarden treu zu ihrem König. Aber wie lange konnte es dauern, da Desiderius kein alter Stammfürst war, sondern erst durch die Rückwirkung des fränkischen Einflusses den Thron bestiegen hatte. Eine gewisse Entscheidung lag schon darin, daß Karl bei einem Streifzuge nach Verona, durch Verräterei unterstützt, die Kinder seines Bruders in seine Hand brachte. Für die momentane Lage aber fiel es noch bei weitem mehr ins Gewicht, daß er bei einem Besuch, den er am Osterfest des Jahres 774 (3. April) an den Schwellen der Apostel machte, den Bund mit dem Papsttum erneuerte und verstärkte. Hadrian I., den seine Annäherung in diesem Augenblick beinah überraschte, empfing ihn mit Ehrenbezeugungen, wie sie dem Patricius von Rom gebührten. Er ließ ihn mit einer Art von geistlicher Prozession, bei der das Kreuz vorangetragen wurde, einholen und erwartete ihn persönlich

in der Vorhalle von St. Peter. Die Stufen küssend stieg Karl zu ihm hinauf; zusammen traten sie in St. Peter ein, wo man die Ankunft des Königs schon an sich selbst als ein glückliches Ereignis begrüßte. Das Verständnis zwischen der klerikalen Macht des Papstes und der auf die Waffen begründeten Überlegenheit des Königs der Franken wurde durch eine geheimnisvolle Feier bestätigt. Sie begaben sich, der Papst mit seinen Geistlichen, der König mit seinen weltlichen Großen in die Gruft des heiligen Petrus, die heiligste der heiligen Stätten, wo sie sich nicht ohne Eid und Sakrament gegenseitige Freundschaft gelobten. Sie vollzogen dann die österlichen Festlichkeiten in Gemeinschaft. Bei dem intimen Verkehr, der hierdurch entstand, sind aber auch die weltlichen Angelegenheiten zur Sprache gekommen. Nicht ganz und gar deckten sich die beiderseitigen Ansprüche. Karl hat dem Papst versichert, nicht um Geld oder Schätze zu gewinnen, habe er und sein Heer sich den Kriegsbeschwerden unterzogen, sondern um die Gerechtsame des heiligen Petrus zu behaupten. Daran müssen sich jene Versprechungen knüpfen, welche er einem freilich sehr zweifelhaften Dokument zufolge dem Papst gemacht haben soll. Es verdankt seinen Ursprung nur eben dem Eindruck, welchen die enge Allianz zwischen Papst und König, die bei der Anwesenheit Karls geschlossen wurde, hervorbrachte. Aber diese liegt ohnehin in der Verflechtung der Dinge. Es versteht sich gleichsam von selbst, daß das zwanzig Jahre früher zwischen Pippin und Stephan getroffene Verständnis wieder erneuert wurde: denn dieses war das Fundament aller politischen und kirchlichen Verhältnisse geworden. Es begriff, wie erwähnt, die Herstellung der von den Langobarden geschmälerten Gerechtsame der römischen Kirche. In den Briefen zwischen König und Papst wird dieser Zusage unaufhörlich gedacht. Der Papst zählte, — es kann kein Zweifel sein — mit Gewißheit auf ihre Erfüllung. Wäre er aber weiter gegangen und hätte sich dem Inhalt jenes Dokumentes gemäß die Überlieferung von Plätzen zusagen lassen, welche ihm die oberste Gewalt in Italien hätten verschaffen müssen, so würde er doch durch den Verlauf der Dinge, die nun erfolgten, darin getäuscht und gleichsam überholt worden sein.

König Desiderius vermochte sich in Pavia nicht länger zu behaupten, als Karl von Rom wieder im Lager eintraf. Die letzte Entscheidung erfolgte rasch und unerwartet. Zwischen dem Belagerer und den Belagerten wurde eine Abkunft getroffen, in der sich die letzteren dem ersten ergaben und selbst ihren bisherigen König dem Sieger als Gefangenen überließen. Wir wissen, daß sich in den letzten Krisen die Langobarden mit dem fränkischen König und seinen Großen verständigt hatten; sie waren in ein Verhältnis der Unterordnung eingetreten. So war auch jetzt die Einnahme der Stadt nicht eine eigentliche Waffenthat, sie war eine Überlieferung. Die Führer der Langobarden erschienen mit ihrem König im fränkischen Lager. Am anderen Tage zog Karl in Pavia ein, Besitz vom Palast und den Schätzen zu nehmen, welche noch immer als das Kleinod des Reiches betrachtet wurden. Die Art

und Bedeutung dieser großen Staatsveränderung ersehen wir aus den Dokumenten. Noch bis Juni 774 tragen langobardische Urkunden den Namen des Desiderius und Adelchis an der Spitze. In demselben Monat beginnen die Urkunden Karls, der aber nicht als fremder Fürst, sondern als König der Langobarden erscheint. Es liegt auf der Hand, daß dieser Übergang eine große politische Bedeutung in sich schloß. Desiderius wird aufgegeben, König Karl tritt die Regierung an, das Reich der Langobarden aber bleibt in seiner Wesenheit bestehen. Gleichzeitige Chronisten haben aufgezeichnet, daß die langobardischen Großen am Hofe erschienen und Karl ihre Huldigung darbrachten, nicht als Sieger, sondern als ihrem König und Herrn. Adelchis floh von Verona nach Konstantinopel. Franken bildeten die Besatzung in der Hauptstadt. Desiderius folgte dem Sieger nach dem Frankenreiche, wo er dann im Kloster gestorben ist. Über dies Ereignis hat sich eine einheimische Sage erhalten, die trotz der mönchischen Anknüpfungen an das Kloster Novalese doch einen historischen Hintergrund andeutet. Danach wurde Karl durch ein Traumgesicht aufgefordert, Italien zu erobern; er hat auf seinem Wege in den Gebirgen fabelhafte Hindernisse zu bekämpfen, die zum Teil an mittelalterliche Wegelagerer erinnern. Die Marken der Lombardei findet er wohl bewahrt, Pavia wird gut verteidigt. Aber über die Berge weist ihm ein Verräter den Weg, in die Stadt selbst wird er durch die Tochter des Königs, eine neue Tarpeja eingeführt. Desiderius wird als gut und mild geschildert, er verbietet den Widerstand, denn das sei nun einmal der Wille Gottes, worauf König Karl die Huldigung der Einwohner empfängt. Die Summe der Sage ist, daß die Langobarden keinen Widerstand geleistet und Karl nach dem Willen Gottes den Weg nach Rom eingeschlagen habe, wo ihm das Patriciat und das Imperium zu teil geworden sei; denn nur das allgemeinste pflegen Sagen dieser Art in Erinnerung zu behalten, von den momentanen Situationen und Bestrebungen bleibt in ihnen keine Spur übrig.

Es springt in die Augen, in welch ein ganz anderes Verhältnis Karl durch die Erwerbung der langobardischen Königskrone zum Papsttum trat. Das Papsttum hatte in dem fränkischen König seinen Verbündeten gegen die Langobarden gesehen, in dieser Eigenschaft war Karl herbeigerufen worden, jetzt aber trat er selbst als König der Langobarden auf. An der Schenkung des Exarchats konnte kein Zweifel aufkommen, denn jene Landschaften gehörten in der That den Griechen. Allein an vielen anderen Stellen liefen die gegenseitigen Ansprüche einander entgegen. Aus den nächsten Jahren erfahren wir, daß der Papst auf die Überlassung von Spoleto, die ihm mündlich verheißen worden war, Anspruch machte, gleich als sei auch dieses ein dem heiligen Petrus dargebrachtes Geschenk. Aber die Bevollmächtigten des Königs nahmen Spoleto selbst in Besitz und vermieden auf ihrer Reise nach Benevent, wo sie ebenfalls Besitz zu ergreifen gedachten, Rom zu berühren. In der That wurde Spoleto dem Papst nicht überliefert. Es blieb langobardisch, auch unter der Herrschaft des neuen Königs.

Karl hatte durch seinen Feldzug fast ohne Schwertschlag den größten Teil Italiens in seine Hände gebracht, ein Erfolg, den wir nicht hoch genug anschlagen können; denn eben darauf beruhte die Verbindung von Italien und dem Frankenreich in Gallien und Germanien, welche eine der vornehmsten Grundfesten der späteren Weltlage geworden ist. Zu der Unternehmung, welche diese weltumfassenden Erfolge hatte, war Karl von einer anderen abgerufen worden, die ihm nicht minder am Herzen lag. Er säumte jetzt nicht, diese wieder aufzunehmen. Noch im Winter 774 bis 775 wurde der Beschluß gefaßt, die Sachsen mit aller Macht anzugreifen und sie zur Annahme des Christentums zu zwingen oder sie zu vernichten. Im Frühling 775 überraschte Karl dieselben mit einem Angriff, wie noch nie ein anderer so kräftig gegen sie unternommen worden war. Eine von ihnen erbaute Feste, Sigiburg, wurde sofort erobert, eine andere, die sie zerstört hatten, Eresburg, wurde wieder aufgerichtet und mit Franken besetzt. Die Sachsen verzweifelten daran, ihn zurückzutreiben, aber sie meinten, die Übergänge über die Weser behaupten zu können. Bei Brunisberg, ein Name, welcher sich noch in einer Wüstung unweit Höxter erhalten hat, stellten sie sich auf. Hier aber sind sie geschlagen worden. Die Schlacht entschied das Übergewicht der Franken über die Sachsen vollständig und unwiderruflich. Mit einer auserlesenen Schar rückte Karl in die Gebiete der Ostfalen an der Ocker, welche schon früher mit seinem Vater öfter gekämpft hatten. Sie begegneten ihm unter ihrem Führer Hassio, der dem König Treue schwur und Geiseln stellte. Die späteren braunschweigischen Gebiete waren die ersten, welche die Herrschaft der Franken anerkannten. Von da begab er sich gegen die Engern im Bukkigau, die unter ihrem Führer Bruno dem Beispiele der Ostfalen folgten. Aber unterdessen hatten die Westfalen einen Versuch gegen das fränkische Lager gemacht, es war ihnen gelungen, in dasselbe einzudringen. Sie wurden jedoch gezwungen, es wieder zu verlassen und auf dem Rückweg von Karl mit einer Heeresmacht angegriffen, der sie unterlagen. Die Westfalen wurden genötigt, ähnliche Verpflichtungen einzugehen, wie die Ostfalen und Engern. In kurzen raschen Zügen hatte Karl dergestalt die drei Hauptstämme der Sachsen zur Anerkennung seiner Oberhoheit genötigt. Kein Augenblick der Ruhe aber war ihm vergönnt. Noch im Jahre 775 regte sich das kaum bezwungene Italien gegen ihn. Einer der vornehmsten alten Langobardenführer, Hrotgaud von Friaul, den er in seinem Besitz gelassen hatte, erhob sich gegen ihn. Er war mit Arichis, dem Herzog von Benevent, Hildebrand von Spoleto und Reginald von Chiusi verbündet; sie erwarteten Adelchis mit griechischer Hülfe, um den Papst zu überfallen und Adelchis zum König der Langobarden zu erheben. Nicht mit dem ganzen Heer, aber mit einer Auswahl besonders zuverlässiger Mannschaften eilte Karl über die Alpen. Weihnachten feierte er noch in Schlettstadt, Ostern bereits in Treviso. Hrotgaud soll in seine Hand gefallen und getötet worden sein. In den Städten, die sich an ihn gehalten hatten, setzte Karl fränkische Befehlshaber ein. Wahr-

scheinlich trug der Tod des Konstantin Kopronymus, der im September 775 erfolgt war, dazu bei, den feindseligen Regungen in Italien ein Ziel zu setzen. Und um keinen Preis hätte Karl länger in Italien verweilen dürfen.

Als er das fränkische Gebiet betrat, kamen ihm Nachrichten von der Empörung der Sachsen entgegen. Sie hatten ihre Geiseln wieder in ihre Hände gebracht, die Franken hatten es nötig gefunden, sich vor ihrer Übermacht zurückzuziehen; das ganze Land war in Bewegung, als Karl in Worms erschien. Da trafen denn zwei Momente zusammen. Auch Sigiburg hatten die Sachsen angegriffen, aber es nicht erobern können; durch einen glücklichen Ausfall der fränkischen Besatzung erlitten sie eine Niederlage, welche sie zum Rückzug nötigte. Dann aber brachte Karl selbst in Worms ein stattliches Heer zusammen, mit welchem er in die sächsischen Grenzen, die durch Verhaue und Verschanzungen hatten gesichert werden sollen, wieder einbrach; auch Eresburg fiel in seine Hand zurück. Durch diese rasche und glückliche Repression wurde die im ersten Feldzug erworbene Autorität wieder hergestellt. In Lippspringe erschienen Scharen von Sachsen zugleich mit Weib und Kind, vor ihm um Gnade zu bitten, die dann die Taufe mit Freuden annahmen. Denn es gab zwei Parteien im Lande, von denen die eine die Bedingungen des Friedens zur Ausführung bringen zu lassen bereit war, die andere aber dieselben verschmähte. Die letzte hatte jetzt den Mut verloren, ihr Führer Widukind wich mit den Einverstandenen aus dem Lande. Im Jahre 777 hielt Karl den ersten Reichstag zu Paderborn, bei welchem sich die Sachsen aus allen Gauen einfanden, und sich dem Könige unterwarfen. Nach einer bei ihnen hergebrachten Formel erklärten sie ihre Freiheit und ihren Besitz verwirkt haben zu wollen, wenn sie das Christentum verleugneten und die Treue gegen den König, dessen Söhne und die Franken überhaupt brächen. Damit schien dann ein Ziel erreicht zu sein. Man darf die Begebenheiten von der Einnahme Pavias bis zu dem Reichstag von Paderborn als ein großes Ereignis in der Geschichte von Europa betrachten. Karl kann sich schwerlich geschmeichelt haben, damit auf immer in Italien oder in Deutschland Herr geworden zu sein.

Aber das konnte ihn nicht abhalten — denn wann wäre eine innere Konsolidation geglückt, wenn sie nicht ein äußeres Ziel gehabt hätte — sich als Vorfechter der allgemeinen Interessen des Occidents aufzustellen. Er richtete, wie einst Karl Martell, sein Augenmerk auf die saracenischen Nachbarn in Spanien. Die Feindseligkeit von ehedem aber war das nicht mehr. Karl hatte nicht mehr wie dieser, mit der Gesamtmacht der Saracenen und der hartnäckigen Feindseligkeit des Kalifen Hischam zu kämpfen. Es gab jetzt zwei Kalifate im Islam, deren gegenseitige Feindschaft soeben Spanien erschütterte. Die den Omajjaden widerstrebende Partei des Jussuf war noch nicht vernichtet. In Saragossa erhob sich ein Emir, welcher dem Kalifen von Cordova die herkömmlichen Abgaben versagte und die Sache des Kalifen

von Bagdad verteidigte. Dieser Statthalter, Suleiman Ibn Jakthan al-Arabi al-Kelbi (oder, wie die Franken ihn nannten, Ibn el-Arabi) suchte nun, von dem Kalifen von Cordova, Abderrahman bedrängt, Hülfe bei dem großen Frankenkönig. Er traf in Paderborn ein, nicht viel anders wie einst der päpstliche Gesandte Petrus in Diedenhofen. Durch die erfochtenen Siege mit erhöhtem Selbstgefühl erfüllt, zögerte Karl nicht lange, auf die Anträge einzugehen. Der Heerbann wurde 778 in voller Stärke zum Zuge nach Spanien aufgeboten. Es waren zwei Heere, das eine aus Austrasiern, Deutschen, burgundischen und neustrischen Franken bestehend, das andere aus Lombarden, denen sich Septimanier und Provencalen anschlossen. Mit dem ersten nahm Karl seinen Weg gerade durch Wasconien. Pampelona fiel ohne weiteres in seine Hand. Er rückte gegen Saragossa, das ihm von seinen Verbündeten ausgeliefert werden sollte. Hier traf jenes lombardisch-septimanische Heer mit ihm zusammen.

Wollte man sich denken, welches die Folgen gewesen sein würden, wenn er gesiegt hätte, so dürfte man sagen: er würde die altchristliche Bevölkerung in Spanien aufgerufen und sie mit den germanischen und romanischen Völkern, die ihm folgten, zu einer Einheit verbunden haben, die der Idee des Christentums entsprochen hätte; Spanien würde der römisch-germanischen Welt zurückgegeben worden sein. Man braucht nur die Augen zu erheben, um den Unterschied zu erkennen, der zwischen der sächsischen Unternehmung, deren Spitze sich gegen das provinziale Heidentum stammverwandter Völkerschaften richtete, und dieser spanischen bestand, in der er mit dem Islam, welcher die Herrschaft über die Welt anstrebte, zusammenstieß. Die eine zielte auf die Eroberung Germaniens, die andere auf die Eroberung der Weltherrschaft. Es war ein Werk für die folgenden Jahrhunderte, das unmöglich damals auf Einen Schlag gelingen konnte. Der große Frankenkönig wurde inne, daß er ein durch und durch feindseliges, lebenskräftiges Element bekämpfte. Wahre Freundschaft konnte er doch mit den arabischen Häuptlingen, welche dem Kalifen von Bagdad anhingen, niemals schließen. Einzelner Städte und Landschaften suchte er sich dadurch zu versichern, daß er sich Geiseln stellen ließ. An eine eigentliche Besitznahme konnte er nicht denken; vielmehr trat er sobald als möglich den Rückzug an. Wie wenig er auf die Bevölkerung traute, sieht man daraus, daß er die Mauern von Pampelona zerstörte, um nicht einmal daselbst Widerstand zu finden. Aber die Eingeborenen wußten sich zu rächen. Ihn selbst und die Mannschaften, die ihm folgten, ließen sie ziehen. In der Enge des Gebirges jedoch bewegten sich die Truppen in langausgedehntem Zuge vorwärts. Man hatte nicht versäumt, die Obhut des Gepäcks einer tapferen Schar anzuvertrauen; auf diese stürzten sich die leicht bewaffneten und der Örtlichkeit kundigen Wasconier aus dem dunkeln Gehölz, in dem sie sich verborgen gehalten hatten, sie warfen sie die Bergwände hinab und machten sie nieder; das Gepäck fiel in

ihre Hände. Die Handlung, an sich ohne große Bedeutung, erlangte eine solche doch dadurch, daß einige der tapfersten Vorkämpfer es waren, welche dort umkamen; ihr Name blieb immer im Gedächtnis.

Wer wüßte nicht, welche Rolle in der Poesie und Sage der folgenden Jahrhunderte dies Ereignis spielt. Verbergen wir uns aber nicht, auch historisch bildet es eines der wichtigsten Momente für die Situation des fränkischen Königtums. Denn ein in großen politisch-militärischen Handlungen begriffener Fürst darf nichts unternehmen, was er nicht durchführt, er kann keinen Nachteil erleiden, ohne daß seine Gesamtlage eine Rückwirkung davon erführe. Eben in diesem Augenblick ergab sich, daß die Stellung des fränkischen Königs noch keine gesicherte war. Den nächsten Anlauf gegen dieselbe unternahmen die Sachsen, welche sich zu einem großen Streifzuge erhoben und die Rheinufer von Deutz bis Koblenz gegenüber mit wilder Verwüstung heimsuchten. Viele Mühe kostete es nicht, sie zurückzutreiben. Die fränkische Schar, Scara Francisca, eine zum raschen Dienst ausgebildete Truppe, die besonders aus Alemannen und Franken bestand, warf die Empörer an der Eder auseinander.

Im Jahre 779 unternahm Karl einen neuen großen Feldzug gegen die Sachsen. Sie waren nicht unvorbereitet, sie setzten sich im Vertrauen auf ihre Kraft dem König bei Bocholt entgegen, wurden aber geschlagen. Alle ihre Befestigungen wurden genommen, Karl drang abermals in das Gebiet der Westfalen ein. Die alten Eidesleistungen wurden erneuert und abermals Geiseln gestellt. Im folgenden Jahre rückte der König fast ohne Widerstand bis an die Elbe vor und traf Veranstaltungen, um die Absicht seines Vaters endlich zur Ausführung zu bringen und dem eingenommenen Gebiete eine kirchliche Organisation zu geben. Engern und Ostfalen haben ihr altes Gelöbnis erneuern müssen, von dem sich freilich nicht voraussehen ließ, wie lange es gehalten werden würde. Aber auch nach allen anderen Seiten hin war die Herrschaft des Königs in eine bedenkliche Lage geraten. In den vornehmsten germanischen Stämmen kamen Tendenzen der Unabhängigkeit zum Vorschein. Wie hätte Tassilo, dessen Unterthanen selbst am Zuge nach Spanien teilgenommen hatten, nicht von seinen eingeborenen Unabhängigkeitsbestrebungen wieder ergriffen werden sollen. Damit hing es auch zusammen, wenn sich die schon einmal beseitigte Opposition im südlichen Europa wieder regte.

Die Griechen, die von den Ereignissen in Spanien erfahren haben werden, erhoben sich an den italienischen Küsten; in Istrien trieben sie die fränkisch-christlichen Priester aus ihren Stellen. Von Neapel her bemächtigten sie sich Gaëtas und Terracinas. Hier in Unteritalien fanden sie jetzt einen Verbündeten an dem schon erwähnten Herzog Arichis von Benevent, der nicht mehr als fränkischer Herzog, was er sich bisher hatte gefallen lassen, sondern als selbständiger Fürst erscheinen wollte. Er hatte sich von seinen Bischöfen salben lassen und errichtete eine Kirche nach dem Muster der Hagia

Sophia in Konstantinopel. Abermals erwartete man den Sohn des Desiderius, Adelchis, in Italien, so daß Papst Hadrian I. in die größte Besorgnis geriet und den Schutz Karls aufs neue in Anspruch nahm.

Das Schreiben Hadrians im Jahre 780, durch welches er den König zu Hülfe ruft, ist so dringend als irgend ein anderes. Er beklagt sich: durch die Verbindung der gottlosen Neapolitaner mit den gottverhaßten Griechen auf den bösartigen Rat des Arichis sei ihm Terracina entrissen, welches er im Dienste des heiligen Petrus und des Königs selbst eingenommen habe. Er ersucht den durch Gott zur höchsten Auszeichnung erhobenen König, ihm zu Hülfe zu kommen aus Liebe zum heiligen Petrus. Einen Versuch des Ausgleiches mit den Neapolitanern habe Arichis verhindert. Täglich empfange derselbe Botschaften von dem Patricius von Sicilien. Er erwarte die Ankunft des Adelchis, des Sohnes des verruchten und gar nicht mehr zu nennenden Desiderius, um an Stelle des Königs wenigstens ihn, den Papst zu überwältigen. Karl möge nicht sich selbst und ihn zugleich dem Gelächter preisgeben. Seine einzige Hoffnung neben dem heiligen Petrus sei der König. Wie hätten diese Anmahnungen verfehlen können, Eindruck auf den König zu machen, der die kirchliche Autorität des Papstes soeben mit seinem Schwert verteidigte, aber auch dessen weltliche Macht nicht zu Grunde gehen lassen konnte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Elbe beschloß Karl, sich nach Rom zu begeben; es war zugleich eine Wallfahrt, zu der er seine Gemahlin Hildegardis und seine jüngeren legitimen Söhne mitnahm.

Gegen Ende des Jahres 780 finden wir ihn wieder in der Hauptstadt seines langobardischen Reiches. In einem umfassenden Capitulare suchte er den vornehmsten socialen Übelständen, die infolge seiner Eroberung des Landes eingerissen waren, abzuhelfen. Die Bestimmungen betreffen besonders die Herstellung des alten Wertes der Besitztümer, die damals sehr herabgedrückt waren, und die Zurücknahme der auf Grund der damaligen Not abgeschlossenen Privatverträge. Sie haben durchaus eine populare Ader. Besonders merkwürdig ist, daß solche Verträge, durch welche freigeborene Menschen, die sich mit Weib und Kind in den Zustand der Knechtschaft begeben hatten, für null und nichtig erklärt werden. Man sieht, Karl wollte König aller freien Langobarden sein und er nahm ihre persönlichen Rechte in seinen Schutz. Ostern 781 war er wieder in Rom, und nicht geringer dürfte man seine zweite Zusammenkunft mit Hadrian anschlagen als die erste vor sieben Jahren. Ganz identisch waren die Interessen des Königs und des Papstes nicht, denn als König der Langobarden hatte Karl auch die Ansprüche derselben zu vertreten. In diesen Differenzen trat Papst Hadrian in einigen Punkten einen Schritt zurück. In Spoleto z. B. ließ er sich die Abkunft gefallen, daß ihm ein Zins gezahlt werden, die Oberhoheit dagegen dem König zustehen sollte. Das Augenmerk des Papstes war damals auf die Durchführung anderer Ansprüche gerichtet, die sich auf den Besitz des sogenannten Patrimoniums d. h. der päpstlichen

Gerechtsame in Unteritalien, in den Herzogtümern von Benevent, Neapel und den benachbarten Inseln, namentlich Sicilien, bezogen.

Der fränkische König und der Papst, die jeder ihr eigenes Prinzip verfochten und dabei miteinander in Widerspruch gerieten, fanden doch Momente einer haltbaren Verständigung; nicht allein in religiöser Hinsicht, in welcher das Frankenreich sich unterordnete, sondern in politischer, in welcher der König den Papst unterstützte. Denn die in Italien eingenommene Stellung hätte vom König schwerlich behauptet werden können ohne Einverständnis mit dem Papste; die Durchführung der päpstlichen Ansprüche im südlichen Italien wäre ohne Hülfe des Königs unmöglich gewesen. Soweit man die schwer auszulegenden und noch schwerer zu vereinbarenden Dokumente verstehen kann, ist bei dieser Anwesenheit des Königs in Rom dem römischen Stuhle ein von fremder Einwirkung freies Herrschaftsgebiet von nicht unbeträchtlichem Umfang zugestanden worden.

Als die vornehmsten Bestandteile desselben erscheinen der Ducatus Romanus, das Exarchat, die Pentapolis. Man verständigte sich auch über die Sabina, worauf der Papst besonderen Wert legte. Diesen Zugeständnissen entspricht es, wenn nun der Papst dem König auch mit seiner geistlichen Autorität zu Hülfe kam.

Er entschloß sich jetzt, die beiden jüngeren Söhne Karls, welche diesen über die Alpen begleitet hatten, zu Königen zu salben. Der ältere wurde zugleich vom Papste getauft und erhielt den dem römischen Stuhle vorzugsweise werten Namen Pippins. Von der größten Tragweite war es, daß der Papst in den Streitigkeiten, die sich zwischen Tassilo und dem Könige erhoben, für diesen Partei nahm. Denn daran dürfte man nicht zweifeln, daß Karl, indem er mit dem Papste unterhandelte, immer die allgemeine Lage vor Augen hatte. Eine unvorhergesehene Verstärkung erhielt ihre Allianz dadurch, daß die Kaiserin Irene, die vor kurzem zur Herrschaft gelangt war — wir haben gesehen, aus welchen Gründen — sich dem Abendlande zuwandte und ein Bündnis mit dem Könige und dem Papste suchte. Wenn von einer Verbindung der Tochter Karls, Rotrudis, mit dem Sohne der Irene, Konstantin, die Rede gewesen ist, so lag darin wenigstens, daß Arichis und Adelchis den Rückhalt verloren, den sie bisher gehabt hatten.

Und zugleich wurden noch andere große Entwürfe für den Bestand des fränkischen Königshauses in Angriff genommen. Schon war dafür gesorgt, daß Pippin als König der Langobarden erschien, und für Ludwig war eine ähnliche Erhebung in Aquitanien vorgesehen. Für den jungen Pippin wurde eine eigene Hofhaltung eingerichtet, kurz darauf auch für den zweiten Sohn, Ludwig, in Aquitanien, die eine und die andere unter der Leitung des Königs. Als eine Schmälerung der monarchischen Gewalt könnte man dies doch nicht ansehen; der Grund mochte zum Teil darin liegen, daß es dem Selbstgefühl der Nationalitäten entsprach. Überdies aber mußte es für die lokalen und provinziellen Administrationen Mittelpunkte geben, die nicht unmittelbar von

dem König abhingen, welcher sich meist in entfernten Regionen bewegte. Aber einen Stellvertreter aus einem anderen Geschlechte hätte er nicht aufstellen können, ohne die Zukunft des eigenen zu gefährden. Unter Einwirkung seiner beiden Söhne wurden in Italien und Aquitanien Grafschaften eingerichtet, in Analogie mit den verwandten Einrichtungen im fränkischen Reiche.

Die verbundene Autorität des Papstes und des Königs, der jetzt alle territorialen Gewalten unterworfen waren, genügte, um die Ruhe zu sichern; auch der Friede mit den Griechen gehörte dazu.

Über die Stellung Karls in der Welt, wie sie in dieser Zeit war oder erschien, besitzen wir, ich will nicht sagen, ein Zeugnis, aber doch eine Andeutung in der kleinen Schrift des Paulus Diakonus über die Bischöfe von Metz. Er war eben damals zu persönlicher Bekanntschaft mit Karl gelangt und erwähnt seinen Besuch in Rom und sein Verhältnis zum Papst. Das Unerwartete ist, daß er den König als Herrn von Rom und zugleich von ganz Italien betrachtet. Auch auf Germanien hatte das gute Verhältnis zwischen Papst und König insofern Einfluß, als Tassilo von beiden zugleich an sein vasallitisches Verhältnis erinnert wurde. Im Spätjahr 781 erschien er auf der Reichsversammlung in Worms, um sich aufs neue zu alle dem zu verpflichten, was er einst dem König versprochen habe. Ein vollkommenes Verständnis wurde dadurch nicht geschaffen, denn Tassilo kam nicht, ohne sich durch Geiseln sicheres Geleit ausbedungen zu haben, aber auch er stellte dann Geiseln für die Erfüllung seines Versprechens. Jeder Bruch war vermieden und Karl konnte nun an die definitive Durchführung der Pacifikation von Sachsen gehen.

Im Juli 782 hielt er eine seiner großen Reichsversammlungen in Lippspringe ab. Wie so ganz verändert ist der Horizont, der sich uns hier eröffnet. Der König hatte auf seinem letzten Zuge die Sachsen zum Versprechen der Treue genötigt. Er hatte durchgesetzt, was einst seinem Vater und dann ihm versprochen war: das Land war in kirchliche Bezirke eingeteilt worden, wo dann Predigt und Taufe methodisch festgesetzt wurden. Die Sachsen waren dann auch während seiner letzten Abwesenheit in Italien ruhig geblieben. Die Bekehrung ging in der angebahnten Weise fort. Unter Karls Auspicien hatte Willehad, ein Angelsachse wie Bonifacius, das Werk der Bekehrung im Gau Wigmodia mit vielem Erfolg unternommen. Mit dem kirchlichen Fortschritt waren die Landeseinrichtungen enge verbunden. Wie in Frankreich und Aquitanien, so gewann die Grafengewalt im nördlichen Germanien Bestand. Die vornehmsten Sachsen wurden zu derselben herbeigezogen; dabei blieb doch das altsächsische sociale Herkommen unangetastet. Die Stammesoberhäupter waren nach Weise der Angelsachsen durch ein zwölfmal stärkeres Wehrgeld geschützt als die Freien, sodaß eine Verschmelzung sächsischer Zustände mit den fränkischen und dann ein enges Anschließen zugleich in der Idee des Christentums zu erwarten war. Auf demselben Reichstag erschienen die Sachsen zahlreich aus allen Gauen, und Botschafter der

nächsten heidnischen Nachbarn, des Königs der Dänen, des Chakan der Avaren, deren Bekehrung sich hoffen ließ, wenn die eingeführte Ordnung in Germanien namentlich bei den Sachsen sich befestigte. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind auf diesem Reichstag die Kapitularien vereinbart und erlassen worden, welche die geringste Abweichung von dem Christentum als das schwerste aller Verbrechen ahndeten. Wenn z. B. ein Angriff auf den Grafen mit der Einziehung der Güter des Schuldigen bestraft wird, so wird die Ermordung eines Diakonen mit der Todesstrafe geahndet, selbst jeder Einbruch in die Kirche, jede Überschreitung der kirchlichen Gebräuche, z. B. der Fasten. Es sind drakonische Gesetze, ich meine solche, in denen das Prinzip mit äußerster Strenge festgehalten wird. Jede Abweichung wurde als ein Rückfall in das Heidentum, als Apostasie und Feindseligkeit betrachtet.

Ist es wahr, daß diese blutigen Gesetze dem Moment angehörten, in dem alles beruhigt erschien, so entsteht die Frage, warum sie gerade damals erlassen worden sind. Sie werden erst dadurch erklärlich, daß der Führer des Widerstandes, welcher eine große Partei im Lande hatte, Widukind, auf dem Reichstag zu erscheinen vermieden und sich zu den germanischen Stämmen im Norden begeben hatte, welche noch eifrige Heiden waren. Die größte Gefahr lag darin, daß er nach Sachsen zurückkehren würde, um die alte Opposition gegen den König und das Christentum zu erneuern. Dem nun sollte durch die Verschärfung der Strafgesetze vorgebeugt werden. Man dürfte nicht leugnen, daß die Strenge der Gesetze einen Widerstand gegen dieselben hervorrufen mußte. In Verwickelungen dieser Art tritt das immer ein. Die Maßregeln, die man ergreift, um den Ausbruch der Opposition zu verhüten, sind geeignet, denselben zu erwecken. Hier zeigte sich diese Wirkung unverzüglich.

Die Sachsen hatten kein monarchisch-hierarchisches Centrum, selbst die verschiedenen Stämme keine volle Einigung und, wie gesagt, die meisten Großen waren bereits Karl gefolgt. Aber in Zeiten, wie diese, sind immer Männer erstanden, welche die volkstümliche Einheit bewußt oder unbewußt in ihrer Person repräsentieren und sie mit den verwandten Weltelementen in Verbindung bringen.

Eine solche war der Sachse Widukind; er hatte auch in seiner Abwesenheit auf die letzten Erhebungen der Sachsen Einfluß geübt, aber sich immer abseits gehalten; bei dem Reichstage zu Lippspringe hatte man ihn vermißt, wie die Annalen ausdrücklich bemerken. Indem er jetzt in Sachsen erschien, bereitete sich ein allgemeiner Widerstand vor. In dem Leben eines angelsächsischen Missionars, der sich aus Friesland nach Sachsen wandte, wird eine Volksversammlung der Sachsen erwähnt zu Marklo an der Weser, in welcher die äußerste Abneigung gegen jeden Bekehrungsversuch vorherrschte, sodaß sein Leben nur durch die Vorstellung gerettet wurde, er sei doch ein Sendbote Gottes des Höchsten. Aber die neu eingerichteten Stätten christlicher Verehrung wollte man nicht dulden. Plötzlich wurden die neuen Pflanzungen

angefallen und vernichtet, denn auch der heidnische Glaubenseifer kannte keine Schonung.

Statt von einem gegen die Sorben bestimmten Heereszuge von den Sachsen unterstützt zu werden, mußten die Franken unerwarteterweise ihre eben zu jenem Zweck gesammelten Streitkräfte gegen diese selbst richten. Die Wendung, die sie nahmen, hatte aber einen sehr unglücklichen Erfolg. Man bemerkt dabei einen eifersüchtigen Wettstreit zwischen den fränkischen Heerführern, wie er sonst nicht vorkommt.

Ein Verwandter des karolingischen Hauses, Graf Theoderich, hatte sich aus eigenem Antrieb auf den Weg gemacht, um dem Aufstand der Sachsen zu begegnen. Die beiden fränkischen Heere trafen an der Weser in der Nähe des Süntel zusammen. Es wurde verabredet, wenn die Stellung der Sachsen erkundet sei, sie von beiden Seiten anzufallen. Diese Rekognoszierung nahmen aber die Führer des gegen die Sorben bestimmt gewesenen Heeres in der Absicht vor, zugleich den entscheidenden Schlag gegen die Sachsen zu führen. Sie wollten nicht zulassen, daß der Sieg, den sie für gewiß hielten, dem Grafen zugeschrieben würde. Sie näherten sich eilfertig und unvorbereitet dem sächsischen Lager. Die Sachsen hatten vor demselben Stellung genommen und traten ihnen mit überlegenen Kräften entgegen. Die ansprengenden Franken wurden geschlagen, ihre Führer, die sich am weitesten vorgewagt hatten, getötet; die übrigen nahmen ihre Zuflucht zu Theoderich, der indessen ruhig in seinem Lager geblieben war und ihnen Sicherheit verschaffte. Man hat diese Niederlage wohl mit der Teutoburger Schlacht verglichen, mit der sie auch eine entfernte Ähnlichkeit darbietet. Der Unterschied war vor allem, daß der zurückgeschlagene Angriff ohne Geheiß des großen Königs, der diese Feldzüge leitete, unternommen worden und das fränkische Heer doch nur zum geringen Teil bei einem nicht gehörig vorbereiteten Anlauf zurückgewiesen war.

Gleich darauf erhob sich König Karl in eigner Person mit gesammelter Kraft, um seine in Sachsen begonnenen christianisierenden Institutionen nicht zu Grunde gehen, oder das Volk von seinen Gelöbnissen zurücktreten zu lassen. Seine Vorkehrungen brachten in der That die Wirkung hervor, daß Widukind sich entfernte, die Sachsen in einer Reichsversammlung zu Verden an der Aller ihren alten Treueid erneuerten. Was sollte aber mit denen geschehen, die sich empört hatten? Gegen diese wurden die schärfsten Verordnungen, die in den Kapitularien vorkamen, zur Geltung gebracht. Darin war die Todesstrafe gegen alle ausgesprochen, welche sich mit den Heiden gegen die Christen verbinden würden. Der älteste Chronist erzählt, die Schuldigen seien von den Sachsen dem König überliefert worden, um sie zu töten. Es ist die Handlung, welche das Andenken Karls am meisten belastet, daß er die in seinem Kapitular angedrohte Strafe in aller ihrer Strenge vollziehen ließ. Die Überlieferten waren an Zahl viertausend fünfhundert; sie wurden zu Verden an ein und demselben Tage sämtlich enthauptet.

Ohne Zweifel meinte Karl einer Wiederholung des Abfalles dadurch auf

immer vorzubeugen, allein die Hingerichteten hatten Freunde, Gesinnungsgenossen und einen unbeugsamen Führer in der Fremde. So tief wurden alle öffentlichen und privaten Verhältnisse hierdurch verletzt, daß nun doch der ganze sächsische Name sich gegen Karl erhob; die Empörung, die der König hatte vermeiden wollen, rief er damit vielmehr hervor. Aber auch diesmal ermannten sich die Sachsen nicht zu einem Angriff, wie einst die Cherusker — die übrigens ihre Altvordern nicht waren — sie erwarteten abermals die Ankunft des Kriegsheeres Karls in ihrem Lande und dem waren sie nicht gewachsen. Noch indem sie sich bei Detmold zu einer Schlacht vorbereiteten, wurden sie von Karl, der nur mit einer Abteilung seines Heeres, wahrscheinlich derselben, die auch sonst als Scara Francisca erscheint, so rasch wie möglich herbeieilte, angegriffen, überrascht und durch den gewohnten stürmischen Anlauf auseinandergesprengt. Sie erlitten dabei erhebliche Verluste, doch kann das Treffen noch nicht als entscheidende Schlacht betrachtet werden. Beide Teile rüsteten sich zu einem neuen Kampfe, der das werden sollte. Der König vereinigte seine gesamte Streitmacht in dem Lager bei Paderborn, die beiden Heere stießen an der Hase zusammen. Wie hätten aber die schon einmal von einer kleinen Schar in Unordnung gebrachten sächsischen Mannschaften gegen die in ihrer ganzen Stärke vorrückende Kriegsmacht der Franken sich behaupten sollen? Die Sachsen wurden vollkommen geschlagen, das fränkische Heer trug reiche Beute davon und machte eine große Anzahl Gefangene. Die Hauptsache war, daß der Widerstand, der als ein wahrhaft nationaler bezeichnet werden kann, gebrochen wurde. Karl konnte durch die sächsischen Gebiete bis zur Elbe vorrücken. Überblicken wir nochmals den Gang des Krieges, so rührte das Unglück der Sachsen daher, daß sie sich vorlängst zu weitgehenden Verpflichtungen hatten bestimmen lassen, wie gegen Pippin so gegen Karl, welche sie dann infolge der zwischen ihnen selbst herrschenden Entzweiungen nicht zur Ausführung brachten.

Vom fränkischen Standpunkt aus erschienen sie immer als Rebellen. Um sich zu behaupten, haben sie drei große Kriege bestanden, den ersten 775 bis 777, der mit dem Reichstag zu Paderborn endigte, bei welchem sie Freiheit und Eigentum verwirkt zu haben erklärten, wenn sie von ihren Zusagen zurückträten. Das geschah nun sogleich nach den Mißerfolgen Karls in Spanien, aber ihre Anfälle waren machtlos. Sie wurden im Jahre 779 und 780 abermals gewaltsam niedergeworfen und zur Erneuerung ihrer alten Versprechungen genötigt, so besonders auf dem Reichstag zu Lippspringe, an dem sie selbst teil nahmen. Es ist wahrscheinlich, daß damals das Capitulare ausgefertigt wurde, in welchem nicht allein der Verlust der Freiheit und des Landes, sondern Lebensstrafe auf religiösen oder politischen Abfall gesetzt wurde. Ich sprach schon die Vermutung aus, daß das in Voraussicht eines neuen Heidenaufstandes geschehen sei, der dann auch nicht auf sich warten ließ. Es war die gefährlichste Empörung, die Karl überhaupt bestanden hat; es gelang ihm, sie zu bemeistern.

Drei Siege Karls möchte ich hervorheben: den ersten bei Brunisberg, durch welchen Sachsen den Waffen des Königs eröffnet, den zweiten bei Bocholt, durch welchen eine teilweise Empörung niedergeschlagen, den dritten an der Hase, durch welchen der Untergang des wiedererstandenen Heidentums in Germanien entschieden worden ist.

Man begreift es, daß der Papst in Rom, zu dem die verjagten Missionare ihre Zuflucht genommen hatten, den Sieg mit religiösen Dankfesten feierte. Eine der letzten Vormauern des noch im Norden herrschenden heidnischen Kultus war gefallen. Er schreibt die Siege der Dazwischenkunft der beiden Apostel Petrus und Paulus zu, was auch insofern den Thatsachen entspricht, als die religiöse Verehrung der heiligen Stätten und der christliche Begriff, wie er sich daselbst ausgebildet hatte, einen der vornehmsten Antriebe der Franken bildete.

Im folgenden Jahre finden wir die Franken nochmals in zwei Heeresabteilungen Sachsen durchziehen und die wiederaufflammende Empörung niederwerfen. Mit den Ostfalen wurde abermals ein Vertrag geschlossen. Gegen die noch Widerspenstigen schlug Karl ein Verfahren ein, wie einst sein Vater in Aquitanien.

Karl nahm seinen Aufenthalt im Winter 784/5 in Eresburg und hielt von da aus die widerspenstigen Sachsen durch stete Angriffe in Atem. Dann berief er eine Reichsversammlung in Paderborn. Die mosellanischen Annalen geben an, daß auch Sachsen an der Versammlung teilnahmen. Nach gepflogener Beratung wurden die strengsten Verordnungen zur Erhaltung der Kirche getroffen. Es ist ein schmerzlicher Anblick, den Stamm, der seine Unabhängigkeit und seine Religion verteidigte, immer aufs neue überwunden zu sehen. Aber die Sachsen unterlagen einer Macht, welche die Sache der Religion und der mit ihr verbundenen allgemeinen Kultur nach allen anderen Seiten hin, auch der moslimischen, verteidigte, — einer allgemeinen politischen und kirchlichen Notwendigkeit. Karl war der Vollstrecker der Weltgeschichte. Er hatte noch Menschenopfer und abergläubische Greuel, selbst den Genuß von Menschenfleisch zu bekämpfen, sodaß er hier eine civilisatorische Mission erfüllte, wie einst die Römer. Er machte der Idee des Menschengeschlechtes weitere Bahn. In dieser Idee nun, unter langen und blutigen Kämpfen ist es endlich gelungen, Franken und Sachsen wieder miteinander zu vereinigen, wie wir sie einst in den Zeiten des Constantius verbunden sahen.

Der Gedanke, daß man in den Sachsen Anbeter der Dämonen verfolge, tritt vor allem in der Taufformel hervor, die ihnen vorgeschrieben wurde.

Wie einst bei der Taufe Chlodwigs die Franken, so sagten sich jetzt die Sachsen von dem Satan los, von ihren alten Göttern, den Werkzeugen desselben, Wodan, Donar, sowie den übrigen Unholden, die ihre Genossen seien, und schlossen sich dem Bekenntnis der Dreieinigkeit an, wie es jetzt in der germanischen und romanischen Welt überhaupt herrschte. Der Frankenkönig hatte die Freude, auch den gefährlichsten Verfechter des Heidentums zu diesem

Bekenntnis herüberzuziehen. Widukind und dessen Freund Abbio kamen zu ihm, wie er ausdrücklich gefordert hatte, nach Francien, nicht jedoch, ohne daß ihnen Geiseln gestellt wurden, welche ihre Sicherheit verbürgten. Der König empfing sie selbst und ihr zahlreiches Gefolge in seiner Villa Attigny, wo sie dann in der vorgeschriebenen Form getauft worden sind. Karl selbst war der vornehmste der Taufzeugen. Er war sehr glücklich darüber. Man hatte bisher angenommen, daß Karl in der Freude seines Herzens von dieser Erweiterung der Christenheit, die ihm nach Osten hin gelungen sei, dem König Offa von Mercia Nachricht gegeben habe, doch ist der Brief ohne Zweifel erdichtet. Der König hatte Ursache, vollkommen zufrieden zu sein, wenn er nur das germanische Sachsen im Auge behielt.

Durch die Königsmacht, die sich bei den Franken auf Grund kirchlicher und politischer Ideen entwickelt hatte, waren die sächsischen Gaue unterworfen worden. Nachdem dies geschehen war, konnten Regungen des Ungehorsams, wie sie in Thüringen vorkamen, leicht überwältigt werden. Da man sich darauf berufen hatte, daß man dem König keinen Gehorsam schuldig sei, so wurde die Leistung eines allgemeinen Treueides in Deutschland sowie in Italien verordnet.

Nach beiden Richtungen hin fühlte sich der König als Herr und Meister. Allein diesseit sowie jenseit der Alpen gab es noch unentschiedene Verhältnisse, welche den Grad der Reichsangehörigkeit oder der Unterthänigkeit überhaupt modifizierten. Eines der wichtigsten staatsrechtlichen Probleme lag in der Existenz von intermediären Gewalten, die sich aus den früheren Jahrhunderten noch behaupteten. Noch gab es Herzöge, die eine gewisse provinziale Unabhängigkeit besaßen, dem Charakter des Volksherzogtums gemäß. In ihnen stellte sich die Stammesverschiedenheit und ihre besondere Berechtigung dar. Ihrer Natur nach widerstrebten sie der königlichen Gewalt. Sollten diese neben einem König, der mächtiger war, als je ein anderer, fortan bestehen? Sollte es noch fortan einen Herzog von Bayern, einen Herzog von Benevent geben, welche es wagen konnten, einem königlichen Befehl zu widerstreben und ihre eigenen politischen Gesichtspunkte demselben gegenüber zur Geltung zu bringen? Der Tradition der alten Stammesverhältnisse hätte dies entsprochen, aber eben im Kampf mit ihnen war das fränkische Königtum emporgekommen und Karl war nicht gemeint, sie zu dulden; er unternahm jetzt, die Zweifel in seinem Sinne zu erledigen. Auch dabei aber kam ihm nichts mehr zu statten, als sein Verhältnis zu Papst Hadrian.

Sowie Karl freie Hand hatte, denn Feindseligkeiten an verschiedenen Seiten zugleich zu bekämpfen, vermied er möglichst, wendete er seine Aufmerksamkeit auf den Widerstand, den ihm der Herzog von Benevent noch immer entgegensetzte. Von den Küsten der Nordsee, wo er die Angelsachsen berührte, begleiten wir ihn zu den Küsten des Adriatischen und Jonischen Meeres, wo er damals Verbündete an den Griechen fand.

Wir kennen schon den Herzog von Benevent, welcher noch immer die Autorität, die Karl als König der Langobarden in Anspruch nahm, nicht anerkannte. Arichis war zugleich mit den Griechen in Zerwürfnis geraten.

Er hatte Amalfi angegriffen, das zu dem noch griechischen Neapel gehörte. Der Herzog von Neapel nahm es in seinen Schutz. Arichis, der zugleich dem Papst die Anerkennung seines Patrimoniums versagte, mag mit Adelchis oder Tassilo von Bayern in Verbindung gestanden haben, — so hat man wenigstens angenommen; aber mit den drei dominierenden Potenzen: dem fränkischen König, dem Papst, dem griechischen Reiche, war er in offener Feindseligkeit begriffen. Als nun Karl zu Anfang des Jahres 787 wieder in Rom war, seine Reisen dahin waren immer zugleich Wallfahrten, so wurde das Verhältnis zu Benevent einer der vornehmsten Gegenstände der Beratung mit dem Papst.

Arichis fürchtete die Überlegenheit des Königs; er ließ ihm anbieten, Gehorsam zu leisten, doch möge er ihn nicht mit einem Kriegsheer überziehen. Karl wäre sehr geneigt gewesen, ihm Gehör zu geben, aber der Papst erklärte sich dagegen; auf die Erfüllung der Versprechungen des Arichis könne man nicht zählen. Auch die fränkischen Magnaten, die Karl umgaben, zogen eine kriegerische Unternehmung vor. Dergestalt rückte Karl mehr auf Anraten des Papstes und seiner Großen, als nach eigenem Ermessen gegen Arichis ins Feld. Schon in Capua aber erreichte ihn eine neue Gesandtschaft des Herzogs. Er bot abermals seine Unterwerfung an und versprach völligen Gehorsam, wofür er zwölf Geiseln und als dreizehnten seinen Sohn stellte. In Benevent schwur man dem König Treue und auch für die Patrimonien des h. Petrus wurde Fürsorge getragen. Da kam nun auch die oben angedeutete Wendung der byzantinischen Politik zu voller Evidenz. Es war in dieser Zeit, daß Irene das erwähnte Konzil zu Gunsten der Bilderverehrung zusammentreten ließ, durch dessen Beschlüsse ihre religiösen Differenzen mit dem Abendland gehoben und ihr selbst eine engere Verbindung mit demselben möglich wurde. Auch die Griechen erschienen in Capua und legten freundschaftliche Gesinnungen an den Tag. Alles hatte ein friedliches Aussehen, als sich der König nach Rom zurückbegab.

Jedermann war befriedigt davon, daß diese Differenzen ohne Blutvergießen ausgeglichen wurden, denn wie verderblich würde ein Krieg für Kirchen und Land geworden sein. Für Karl hatte dieser Erfolg noch eine andere Seite. Dadurch, daß er Arichis zum Frieden nötigte, erwies er dem Papst und der römischen Kirche einen großen Dienst, wodurch dieser gleichsam moralisch verpflichtet wurde, ihm einen anderen zu leisten, der sich aber nicht auf italienische, sondern germanische Gebiete bezog. Die Gelegenheit dazu bot sich wie von selbst, als eine Gesandtschaft des Herzogs von Bayern in Rom erschien, um einen festen Frieden mit dem Könige der Franken zu schließen.

Wir haben der zweifelhaften Beziehungen zwischen Tassilo und den Frankenkönigen schon mehr als einmal gedacht.

Nach der Ablegung seiner vasallitischen Gelöbnisse hatte sich der Herzog dem König Pippin bei seinem Unternehmen gegen König Waifar von Aquitanien angeschlossen, aber als dieser die Vasallenstellung Waifars in eine eigentliche Unterthänigkeit umzuwandeln Anstalt traf, war Tassilo abtrünnig geworden. Später hatte er sich zu Karlmann gehalten und war in das oppositionelle Familienverhältnis eingetreten, welches Karl eigenmächtig durchbrach.

Der Sturz des Desiderius war ein Unglück auch für den Herzog von Bayern, ein eigentlicher Bruch zwischen Bayern und Franken wurde jedoch vermieden.

Die Bajoarier nahmen Teil an dem Feldzuge Karls nach Spanien, dessen unglücklicher Ausgang das Ansehen des Königs überhaupt erschütterte und besonders auch auf Bayern zurückwirkte. Im Jahre 781 hatten der König und der Papst den Herzog an sein vasallitisches Verhältnis erinnern zu müssen geglaubt und dieser seine Gelöbnisse erneuert. Wir bemerkten jedoch, daß das nur durch gegenseitige Stellung von Geiseln möglich wurde und zu einem festen Frieden war es doch nicht gekommen.

Überhaupt erscheint Tassilo in den Urkunden mit den Attributen der Unabhängigkeit, er wird als der höchste Fürst bezeichnet, seine Regierungsjahre werden gezählt. Die geistlich-weltlichen Synoden, die er beruft, fassen selbständige Beschlüsse. Es geschieht eines Kollegiums der Vornehmsten seines Reiches Erwähnung, das mit ihm vereinigt gültige Verfügungen traf. Er hat seinen Sohn als seinen Nachfolger eingesetzt und seine Grenzkriege auf eigene Hand geführt. In den Annalen wird sogar ein Kampf der Bajoarier gegen die Franken im Etschgebiet erwähnt. Im Jahre 787 schickte der Herzog zwei vornehme Geistliche nach Rom, um unter Vermittelung des Papstes ein gutes Vernehmen mit dem König herzustellen. Karl erklärte sich bereit dazu, aber mit der bloßen Zusage des Herzogs wollte er sich nicht begnügen: er wünschte in Gegenwart des Papstes Bestimmungen festzusetzen, auf die er sich verlassen könne. Auf eine solche Unterhandlung weigerten sich jedoch die Gesandten einzugehen; sie sagten, sie seien nicht ermächtigt, Bürgschaften irgend welcher Art zu geben.

Dann aber blieb nichts anderes übrig, als die Entscheidung der Waffen anzurufen. Da hat dann der Papst nicht allein die Partei des Königs ergriffen, sondern dessen Ansprüche mit seiner apostolischen Sanktion verstärkt; er sprach das Anathem über den Herzog aus, wenn er die Zusagen nicht erfülle, die er den beiden Königen Pippin und Karl geleistet habe. Er erklärte, wenn Tassilo den Eid breche und es darüber zum Blutvergießen komme, so solle die Verantwortlichkeit für alle Übel des Krieges, welche dann eintreten würden, allein auf den Hezog fallen, den Franken solle keine Schuld an denselben beigemessen werden können.

Nicht zu übersehen ist, daß hiebei der Papst den Herzog ermahnte, nicht allein dem König, sondern auch dessen Söhnen und den Franken überhaupt

Gehorsam zu erweisen. Wie hätte aber Tassilo einer kategorischen Anweisung dieser Art Folge leisten sollen. Die Unterwerfung unter die Söhne des Königs und das Volk der Franken würde die Selbständigkeit seines Hauses und Landes auf immer vernichtet haben. Aber fragen muß man doch, wie er erwarten konnte, dem fränkischen Heere Widerstand zu leisten. In diesem Augenblicke war durch die Annäherung Irenes gegen Papst und Kaiser die ganze Bundesgenossenschaft zersprengt, auf die er einst gerechnet hatte. So wälzte sich die Entscheidung der Waffen wie einst über die Sachsen so jetzt über die Bayern wie ein unvermeidliches Geschick daher.

Nach seiner Rückkehr aus Italien schlug Karl seine Hofhaltung in Worms auf, wohin er dann auch die vornehmsten Großen, namentlich die Geistlichen einlud. Er ließ Tassilo auffordern, den Spruch des Papstes zu erfüllen und sich selbst am Hoflager des Königs einzustellen. Daß Karl auf Folgeleistung des Herzogs gerechnet habe, läßt sich nicht annehmen. Eginhard spricht das deutlich aus, die alten Annalen deuten es wenigstens an: der König sah voraus, was da kommen würde.

Man begreift es, daß Tassilo sich weigerte zu kommen; er hätte sich dadurch in einen Zustand gefügt, aus dem er sich eben loszuwinden strebte. Es waren gleichsam zwei verschiedene Atmosphären an den beiden Höfen. Hildegardis war bereits im Jahre 783 gestorben, Karl hatte sich dann mit Fastrada, einer geborenen Frankin, vermählt. Diese war in Worms bei ihm, wo man sich in mannigfaltigen Festlichkeiten erging. Fastrada ist dafür bekannt, daß sie ihren Einfluß immer zu strengen Maßregeln verwandte. Dagegen lebte die Gemahlin Tassilos, die Tochter des Desiderius, noch immer innerhalb des Gedankenkreises, der zur Zeit ihrer Vermählung vorgewaltet hatte. Eben diesen aber auf immer zu zersprengen, dahin ging die natürliche Absicht Karls. Er war entschlossen, seinen vom Papst anerkannten Rechtsanspruch, wie es ja in Rom vorausgesehen war, mit den Waffen zur Geltung zu bringen. Er setzte sich mit den Truppen, die um ihn waren, gegen Bayern in Bewegung und bot noch zwei andere Heere auf, die von Italien und Mitteldeutschland her, das eine gegen die Alpenpässe, das andere gegen die Donau vorrückten.

Es war die allgemeine Frage, deren wir schon oben gedachten, ob eine aus dem alten Stammeswesen hervorgewachsene fürstliche Gewalt, die an ihren besonderen Vorzügen festhielt, mit der Unterordnung unter das fränkische Großkönigtum noch zu vereinigen sein würde. Tassilo verzweifelte, seine Territorialmacht, wie er sie bisher besessen, ferner zu behaupten. Er unterwarf sich einer Ceremonie, durch welche er zuerst auf sein Herzogtum verzichtete, dann aber es wieder empfing, gleich als wäre es eigens darauf abgesehen gewesen, das freie Volksfürstentum in ein abhängiges Herzogtum zu verwandeln. Er leistete seinen Vasalleneid, zugleich aber stellte er — und darauf kam es an — zwölf Geiseln, als den dreizehnten seinen Sohn, wie Arichis in Capua, um zur Sicherung seiner Gelöbnisse zu dienen. Was das

in den Augen der Zeitgenossen bedeutete, entnimmt man aus der Notiz, daß Tassilo sein Reich und seine Person dem Frankenkönig überliefert habe. Eben das geschah, was der Papst gefordert und die Gesandten Tassilos verweigert hatten. Der Herzog wäre des Gehorsams in seinem Lande nicht sicher gewesen, hätte er sich dem Spruche des Papstes widersetzt. Auf dem Eingreifen der geistlichen Gewalt beruhte nun einmal die weltliche Ordnung in dem damaligen Augenblick.

In Tassilo lernt man den Widerstreit der Prinzipien der Reichseinheit im allgemeinen und der lokalen Gegenbestrebungen kennen. Er verdankte sein Herzogtum vor allem seiner Herkunft aus dem agilolfingischen Stamme, nicht jedoch ohne Teilnahme des im Frankenreich zur Herrschaft erhobenen Geschlechtes, jetzt war er verpflichteter Vasall, aber er konnte sich des Selbstbewußtseins der fürstlichen Macht niemals entschlagen. Wohl erschien er bei der nächsten Reichsversammlung, die zu Ingelheim im Jahre 788 abgehalten wurde, persönlich, um seiner Vasallenpflicht zu genügen, allein er vermochte nicht zu verbergen, wie viel ihm das kostete. Er ließ verlauten, tausendmal lieber wolle er sich dem Tode weihen, als in diesem Zustand verharren; den Eid selbst hat er für nichtig erklärt, die Anhänger Karls in seinem Gebiete mißhandelt. Man sagte ihm nach, durch seine Gemahlin habe er sich bestimmen lassen, die Hülfe der Avaren nachzusuchen. Seine Ankläger waren die Bayern selbst. Nicht ohne Mißbehagen begleitet man diesen Zustand äußeren Verständnisses und geheimer Feindseligkeit; der Schlüssel zu allem liegt ohne Zweifel darin, daß die Franken dem Herzog die Entfernung vom Heereszug Pippins nach Aquitanien niemals vergessen hatten. Sie gaben ihm Herisliz schuld, das erste deutsche Wort, das in historischem Zusammenhang erscheint, das heißt: das Verbrechen der Desertion. In diesem Akt lag der Ursprung des Mißverständnisses, das den Untergang Tassilos bewirkte.

Als es gegen den Angeklagten zu einem Rechtsverfahren kam, wurde Tassilo zum Tode verurteilt. Zu diesem äußersten aber wollte der König doch bei einem nahen Anverwandten seine Einwilligung nicht aussprechen. Nachdem er Tassilo selbst hatte befragen lassen, verdammte er ihn zu fortwährender Einschließung in ein Kloster. Zuerst war es ein neustrisches, Jumièges bei Rouen, später das Kloster Lorsch selbst. Auch seine Gemahlin und Kinder wurden in verschiedene Klöster geschickt. Bayern wurde hierauf als fränkisches Gebiet behandelt. Es wurde in Grafschaften geteilt, wie Sachsen, nur daß unter den Grafen einer bezeichnet wurde, dem die militärische Leitung der übrigen obliegen sollte.

Es ist an sich nicht auszusprechen, welche Bedeutung diese Begebenheiten für die Konsolidation der deutschen Nation haben. Unter einem Herzog wie Tassilo, der sich zugleich als europäischer Fürst fühlte, wäre sie niemals möglich gewesen. Man hat dies in dem Moment nicht empfunden, aber als eines der vornehmsten Ereignisse in der deutschen Geschichte muß es angesehen werden, daß, nachdem die Franken sich des mittleren Germaniens bemeistert

hatten, auf der einen Seite Sachsen, auf der anderen Bayern, ihnen zwar nicht unterwürfig wurden, aber doch analoge Einrichtungen empfingen. Grafschaft und Bistum beherrschten die gesamten Gebiete, die aber noch entfernt waren, sich als Einheit zu fühlen. Wie sehr dies gleich im ersten Augenblick in die großen Angelegenheiten eingriff, ergiebt sich daraus, daß die Avaren, die in dem Moment der Katastrophe von Ingelheim eben in Bayern eingedrungen waren, von den Bayern mit fränkischer Hülfe vertrieben wurden.

Karl ging nach Bayern, nicht allein, um die Besitznahme des Landes zu vollenden, sondern um zugleich die Grenzen gegen neue Einbrüche der Avaren zu sichern.

Feindseligkeiten dieser Art lagen aber in der Natur des avarischen Volkes, das von seinen Ringen in Pannonien aus gewohnt war, die weitesten Kriegsunternehmungen auszuführen. Das meiste hatte das griechische Reich davon zu leiden. Mehr als einmal haben sie, mit den anderen Gegnern desselben verbündet, Konstantinopel mit dem Untergange bedroht, und wie oft haben sie das benachbarte Italien durchstreift. Sie spielten in den politischen Verflechtungen unter den Merowingern eine Rolle; Italiener, Germanen, Slaven wurden von ihren Einfällen bedrängt; und das würde so fortgedauert haben, wenn nicht ein wahrhaft mächtiges fränkisches Reich entstanden wäre. Es war nun nicht auf einen Vernichtungskrieg gegen die Avaren abgesehen, wenn König Karl im Jahre 791 einen Heereszug gegen dieselben unternahm. Seine Absicht war, wie wir von den ältesten Chronisten erfahren, nur auf Verteidigung und Abwehr gerichtet, bei welcher die Idee der Kirche über alles hervortrat: denn der Fortgang der christlichen Pflanzungen längs der Donau wurde durch die unaufhörlichen Raubzüge der Avaren unterbrochen.

Der Feldzug hatte fast ein geistliches Ansehen; er wurde mit Litaneien und Fasten begonnen, Psalmen singend schritten die Geistlichen daher, welche die göttliche Hülfe für dies zugleich religiöse Unternehmen anflehten. In einem Brief, in welchem der König seiner Gemahlin Fastrada von einem glücklichen Gefechte italienischer Truppen gegen die Avaren Kunde giebt, gedenkt er auch der guten Nachrichten von dem Wohlbefinden des Apostolikus, des Papstes, die ihm dabei zugekommen sind. Der Brief atmet die heiterste Stimmung; es ist ein Kriegsbericht aus ältester Zeit, der zugleich in das vertraulichste Familienleben eingreift. Auch die Königin aber wird darin aufgefordert, geistliche Übungen anzustellen und sich an den Fasten zu beteiligen, wenn es ihre Gesundheit erlaube.

Das Heer rückte in zwei Kolonnen an den beiden Ufern der Donau vor, die Hauptmacht unter dem König selbst auf dem rechten Ufer, ein zweites Heer auf dem linken, dem sich auch andere deutsche Scharen, Friesen, Sachsen, Thüringer, anschlossen. Man kann es als das erste gemeinsame Unternehmen der deutschen Stämme, die jetzt durch eine gewaltige Hand vereinigt wurden,

betrachten. Einen so gewaltigen Angriff zu bestehen, waren die Avaren nicht fähig.

Sie hatten ihre Befestigungen zum Teil in den Ruinen alter römischer Kastelle aufgeworfen — noch einmal erscheint der Name des alten Comagena — aber sie verloren den Mut, sich zu behaupten, als sie die feindlichen Truppen an beiden Ufern und zugleich zur Unterstützung derselben ein fränkisch-bayrisches Geschwader auf dem Fluß erscheinen sahen. In ihrem Zurückweichen erblickten die Priester eine Erhörung ihres Gebetes. Für die Hauptabsicht des Königs war hierdurch genug geschehen; nachdem er die Grenzen einigermaßen gesichert hatte, kehrte er nach Bayern zurück. Die Christianisierung und der Anbau des Landes konnten Hand in Hand fortgesetzt werden.

Ich erlaube mir hier inne zu halten. Der erste Biograph Karls hat sich das Verdienst erworben, dem aus dem Altertum überkommenen Muster folgend, die Kriege seines Helden nach den provinziellen Gesichtspunkten, nach den verschiedenen Landschaften, in denen sie sich vollzogen, von einander zu sondern. Für die späteren Nachkommen ist es die Aufgabe, den inneren Zusammenhang derselben nachzuweisen; sie bilden alle eine einzige Handlung, deren Gesamterfolg von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Es war die Arbeit von zwanzig Jahren.

In der Epoche von 772 bis 791 war die von Pippin gegründete Macht behauptet und zu einem neuen Reiche, das die Zeitgenossen als Großkönigtum bezeichneten, erweitert worden. Das beherrschende Ereignis lag in der Vereinigung Italiens mit Germanien und dem von den Franken in Besitz genommenen Gallien; zugleich aber war das fränkische Germanien durch die definitive Überwältigung der Sachsen und die Einverleibung von Bayern vollendet worden.

Von einem Bewußtsein der Einheit Deutschlands war dabei nicht die Rede; alles bezog sich immer auf die Zugehörigkeit zu der allgemeinen Kirche und der Unterordnung unter das von Pippin umgestaltete Königtum. Dies aber war auch im westlichen Gallien verstärkt und zugleich die Autorität der langobardischen Krone, welche an Karl übergegangen war, aufrecht erhalten worden. Ein durch den Angriff auf die Moslime erlittener Mißerfolg hatte im allgemeinen nichts geschadet. Es war ein abgeschlagener Angriff gewesen, durch den die Notwendigkeit der Verteidigung um so mehr zur Anschauung gebracht worden war. Für eine solche war das Bestehen eines umfassenden Reiches im Occident eine wesentliche Bedingung.

Beim ersten Blick aber tritt der Unterschied gegen den Islam, welcher nur eine einzige geistlich-weltliche Autorität anerkannte, hervor. In dem fränkischen Reich waltete dagegen eine zwiefache Autorität. Der königlichen Macht, welche das Großkönigtum gebildet hatte, trat eine andere zur Seite, welche eine innere Unabhängigkeit besaß, die geistliche.

Auf dies Verhältnis wenden wir zunächst unsere Augen.

Der geistliche Charakter des fränkischen Großkönigtums.

Die Konsolidation des Großkönigtums beruhte auf dem Verhältnis der Centralgewalt zu den verschiedenen Provinzen, der lokalen Sonderrechte, die diesen gelassen wurden, zu der einheitlichen Autorität, welche sie alle umfaßte. Die Centralgewalt selbst aber war aus dem Zusammenwirken der geistlichen Macht mit der weltlichen entsprungen; ihr Bestehen fußte auf dem Zusammenwirken des Papsttums mit dem Königtum, der Verbindung des Priestertums und seiner kirchlichen Anstrengungen mit dem Heerbann und dessen Siegen. König Karl war eigentlich in dieser Verbindung erwachsen; er war es ja, der in seinen frühen Jugendjahren den Papst Stephan nach Ponthion geleitet hatte. Mit seinem Vater und seinem Bruder zugleich hatte er die Salbung empfangen, die das erbliche Königtum begründete. In den Differenzen, die sich zwischen ihm und dem jüngeren Bruder erhoben, hatte denn doch der Papst dadurch den Ausschlag gegeben, daß er verweigerte, nach dessen Tode den ihm nachgelassenen Söhnen durch kirchliche Autorität ihr natürliches Erbrecht zu bestätigen. Nichts trug dann mehr als eben dies Verhältnis zur Entscheidung im Kriege gegen die Langobarden bei.

Im Namen des heiligen Petrus und mit dem bestimmten Zweck, die Hindernisse wegzuräumen, die sich der Bekehrung entgegensetzten, wurde der Krieg gegen die Sachsen geführt. Die Siege, die Karl in demselben erfocht, hatten vor allem den Erfolg, das Christentum auszubreiten. Bei dem Feldzug, der nach Spanien unternommen wurde, verschmolzen sich weltliche und geistliche Tendenzen. So wurde auch der unglückliche Erfolg desselben nach beiden Seiten hin empfunden, wie im Kampf mit den Sachsen, so auch in Italien. Bei den weiteren Besprechungen König Karls mit Hadrian war die Absicht, den wiederentstandenen Unruhen ein Ende auf immer zu machen. Ohne die enge Verbindung, die bei der zweiten und dritten Zusammenkunft in Rom geschlossen wurde, wäre die Unternehmung gegen Bayern nicht möglich gewesen. Die Entfremdung des Patrimoniums der Kirche wurde durch den König, die Selbständigkeit der Waffen und der Politik, die der Herzog von Bayern dem König gegenüber geltend machte, durch das Urteil des Papstes aufgehoben und vernichtet. Diese Vorgänge gaben der höchsten Autorität im Reiche doch wieder einen doppelseitigen Charakter; das Großkönigtum Karls war auf ein Verständnis mit dem obersten Geistlichen, den es im Abendlande gab, angewiesen. Nicht allein aber das Königtum selbst, sondern auch die Entwickelung des Reiches, seine momentane Stellung und seine Zukunft beruhten auf dem Fortbestand und der Ausbildung dieser Doppelseitigkeit.

Besonders darin fand diese einen Ausdruck, daß die kanonischen Bestimmungen der Kirche als weltliche Gesetze anerkannt wurden. Wenn wir jene Verabredungen, die zwischen Papst und König im Jahre 787 zu stande kamen, wegen ihrer Folgen in den deutschen und italienischen Gebieten hoch

anschlagen müssen, so haben sie auch eine nicht geringere Bedeutung für das innere Frankenreich: denn durch dieses Einverständnis wurde es vermittelt, daß die Gesetzgebung der Kirche in demselben zur Anerkennung gelangte. Bei der vorläufigen ersten Begründung der lateinischen Kirche im 6. Jahrhundert hatte der Freund Cassiodors, Dionysius Exiguus eine Sammlung der alten Kirchenbeschlüsse in lateinischer Sprache zusammengestellt und ihr die Dekrete der Päpste hinzugefügt; diese Sammlung hatte bald ein großes Ansehen erlangt und bereits bei den früheren Berührungen mit den Franken eingewirkt.

Schon Papst Zacharias hat davon einen sehr umfassenden Gebrauch gemacht. Jetzt aber geschah das von seiten des Königs. Im Jahre 789 wurde die ganze Sammlung auf einem feierlichen Reichstag zu Aachen aufs neue vorgelegt und recipiert. In dem Edikte hierüber tritt der geistliche Charakter des Königtums besonders hervor. Als der wahre König für alle Zeiten wird der Sohn Gottes verkündigt, denn in Christus erschien die den irdischen Verhältnissen zugewandte Seite der Gottheit. Karl selbst bezeichnet sich als König und Regierer der Franken durch die Gnade Gottes, als Verteidiger und demütigen Gehülfen der Kirche. Darin liegt ein kirchenhistorisches und selbst allgemein geschichtliches Ereignis von Wichtigkeit: denn mit den Konzilienbeschlüssen wurden auch die dogmatischen Resultate der vorangegangenen Entwickelung, was wir die griechisch-römische Katholicität nannten, ein Grundgesetz des fränkischen Reiches. Aber von einer vollkommenen Abhängigkeit des Staates von der geistlichen Gewalt war doch unter König Karl nicht die Rede. Er hielt sich in dieser Hinsicht auf der von seinen Vorfahren betretenen Bahn. Karl Martell war deshalb später verrufen, weil er sich mannigfaltige Säkularisationen erlaubt hätte. Ganz so verhält es sich nun nicht.

Unleugbar aber ist, daß Karl Martell Anweisungen geistlicher Einkünfte an weltliche Große vielfach eingeführt hat; so haben auch seine Söhne vielfach in den Besitz der Kirche eingegriffen und diesem Beispiel ist Karl gefolgt.

Karl der Große bezeichnet die Klostergüter geradezu als sein Eigentum; er nimmt das Recht in Anspruch, sie zu verleihen, wem er will. Verwandte Ausdrücke erscheinen auch hie und da in Bezug auf die Bistümer. Verleihungen weltlicher Güter an vornehme Laien selbst ohne Bewilligung der Bischöfe waren an der Tagesordnung. Man hat wohl die freilich nicht beglaubigte Notiz, die vornehmen Laien hätten es auf eine Verteilung der Kirchengüter zu ihren Gunsten überhaupt abgesehen gehabt. Dem aber widersetzte sich der König, der durch seine Verbindung mit dem Papst auch zum Schutz der geistlichen Güter verpflichtet war. Es springt in die Augen, wie wenig die weltliche Gewalt von dem Klerus abhing, dessen Güter unter ihrem Schutz und ihrer Verfügung standen. Aber auch in den kirchlichen Instituten lagen Momente selbständiger Ausbildung. Durch die zur Erziehung der Geistlichen eingerichteten Schulen geriet das Großkönigtum noch mit einem anderen Elemente, das nicht durchaus kirchlich war, in Kon-

takt. Die christliche Doktrin konnte ohne die Elemente der klassischen Bildung nicht verstanden und behauptet werden. Man weiß, daß in der Nation des Stillstandes im Reiche der Mitte die Bildung darauf beruht, daß die Beispiele aus älterer Zeit studiert und dann bei der jedesmaligen Verwaltung in Anwendung gebracht werden. Etwas ähnliches ist überall der Fall, wo der Unterricht obligatorisch wird: denn das Ziel, der emporwachsenden Generation zu ihrem künftigen Beruf zu dienen, hat der Unterricht überall, der Unterschied aber beruht auf den Grundlagen dieser Bildung. Da geschah nun im fränkischen Reiche dasselbe, was schon bei den Angelsachsen geschehen war, die Schule wurde zur Vorbildung der Geistlichen herangezogen. Dadurch ist eine Richtung begründet worden, die über die nächste Absicht der geistlichen Vorbildung weit hinausging. Man legte wieder Wert auf den lateinischen Ausdruck nach klassischem Muster. Noch einen weiterreichenden Einfluß mußte aber diese Berührung auf empfängliche Geister haben.

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom im Jahre 781 trat Karl mit den Trägern der Gelehrsamkeit, welche den allgemeinen Umsturz überdauert hatten, in unmittelbare Verbindung. Es war damals, daß er den Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, an sich zog und nach Metz schickte, um die Grabstätten des königlichen Hauses mit Epitaphien auszuschmücken, die den in Italien aufbehaltenen entsprachen. Ein wohlbewanderter Grammatiker, des Namens Petrus aus Pisa, folgte dem Hofe als Lehrmeister in den gelehrten Sprachen. An sich wertlos, hat doch der versifizierte Wettstreit zwischen beiden darin Interesse, daß die poetischen Größen des Altertums, Homer und Virgil, selbst Horaz und Tibull, in Erinnerung kommen. Der König nahm an diesen Studien, die wie eine Spielerei aussehen, aber doch eine Tendenz von allgemeiner Bedeutung in sich schlossen, persönlichen Anteil: denn eben darauf kam es an, die Beziehung zu dem Altertum wieder zu erneuern, was dann über den nächsten Zweck des gelehrten Unterrichts hinaus erhob. Wie ganz anders als dort in jenem isolierten Reiche der Mitte: die Studien gewannen einen universalkulturhistorischen Inhalt, der wieder mit der Weltstellung zusammenhing, welche das Großkönigtum Karls einnahm. Bei weitem der bedeutendste unter den Gelehrten, die Karl herbeizog, war der Angelsachse Alkuin. In der litterarischen Gesellschaft des Hofes tritt Alkuin als Flaccus auf, der König erhält den Namen David. Der König von Juda wird gleichsam als Vorbild des Großkönigs der Franken betrachtet; er ist von Gott erwählt, er hat nach allen Seiten die Völker gebändigt und ist zugleich der Psalmist Israels. So schwingt Karl das Schwert seiner siegreichen Macht in der Hand und läßt die Posaune des Glaubens erschallen; er ist zugleich Fürst und Lehrmeister, unter dessen Schutze die Christen der Ruhe genießen und allen heidnischen Völkern furchtbar werden. Man kann hier, wenn ich nicht irre, eine zwiefache Einwirkung der Verbindung des Reiches mit der Kirche unterscheiden. Die eine bestand in der Über-

lieferung des Dienstes und der Doktrin, sie bildet den vornehmsten Gegenstand des Eifers, welcher die Ausbreitung der Religion bezweckte. Nicht so konform war die andere. Ohne auf die Einzelheiten der Studien einzugehen, nimmt man doch wahr, daß dem Altertum, welches der Orthodoxie vorausgegangen und von ihr nicht vollkommen absorbiert worden war, ein geistiger Einfluß gesichert wurde: was dann wieder zu einer Opposition innerhalb des Systems führte. Die Briefe Alkuins an den König sind deswegen lesenswürdig, weil sie über die gewohnten klerikalen Begriffe doch weit hinausgehen. Den Beruf des Königs sieht Alkuin darin, das Schlechte zu verbessern, das Rechte zu behaupten und zu befestigen und das Heilige zu erhöhen. Er bespricht einmal ausführlich, wie die Neubekehrten vorbereitet werden sollen, die Taufe zu empfangen. Er geht von dem Grundsatz aus, die körperliche Abwaschung durch die Taufe würde nichts nützen, wenn nicht der Geist in dem christlichen Glauben vorher unterrichtet worden sei. Der Unterricht müsse besonders die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hervorheben, an welche alles andere anknüpft. In vielen dieser Briefe findet man kalendarische Erörterungen, bei denen Alkuin auf astronomische Anschauungen zurückkommt, die er unter andern auch aus Plinius geschöpft hat. Er bezeichnet den König Karl als einen Mann, der vor allem Grund und Ursache der Dinge einsehen wolle, als einen Erforscher namentlich in Bezug auf die Erscheinungen in der Natur. Er selbst giebt ihm Nachricht von der Eröffnung einer Schule, deren Lehrcyklus eben dem Muster entsprach, das in den angelsächsischen Schulen, namentlich der Yorker, aus welcher Alkuin hervorgegangen war, gegeben war. Wie einst bei der Einführung des Christentums in Germanien, so übten die Angelsachsen auch bei der Begründung der gelehrten Studien nochmals den größten Einfluß aus. Die angelsächsische Kirche, die ja einen Teil der occidentalen überhaupt ausmachte, bildete für die analogen Bestrebungen im fränkischen Reiche das Muster. Die kirchliche Rechtgläubigkeit verband die Völker auf beiden Seiten des Kanals, ohne daß hiebei das Wort des römischen Stuhles durchaus maßgebend gewesen wäre. Mit der angelsächsischen verbündet, trat die fränkische Kirche zur Zeit Karls des Großen sehr selbständig auf, gemäß ihrem eigenen Bedürfnis. Wir dürfen die kirchenhistorischen Vorgänge nicht übergehen, in denen dies an den Tag trat.

In einem Streit über das Geheimnis der Dreieinigkeit waren in Spanien Ansichten geäußert worden, welche ihren Gegensatz gegen die arabischen durchblicken lassen. Der Bischof in Toledo, Elipandus, hatte eine Meinung geäußert, die eben durch die Lösung des Geheimnisses, die er versuchte, vielen Anstoß gab. Er nahm an, daß Christus doch nur nach seiner göttlichen Natur als wahrer Sohn Gottes betrachtet werden müsse, nach der menschlichen als Adoptivsohn; eine feine Unterscheidung, die in jenen von den islamitischen Zweifeln ergriffenen Landschaften Beifall finden konnte, aber der abendländischen Welt ebenso fremd blieb, wie die Ansichten der Monotheleten. Wie

hätte der Klerus, der für die Propagation des Christentums nach dem überlieferten System, in den Formen, welche die unbedingte Gläubigkeit in sich schlossen, die Waffen der Laien mit Prozessionen und Gebeten begleitete, für die Diskussion über die Lehre von den beiden Naturen Sinn haben sollen. In denselben Regionen aber, wo dies geschehen war, in Regensburg, kam die Sache vor einer aus allen Teilen des Frankenreiches herbeigerufenen Versammlung von Priestern zur Erörterung. Bischof Felix von Urgel, der sich an Elipandus angeschlossen hatte, mußte über seine Meinung, die in Aquitanien einzudringen anfing, Rede und Antwort geben, wurde dann seines Irrtums überwiesen und verzichtete auf denselben. König Karl, der ihn nach Rom bringen ließ, hat selbst wesentlich dazu beigetragen, die aus einer anderen Welt stammenden Ideen zurückzuweisen und sie im Frankenreich nicht Wurzel schlagen zu lassen. Auf einer noch größeren Versammlung in Frankfurt im Jahre 794, auf welcher die Legaten des Papstes selbst zugegen waren und zugleich Bischöfe aus der Provence, Italien und Aquitanien, sowie Mönche aus Septimanien, kam die Sache nochmals zur Verhandlung. Elipandus hatte in einer ausführlichen Gegenschrift seine Meinung verteidigt. Diese wurde hier verlesen und geprüft. Man sah Karl selbst von seinem Stuhl herabtreten und eine Stufe tiefer stehend, die Geistlichen befragen. Er sagte, die falschen Meinungen seien jetzt selbst in die Grenzen des fränkischen Reiches vorgedrungen. Sie wurden einmütig verworfen. Nicht in jeder Beziehung jedoch waren der Großkönig und der römische Papst einerlei Meinung.

Das Konzil der Bilderverehrer unter der Kaiserin Irene, welchem die Legaten des Papstes beiwohnten, hatte die Verehrung der Bilder nicht allein zugelassen, sondern geboten, selbst unter Androhung des Bannes. Die von dem König zu einem Gutachten hierüber aufgeforderten angelsächsischen Bischöfe, deren Wortführer Alkuin war, erklärten sich gegen diese Bestimmung. In deren Sinne hatte Karl bereits einige Gegenbemerkungen niederschreiben lassen, die sich auf jenes Gebot bezogen. Er hat davon dem Papst Nachricht gegeben. Hadrian konnte nicht dahin gebracht werden, die Bestimmungen zu verwerfen, die unter Mitwirkung seiner Legaten verfaßt worden waren, doch trug er Bedenken, den Ausstellungen, die man ihm mitteilte, zu widersprechen; er ließ sich in einer auf dieselben eingehenden Weise vernehmen. Wir forschen nicht den Motiven nach, die man ihm beimißt. Aber sein Verhalten war von entscheidender Wichtigkeit. Wäre es nach den auf jenem Konzil gefaßten Beschlüssen gegangen, so würde die Verehrung der Bilder im Abendlande zum Kirchengesetz geworden sein. Man kann es als eine spontane Einwirkung der germanisch-christlichen Kirche ansehen, daß es nicht dahin kam.

In einer Haltung dieser Art sah man jetzt die Pflicht und das Verdienst des Königs. Alkuin rühmt ihn hauptsächlich deshalb, weil er die Kirche nicht allein nach außen vor Einbrüchen schütze, sondern auch im Innern vor den Doktrinen der Ungetreuen sichere. Mit dem Königtum verband sich zugleich ein selbständiger kirchlicher Beruf.

Es leuchtet ein, wie sehr Karl eines Papstes bedurfte, der mit ihm einverstanden war und sich selbst entschließen konnte, auch in dogmatischen Fragen vor den Beschlüssen eines germanischen Konzils zurückzutreten, um die Einheit nicht zu stören, die sich im Abendlande bildete. Das Verhältnis, das in den kirchlichen Verhandlungen hervortrat, des Königs Karl zu dem Papst auf der einen, zu der angelsächsischen Kirche auf der anderen Seite, fand einen zufälligen jedoch bezeichnenden Ausdruck bei der Verteilung der im Jahre 793 im Kriege gegen die Avaren gemachten Beute. In diesem Jahre war der vornehmste Ring der Avaren von Erich von Friaul genommen, also von derselben Provinz her, aus welcher die Langobarden vor den Avaren zuerst gewichen waren. Die Fürsten der Avaren waren untereinander entzweit, einer von ihnen war zum Christentum übergetreten. Dabei fielen die von den Avaren zusammengeraubten Schätze in Erichs Hand. Aachen genoß den Vorzug, daß hier die Spolien dem König dargebracht wurden. Dessen erster Gedanke war, mit einem Teil derselben den Papst zu erfreuen, ein anderer Teil aber kam an die angelsächsische Kirche. Aber dieser Papst starb nun gegen Ende des Jahres 795. Karl hat gefühlt, was er an ihm verlor; bei der Nachricht davon sollen ihm die Thränen in die Augen getreten sein; es heißt, er habe ihn beweint, als wenn ihm ein Bruder oder Sohn gestorben wäre. Ich denke: es war eben sein gleichgesinnter Freund in politischen und kirchlichen Angelegenheiten, es war eine Wahlverwandtschaft, wie sie niemals wieder zum Vorschein gekommen ist. Auf dem Einverständnis der beiden Männer, die von verschiedenen Seiten her zusammenwirkten, beruhte der Gang der Geschichte. Der Tod Hadrians war der empfindlichste Verlust für das Großkönigtum und den König. Infolge desselben wurde er einen Schritt weiter über die Grenzen, die er bisher inne gehabt hatte, hinausgeführt.

Kaiserkrönung Karls.

Das Kaisertum, welches die Präsumption hatte, die oberste Gewalt in der Welt zu besitzen, war damals unfähiger als je, diesen Anspruch zu behaupten. Auch den Occident, von dem es doch ausgegangen war, und seinen Einfluß auf den römischen Stuhl hatte es verloren. Ein absoluter Gegensatz gegen das, was im Abendlande vorging, lag darin, daß sich, was noch niemals vorgekommen war, eine leidenschaftliche Frau in den Besitz der höchsten Autorität gesetzt hatte. Nicht gerade daher ist der Übergang der imperatorischen Gewalt an das fränkische Großkönigtum entsprungen, aber es traten Umstände ein, welche denselben unmittelbar herbeiführten.

Papst Leo III., der Nachfolger Hadrians, ist den römischen Nachrichten zufolge durch ein Zusammenwirken des römischen Volkes und der Großen gewählt worden; von einer Anfrage an den Kaiser von Konstantinopel vor

der Konsekration wird nichts gemeldet. Seine erste Handlung war, dem alten Chronisten zufolge, daß er dem König Karl die Schlüssel der Confessio Petri und die Fahne der Stadt Rom zusandte. Alles schien also beim alten bleiben und auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen zu sollen. In dem Antwortschreiben drückt König Karl den Wunsch aus, das Verständnis, in dem er zu dem Vorgänger gestanden, mit dem Nachfolger fortzusetzen; er will immer Verteidiger der römischen Kirche sein. Gleich in diesem Briefe kommen jedoch Andeutungen vor, welche nicht eben ein großes Vertrauen auf den Papst beweisen; der König ermahnt ihn, den kanonischen Satzungen und dem Vorbild seines Vorgängers zu folgen, wenn er Gehorsam finden wolle, wie dieser; eindringend läßt er ihn besonders vor dem Verbrechen der Simonie warnen. Das Verhältnis ist fast das Gegenteil von dem, was man erwarten sollte: moralische Anmahnungen werden nicht von dem Papst an den König, sondern von dem König an den Papst gerichtet. Besonders bemerkenswert ist die Idee, welche Karl über die beiden Gewalten ausspricht. „Uns," sagt der König, „liegt es ob, die katholische Kirche mit den Waffen nach außen zu verteidigen; Euch aber, heiliger Vater, mit gen Himmel erhobenen Händen uns in unserm Dienst zu unterstützen." Der König behält sich die Herrschaft in den praktischen Geschäften vor, in dem Papst sieht er den Repräsentanten der Kirche, den Hohenpriester, der durch seine Gebete die Unternehmungen des Königs, zu denen dieser ja selbst im Interesse des Glaubens schreitet, unterstützt. Man weiß, daß dieses Schreiben von Alkuin verfaßt worden ist, und darf voraussetzen, daß die Gesinnung der Umgebung des Königs sich darin ausspricht. In dieser Allgemeinheit aber konnten sich doch die Beziehungen nicht halten. Auf der einen Seite nahmen die byzantinischen Angelegenheiten den unseligen Verlauf, dessen wir oben gedachten. Der Imperator, dem die Macht gehörte, wurde von seiner Mutter und ihren Freunden überwältigt und auf eine Weise mißhandelt, daß er kaum das Leben behielt. Auf der andern Seite wurde etwa zwei Jahre später Papst Leo mit einem ähnlichen Schicksal in Rom bedroht.

Im Jahre 799 stellte es sich heraus, daß die Gewalt Leos III. keinen festen Boden unter sich habe; denn die alten Einwilligungen der Kaiser in die Wahlen hatten den Oberhäuptern der Kirche doch auch wieder eine Unterstützung gegeben. Ohne dieselben war der Papst seiner Römer nicht recht sicher. Die Familie des Vorgängers, dessen Würde und Stellung in Rom ihr Vorteil verschafft hatte, konnte es nicht verschmerzen, derselben verlustig gegangen zu sein. Was es mit den Vergehungen, die sie dem Papste schuld gab, auf sich hatte, erhellt nicht mit der Deutlichkeit, die man wünschen sollte. Die Thatsache ist die Beschuldigung selbst, welche mit der größten Zuversicht gemacht wurde, so daß man sich auf Grund derselben Leos zu entledigen dachte. Bei einer feierlichen Prozession wurde der Papst von Bewaffneten überfallen und das Volk, das um ihn war, auseinandergesprengt. Führer des Überfalles waren die Nepoten des vorigen Papstes. Sie mißhandelten

Leo selbst körperlich, verletzten ihn an Augen und Zunge und brachten ihn in das Kloster St. Erasmus in eine Art von Gewahrsam.

Aber der Papst hatte auch hochstehende Anhänger, welche es wahrscheinlich hinderten, daß die ihm zugedachten Mißhandlungen zur Ausführung kamen und welche ihn aus dem Kloster nach St. Peter retteten; was die einen als Wunder betrachteten, schreiben die anderen der Menschlichkeit der Schergen zu. Auch dahin verfolgen ihn seine Feinde, sie erschienen bereits auf dem Petersplatz, als eine tapfere Schar fränkischer Herkunft unter dem Herzog von Spoleto noch zu rechter Zeit eintraf, um den gemißhandelten Papst nach Spoleto abzuführen, von wo er dann seine Zuflucht in das Frankenreich nahm.

Hier wurde er von dem König und seinen Franken mit der gewohnten Verehrung empfangen. Auch die Gegner Leos aber wandten sich an den König. Sie trugen demselben ihre Beschwerden über ihn vor, — sie beschuldigten ihn des Meineides und wenn sie auch niemand von der Wahrheit dieser Beschuldigungen überzeugten, so schien es doch unthunlich, einen mit so schweren Anklagen Belasteten in Schutz zu nehmen oder gar nach Rom zurückzuführen. Die Erwägungen, die man dabei pflog, erhellen besonders aus einem Briefe Alkuins, der von Karl zur Erörterung dieser Angelegenheiten herbeigezogen war, an den ebenfalls mit denselben besonders beschäftigten Erzbischof Arno von Salzburg. Man stellte sich die Frage, ob der Papst durch gerichtliches Verfahren und schwere Eidesleistung sich von dem ihm schuld gegebenen Verbrechen reinigen, oder ob man zugeben solle (denn darauf schienen die Absichten seiner Feinde gerichtet zu sein), daß er das Papsttum niederlege und in ein Kloster gehe. Alkuin erklärt sich gegen das eine und das andere. Das erste habe die größten Schwierigkeiten in sich und ein altes Kirchengesetz verbiete ja überhaupt, den Papst, der jedermann zu richten habe, selbst vor Gericht zu stellen. Das andere aber, die gezwungene Abdankung, würde die ganze Kirche verletzen: denn welcher kirchliche Würdenträger könne sich noch sicher fühlen, wenn das Oberhaupt aller gewaltsam von seinem Stuhle entfernt werde. Die Kirche stehe und falle mit dem Papst. Alkuin ist überzeugt, der eine und die andere werde stehen bleiben, Gott werde Mittel finden, sie zu retten. In diesem Sinne sprach sich Alkuin auch gegen Karl selbst aus. Sein Schreiben an den König ist in der vertraulichen Form abgefaßt, welche die gelehrte Hofgesellschaft an die Hand gab. Alkuin faßt darin die politischen Verhältnisse im großen und allgemeinen ins Auge. Von den islamitischen Völkern überhaupt absehend, gleich als existierten sie nicht, urteilt er, es gebe drei Potenzen auf Erden: den Kaiser, den Papst und den großen König. Den beiden ersten sei Gewalt angethan worden. Der Kaiser im neuen Rom sei abgesetzt, der Papst im alten Rom mißhandelt worden. Aber beide ersetze der König, der nicht allein besser regiere, sondern auch an persönlicher Würde erhabener sei.

In der Auffassung des Großkönigtums schließt sich Alkuin an die Aus-

drücke an, deren sich Karl bei der Einführung der kanonischen Gesetzgebung selbst bedient hatte, und in denen die Sorge für das geistliche Wohl als sein Auftrag von Gott bezeichnet wird. Die Kirche Gottes aber würde zu Grunde gehen, wenn der Papst zu Grunde ginge. Um dies zu verhüten, solle der Großkönig, der Beschützer des Papstes, denselben nach Rom zurückführen. Die Gedanken sind einleuchtend, den allgemeinen Interessen gemäß, sie fanden den Beifall Karls. In einem großen Rate wurde der Entschluß gefaßt, daß Papst Leo III. nach Rom zurückgeführt werden solle. Eine persönliche Teilnahme für denselben tritt nicht hervor. Es kam nur darauf an, den Papst in Rom wieder herzustellen und aufrechtzuerhalten. Die Erzbischöfe von Köln und Salzburg, eine große Anzahl von Bischöfen und weltlichen Bevollmächtigten begleiteten ihn. Und so unbestritten war die königliche Autorität, daß der Papst, wo er erschien, mit unbedingter Verehrung empfangen wurde, in Rom mit besonderer Feierlichkeit. Die königlichen Bevollmächtigten erkundigten sich über die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und wurden durch das, was sie erfuhren, veranlaßt, die Feinde desselben, namentlich die Nepoten Hadrians nach dem inneren Francien zu entfernen. Der Augenschein zeigt, daß die höchste Autorität in Rom bereits in den Händen des Großkönigs war, ohne daß von einer Erwerbung der kaiserlichen Würde ernstlich die Rede gewesen wäre. Das Großkönigtum begriff thatsächlich auch die Herrschaft in Rom in sich. Mit der Wiederherstellung des Papstes und der Entfernung seiner Gegner war jedoch nicht alles erforderliche geschehen, der faktischen Herstellung mußte noch eine formelle Begründung derselben legales Gewicht geben. Dazu aber war die Anwesenheit des Königs in Rom selbst von nöten.

Es dauerte einige Zeit, ehe Karl sich imstande fühlte, nochmals nach Rom zu gehen; auch dann that er es nur, weil der Herzog Grimoald von Benevent, Sohn und Nachfolger des Arichis, sich regte. Eine fränkische Truppenschar begleitete Karl über die Alpen bis nach Ravenna. Während das Heer unter Führung eines seiner Söhne, Pippin, den Weg an der Küste nach Unteritalien nahm, begab sich der König selbst nach Rom. Er hat ein paar Monate dort residiert unter den mannigfaltigsten Geschäften, von denen die ältesten Annalen den Austrag der päpstlichen Angelegenheit für das wichtigste erklären. Auf diese aber kommt es an, wir müssen sie Schritt für Schritt begleiten.

An eine Gerichtsverhandlung war nicht zu denken; sie wäre der Würde des Papsttums, die eben hergestellt werden sollte, entgegen gelaufen; der angedeuteten Idee Alkuins entsprach der Verlauf der Handlung selbst. In einer Versammlung in St. Peter, in welcher neben dem König und dem Papst die hohen Geistlichen, Bischöfe und Äbte niedersaßen, während die fränkische und römische Nobilität, sowie die niederen Geistlichen stehen blieben, gaben nun die ersteren die Erklärung ab, daß sie es nicht wagen würden, über den Inhaber des apostolischen Sitzes, welcher das Haupt aller Kirchen

sei, zu Gericht zu sitzen; denn nach den alten Satzungen habe der Papst, der Vertreter des Apostels, über alle zu richten, dürfe aber selbst von niemand gerichtet werden. Papst Leo III. fand Beispiele in der Geschichte seiner Vorgänger, wie denn einst Pelagius I. in einen Fall dieser Art gekommen war, in welchem er falsche Anklagen persönlich abzulehnen nicht verschmäht hatte. So bestieg der Papst den auf einigen Stufen sich erhebenden Ambo, d. h. den zur Verlesung der heiligen Schriften bestimmten, von Schranken umgebenen Platz und gab, das Evangelienbuch in der Hand, die Erklärung ab: er wisse sich von allen Vergehungen, deren ihn seine Feinde in Rom angeklagt hätten, vollständig unschuldig. Die Versammlung begrüßte die Erklärung mit religiösen Danksagungen. Versetzen wir uns aber in jene Zeiten. Wie hätte es nicht mit Besorgnis empfunden werden sollen, daß Unordnungen, wie die vorgekommenen, sich immer wieder erneuern mußten, wenn es keine feste Gewalt in Rom selbst gab, um dem Unfug zu steuern. Von Byzanz war eine rettende Fürsorge nicht zu erwarten. Karl hatte zu dem Verfahren doch nur eben die Befugnisse, welche seine Macht ihm gab; der große König fand eben allgemeinen Gehorsam. In dem Sinne derer, die sich an den Papst angeschlossen und denen sein Reinigungseid vollkommen genügt hatte, namentlich aber im Sinne des Papstes, welcher nach der Entfernung Karls ähnliche Ausbrüche zu befürchten hatte, mußte es liegen, dem auf immer vorzubeugen. Einen für solche Fälle genügenden Rechtstitel besaß Karl auch als Patricius nicht; sonst würde es zu jenen widerwärtigen Vorfällen nicht gekommen sein. Man empfand das um so mehr, da die Schuldigen, welche die Missi entfernt hatten, doch wieder nach Rom zurückgekommen waren. Die beiden Parteien standen einander noch immer gegenüber. Welche Mittel aber gab es, den drohenden Streitigkeiten vorzubeugen.

Von dem Papste und seiner Umgebung ist nun der Gedanke gefaßt worden, den fränkischen König selbst zum Imperator zu erheben, wodurch er eine oberstrichterliche Autorität über Rom empfing. Soviel wir wissen, war der Kaiser nicht ohne alle Kenntnis dieser Absichten. Wenn der Schritt, den man vor hatte, dadurch begründet wurde, weil Karl in allen den Metropolen herrsche, welche früher Sitze des Reiches gewesen seien, in Italien, Gallien und selbst in Germanien, so war dies dasselbe Argument, durch welches Papst Zacharias die Übertragung der Königskrone auf Pippin motiviert hatte. Es mußte auch auf Karl selbst Eindruck machen. Der Autorität, wie er sie schon besaß, sollte nur der Name hinzugefügt werden. In der glaubwürdigsten und verständlichsten Nachricht werden wir versichert, daß ihm hierüber Vortrag gehalten ist und der König unter diesen Umständen das Ansinnen wenigstens nicht ablehnte. Abgesehen von einer positiven Einwilligung des Königs war alles zu dem Akte vorbereitet, der sich bei der Feier des Weihnachtsfestes im Jahre 800 in der Basilika des heiligen Petrus vollzog. Die geistlich-weltliche Versammlung, welche den Reinigungseid des

Papstes entgegengenommen hatte, war wieder vereinigt, der König der Franken wohnte dem Hochamt bei, er kniete vor der Konfession St. Peter. Als er nun von seinem Sitze aufstand, erhob sich auch der Papst und setzte dem König eine prächtige Krone aufs Haupt. Die Umstehenden und auch das Volk begrüßten den fränkischen König mit dem Rufe: Karl, dem allerfrömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, großen, friedebringenden Imperator, Leben und Sieg. Ohne Zweifel war man über die Formel übereingekommen, dreimal wurde sie vor der Confessio wiederholt. Karl soll gesagt haben, hätte er das gewußt, so würde er bei der Messe nicht erschienen sein. Kaum kann man sich der Ansicht erwehren, daß der Akt eine andere, mehr weltliche Gestalt gehabt haben würde, wenn man im voraus mit ihm selbst davon gesprochen hätte. Unerwartet war ihm nur das Verfahren des Papstes in diesem Moment der Andacht. Den römischen Nachrichten zufolge entschloß sich dann der Papst zu einer Salbung des Kaisers. Die deutschen Nachrichten erwähnen nur, was von politischer Bedeutung ist, daß der Papst durch die Adoration ihm die Huldigung leistete, welche die höchste Geistlichkeit dem Kaiser darzubringen gewohnt war. Das wird sich wohl beides verbinden. Nicht ohne bestimmte, auf den Moment gerichtete Absicht war die Handlung ins Werk gesetzt worden, dieser entsprach nun der Kaiser. Die Schuldigen mußten sich vor ihm stellen. Nach einer Untersuchung, die nicht als ein Gerichtsverfahren betrachtet werden sollte, sondern nur dem neuen Verhältnis gemäß war, nach „dem Gesetz der Römer“ sprach der Kaiser die Sentenz aus, welche die Angeklagten als Majestätsverbrecher zum Tode verdammte. Die Idee des Majestätsverbrechens, zwar von populärem Ursprung, aber immer die entscheidende Waffe in der Hand der Kaiser, wurde auch bei dem ersten Akte angerufen, welchen der neue Imperator ausübte. Der Inhaber der kirchlichen Autorität aber konnte diesen Spruch der weltlichen nicht wohl vollstrecken lassen; auf seine Bitten wurde die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Alles hängt in dieser Reihe der Vorfälle genau zusammen. Ein Gericht konnte nicht stattfinden, weil der Papst keinem Gericht unterworfen werden durfte; die geistlich-weltliche Versammlung, die sich wohl als Gerichtshof hätte konstituieren können, begnügte sich mit dem freiwilligen Reinigungseide des Papstes. Infolge dieses Aktes konnten jedoch seine Feinde, die Ankläger, noch nicht als Verbrecher angesehen werden. Sollten sie nicht unbestraft bleiben, so mußte eine höhere, die imperatorische Macht das verfügen. Vor allem dazu nun wurde eine solche auf Karl übertragen, der sie dann auch nach römischem Gesetz anwandte und die Schuldigen verurteilte. Unter den Gewalten des Kaisertums trat zuerst die autonome Jurisdiktion desselben in volle Thätigkeit. Wenn aber diese Eigenschaft des alten Kaisertums bei der Wiederherstellung desselben im damaligen Rom maßgebend gewesen ist, so wird doch niemand meinen, daß sie innerhalb dieser Kreise sich zu halten bestimmt war.

Es ergänzt sich wechselweise, daß der Papst als keinem Gericht unter-

worfen, also seine volle Souveränetät anerkannt, zugleich aber in dem neuen Kaisertum eine Macht geschaffen ward, mit welcher die höchste jurisdiktionelle Autorität verbunden war; der Papst selbst bietet die Hand dazu. Dies Auftreten der beiden Gewalten mit dem Anspruch beiderseitiger Unabhängigkeit, ist ein großes politisches Ereignis, es konstituiert ein Hauptmoment der Geschichte des Abendlandes überhaupt. Man hat später die Ansprüche der weltbeherrschenden Päpste damit erklären wollen, daß sie ja die oberste Gewalt, das Kaisertum, auf Karl übertragen hätten. In der That aber bestand das Königtum bereits als die erste Autorität im Abendlande, sie nahm das Papsttum in ihren Schutz, das Kaisertum war faktisch mehr eine Annexion an das Königtum. Aber in der Idee war es doch wieder eine andere Autorität von unbegrenztem Umfang, die dem König dadurch zuwuchs. Man kann da wohl von Zufälligkeiten, die auch andere hätten sein können, abstrahieren. Die Entscheidung entsprang mit innerer Folgerichtigkeit aus dem Konflikt der drei Mächte, welche Alkuin bezeichnet hatte. In dem Moment, in welchem das Kaisertum null und nichtig war, vereinigten sich das Papsttum und das Königtum, um ihre gegenseitige Unabhängigkeit zu garantieren. Schon oft war von der Aufrichtung eines occidentalischen Reiches neben dem orientalischen die Rede gewesen, andeutungsweise schon zwischen Antonius und Augustus, dann später in dem Bruderkampfe der Söhne des Septimius Severus, hierauf bei den Verabredungen zwischen Valentinian I. und Valens, immer aus Gründen, die in der Verschiedenartigkeit der Gebiete lagen. Unter der Herrschaft des theodosianischen Hauses war ein Versuch dazu gemacht worden, ein Hof zu Ravenna entstand neben dem Hofe von Konstantinopel. Der Anlaß zu diesen Entwürfen und Versuchen lag immer in der Doppelseitigkeit der Anstrengungen, die zur Erhaltung des Reiches im Orient und Occident gemacht werden mußen. Gerade diese Notwendigkeit aber verhinderte auch die Ausführung des Gedankens. Im Orient konnte das römische Reich der Kräfte des Occidents, im Occident die eingreifende Autorität des Hofes von Konstantinopel nicht entbehren. Jetzt aber war dies Weltverhältnis von Grund aus verändert. In der exklusiv-griechischen Gestaltung, dem sogenannten Byzantinismus, welchen der Hof von Konstantinopel eingenommen hatte, war er überhaupt unfähig, im Occident einzugreifen. Die lateinische und die griechische Welt, jede für sich selbst entwickelt, schieden sich von einander. Es konnte geschehen, daß das Papsttum in Rom, das sich schon von jeder Einwirkung von Konstantinopel losgerissen hatte, in eine Verbindung mit dem im Occident emporgekommenen fränkischen Königtum trat, bei welcher von den Beziehungen zu Byzanz nicht mehr die Rede war. Diese Koalition war nun zu einer kirchlich-weltlichen Macht erwachsen, welche fremde Einwirkung überhaupt nicht zuließ, so daß die Idee des occidentalischen Imperiums realisiert werden konnte. Daß dem Papsttum an sich ein Recht inne gewohnt hätte, das Imperium von Konstantinopel an den Frankenkönig zu übertragen, dürfte doch niemand behaupten. Es war eine

Sache nicht der Willkür, sondern der Notwendigkeit, in der Verflechtung der großen Angelegenheiten begründet: denn eine einheitsvolle Gestaltung des Occidents, welche den König und den Papst in sich begriff, war nun einmal das allgemeine Bedürfnis. Der König hatte dieselbe zuerst in kirchlicher Hinsicht zur Geltung gebracht, der Papst fügte den politischen Akt hinzu, daß er ohne alle Rücksicht auf das Herkommen den König zum Imperator krönte. Das Abendland bildete ein Gemeinwesen für sich, welches ebensowohl der geistlichen, wie der weltlichen Unabhängigkeit bedurfte. Die Übertragung des imperatorischen Namens von der einen, die Annahme desselben von der anderen Seite, war doch, wie groß auch die Neuerung sein mochte, die darin lag, zugleich nur eine Bestätigung des schon Geschehenen. Es war die Vollendung einer neuen Macht, die sich eben im Abendland konsolidierte. Papst Leo hat nicht etwa das abendländische Kaisertum gegründet, er hat es nur anerkannt, indem er sich unter seinen Schutz stellte, und ihm seinen Namen gegeben. Vergegenwärtigen wir uns nun die Zustände des Reiches, das jetzt mit verdoppeltem Anspruch auftrat, im Innern, hauptsächlich aber sein Verhältnis nach außen.

Weltstellung des Reiches.

In der Natur des Ereignisses liegt es, daß die Annahme des Kaisertums keinen durchgreifenden Einfluß auf die Gestaltung der inneren Regierung ausüben konnte. Diese beruhte auf den Begebenheiten, welche das Aufkommen des Großkönigtums überhaupt begründet hatten. Man darf sich die Monarchie, wie sie sich entwickelt hatte, keineswegs als eine absolute denken. Wie unter Pippin, so erscheint auch unter Karl die Kriegsgenossenschaft, die ihn umgiebt, in einer gleichsam autonomen Einwirkung. Wir nahmen das schon unter dem Vater wahr, noch mehr bei dem Sohne vor Pavia; die Entsetzung Tassilos beruhte darauf. Ich weiß nicht, ob ich Eingang mit meiner Ansicht finden werde, welche dahin geht, daß das mit der ursprünglichen Konstitution der Franken, wie sie bald nach Chlodwig zu Tage kam, zusammenhängt. Die Merowinger waren nicht ausschließlich Anführer des Heerbanns, sie hatten ein unvordenkliches Recht, welches auf den Ideen des Stammeswesens beruhte. In ihre Streitigkeiten griff dann der Heerbann selbständig ein. Die Autorität desselben wurde durch die Teilungen des Reiches auch insofern gefördert, als die mit den Eingeborenen verschmolzenen Führer des Heerbanns, die eine Landesaristokratie bildeten, dabei sich den Königen selbständig gegenüberstellten. Wir gedachten mehr als einmal des großen Streites, der sich darüber erhob, in welchem die Macht des Stammeskönigs gebrochen wurde und die Macht des Heerbanns das Übergewicht bekam. Die geistliche Aristokratie vereinigte sich mit der weltlichen. Mit einander verbunden behielten diese die Oberhand. Aus ihrer Mitte gingen

die Arnulfinger und die Pippiniden hervor, denen dann die Karolinger nachfolgten. Sie erwarben eine Macht, vor der das Ansehen der Merowinger zurücktrat und endlich verschwand. Wenn nun die Karolinger auch die Krone an sich brachten, so waren sie doch nicht eigentlich Nachfolger der Merowinger, ihr Königtum hatte einen ganz andern Charakter, es beruhte nicht auf Geburt und Herkommen oder der unbewußten Verehrung, welche eine altherkömmliche Succession von Geschlecht zu Geschlecht in sich trägt. Wir bemerkten, wie das neue Königtum mit dem Stammeswesen überhaupt in Widerspruch stand. Die Idee der Einheit bekam eine andere Repräsentation, bei welcher der Heerbann mit dem diktatorischen Oberhaupt, das an seiner Spitze stand, gemeinschaftliche Sache machte. Daher kam es aber auch, daß er neben demselben einen großen Anteil an der Leitung der Geschäfte in Anspruch nahm. Die späteren Teilungen des Reiches geschahen mit Einwilligung des Heerbanns; nach einer mit den Führern gepflogenen Unterhandlung hatte Karl Martell eine solche vor seinem Hinscheiden festgesetzt.

Die Erwerbung der höchsten Autorität, die Königskrönung und deren Erblichkeit, die durch die päpstliche Salbung eingeführt wird, beruht auf ihrer Zustimmung oder ihrem freien Beschluß.

Schon die Vereinigung der Reichsteile, die nach dem Tode Pippins eintrat, war auf diese Weise erfolgt. Die Franken, die unter dem Bruder standen, begehrten die Alleinherrschaft Karls. Dieser so durchaus eigentümlichen Stellung der Großen im fränkischen Reich entspricht es nun, daß dem König auch bei allen seinen Besitzergreifungen der freie Wille eines Teiles der Bevölkerung entgegengekommen war. So war es in Italien geschehen, die Langobarden nahmen ihn als ihren König an, der Herzog von Benevent stellte zuletzt Geiseln für seine Unterwerfung. In Bajoarien erhob sich eine Partei für ihn, durch welche Tassilo ausgestoßen wurde. Die Avarenhäuptlinge selbst näherten sich ihm mit dem Antrage, zur christlichen Kirche überzugehen. Überall war die Vermittelung der Kirche und des Stuhles zu Rom von wesentlichem Einfluß.

Daß eine solche bei den Sachsen fehlte, gab dem Kriege gegen dieselben seine Schärfe und Dauer. Es galt hier die Unterwerfung sowohl unter die geistliche wie die politische Autorität. Mit der einen wurde die andere zugleich anerkannt oder verworfen, nach der jedesmaligen Lage der äußeren Macht.

Die Züge des Kaisers gegen die Sachsen erschienen nicht eigentlich als Eroberungskriege, sie wurden durch die vorangegangenen Versprechungen und die enge Verbindung des Kaisers mit dem Papsttum gerechtfertigt. Er kam in den Fall, die grausamsten Strafen über seine kirchlichen und politischen Gegner zu verhängen.

Auch hiebei wurde er immer von einer Faktion, die ihm anhing, gegen eine andere, die ihm widerstrebte, unterstützt. Aber man weiß, Faktionen sind kaum jemals zu überwinden. Auch nach erfolgter Entscheidung der Waffen erhob sich der lokale Widerstand aufs neue. Karl der Große meinte

das Land nur durch Wegführung seiner unversöhnlichen Gegner beruhigen zu können. Mit den Unterworfenen trat er dann in ein friedliches Verhältnis. Diese Kämpfe zweiter Hand bilden mehr einen Teil der deutschen und norddeutschen Geschichte als der allgemeinen. Von universaler Bedeutung aber sind die Bestimmungen, auf deren Grund der Friede nicht etwa in aller Form geschlossen worden, aber doch zustande gekommen ist. Die wesentlichste ist ohne Zweifel die Unterwerfung unter die kirchlichen Institutionen mit Einschluß der Zahlung des Zehnten, die doch den Neubekehrten sehr beschwerlich fiel. Alle die, welche sich anschlossen, sollten von anderen Lasten frei sein. Es lag doch eine gewisse Konzession darin, wenn von einem Tribut, wie ein solcher Jahrhunderte lang bestanden hatte, Abstand genommen wurde. Jede Unterscheidung sollte aufhören; die Sachsen sollten den Franken gleichgeachtet werden und mit ihnen zusammen Ein Volk bilden. Auch diese Bestimmungen fanden noch immer Widerspruch. Der angebliche Friede war zugleich eine Kriegserklärung für die, welche ihn nicht annahmen, die dann dafür mit den äußersten Strafen heimgesucht wurden. Wenn ich nicht irre, hat dabei auch eine Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse mitgewirkt, welche die Herstellung der Ruhe im Reiche notwendig machte. Aber im allgemeinen behielt der Gedanke der Vereinbarung die Oberhand. So fand nach so langen, hartnäckigen, blutigen Kämpfen doch zuletzt eine Accession der Oberhäupter und des mit ihnen einverstandenen sächsischen Volkes zu dem Frankenreiche statt. Von den Stammesunterschieden sollte, zumal sich alle zu derselben Kirche bekannten, nicht mehr die Rede sein.

Das ist der Charakter dieses ersten germanisch-romanischen Kaisertums im Abendland überhaupt. Es war, wie wir wissen, nicht ohne Vorbild in der Geschichte. Der Ostgote Theoderich hatte einst eine oberherrliche Stellung im Occident eingenommen. Der Unterschied aber ist eben ein solcher, wie ihn die verschiedenen Epochen hervorbringen und unerwartet aufweisen. Theoderich hatte die germanischen Nationalitäten durch einen Bund unter seinen Auspicien zu vereinigen gestrebt. Er erkannte die kleineren Reiche in ihrer Besonderheit an und meinte, sie durch ein völkerrechtliches Verhältnis in Unterordnung zu halten. Dieser Versuch aber war noch im 6. Jahrhundert, dem er selber angehört, gescheitert. Die Ostgoten waren von dem römischen Reiche niedergeworfen, die Herrschaft der Germanen überhaupt zweifelhaft geworden. Jetzt war in denselben eine lebenskräftige Macht entstanden, welche im Widerspruch mit dem Imperium in Konstantinopel die Griechen von Rom ausschloß. Dabei konnte sie denn auf dem Kontinent keine politische Selbständigkeit neben sich dulden. Wie so ganz kontrastiert die Verwaltung Karls mit der Theoderichs. Wir sahen oben, wie er die Analogien der alten Unabhängigkeiten in Bayern und Benevent zu Grunde richtete. Hängt das nun aber nicht eben damit zusammen, daß die Grundlage der neuen Organisation kein Königtum der alten Zeit mehr war?

Die karolingische Macht war im Gegensatz mit der merowingischen

emporgekommen. Der Heerbann, welcher Karl den Großen umgab, bestand aus den Verbündeten seiner Macht und Erhebung. Dem schlossen sich alle Stämme an, welche, durch die Gewalt der Waffen in die Enge getrieben, die Rettung nur darin sahen, daß sie die höhere allgemeine Autorität anerkannten. Niemals hat es ein Reich gegeben, in welchem die Gewalt überlegener Waffen und die Freiwilligkeit der Unterwerfung so enge ineinander greifen. Die Sachsen nahmen fortan, wie zum Teil schon vorher, an den Heeres- und Reichsversammlungen teil, welche die gesetzgebende Gewalt besaßen. Auf diesen Versammlungen sind die Kapitularien ausgefertigt worden, die die Administration und Rechtsverfassung bestimmten, immer jedoch in Abhängigkeit von dem König. Die Kapitularien sind unschätzbare Dokumente nicht allein des bestehenden Zustandes, sondern der historischen Entwickelung überhaupt. Ihren Inhalt aber auch nur annähernd zu wiederholen, würde zu Diskussionen führen, die in der allgemeinen Geschichte nicht an ihrem Platze wären. Ich will nur Ein Moment hervorheben, das in dem historischen Gange der Begebenheiten liegt. Der Natur des aus heterogenen Teilen zusammengesetzten Reiches entsprach es, daß Karl die Rechtsgewohnheiten der Stämme, die sich ihm angeschlossen hatten, zu erhalten bemüht war. In dem Jahre 802, wo er keinen Krieg zu führen hatte, beschäftigte er die Reichsversammlung mit einer Durchsicht aller geistlichen und weltlichen Gesetze. Er unterwarf die Rechtsbücher einer Revision; er suchte die auffallendsten Ungerechtigkeiten zu heben, ihre Widersprüche untereinander abzustellen; aber die alten Gesetzbücher ließ er doch bestehen. Ein allgemeines Recht einführen zu wollen lag ihm ferne. Mit diesem konservativen Element mischten sich aber überall die Erfordernisse der Reichsregierung. Aus diesen ist besonders das Institut der Grafen hervorgegangen. In dem ganzen weiten Gebiete romanischer und germanischer Bevölkerung wurde die höchste Gewalt in Bezug auf Recht und Verwaltung von den Grafen ausgeübt, die den König repräsentierten, aber zugleich, da sie den Gerichten vorstanden, mit der ältesten Landesverfassung in unmittelbaren Kontakt gerieten. Die Gerichtsverfassung beruhte eigentlich noch auf den frühesten Gewohnheiten, die Gerichtsstätten dienten zugleich zur Einberufung des Heerbannes, zur Proklamation der Regierungsverfügungen überhaupt. Ursprünglich lag in dem Institut der Grafen das Zugeständnis einer gewissen Selbständigkeit der lokalen Verwaltung. Aber Karl der Große setzte Grafen seiner eigenen Wahl ein, die er auch wieder abberufen konnte. Wenn er zuweilen sogar Freigelassene mit der Grafengewalt bekleidet hat, so ist das doch nur sehr ausnahmsweise geschehen; in der Regel mußten es schon nach einer alten merowingischen Verfügung Eingeborene der verschiedenen Provinzen sein. In Sachsen gründete Karl seine Regierung darauf, daß er die Vornehmsten des Landes, die ja Partei für ihn ergriffen hatten, zu Grafen bestellte, selbst auf Lebenszeit: denn darin besteht ein nicht zu übersehender Zug dieses großen Regenten, daß er die einmal ergriffenen Grundsätze doch nicht hartnäckig festhielt, son-

dern den Umständen Rechnung trug. Ihm lag alles daran, das System im großen und ganzen zur Geltung zu bringen. Dies aber enthielt nicht allein das Prinzip der Regierung und Verwaltung, sondern auch der Erhaltung des Überkommenen bis auf einen gewissen Grad. Die Gerichtsverfassung bildet einen Teil der fränkischen Verfassung überhaupt. Infolge der Einwanderung hatte das salisch-fränkische Recht bereits in den neustrischen Gebieten die Oberhand erhalten; ebenso auch in Burgund, Aquitanien und Septimanien; das westgotische Recht hat sich da nur ausnahmsweise und in einigen Beziehungen behauptet. Größeren Widerstand leistete das schon ausgebildete langobardische Recht, obgleich in Italien das fränkische Rechtsverfahren sich ebenfalls Bahn machte. In Rom ist es einmal zu einem Zusammenstoß der salischen mit den römischen Rechtsgewohnheiten gekommen. In der Grafengewalt waren noch andere Befugnisse begriffen, welche weit über die Rechtspflege hinausgingen. Der Graf hatte den Frieden zu erhalten, welcher auf der Schutzgewalt des Königs beruhte, er konnte sogar die Acht aussprechen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß die Gauverfassung ein republikanisches Element in sich enthalte; es knüpfte an die uralten, einheimischen Gewohnheiten an. In den Namen der karolingischen Gaue findet sich ein Anklang an die alten unabhängigen Völkerstämme der taciteischen Zeit; Hamaland erinnert an die Chamaven.

Unter Karl dem Großen bestanden noch die Hundertschaften, die Vorsteher des Volkes, die darin erwähnt werden, der Richter, Thunginus, und, wie mir scheint, auch die Rachimburgen gehören dem alten Volksrecht an.

Sie wurden durchaus gewählt; das Recht, das in ihren Urteilen erscheint, ist das alte Volksrecht. Aus den Verordnungen Karls des Großen sieht man, daß er darauf Rücksicht genommen hat, eben indem er es bekämpfte. Unter anderem duldete er nicht, daß man sich wie ehedem bewaffnet versammeln dürfe. Unter ihm hatte der Waffendienst einen anderen Charakter bekommen. Dieser Gegensatz zwischen dem Altherkömmlichen, welches seine Grundlagen in der Freiwilligkeit hat, mit welcher die oberste Gewalt doch zuletzt anerkannt worden war, und dem durch die Waffen auferlegten Gehorsam, ohne welchen die Regierung nicht bestehen konnte, bildet den Charakter der karolingischen Gesetzgebung.

Eigentümlich bezeichnend ist hiefür das Institut der Missi, die in späteren Jahren, eigentlich erst nach der Kaiserkrönung eingesetzt worden sind: denn die kaiserliche vollendete die Autorität des Herrschers auch über die geistliche Gewalt. In einem Capitulare vom Jahre 802 lesen wir, der Kaiser habe die verständigsten und einsichtsvollsten Männer seines Reiches aus beiden Ständen um sich versammelt, Leute, welche, wie ein Annalist hinzufügt, keine Geschenke zu nehmen brauchten, um überall Recht und Gerechtigkeit auch gegen die Armen auszuüben. Dies ist der Ursprung der Missi für bestimmte Territorien, so daß sie fast eine Territorialgewalt ausübten. Besonders mächtig erscheinen sie in Sachsen, wo sie die Landesversammlungen

zu berufen haben; auch in Italien repräsentieren sie die Reichsgewalt unmittelbar. In zweifelhaften Fällen werden sie an die Reichsversammlung verwiesen. Sie sind besonders wichtig, weil sie auch die geistlichen Geschäfte besorgten und den Kirchen das Ihre erhalten sollen, was ihnen entzogen ist. Das Zusammenwirken von geistlicher und weltlicher Gewalt ist sehr merkwürdig. Die Gaue treffen in der Regel mit den Archidiakonaten zusammen, die Centenen, die Hundertschaften entsprechen den Landkapiteln. In dem großen Gemeinwesen greift in den niederen geistlichen Kreisen alles zusammen; von den höheren, den Erzbischöfen und Bischöfen ist ebenso gewiß, daß sie der alten Stammesverfassung eher widerstrebten. Auf dem Zusammenwirken der gräflichen und bischöflichen Gewalt, von welcher die eine die andere unterstützen oder auch die Aufsicht über sie führen sollte, beruhte die innere Regierung. Über die hohen Geistlichen übte Karl der Große, wie schon angedeutet, eine leitende Autorität aus, er setzte die höchsten Würdenträger ein und ab. Dabei wurde doch die Unabhängigkeit der Geistlichen nicht gebrochen, die wieder ihr eigenes Oberhaupt hatten. Das gehörte dann ebenfalls zu den Momenten, die dem Reiche einen von der absoluten Monarchie verschiedenen Charakter gaben. Der Fortgang der geistlichen Institute hatte nicht allein auf die geistige Bildung eine günstige Einwirkung, sondern selbst auf den wirtschaftlichen Zustand. Die große Wildnis, welche Germanien seit Cäsars Zeiten bedeckte, mußte erst durchbrochen werden, wozu denn nichts mehr beigetragen hat als die Klöster, die zugleich die Mittelpunkte der litterarischen Kultur gebildet haben, die sich seitdem ununterbrochen fortgesetzt hat.

Die Zustände des Reiches, wie sie in dieser Epoche in Gallien, Germanien und Italien waren, verdienten eine eingehendere Schilderung, als ihnen hier zu teil werden kann. Aber was unsere Aufmerksamkeit vor allem beschäftigen muß, ist die Frage, ob sich dieselben überhaupt behaupten oder von den fortdauernden Konflikten der Weltmächte zerstört werden würden. Karl ist hauptsächlich deshalb der Große, weil er dieses verhütet hat.

Man hätte meinen können, die Bildung einer großen geistlich-weltlichen Macht im Abendlande würde nun in den Weltkampf eintreten, der seit anderthalb Jahrhunderten im Gange war, und zur Feindseligkeit gegen das Kalifat von Bagdad schreiten, das Asien und Afrika beherrschte und zu Lande und zur See gegen Europa vordrang. Das lag aber ganz außerhalb des Gesichtskreises der Zeit, denn nur von Cordova wurde der christliche Occident gefährdet; daher er für seine nächsten Interessen in dem Kalifen von Bagdad sogar einen Gehülfen hatte.

Wohl regten sich die kirchlichen Beziehungen zu den heiligen Stätten von Jerusalem auf der Stelle, sie sind eigentlich von dort aus angeknüpft worden.

Im Jahre 799 war ein Mönch in Aachen erschienen, der Karl die Segenswünsche des Patriarchen von Jerusalem und einige Reliquien aus der Grabkirche überbrachte. Karl ließ den Mönch durch einen Kleriker seines

Hofes zurückbegleiten. Dieser Priester nun, des Namens Zacharias, langte im Moment der großen Entscheidung in Rom an, eben an jenem Tage, an welchem Leo seinen Reinigungseid geschworen hatte, mit erneuten Segenswünschen des Patriarchen und einigen scheinbar sehr bedeutungsvollen Geschenken desselben, mit den Schlüsseln zum heiligen Grabe und einigen anderen Heiligtümern, zugleich den Schlüsseln der Stadt und einer Fahne. Daß dabei gleich von vornherein Hoffnungen auf die Unterstützung der im Occident emporgekommenen königlichen Macht, die sich zu einer kaiserlichen erweiterte, mitgewirkt haben, läßt sich nicht wohl in Abrede stellen. So sah unter anderen Alkuin die Sache an, er meinte darin eine Huldigung der Einwohner von Jerusalem zu erblicken. Eine spätere angelsächsische Tradition meldet, Karl habe versprochen, den Christen mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen. Im Verhältnis jener Epoche lag das jedoch nicht.

Auch in Jerusalem gab es Kongregationen, die sich an die Franken hielten und das allgemeine christliche Bewußtsein, welches das Frankenland und Jerusalem in steter Beziehung erhielt, mochte zu einzelnen Kundgebungen führen; mit dem Kalifen aber in Mißverhältnisse darüber zu geraten, konnte die Meinung des fränkischen Königs und nunmehrigen Kaisers nicht sein. Schon Pippin hatte mit den Abbasiden in Verbindung gestanden, Karl selbst war bereits einmal als ihr Verbündeter in das omajjadische Spanien eingedrungen; ein ferneres gutes Vernehmen mit den Abbasiden war nicht allein durch diese großen Beziehungen unentbehrlich, es war auch wegen der feindseligen Haltung des Kalifats von Bagdad gegen Konstantinopel erwünscht und nützlich. Wir haben der Unternehmungen Harun al-Raschids gegen das byzantinische Reich schon Erwähnung gethan. Durch die Differenzen Irenes mit ihrem Sohne unterstützt, führte er im Jahre 797 persönlich einen Feldzug aus, der nicht ohne erhebliche Erfolge blieb. Eben damals hatte Karl eine Gesandtschaft an Harun abgeschickt, die eine Gegengesandtschaft des letzteren im Jahre 801 zur Folge hatte.

Ich will hier nicht von der allgemeinen Kombination der Verhältnisse zwischen Islam und Christentum handeln. Es sei nur daran erinnert, daß Jerusalem seit seiner Besitznahme durch Omar sich einer gewissen religiösen Selbständigkeit erfreute. Ein Ausdruck derselben war es, wenn der Patriarch seine Teilnahme an dem Emporkommen einer christlichen abendländischen Macht kund gab; eher eine Demonstration gegen Byzanz, als gegen den Kalifen. Dieser verurteilte nicht etwa die Sympathien der abendländischen Christen für die morgenländischen, er ist ihnen selbst in Bezug auf die persönlichen Wünsche Karls entgegengekommen. Aus einer Stelle der Biographie Karls von Eginhard hat man sogar geschlossen, der Kaiser habe bei einer früheren Gesandtschaft an den Kalifen den Wunsch zu erkennen gegeben, die heiligen Stätten, das Grab, den Schauplatz der Auferstehung des Heilandes selbst zu besitzen. Das nun habe ihm Harun bewilligt. Man hat das Zugeständnis des Kalifen als eine Territorialabtretung aufgefaßt. Es liegt aber auf der

Hand, wie unwahrscheinlich nicht allein die Gewährung einer solchen Bitte von seiten des Kalifen ist, sondern auch nur ihre Aufstellung von seiten des Kaisers. In der That enthalten auch die Worte des Berichterstatters nichts von einer eigentlichen Territorialabtretung. Eginhard meldet, daß Harun bei einer Gesandtschaft im Jahre 807, die reiche Geschenke nach Jerusalem brachte, was doch nicht geschehen konnte, ohne dem Kalifen davon Nachricht zu geben, die Idee ausgesprochen habe: der Kaiser möge die heiligen Orte, auf die er so großen Wert lege, überhaupt als ihm selbst zugehörig betrachten. Dem Kaiser wurde ein freier Verkehr mit Jerusalem bewilligt ohne Dazwischenkunft des arabischen Souveräns, des Emir al Muminin. Auf diesem Zugeständnis mag es beruhen, daß in Jerusalem ein Hospital entstand zur Aufnahme von Pilgern romanischer Nationen, welches immer als eine Stiftung Karls des Großen betrachtet worden ist. Karl stand zu dem Kalifen Harun in einem Verhältnis wie zu Papst Hadrian; sie hatten jeder ein Verständnis von der Lage des anderen. Harun al-Raschid hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Einwohner von Jerusalem sich der Macht des Abendlandes angeschlossen und in dem neuen Kaiser den Repräsentanten der Christenheit gesehen hätten. Aber auch dazu war doch schon damals keine Aussicht: denn eben an dieser Stelle kam die konfessionelle Entzweiung, die zwischen Griechen und Lateinern obwaltete, zum Ausbruch.

In den Klöstern gab es bereits abendländische, selbst fränkische Mitglieder und diese hielten in der Lehre vom heiligen Geiste den augustinischen Zusatz fest, wie das ja unter Pippin in einer Synode beschlossen war; sie wurden aber von dem Klerus von Jerusalem fast als Ketzer behandelt. Es ist der Zwiespalt, der die christlichen Parteien noch heute am heiligen Grabe spaltet. Wie wäre da eine Anerkennung des fränkischen Kaisertums in Jerusalem möglich gewesen. Was auch die Konzession Harun al-Raschids in sich begriffen haben mag, sie beweist nur die freundschaftliche Gesinnung des Kalifen gegen den occidentalischen Kaiser. Über äußere Freundschaftsbeweise ist man jedoch weder damals noch später hinausgekommen. Es galt als ein in den Annalen zu verzeichnendes Ereignis, daß man im Abendlande einen Elephanten wiedersah, zum erstenmale seit den Zeiten Hannibals, und daß prächtige Geschenke überschickt wurden, welche die Überlegenheit des orientalischen Kunstgewerbes dokumentierten. Schon dies war genug. Karls Stellung empfing dadurch einen Rückhalt an der vorwaltenden Weltmacht, welcher seiner Thätigkeit im Occident freie Bahn ließ und sie selbst unterstützte.

Auf das empfindlichste wurde dagegen das neue, abendländische Kaisertum durch die Mißverständnisse betroffen, in welche es mit dem Hof von Konstantinopel, der das Kaisertum bisher allein besessen hatte, geriet. Eine nicht ganz zu verwerfende Überlieferung der Griechen ist es, Karl habe daran gedacht, sich Siciliens zu bemächtigen; denn wenn er Italien zu beherrschen meinte, so wäre eben dies ein unschätzbares Mittel dazu gewesen; bei weiterem Nachdenken sei er davon zurückgetreten. Einen Krieg mit dem orientalischen

Imperium zu beginnen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; seine Absicht war nur, neben demselben als Kaiser des Occidents aufzutreten und auf eine Übereinkunft hierüber würde dann seine erste Sendung an Irene gezielt haben. Die Griechen behaupten, es sei eine Vermählung des Kaisers mit Irene in Vorschlag gekommen. Ernstlich kann davon niemals die Rede gewesen sein: denn nicht Irene selbst, sondern der Eunuche Aëtius hatte damals die Gewalt in den Händen; dessen vornehmster Gedanke aber ging dahin, die Erbschaft des Reiches an sein eigenes Haus zu bringen. Anträge zu Gunsten Irenes würden nur dazu beigetragen haben, deren Sturz zu beschleunigen. Noch in Gegenwart der fränkischen Gesandten erfolgte eine Thronumwälzung, deren nächste Motive darin gelegen zu haben scheinen, daß man beide verabscheute, Irene sowohl als Aëtius. Die Verschworenen waren vornehme Patricier, welche zugleich die wichtigsten Staatsämter inne hatten. An ihrer Spitze stand der Mann, der das Geldwesen verwaltete, der Logothet Nicephorus. Es war also eine Vereinigung der mächtigsten Männer der Verwaltung zur Festsetzung und Einführung eines neuen Kaisers ohne Rücksicht auf den fränkischen König oder den Bruder des herrschenden Eunuchen. Es gelang Nicephorus, sich des Palastes zu bemächtigen; Irene soll ihr Geschick würdig getragen haben. Nicephorus versprach ihr, sie in den von ihr erbauten Palast zu lassen, sorgte aber dann doch dafür, daß sie nach Lesbos abgeführt wurde. Für die auswärtige Politik Irenes ist es charakteristisch, daß sie sich im Gegensatz gegen die Isaurier dem Abendlande angenähert hatte, wozu ihr auch ihre geistlichen Handlungen dienen sollten. Aber auch die frühere Politik hatte ihre Anhänger. Diese kamen durch den Sturz der Kaiserin wieder empor; und nichts anderes ließ sich erwarten als eine feindselige Haltung des neuen Imperators Nicephorus. Zwar hat er den Abgeordneten Karls bei der Rückkehr zu ihrem Herrn auch seinerseits Gesandte mitgegeben, die diesen in Selz trafen; es sind Verhandlungen angeknüpft worden zur Erhaltung des Friedens zwischen den beiden Reichen. Auch Karl hat darüber eine Erörterung an Nicephorus gelangen lassen; und in einem späteren Briefe erwähnt er, mit welcher Spannung er auf eine Antwort darauf geharrt habe. Eine solche ist ihm aber niemals zugekommen. Und wenn er von den Vorfällen in Konstantinopel überhaupt Kunde erhielt, so konnte er sich nicht verbergen, daß er Feindseligkeit von dort zu gewärtigen habe. Ich fürchte fast zu weit zu gehen, wenn ich die Vermutung ausspreche, die Rücksicht auf diese feindselige Haltung des byzantinischen Hofes habe den Kaiser dazu bewogen, den Sachsen jene Vorschläge zu machen, welche eine Pacifikation erwarten ließen. Denn wenn er das occidentalische Kaisertum aufrecht erhalten wollte, so durfte er im Innern desselben keine Empörung zu besorgen haben. Die, welche die von ihm festgesetzten Bestimmungen anzunehmen verschmähten, mußten deshalb auf das gewaltsamste bezwungen und unschädlich gemacht werden; die Annahme des occidentalischen Imperiums hätte hienach auf die Pacifikation von Sachsen indirekt zurückgewirkt. Noch eine andere Wirkung von größter Be-

deutung hat aber die Spaltung zwischen Ost und West, die aus der Verzögerung der Anerkennung des westlichen Reiches entsprang, hervorgebracht: die Gründung des Gemeinwesens von Venedig.

Nicephorus, der sich eine neue Armee besonders aus dem gemeinen Volk bildete, schlug unaufhörlich, bald gegen die Araber, bald gegen die Bulgaren, deren Fürst sich genötigt sah, um Frieden zu bitten. Ein besonderes Ansehen verschaffte es ihm, daß er eine Flotte herstellte, die sich der Seemacht der Araber überlegen erwies und die ihm dann auch die Herrschaft in dem Adriatischen Meere verschaffte. Der Streit zwischen den beiden Imperatoren bewirkte in den Regionen, welche weder von dem einen, noch von dem anderen abhingen, innere Entzweiungen. In dem bereits faktisch unabhängigen Venetien brachen Unruhen aus, in denen eine starke Partei, an deren Spitze der Patriarch von Grado, Fortunatus und der Tribun Oliverius standen, sich für die Franken erklärte; sie verließen nebst anderen weltlichen Großen die Stadt und wandten sich an den König Karl. Sie erschienen in Diedenhofen zugleich mit einer Deputation von Dalmatinern. Karl der Große betrachtete Dalmatien und Venetien als unzweifelhafte Gebiete des occidentalischen Reiches. Die ausgetriebenen Großen wurden hierauf unter seinem Einfluß Meister von Venedig und ihr Führer Obellierius wurde als Doge anerkannt, ein Titel, der an die Zeiten erinnert, in welchen sich die Völkerschaften Italiens um den Papst Gregor III. zum Schutze gegen die Angriffe der Isaurier vereinigt hatten. Daß sie sich an den Kaiser wandten, kann als eine Fortsetzung jener ersten Erhebung zu Gunsten des Papstes betrachtet werden. Karl der Große schlug die Landschaften zu Italien, zu dessen König er seinen Sohn Pippin ernannt hatte. Dagegen aber brachte die Annäherung der griechischen Flotte eine Erhebung der entgegengesetzten Partei hervor. Die vornehmsten Widersacher der Griechen mußten aus Venedig flüchten. Der Doge nahm den griechischen Titel Spatharius an; dessen Bruder verfügte sich selbst nach Konstantinopel, wo er einige Geiseln als Bürgen des Gehorsams der Venetianer an Nicephorus überlieferte.

Hierdurch nun wurde der Knoten geschürzt. Denn unerträglich war es dem König von Italien, in welchem sich die Macht der Langobarden repräsentierte, diesen Abfall zu erleben. Man wirft ihm vor, er habe dabei einen alten, mit den Langobarden geschlossenen Vertrag überschritten, woraus sich ergiebt, daß das neue italienische Reich eben als Fortsetzung des langobardischen betrachtet wurde. König Pippin nahm darauf keine Rücksicht. Die Frage war, ob Venedig zu Italien, also dem westlichen Reiche, oder zu der östlichen Kombination, die sich unter Nicephorus gestaltete, gehören sollte. Sie ist wenigstens in Venedig selbst verkannt worden, wo man sich der Unterwerfung der maßgebenden Oberhäupter unter Karl nicht mehr erinnerte. Der Sohn Karls, Pippin, unternahm die Zugehörigkeit Venedigs zum Westen zu behaupten, was auch dadurch möglich zu werden schien, daß die Lagunen noch größtenteils mit dem festen Lande zusammenhingen. Pippin konnte zugleich

mit seiner Reiterei gegen dieselben vorrücken. Da ist es nun zu einem mörderischen, aber entscheidenden Kampfe gekommen, mit welchem die venetianische Geschichte erst recht eigentlich beginnt.

Pippin nahm Heraklea und Equilium auf der einen, Chioggia und Palestrina auf der anderen Seite ein. Er drang bis Albiola und Malamocco vor. Hier aber setzten sich ihm die griechisch gesinnten Oberhäupter, unterstützt von einer starken Schar der Lagunenbewohner, mit gesamter Kraft entgegen und behielten die Oberhand. Es wird überliefert, daß Pippin von der Landseite her die Belagerung noch sechs Monate fortgesetzt habe. Eben das aber mag die Venetianer veranlaßt haben, ihren vornehmsten Sitz nach dem Rialto zu verlegen, wo ihnen die schützenden Gewässer zu statten kamen. Pippin mußte sein Unternehmen aufgeben, Venedig war eine Seestadt geworden. Auf diese Thatsache gestützt, faßten die Griechen die Hoffnung, einen vorteilhaften Vertrag mit Pippin zu treffen; sie schickten einen Gesandten nach Pavia. Indem aber ist Pippin, auf dem doch eigentlich die Behauptung Italiens beruhte, gestorben (8. Juli 810). Karl der Große meinte nach dem Tode des Sohnes die Gesandtschaft als an ihn selbst gerichtet betrachten zu können. Er ließ die Gesandten nach Aachen kommen, wo er mit ihnen eingehende Unterhandlungen gepflogen zu haben scheint, ohne daß man doch zu einem Abschluß gelangt wäre. Aus dem Schreiben, das Karl an Nicephorus richtete, sieht man, daß er die Gesandtschaft als eine schon längst erwartete freundschaftliche Erklärung desselben ansah, mit der er sehr zufrieden war und an die er die besten Hoffnungen knüpfte. Aber nicht so sehr auf den Austrag zwischen den beiden Kaiserreichen kam es an, als auf das Resultat ihrer Entzweiungen untereinander. Eines der vornehmsten ist die Unabhängigkeit von Venedig, welche dadurch begründet worden ist. Venedig neigte zum Occident, wurde aber von Konstantinopel zur anderen Seite gezogen, worauf ein Versuch des Occidents eintrat, es wieder zu erwerben. Der mißlang jedoch, ohne daß Venedig wieder von Konstantinopel abhängig geworden wäre. Dies zu vollbringen waren die Griechen wegen ihrer fortdauernden Uneinigkeit unfähig. In Nicephorus lebten die bilderfeindlichen Ideen des isaurischen Hauses fort. Dem geistlichen System Irenes erwies er sich abgeneigt, er nahm abweichende Sekten in Schutz und ließ eifrige Feinde des Bilderdienstes gewähren. Indem er hierdurch innere Feindseligkeiten gegen sich erweckte, konnte er auch auf die Ergebenheit seines Heeres nicht zählen. Im Jahre 811 ist er bei einem Zusammentreffen mit den Bulgaren nicht im eigentlichen Felde geschlagen, sondern in seinem Zelte überfallen und ermordet worden, mit ihm die vornehmsten Patricier, die ihn umgaben, und die Führer seiner Truppen, selbst die Obersten der Provinzialtruppen. Das Ereignis muß als die Katastrophe der neuen Regierungsweise betrachtet werden. So sehen sie auch die Geschichtschreiber jener Zeit an, aber sie fügen doch kein Wort des Bedauerns hinzu. Nicephorus ist ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus.

Als sein dem Blutvergießen entronnener Sohn Stauracius nach Kon-

stantinopel kam, so machte man demselben die Zurücknahme der letzten Maßregeln seines Vaters zur Bedingung. In dem Tumult, der darüber entstand, konnte er sich nicht behaupten; die Regierung ging auf seinen Schwager Michael, genannt Rhangabe, dem die Tochter des Nicephorus, Prokopia, energisch zur Seite stand, über. Michael wurde vom Patriarchen zur Orthodoxie, zur Schonung der Christen, besonders der Geistlichen und Mönche, verpflichtet. In dieser Beziehung gewann das System Irenes doch die Oberhand in der Hauptstadt. Und um so weniger war dann an eine ernstliche Fortsetzung des Kampfes gegen das Abendland zu denken. Michael näherte sich Karl und dem Papste. Eine Gesandtschaft desselben hat in der Anrede an Karl ihn mit dem Worte Basileus d. h. Kaiser begrüßt. Ein Friedensinstrument, welches zugleich einen Bund enthielt, unterschrieben von Karl, seinen Großen und Priestern, wurde mit vieler Feierlichkeit den griechischen Gesandten übergeben. Diese verfügten sich damit zunächst nach Rom: denn auf das Einverständnis des römischen Stuhles kam es den beiden Kaisern vornehmlich an. Im Frühjahr des Jahres 813 schickte Karl ein paar Geistliche nach Byzanz, um eine Bundesurkunde von seiten der Griechen in ihrer Sprache mit aller Feierlichkeit in Empfang zu nehmen. Wir haben den Brief übrig, in welchem Karl diesen Antrag ausspricht; er ist voll von religiösen Danksagungen über die der gesamten Christenheit durch eine friedliche Einigung erwiesene Gnade. Mit Bestimmtheit tritt darin der Gedanke der beiden Kaiserreiche, des orientalischen und occidentalischen, hervor, welche zusammen die allgemeine Christenheit konstituieren; der Gott, der sie regiere, sorge auch für ihre Einigung. Aber Michael wurde, infolge eines unglücklichen Feldzuges gegen die Bulgaren, zur Abdankung genötigt, ehe er diese Auswechselung der Urkunde vollzogen hatte, das eigentliche Ziel wurde nicht erreicht. Dennoch sind diese Annäherungen von historischer Wichtigkeit, weil damit die Idee des occidentalischen Kaisertums dem byzantinischen gegenüber das erste Mal zu offiziellem Ausdruck kam. Es war gleichsam eine Bestätigung der politischen Stellung, welche Karl eingenommen und welche die folgenden Zeiten beherrscht hat. In der Entwickelung der Welt erlangte das occidentale Imperium eine beinahe centrale Weltstellung, ohne daß man sich derselben bewußt gewesen wäre: denn die Verhältnisse des Kalifats von Bagdad am Oxus und in Indien hingen noch allezeit mit den kriegerischen und friedlichen Beziehungen zusammen, in denen es zum griechischen Reiche stand. Diese aber griffen in das occidentale Imperium ein, wie auf der anderen Seite Beziehungen zu Sina und Tibet erscheinen, welche die Politik des Kalifats bedingen. In demselben Grade waren die Kalifen den lateinischen Christen geneigt, als sie die griechischen mit Feindseligkeiten heimsuchten. Zwischen denen war es zu keiner Vereinbarung gekommen; es war doch aber auch kein offener Hader zu befürchten, so lange sie beide dem Bilderdienst anhingen. Und überdies schuf das Emporkommen der Bulgaren ein Interesse, das beiden Reichen gemeinsam war.

Die Bulgaren hatten sich an die Avaren angeschlossen. Nach deren Fall

durch Karl erhoben sie sich zu einer bedeutenden selbständigen Macht. Schon längst waren sie Meister der Wallachei, sowie des östlichen und südlichen Ungarns. Jetzt waren sie auch der Griechen Meister geworden und schienen sich in der Balkanhalbinsel auf immer festsetzen zu wollen. Es wird nicht gesagt, daß die Griechen bei Karl dem Großen Hülfe gegen sie gesucht hätten; was erst nach dessen Tode geschah. Bezweifeln läßt sich aber auch nicht, daß die Einwirkungen Karls in einem den Bulgaren entgegengesetzten Sinne dem griechischen Reiche ein Bedürfnis waren. Aber wir wollen uns nicht in diese fernen Verbindungen verlieren; den vornehmsten Gesichtspunkt Karls des Großen bildete doch immer seine eigene Sicherheit und die Sorge, die er den vordringenden Bulgaren gegenüber trug, die avarische Grenze vollständig zu pacifizieren. Im Jahre 805 hatte Karl den Versuch gemacht, das Fürstentum des Chakhans bei den Avaren zu erneuern. Der von ihm eingesetzte Fürst empfing die Taufe. Zwischen den Avaren und Slaven brachen Zwistigkeiten aus, zu deren Beseitigung der Kaiser eine Expedition nach Pannonien veranstaltet hat.

Im Jahre 811 beschied er beide Parteien vor sich nach Aachen.

Das eroberte Gebiet wurde in drei Teile zerlegt: die avarische und hunnische Ostmark und das Herzogtum Kärnthen. Man darf vielleicht sagen, daß eben aus diesem Kampf gegen die Bulgaren, aber im Einverständnis mit Konstantinopel, die Mark hervorging, aus welcher später Österreich erwachsen ist. Noch bei weitem stärker als von den Bulgaren wurde das occidentalische Reich an seiner östlichen Grenze von den Slavenstämmen eingeengt und bedroht.

Immer noch hielten die Czechen ihre einst unter Samo begründete, von dem fränkischen Reich angefochtene, aber von ihnen mit den Waffen behauptete Unabhängigkeit aufrecht. Andere slavische Völkerschaften hatten das ganze Gebiet zwischen Elbe und Oder inne, die Obotriten näher dem Meere, die späteren mecklenburgischen Lande, die Liutizen die Ufer der Elbe und der in diesen Strom mündenden Flüsse; in die altthüringischen Bezirke waren die Sorben eingedrungen. Man hat bemerkt, daß die großen Stämme doch untereinander niemals einverstanden gewesen seien, die Liutizen wurden sowohl von den Obotriten als den Sorben bekämpft. Als ihre Feinde wurden wieder die slavischen Bewohner von Böhmen angesehen. Die Slaven hatten nun schon vielfach in die sächsischen Kriege eingegriffen. Wir erinnern uns, daß es ein Zug gegen die Sorben war, welcher den Sachsen zu ihrer mutvollsten Erhebung im Jahre 785 Anlaß gab. Die Sorben erschienen da mehr als Bundesgenossen der Sachsen. Dagegen waren die Bodrizen oder Obotriten mit Karl verbündet, die in den transalbingischen Sachsen ebenso sehr ihre Feinde sahen als Karl selbst. Der Krieg mit Sachsen ist, wie erwähnt, nur durch eine schonungslose Bestrafung der den Vorschlägen des Königs nicht Folge Leistenden beendet worden. Als Karl die hartnäckigsten der widerstrebenden Sachsenstämme, deren er sonst nicht Meister geworden wäre, aus ihrem Gebiete gewaltsam wegführte, räumte er dasselbe den Obotriten ein.

Seinen treuesten Anhänger aus diesem Volke, Thrasko, ernannte er im Jahre 804 zu ihrem obersten Fürsten. Ohne die Freundschaft mit den Obotriten wäre die Beruhigung von Sachsen nicht möglich gewesen. In diesen Konflikten hat nun Karl den Versuch gemacht, die Czechen seinem Reiche zu unterwerfen, was ja schon die Merowinger für ihr Recht gehalten hatten. Die Niederlage, welche die Franken einst bei Wogastisburg erlitten, war noch immer zu rächen. Wenn die geographische Lage Böhmens den Czechen die Möglichkeit eröffnete, in die fränkischen Gebiete einzubrechen, so hatte man in diesen dafür gesorgt, ihnen keine Waffen zukommen zu lassen; es gab eine böhmische Mark, wie eine sorbische. Aber mit dem Bedürfnis der Verteidigung verband sich die Absicht, die frühere Herrschaft über Böhmen wiederherzustellen.

Im Jahre 805 nun schritt Karl zu diesem Werke. Von drei verschiedenen Seiten her, von Bayern, Sachsen, Thüringen, wurde der Zug unternommen, um Böhmen zu germanisieren. Die Gebirge wurden überschritten, das Land weit und breit verwüstet; die Czechen vermieden jedoch, sich im offenen Felde entgegenzusetzen. An der Spitze der Unternehmung stand der älteste der legitimen Söhne Karls von der Hildegardis, der kriegsgeübte Karl, der seinen Namen trug.

In Böhmen hatten die Franken nicht erreicht, was bei den Avaren gelungen war, keine Flotte bot den nötigen Lebensunterhalt. Nach einer vierzigtägigen Beraubung des Landes hatten die Sieger keine Nahrungsmittel mehr und mußten es sich selber wieder überlassen. Hier also behauptete sich eine ungebrochene slavische Selbständigkeit, wie den Merowingern, so auch dem Reiche Karls des Großen gegenüber. Dahin aber führte das nicht, daß auch die verwandten Nationalitäten, welche in die fränkischen Angelegenheiten vielfach verflochten waren, ihre selbständige Aktion hätten behaupten können. Was gegen die Czechen mißlungen war, gelang vollständig gegen die Sorben.

Im Jahre 806 wurden die Sorben angegriffen und einer ihrer Fürsten, des Namens Melito, getötet. Hierauf unterwarfen sich die übrigen Fürsten und stellten Geiseln. An der Elbe und an der Saale, wie man annimmt, wurden Befestigungen errichtet, um die Herrschaft über die Eingeborenen zu behaupten.

Die große Aussicht, die sich hieran knüpfte, mußte man jedoch einer fernen Zukunft überlassen. Die unmittelbare Aufmerksamkeit Karls wurde durch ein anderes Element des Völkerlebens jener Zeit in Anspruch genommen, welches eine aggressive Haltung annahm, die Dänen. Die an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Bodrizen (Obotriten) verursachten, wenn wir recht unterrichtet sind, durch innere Entzweiungen, namentlich den Widerstand, welchen der von den Franken eingesetzte oberste Fürst Thrasko fand, eine Einmischung der Dänen, die so entschiedene Anhänger der Franken, wie Thrasko war, nicht aufkommen lassen wollten. Sie hatten dabei eine liutizische Völkerschaft, die Wilzen, von jeher Feinde der Obotriten, auf ihrer Seite. Der Kampf war ein sehr blutiger; den Dänen gelang es, Thrasko zu verjagen;

einen anderen Fürsten des Volkes machten sie zum Gefangenen und brachten ihn um, zwei Dritteile der obotritischen Gebiete wurden zu einem Tribut genötigt, allein die Obotriten hatten auch sehr nachhaltigen Widerstand geleistet. Ein fester Platz wird erwähnt, bei dessen Bestürmung die Dänen ihre besten Leute verloren. Notwendig aber nahmen die Franken, die ihre Verbündeten nicht untergehen lassen konnten, an dem Kampfe derselben gegen die Dänen teil. In dieser Gefahr hat der Dänenkönig Gottfried, um sich gegen die Macht der Franken zu schützen, den Danewirk aufgeworfen, einen Erdwall, der die Ostsee und Nordsee wenigstens mittelbar erreichte, die eine durch die Schlei, die andere durch die Norder-Eyder, ungefähr zwei Meilen lang, sodaß der Durchgang zwischen beiden Seen den Franken verschlossen wurde; er hatte nur ein Thor in seiner Mitte. Hierdurch in seinem Erbreich gegen Franken und Obotriten gesichert, setzte dieser König eine maritime Expedition in stand von zweihundert Schiffen, mit denen er Friesland angriff und einige Bezirke zur Zahlung eines Tributs nötigte. Er selbst hielt sich noch zu Haus, und als sich Karl mit einem starken Heere bei Verden aufstellte, soll er die Absicht gehabt haben, mit ihm zu schlagen, Sachsen und Friesland wieder von den Franken loszureißen und, wie er vernehmen ließ, selbst seinen Sitz in Aachen aufzuschlagen. Etwas ähnliches würde wahrscheinlich die Folge gewesen sein, wenn er das fränkische Heer im offenen Felde überwältigt hätte. Aber ihm selbst begegnete, daß er von einem seiner Satelliten erschlagen wurde, wie einst Athaulf. Kaiser Karl befestigte dann sein Bündnis mit den Obotriten, er gab ihnen einen neuen Fürsten, den sie annahmen. Der dänischen Befestigung begegnete er seinerseits mit einer anderen Grenzverschanzung, hauptsächlich aber setzte er die Küsten in Verteidigungszustand. Berühmt ist die Inspektionsreise, bei der er die gallischen Küsten gegen die Seeräubereien der normannischen Piraten sicherte, er legte selbst Hand an, eine Flotte erbauen zu lassen. Doch hat er damit nicht gerade etwas entscheidendes ins Werk gesetzt oder begründet. Man nimmt nur die Stellung wahr, welche das occidentale Kaisertum einnahm, der Gefahr gegenüber, die von Norden drohte. Damals erfolgte in Dänemark ein Sturz in der Regierung. Die Söhne Gottfrieds nahmen ihre Zuflucht zu dem entfernten Norden; dessen Brudersohn Hemming hatte sich in den Besitz der Gewalt gesetzt. Dem aber konnte nichts daran liegen, die weitumfassenden Feindseligkeiten seines Vorgängers gegen die Franken fortzusetzen. Er neigte sich zu einem Frieden mit denselben, der unter den Waffen geschlossen worden ist. Aber die Abkunft war für beide Teile so wichtig, daß man sie mit der möglichsten Feierlichkeit bestätigen wollte. Sobald es die Jahreszeit zuließ, im Frühjahr 811, fand eine Zusammenkunft an der Eider von beiden Seiten statt. Hier wurde der Friede durch eine Anzahl der vornehmsten Oberhäupter beider Nationen bestätigt. Es waren zwölf fränkische Grafen und ebenso viele Dänen, unter ihnen der König selbst und seine Angehörigen. Sie gelobten einander Friede und beschworen denselben, jeder Teil nach dem Ritus seiner Religion. Wenn man den Einfluß in Be-

tracht zieht, den die Dänen auf den Osten und Norden des Reiches ausübten, und die Macht zur See, welche sie in den Händen hatten, so erkennt man, daß diese Abkunft eine auch nach anderer Seite hin bedeutungsvolle Rückwirkung gehabt hat. Ohne denselben würde es dem Kaiser unmöglich gewesen sein, sein Verhältnis zu den Angelsachsen aufrecht zu erhalten. Auf diese aber besaß er, mit dem Papst vereinigt, einen maßgebenden Einfluß. Der aus Northumbrien verjagte König Eardulf ist durch ihre vereinigte Bemühung wieder hergestellt worden. Ein römischer Diakonus und ein kaiserlicher Notar wirkten dabei als Gesandte zusammen. Eardulfs Dynastie hat sich dann behauptet. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Legislation Karls des Großen auf die englischen Zustände eine nicht geringe Rückwirkung geäußert hat. Von Egbert, dem Begründer der Monarchie in der Heptarchie, wird berichtet, er habe sich eine Zeit lang am Hofe Karls des Großen aufgehalten und dessen grundlegende Ideen nach England verpflanzt. Noch in einer anderen Hinsicht war er mit den Franken verbündet. Wie diese auf der einen Seite der See mit den Bretonen zu kämpfen hatten, so nahmen die Angelsachsen von Wessex aus unter Egbert ihren alten Kampf mit den Briten in Britannien wieder auf. Von Egbert sagt die Chronik: er verwüstete West-Wales von Osten nach Westen. Cornvallis wurde mit Wessex vereinigt. Überhaupt hat das germanische Element erst unter dieser Kombination das definitive Übergewicht über das celtische erhalten, das im 5. Jahrhundert diesseit und jenseits des Kanals wieder zu einer ausgedehnten Macht gelangt war. Erst unter Karl dem Großen geschah es, daß die Bretonen der fränkischen Monarchie unterworfen wurden.

Die Oberhäupter gebärdeten sich in ihren Kastellen gleichsam unabhängig. Sie schützten sich durch Verschanzungen in ihren Sümpfen und morastigen Gegenden und durch Verhaue in ihren Bergen. Im Jahre 786 erschienen sie in so feindseliger Haltung, daß ein fränkisches Heer unter dem Seneschall Audulf abgeschickt wurde, dem es denn auch gelang, einige ihrer Befestigungen zu nehmen. Aber durchgreifend war dieser Erfolg doch nicht; noch Jahrzehnte später finden wir eine bretonische Mark zur Verteidigung und zum Angriff.

Im Jahre 799 brach der Anführer dieser Mark, Graf Wido, mit anderen Grafen in das bretonische Gebiet ein und durchzog es von einem Ende bis zum anderen. Die Häuptlinge beugten sich dem Sieger, Wido brachte ihre Waffen und Wappen an den König. Es war die erste vollständige Unterwerfung der Bretagne, die überhaupt vorgekommen ist, aber auch jetzt noch keine definitive. Man darf annehmen, daß die Häuptlinge selbst im folgenden Jahre beim König in Tours erschienen und ihm Geschenke darbrachten, die ihre Unterthänigkeit bedeuteten. So wird ausdrücklich erzählt. Daß sie aber damit auf immer bezwungen gewesen wären, erhellt doch nicht. Im Jahre 811 kam Karl der Große in den Fall, noch einmal eine Abteilung seines Heerbanns in die Bretagne zu schicken. Zu derselben Zeit hat er auch die Wilzen

an der Elbe, die Avaren an der Donau wieder mit Krieg überzogen: denn so schlagfertig und waffenmächtig war er nun einmal geworden, um nirgends einen Feind an den Grenzen zu dulden. Die vornehmste Thätigkeit seiner letzten Jahre war, wie einst die seines Vaters, nach Aquitanien und dem Grenzwall der Pyrenäen gerichtet.

Es wird mir gestattet sein, diese Begebenheiten, welche hieraus entsprangen und eine neue Eroberung einleiteten, ins Auge zu fassen. Schon im Jahre 785 waren einige der wichtigsten Grenzfestungen von den Hispano-Saracenen zu den Franken übergegangen, zuerst Gerona, dann Urgel und Ausona. Wir wissen, kirchenhistorisch ist die Besitznahme von Urgel wichtig, da der Bischof sich dem König und dem Papst vor Gericht stellte. Bald darauf aber haben die Ereignisse der äußeren Kriege neue Angriffe der Omajjaden auf Aquitanien und Septimanien hervorgerufen.

So auffallend es ist, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß es vornehmlich die Nachricht von den Verwickelungen war, welche Karl persönlich an der Donau fesselten, was den Kalifen von Cordova, Hischam, den Sohn Abderrahmans veranlaßte, die Feldzüge über die Pyrenäen nochmals aufzunehmen. Im Jahre 793 drangen die Saracenen nach dem alten Schauplatz ihres Übergewichts, nach Narbonne vor. Ohne die Stadt erobern zu können, erfüllten sie doch das Land mit Raub und Gewalt. Indem sie dann gegen Carcassone vorwärts zogen, trafen sie mit dem Grafen Wilhelm von Toulouse, der sich ihnen in den Weg stellte, zusammen. Weder er selbst, noch seine Gefährten vermochten den Angriff zn bestehen, in alter Weise kehrten die Araber mit Beute beladen nach Spanien zurück. Die Saracenen hatten damals das Übergewicht über die sich neu organisierende Macht der Christen in Asturien, im Jahre 791 durchzogen sie die Gegend von Burgos, im Jahre 792 Gallicien. Derselbe Feldherr Abdalmelik, der diese Gebiete bewältigt hatte, kämpfte mit dem Grafen Wilhelm. Diesen Angriffen Widerstand geleistet zu haben, ist das Verdienst des jungen Königs Ludwig von Aquitanien oder vielmehr der Männer, die sein Vater ihm zur Seite gab. Auf einer Landesversammlung, die er im Jahre 795 zu Toulouse hielt, stellten sich auch Gesandte des Königs Alonso II. von Asturien ein, der eben in jenen Konflikten zum König ausgerufen war, und es wurden Anstalten zum Schutz der Grenze getroffen. Einige durch den Krieg verödete Ortschaften, Ausona, Cardona, Castaserra befestigte Ludwig und besetzte sie mit Kriegsvolk. Wir finden die Nachricht, daß eine große Anzahl von Einwohnern damals in das fränkische Gebiet geflüchtet sei und den Grund zur Errichtung der spanischen Mark gegeben habe. Diese erhob sich dann unter Leitung ihres Führers, des Grafen Burrell. Am meisten kamen den Franken die unter den Omajjaden ausgebrochenen Streitigkeiten über den Besitz des Thrones zu statten. Die älteren Söhne Abderrahmans, Suleiman und Abdallah, waren durch Hischam ausgeschlossen und nach Afrika verbannt worden. Beim Tode Hischams im Jahre 796 machten sie ihre Ansprüche gegen dessen Sohn Hakem geltend.

Suleiman unternahm es, ihn in Spanien zu bekämpfen, Abdallah begab sich an den Hof Karls nach Aachen. Karl kam soeben von einem erfolgreichen Zuge nach dem Sachsenlande aus Wigmodia zurück, da stellte sich ihm der aufrührerische Oheim des Kalifen von Cordova dar, um ihm in seiner Pfalz zu huldigen. Karl nahm ihn an, verwies ihn aber an seinen Sohn. Schon vor dem sächsischen Zuge war der Wali von Barcelona in gleicher Absicht in Aachen gewesen. Es erhellt nicht, ob dieser Abfall von Cordova in direktem Zusammenhang mit den Feindseligkeiten des Kalifen von Bagdad gegen die Omajjaden stand, aber man darf es doch voraussetzen, da, wie wir berührten, um dieselbe Zeit Karl der Große seine Gesandten an Harun al-Raschid schickte. Der Übertritt so bedeutender Männer erweckte in Karl die begründete Hoffnung, den Omajjaden mit überlegener Kraft entgegen zu treten. Nicht sogleich aber erfüllten sich die Erwartungen, welche die Anwesenheit des Wali von Barcelona erregt hatte. Der Wali erwies sich als sehr unschlüssig. Die Verrätereien der Saracenen zeigten sich nicht allein unwirksam; man hatte neue Angriffe, die sich immer gegen Narbonne richteten, zu besorgen, wie denn die Einwohner von Barcelona sich des Gewinnes erfreuten, der ihnen aus den saracenischen Raubzügen erwuchs. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, Barcelona mit Heeresmacht anzugreifen. Es war eine der ersten Unternehmungen, zu welchen Karl nach seiner Kaiserkrönung schritt, recht im Zusammenhang mit der Idee derselben, aber doch zugleich im Einverständnis mit Harun al-Raschid. Man konnte dabei auf die aquitanischen Streitkräfte zählen, bei denen Basken und Goten ausdrücklich erwähnt werden. Drei verschiedene Heerhaufen wurden dazu ins Feld gestellt, der eine zur Deckung Aquitaniens, die beiden anderen zum Einfall in Spanien. Von diesen war der erste zur eigentlichen Belagerung bestimmt, er stand unter dem Befehl des Grafen Rotstagnus von Gerona; der andere unter demselben Grafen Wilhelm von Toulouse, welcher einige Jahre früher mit den Saracenen unglücklich gekämpft hatte, sollte sich in der Nähe aufstellen, um einem Entsatzversuch zuvorzukommen. Wirklich wurde nun von Cordova ein solcher unternommen. Ein ansehnliches Heer rückte bis Saragossa, hatte aber doch keine Lust, mit dem Feinde zu schlagen und warf sich vielmehr auf die leichtere Unternehmung, die christlichen Beherrscher von Asturien im Zaum zu halten, denn offenbar hingen die fränkischen Unternehmungen mit der Erhebung der Überreste des alten Gotenreiches zusammen, wie denn auch Alonso sich an Ludwig hielt und in seinem Schreiben an den Kaiser eine Hingebung kundgab, die an Unterthänigkeit streift. Graf Wilhelm von Toulouse verstärkte nun das Belagerungsheer, aber Barcelona wehrte sich auf das tapferste; die standfeste Verteidigung erinnert an ähnliche Vorgänge an den spanischen Grenzen in alten und neuen Zeiten. Eine Hungersnot brach aus; man sah Verteidiger, die an dem Erfolg verzweifelten, sich von den Mauern herabstürzen. Viele hofften noch, die Franken würden bei der Nähe des Winters abziehen, aber man erlebte, daß diese Hütten anlegten, um vor der Stadt zu überwintern. Hierauf erklärten sich doch die Einwohner

zur Unterhandlung bereit, zu welchem Zwecke sie ihre damaligen obersten Führer auslieferten. Die Franken hielten die Zeit für gekommen, den jungen König zur Einnahme des Platzes, welche bevorzustehen schien, einzuladen, um die Ehre derselben zu erwerben. Ludwig stellte sich ein, fand aber noch immer hartnäckigen Widerstand. Kaiser Karl, in der Besorgnis, sein Unternehmen scheitern zu sehen, ließ ein neues Heer in Lyon versammeln, unter seinem kriegsgeübten Sohne Karl, der sich mannhaft und unternehmend bewiesen hatte: aber ehe dieser noch aufbrach, war das Schicksal von Barcelona entschieden. Die Stadt hatte sich endlich zu einer Kapitulation und zur Aufnahme fränkischer Besatzung genötigt gesehen. Ludwig verzögerte seinen Einzug so lange, bis christliche Priester eingetroffen waren, um ihnen mit seinen übrigen Truppen voranzuschreiten. So zogen sie nach der Kirche des heiligen Kreuzes: denn die christliche Idee war jetzt mit der militärisch-politischen auf das innigste verbunden. König Ludwig wird immer als der erste Fürst betrachtet werden müssen, der eine den Moslimen entrissene Stadt mit religiösem Pomp in Besitz nahm.

Für den Kaiser Karl war es auch in Bezug auf sein früheres fruchtloses Unternehmen eine große Genugthuung. Die Stadt wurde dem Grafen Bera, mit einer Besatzung, die hauptsächlich aus Goten bestand, anvertraut, denn so hing nun einmal alles zusammen. Die spanischen Araber hatten sich der Reste der gotischen Territorien jenseit der Pyrenäen zu bemächtigen getrachtet, was nach langem Schwanken dahin führte, daß sich die Goten mit den Franken vereinigten. Eine stattliche Schar blieb jetzt in Barcelona, was dann dem Überreste des gotischen Reiches in Asturien zur Wiedererwerbung seiner Unabhängigkeit förderlich werden mußte. An diese Erfolge selbst aber knüpfte sich ein fortwährender Krieg; mancherlei Streifzüge wurden unternommen, die ohne besondere Wirkung verliefen. Zugleich regten sich die spanischen Saracenen zur See, man begegnet ihnen in den Gewässern von Korsika. Die balearischen Inseln, von den Saracenen geplündert und heimgesucht, unterwarfen sich dem fränkischen Reiche und wurden wirklich in Schutz genommen; erbeutete arabische Fahnen wurden vor den Kaiser gebracht. Eine größere Aussicht aber bot sich dar, als nach dem Tode eines der Markgrafen der Wali von Saragossa die fränkischen Kastelle besetzte, jedoch nur im Namen des Kaisers selbst, indem er versprach, sich mit alle dem, was er selbst inne hatte, zu unterwerfen; er ließ das hoffen, wenn ihm eine Besprechung mit den fränkischen Kriegsvölkern gestattet werde. Diese Annäherung war jedoch so zweifelhafter Art, daß Karl es vorzog, mit dem Kalifen von Cordova, der sich ihm näherte, eine Abkunft zu schließen. Er ließ den Wali fallen; dagegen wurde die spanische Mark anerkannt und den fortschreitenden gotischen Succeſſen Sicherheit verschafft.

Wie berührt, hängt die Wiedererhebung des Königsreichs Asturien unter Alonso II., unter welchem Oviedo erbaut wurde, mit den Vorteilen, die die Franken erfochten, zusammen. Eine neue Erhebung der Wasconen wurde von

Ludwig niedergeschlagen, auch Pampelona wurde erobert. Mit gutem Grund läßt sich sagen, daß die Idee, welche dem Unternehmen von 778 zu Grunde lag, nach mancherlei Wechsel von Glück und Unglück realisiert wurde. Daß es aber soweit kam, beruhte auf einer Umgestaltung der allgemeinen Verhältnisse der arabischen Welt, welche damals eingetreten war.

Harun al-Raschid, der Verbündete Karls, von dem wir aus den fränkischen Berichten erfahren, der Kaiser habe die Allianz mit ihm höher angeschlagen als die Freundschaft irgend eines anderen Fürsten, war im Jahre 809 gestorben. Harun hatte noch in den letzten Jahren seines Lebens die Oppositionen religiöser und politischer Natur, die sich innerhalb seines Reiches gegen ihn erhoben, niederzuhalten. Das Wesirat der Barmekiden, das er im Grunde selbst gestiftet hatte, zu dem sich aber auch noch andere sociale und religiöse Bestrebungen gesellten, war so mächtig geworden, daß er es mit Gewalt wieder zerstörte, wobei er den Ruhm von Gerechtigkeit und Milde, der sich im Orient an seinen Namen knüpfte, keineswegs gerechtfertigt hat. Kurz vor seinem Tode hat er zur Erhaltung des inneren Friedens eine Verfügung getroffen, welche die Einheit des Kalifats von Bagdad aufzulösen drohte. Gedenken wir noch mit einem Worte der Ereignisse im Reiche der Abbasiden, welche den Gesichtskreis der letzten Jahre Karls des Großen veränderten und in sich selbst von weltumfassender Bedeutung sind.

Von den erbfähigen Söhnen, die Harun hinterließ, war der ältere, Mamun, bereits sehr mächtig, ihm war Chorasan und das ostasiatische Gebiet überhaupt anvertraut, aber er war der Sohn einer Sklavin. Dem Gedanken, der das Kalifat beherrschte und der an die altpersischen Ideen anknüpfte, schien es besser zu entsprechen, wenn ihm der jüngere Bruder Emin vorgezogen wurde, dessen Herkunft von einer Enkelin Al-Mansurs dem Ideal der Abbasiden gemäßer war. Diesen also beschloß Harun zum eigentlichen Nachfolger im Kalifat zu bestimmen, aber dabei sollte doch die Stellung, welche Mamun in den östlichen Provinzen hatte, demselben vorbehalten bleiben. Noch ein dritter Sohn, Kasim, wurde mit einem Gebiete bedacht, das ihn zum unmittelbaren Nachbarn des byzantinischen Reiches machte. Daß das nun alles in Erfüllung gehen würde, ließ sich kaum erwarten. Kasim konnte seine Unabhängigkeit gegen Emin nicht behaupten; zwischen diesem und Mamun dagegen brach in kurzem ein Zerwürfnis aus, welches den alten Gegensatz zwischen dem Osten und Westen der moslimischen Gebiete, in dessen Folge die Abbasiden selbst emporgekommen waren, wieder zu erneuen drohte. In kurzem kam es soweit, daß Emin nur seinen eignen Sohn als Nachfolger im Kanzelgebete nennen ließ, nicht Mamun, wie es Harun gewollt hatte; Mamun dagegen in seinen Gebieten die Nennung Emins im Kanzelgebet überhaupt vermied. Jeder von ihnen hatte einen seiner Sache vollkommen ergebenen Wesir zur Seite, so daß es also zu einer Entscheidung durch das Schwert kommen mußte. Im Namen Mamuns rückte Tahir mit überlegener Mannschaft von Chorasan vor. Die großen Städte wie Bagdad, selbst Mekka und Medina waren für Emin, konnten

ihn aber gegen den Angriff nicht schützen, Bagdad wurde von Tahir erobert, Emin, der vergebens zu entfliehen versuchte, umgebracht. Al Mamun war also unbestrittener Emir al Muminin.

Notwendig hatte nun dieser Zwiespalt in dem abbasidischen Kalifat die Folge, daß die vornehmsten Gegner desselben, die Omajjaden in Spanien, für die sich auch eine Partei in Syrien regte, sich aufs neue erhoben. Sie waren aber unter sich selbst uneinig. Auch der Kalif von Cordova hatte unaufhörlich mit politischen und religiösen Gegnern zu kämpfen, welche Empörungen hervorriefen und Auswanderungen im großen Stil veranlaßten. Die Scharen, welche das Land verließen, warfen sich auf die See und griffen die Abbasiden an. Das Mittelmeer erfüllte sich mit diesen Kämpfen der Moslime unter einander, in die aber auch unmittelbar die Griechen verflochten wurden. Bemerkenswert ist es, daß dabei von einer Verbindung der Byzantiner mit dem Kalifen von Bagdad gegen die Omajjaden die Rede gewesen ist. Die Anhänger der Abbasiden meinten durch eine solche soweit zu kommen, die Omajjaden zurückzutreiben; sie boten denselben ein Bündnis zu diesem Zwecke an. In Sicilien wurde mit dem gräco-römischen Patricius, der dort den Oberbefehl führte, darüber verhandelt. Papst Leo III. hat dem Kaiser darüber Mitteilungen gemacht. In früheren Zeiten, als die Franken noch die spanischen Saracenen zu fürchten hatten, würde das auf Karl vielleicht Eindruck gemacht haben, nicht aber in den damaligen. Er hatte in Spanien Fuß gefaßt, und so lange Sicilien in griechischen Händen war, was gerade dadurch vermittelt wurde, daß ein Kampf zwischen Omajjaden und Abbasiden zur See ausbrach, brauchte er für das fränkische Reich auch zur See nichts zu fürchten. An jenen Berührungen der entgegengesetzten Tendenzen, der Abbasiden und ihrer Anhänger, der Griechen und der seeräuberischen spanischen Saracenen nahm er keinen Anteil mehr.

Allgemeine Lage. Tod des Kaisers.

Mit ruhigem Stolze konnte Karl den Umfang seines Reiches überblicken. Gegen den alten omajjadischen Feind nahm er die Küsten des westlichen Mittelmeeres und einen großen Teil des nördlichen Spaniens in seinen Schutz. An den Küsten des Atlantischen Meeres stand er mit den irischen Königen und mit den Angelsachsen in gutem Frieden und Bündnis. Jene begrüßten ihn als Herrn und Meister, diese nahmen seine Einrichtungen vielfach zum Muster. Die Nordsee war durch Frieden und gute Rüstungen gesichert. Die kontinentalen Grenzen waren durch treffliche Umwallungen nicht allein gegen die Dänen, sondern auch gegen die Slaven geschützt. Durch die Grenzeinrichtungen wurden die Nachbarn abgewehrt und bis auf einen gewissen Grad selber beherrscht. An der avarisch-bulgarischen Grenze war man mit dem Interesse des orientalischen Kaiserreiches einverstanden; und wenn man mit demselben

am Adriatischen Meer in feindseligen Kontakt geriet, so war doch damit keinerlei Gefahr verbunden, da die Bevölkerung nur eben zwischen den beiden Kaiserreichen schwankte. Italien blieb dem westlichen unerschütterlich zugethan. Daß es zu keiner definitiven Auseinandersetzung zwischen den Griechen und Lateinern kam, beruhte nur auf den inneren Entzweiungen unter den Griechen selbst, die zugleich gegen die Saracenen ihre eigene Stellung zu wahren hatten. Franken und Griechen waren beide Gegner der saracenischen Weltmächte. Zwischen diesen selbst aber waltete ein Zwiespalt ob, welcher von allen Momenten der äußeren Verhältnisse der eingreifendste war. Die Griechen waren dadurch bedroht, aber dem Abendlande wurde Raum verschafft, seine unmittelbaren Grenzen zu erweitern und in sich selbst sein Leben zu kräftigen und zu entwickeln.

Eine der großen Handlungen Karls war es, daß er dem romanisch-germanischen und dem christlichen Prinzip auf der pyrenäischen Halbinsel eine Stellung gegeben hat, durch welche demselben eine große Zukunft gesichert wurde.

Der Streit der Weltmächte würde für die Völker, die er in sich begreift, unnütz sein, wenn er ihnen nicht Raum für ihr inneres Leben und ihre Ausbildung ließe.

Welch eine Fülle von mannigfaltigen Lebenskräften aber umschloß das Reich Karls des Großen. Es war zugleich ein Reich von einheitlichem Charakter und eine Völkergenossenschaft, die nicht ohne Akte der Freiwilligkeit sich dem Kern der höchsten Gewalt angeschlossen hatte. Da ließen sich noch die Elemente erkennen, aus denen es erwachsen war. Das westgotische Reich war wenigstens nicht vollkommen untergegangen, das langobardische bestand noch in seiner vollen Ausdehnung; doch auch da waren noch die ostgotischen Grundlagen zu erkennen, so weit sie sich einst dem römischen Reiche in ihrer Besonderheit opponiert hatten. Die Epoche der römischen Weltherrschaft hatte noch tiefe Nachwirkungen zurückgelassen. Über die beiden Teile hatte der langobardische Einfluß triumphiert, er war jetzt selbst der größeren Macht unterthan, aber noch immer lebenskräftig. Ein rechtes Beispiel der selbstständigen Bildungsfähigkeit gab das damals zwischen beiden Reichen emporkommende Venedig. Verwandte Bestrebungen regten sich auch in den unteritalienischen Bezirken und wurden, wie die Folge gezeigt hat, auch in allen Munizipien des mittleren und oberen Italiens durch die Verfassung genährt. Der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Volkstümlichkeit trat nach und nach zurück, aber die Elemente der römischen Kultur wurden durch die Rechtsbücher Justinians, deren Wirkung nach außen hin eben hierin liegt, und die Kirche, deren Sprache die lateinische war, mit stets erneuter Kraft repräsentiert. Wir haben bemerkt, daß darin zugleich eine Fortsetzung der Kultur der alten Welt lag. Wenn in Konstantinopel der Staat, die Kirche, die bewaffnete Macht zusammengriffen, so wirkte diese Verbindung auf die westliche Welt nur als ein Impuls der Kultur zurück. Die kirchlichen In-

stitutionen waren eben dazu angethan, diese Beziehungen zu den Anfängen der Menschengeschichte zu erhalten, in legitimer Folgerichtigkeit, welche in dem Islam abhanden gekommen war. In der Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum lag die Kontinuität der Weltgeschichte. Die feste Überzeugtheit von dem göttlichen Ursprung der heiligen Schrift gehörte dazu, um die Gemüter mit Hingebung für diese Idee zu erfüllen. Zu dieser Gesamtheit waren auf der einen Seite die Bretonen herbeigezogen worden, d. h. die Reste der celtischen Nationalität, die einst den gesamten Occident beherrscht hatte. Auf der anderen die Germanen. Was die Romanen abgesondert nicht vollbracht hatten, die völlige Überwältigung der Celten, das führten sie in ihrer Verbindung mit den Germanen durch. Diese Verbindung war nun das vorwaltende Ereignis der ganzen Epoche. Will man sich vergegenwärtigen, was darin lag, so braucht man nur die Gegensätze, die sich später entwickelten, ins Auge zu fassen. Frankreich und Deutschland bildeten ein einziges Ganze, in welchem das germanische Element überwog, ohne doch das romanische zu unterjochen. Es hatte sich in den Majordomaten in Burgund und Neustrien erhalten, die an das Fürstentum von Austrasien übergegangen waren. Das größte Gewicht lag aber doch immer in der Vereinigung der germanischen Völker mit dem neuen Königtum. Das merowingische, das noch selbst auf altgermanischen Traditionen beruhte, wäre dazu nicht fähig gewesen. Es wäre weder der Alemannen, noch der Bayern, am allerwenigsten der Sachsen jemals mächtig geworden. Die höchste Gewalt mußte des Stammesverhältnisses, aus dem sie hervorgegangen war, wieder entkleidet werden. Dann konnte in den unteren Kreisen das Stammesgefühl noch immer fortleben, selbst in den Rechtsinstituten. Die germanischen Gaue bestanden, wie die gallischen Civitates mit dem Anflug der Selbständigkeit, aus dem sie hervorgegangen waren. Die höchste Gewalt aber, die durch Heerbann und Geistlichkeit um den Fürsten her gebildet wurde, repräsentierte sich wieder in den Instituten, welche die Gesamtheit zusammenhielten. Die verschiedenen Nationalitäten nahmen an den Reichstagen Teil. Die Einheit des Willens aber gehörte dazu, um sie zu dominieren, die Idee der Kirche, um sie zu vereinigen. Diese Idee volkstümlicher und religiöser Natur erschien als Pflicht und bildete das Prinzip des allgemeinen Systems.

Schon vor einer Reihe von Jahren war einmal von einem gewaltsamen Umsturz der Regierung König Karls die Rede gewesen.

Im Jahre 792, gleich nach der Vollendung des Großkönigtums, welche in dem Siege über die Bayern und Avaren lag, war Karl von einer Empörung, die sich gegen ihn in seinem eigenen Hause vorbereitete, bedroht worden.

Der älteste seiner Söhne, jedoch von illegitimer Herkunft, Pippin, verband sich, wie einst Grifo, mit einer Anzahl jüngerer, vornehmer Franken, um der Regierung Karls ein Ende zu machen und selbst an die Spitze zu treten. Sie sollen, so wird gesagt, durch den widrigen Einfluß der Königin Fastrada

auf den König, dazu bewogen worden sein. Das wahre Motiv möchte darin liegen, daß die drei jüngeren Brüder, Söhne der Hildegarde, nicht allein als Könige begrüßt wurden, sondern auch die Sanktion der geistlichen Macht erhalten hatten, wodurch Pippin sich von der Nachfolge ausgeschlossen sah. Und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß Karl das Reich unter dieselben zu teilen beabsichtigte; die Urkunde ist übrig, in welcher er diese Teilung anordnet.

Wäre Pippin, der selbst Anspruch auf die Regierung machte, mit seinen Absichten durchgedrungen, so würde das Reich den kirchlich-geistlichen Charakter nicht erhalten haben, den es später trug, denn eben der Sanktion der Päpste setzte er sich entgegen; allein er erlag durch die Verräterei eines Lombarden und mußte sein Verbrechen im Kloster büßen, während seine Genossen am Leben gestraft wurden. Seitdem konnten nur die drei legitimen Söhne Karls für die Nachfolge in Betracht kommen. Sie unterstützten den Vater, wie wir wissen. Der jüngste, Ludwig in Aquitanien, der mittlere unter den Söhnen Karls, der zweite, der den Namen Pippin führte, in Italien, der älteste, Karl besonders in Germanien durch einige Feldzüge, die mit Thatkraft und Energie unternommen, doch nicht immer glückliche Erfolge herbeiführten. An diese Stellungen knüpfte Karl bei den Festsetzungen über die Nachfolge in der sogenannten Reichsteilung vom Jahre 806 an. Darin werden dem ältesten Sohne die alten Stammreiche Auster, Neuster und die ostfränkischen Provinzen vorbehalten, den beiden jüngeren aber ihre Gebiete dergestalt erweitert, daß sie selbständige Reiche bilden sollen. Pippin soll zugleich Bajoarien, Ludwig die provencalischen Landschaften und den größten Teil von Burgund erhalten. Der Vater verordnet, daß seine Söhne einander gegen äußere und innere Feinde zu Hülfe kommen, er bestimmt die Heerstraßen, auf denen namentlich Italien den Zuzug von den beiden anderen erhalten soll, aber dabei wird zugleich die Unabhängigkeit des einen von dem anderen selbst in jurisdiktioneller Beziehung verfügt. Von Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß Güterverleihungen in keinem der drei Reiche an andere gegeben werden, als an solche, die denselben angehören; und daß keiner der Fürsten Flüchtlinge aus einem anderen Gebiete bei sich aufnehmen dürfe. Die innere Einheit jedes der drei Reiche und ihre Unabhängigkeit von einander bildet fast den vornehmsten Gesichtspunkt.

Die Anordnungen hatte Karl mit dem Beirat der Großen getroffen, sie entsprachen seinem väterlichen Gerechtigkeitsgefühl den Söhnen gegenüber, und, wenn ich nicht irre, der Lage der Dinge selbst im allgemeinen. Von einem Vorbehalt kaiserlicher Befugnisse ist wenigstens nicht ausdrücklich die Rede. Die Eintracht sollte durch die Anmahnung des Vaters an die Söhne und deren brüderliche Beziehungen unter einander aufrecht erhalten werden. Dazu aber sind testamentarische Verfügungen in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens kaum jemals fähig gewesen, für die Zukunft Maß zu geben, und in der Familie Karls traten Todesfälle ein, die wieder allem eine andere Gestalt verliehen.

Pippin ist, wie oben erwähnt, im Jahre 810 gestorben. Der älteste Sohn Karl folgte ihm im folgenden Jahre (am 4. Dezember 811) im Tode, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Wie aber nun die Regierung des Reiches dereinst geordnet werden sollte, darüber war noch nichts beschlossen.

Schon war Karl in die Jahre gekommen, in denen der Mensch fühlt, daß er ein sterbliches Geschöpf ist. Was aus dem Reiche werden sollte, wenn er mit Tode abginge, beschäftigte die Menschen lebhafter denn je; Freunde und Feinde sprachen davon. Ihm selbst mußte es am Herzen liegen, die große Völkergenossenschaft, die er in seinem Reiche gegründet hatte, auch über sein Leben hinaus zu sichern. Im Spätsommer des Jahres 813 folgte Karl dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, indem er die großen Würdenträger des Reiches um sich versammelte, um mit ihnen definitive Beschlüsse zu fassen.

Die Vererbung war in der Hauptsache unzweifelhaft. Von den drei Söhnen, deren Erbrecht durch die päpstliche Sanktion geheiligt war, lebte nur noch der dritte, Ludwig, der bei der ihm übertragenen Verwaltung des Königreichs Aquitanien doch auch Erfolge errungen hatte. Diesem nun mußte die Erbschaft im großen und ganzen zufallen. Eine Schwierigkeit lag nur darin, daß von dem mittleren der Söhne, Pippin, ein berechtigter Nachkomme übrig war, des Namens Bernhard, der nicht übergangen werden konnte.

Bernhard wurde dadurch befriedigt, daß ihm Italien, welches sein Vater verwaltet hatte, zugesprochen und er selbst als König anerkannt wurde. Alle Anwesenden stimmten den Vorschlägen Karls bei. Nur die eine Frage, die aber mit allen anderen auf das engste verschmolzen war, blieb übrig: inwiefern die kaiserliche Gewalt auf den Erbnachfolger übertragen werden solle. Denn dafür war keine Vorsorge getroffen. Das Kaisertum, im einzig dazu geeigneten Moment erschaffen, war der persönliche Besitz Karls des Großen, der an sein Leben geknüpft zu sein schien.

Da ist nun Karl in der Versammlung mit dem Erbieten aufgetreten, seinen Sohn Ludwig in die Gemeinschaft des Kaisertums aufzunehmen. Der Gedanke war unerwartet, er wurde von der Versammlung als eine Eingebung Gottes betrachtet und mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen; denn damit wurden alle Besorgnisse gehoben, welche über die Fortsetzung der Centralgewalt, wie sie sich nun gebildet hatte, gehegt werden konnten. Ohne daß man in Rom angefragt hätte, zögerte der Kaiser nicht, seinen Sohn mit dem Diadem zu schmücken, wie das in Konstantinopel herkömmlich war. Es konnte kein Zweifel sein, daß mit dieser Erhebung auch die erbliche Nachfolge Ludwigs verbunden sein werde. Zunächst wurde ihm wieder gestattet, in sein aquitanisches Reich zurückzugehen. Wenn man diesen Übergang der höchsten Gewalt aus der Ferne der Zeiten betrachtet, so kann man doch den Zweifel nicht zurückhalten, ob die Autorität in dieser Form behauptet werden würde, nicht allein wegen des Wechsels der Persönlichkeiten, sondern in Folge der Schwierigkeit, die in der Sache selbst lag. Daß die Zustände, wie sie jetzt eingerichtet waren, auf immer befestigt gewesen wären und so den zukünftigen

Weltereignissen hätten entgegengeführt werden können, läßt sich nicht behaupten. Eher das Gegenteil. Wie hätte sich auch nur denken lassen, daß die Stammesideen, welche die frühere Zeit beherrschten und jetzt unterdrückt worden waren, sich nicht wieder erheben sollten, sobald sie Zeit und Raum fanden.

Das spätere Europa hat sich eigentlich aus dem Durchbruch dieser Opposition der Stämme und ihrer Oberhäupter entwickelt. Wie hätte sich ferner denken lassen, daß die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt, wie sie unter Karl zu stande gekommen war, sich ungeirrt erhalten sollte. Päpste wie Hadrian I. und Leo III. konnte es nicht immer geben. Und wie nun die geistliche Gewalt ihre unabhängige Grundlage hatte, so dürfte die Wiedererhebung ihrer alten Ansprüche nicht von vornherein als Willkür und Usurpation betrachtet werden, sie war bis auf einen gewissen Grad unvermeidlich. Aber auch selbst die Einheit des Fürstentums ließ sich voraussichtlich nicht behaupten. Die Ansprüche des Erbrechts, welche unter Karl Martell die Oberhand behalten, sich dann zuerst unter Pippin der entstehenden Einheit entgegengesetzt hatten und unter Karl nur durch einen Zufall, den frühen Tod seines Bruders beseitigt, aber von ihm selbst in seinem ersten Teilungsentwurf ausgiebig berücksichtigt worden waren, mußten sich bei der nächsten Generation wieder regen. Wie aber wäre dann der Gehorsam der untergeordneten Machthaber zu erwarten gewesen. Wenn alles zusammenwirkte: eine Entzweiung unter den Inhabern der höchsten Gewalt selbst, ein Bruch zwischen Staat und Kirche, eine Erhebung der eingeborenen Ideen des Stammes und der Nationalität, so lagen darin die Momente der Bewegungen, welche in den folgenden Jahrhunderten in Evidenz traten. Man darf dies nicht einseitig von den Fehlern herleiten, welche begangen werden konnten und begangen worden sind. Es lag in der Natur der Dinge und, wenn wir so sagen dürfen, es war gleichsam eine Bedingung für die Fortentwickelung der Weltgeschichte. Von der germanischen oder romanischen Nationalität war überhaupt unter Karl wenig die Rede. Es ist wahr, er vereinigte die Stämme, aber nicht als solche, sondern nur in der Idee der höchsten Gewalt überhaupt, die sich über alle Länder erstreckte und der sie sich nur hierin angeschlossen.

Mußten sich nicht auch die Stammessonderungen regen und allmählich wieder entfalten, besonders wenn die Herrschaft über die Grenzbezirke zweifelhaft wurde oder sich in ihr Gegenteil umsetzte?

Durch diese Betrachtungen meine ich nicht etwa, das Verdienst des großen Mannes zu schmälern; dies tritt dadurch noch mehr ins Licht, denn er war es doch, der diese Elemente vereinigte und ihnen das Gepräge einer höchsten, mit der Kirche verbündeten weltlichen Gewalt unauslöschlich aufdrückte. Das karolingische Reich ist die Grundlage anderer Reiche geworden, die den Kontinent umfassen. Die Centralgewalt, welche Karl gegründet hatte, konnte verschwinden, aber die Völkerschaften, die sie umschloß, die lebendigen Kräfte in der Umbildung, die er ihnen gegeben, mußten ihn überleben. Karl der

Große ist nicht allein der Vorgänger der Könige einzelner Reiche; er ist der Patriarch des Kontinents, dessen innere Entwickelungen eben auf dem Boden erwuchsen, den er gegründet hatte.

Einer besonderen Charakteristik bedarf es eigentlich bei Karl dem Großen nicht. Die Geschichte seines persönlichen Lebens liegt in seinen Handlungen, ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung. Man darf ihm nicht die Genialität seines Vaters, der neue allumfassende politische Kombinationen begründete, zuschreiben, auch nicht die selbst einem stärkeren Feinde gegenüber allezeit schlagfertige Haltung seines Großvaters; eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Aber seine Kriegszüge zeugen von angeborenem strategischen Talent und in der Durchführung des politischen Systems seines Vaters war er doch Original. Er ließ die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Moment, um seinen Erfolg zu sichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er inne hatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm gestattete, den Blick nach verschiedenen Seiten zu richten, und während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfassung; er sorgte dafür, daß alles, was er that, gerechtfertigt erschien. Karl war der oberste Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienstbar, er übte das Richteramt in höchster Instanz unerbittlich bis zum Vorwurf des Blutvergießens aus, zugleich leitete er die Administration eines großen Reiches mit durchgreifender Umsicht, — ein heroischer Überwinder, ein Herrscher, der keinen Widerspruch ertrug; dann aber Landesvater. Er hatte Sinn für die Verwaltung im einzelnen. In einem seiner berühmtesten Capitulare erscheint er als Großgrundbesitzer, alle Zweige der Landwirtschaft umfaßte er mit eingehender Sorgfalt, den Gesichtspunkten gemäß, in denen er lebte. Ein echter Germane, der den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung brachte. Es giebt eine angeborene Gabe zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie wie selten ein anderer Gewalthaber. In allem, was er that, nimmt man den Impuls der Gegenwart wahr, zugleich die Konservation des Vergangenen und einen allgemeinen Überblick, der in die Zukunft reicht.

Ein rechtes Denkmal für ihn ist der Münster zu Aachen, der eben in den Zeiten gebaut worden ist, als sich sein Großkönigtum in ein Kaisertum verwandelte. Eine Nachbildung byzantinisch-italienischer Bauten, doch von einem einheimischen Meister, Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument. Man wird darin an die Hagia Sophia erinnert, glaubt aber auf der anderen Seite die architektonischen Motive, die zur Errichtung späterer Dome geführt haben, zu erkennen.

Die dominierende Gewalt, die Karl besaß und ausübte, hinderte ihn nicht, nach allen Seiten hin Auge und Sinn offen zu halten. Indem er an die Stelle der römischen Imperatoren trat, nahm er die Reste der alten Litteratur mit naiver Wißbegierde unter seine Protektion. Indem er das Stammeswesen in Germanien zerstörte, behielt er doch Sinn für die germanische Poesie;

er betete nach dem Kirchenritus in lateinischer, zugleich aber auch in seines Herzens Inbrunst in deutscher Sprache. Er konnte sich mit dem kaiserlichen Purpur schmücken, aber er zog doch die fränkische Tracht jeder anderen vor. Bei seinen kriegerischen Unternehmungen vergaß er doch seiner Häuslichkeit nicht. Wir gedachten seines Kriegsberichtes an seine zweite Gemahlin, beim Tode seiner ersten fielen ihm schwere Thränen zwischen Schild und Schwert herab. Er hat sich ihrem Einfluß nicht ganz entzogen. Hildegarde, die Schwäbin, verwendete sich immer zu Gunsten der milderen, die Frankin Fastrada für die härteren Maßregeln. Seine dritte Gemahlin, Liutgarde, die er nur ein paar Jahre besaß, wird hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung gerühmt. Dem Kaiser sind mehrere natürliche Kinder geboren worden, die zum Teil noch jung waren, als er starb. Er empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers Ludwig.

In den späteren Jahren seines Lebens hielt er sich am meisten in Aachen auf. Nicht allein durch die central-geographische Lage, sondern auch durch die warmen Bäder und die Nachbarschaft großer Jagdbezirke wurde er an diese Örtlichkeit gefesselt. Von aller Welt wurde er daselbst aufgesucht, was denn die Jahrbücher fleißig verzeichnen. Er liebte es, Fremde bei sich zu sehen und versammelte wohl zuweilen die eingetroffenen zu großen Gastgeboten, in der Regel aber beschränkte er sich auf seine häuslichen Umgebungen. Man sah ihn, seine Söhne zur Seite, zur Jagd ausreiten. Hinter ihnen folgten die Töchter, die er nicht verheiraten mochte. Man sagt, er habe sich nicht von ihnen trennen wollen, was ja sehr begreiflich wäre. Aber es gab auch niemand, mit dem er sie hätte vermählen können, ohne Ansprüche zu erwecken, die ihm unerträglich waren.

Er war vertraulich mit jedermann, einfach, unschwer zu gewinnen und zuverlässig in der einmal gefaßten Gesinnung, wie sich denken läßt der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine hohe Gestalt von starkem Gliederbau, dem nur der Klang seiner Stimme nicht vollkommen entsprach. Er erschien ehrwürdig in seinem greisen Hauptharr, mochte er stehen oder sitzen.

Aber das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens. Noch glaubte man nicht, daß der Todesfall, auf den man sich vorbereitete, so nahe bevorstehe. Karl hat sich noch einmal zur Jagd begeben. Bald nach seiner Rückkehr aber im November 813 ist er von einem Fieber überfallen worden, dessen er sich durch Enthaltsamkeit zu entledigen meinte; dem ist er aber am 28. Januar 814 erlegen.

Ungefähr einen Monat nach dem Tode Karls erschien Ludwig, um seine Erbschaft anzutreten.

II.

Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht. Die Normannen.

Wenn man die Zustände des 9. Jahrhunderts im allgemeinen wie von einer historischen Warte überschauen wollte, so würden nicht sowohl die verschiedenen Nationalitäten, als die einander entgegengesetzten religiös-politischen Bildungen des Islams und des Christentums in die Augen fallen. Beide beruhen auf den Grundlagen, welche die alte Welt gelegt hat, und auf der Vereinigung derselben mit anderweiten Völkerelementen. Beide sind monotheistischer Natur; sie bekämpfen gleichmäßig die Verehrung der Naturgewalten des Heidentums. Doch läßt sich dabei ein durchgreifender Unterschied zwischen ihnen bemerken: der mohammedanische Monotheismus ist aus einer Doktrin hervorgegangen, die als unmittelbare Offenbarung auftritt; der christliche dagegen knüpft in der That an die Überlieferungen der ältesten Welt an. Diese und damit der Antagonismus, aus dem sich die monotheistische Idee ursprünglich entwickelt hat, leben in den christlichen Doktrinen fort, die an und für sich ein historisches Moment für die allgemeine Geschichte in sich enthalten. Der Islam hat sich seit seinem Entstehen unverzüglich mit größtem Erfolge ausgebreitet und entfaltet; er hat Vorderasien und das nördliche Afrika eingenommen, er ist weit nach Europa vorgedrungen; aber mit den Völkern, die er überwältigte, hat er sich nicht identifiziert; die Religion wurde der vornehmste Bestandteil der Herrschaft; das Bekenntnis selbst verschlang sich mit den Stammeswesen, wie es der vorwaltenden Nationalität, der arabischen, eigentümlich war. Die propagandistische Richtung machte den Übertritt der Unterworfenen nicht zur Bedingung der Existenz. Die Bevölkerungen, besonders die, welche aus der griechisch-römischen Welt hervorgegangen waren, wurden von derselben nicht in ihrer Tiefe berührt; es bildete sich ein anerkannter Dualismus des öffentlichen Lebens aus, der in Syrien, Ägypten und Spanien offen zu Tage liegt und ein zwiefaches bürgerliches Leben hervorrief.

Dagegen duldet der christliche Glaube keine wesentlichen Abweichungen in seinem Gebiet. Aber die Überwältigung des Naturglaubens oder die Verschmelzung der Reste desselben mit den neuen Anschauungen schwächte wieder die höchste Gewalt. Die damit verbundenen inneren Bewegungen und Zerwürfnisse haben die Verluste herbeigeführt, die das ganze System erlitten hat. Es gab eine Zeit, wo es nahe daran zu sein schien, daß das Christentum auch im Occident unterliegen und, wenn nicht vertilgt, doch zur Dienstbarkeit verdammt werden würde; aber es ist ihm gelungen, sich zu verteidigen: in dem Momente der Gefahr hat sich eine Staatsbildung vollzogen, welche ein im christlichen Sinne vereinigtes Gemeinwesen dem andringenden Feinde entgegenstellte. Dies ist die Grundlage des karolingischen Reiches, in welchem sich eben durch die Religion nun die Elemente der germanischen Nationalitäten mit den romanischen des Occidents verschmolzen. Diese Vereinbarung umfaßte jedoch nicht die ganze Christenheit. Noch bestand zwischen dem ungebildeten Abendlande und dem arabisierten Orient das byzantinische Reich, welches, dem altrömischen unmittelbar entsprossen, dessen Ideen und Ansprüche aufrecht erhielt und eine Macht besaß, die zum Widerstand gegen den Islam unentbehrlich war. Mit dem Abendlande vereinbarte es sich niemals vollständig, da es dessen Unabhängigkeit nicht anerkannte und die Abwandelungen der Doktrin, welche hier im Laufe der Zeiten versucht worden, zu zertrümmern trachtete.

Auch in dem Bereich des Islam regten sich mannigfaltige Entzweiungen, die aber mehr aus den Ansprüchen der verschiedenen Geschlechter entsprangen, welche genealogisch oder religiös zur Herrschaft berufen zu sein meinten. Bei weitem tiefer war der Gegensatz zwischen Konstantinopel und Rom, dem griechischen und dem abendländischen Kaisertum: er beruhte zugleich auf einer vorangegangenen und nicht mehr zurückzunehmenden historischen Entwickelung.

Von einem allgemeinen Kampf zwischen Islam und Christentum konnte nach der Schlacht von Poitiers und der Verteidigung von Konstantinopel durch Leo den Isaurier nicht die Rede sein; aber ebenso wenig bestand auch ein allgemeiner Friede. Das Mittelmeer namentlich war mit unaufhörlichen Feindseligkeiten erfüllt, die dann Konstantinopel beschäftigten und das Abendland beunruhigten und in Atem hielten.

Neben den beiden großen religiösen Genossenschaften gab es noch Nationalitäten, auf welche sie wetteifernd einwirkten; die islamitische auf das entfernte Indien und die tartarisch-türkischen Völker; die christliche auf die slavisch-finnischen Stämme nicht allein, sondern auch auf die germanischen, welche noch dem alten Naturglauben anhingen.

Ein Völkerleben mannigfachster Art, von religiösen Überzeugungen durchdrungen, welche zugleich wissenschaftliche, gewerbliche, künstlerische Impulse in sich trugen, die dann bei den Arabern, welche die Hände freier hatten, rascher emporkamen, als im Abendlande.

Wohlbetrachtet aber kann man, selbst ohne die Sympathie der Zu-

gehörigkeit, doch nicht leugnen, daß in dem Abendlande die größeren Interessen hervortraten. Das Christentum ist populärer als der Islam, weil Nationalitäten verschiedener Art in dem gesamten Gemeinwesen mit inbegriffen werden mußten; das kirchliche Institut, das hiefür unentbehrlich war, gedieh zu einer Wirksamkeit im Innern, welche, wie wir zuletzt ausführten, alle Erfolge bedingte, die man errang. Die Strömungen des geistigen Lebens gehen in der Christenheit tiefer als im Islam. In diesem hat nur die herrschende Klasse daran Anteil, in der Christenheit werden die Völker selbst von denselben ergriffen. Ohne die Kirche ließe sich Karl der Große nicht denken, weder sein Kaisertum, noch sein Reich überhaupt. Die Vereinigung der abendländischen Nationen war dies doppelseitige Werk; aber darin lagen wieder die Keime neuer innerer Entzweiungen: aus den ältesten Zeiten war auch der Gegensatz zwischen Priestertum und weltlicher Gewalt mit überkommen. Dieser Gegensatz bildete den hervorstechenden Charakterzug der abendländischen Welt. Ob eine von den beiden Kräften und welche die Oberhand behalten würde, lag im Schoße der Zukunft verborgen. Aber in die Augen fällt, daß ihre gemeinsame Aktion für den Bestand und Fortgang der Dinge unentbehrlich war; sie hielt das Innere zusammen und beherrschte den Fortgang nach außen. Kein Zweifel, daß sie auch die Feindseligkeit der nordgermanischen Nationen, mit denen das große Reich zunächst zu kämpfen hatte, belebte und hervorrief.

Es sei mir erlaubt, dem allgemeinen Rückblick eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen, auf welche unsere Aufmerksamkeit noch nicht besonders gerichtet war, die aber eine solche durch die Macht herausfordern, mit der sie in die allgemeinen Angelegenheiten eingreifen. Die Verflechtung der Begebenheiten beruht eben darauf, daß sich an den verschiedensten Stellen besondere Lebenskräfte regen, aus deren Beziehungen untereinander, selbst wenn sie feindlich sind, das historische Leben der Welt hervorgeht.

Im Occident waren noch allezeit die ältesten Völkerverhältnisse zu erkennen. Die Unabhängigkeit der Celten war noch keineswegs unterdrückt: sie setzten sich noch immer den vereinigten Romanen und Germanen in Britannien und Gallien entgegen. Diese selbst aber, deren Widerstreit die Weltgeschichte bereits ein Jahrtausend hindurch beschäftigte, waren noch nicht miteinander verschmolzen. Karl der Große selbst war nicht wesentlich über die Grenzen hinausgekommen, welche einst das römische Reich nach Norden hin gefunden hatte, und wenn das alles zusammenhaltende Motiv seiner Herrschaft in der Religion lag, so fiel es nun doppelt ins Gewicht, daß sich nordgermanische Nationalitäten, in denen das alte Heidentum fortlebte, seinen Marken feindselig gegenüberstellten.

Die Nordgermanen erscheinen als die Überreste der alten heidnischen Stämme, die, übrigens allenthalben zurückgetrieben, hier noch einmal ein germanisches Gemeinwesen in eigenster Art und Weise entfalteten und auf die christlich organisierte Welt eine Einwirkung ausübten, welche sich nicht

auf einmal entlud, aber in jahrhundertelanger Fortsetzung zur Gestaltung des Occidents successiv entscheidend beigetragen hat.

Sehr wahrscheinlich ist, daß die Germanen zwischen der finnischen Nationalität, welche die Polarländer inne hatte, und den Celten, die den Westen beherrschten, im nördlichen Europa emporgekommen sind, und zwar mit beiden in Kontakt, — denn Spuren celtischer und finnischer Sprache finden sich im Nordischen — die ältesten Denkmäler, die des sogenannten Stein- und Bronzealters, gehören, wenn wir der Forschung der nordischen Gelehrsamkeit folgen, den Eingeborenen an; die Germanen hatten im Kampf und Verkehr mit den Römern das Eisen kennen gelernt und wußten es als Waffe zu handhaben; dadurch hauptsächlich sind sie Meister im Norden geworden. Verbindungen von Stein, Bronze und Eisen, die sich in den Grabdenkmälern finden, zeugen von den Berührungen der Zeiten und Nationen.

Auf Untersuchungen über die Urzeit, deren Resultat doch nur ein problematisches sein würde, einzugehen, wäre hier nicht der Ort. Die historische Kunde kann, wie mir scheint, dabei stehen bleiben, daß die Germanen in Svithjod — ich will sagen in einzelnen Bezirken von Schweden — angesiedelt, unter der Einwirkung des Verkehrs mit Konstantinopel in die nordöstlichen Völkerverhältnisse hineingezogen wurden; ferner, daß die Dänen unter ihren Königen in Seeland in die Kämpfe der Germanen mit den Slaven an ihren beiderseitigen Grenzen eingriffen; endlich, daß die Normannen in Fylke geteilt, d. h. in stammesartige Verbände zu Krieg und Frieden, von den norwegischen Küsten und Buchten aus unter ihren Oberhäuptern mit Irland und Schottland, von wo die christlichen Institute gegen den Norden vordrangen, in offenen Kampf gerieten. An drei verschiedenen Stellen berührten sie die gebildete Welt.

Wir kennen bereits den Widerstand, den Karl der Große bei den Dänen fand. Er hat daran gedacht, durch geistliche Bekehrungen auch nach dem Norden vorzudringen, ungefähr dem Vorhaben jenes Egbert gemäß, welcher eine allgemeine Propaganda für das Nordland plante; ich lasse unentschieden, ob er dabei eine Annexion wie innerhalb Germaniens ins Auge gefaßt hatte, oder ob die Bekehrung sich außerhalb der Grenzen der deutschen Hierarchie halten und zunächst nur für die Kirche ein neues Gebiet gewinnen sollte. Bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Reich trägt das nicht so viel aus, wie es scheint. Welches aber auch seine Absicht gewesen sein mag, so stieß er dabei auf eine gleichsam selbständige Nationalität, nahe verwandten Ursprungs, aber entgegengesetzter Ausbildung.

Es war der letzte Zweig des germanischen Völkerkreises, ein durch und durch kriegerisches, in sich selbst uneiniges, unbezwungenes Gemeinwesen, im Besitz der maritimen Überlegenheit und von einer eigentümlichen heroischen Religion.

Vor kurzem hat man versucht, von den nordischen Überlieferungen die eine und die andere aus dem griechisch-römischen oder auch dem christlichen

Altertum herzuleiten. Niemand wird einen solchen Einfluß von vornherein leugnen: denn mythische und selbst religiöse Überlieferungen dringen auf Wegen vor, die sich nicht immer nachweisen lassen; aber damit kann doch die substantielle Originalität der Vorstellungen, die in den ältesten religiösen Denkmalen des Nordens hervortreten, so dunkel und einsilbig dieselben auch sind, nicht in Abrede gestellt werden. Zusammenhang und Gegensatz machen es unerläßlich, auf ein oder das andere Moment derselben einen Blick zu werfen.

Die Kosmogonie, von der die Voluspa, vielleicht das vornehmste Denkmal der nordischen Religion, ausgeht, erinnert an den Anfang der Genesis. Aber wer könnte den Unterschied ermessen, der darin liegt, daß statt des Weltschöpfers und Weltbildners eine Versammlung hochheiliger Götter die Scheidung von Licht und Finsternis, Tag und Nacht vollzieht, gewaltsamen Weltkräften gegenüber, welche das Chaos in sich tragen und mit ihnen gleichsam in der Mitte des Kampfes geschaffen werden.

Nicht ohne tieferen Sinn ist die Schöpfung des Menschen. Der Leib wird von einer Naturkraft hervorgebracht, dem körperlichen Gefüge aber giebt einer oder der andere Gott Blut, Leben, Bewegung; Odhin die Seele. Gegen die zerstörenden Naturmächte muß der Mensch von den Göttern beständig in Schutz genommen werden. Ohne dies würde er den Riesen und Drachen zum Opfer fallen. Die Götter kämpfen mit diesen Gewalten unaufhörlich weiter. Odhin umfaßt alles, was Leben und Geist ist. Sein Wesen knüpft an die Luft an. Von ihm kommt der Sturm in der Windsbraut. Die Götter sind ursprüngliche Naturgewalten, jedoch zugleich geistiger Art und dem großen Zwecke des Widerstandes gegen die zerstörenden Kräfte hingegeben. Eine in sich bedeutsame Idee ist die Gottheit Odhins, in ihr kommt das geistige Moment im allgemeinen Weltkampfe zur Erscheinung. Es ist der Allvater der bestehenden Welt und des Menschenwesens; denn der Kampf gegen die wilde Naturgewalt ist nicht etwa beendigt, wie bei den olympischen Gottheiten; unaufhörlich führt Odhin denselben fort. Nicht sowohl Thor mit seinem Hammer und Donner und Blitz, eine Verbindung, welche Jupiter zum Herrn der Welt macht, als Odhin lehrt den Krieg; er ist die Intelligenz des Krieges an und für sich. Die Art und Weise des Angriffs, welche einst schon Tacitus bei den Germanen kannte, hat der Sage nach Odhin die Seinen gelehrt. Zuweilen erscheint er als einäugiger Alter, unscheinbar im grauen Rock und wie ein Zauberer anzusehen; er rettet seine Günstlinge, wenn sie zu fliehen genötigt werden; er tröstet sie, labt sie und führt sie in seinem Mantel von dannen. Aber zugleich ist er der Gott der Gedanken und der Erinnerung, deren Sinnbild die Raben sind, welche auf seinen Schultern ihren Sitz nehmen. Er trinkt mit der Saga aus goldenen Bechern; er ist der Vater der Poesie und Beredtsamkeit; die mannigfaltigsten Richtungen treten in ihm zugleich hervor. Er drückt das geistige Element aus, das die verderblichen Naturkräfte bekämpft und den Menschen ein sicheres Dasein

verschafft. Unvergleichlich erscheint er in seiner Pracht, wenn er auf seinem Throne sitzt und seine Anhänger um sich sammelt. Er belebt sie mit kriegerischem Sinne und vereint sie, wenn sie fallen, in seiner Walhalla. Die Walhalla ist gleichsam das nordische Paradies; sie gewährt den Gefallenen die Genüsse des Götterlebens, aber zugleich ist sie mit unaufhörlichem Kriegsspiel belebt, bis der Weltkampf anbricht, welcher bevorsteht. Diese Ahnung eines Weltkampfes, bei dem man den Untergang voraussieht, und der das Gebrechliche dieses Kosmos ausspricht, ist wie ein Gefühl des Schicksals, daß allem Götter- und Menschenwesen ein Ende droht. Man sieht gleichsam eine Welt religiöser Ideen, der nordischen Natur entsprechend, großartig und mit keinem anderen Gebilde der Phantasie vergleichbar. Die Sprüche, die auf uns gekommen sind, enthalten die Grundzüge eines vernünftigen und gesitteten Gemeinwesens; — alles in rohen Zügen.

Mit dieser Religion geriet nun das Christentum in Irland und Schottland in einen natürlichen und unvermeidlichen Wettstreit. Es hatte sich besondere Freistätten gegründet, Stationen, die von Jahr zu Jahr weiter fortschritten, unter denen das kleine Eiland Jona hervorleuchtet. Und Jona, schon an sich ein Muster der Disciplin und Unabhängigkeit, richtete seine Thätigkeit sogar nach Norden. Wir erfahren, daß Anachoreten, die recht eigentlich dem irisch-schottischen Kirchensystem angehörten, auf den Faröern angesiedelt waren, von wo sie verjagt wurden, so daß nur noch Schafe auf den Inseln zurückblieben. Hier also werden die Anbeter des Odhin mit der anachoretischen Propaganda des Christentums zuerst zusammengetroffen sein. Welch ein Unterschied: die Anachoreten hatten nur die friedliche Propaganda des Christentums und seiner Institute im Sinne; die Normannen dachten zugleich auf Beute und Herrschaft; kriegerischer Heroismus verband sich mit kühner und geschickter Seefahrt. Von den Römern hatten die Sachsen die Schiffahrt gelernt, welche sie nach Britannien führte. Das sächsische Seewesen, welches die Eroberung von Britannien ermöglichte, war dann vom Norden übernommen und noch ganz anders ausgebildet worden.

Die Küsten am Saume des Gebirges sind am besten geeignet, kühne Seefahrer zu erziehen. Schon die Bewältigung der nordischen Gebirgsmassen erfordert eine anhaltende feurige Anstrengung. Sie lag in der Natur der Normannen, als diese, wahrscheinlich doch durch die Unfruchtbarkeit der eingenommenen Länder veranlaßt, ihre Kräfte auf die See warfen.

Da, wo die Meerbusen mit tiefen Einschnitten in das hohe Gebirge eindringen und es in keilförmigen Seitenzweigen durchschneiden, sind die nordischen Seefahrten entstanden. In diesen Regionen hat die Schiffahrt mit Schwierigkeiten, die anderswo nicht vorkommen, zu kämpfen, mit plötzlichem Wechsel der Winde und heftigen Stürmen, Schwierigkeiten, unter welchen sich die navale Geschicklichkeit der Normannen, die sich Wikinger nannten, entwickelt hat; sie haben selbst, wie eine vor kurzem gemachte Aufgrabung zeigt, zu einer eigentümlichen Konstruktion der Fahrzeuge geführt. Es ist

wohl der Mühe wert, mit einem Worte daran zu erinnern. In einem Hünengrabe bei dem norwegischen Seebadeort Sandefiord ist ein Segelboot zum Vorschein gebracht worden. Seemännischer Kunde verdanken wir eine Erläuterung über Art und Sinn des nordischen Schiffbaues. Man hat bemerkt, daß es dabei hauptsächlich auf das Verhältnis von Länge und Breite ankommt, welches ein ganz anderes sein mußte, als bei den Triremen, die im Mittelmeer verwendet wurden. Diese waren neunmal länger als breit, sie wären im Norden unbrauchbar gewesen; sie konnten dem Winddruck an den Seiten keinen rechten Widerstand leisten. Die nordischen Fahrzeuge waren nur vier- oder fünfmal länger als breit; sie boten eine Vereinigung von Ruder und Segel dar, wodurch es ihnen möglich wurde, bei bewegtem Wasser gegen den Wind zu kreuzen und dabei doch vorwärts zu kommen.

Ohne Magnetnadel durchmaßen die Normannen unermeßliche Strecken. Die Beschaffenheit der langhingestreckten Seeküsten, die vor ihnen lagen, machte eine besondere Geschicklichkeit bei der Annäherung an dieselben notwendig. Wo sie landeten, nahmen sie feste Stellungen ein, von denen aus sie das Land mit Räubereien zur Deckung ihres Bedarfs heimsuchten. Die Umwohner sahen sich genötigt, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, die aber nichts als ein Stillstand war. Überall sehen wir Oberhäupter mit starkem Gefolge unter dem Titel Seekönige oder auch Naeskönige, inwiefern sie ihren Hauptsitz auf Vorgebirgen aufschlugen. Sie nahmen die für Handel und Verkehr wichtigsten Positionen ein. Auf Inselgruppen, wie die Orkneys, welche die Seefahrten überhaupt beherrschten, faßten sie festen Fuß.

Im Jahre 795 bemächtigten sie sich der Insel Rathlin (Rachrain) an der nordöstlichen Küste Irlands. Sie gelangten nach den Hebriden. In den Jahren 802 und 806 griffen sie Jona an. Sie waren bald Meister der britannischen See. Es wäre unnütz, sie Schritt für Schritt zu begleiten, zumal da sie häufig mit den Dänen zusammengefaßt oder verwechselt werden. 840 laufen sie mit sechzig Schiffen in die Boyne ein. In demselben Jahre bemächtigten sie sich Dublins, so daß sie doch damals eine politische und religiöse Annexion Irlands beabsichtigt zu haben scheinen. Unter der Beute, die sie machten, hatten besonders die Sklaven Wert, die sie davonführten.

Es war ein Kampf, der sich auch notwendig gegen die Angelsachsen und das fränkische Reich richtete, in welchem sich die germanische und christliche Kultur vereinigte. Aus den angelsächsischen Annalen geht hervor, daß die Normannen bereits im Jahre 789 in Wessex einfielen; sie werden von Häredhaland (Hördaland), das doch wahrscheinlich in Norwegen zu suchen ist, hergeleitet. Im Jahre 793 wird des Einfalles der Heiden in Northumberland gedacht; sie verwüsten das ohnehin von einer Hungersnot heimgesuchte Land. Sie haben das Kloster Lindisfarne zerstört. Alkuin hatte schon im Sinne, den Großkönig Karl zu Hülfe zu rufen, denn alles hing zusammen. Schon geriet auch das fränkische Reich mit den seegewaltigen Piraten in feindselige Berührung. Wir kennen die Konflikte Karls des Großen mit den

Dänen unter ihrem König Gottfried, welcher die Erweiterung des fränkischen Reiches im Norden und Osten rückgängig zu machen beabsichtigte. Aber Gottfried war ermordet worden, sein Brudersohn Hemming hatte sich dann auf den Thron geschwungen. Nach dessen Tode fanden die Söhne Gottfrieds, die zu ihren nordischen Landsleuten geflüchtet waren, wieder Eingang in Dänemark. Die Nachkommen Hemmings wurden verjagt, es waren die Freunde der Franken. In Dänemark selbst gelangten nun die echt nordischen Tendenzen zur Herrschaft. Die Dänen identifizierten sich mit den Normannen; sie bekämpften in den Franken zugleich die Beschützer ihrer Gegner.

Aus den Regionen, die man zu reunieren gedacht hatte, erhob sich eine feindselige Macht, welche die See beherrschte und die Küsten bedrängte. Die räuberischen Seefahrer hatten zugleich kommerzielle Intentionen und ihre eigenen religiösen Anschauungen. Ihr Sinn war darauf gerichtet, das occidentale Europa zu bekämpfen, — doppelt gefährlich für das fränkische Reich in einem Moment, in dem dasselbe in dynastische und religiöse Irrungen geriet.

Zweites Kapitel.

Dynastische und kirchliche Entzweiungen im fränkischen Reiche unter Kaiser Ludwig I.

Die Feindseligkeiten, welche das Reich an seinen Marken erfuhr, fielen doch fürs erste wenig ins Gewicht. Einen auffallenderen Gegensatz kann es nicht geben, als die kecken, immer wiederholten und zurückprallenden Aggressionen der Normannen und die stolze Ruhe des fränkischen Reiches, welches sie empfindet, aber zähe zurückweist, und im Selbstgefühl seiner Größe und Macht im ganzen doch nur wenig berücksichtigt: so vollkommen war die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Durchführung der Ideen, die ihm zu Grunde lagen, und die Zwiespältigkeiten gerichtet, welche darüber zum Ausbruch kamen.

Wir gedachten des zwiefachen Widerstreites im Reiche Karls des Großen. Der eine bestand in dem Gegensatz zwischen dem Erbrecht und der Behauptung des Gesamtreiches, die doch beide notwendig waren. An das Erbrecht knüpften sich die Lebensregungen der verschiedenen Stämme, der in ihrem Werden begriffenen Nationalitäten; an die Idee des Gesamtreiches die großen Institutionen desselben, das Kaisertum selbst. Diese trafen aber wieder mit einer anderen Reihe von Ideen zusammen, welche zwar mit dem Kaisertum verbündet, aber doch von demselben ursprünglich verschieden waren. Die Einheit des Reiches beruhte auf dem Einverständnis der geistlichen und welt-

lichen Macht, welches schon deshalb festgehalten werden mußte, weil ihrem Zusammenwirken die erreichten großen Erfolge zu verdanken waren.

Zu organischen Bestimmungen war es aber unter Karl dem Großen nicht gekommen. Er hatte das Kaisertum eigenmächtig auf seinen Sohn übertragen. In welchem Verhältnis dasselbe zu dem Papsttum, durch dessen Mitwirkung und hauptsächlichen Anlaß es begründet worden war, stehen sollte, war nicht festgesetzt. Ebensowenig waren die Beziehungen der geistlichen Würdenträger zu dem Kaiser und zugleich zu dem Papsttum geregelt. Der Kaiser hatte den Besitzstand der Geistlichkeit vor den Eingriffen der Laien gesichert; sollte das nun auch für die Folge ausreichen, wenn die Autorität des großen Herrschers nicht mehr war? denn die lebendige Persönlichkeit, in welcher sich die Momente des Lebens berühren, ist immer die dominierende Erscheinung der Welt; die Kräfte, deren sie sich bedient, werden zugleich von ihr gefesselt; beim Abgang des maßgebenden Oberhauptes regen sich diese nach ihren inneren Trieben und den Umständen der Zeit.

Zunächst waltete das Bewußtsein der Einheit und der allgemeinen Autorität, wie sie einmal begründet war, vor.

Als Ludwig von Aquitanien nach Aachen kam, wurde er von den Großen des Hofes mit Freuden bewillkommnet, wobei die, von denen sich Widerspruch hätte erwarten lassen, den übrigen vorangingen. Überall wurde die Thronfolge Ludwigs mit lebhafter Zustimmung begrüßt. Nur an Einer Stelle trat eine Abweichung hervor. Nach dem Tode seines Beschützers ist Leo III. noch einmal von einer Empörung heimgesucht worden, deren er jedoch leicht Meister wurde. Auffallend war nur sein eigenes Verhalten. Als ob es keinen Kaiser gebe, der die Jurisdiktion in Rom zu verwalten habe, vermaß sich der Papst, über seine besiegten Feinde die Todesstrafe zu verhängen. Er stützte sich dabei auf die von Karl dem Großen im Jahre 800 ausgesprochene Satzung über das Majestätsverbrechen. Es hatte den Anschein, als wolle er kaiserliche und päpstliche Rechte zugleich ausüben. Der neue Kaiser empfand das als eine bittere Vernachlässigung, doch wußte sein Neffe Bernhard das kaiserliche Ansehen in Rom aufrechtzuerhalten. Der nach dem Tode Leos III. unter diesen Stürmen neu erwählte Papst Stephan V. hielt es für unerläßlich, die alte Verbindung mit dem Kaisertum zu erneuern.

An der Erhebung König Ludwigs zum Kaiser hatte das Papsttum keinen Anteil, aber Stephan V. eilte nach dem Frankenreiche und vollzog dann in Rheims selbst die Krönung Ludwigs, ein Akt, der dem politischen Ereignis die religiöse Sanktion verlieh.

Unter den Gegenständen der Beratung, die der neuen Regierung vorlagen, war keiner wichtiger, als die Fortsetzung des Kaisertums über die Zeiten Ludwigs hinaus. Wäre die Erbfolge allein das maßgebende Moment geblieben, so hätte man nach Ludwig vier verschiedene Reiche erwarten müssen; das erste unter dem Sohne seines älteren Bruders Pippin, dem eben erwähnten Bernhard, welcher Italien inne hatte; die drei anderen unter den

drei kräftig aufwachsenden Söhnen Ludwigs selbst. Eine Aussicht, welche die Gemüter von vornherein auseinandergerissen und den Bestand des Reiches als eines Ganzen in Gefahr gesetzt haben würde. Dem in Zeiten zuvorzukommen und das Kaisertum aufrecht zu erhalten, war ein unbedingtes Bedürfnis. Vor allem mußte das Verhältnis, welches zwischen dem Kaisertum und den erbberechtigten Fürsten bestehen sollte, für die Zukunft geordnet werden. Dies ist auf dem Reichstage zu Aachen im Juli 817 geschehen. Indem ich mich anschicke, darüber Bericht zu erstatten, wird eine kritische Erörterung nicht allein unerläßlich, sondern sie wird dazu dienen, die Thatsachen selbst in ein besseres Licht zu stellen.

Wir haben über die Verhandlungen eine eingehende Nachricht von dem Erzbischof von Lyon, Agobardus. Dieser zufolge hat der Kaiser der Versammlung die Frage vorgelegt, ob eine Sache, die zur Befestigung des Reiches und der Kräftigung der Regierung diene, verschoben werden dürfe oder nicht. Die Antwort war: was nützlich oder notwendig sei, dürfe nicht verschoben, es müsse vielmehr beschleunigt werden. Hierauf habe, so fährt Agobardus fort, der Kaiser einen Gedanken, von dem er vorher nur wenigen Vertrauten Mitteilung gemacht hatte, der Versammlung eröffnet; er habe gesagt: bei der Gebrechlichkeit und unsicheren Dauer des menschlichen Lebens sei von ihm beschlossen worden, zu Zeiten, in denen er lebe, und sich wohl befinde, den Titel des Kaisers dem von seinen Söhnen zu erteilen, von dem er erkenne, daß der Wille Gottes auf ihn gerichtet sei. Dann sei durch öffentliche Gebete, Fasten und andere Handlungen geistlicher Devotion Gott angefleht worden, nicht zuzulassen, daß ein anderer als der, welcher ihm gefalle, von dem Kaiser ernannt werde. In der Überzeugung, daß sein Wille auf der Eingebung Gottes beruhe, habe der Kaiser seinen beiden jüngeren Söhnen die ihnen zugedachten Reichsteile bestimmt, jedoch ihnen den vorgezogen, den er zum Mitgenossen des Kaisertums erkoren habe, denn nicht drei Reiche sollen gegründet werden, sondern ein einziges. Die Erhebung eines der Söhne Ludwigs zum Mitkaiser und die Unterordnung der beiden anderen unter denselben wird als göttliche Eingebung betrachtet. Diese Erzählung führt sogleich in die Mitte der großen Streitigkeiten, die gar bald in dem Reiche ausbrachen. Agobardus, der später als einer der heftigsten Antagonisten des Kaisers Ludwig auftritt, begründet seine Parteinahme gegen ihn auf die Auffassung der Ereignisse, die er hier vorlegt. Ich ziehe vor, mich an den von dem Kaiser selbst in der Urkunde, welche als Grundgesetz des Reiches publiziert wurde, gegebenen Bericht zu halten, der in einigen Punkten mit Agobardus übereinstimmt, in den wesentlichsten aber von ihm abweicht.

Dieser urkundlichen Darstellung zufolge ging die Initiative nicht von Kaiser Ludwig aus, sondern von der Reichsversammlung, deren Agobardus gar nicht gedenkt; sie ersucht den Kaiser, noch bei andauernder Gesundheit und obwaltendem Frieden über die allgemeine Lage der Dinge und das Verhältnis der Söhne Bestimmungen zu treffen; der vornehmste Gesichtspunkt

ist dabei, daß die Einheit des Reiches, welche Gott gegeben, nicht durch menschliche Teilungen zerstört werden dürfe, denn daraus könne viel Verwirrung, besonders in den kirchlichen Angelegenheiten entstehen; man würde Gott beleidigen, auf dessen Macht der rechtliche Bestand der Reiche beruhe. Der Kaiser selbst sagt, durch den Willen Gottes sei seine und des gesamten Volkes Stimme auf die Wahl seines erstgeborenen Sohnes Lothar zusammengetroffen. Man sieht wohl, auch dieser Bericht trägt das geistliche Gepräge des 9. Jahrhunderts, aber er hat doch nicht einen durchaus hierarchischen und mysteriösen Charakter, wie die Erzählung Agobards.

Noch bemerkenswerter ist, daß auf die Teilnahme der Reichsversammlung bei dieser Wahl in der Urkunde großer Wert gelegt wird. Nicht allein sich selber, sondern seinem ganzen Volke schreibt Ludwig die Erhebung Lothars zum Reichsgenossen und künftigen Nachfolger zu. Bernhard und Italien werden bei Agobardus überhaupt nicht erwähnt; in der Urkunde sind sie nicht ganz vergessen. Es wird festgesetzt, daß das Königreich Italien unter dem Kaisertum in demselben Verhältnis wie bei seinem Vater und ihm selbst, so auch zu seinem Sohne stehen solle. Mit eingehender Aufmerksamkeit werden die Bestimmungen erwogen, welche die beiden jüngeren Söhne des Kaisers Ludwig betreffen. Dem älteren derselben, Pippin, wird Aquitanien, Wasconien, die Mark Toulouse nebst einigen westfränkischen und burgundischen Grafschaften zugewiesen; dem jungen Ludwig Bajoarien und Kärnthen nebst der avarisch-slavischen Mark. Sie erhalten beide den königlichen Titel, doch wird der größte Nachdruck darauf gelegt, daß sie dem Kaiser unterworfen sind. In Krieg und Frieden, den auswärtigen Verhältnissen überhaupt sollen die beiden jüngeren Brüder ohne den älteren nichts vornehmen. Ihre Gebiete können nicht etwa weiter unter ihre Nachkommen geteilt werden. Zu der Bestimmung über ihre Nachfolger gehörte selbst eine Beteiligung des Volkes. Man lernt die Bedeutung dieser Beschlüsse kennen, wenn man sie mit der Verordnung von 806 vergleicht, welche in der That auf drei unabhängige, nur durch gegenseitiges Vertrauen verbundene Reiche gegangen war. Hier wird die Idee des Kaisertums, der Karl zuletzt den Vorzug gegeben hatte, auf das stärkste festgehalten. Auch für den Fall, daß Lothar ohne legitime Erben sterben sollte, wird eine Bestimmung getroffen, bei welcher die Erhaltung des Reiches als Hauptsache hervortritt: einer seiner Brüder soll ihm folgen, so daß ein Seniorat zu stande gekommen wäre. Für seine Lebenszeit behielt sich Ludwig die unumschränkte Gewalt über seine Söhne vor.

Man hat in diesen Reichsbeschlüssen häufig eine Teilung zu erkennen gemeint, während sie eine solche doch nicht enthalten: denn alle Bestimmungen waren auf eine Einheit mit einigen dem Erbrecht gemachten Konzessionen berechnet. Es war ein Versuch, die beiden Prinzipien, auf denen das Reich beruhte, das der Einheit und das des Erbrechtes zu vereinigen. Das Erbrecht entspricht dem alten Herkommen, wie es bei dem Tode des Königs Pippin festgehalten worden; das Reich dagegen einer politischen Idee, die

seitdem emporgekommen war und den Inbegriff aller Gewalt bildete. In dem damaligen Augenblick überwog die Idee der Einheit.

Das Grundgesetz war nicht allein ein rechtlicher, sondern ein Akt der momentanen Politik, der erste maßgebende Schritt in der Regierung Ludwigs; aber man kann sich nicht verhehlen, daß er sich damit Schwierigkeiten ohne Ende schuf. Denn, wie war es nur denkbar, daß der Sohn seines älteren Bruders, der hierdurch von allem Anteil an der Reichsregierung ausgeschlossen wurde, sich ohne Widerrede fügen sollte? Und wie hätten die eigenen Söhne nicht im Bewußtsein des angestammten Erbrechts Unbotmäßigkeiten veranlassen sollen, besonders wenn Neuerungen versucht wurden, die das zu rechtfertigen schienen? Die Urkunde enthielt die Idee einer zukünftigen Regierung, bis zu deren Eintritt Umstände vorfallen konnten, die eine Veränderung erheischten; Ludwig selbst war durch die Reichsordnung, die er nach allen Seiten hin durch Eidesleistungen befestigt hatte, unwiderruflich daran gebunden. Ich denke wohl, er hat durch diese Festsetzungen den Knoten seines Geschickes geschürzt.

Der Neffe des Kaisers, der Sohn seines älteren Bruders Pippin, Bernhard, war nach seines Vaters Tode durch Verordnung Karls unter dem Namen eines Königs mit der Verwaltung von Italien betraut. Man vernahm plötzlich, daß er sich unabhängig zu machen gedenke, die Klausen und Städte befestige, ungefähr wie Rotgaudus von Friaul einst versucht hatte. Jetzt aber, bei einem Mitgliede der karolingischen Familie, mußten noch andere Motive mitwirken, und man hat dieselben nicht weit zu suchen. Gegen Ludwig konnte Bernhard nichts einwenden, es war doch immer sein Oheim; aber daß er in Zukunft den Sohn des jüngeren Bruders seines Vaters als seinen Oberherrn anerkennen sollte, erschien ihm als eine Verletzung seiner Rechte. Diese Unterordnung verewigte seine Unselbständigkeit; hiegegen hat er sich geregt. An Manifestationen der Unzufriedenheit darf man nicht zweifeln; ob solche aber den Versuch eines ernstlichen Widerstandes in sich schlossen, erhellt doch nicht mit Bestimmtheit. Gegen die aufs neue festgesetzte Einheit des Reiches war Bernhard bei weitem zu schwach. Bei der ersten Bewegung des fränkischen Heerbannes, der das allgemeine Reichsgesetz zu vollstrecken für seinen Beruf hielt, verließen ihn seine Anhänger; er erlag ohne Blutvergießen. Die wahren oder vermeintlich Schuldigen wurden gefangen und von der Reichsversammlung sämtlich zum Tode verurteilt. Doch wurde über sie wie über so viele Gegner des Kaisertums im Morgenlande, die Strafe der Blendung verhängt, die man fast noch als Gnade betrachten zu können meinte. Bei dem Versuche, dieses Urteil an Bernhard zu vollstrecken, setzte er sich zur Wehr und ist gleich darauf den Wunden, die er dabei empfangen hatte, erlegen. Er ist eigentlich das Opfer der imperialistischen Idee geworden, inwiefern sie in dem Sohne Ludwigs repräsentiert werden sollte und repräsentiert wurde.

Man muß erstaunen, daß bei dieser zweimaligen Übertragung des Im=

periums und den damit zusammenhängenden Ereignissen in Italien doch des Papstes keine Erwähnung geschieht. Man könnte auf den Gedanken geraten, daß die Erteilung des großen Privilegiums, auf das sich die späteren päpstlichen Ansprüche hauptsächlich gründen, bei diesem Anlaß verhandelt und zu stande gekommen sei. Es würde angenommen werden können, daß die Anerkennung des fränkischen Hausgesetzes durch den Papst und die Bestätigung der dem Papst früher gemachten territorialen Zugeständnisse durch den kaiserlichen Hof wie zwei Gewichte in der Wagschale einander entsprochen hätten. Das Diplom ist nicht von dem Kaiser allein, sondern auch von seinen drei, durch das Hausgesetz ausgestatteten Söhnen unterzeichnet worden.

Ich erörtere hier nicht den Inhalt desselben, in welchem die von Karl bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom gemachten Konzessionen sich zu vereinigen scheinen, leider nicht in einer durchaus authentisch überlieferten Formel. Ich bemerke nur die Koincidenz der beiderlei Festsetzungen, in denen die Erneuerung des Verständnisses zwischen Kaisertum und Papsttum liegen würde. Schon bei der Anwesenheit Papst Stephans V. im Frankenreiche wird einer Unterhandlung desselben mit dem Kaiser, den er krönte, ausdrücklich gedacht. Es war gleichsam eine Abkunft der Familie mit dem Papsttum.

Nach und nach sind überhaupt damals die Verhältnisse zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum auf eine befriedigende Weise geordnet worden. Der Nachfolger Stephans V., Paschalis I., der wieder aus klösterlicher Zucht hervorgegangen war, hat das fränkische Hausgesetz bestätigt; er hat den jungen Lothar, der auf seine Aufforderung nach Rom kam, zum Kaiser gekrönt. Aber noch bei seinen Lebzeiten brachen ähnliche jurisdiktionelle Mißverständnisse aus wie unter Leo III. Die ausgesprochenen Anhänger des Kaisertums wurden verfolgt auf den Grund einseitiger Rechtssprüche ohne Rücksicht auf die kaiserliche Jurisdiktion.

Am Hofe zu Aachen war man sehr ernstlich damit beschäftigt, diesen Unordnungen ein Ende zu machen, als Paschalis starb und unter erneuerten tumultuarischen Auftritten durch Unterstützung des römischen Adels Papst Eugenius II. die Tiara erlangte, der sich der kaiserlichen Partei anschloß. Um die Ruhe vollkommen wiederherzustellen, wurde der junge Kaiser nochmals nach Rom geschickt.

Schon mehr als einmal war Lothar in Italien aufgetreten; er hatte einen lombardisch-fränkischen Reichstag in Pavia gehalten. Daß er zum König von Italien ernannt worden sei, hat man oft bestritten; einige vor kurzem aufgefundene Urkunden setzen es jedoch außer Zweifel. Lothar kam als Stellvertreter des Kaisers und Königs unter dem Geleit des in Geschäften geübten Wala, welcher dem karolingischen Hause selbst angehörte.

Unter seiner Mitwirkung kam die Konstitution, die Lothar im November 824 publiziert hat, zu stande. Darin wurde ein Treueid vorgeschrieben, welchen die Römer als Unterthanen des Kaisers zugleich und des Papstes leisteten, und für die künftigen Wahlen ein Verfahren angeordnet, welches

dem Eindringen unberufener Elemente vorbeugen sollte. Vor allen Dingen wurde festgesetzt, daß jene in den Zeiten der Abhängigkeit Roms von Konstantinopel vor der Konsekration vorbehaltene Anfrage bei dem Kaiser, inwiefern er die Wahl billige, jetzt in Bezug auf den abendländischen Kaiser zum Gesetz gemacht wurde. Die in Rom nicht zu lösenden juridischen Streitfragen sollten dem Kaiser vorgelegt werden. Lothar begab sich dann wieder nach dem Frankenreich zurück; auf dem Heimweg hat er Synoden in der Lombardei gehalten, deren Beschlüsse von kirchenrechtlichem Werte sind. Im Sommer 825 traf er in den Vogesen mit seinem Vater, der seine Jagden dahin verlegt hatte, wieder zusammen. Man weiß nicht anders, als daß zwischen beiden ein gutes Verhältnis obwaltete, welches dazu beitrug, die Ordnung im Innern des Reiches zu erhalten und das Ansehen nach außen zu verstärken.

Den Fußstapfen Karls des Großen folgend, hatte Kaiser Ludwig die Missionsthätigkeit mit frischen Kräften erneuern lassen. Auf Grund eines Reichstagsbeschlusses und von dem Papste dazu besonders autorisiert, hatte sich der geistvolle Erzbischof Ebbo von Rheims nach Dänemark begeben und große Erfolge erzielt; er hatte König Harald getauft und der Wirksamkeit eines Anskar Bahn gemacht. Sehr bemerkenswert ist nun, daß wir in dieser Zeit noch eine andere Demonstration des Kaisers Ludwig in ähnlichem Sinne finden. Indem er die Bekehrung der germanischen Völker im Norden anstrebte, und ins Werk zu setzen versuchte, hatte er ähnliche Absichten in Bezug auf die christlichen Einwohner von Spanien gefaßt.

Dort hatte die Strenge, mit welcher der omajjadische Kalif Abderrhaman II. die Auflagen, die auf den christlichen Einwohnern lasteten, zwanzig Prozent vom Ertrag der Güter und der Gewerbe, eintrieb, eine allgemeine Gärung hervorgebracht, welche eine namhafte Erhebung des christlichen Namens erwarten ließ. Denen bot Ludwig seine Hülfe an, zunächst der Stadt Merida, welche den anderen Städten mit ihrem Beispiel voranging. Wenn sein Schreiben im Namen Gottes und des Erlösers abgefaßt ist, so sollte dies nicht eine bloße Formel sein: denn eben das Christentum suchte er in Spanien wieder emporzubringen. Er versprach den Meridanern, ein Heer in die Mark einrücken zu lassen, um ihren Fürsten dergestalt zu beschäftigen, daß er ihnen kein Leid zuzufügen im stande sein würde: wollten sie ganz zu ihm, dem Kaiser, übertreten, so sollten sie von allen drückenden Auflagen verschont bleiben.

Ohne Aussicht war ein solches Anerbieten nicht, da die Stellung Abderrahmans noch nicht gesichert war und eine Empörung erfolgte, die denselben zehn Jahre lang beschäftigt hat. Wir werden derselben später Erwähnung thun. Hier bleiben wir bei der Wahrnehmung stehen, daß Ludwig nach allen Seiten hin die großen Interessen des Frankenreiches vertrat.

Es war noch das Reich Karls des Großen, Papsttum und Kaisertum

waren vereinigt. Die Doppelseitigkeit des Reiches, die religiöse und politische Einheit schien in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter schreiten zu sollen. Aber nicht ein so systematischer Fortgang war dem im karolingischen Imperium vereinigten occidentalen Völkerwesen bestimmt. Ich will nicht die Mißgriffe aufzählen, aus denen man eine allmählich hervortretende Gegenwirkung herleitet. Eine solche war bei dem Verhältnis der Regierung und der Völkerschaften an sich unvermeidlich. Man muß nur die Momente aufsuchen, unter denen sie zum Vorschein kam.

Die Überlieferung, daß Ludwig, dessen Gemahlin Irmingarde im Jahre 818 starb, den Gedanken gehabt habe, auf das Reich Verzicht zu leisten, so daß dann die festgesetzte Erbfolgeordnung sogleich ins Leben getreten wäre, darf man vielleicht nicht ganz abweisen, da sie von guter Hand stammt; aber Ludwig, der eben im Anfang der vierziger Jahre stand, die Ergötzlichkeiten der Jagd liebte und sich im Genuß der obersten Autorität glücklich fühlte, war noch zu jung, um fortan ein mönchisches Leben zu führen; er entschloß sich, nach dem Tode der ersten eine zweite Gemahlin zu suchen. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Judith, der jugendlich schönen Tochter des Grafen Welf, aus einem Hause, welches in Bayern und Alemannien überaus angesehen war. Geistig aufgeweckt, litterarisch gebildet, kunstliebend, brachte sie ein neues Leben an den Hof.

Das mochte mancherlei Antipathien erwecken. Eine wahre Bedeutung für das Reich gewann die Vermählung erst dadurch, daß Judith im Jahre 823 eines Knaben genas, dem man in Erinnerung an den Großvater den Namen Karl gab und dessen Dasein an sich schon die festgesetzte Erbfolge erschütterte, insofern dadurch ein neuer Erbanspruch begründet wurde.

Denn diesem Knaben standen doch dieselben Ansprüche zu, welche das Erbfolgerecht überhaupt einschloß, Ansprüche, die nicht willkürlich ersonnen, sondern in dem alten Herkommen begründet und gewissermaßen mit dem historischen Bewußtsein der Nation verknüpft waren. Warum sollte ein jüngerer Sohn des Kaisers von dem Erbe desselben von vornherein ausgeschlossen sein? Daß die Kaiserin Widerstand gegen diesen Anspruch fürchtete, scheint sich daraus zu ergeben, daß sie noch von ihrem Wochenbette aus an Ebbo von Rheims, der damals auf seiner Missionsreise in Dänemark begriffen war, einen Ring sandte, um den Knaben seiner geistlichen Fürbitte zu empfehlen. An und für sich enthielt die Absicht, dem jüngsten Sohn des Kaisers eine Ausstattung zu erteilen, wie sie für die anderen dekretiert worden war, keine Kontravention gegen das Hausgesetz von 817. Denn von einer eigentlichen Teilung des Reiches war darin nicht die Rede, sondern nur von Zusicherungen bestimmter Landesteile an die jüngeren Brüder, immer unter dem Vorbehalt der Einheit der Macht, wie unter dem gegenwärtigen, so unter dem zukünftigen Kaiser. Alles kam auf Lothar an, und dieser — so wird ausdrücklich versichert — hat bei einer vorläufigen Anfrage nicht widerstrebt, da das ihm zugedachte Gebiet zwar verringert wurde, aber die höchste

Autorität ihm ungeschmälert verblieb. Nur zu bald jedoch trat ein Mißverständnis ein.

Lothar hatte sich auch seinerseits eine Familie gegründet, er hatte sich mit der Tochter eines der großen Magnaten, des Grafen Hugo von Tours, vermählt, der mit dem Grafen Matfrid von Orleans in engster Verbindung stand. Dadurch wurde er in ein provinziales Interesse verflochten, das mit der kaiserlichen Allgewalt nicht eben in Einklang stand. Darin lag die von Karl dem Großen vorhergesehene Schwierigkeit, daß die Vermählung der Mitglieder seiner Familie in andere große Häuser von diesen unangenehme Ansprüche hervorrufen würden. Daß die künftige Kaiserin, Gemahlin Lothars, eine unbedingte Verehrung für die regierende, welche in Sympathien für die Macht ihres Gemahls lebte, gehegt habe, dürfte man kaum annehmen. Aber dazu kamen andere greifbare Motive des Mißverständnisses. In den spanischen Marken waren Unruhen ausgebrochen, welche auf die benachbarten Landschaften zurückwirkten.

Hier waren nämlich die Goten, die Ludwig dahin geführt hatte, mit den Saracenen in Verbindung getreten; sie hatten die fränkischen Befestigungen in der spanischen Mark angegriffen, so daß der kaiserliche Missus Elisachar viel Mühe hatte, die Ordnung herzustellen und es nur mit Hülfe des damaligen Grafen von Barcelona, Bernhard von Septimanien, eines Sohnes jenes Grafen Wilhelm von Toulouse, der zur Eroberung von Barcelona erheblich beigetragen hatte, durchsetzte. Er hatte ansehnlichere Hülfe nötig. Aber die beiden Grafen von Tours und von Orleans leisteten dem Grafen Bernhard von Barcelona nicht die Unterstützung, deren er bedurfte; die Feinde waren bereits mit ihrem Raube davon gezogen, ehe die Hülfe anlangte. Dies Verfahren erweckte Mißbilligung bei Hof, in der Reichs- und Heeresversammlung, beide Grafen wurden ihrer Würde entsetzt. Auf der Hand liegt, daß davon Lothar nahe berührt wurde. Es ist sehr begreiflich, daß er sich dem Kaiser entfremdete.

Als Lothar gleich darauf selbst den Befehl erhielt, nach Spanien vorzurücken, so hielt er in Lugdunum inne, rief seinen Bruder Pippin zu sich und, nachdem er mit demselben Rat gepflogen, lösten sie das Heer auf und begaben sich, der eine auf den Reichstag, der andere nach Aquitanien. Man könnte vermuten, daß jene Heeresbewegung mit Bezug auf das den Einwohnern von Merida gegebene Versprechen angeordnet war. Dann würde die Trennung der Söhne vom Vater in einem besonders widerwärtigen Lichte erscheinen. Sie hätten einem umfassenden Plan, der die weiteste Aussicht darbot, ihre Unterstützung versagt; sie wären vor einem bedeutenden Unternehmen unter nichtigen Vorwänden zurückgewichen. Wenn diese Vermutung auch nicht zuträfe, so hätten sie doch eine Eigenmächtigkeit begangen, welche eine innere Scission in sich schloß.

Eine Faktion im Reich, die sich an Lothar anschloß und auch Pippin von Aquitanien für sich hatte, geriet in Konflikt mit der Autorität des

Kaisers. Man schreibt es dem Einfluß Matfrids auf Lothar zu, daß dieser von jenem ersten Versprechen, der Ausstattung des jungen Karl beizupflichten, zurücktrat. Nicht eigentlich von dieser Ausstattung ging die Entzweiung aus; die Familienverhältnisse Lothars bewirkten, daß er Partei für die volle und wörtliche Ausführung des Reichsgesetzes nahm. Das eine griff mit dem anderen zusammen und führte schrittweise zu einer allgemeinen Verwickelung. Bei den aufkommenden Irrungen hielt es Ludwig für ratsam, einen Mann an den Hof zu berufen, der sein ganzes Vertrauen besaß und die Fähigkeit zu haben schien, die höchste Autorität mit starker Hand aufrecht zu erhalten. Es war der erwähnte Bernhard von Septimanien, der mit dem Hause Karls des Großen selbst in verwandtschaftlichen Beziehungen stand; Kaiser Ludwig hatte ihn aus der Taufe gehoben. Schon dort an der Grenze hatte er Partei gegen die Verwandten Lothars genommen. Am Hofe trat er mit der Kaiserin in eine so vertrauliche Beziehung, daß sie zu der bösesten Nachrede für deren Ehre Anlaß gab. Historisch erörtert, hat es nicht das Ansehen, als ob es damit viel auf sich gehabt hätte. Aber allerdings war Bernhard im Einverständnis mit der Kaiserin; die Rechte ihres Sohnes suchte er unverzüglich ins Werk zu setzen; er bezeichnete das Stück Landes, welches dereinst an den jungen Karl kommen sollte: Alemannien, Rhätien mit einigen burgundischen Bezirken. Nicht so sehr auf die territorialen Bestimmungen aber kam es hiebei an, als auf die Willkürlichkeit, mit der Bernhard, der jetzt als Oberkämmerer auftritt, dieselben verfügte.

Man wird dies nicht als eine eigentliche Illegalität betrachten können, da der Kaiser sich die höchste Autorität vorbehalten hatte und wohl daran denken durfte, auch dem jüngsten nachgeborenen Sohne eine Stellung zu verschaffen, wie die seines zweiten und dritten Sohnes werden sollte, deren Erbteile er dadurch nicht schmälerte, vorausgesetzt, daß er des ältesten, dem das Kaisertum zufallen sollte, sicher war. Erinnert man sich aber der Feierlichkeit, mit welcher die Erbfolgeordnung im Jahre 817 festgesetzt worden war, so kann man nicht in Abrede stellen, daß eine Veränderung derselben, wie sie jetzt vorgenommen wurde, doch nur mit Einwilligung der Reichsversammlung, welche sie beschlossen, des Papstes, der sie bestätigt, der hohen Geistlichkeit, welche sie beschworen hatte, durchzuführen gewesen wäre. Von einem so umsichtigen Verfahren war Bernhard von Septimanien weit entfernt; die Streitigkeit war bereits in ein Stadium getreten, in welchem sie die heftigste Animosität erregte. Man kann sich nicht wundern, daß die Veränderung als ein Angriff auf die bestehende Ordnung der Dinge und die in Aussicht genommene Zukunft des Reiches überhaupt erschien. Es war Partei gegen Partei.

Bernhard trat mit Entschiedenheit gegen die beiden Brüder, die mit dem Hofe zerfallen waren, auf. Überhaupt aber warf er den Bestand der bisherigen Regierung über den Haufen. Er zerstörte den geheimen Rat, in welchem zum Teil noch die Ratgeber Karls des Großen saßen; er verdrängte die Magnaten, denen eine gewisse Autorität zugefallen war. Niemand konnte

etwas ausrichten außer Bernhard; er schien zu glauben, daß er alles besser verstehe, als irgend jemand sonst. Der Kaiser war so sehr in seinen Händen, daß man sich das nur durch Anwendung geheimer Künste und heidnischer Bezauberungen erklären zu können vermeinte; Vermutungen, die an sich selbst in nichts zerfallen. Bernhard erscheint beinahe wie einer der Wesire, welche die islamitischen Herrscher in dieser Epoche mit der Ausübung der höchsten Gewalt zu betrauen anfingen. Bleiben wir im Bereiche der abendländischen Zustände, so sah er die Macht des Kaisers als eine absolute an, sich selbst aber als den autorisierten Verfechter derselben. Aber man schrieb ihm noch weiter reichende, verbrecherische Absichten zu; er sollte damit umgehen, die älteren Söhne Ludwigs umzubringen und nur mit dem jüngsten und dessen Mutter, der Kaiserin, die Regierung in seine Hand zu nehmen.

Ob nun die Söhne des Kaisers einem solchen Vorhaben gegenüber sich zu behaupten imstande sein würden, war zweifelhaft. Denn was hatten sie der verstärkten centralen Macht entgegenzusetzen? Lothar war seiner Stellung als Mitkaiser faktisch enthoben worden; in den Urkunden wird derselbe nicht mehr genannt.

Da ist nun die geistliche Strömung zur Verteidigung des bisherigen Zustandes eingetreten.

Man darf dem Kaiser Ludwig keineswegs eine Vernachlässigung der Kirche an sich zuschreiben. Er wendete den geistlichen Angelegenheiten unausgesetzt Aufmerksamkeit und Fürsorge zu. Die Mönche, die unter ihren Laienäbten und in ihrem Zusammenhang mit den weltlichen Gewalten überhaupt fremdartigen Einflüssen folgten, wurden zu den strengen alten Regeln zurückgerufen. Man kennt die Vorliebe, welche der Kaiser für Benedict von Aniane hegte; er räumte ihm in der Nähe von Aachen einen stillen Wohnplatz ein; aber noch öfter sah man denselben im Palast. Dessen Bemühen ging dahin, die Mönche im Frankenreiche zu gleicher strenger Lebensweise zu verpflichten, wie die von Monte Cassino. Und in diesem Mutterkloster hat man die Anordnungen, die in Aachen getroffen wurden, den eigenen gleichgestellt. So wurde der ernstliche Bedacht genommen, den Weltgeistlichen nach dem Vorgange Chrodegangs einen ausreichenden Lebensunterhalt anzuweisen und sie zu einem kanonischen Leben zu verpflichten. Zu einer gründlichen Reform berief Ludwig eine Anzahl von Provinzialkonzilien.

An seinem Hofe wurden auch die gelehrten Institute Karls des Großen nicht vernachlässigt. Die bekannte Präfatio zum altsächsischen Heliand rühmt den Kaiser, weil er sein Volk vom Aberglauben und schädlichen Doktrinen abzulenken und zu immer höheren Stufen der Bildung zu erheben suche. Nicht jedoch etwa auf diese Anregungen ist die Entzweiung des Kaisers mit dem Klerus zurückzuführen; sie entsprang vielmehr aus dem eigensten Interesse desselben.

Wenn die Haltung Karls des Großen dazu gehörte, die Begehrlichkeiten der Laien, die immer nach dem Überfluß der geistlichen Güter trachteten, im

Zaume zu halten, so waren Vergewaltigungen dieser Art unter Ludwig zu einem Grade gestiegen, daß der Gegensatz der geistlichen Körperschaft mit den weltlichen Großen scharf und schroff hervortrat. Wir vernehmen die Klage, das geistliche Gut werde von den Weltlichen unter dem Schutze der kaiserlichen Gewalt geraubt und geschmälert. Nicht zu übersehen ist der Grund, welchen die Weltlichen dafür anführten; sie sagten, daß das Gemeinwesen ohne diese Beihülfe seine Obliegenheiten nicht erfüllen könne. Liegt darin nicht der Gesichtspunkt, unter welchem der Besitz des Klerus alle Zeiten hindurch angefochten worden ist? Man kann in dieser Epoche noch nicht von Staat und Kirche reden: denn das Reich war noch kein Staat. Aber Bestrebungen, wie die, die aus der Idee des Staates hervorgehen, liegen auch hier zu Tage, sie schienen am Hofe die Herrschaft zu erlangen. So war denn auch die Opposition der Geistlichkeit eine allgemeine.

Ein ewig denkwürdiger Moment ist es doch, daß, indem die kaiserliche Gewalt eine autonome, den Ansichten der Laienwelt entsprechende Richtung rücksichtslos einschlug, die im Jahre 829 in Paris auf Anordnung des Kaisers versammelte Synode mit größter Entschiedenheit entgegengesetzte Grundsätze aussprach. Es ist wohl der Mühe wert, sich den Inhalt einiger dort gefaßten kanonischen Beschlüsse zu vergegenwärtigen. Indem die Synode alle Autorität in die königliche und priesterliche Gewalt zerlegt, hebt sie zugleich auf Grund alter Aussprüche kirchlicher Oberhäupter hervor, daß der priesterlichen Gewalt der Vorzug vor der königlichen gebühre. Aus dem Titel eines Königs (Rex) schließt sie, daß der Herrscher, der nicht kirchlich-fromm regiere, kein König sei, sondern ein Tyrann; sie fügt hinzu, ein König dürfe die Gewalt, die er besitze, nicht von seinen Vorfahren herleiten, sondern er müsse sie als ihm von Gott verliehen betrachten. Er solle nie vergessen, daß er der Kirche unterworfen sei. Diesen Grundsatz müsse er den Großen, die ihn umgeben, einflößen, und dafür sorgen, daß keine Zwietracht unter ihnen entstehe. Es war ein Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht überhaupt, der durch diese Dekrete inauguriert wurde.

Wie aber, wird man fragen, hing nun die weltliche Irrung mit diesem geistlichen Anspruch zusammen? Dafür ist die oben angeführte Relation des Erzbischofs von Lyon, Agobardus, über die Bestimmungen von 817 von Wichtigkeit. Denn er stellt die Erhebung Lothars als einen religiösen Akt Ludwigs dar: derselbe sei von Gott eingegeben worden und müsse als eine Verpflichtung geistiger Natur betrachtet werden, die deshalb ein besonderes Ansehen gewonnen habe, weil Eidesleistungen darauf erfolgt seien, die durch den Beitritt des Papstes zu Rom allgemeine Gültigkeit erlangt hätten.

So traten einander die großen Gegensätze gegenüber: der Kaiser, sein Minister und die weltlichen Machthaber auf der einen, die Bischöfe des Reiches, welche die geistliche Gewalt ausmachten, und die Söhne des Kaisers auf der andern Seite. Hochbedeutend war es, daß ein allverehrtes Mitglied des kaiserlichen Hauses, der Abt Wala von Corbie, sich für die widerstrebende

klerikale Partei erklärte. Er hat nach reiflichen Erwägungen das Vorhaben, der neuen Regierung in den Weg zu treten, gebilligt. War man aber hiezu entschlossen, so glaubte man keinen Augenblick verlieren zu dürfen, da Bernhard mit einem Unternehmen umging, das ihn, wenn es Fortgang hatte, militärisch zum Meister im Reiche gemacht haben würde. Er wollte, an der Meeresküste entlang ziehend, einen Angriff gegen die Bretronen, die in allerlei Unbotmäßigkeiten begriffen waren, ins Werk setzen. Wohin hätte es führen müssen, wenn der entschlossene Bernhard damit zum Ziele gekommen wäre; er würde aller Rücksichten enthoben worden sein. Aber Bernhard stand keineswegs auf so festem Grund und Boden, wie er meinte und andere annahmen. Sein herrisches Auftreten, die ihm beigemessene Immoralität, die ungewohnte Zeit der Fasten, die Beschwerlichkeiten des Marsches, die man voraussah, brachten eine Verstimmung hervor, die, eifrig geschürt, selbst bei den aufgebotenen Truppen Eingang fand und sie dahin brachte, ihre Dienste zu versagen. In der Verfassung des Reiches bildete aber die Willensmeinung des Heeres ein entscheidendes Moment. In Paris zogen sich Heeresabteilungen zusammen, die eine der Autorität Bernhards entgegengesetzte Haltung zeigten. Indem Bernhard einen großen Schlag zur Befestigung seines Ansehens und zur Begründung des Übergewichts der weltlichen Gewalt ausführen wollte, mußte er inne werden, daß er allein stehe. Eine Opposition auf tiefer Grundlage bildete sich, welche ihn vielmehr selbst bedrohte. Wir lernen ihn hier kennen. Er war stark in seinen Entwürfen, aber nicht gerade standhaft in ihrer Durchführung. Für seine Ideen sein Leben zu wagen, lag ihm ferne. Von einem allgemeinen Sturme bedroht, dem er nicht zu widerstehen vermochte, verließ er die hohe Stellung, die er inne hatte, und flüchtete nach Septimanien. Kaiser Ludwig hatte nichts dagegen. Indem er seine Gemahlin nach Laon in ein Kloster in Sicherheit bringen ließ, machte er sich selbst auf den Weg, um mit den Widersachern seiner Regierung eine Unterhandlung anzuknüpfen. So nahm er Aufenthalt in Compiegne. Hier mußte er nun das Widerwärtigste erleben, was ihm geschehen konnte. Seine beiden älteren Söhne erschienen, zuerst Pippin, dann Lothar, an der Spitze der geistlichen und weltlichen Großen, die sich gegen ihn auflehnten, und übten faktisch die höchste Gewalt aus. Die Gegner Bernhards, die zuletzt gestürzt worden, kehrten in ihre Stellen zurück und traten wieder als Teilhaber an der Regierung auf. Die Kaiserin Judith wurde hin- und hergeführt, von Laon nach Compiegne, von da, da man doch ihren Einfluß fürchtete, nach Poitiers in das Kloster der Radegunde; ihre Brüder wurden in verschiedene Klöster verwiesen. Der Bruder Bernhards selbst wurde von Lothar, der in diesem seinen ärgsten Feind sah, eingekerkert und geblendet; viele Anhänger dieser Partei büßten mit der Gefangenschaft. Wohin dabei nun die vorwaltende Absicht gegangen ist, läßt sich aus den historischen Angaben, die miteinander in schroffem Widerspruch stehen, nicht mit Bestimmtheit entnehmen. Wir haben aber ein Zeugnis, das keinen ernst-

lichen Zweifel darüber aufkommen läßt und auf jeden Fall die größte Beachtung verdient. Wala, der selbst in der Mitte der Bewegung stand, versichert, die Absicht sei nicht darauf gerichtet gewesen, den Kaiser der Herrschaft zu berauben, sondern nur die von Bernhard gegründete Regierung zu stürzen, — eine Absicht, die der Lage der Dinge entsprach. Dem Rechte des Kaisers sollte kein Eintrag geschehen, aber die Regierung sollte geändert werden, ein Vorhaben, wie ein solches durch die konstitutionellen Mittel der neueren Zeit mehr als einmal ins Werk gesetzt worden ist, — Mittel, wie sie in jener Epoche nicht entfernt versucht werden konnten. Die reichsständischen Gewalten sollten erst gegründet werden, an deren Stelle dann später die konstitutionellen Ideen getreten sind. Damals war nach der Flucht Bernhards der Kaiser allein mit seiner persönlichen Autorität übrig.

Die Haltung des Kaisers Ludwig war keine unwürdige; er war auf das tiefste beleidigt und fühlte es wohl, wie er später gezeigt hat. In dem Augenblick aber gab er keinen Unwillen zu erkennen. Die Faktion, welche jetzt den Sieg davongetragen hatte, nahm die Miene an, als hätte sie für den Kaiser und das Reich gearbeitet; was scheinbar gegen den Kaiser geschehen, sei doch in der That zum Besten des Reiches und des Kaisers selbst vorgenommen worden. Aber auch dafür war Ludwig unempfänglich; er behauptete, in seiner Stellung als oberster Richter komme es ihm zu, die Verbrechen, die begangen worden, zu bestrafen. Walas Meinung ging dahin, eine Regierung, wie sie früher gewesen, bei der die Rechte der Söhne des Kaisers gewährleistet würden, auf haltbaren Grundlagen zu befestigen. Wie wäre es aber möglich gewesen, dem Kaiser Zugeständnisse dieser Art abzugewinnen; er suchte vielmehr dem Zustand, in den er gegen alles Erwarten geraten war, ein Ende zu machen. Das konnte aber nicht ohne eine allgemeine Reichsversammlung durchgeführt werden, die im Herbst des Jahres 830 nach Nymwegen berufen wurde. Es geschah auf den Vorschlag des Kaiser Ludwig; nicht etwa durch Lothar, sondern durch Ludwig und Lothar. Die Wahl des Ortes war nicht ohne Absicht. Der Kaiser fühlte sich unglücklich bei den Westfranken; er dachte sich dadurch zu retten, daß er die Ostfranken und Germanen, die von den Faktionen nicht ergriffen waren, zu einer großen Reichsversammlung einberief; er fürchtete die Franken und vertraute den Germanen.

Hier zuerst begegnet uns ein ethnographischer Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten. Die Germanen, auch die Sachsen, um die sich Ludwig besondere Verdienste erworben hatte, und die Bayern unter dem jüngsten Sohne, Ludwig dem Deutschen, der mit einer Schwester der Kaiserin Judith vermählt war, kamen zur festgesetzten Zeit sehr zahlreich herbei. Und für sie lag kein Grund vor, dem Mitkaiser eine Gewalt einzuräumen, neben der die seines Vaters nicht bestehen konnte. Von den dem Oberkämmerer Bernhard zugeschriebenen Umsturzabsichten wußte man hier nichts. An die häuslichen Unordnungen, das ehebrecherische Leben der Kaiserin glaubte man nicht. Und wenn der Kaiser bei seiner Ansicht blieb, daß die vorgebrachten Be-

schwerden rechtlich untersucht und dazu eine neue Reichsversammlung berufen werden sollte, so fand er damit die allgemeine Beistimmung der Germanen. Zwischen dem Gefolge Lothars und dem Heerbann, der sich um den Kaiser scharte, kam es in Nymwegen zu ernstlichen Reibungen. Einst haben sich die Anhänger Lothars in dessen Wohnung begeben und ihm vorgestellt, er müsse entweder mit dem Kampfe ernst machen oder wenigstens sich entfernen.

Kaiser Ludwig, seiner Würde eingedenk, rief den Führer der Gegner, der doch immer sein ältester Sohn war, zu sich; diesmal schloß sich der Sohn dem Vater an. Indem in der bewaffneten Menge ein Tumult entstand, der in ein Handgemenge auszuarten drohte, erschienen Ludwig und Lothar vor derselben. Der Vater und der Sohn, die nunmehr versöhnt und vereinigt waren, fanden Gehorsam. Einige der vornehmsten Gegner des Kaisers wurden gefänglich eingezogen; der Kaiser nahm sie mit sich nach Aachen, wo er auf der Reichsversammlung Gericht über sie halten wollte. Man hat in der Regel angenommen, der Kaiser sei in Compiegne durch die Westfranken gestürzt und seiner Macht beraubt, dann aber von den Germanen wiederhergestellt worden. So verhält es sich in der That doch nicht. Der Kaiser war in Compiegne nicht entsetzt worden, so daß er auch in Nymwegen nicht wiederhergestellt zu werden brauchte. In Compiegne war der Sturz seines Ministers entschieden und seine Gemahlin von ihm entfernt worden. Eine Faktion hatte sich momentan der Gewalt bemeistert; der Kaiser war vorsichtig genug gewesen, nicht geradezu offen mit ihr zu brechen; aber von der Einwilligung in die Einrichtung einer neuen Regierung, wie man sie beabsichtigte, hatte er sich immer ferngehalten. In Nymwegen fühlte er wieder festen Boden unter seinen Füßen. Er konnte die Beschuldigungen, die man gegen seine Gemahlin und seinen Oberkämmerer erhoben hatte, einem rechtlichen Verfahren vorbehalten. So begab er sich nach Aachen, um über die fernere Haltung der Regierung Beschluß zu fassen.

Durch die Vermittelung eines geschäftskundigen Mönches, des Namens Guntbald, wurden die Söhne des Kaisers abgehalten, in ihrer Widersetzlichkeit zu verharren. Lothar selbst wurde soweit gebracht, daß er denen, welche, einverstanden mit ihm, gefährliche Feinde des Kaisers gewesen waren, Bestrafung ankündigte, wobei, wiewohl sie nicht das äußerste Maß erreichte, doch die Direktion, welche der Kaiser einschlug, zu Tage trat. Lothars Verhalten war immer schwankend; zuweilen vordringend, dann aber zurückweichend und dienstbar, was insofern seiner Situation entspricht, als er, der Regierung Bernhards feindselig, doch dem Vater verpflichtet und von ihm abhängig war.

Die Männer von Compiegne wurden überall entfernt, ihre Widersacher kamen ans Ruder und, was die Hauptsache ist, die Kaiserin kehrte zurück. Es war schon etwas, daß ihr erlaubt wurde, das Kloster zu verlassen. Der Papst selbst soll ihr das erlaubt haben, weil sie ja nur gezwungen den

Schleier genommen habe. In Aachen wurde sie von dem Kaiser, der in den ihr gemachten Anschuldigungen ein Werk der Faktion sah, mit der Sympathie empfangen, welche ein gemeinschaftlich erlittenes Ungemach einflößt. Die Kaiserin erschien jetzt vor dem Kasier und ihren anwesenden Söhnen, vor dem versammelten Heerbann, um sich von der ihr schuldgegebenen Missethat zu reinigen.

Die Frage wurde vorgelegt, ob jemand in der Versammlung da sei, der ihr irgend ein Verbrechen schuldgeben könne. Da nun kein Ankläger hervortrat und auch kein Zeuge, so erkärte die Kaiserin sich unschuldig an alle dem, was man ihr vorgeworfen habe. Auf diese Weise gerechtfertigt, trat sie in ihre alte Stelle zurück, so daß das ganze Fundament zusammenbrach, auf welches das Verfahren in Compiegne gegründet war. Man sieht, daß eben das Gegenteil von dem erfolgte, was dort von seiten der Anhänger des Hausgesetzes und der früheren Verwaltung beabsichtigt worden war. Die Gewalt, welche dort hatte gestürzt werden sollen, stellte sich wieder her, mit der Ausnahme jedoch, daß Bernhard von dem Anteil an derselben ausgeschlossen blieb. Die Söhne verließen den Hof, soviel man hört, nicht ganz unbefriedigt, da ihnen Vermehrungen ihrer Besitztümer zugestanden waren.

Einige Monate später kam Bernhard auch zurück. Er traf den Kaiser in Diedenhofen inmitten einer Reichsversammlung und erklärte sich bereit, die Anklage auf die bei den Franken herkömmliche Weise durch einen Kampf mit seinem Gegner, in dessen Ausgang man ein Gottesgericht sah, zu widerlegen. Aber wie so oft war auch hier die Rechtsfrage zugleich eine Frage der Macht. Niemand wagte es, sich zum Zweikampf zu stellen. Dann stand nichts im Wege, die Beschuldigung durch einen Reinigungseid definitiv abzulehnen.

Seine alte Stellung am Hofe hat Bernhard jedoch nicht wieder erlangt. Es konnte schon deshalb nicht geschehen, weil man den jetzt niedergeschlagenen bösen Gerüchten keine neue Nahrung geben durfte. Wie sollte nun aber das Reich nach diesen Abwandlungen regiert werden?

Der Kaiser hatte die schwerste Beleidigung erfahren. Sollte er denen verzeihen, durch welche der Versuch gemacht worden war, sein Ansehen zu vernichten? Diese kümmerten sich wenig um die Reinigungseide; sie empfanden nur, daß das Prinzip, welches sie bekämpft hatten, wieder zur Herrschaft gelangte, und sie für ihre Teilnahme an der Verschwörung zu leiden haben würden. Namentlich wurde Wala aus einem entlegenen Kloster nach dem anderen verbannt, immer mit der Rücksicht, ihm jeden Verkehr mit den Söhnen des Kaisers abzuschneiden. In der Natur der Sache lag es ja, daß die, welche die Unruhen hauptsächlich veranlaßt hatten, mit verdachtvoller Aufmerksamkeit beobachtet wurden; vor allem war das mit Pippin von Aquitanien der Fall. An der ersten Verständigung hatte er Teil genommen, bei der Versammlung in Diedenhofen aber war er nicht erschienen, was der Kaiser, der ihn eingeladen hatte, ihm als einen Akt des Ungehorsams anrechnete.

Als er gegen Ende des Jahres sich in Aachen einstellte, und endlich zu einer Audienz bei dem Kaiser gelangte, fand er die Aufnahme nicht, die er erwartete; er glaubte in persönlicher Gefahr zu schweben und entfernte sich mit geringem Gefolge, um sich sicher zu stellen. Nicht wenig entrüstet, daß sein Sohn sich eigenmächtig aus seiner Nähe entfernt hatte, berief der Kaiser einen großen Rat, um diese Unbill zu strafen. Der Beschluß wurde gefaßt, Pippin in seiner Provinz aufzusuchen, und in Orleans in einer Reichs- und Heeresversammlung über ihn Gericht zu halten. Es ist ein Charakterzug Kaiser Ludwigs, daß er zwar inmitten der Beleidigungen, die er erfuhr, schwieg und duldete, dann aber doch nicht aufgab, sich nach der Hand an denen zu rächen, die ihn beleidigt hatten. Der unerwartete Zwischenfall trat ein, daß Ludwig der Deutsche die Heeresfolge gegen Pippin zu leisten verweigerte. Es geschah vielleicht aus Sympathie für den älteren Bruder, doch hatte es noch einen anderen Grund. In der Geschichte der Vereinigung der Stämme auf dem rechten Rheinufer bildet es ein der Bemerkung nicht unwürdiges Moment, daß Ludwig die Übertragung Alemanniens an Karl zu verhindern und dieses für sich selbst in Besitz zu nehmen dachte. Man hatte ihn überredet, er werde alle östlichen Völker, selbst die Sachsen für sich haben. Dazu aber waren die Dinge noch nicht gediehen. Der Kaiser sammelte ein überlegenes Heer, mit dem er den Rhein überschritt, welches dann Ludwig nimmermehr bestehen konnte. Er wich nach Bayern zurück; langsam zog ihm der Kaiser nach. In Augsburg fühlte sich Ludwig bewogen, die Gnade seines Vaters nachzusuchen, die ihm auch erteilt wurde, aber mit der Verwarnung, ähnliche Dinge nie wieder vorzunehmen. Dieses Abkommen fällt in den Mai des Jahres 832. Im Herbst wurde dann, vornehmlich mit rechtsrheinischen Streitkräften, der Zug gegen Pippin unternommen. In Orleans mußte sich derselbe unterwerfen: er wurde aus Aquitanien verwiesen; er sollte fortan in Trier leben. Dergestalt hatte der Kaiser seine widerspenstigen Söhne, den einen nach dem anderen, überwältigt; er wurde Herr in seinem Reiche.

In dem Gefühl seiner Vollgewalt aber wagte er, einverstanden mit seinem Hofe, zu einer Maßregel zu schreiten, welche nichts anderes als neue Unruhen veranlassen konnte, er beraubte Pippin Aquitaniens und setzte seinen Sohn Karl an dessen Stelle. Was ihn besonders dazu vermochte, wird die Anhänglichkeit eines Teiles der Großen des Landes Aquitanien, das er ja einst selbst verwaltet hatte, an seine Person gewesen sein, so daß sie seinen Wünschen entgegenkamen und kein Bedenken trugen, dem jungen Karl zu huldigen. Aber allgemeinen Beifall konnte er damit nicht finden. In diesem Schritte lag vielmehr eine Quelle neuer unheilvoller Irrungen.

Wenn bisher nur von einer Pacifikation zwischen dem Vater und den Söhnen, einer Wiederherstellung der oberhauptlichen Autorität der kaiserlichen Regierung die Rede gewesen war, so bekam jetzt alles ein anderes Ansehen. Der vornehmste Urheber des Attentats zu Compiegne, der zweite Sohn des

Kaisers, sollte dafür bestraft werden. Nicht ohne guten Grund, wie es scheint; denn das gehörte dazu, die alte Autorität wieder zu vollständiger Geltung zu bringen. Allein dafür reichten die bisher in der Regierung eingetretenen Abwandlungen doch bei weitem nicht hin. Der Gehorsam gegen die oberste Gewalt war einmal gebrochen, und beinahe unmöglich ist es, ein verlorenes Prästigium wieder zu erneuern.

Überdies war die Verfügung des Kaisers eine solche, die weit über das Ziel hinaus ging. Sie enthielt eine offene Verletzung des im Jahre 817 zu stande gekommenen Hausgesetzes. Es erschien wie ein Sieg der einst von Bernhard von Septimanien ausgegangenen Parteibestrebungen, die, in Compiegne niedergeworfen, allmählich wieder in voller Stärke hervortraten. Wenn aber der junge König von Aquitanien des ihm feierlich zugesicherten Erbteils beraubt wurde, so konnten auch die beiden anderen Brüder nicht darauf rechnen, daß ihnen nicht auch ein gleiches geschehe. Lothar und Ludwig ergriffen die Sache Pippins, dem es gelungen war, auf freien Fuß zu kommen; sie waren entschlossen, das Grundgesetz mit ihrer Macht aufrecht zu erhalten. Fast unerwartet erfuhr der Vater, daß seine drei Söhne die Waffen gegen ihn ergriffen hatten. Er säumte nicht, sich gegen sie in Bewegung zu setzen, und an seiner Überlegenheit konnte kein Zweifel sein. Die alte, in Compiegne gestürzte Regierung umgab ihn wieder. Bernhard stand an der Spitze einer Truppe, die er nicht einmal besoldete, sondern durch Raub ernährte. Von Judith sagt Wala, sie war wieder beim Kaiser und hatte das Heft der Regierung in den Händen.

Vielleicht möchte es dem Kaiser gelungen sein, seine Söhne abermals zu unterwerfen, hätten sie nicht einen Bundesgenossen gefunden, der ihm noch ganz andere Waffen entgegensetzte, als sie selbst.

Es war Papst Gregor IV., der aus der Mitte des römischen Adels zur höchsten kirchlichen Würde aufgestiegen war und sich den Anordnungen fügte, welche Lothar und Wala kurz zuvor eingeführt hatten. Er holte die kaiserliche Genehmigung ein, ehe er sich konsekrieren ließ. Durch seine Lage aber im Kampfe besonders mit den Arabern, die kurz vorher Sicilien eingenommen hatten, war er vor allen Dingen auf den jungen Kaiser angewiesen, der in Italien überhaupt die königliche Gewalt ausübte. Und wie hätte es nicht Eindruck auf ihn machen sollen, daß Kaiser Ludwig das Hausgesetz brach, welches von den früheren Päpsten sanktioniert worden war und von dem der künftige Friede der Welt abzuhängen schien. Er entschloß sich, selbst über die Alpen zu gehen, im Einverständnis mit Lothar, ohne daß der Kaiser seine Einwilligung dazu gegeben hatte. Zugleich knüpfte Lothar die Verbindung mit den alten klerikalen Freunden wieder an, vor allem mit Wala, der sich damals wieder in Corbie befand.

Wala hielt es für eine gute Handlung, wenn er dem Wiederemporkommen seiner alten Feinde entgegentrat. Er wolle, sagte er, lieber sein Leben einsetzen für das Volk, als den Fluch der Kirche auf sich laden. So

erneuerte sich die Allianz der Söhne des Kaisers und der hohen Geistlichkeit, die nun aber ein verdoppeltes Gewicht dadurch erlangte, daß der Papst sich auf ihre Seite stellte. Der universalhistorische Moment trat ein, daß das Einverständnis zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum, auf welchem die Ruhe und Ordnung im Occident seit einem Jahrhundert beruht hatte, sich wieder auflöste.

Bei der Wichtigkeit des Ereignisses dürfen wir wohl die Begebenheit in den Einzelheiten der Vorfälle begleiten. Es ist eine Verflechtung der außerordentlichsten Art. Die drei Brüder standen bereits in Waffen. Der Papst war durch die Vorkehrungen Lothars aus Italien herbeigeführt worden. Der Kaiser rückte ihnen mit einer starken Macht entgegen; er befand sich in Worms. Von hier zog er in den Elsaß, in die große Ebene zwischen Straßburg und Basel, bis zum Rothfelde bei Colmar, wo sich die Söhne aufgestellt hatten. Wenn dieselben in dem Papste, der bei ihnen eingetroffen war, einen unerwarteten Bundesgenossen gefunden hatten, so war der Kaiser auch in geistlicher Beziehung gegen sie gerüstet. Denn an seiner Sache hielt ein großer Teil der Bischöfe fest, die zum Widerstande selbst gegen den Papst entschlossen waren.

Damals ist wohl gesagt worden, Gregor werde diese Bischöfe aus der Kirchengemeinde ausschließen. Darauf wurde von der anderen Seite erwidert: dann würden die kaiserlichen Bischöfe auch ihrerseits den Papst exkommunizieren; er möge die Exkommunikation aussprechen, aber mit einer gleichen beladen werde er nach Hause zurückkehren.

Man erkennt die Tragweite des Konflikts, der noch heute fortdauert. Und sehr begreiflich wäre es, wenn, wie man erzählt, Gregor IV. in der damaligen Lage auch seinerseits eine gewisse Besorgnis kundgegeben hätte. Denn der kaiserliche Hof erklärte es für ein schweres Vergehen des Papstes, daß er über die Alpen gekommen war, ohne gerufen zu sein. Der Gedanke wurde geäußert, daß dafür die Acht gegen ihn ausgesprochen werden solle. Es ist nicht eigentlich ein Streit zwischen Kirche und Reich, der Papst ist mehr die Kirche, als der Kaiser das Reich ist. Von entscheidendem Gewicht war es, daß die alten Führer der Opposition, die hohen Geistlichen des Reiches, der päpstlichen Autorität zu Hülfe kamen. Wala hatte sich auf die Aufforderung, die er empfing, wirklich auf den Weg gemacht, abratenden Freunden zum Trotz, um Papst Gregor aufzusuchen. Nicht ohne persönliche Gefahren inmitten der Truppenzüge war es ihm gelungen, zu demselben zu gelangen. Wala war in tiefster Seele mißvergnügt, daß die Erhebung von Compiegne, bei der er einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hatte, so ganz ohne Folgen geblieben war; der Einfluß, den er jetzt auf den Papst ausübte, hat auf den Fortgang der Begebenheiten entscheidend eingewirkt. Es ist sehr wahr, was man schon immer gesagt hat: Wala habe dem Papste das Vorrecht desselben, von niemand gerichtet zu werden, ins

Gedächtnis gerufen; doch würde das nur gegen die Retorsionsmaßregel der kaiserlichen Bischöfe eine Verwahrung gebildet haben.

Nicht weniger bedeutend war ein anderer Grundsatz, den Wala zur Sprache brachte; er erinnerte den Papst an das Wesen seiner apostolischen Autorität; durch diese werde jede Einwendung des Kaisers gegen seine Reise nach Deutschland gehoben; denn das Wesen dieser Autorität liege darin, daß sie den Inhaber derselben ermächtige, zu gehen und zu schicken nach allen Regionen, wohin es ihm beliebe; sie sei vom heiligen Petrus auf ihn, den Papst, gekommen.

Die hierarchische Partei im fränkischen Reiche, obgleich sie dem Kaisertum aufs engste verpflichtet war, begrüßte doch die Reise, welche der Papst, ohne von diesem berufen zu sein, unternommen hatte, als einen Akt der ihm zustehenden Autorität. Die zuletzt besiegte Faktion meinte nur dadurch das Übergewicht zu erlangen, daß sie den Papst herbeirief.

Wenn die Biographie Walas die Kaiserin dafür verantwortlich macht, daß eine Anzahl von Bischöfen die entgegengesetzte Meinung festhielt, so leuchtet doch ein, daß hier eben eine andere Ansicht über den großen Gegensatz, der hiemit eintrat, gehegt wurde. Die Reichseinheit, welcher die Voraussetzung des allgemeinen Gehorsams zu Grunde lag, wurde durch die religiöse Idee durchbrochen, die eine andere als die irdische Gemeinschaft voraussetzt. Das Übergewicht dieser Idee bestimmte dann den Gang der Begebenheit.

Zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen wurde noch unterhandelt. Er erinnert sie nicht allein an ihre Pflicht als seine Söhne und seine Vasallen, er bringt auch das gegenseitige Verhältnis zwischen Kaiser und Papst zur Sprache: er habe das Recht und die Pflicht, den Papst in Schutz zu nehmen; an der Ausübung dieser Pflicht aber werde er durch den Ungehorsam seiner Söhne gehindert. Eine Anwendung der päpstlichen Autorität innerhalb der Grenzen des Reiches gegen den Sinn des Kaisers erklärte er für ungesetzlich. Die Söhne bestanden darauf, daß ihr Zweck allein die Herstellung des Friedens sei; sie meinten, damit werde von ihnen einer höheren Pflicht genügt.

Weder die Beschwerde des Kaisers noch die Entschuldigung der Söhne haben viel zu bedeuten, doch ist der Gegensatz ein durchgreifender, nicht zu überbrückender. Der Kaiser will als Kaiser allein mit dem Papste zu verhandeln haben; die Söhne stellen denselben als Vertreter der göttlichen Autorität in ihrem Streit mit dem Vater auf.

Hatte nun der Papst das Recht, im Innern des Reiches in der Mitte einer gegen ihn versammelten Heeresmacht zu erscheinen, ohne mit dem Kaiser darüber unterhandelt zu haben?

Man hatte damals einen Begriff von der Bedeutung dieser Frage, wie denn in der Biographie Walas die Bemerkung gemacht wird: es gebe mancherlei Gerechtigkeiten, die eine des Reiches Gottes, die andere die des weltlichen Reiches. So gebe es auch zweierlei Gebote; das eine, das die

Kinder zum Gehorsam gegen ihre Eltern anweise, das andere aber, das den Eltern die Pflicht auferlege, den Haß ihrer Kinder nicht zu erregen. Wala schloß daraus, daß der Papst nicht unbedingt zur Unterordnung unter den Kaiser angewiesen sei, sondern noch eine andere Verpflichtung höherer Art, von religiösem Inhalt habe. Die Rücksicht auf den Vater und Kaiser wollten die einen, die Rücksicht auf das Recht der Söhne die anderen voranstellen.

Augenscheinlich, daß zwischen diesen Anschauungen keine Vermittelung möglich war. Die einen stellten die Abhängigkeit des Papstes vom Kaiser, die anderen die päpstliche Pflicht, die sie als Recht betrachteten, in den Vordergrund. Eine Zusammenkunft zwischen Kaiser und Papst hat nun doch stattgefunden. Der Kaiser entschuldigte sich bei Papst Gregor, wenn er ihm nicht mit ceremoniellen Ehrfurchtsbezeugungen entgegenkomme, wie das von seinen Vorgängern geschehen sei; als Grund führte er an, daß er ihn nicht gerufen habe. Gregor erwiderte: er sei in seinem Recht, denn er komme zur Erhaltung des Friedens und der Eintracht, welche zu predigen er durch göttliche Mission verpflichtet sei.

Das weltliche Recht und die kirchliche Befugnis traten einander in schroffem Widerstreit entgegen. Man meinte, der sonst so fromme Kaiser werde Gott und dem heiligen Petrus die gebührende Ehre nicht verweigern. Daß das dann doch geschah, schrieb man einer besonderen Verstockung seines Herzens zu, die dann wieder von der Kaiserin hergeleitet wird, wie ja auch die erste Frau den ersten Mann verführt habe.

Kaiser Ludwig saß zu Pferde an der Spitze seiner Truppen, als er diese Antwort gab. Wäre er wahrhaft unerschütterlich gewesen, so hätte er den Papst zurückweisen müssen. Aber er gestattete demselben Eintritt in das Lager und ließ ihm daselbst Wohnung anweisen. Wenn der Kaiser nun aber selbst durch die Ehrfurcht vor dem Stellvertreter Petri hiezu bewogen wurde, wie viel mehr mußte der Nimbus der religiösen Autorität, die den Papst umgab, auf die Truppenführer im Lager wirken, mit denen derselbe in unmittelbaren Verkehr trat. Die göttliche Autorität, welche über das Seelenheil entschied, überwog die Verehrung gegen den Kaiser, auf der doch das Reich beruhte. Dazu ist ohne Zweifel gekommen, daß der Heerbann, in der Mitte zwischen dem alternden Kaiser und den aufstrebenden Söhnen, unmöglich geneigt sein konnte, das Schwert zu ziehen, um jenen aufrecht zu erhalten und diese zu vernichten. Den Führern des Heerbannes mußte es genehmer sein, daß der Papst die Eintracht zwischen den beiden Teilen herzustellen den Versuch machte.

Aber die Hauptsache ist doch: das religiöse Ansehen des Stuhles von Rom wirkte auf die Führer und die Gemeinen unwiderstehlich ein, und der kirchliche Gedanke brachte eine alles mit sich fortreißende Bewegung hervor, welche in den Übergang von einer Partei zur anderen umschlug. Als der Papst nach dem Lager der Söhne zurückging, folgte ihm der größte Teil des

kaiserlichen Kriegsheeres und verbrüderte sich mit dem Gefolge der Söhne. Es gab einen Augenblick, in welchem es schien, als ob sich beide zu Feindseligkeiten gegen den Kaiser vereinigen würden. In diesem Gedränge sah derselbe keinen anderen Ausweg, als seine Söhne um Schutz gegen seine eigenen Völker zu ersuchen. Sie luden ihn ein, zu ihnen herüberzukommen, zugleich mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne. Dieser Einladung folgte er. Als er erschien, sprangen sie von ihren Pferden; er ermahnte sie vor allem, weder ihm noch seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne etwas zu leide zu thun. Nachdem sie dieses versprochen, folgte eine Umarmung des Vaters und der Söhne; die Kaiserin wurde in das Zelt des jüngeren Ludwig geführt, der Kaiser und sein jüngster Sohn in das Lothars; er war in der That ihr Gefangener.

In dem Gegensatz der geistlichen und der kaiserlichen Autorität behielt die erstere durch einen unwillkürlichen Impuls, der alles überwältigte, die Oberhand. Die Sache der Söhne des Kaisers und die kirchliche Opposition trugen den Sieg davon. Eine äußerliche Versöhnung war erfolgt. Damit aber trat eine andere, nicht minder wichtige und im Augenblick noch dringendere Frage hervor. Wie konnte Ludwig nach einer so tiefen Demütigung das Kaisertum weiter verwalten? Und wenn dies unthunlich war, wie sollte eine neue Regierung gebildet werden? Bei Kolmar hatte man ungefähr wie in Compiegne nur den Sturz der vorherrschenden Partei und Politik im Auge gehabt. Darüber aber, was nach demselben geschehen sollte, waren keine Verabredungen getroffen.

Bei einem an sich glaubwürdigen Biographen Ludwigs wird versichert, man habe eine vorläufige Reichsteilung in Aussicht genommen. Bei dem Biographen Walas, Paschasius Radbertus aber, der sich an Ort und Stelle befand und mit seinem Abte dem Papste einen Besuch gemacht hat, finden sich andere Angaben, welche in die Erwägungen einführen, die damals unter den angesehensten Persönlichkeiten stattfanden. Paschasius versichert, Lothar sei von den sämtlichen, nunmehr vereinigten Truppen ersucht worden, das Kaisertum zu übernehmen; wenn er sich weigere, würden sie einen anderen auffordern müssen, an ihre Spitze zu treten. Auf dem Heerbann beruhte die Einheit des Reiches; und als die natürliche Folge der im Lager gefaßten Entschließung, von dem älteren Kaiser zu dem jüngeren überzugehen, würde es erschienen sein, wenn nun auch die Übertragung des Kaisertums auf den letzteren durchgeführt worden wäre. Daß der Sinn der geistlichen Magnaten dahin gegangen ist, kann nicht bezweifelt werden.

Paschasius machte Wala darauf aufmerksam, daß es nicht zu rechtfertigen sei, wenn man den Mann, welcher bisher Mitgenosse des Reiches gewesen, ohne weitere Beratschlagung zum alleinigen Beherrscher der ganzen Monarchie erhebe. Wala mißbilligte an und für sich diese Absicht, die außerhalb seiner Sinnesweise lag; allein unter den obwaltenden Umständen verwarf er sie doch auch nicht ganz. Er sagte, es sei nun einmal nicht anders, in den

Menschen herrsche Furcht und Begier: die einen besorgen, durch einen künftigen Umschlag wieder in die äußerste Gefahr zu geraten; die anderen verlangen, ohne Zeitverlust alles wieder zu erwerben, was sie verloren, oder zu erlangen, was sie nie besessen. Die Absicht war gewesen, die Überwältigung der Söhne zu verhindern, weil dadurch dem Kaiser eine Macht zugefallen wäre, die auch auf die geistlichen Angelegenheiten eine entscheidende Rückwirkung ausgeübt hätte. Man hatte gemeint, das durch eine Unterhandlung zu erreichen, wobei dann wohl eine feste, beide Teile befriedigende Ordnung der Dinge hätte getroffen werden können. Aber der Erfolg war über alle Erwartungen hinaus. Der Kaiser wurde von seinem Heere verlassen, das sich mit Lothar vereinigte. Sowohl die, welche an Lothar festgehalten, als die, welche sich von Ludwig getrennt hatten, brauchten einen neuen Träger der höchsten Gewalt. Sie schlossen sich an Lothar an unter der Voraussetzung, daß er dieselbe in seine Hand nehme. Erinnern wir uns, daß Lothar vor drei Jahren in einem ähnlichen Fall gewesen, aber weil er die Autorität mit seinem Vater geteilt hatte, in den größten Nachteil geraten war. Männer wie Wala hatten eine Ausgleichung Lothars und seiner Brüder mit dem Kaiser zu bewirken gedacht. Der Papst war noch mit der Unterhandlung beschäftigt, aber unter seinen Augen wurde die Vermittelung unmöglich. Das Kriegsheer verlangte entweder den einen oder den anderen; es wollte die Sache Ludwigs nicht fallen lassen, ohne sich sogleich an das zweite Oberhaupt anzuschließen. Auch dabei schimmerte eine germanische Idee durch.

Allein so mächtig der Heerbann auch sein mochte, so hatte er doch nicht über das Kaisertum zu verfügen; denn dieses beruhte auf einer langen Reihe von Begebenheiten, auf einem Recht, das von dem Heerbann anerkannt, aber nicht umgestoßen werden konnte. Die Reichsversammlung würde nimmermehr in eine Regierungsveränderung eingewilligt haben. Das Heer war nicht das Reich; sein Übergang zu den Söhnen schloß keine Absetzung des Vaters in sich. Wäre eine solche versucht worden, so würde eine allgemeine Auflehnung zu erwarten gewesen sein. Die Monarchie hatte zu tiefe Wurzeln in der Bevölkerung gefaßt, als daß sie durch einen Vorgang, den man beinahe für zufällig erklärte, erschüttert werden konnte.

Das Verhalten der Truppen ist immer als ein Akt der Treulosigkeit bezeichnet worden; es hat der Örtlichkeit den Beinamen des Lügenfeldes (Campus Mentitus) zugezogen.

Eine durch eine plötzliche Aufwallung hervorgerufene Insubordination konnte nicht die Grundlagen erschüttern, auf welchen die Macht und Größe des Reiches beruhte. Wenn nun dergestalt der alte Kaiser seiner Gewalt beraubt und doch kein neuer eingesetzt worden war, so entstand eine Zweifelhaftigkeit der Lage, welche alles in Verwirrung brachte.

Wir werden die Art und Weise, wie man über diese Schwierigkeit hinweg zu kommen dachte, sogleich weiter erörtern. Vor allem bemerken wir den großen Umschwung in dem Verhältnisse der beiden Gewalten, der hiemit

eintrat. Der geistliche Impuls, unter welchem sich alles vollzog; die Autorität, welche der Papst ausübte, war ein Ereignis auf immer.

Wenn die Gestaltung des abendländischen Reiches eben nur aus dem Verhältnisse des Papsttums zum Kaisertum hervorgegangen war, so zwar, daß die kaiserliche Macht das Übergewicht hatte, so wurde nun die Strömung der inneren Motive eine andere. Welch ein Unterschied zwischen den hülfesuchenden Päpsten Stephan III. oder auch Leo III. und Papst Gregor IV., der, von einer zurückgedrängten Partei zu Hülfe gerufen, jetzt dem Kaiser selbst durch sein Wort und seinen Einfluß seinen Willen auferlegte. Zwischen den beiden enge verbündeten Gewalten, der weltlichen und der geistlichen, waltete doch wieder ein innerer Gegensatz ob. Schon in den letzten Jahrzehnten hatte er sich zuweilen geregt. Die kaiserliche Macht hatte nochmals unter dem Pontifikat Eugens II. die Oberhand auch in Rom selbst davongetragen. Jetzt aber geschah das Gegenteil. Papst Gregor IV. erschien nicht als die vermittelnde, sondern als die entscheidende Potenz zwischen den beiden Gegensätzen, die im Reiche miteinander rangen; die letzten Verfügungen, welche Ludwig über die Erbteilung getroffen, waren durch den Lauf der Begebenheiten rückgängig geworden, das Hausgesetz vom Jahre 817 wieder zu voller Geltung gekommen.

Das geistliche Interesse, das sich in dem Papst darstellte, wurde Meister über das weltliche, das in dem damaligen Kaisertum Ludwigs repräsentiert war. Ohne der Geschichte der späteren Epochen vorzugreifen, darf man doch behaupten, daß von hier der Widerstreit der beiden Prinzipien ausging, der seitdem das Abendland in Gärung versetzte. Die Bewegung des Widerstandes gegen Ludwig hatte der Papst gebilligt und veranlaßt; daß aber Lothar den Thron bestieg, darf nicht als sein Werk angesehen werden. Gregor ging, nicht ohne ein gewisses Mißvergnügen erkennen zu lassen, nach Rom zurück.

Die Kaiserin war trotz jener Zusage in eine Art von Gewahrsam nach Italien abgeführt worden. Pippin und Ludwig der Deutsche waren jeder in seine Provinz gegangen. Dem bisherigen Mitkaiser, der nun in den legitimen Besitz des Seniorats gelangt zu sein glaubte, blieb es überlassen, die letzten Schritte zu thun, um die höchste Gewalt in seine Hände zu bringen. Er hatte eine Reichsversammlung auf den nächsten Oktober nach Compiegne einberufen, er nahm seinen Weg von Kolmar über Metz und Verdun nach dem Schauplatze jenes ersten Attentates gegen seinen Vater, wo er nun ein zweites, noch schwereres, zu vollziehen sich anschickte. Den Vater ließ er in Soissons im Kloster Medardus zurück; dessen jüngsten Sohn, seinen Halbbruder Karl, schickte er nach dem Kloster Prüm, was dem Vater besonders schwer auf das Herz fiel.

Nachdem Lothar des Weidwerks gepflogen, erschien er in Compiegne, wohin er die Reichsversammlung nicht ohne Absicht berufen haben wird. Denn nur in den westlichen Landschaften konnte er eines Erfolges in seinem Sinne sicher sein. Bischöfe, Äbte und die Grafen der Gaue waren zahlreich

versammelt. Lothar empfing die Geschenke, die man dem Kaiser darzubringen pflegte, selbst den Eid der Treue; auch fremde Gesandtschaften nahm er an. Damit aber war doch das Ansehen des alten Kaisers noch keineswegs aufgelöst, er erschien noch immer als das legitime Oberhaupt des Reiches und insofern die Herrschaft Lothars in dem Lichte einer Empörung. Um nun diese Rücksicht vollends abzustreifen, hatte die vorwaltende geistliche Partei zu einem Ausweg gegriffen, für welchen sie weder die Konkurrenz des Laienstandes, noch auch die ausdrückliche Billigung des Papstes besaß.

Man legte dem Kaiser in Soissons eine Kirchenbuße auf, durch welche er von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurde, so daß er alsdann auch die Regierung nicht führen durfte. Der Kaiser befand sich, obwohl noch niemand an seiner imperatorischen Würde zweifelte, doch in einem trübseligen, kummervollen Zustande. Man soll ihm gesagt haben, sein jüngster Sohn Karl sei genötigt worden, Mönch zu werden, seine Gemahlin nicht allein Nonne, sondern sie sei in der Entfernung bereits gestorben. Ludwig war von aller Gesellschaft abgeschnitten und hatte sich, wie man erzählt, bereits bewogen gefunden, von den Mönchen, welche ihn umgaben, Seelenmessen für die Verstorbene lesen zu lassen. Zustände dieser Art sind für die Träger der höchsten Gewalt doppelt peinlich, da sie die Veranlassung sich selbst zuzuschreiben in den Fall kommen.

In dieser verzweiflungsvollen Einsamkeit nun traf den Kaiser Ludwig eine Sendung der geistlichen Versammlung von Compiegne, durch welche ihm seine Verschuldungen zu Gemüte geführt wurden: da er durch Gottes Urteil und die geistliche Autorität die weltliche Macht verloren habe, so müsse er dafür sorgen, nicht auch seine Seele zu gefährden.

Ludwig bat sich Bedenkzeit aus. Als der von ihm selbst bestimmte Tag herannahte, begab sich die gesamte hohe Geistlichkeit von Compiegne nach Soissons, um ihm die Handlungen in Erinnerung zu bringen, womit er Gott beleidigt, der Kirche ein Ärgernis gegeben und das Volk in Verwirrung gebracht habe. Der Kaiser lieh dem allen sein Ohr, ohne zu widersprechen; er war bereit, sich dem geistlichen Urteile zu unterwerfen. Auf seinen Wunsch kam auch Lothar mit einigen seiner vornehmsten Anhänger herbei, um der feierlichen Buße beizuwohnen. Im Anfang des Oktober 833 fand nun diese peinliche Feierlichkeit in der Medarduskirche zu Soissons statt, in Gegenwart Lothars und der Vornehmsten des Hofes, sowie einer Versammlung, welche die Kirche füllte. Ludwig legte das allgemeine Geständnis ab, daß er seines Amtes nicht nach Gebühr gewartet und dabei gegen Gott gefehlt; daß er ferner der christlichen Kirche Ärgernis gegeben und dadurch mancherlei Verwirrungen in dem Volke veranlaßt habe; zur Sühne dieser Verbrechen unterwerfe er sich der öffentlichen und kirchlichen Buße, um durch die, denen die Macht zu binden und zu lösen verliehen sei, auch wieder die Absolution zu erlangen. Die geistlichen Herren waren damit nicht vollkommen zufrieden; sie forderten ein unumwundenes Bekenntnis der begangenen

Missethaten; sie gaben die Besorgnis kund, der Kaiser werde, wie es schon vor drei Jahren geschehen sei, auf sein früheres tadelnswürdiges Verhalten zurückkommen. Ludwig hat hierauf noch stärker als früher betont, daß er der Kirche Ärgernis gegeben habe und daß er das Muster eines Büßenden sein werde. Die geistlichen Herren gaben ihm darauf ein Verzeichnis seiner Vergehungen in die Hand, das durch die drei Rubriken der Heiligtumsschändung, des Meineides und des Mordes schon seinen Inhalt verrät.

Es erhellt nicht, ob Ludwig die Wahrheit dieser Beschuldigungen im einzelnen anerkannt habe. Wäre dies der Fall, so würde seine Lebensgeschichte das widerwärtigste Schauspiel darbieten und vollkommen unverständlich bleiben.

Während Ludwig sprach, hielt er jenes Sündenregister in seinen Händen; darauf gab er es den Geistlichen zurück, die es auf den Altar legten. Er selbst legte auch Wehr und Waffen nieder und zog ein Büßerhemde an.

Eine dunkle, trübe Scene, welche den Triumph der kirchlichen Partei über die weltlichen Interessen ausdrückt. Wie könnte jemals ein Fürst vor einem Gerichtshof, wie dieser war, bestehen?

Lothar konnte gegen die Exauktoration nichts haben, da er eben aus diesem Konflikt als Kaiser hervorging.

Die Verhandlungen haben noch eine andere Seite. Sie enthalten die höchsten Momente der Anmaßungen der westfränkischen Bischöfe, nicht allein dem Kaiser, sondern auch dem Papst gegenüber. Der westfränkische Episkopat stellt sich als den Vertreter der geistlichen Gewalt selbst in den Beziehungen zwischen Himmel und Erde auf. Die Satzungen der Synode von Paris vom Jahre 829, in welchen zuerst die geistlichen Ansprüche verlautbart waren, kamen hier zu ihrem vollen Effekt. Zugleich aber wurde die geistliche Unabhängigkeit von dem Stuhl von Rom in einer der allerwichtigsten Fragen, welche eintreten konnten, in Anspruch genommen. Wie wir mit Bestimmtheit erfahren, hatte einer der vornehmsten Metropoliten, der Erzbischof Ebbo von Rheims, hiebei die Führung übernommen und alles angeordnet. Indem die geistliche Autorität im vollsten Umfang ergriffen wurde, trat doch das Papsttum beinahe in den Hintergrund: denn Gregor IV. hatte an der Exauktoration keinen Anteil. Man hat Ebbo Schuld gegeben, er habe daran gedacht, die Unabhängigkeit der fränkischen Kirche dem Papst gegenüber mit Hülfe der Normannen ins Werk zu setzen, Ein seltsames Bündnis zwischen den Normannen, dem Oberhaupt der fränkischen Geistlichkeit und dem zum Kaiser erhobenen Lothar, wenn wir daran glauben könnten.

Zu vollkommener Besitznahme des Reiches begab sich Lothar nach Aachen, wo man den Versuch gemacht hat, Ludwig zum Eintritt in ein Kloster zu nötigen. Seine Antwort war treffend; er sagte, er könne kein Klostergelübde ablegen, so lange er nicht frei sei. Wir kennen schon seine Sinnesweise: er war beugsam und gefügig, aber an dem Kern seiner Rechte hielt er unerschütterlich fest; er besaß die Geschicklichkeit, triftige Entschuldigungen zu

finden, um sich den letzten Schritt zu sparen. Und aus der tiefsten Erniedrigung ging nochmals seine Erhebung hervor.

Einen sehr außerordentlichen Anblick bieten die Wechselfälle dieser Zeiten dar. Es gilt die wichtigsten Fragen: den Besitz und die Verwaltung des Kaisertums, die Rechte der Geistlichen und der Laien, die Zukunft des Reiches in beiderlei Hinsicht. Aber die dabei am meisten beteiligten und eingreifenden Persönlichkeiten, der Vater und seine Söhne, entwickeln doch keine festen Intentionen; sie bewegen sich selbst in widersprechenden Richtungen. Der Kaiser Ludwig, standhaft in der Behauptung seines Rechtes im allgemeinen, aber doch jeden Moment bereit zu einer gewissen Nachgiebigkeit im einzelnen; Lothar, seiner Sohnespflicht nicht uneingedenk, aber durch den unerwarteten Succeß des Abfalls zum Gelüst der Gewaltherrschaft fortgerissen; Ludwig, genannt der Deutsche, wie früher, so auch diesmal nicht ohne Mitgefühl für seinen Vater, aber doch immer bedacht, das von ihm in Besitz genommene Erbteil zu behaupten und zu vergrößern; Pippin, zu dessen Gunsten die Bewegung überhaupt unternommen war, nicht gemeint, den Dingen freien Lauf zu lassen oder auf direkte Teilnahme an der Gewalt zu verzichten; er fuhr fort, seine Urkunden nach den Regierungsjahren seines Vaters zu datieren, während sein Bruder Ludwig sich begnügte, in dem Kontext der Urkunden seines Vaters als des Augustus und Imperators zu gedenken. In Zuständen dieser Art werden die Dinge mächtiger als die Menschen; ich will sagen: die allgemeinen Strömungen mächtiger als die individuellen Intentionen. Zuerst erlebte man, daß es nicht die Meinung der beiden jüngeren Brüder war, sich der Willkür des älteren zu unterwerfen; sie forderten denselben auf, den Vater besser zu behandeln. Die unliebsamsten Erklärungen sind hiebei gewechselt worden. Lothar bemerkte den Brüdern, es sei ja durch sie selbst geschehen, daß der Kaiser seine Autorität verloren habe; ihm dürfe man keine Schuld beimessen, wenn er die Rechte des Seniorats ausübe; und daß er den Vater, dessen Unglück ihm tiefes Bedauern einflöße, als Gefangenen behandle, werde durch das Urteil des Episkopats gerechtfertigt. Formelle Gründe, die sich von seinem Standpunkt hören ließen, aber den Eindruck einer Usurpation der Gewalt des Vaters durch den Sohn nicht zu heben vermochten. Alle Welt geriet darüber in Gärung und Aufregung. Und wenn Pippin und Ludwig zu Rüstungen schritten, die nur gegen Lothar gerichtet sein konnten, so durften sie bei ihrem Unternehmen auf die Beistimmung der Magnaten und des Volkes zählen. Nicht gemeint, sich in Aachen überraschen zu lassen, beschloß Lothar, seine Macht in Paris zu sammeln, welches bereits damals den Mittelpunkt der allgemeinen politischen und geistlichen Bewegungen im westfränkischen Reiche bildete, wo sich die erste Empörung gegen Ludwig vorbereitet und organisiert hatte. Allein schon unterwegs sah Lothar sich von dem Widerstande des einen und des anderen Magnaten bedroht; er wurde inne, daß er sich gegen die von allen Seiten heranrückenden Heere in Paris nicht würde behaupten können; in der Meinung, nur in Burgund in

einem festen Standlager sicher zu sein, zog er mit seinen Getreuen dahin ab, indem er den Vater im Kloster St. Denis zurückließ.

Aber auch in Paris hatten auseinandergehende Ansichten um sich gegriffen. Da Ludwig der Aufforderung, daß er die kaiserliche Gewalt wieder annehmen möge, zu folgen doch Bedenken trug, so lange er noch unter dem Bann der Kirche stand, war es von eminenter Wichtigkeit, daß die in der Hauptstadt anwesenden Bischöfe sich in St. Denis vereinigten, um seine Absolution auszusprechen; sie gaben ihm seine Waffen und die kaiserlichen Insignien zurück.

Losgesprochen von der Geistlichkeit und unterstützt von der Sympathie der Nation nahm Ludwig wieder den kaiserlichen Thron in Besitz; er begrüßte die beiden zu ihm zurückkehrenden jüngeren Söhne und ihr Gefolge und begab sich dann nach Aachen, wo auch Judith, die nicht ohne Gefahr unter sicherem Geleit aus Italien entronnen war, ihm wieder zur Seite trat; ihr Sohn Karl war ebenfalls zugegen. Der Kaiser lebte, wie in früheren Jahren, seinem Jagdvergnügen und seinen Geschäften. Alles kehrte äußerlich in das gewohnte Geleis zurück.

Aber noch immer stand Lothar unversöhnt im Felde: er gewann dadurch nicht wenig an Ansehen, daß sein Verwandter, Hugo von Matfrid, dem sich Lambert, Graf von Nantes, beigesellt hatte, von einer überlegenen kaiserlichen Streitmacht angegriffen, sich dennoch behauptete; wie Nithard sich ausdrückt, durch ihre geringe Anzahl und die über ihnen schwebende Gefahr wurden sie genötigt, zusammenzuhalten und sich auf das tapferste zur Wehr zu setzen.

Auch Chalons an der Saone, das in den Händen der heftigsten Feinde Lothars war, wurde angegriffen und nach kurzer Belagerung erobert. Wie wirksam hiebei die alten Animositäten gewesen sind, nimmt man daraus ab, daß Lothar die Schwester Bernhards von Septimanien, die dort in einem Kloster lebte, ergreifen und in der Saone ersäufen ließ: die Feindseligkeit des Bruders rächte er an der Schwester.

Der erfochtene Doppelsieg erweckte in Lothar noch einmal die Hoffnung, sich das ganze Reich zu unterwerfen. Eben diese Gefahr brachte nun den Kaiser dazu, sein ganzes Kriegsheer gegen ihn zusammenzurufen und ins Feld zu rücken. In Langres empfing er nochmals die Geschenke, die dem Kaiser dargebracht zu werden pflegten. Mit der gesamten überrheinischen Macht stellte sich sein Sohn Ludwig bei ihm ein. Auch Pippin erschien mit seinen Truppen. Ein zahlreiches und ergebenes Heer rückte gegen Lothar an, der ebenfalls kein Bedenken trug, seinem Vater und seinen Brüdern entgegenzugehen. Die Heere stießen miteinander bei Calviacus in der Nähe von Blois zusammen. Es schien nicht anders, als ob es hier zu einer großen Entscheidungsschlacht kommen würde. Dagegen regte sich jedoch das Gemeingefühl der Truppen, die niemals vergessen hatten, daß sie eine zusammengehörige Masse, den Heerbann, bildeten. Sie hatten einen natürlichen

Widerwillen, sich miteinander zu schlagen. Dieses Gemeingefühl war es hauptsächlich, was bei Kolmar das Kriegsvolk zum Übertritt vom Kaiser zu den Söhnen veranlaßte. Aber im Herzen hatten die Truppen doch immer darüber eine gewisse Scham empfunden; sie hatten den Kaiser verlassen, dem sie vor allen Dingen Treue schuldig waren. Mit einer solchen Schuld wollten sie sich nicht aufs neue beladen. Die Versuche Lothars, sie abermals zum Abfalle zu bewegen, scheiterten vollkommen. Eigentlich ist das Bewußtsein des Heerbannes, daß die Macht des Reiches auf ihm beruhe und eine Schlacht für das Gemeinwesen verderblich ausfallen müsse, das Motiv gewesen, welches hier mitten unter den gefahrvollsten Irrungen zu einem Abkommen führte.

Lothar, der sich auf keinen Sieg ohne den Beitritt des Heerbannes Hoffnung machen konnte, entschloß sich, die Bedingungen anzunehmen, die ihm vorgelegt wurden. Die vornehmste war, daß er nach Italien zurückgehen und im übrigen das Reich seines Vaters unbehelligt lassen solle. Hierauf wurde eine Zusammenkunft im kaiserlichen Lager veranstaltet. Da empfing Ludwig, zwischen seinen beiden jüngeren Söhnen sitzend, die Huldigung Lothars.

Das Ereignis war ein entscheidendes; denn um die beiden jüngeren Söhne an sich zu fesseln, mußte der Vater ihnen sichere Zugeständnisse für ihre Zukunft machen; aber zugleich kamen sie in den Fall, sich eine Auseinandersetzung mit dem jüngsten Sohne, den sie bisher am meisten bekämpft hatten, gefallen zu lassen. Ein Entwurf ist übrig, in welchem eine Dreiteilung der nichtitalienischen Reichsgebiete zwischen Pippin, Karl und Ludwig angekündigt wird, bei dem es dann besonders auffällt, daß sie dem letzteren die germanischen Landschaften in Aussicht stellt, in engem Anschluß an die einst von Karl dem Großen ausgesprochene Festsetzung, aber mit dem Zusatz, daß es dem Kaiser freistehen solle, den Umfang der Teile nach Maßgabe des Gehorsams, der ihm geleistet werde, zu vergrößern oder zu vermindern.

Für den Moment lag alles daran, die Autorität des Kaisers, die besonders durch die Geistlichen erschüttert worden war, durch eine formelle Vereinbarung mit denselben wieder herzustellen. In einer Generalversammlung des Reiches zu Diedenhofen wurde die Akte der Exauktoration in aller Form widerrufen und die Satzung ausgesprochen, daß Ludwig fortan durch Treue und Gehorsam als Kaiser anerkannt werden solle. Die Geistlichen unterschrieben sämtlich diese Erklärung und begaben sich dann nach Metz, — wo ein natürlicher Bruder des Kaisers, Drogo, Bischof war, bei welchem dieser das vorangegangene Weihnachtsfest zugebracht hatte, — um daselbst die Wiederherstellung des Gehorsams durch ein Manifest zu verkündigen. Auch Ebbo war unter ihnen; er hatte das Protokoll mit unterschrieben und war einer der vornehmsten von denen, die es zu öffentlicher Kunde brachten. Darauf kehrte man nach Diedenhofen zurück; alles schien abgemacht zu sein; allein nun erhob der Kaiser Anklage gegen Ebbo selbst, woraus denn neue Weiterungen von allgemeinem Belange entsprangen. Der Kaiser warf Ebbo

vor, daß er ihm durch falsche Beschuldigungen die Waffen entrissen, ihn aus der Kirche gestoßen und dadurch seines Reiches beraubt habe. Ebbo trug Bedenken, in Gegenwart des Kaisers hierauf zu antworten, nicht etwa aus Ehrfurcht vor ihm oder aus Beschämung, er hatte dabei seine besondere hierarchische Rücksicht; denn das lief dem Anspruch der Bischöfe, nur vor einem geistlichen Tribunal gerichtet zu werden, entgegen. Auch einige andere Bischöfe gaben ihm den Rat, eine öffentliche Verhandlung zu vermeiden, denn eine solche werde immer schimpflich für das Bistum ausfallen und Gelegenheit zur Afterrede geben. Mit deren Hülfe brachte Ebbo eine vermittelnde Schrift zu stande, die er unterschrieb und dann der Versammlung einhändigte.

Die Synode sprach darauf als ihr Urteil aus, Ebbo solle die Funktionen eines Bischofs einstellen. Darüber ist eine Streitfrage entstanden, deren wir noch öfter werden zu gedenken haben. Die Gegner Ebbos betrachteten seine Erklärung als eine beglaubigte und rechtsgültige Abdankungsformel.

Auffallend ist nur, daß es bei dieser Erklärung sein Bewenden hatte und daß für Ebbo kein Nachfolger eingesetzt wurde. Man begnügte sich, die Geschäfte in den Händen eines Presbyters zu lassen. Man hielt die Abdankung noch nicht für ausreichend, um eine Vakanz zu konstituieren. Der Kaiser hat darüber mit Papst Gregor IV. Verhandlung gepflogen.

Das ist eben das Charakteristische dieser Vorgänge. Es gilt den Zusammenstoß mannigfaltiger Ansprüche, die aus der Gegenwart in die Zukunft reichten, und die territoriale Gestaltung, welche das große Reich überhaupt erhalten sollte. Alles ist schwankend; von Moment zu Moment wurde der Zustand des Besitzes und der Autorität verändert. Dabei traten aber zugleich die obersten Prinzipien in Aktion: ob der Kaiser abgesetzt werden könne oder nicht; ob die Geistlichkeit ihre Autonomie auch unter dem wiederhergestellten Kaiser behaupten könne oder wieder aufgeben müsse. Der Papst nahm Anstand, so nahe es ihm lag, sich darüber auszusprechen. Von allem Anteil an der Exauktoration hielt er sich fern; aber auch einen Ausspruch des Kaisers gegen einen seiner vornehmsten Widersacher erkannte er aus klerikaler Sympathie nicht an. Die Grundlehre, nach welcher der Klerus keiner weltlichen Behörde zu Gericht stehen solle, wurde, wie sie das Verfahren gegen den Kaiser Ludwig hervorgerufen hatte, so auch bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt im Auge behalten. Der Kaiser hatte erreicht, daß jene Exauktoration für null und nichtig erklärt wurde. Den vornehmsten Anstifter derselben vermochte er zwar nicht durch einen förmlichen Richterspruch zu züchtigen, aber er bewirkte doch, daß dieser seines Amtes enthoben wurde. Im allgemeinen konnte er sich, wie im Kampfe mit den Söhnen, so im Streit mit den Bischöfen als den Überwinder betrachten. Auch Wala hatte sich gefügt; er hatte die Unterwerfung Lothars nach Kräften gefördert.

Dem Kaiser Ludwig waren noch einige Jahre der Ruhe gegönnt, in denen er sich eines allgemeinen Ansehens erfreute. Am meisten lag ihm daran, dem jüngsten Sohne eine sichere Ausstattung zu hinterlassen. Demselben

wurde im Jahre 837 ein aus nordgermanischen und romanischen Elementen gebildetes Reich zugewiesen, das sich von der Weser bis zur Loire erstrecken sollte, dessen Mittelpunkt Paris war, so daß sich vier Reiche erwarten ließen, außer Germanien, Italien, Aquitanien das für Karl bestimmte Gebiet, welches recht eigentlich als fränkisches betrachtet werden mußte. Ein Ereignis von entscheidender Wichtigkeit war es nun, daß Pippin im Dezember 838 mit Tode abging. Weder der Kaiser, noch seine Großen waren geneigt, die Söhne desselben als seine Erben anzuerkennen; dafür war auch Lothar gewonnen, dem die Behauptung des Kaisertums nicht allein, sondern eine Teilung der übrigen Provinzen mit Karl versprochen worden war. Karl wurde wieder mit Aquitanien bedacht, jedoch mit Aussicht auf eine neue Reichsteilung zum Nachteil des deutschen Ludwig, dem der Kaiser die überrheinischen Provinzen, welche ihm bisher überlassen worden waren, wieder entziehen wollte, so daß es zwischen ihnen zu einem Zerwürfnis kam, das einen blutigen Ausgang zu nehmen drohte.

In diesem Augenblick, in welchem sich alles zu einer neuen Krisis anließ, ist dann Ludwig der Fromme am 20. Juni 840 gestorben. Ein rechtes Beispiel des Abstandes zwischen einem großen Vater und einem minder begabten, wiewohl an sich keineswegs unfähigen Sohne.

Ludwig hatte seine Schule als eine Art von Unterkönig Karls gemacht; nicht ohne ein gewisses Verdienst namentlich in Bezug auf die Verhältnisse der Mark von Spanien, aber allezeit in Abhängigkeit von dem über ihm waltenden höheren Willen. Der Aufgabe, die nach des Vaters Tode an ihn herantrat, die höchste Gewalt selbständig zu leiten, war er aber nicht gewachsen. Er fand den lebendigen Gedanken nicht, durch welchen die auseinanderstrebenden Elemente zusammengehalten werden konnten, um die höchste Autorität zu behaupten und den Bestand der Monarchie für die Zukunft zu sichern; er folgte zuerst den Impulsen, die er von den alten Ratgebern Karls des Großen empfing, dann aber auch den entgegengesetzten, die ihm aus der zweiten Familie entsprangen, mit der er sich selbst umgeben hatte.

Dadurch wurde er in das Getriebe der Faktionen verwickelt, welche sich in dem beginnenden Konflikt um ihn her erhoben. Er geriet mit seinen nächsten Angehörigen, von denen die einen die eine, die anderen die andere Richtung verfolgten, in einen offenen Zwiespalt. Er fehlte nicht etwa durch allzu große Gutmütigkeit. Wir haben gesehen, wie er vor dem Andrang feindlicher Elemente zurückwich, alles ruhig hinnahm und sich beugte; aber in der Hauptsache gab er niemals nach und erwartete den Moment, in welchem er seine mißkannten Rechte wieder zur Geltung bringen konnte. Dann ließ er nicht ab, auf die Züchtigung seiner Gegner Bedacht zu nehmen; er identificierte das Kaisertum mit seiner Person.

Nicht minder bedeutend als diese weltliche war die geistliche Verwickelung, in die er geriet. Indem er die Anmaßungen der weltlichen Großen nicht in den erforderlichen Schranken hielt, erweckte er die Prätensionen der geistlichen

Korporation, die unter ihm zu vollem Ausdruck gelangten; sie galten nicht allein dem Bestand des Kaisertums, sondern der Idee desselben. Und vielleicht dürfte man sagen, daß alles ebenso kam, wie es kommen mußte. Die Elemente, die zur Selbständigkeit aufstrebten, waren einmal vorhanden. Ludwig war die Persönlichkeit nicht, sie zurückzudrängen und in den gewohnten Gehorsam zu bannen: indem er dies versuchte, mußte er erleben, daß er der Schwächere war. Da hat er nun die Martern durchmachen müssen, die eine angefochtene Machtstellung in einer Zeit von Parteiung zu bestehen hat. Er hat nicht vermocht, den Besitz der höchsten Gewalt mit den Ansprüchen des Erbrechts auszugleichen.

In der Verflechtung der Erbansprüche mit dem Versuche, die geistliche Macht zu einem überwiegenden Ansehen in dem Reiche zu erheben, liegt die Signatur der Epoche. Das Verdienst Ludwigs ist nun, daß er weder in der einen noch in der anderen Hinsicht seine Autorität fallen ließ. Das Recht der Jurisdiktion über die Geistlichkeit hat er sich faktisch nicht entreißen lassen und den Besitz des Kaisertums wußte er, unterstützt von dem Entgegenkommen der Nation, immer zu behaupten; er hat die Insignien desselben seinem ältesten Sohne hinterlassen.

Drittes Kapitel.

Bildung von drei Teilfürstentümern im fränkischen Reiche.

Die höchste Würde, das Kaisertum selbst, gelangte nun an Lothar, der dann entschlossen war, die Rechte desselben zur Geltung zu bringen. Die Frage, ob die Idee des Imperiums oder das alte Recht der Teilungen die Oberhand behalten würde, trat in volle Evidenz. Lothar hatte einst in Vereinigung mit seinen Brüdern, welche die Erbteilung vertraten, den Vater bekämpft; jetzt nahm er die Bestrebungen seines Vaters eben auf dem Punkte, auf welchem sie standen, unbedenklich auf. Das letzte Zerwürfnis des Kaisers Ludwig mit seinem gleichnamigen Sohne war daher entsprungen, daß dieser in den überrheinischen Gebieten ihm allzu mächtig wurde. Ludwig nannte sich König im östlichen Francien und nahm eine beinahe unabhängige Haltung ein. Um dem ein Ende zu machen, war der Kaiser selbst über den Rhein gegangen; Ludwig war vor ihm nach Bajoarien zurückgewichen; die mitteldeutschen Stämme waren in Verehrung für ihren alten Kaiser auf seine Seite getreten. Aber mit seinem Tode war diese Rücksicht geschwunden.

Als Lothar es unternahm, die Absicht seines Vaters ins Werk zu setzen, zeigte sich bei der ersten Annäherung, daß es nicht leicht sein würde, die An-

sprüche des Kaisertums, die nun seine eigenen geworden waren, durchzuführen. Denn indes war Ludwig mächtig erstarkt; er konnte dem vordringenden älteren Bruder bei Frankfurt ein Heer entgegenstellen, welches dieser zu überwältigen sich nicht getraute. Der Wunsch, den offenen Kampf zu vermeiden, bekam noch einmal das Übergewicht. Man vereinbarte ein späteres Zusammentreffen an derselben Stelle, wo dann, wenn man sich sonst nicht verständigen könne, darüber, was einem jeden zukomme, durch die Waffen entschieden werden sollte. Und fast noch dringender als die Überwältigung Ludwigs war für Lothar die Beseitigung Karls in Aquitanien.

Die Wiederaufnahme der früheren Ideen und Parteiungen trat hiebei besonders dadurch hervor, daß Lothar keinen Augenblick säumte, sich seines alten Verbündeten, des Erzbischofs Ebbo, wieder anzunehmen. Auf einer nach Ingelheim berufenen Synode, wobei Drogo eine große Rolle spielte, wurde die Abdankung Ebbos für ungültig erklärt. Lothar hielt für seine Pflicht, den alten Freund, der seine Ergebenheit gegen ihn durch langjähriges Exil gebüßt hatte, in seinen Schutz zu nehmen. Wieviel aber lag in dieser Restauration eines Prälaten, der eine Zeitlang der Führer der klerikalen Intentionen gewesen war und recht eigentlich die Idee der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt repräsentierte? Wenn dann Ebbo nach Rheims zurückkehrte und an die Spitze einer großen Diöcese zugleich als Metropolit trat, so hatte das eine durchgreifende Rückwirkung auf die Verhältnisse des westlichen Franciens, wo Karl damals ein vorwaltendes Ansehen besaß. Ebbo entfernte die klerikalen Würdenträger, die während seiner Abwesenheit eingesetzt waren. Seine Reaktion erstreckte sich auch auf die weltlichen Großen, denen er schuld gab, geistliche Güter an sich gerissen zu haben; er wurde auch in dieser Hinsicht der vornehmste Verbündete Lothars, der dann von der Seine nach der Loire vorrückte. Der über die Alpen verwiesene frühere Mitkaiser war jetzt mit einer Macht zurückgekommen, der ein unzweifelhafter Anspruch zur Seite stand. Man glaubte nicht anders, als daß er damit umgehe, seinen Brüdern die ihnen zuerteilten Erbrechte überhaupt zu entreißen.

Und nicht so fest wie Ludwig der Deutsche stand Karl in seinem Gebiete da. Als Lothar heranrückte, fand unter den Großen, auf welche Karl besonders gerechnet hatte, ein Abfall statt. Und da zugleich Aquitanien ihm noch nicht völlig unterworfen war und die Bretonen in Bewegung kamen, so geriet er in eine bedenkliche Lage. Karl und seine Mutter, welcher überhaupt ein großer Anteil an der Begründung des westfränkischen Reiches zuzuschreiben ist, haben dann ihre Getreuen berufen, um mit ihnen Rats zu pflegen. Ohne Zweifel muß man Wert auf diese Beratung legen, in welcher die Antipathien des alten Hofes gegen Lothar wieder zu Worte kamen. Auch dieser ließ Rachsucht gegen seine Widersacher walten, die Anhänger Karls fürchteten, keine Gnade bei ihm zu finden. In dem Gedränge von Ehrgeiz und Gefahr haben sie beschlossen, lieber zu sterben, als in seine Gewalt zu geraten. Sie rückten gegen Orleans vor und stellten sich kampfbereit auf. Vergeblich waren die

Versuche Lothars, sie anderen Sinnes zu machen. Ich denke nun, in diesem Widerstand gegen das Kaisertum liegen die Anfänge der unabhängigen westfränkischen, später französischen Krone. Der entschlossenen Haltung des jüngsten Bruders gegenüber fand Lothar sich zu einem Abkommen bewogen, in welchem er diesem Septimanien, Aquitanien, Provence und zehn Grafschaften diesseit der Loire überließ. Es war im Herbst des Jahres 840; zugleich wurde eine spätere Zusammenkunft in Attigny anberaumt, in welcher über die beiderseitigen Zuständigkeiten beraten werden sollte.

Wie mit Einem Schlage sieht man drei Mächte einander gegenübertreten, von denen zwei eben nur auf ihrem Erbrecht bestehen, die dritte aber die kaiserliche Gewalt in Anspruch nimmt. Daß sie, ohne die Entscheidung der Waffen angerufen zu haben, in ein haltbares Verhältnis zu einander treten würden, ließ sich von vornherein nicht erwarten.

Lothar war vor allem bedacht, die Vereinigung seiner beiden Brüder zu verhindern; er meinte einen nach dem anderen zu überwältigen. Im Westen durch einstweilige Konzessionen gesichert, säumte er nicht, nach Osten hin einen Angriff zu versuchen. Er wandte sich nach Deutschland zurück und schickte den Grafen Adalbert von Metz, den er zum Herzog der Austrasier ernannte, über den Rhein, um ohne weitere Unterhandlungen auf Ludwig loszugehen, der seine Rüstungen auf das stärkste fortgesetzt und sich selbst mit heidnischen Völkerschaften verbündet hatte, vielleicht auch darum, weil diese von der kaiserlichen Autorität nicht berührt wurden.

Im Retiagau, auf dem Ries, an der Grenze von Schwaben, wo später mehr als einmal die wichtigsten Weltkämpfe entschieden worden sind, im 16. Jahrhundert zwischen Katholiken und Protestanten, im Anfang des 18. zwischen Ludwig XIV. und Österreich, ist es damals zwischen den Karolingern, von denen der ältere zugleich das Kaisertum besaß, der jüngere aber jeden Eingriff in sein erbliches Gebiet zurückzuweisen entschlossen war, zu einem entscheidenden Kampfe gekommen. Adalbert wurde vollständig geschlagen und verlor dabei selbst das Leben.

Wie das Zurückweichen bei Orleans, so hatte die Niederlage auf dem Ries eine allgemeine Wirkung auf die Lage der Welt. Nicht auf einer bloßen Erbteilung, sondern auf innerem Kraftgefühl beruhten die beiden werdenden Staatenbildungen. Damals waren sie zugleich auf eine enge Vereinigung untereinander angewiesen; der Feind der einen wie der anderen war Kaiser Lothar, der die Zusammenkunft in Attigny vermieden hatte und eine für Westfranken drohende Stellung einnahm. Nirgends wurde die Schlacht auf dem Ries mit größerer Freude begrüßt, als in dem westfränkischen Lager. Aber auch die Ostfranken fühlten, daß sie die Westfranken nicht in die Hände Lothars geraten lassen durften, wenn sie sich behaupten wollten. Hierdurch bekam nun der Waffengang, der sich vorbereitete, seine besondere Gestalt; denn ob Lothar den vereinigten Brüdern Widerstand leisten könnte, war doch sehr zweifelhaft. Darin aber lag die Entscheidung über die Zukunft des Kaisertums.

Die beiden jüngeren Brüder ließen es an Anmahnungen zum Frieden nicht fehlen, als sie sich im Juni 841 an der Marne vereinigt hatten und stark genug waren, dem älteren entgegenzutreten. Eine ansehnliche Gesandtschaft von Bischöfen und vornehmen Laien wurde zu ihm geschickt, um ihn zu erinnern, des allmächtigen Gottes eingedenk, seinen Brüdern und der gesamten Kirche Frieden zu gewähren. Da sie sich aber dabei die ihnen von dem Vater gemachten Zugeständnisse vorbehielten, antwortete Lothar, er begehre nichts als eine Schlacht. Auf seiner Seite hatte er damals die Nachkommen Pippins, zu denen Bernhard von Septimanien in ein wenigstens zweideutiges Verhältnis getreten war; er bewegte sich auf einer Straße, auf welcher er sich mit ihnen vereinigen konnte. Ludwig, der den weiten Weg von jenseit des Rheines her gemacht hatte, trug einen Augenblick Bedenken weiter vorzurücken, aber er entschloß sich dazu; denn es würde ihm zum ewigen Schimpfe gereichen, wenn er den jüngeren Bruder in Stich lassen sollte. Daß der Nerv der Bewegung auf deutscher Seite lag, läßt sich nicht bezweifeln; eben durch ihren Sieg am Ries war die Situation so weit verändert worden, daß es zu einem entscheidenden Kampfe mit Kaiser Lothar kommen konnte. Ein Sieg Lothars und der Pippiniden über Karl würde auch Ostfranken wieder in die größte Gefahr gestürzt haben. Die beiden Armeen standen nur wenige Meilen voneinander, und eine Schlacht ließ sich nicht vermeiden. Die jüngeren Brüder haben dem älteren vorgeschlagen, Bedingungen für den Waffengang zu machen, sodaß derselbe, ohne Trug und Hinterlist geliefert, als ein Gottesgericht betrachtet werden könne. Ohne hierauf zu achten, nahm Lothar eine feste Position bei Fontenoy en Puisaye, worauf auch die beiden Brüder sich gegen ihn in Bewegung setzten.

Noch einmal sind alsdann Friedensvorschläge gewechselt worden. Die jüngeren Brüder gaben die Grenzen an, die sie dem Reiche des älteren zugestehen würden; wolle er darauf nicht eingehen, so möge Grund und Boden des gesamten Reiches in drei gleiche Gebiete abgeteilt werden, von denen er den nehmen könne, den er vorziehe. Das Erbrecht würde dann vollkommen die Oberhand erlangt haben. Aber dazu wollte sich Lothar nicht verstehen; er rief das entgegengesetzte Prinzip an, das der kaiserlichen Prärogative. Er erinnerte, er trage den Namen eines Kaisers und müsse in den Stand gesetzt werden, die erhabenen Pflichten eines solchen zu erfüllen. Da darüber keine durch Verhandlungen zu erzielende Abkunft zu erwarten war, so setzten die jüngeren Brüder dem älteren einen Termin, innerhalb dessen er ihre Vorschläge angenommen haben müsse; wo nicht, so würden sie das Urteil des allmächtigen Gottes heranziehen; es sei nicht ihr Wille, aber er nötige sie dazu.

Lothar wies das mit einer Art Verachtung von sich, sie sollten schon erfahren, was er zu thun verpflichtet sei. Überaus merkwürdig ist doch die Situation dieses Momentes. Wie sehr das Kaisertum die Gedanken der Menschen beherrschte, erkennt man aus der Herbeikunft des Erzbischofs von

Ravenna, der sich damals mit reichen Geschenken zu Lothar verfügt hatte, um durch ihn von Rom emancipiert zu werden. Dieses Kaisertum wollte Lothar keinem Gottesgericht unterwerfen. Gegen seinen Willen kam es zur Schlacht. Ich glaube, nichts vergebliches zu unternehmen, wenn ich bei der Auffassung derselben den sehr wohl unterrichteten Biographen dieses Erzbischofs, Agnellus, herbeiziehe, der eben am Tage der Schlacht eintraf.

Die Gestaltung der Dinge war folgende. Lothar hatte sich mit den Aquitaniern vereinigt und ein Lager am Fuße eines Hügels bezogen, den die beiden verbündeten Brüder ihrerseits besetzten. Lothar, der jene Festsetzung von Tag und Stunde vermieden hatte, dachte nicht daran zu schlagen, er hatte sich eine freie Aktion vorbehalten. Aber zur bestimmten Zeit, ohne Rücksicht darauf, daß er sie abgewiesen hatte, schickten sich nun die beiden Verbündeten zu ihrem Angriff an. Lothar wurde offenbar überrascht, wie ein fränkischer Geschichtschreiber ausdrücklich sagt. Ein Scharmützel begann an verschiedenen Orten, wo man mit Schild und Spieß aufeinander traf. Darauf entwickelte sich der Angriff der Heere der beiden Brüder.

Dem Heere des Kaisers kam dieser Angriff sehr unerwartet; indem es erschrocken zurückwich, sprengte Lothar auf seinem prächtig gezäumten Rosse daher, wie es scheint, um den beginnenden Kampf einzuhalten. Das zeigte sich aber unmöglich, denn schon hatte ein allgemeines Handgemenge begonnen; er stürzte sich in den Haufen der Gegner, auch er mußte seine Waffen brauchen und bediente sich ihrer heldenmütig und tapfer. Allein er war allein, niemand kam ihm zu Hülfe. Hätte er nur zehn seines Gleichen gehabt, so heißt es bei Agnellus, so würde das Reich nicht geteilt worden sein. Ohne eigentlichen Kampf wich sein Heer zurück. Der Rückzug führte zu einem Gemetzel, welchem Unzählige erlagen.

Indessen hatte Karl mit den Aquitaniern zu kämpfen, die dem Kaiser, bei dem sie Recht suchten, zu Hülfe gekommen waren. Der Ausgang war eine Zeit lang zweifelhaft; wenn Karl zuletzt den Sieg behielt, so schreibt Nithard dies hauptsächlich den Diensten zu, die er selbst dabei geleistet habe.

So ist die Schlacht bei Fontenoy am 25. Juli 841 verlaufen; wie Angilbertus sagt: der Bruder hat den Bruder, der Neffe den Neffen gemordet. Sie ist nicht so angestrengt gewesen, wie man wohl annimmt; das wichtigste bei dem Ereignis war, daß es vorfiel. Das Heer, welches in Europa eine lange Periode dominiert hatte, wurde von den Zwistigkeiten der Brüder ergriffen und durch einen Schlachttag, der nie wieder gut zu machen war, zersetzt. Die beiden jüngeren Brüder behaupteten den Platz. Und niemand kann in Abrede stellen, daß die große vorliegende Frage hauptsächlich dadurch entschieden worden ist. Diese betraf das Verhältnis des Kaisertums und der erblichen Gewalten; sie wurde zu Gunsten der letzteren entschieden.

Im Lager Ludwigs und Karls traten auf ihr Geheiß die Bischöfe zusammen; sie erklärten den Ausgang der Schlacht für das Urteil Gottes. Aber bei dem geschlagenen Kaiser waren päpstliche Legaten gewesen; sie waren mit

ihm geflüchtet. Waren auch die derselben Meinung? Rabanus Maurus, der an der kaiserlichen Partei festhielt, bemerkt einmal: die Urteile Gottes seien nicht so leicht zu erkennen; er sieht in der Schlacht eine Erhebung des Aufstandes gegen den legitimen Herrn. Auch die Völkerschaften erkannten größtenteils den Erfolg nicht als Entscheidung Gottes an. Die Westfranken waren keineswegs gemeint, sich, wie Karl hoffte, ihm zu unterwerfen. Ludwig wußte zwar die germanischen Landschaften zu pacifizieren, er setzte damals seine Kaplane in St. Gallen und in das Bisthum Würzburg ein, aber in Sachsen gewann Lothar eine große Partei. Als Karl auf seinem Heereszuge, auf dem er sich mit Ludwig zu vereinigen hoffte, bis Mastricht gekommen war, wandte sich Lothar von Diedenhofen gegen ihn und nötigte ihn, nach Paris zurückzuweichen. Dem einen der Brüder war er überlegen; dem anderen wäre er gewachsen gewesen, so lange er mit jedwedem allein zu kämpfen hatte. Diese empfanden aufs neue die Notwendigkeit, sich untereinander zu vereinigen. Wie aber sollten ihre Kriegsvölker, steter Uneinigkeiten in der Familie gewohnt, sich versichert halten, nicht aufs neue von dem einen oder dem anderen dem gemeinschaftlichen Feinde preisgegeben zu werden?

In diesen Unsicherheiten bildet der Eidschwur, den sie und ihre Völker einander zu Straßburg leisteten, ein bedeutsames Moment. Die beiden Brüder erklären: da sich Lothar dem Gottesgericht nicht füge, so seien sie genötigt, wider ihn zusammenzustehen, und weil manche zweifeln könnten, ob sie im Bunde miteinander verharren würden, so seien sie gesonnen, nicht allein ihren gegenseitigen Eidschwur vor den Augen der beiden Heere abzulegen, sondern für den Fall, daß sie denselben brechen würden, sollten auch alle ihre Mannen von dem Eide losgesprochen sein, durch den sie sich gegen sie selbst verpflichtet hätten.

Der Eid, dessen Wortlaut wir übrig haben, ist für die Bildung der beiden Reichsteile von unabsehbarer Wichtigkeit. Die Trennung des westlichen und östlichen Franciens, welche die folgende Geschichte erfüllt, ist eigentlich von dem Eidschwur ausgegangen, den sie einander geleistet haben. Dabei war von keinem Partikularismus, sondern von werdenden Nationalitäten die Rede. Aber auch für die augenblickliche Lage erkennen wir darin eine wichtige historische Thatsache. Der Bund der beiden Brüder gegen den dritten war für die Zukunft des Occidents maßgebend. Eine Auflösung des Reiches hätte dieselbe überhaupt in Frage gestellt. Hier aber trat vielmehr eine Verbindung der beiden, den jüngeren Fürsten zugefallenen Teile gegen die Oberherrschaft des älteren Bruders ein, der jedoch nur beschränkt, nicht gestürzt werden sollte. Aus Liebe zu Gott und zu des Volkes und zu ihrem eigenen Heil versprechen sie, wie wahre Brüder zusammenzuhalten und mit Lothar keinen Frieden einzugehen, der zum Schaden des anderen gereichen könne. Die Vornehmsten der beiden Heere schwuren, in einem solchen Falle ihrem Fürsten keinen Beistand leisten zu wollen, sodaß die höchste Gewalt selbst auf beiden Seiten von dem Innehalten der eingeschlagenen Politik abhängig wurde. Man kann darin

eine Bestätigung der bereits vorher am Ries und bei Orleans eingeleiteten Unabhängigkeit der beiden Reiche sehen.

Die Vereinigung selbst wurde durch Kampfspiele gefeiert, in denen die anwesenden Völkerscharen, Sachsen, Wasken, Austrasier und Bretonen ihre Waffentüchtigkeit wetteifernd erprobten. Die beiden Brüder verkehrten in häuslicher Gemeinschaft miteinander. Als sie sich rheinabwärts in Bewegung setzten, stieß der Sohn Ludwigs, Karlmann, aus dem inneren Germanien kommend, mit ansehnlicher Macht zu ihnen. Sie erlangten ein Übergewicht, vor dem die Anhänger Lothars weichen mußten. Dieser selbst begab sich an die Rhone. Den Verbündeten ist dann wohl der Gedanke gekommen, das Gesamtreich in zwei Hälften zu zerlegen, wofür die versammelten Bischöfe waren. Man ist versucht, eine solche Aussicht mit Teilnahme zu begrüßen. Wären die Nationalitäten bereits ausgebildet gewesen, so möchte es vielleicht unternommen worden sein. Aber soweit waren diese noch lange nicht gediehen. Man würde damit die Idee des Reiches zerstört haben.

Noch eine andere Rücksicht aber mußte von der Fortsetzung des Kampfes abhalten; es war die von den Normannen in diesem Augenblicke drohende Gefahr. Wir erinnern uns hier der oben erwähnten Verhältnisse der Nordmänner und der verschiedenen Richtungen, die schon unter Karl dem Großen unter ihnen hervortraten, von denen sich die eine an das fränkische Reich anschloß, die andere demselben widerstrebte. Das Oberhaupt der ersten, Harald, war unter der Einwirkung Ebbos im Jahre 826 zum Christentum übergetreten; der Kaiser hatte denselben mit der Grafschaft Rüstringen an der Wesermündung ausgestattet. Eben gegen ihn wandten nun die heidnischen Dänen und Normannen ihre Angriffe. Nach einiger Zeit hat Harald seine Position an der Wesermündung wieder verloren, aber dafür vom Kaiser Ludwig Duurstede erhalten, einen der vornehmsten Handelsplätze der Zeit, gegen den nun die Dänen ihre Angriffe richteten, vereinigt mit den Normannen, welche die ganze Küste des Reiches bis an die Loire und darüber hinaus zum Schauplatz ihrer Plünderung machten. Lothar belehnte Harald mit Walcheren, der dafür in dem Successionskriege der Brüder auf dessen Seite stand; er hat an der Schlacht bei Fontenoy teilgenommen. Es begreift sich von selbst, daß die unglücklichen Ereignisse der Zeit seine Anhänglichkeit an den Kaiser nicht vermehren konnten.

Aber noch mehr fällt ins Gewicht, daß die inneren Kämpfe der karolingischen Fürsten den Normannen Anlaß und Gelegenheit zu immer weiter greifenden Einfällen gaben. Man braucht die Annalen nur aufzuschlagen, um den Eindruck wahrzunehmen, welchen diese Feindseligkeiten hervorbrachten. Beim Jahre 841 berichtet Prudentius, wie die Normannen, die er als dänische Seeräuber bezeichnet, in die Seine einliefen, bis nach Rouen vordrangen, die Stadt selbst in Besitz nahmen, die Einwohner ohne Gnade niederhieben oder als Gefangene fortführten, die Klöster zerstörten und nur durch Geldzahlungen von weiteren Verwüstungen abgehalten werden konnten. Im folgenden Jahre

drangen sie in vielbesuchte Hafenplätze ein; mit der Morgenfrühe breiteten sie ihre Verwüstungen über die Umgegend aus. Hier und da schienen sie bereits Wohnsitze auf immer nehmen zu wollen.

Was hätte daraus werden sollen, wenn unter diesen Umständen der Kampf der Brüder untereinander fortgesetzt worden, wenn es etwa zu dem Versuch gekommen wäre, eine Exauktoration Lothars, welche die in Aachen versammelten Bischöfe der Gegenpartei beabsichtigt hatten, ähnlich der, von welcher der verstorbene Kaiser Ludwig betroffen worden war, auszusprechen und zur Ausführung zu bringen? Dadurch würde ein neuer Kampf auf Leben und Tod hervorgerufen worden sein, in dem die Kräfte des Gesamtreiches sich selbst hätten zerstören müssen. Es kann doch kein Zweifel darüber obwalten, obwohl es nicht ausdrücklich überliefert wird, daß diese Gefahren, welche die ganze karolingische Macht bedrohten, auf die drei Brüder eingewirkt und sie bestimmt haben, auf eine Pacifikation zu denken. Oder könnte es eine Zeit geben, in welcher die lebendig eingreifenden Kräfte nicht einen, wenn auch unausgesprochenen Einfluß auf die großen Entscheidungen haben? Gewiß darf die historische Anschauung diesen Gesichtspunkt andeuten, in welchem die Rettung oder das Verderben lag.

Lothar wurde selbst inne, daß er den vereinigten Angriffen seiner beiden Brüder nicht gewachsen sein werde. Er kam auf den Vorschlag einer Dreiteilung zurück, welche schon vor dem Treffen bei Fontenoy gemacht worden war, nochmals jedoch mit der an die alten Verhandlungen anknüpfenden Erklärung, er werde es mit Dank anerkennen, wenn man ihm der kaiserlichen Würde halber einen Vorzug vergönne. Hierauf nun gingen die beiden anderen Brüder, die in Mussy-sur-Seine sich aufhielten, nachdem sie mit den vornehmsten Getreuen, die mit denselben Worten bezeichnet werden, wie bei jenem Schwur, sich beraten hatten, wirklich ein.

Das Erbrecht und die Notwendigkeit, das Reich gemeinsam zu erhalten, wirkten zusammen, denn um keinen Preis durfte man gestatten, daß der Fürst, der den Namen Kaiser führte, mit den heidnischen Nachbarn, den Feinden des Reiches, eine Verbindung zum Verderben desselben zu schließen gezwungen wurde. Das Bedürfnis des Friedens war ein allgemeines.

Auch die Bischöfe erklärten ihre Übereinstimmung mit den neuen Vorschlägen. Obgleich Lothar mit den Erbietungen, die ihm zuerst gemacht wurden, nicht zufrieden war, so fand doch eine Zusammenkunft der drei Brüder statt, nach altherkömmlicher Sitte auf einer Insel in der Saone, Ansilla genannt, oberhalb Maçon. Der Intention Lothars gemäß wurden die Lombardei, d. h. Italien, Aquitanien, Bajoarien den alten Zuständen entsprechend in ihrer Besonderheit belassen. Um den Bestand des übrigen Reiches kennen zu lernen, mußte man erst eine zahlreiche Kommission ausschicken und nochmals kam es dann zu Weiterungen, welche eine Gefahr für den Frieden in sich schlossen.

Es rief eine gewisse Aufregung hervor, daß der Stellinga damals ein

Ende gemacht wurde. Diese Stellinga darf nicht ganz vergessen werden. Sie war eine Faktion im Sachsenvolke, welche der Einverleibung in das Frankenreich noch immer widerstrebte; sie forderten ihr eigenes Gesetz zurück und hatten heidnische Sympathien. Lothar war einmal mit ihnen verbündet gewesen. Jetzt fand Ludwig Raum und Gelegenheit, sie mit äußerster Gewaltsamkeit niederzuschlagen. Das gehörte aber dazu, um Slaven und Normannen von weiteren Einbrüchen abzuhalten.

Die Waffenruhe wurde dadurch nicht gestört: sie hielt so lange an, bis jene Erkundigungen vollzogen waren. Hierauf kamen die drei Fürsten im August des Jahres 844 in Verdun zusammen und faßten definitive Beschlüsse. Das wesentliche derselben ist die Errichtung dreier Frankenkönigreiche nebeneinander, alle drei auf dem Prinzip des Erbrechtes beruhend, eins aber zugleich auf dem Vorrecht des Kaisertums. Dort in Verdun wurden die Grenzen bestimmt, durch welche das letztere sich von den beiden ersten schied und abhob. Es hatte seinen vornehmsten Sitz diesseit der Alpen in Aachen, ohne doch im mindesten darum seine Autorität in Italien aufzugeben; vielmehr beruhte auf dieser Verbindung seine Zusammensetzung überhaupt. Es vereinigte Friesen, Rheinfranken, Schwaben und die romanischen Stämme des lugdunensischen Galliens und der Provence mit Italien. Darin liegt seine besondere Eigentümlichkeit, daß es in der Mitte zwischen dem germanischen Reiche Ludwigs und dem romanischen Karls eine Vereinigung germanischer und romanischer Stämme darstellte, der die Verbindung mit Italien einen besonderen geographischen Charakter verlieh.

So wenig die inneren Irrungen geradezu verbrecherischer Natur waren, ebensowenig möchte ich die Teilung zu Verdun für ein Unglück halten. Sie entsprach doch ungefähr der von Karl dem Großen beabsichtigten Auseinandersetzung. Drei große Teilreiche traten, wie er es beabsichtigt hatte, auseinander: das östliche, eigentlich germanische; das westliche, aquitanisch-neustrische; das dritte, welches Italien enthielt und dem das Kaisertum vorbehalten blieb.

Von eminenter Bedeutung war es, daß diese Teilung nicht eine bloße erbrechtliche Sonderung der Provinzen in sich schloß, sondern daß sie zugleich werdende Reiche, die auf historischen Grundlagen beruhten, herstellte. Mitten im Streit waren sie erwachsen. Die Grundlegung gehört der Zeit Karls des Großen an. Unter den dynastisch-kirchlichen Entzweiungen in der Zeit Ludwigs des Ersten haben sie zu dem Gedanken der Unabhängigkeit gegriffen, ohne denselben jedoch realisieren zu können. Bestand aber haben sie erst in dem letzten Bürgerkriege durch den Vertrag von Verdun gewonnen.

Die drei Reiche sind nicht etwa besondere Staaten, sie sind mehr Absonderungen zu dem Zwecke der Administration und des Krieges, Teilgewalten, auf das Erbrecht begründet, die aber ihre Zusammengehörigkeit keinen Augenblick vergaßen. Die Linien des karolingischen Geschlechtes, die den Osten und den Westen mit königlicher Gewalt regierten, hatten doch den Anspruch auf das mittlere Gebiet des Kaisertums fortwährend im Auge.

Vereinigt konnten sie überhaupt nicht bleiben; wäre ein jedes nicht stark genug konstituiert worden, um den benachbarten Feinden nachhaltigen Widerstand leisten zu können, so hätten die von allen Seiten eindringenden feindseligen Kräfte die Oberhand behalten, und die bisherige Entwickelung Europas würde einen Umsturz erfahren haben.

Diese Lage und ihre Gefahr nimmt man sogleich bei den Einbrüchen der Normannen wahr, die damals von den drei Reichen eines nach dem anderen erreichten. Wenn sie sich zuerst gegen die Niederelbe wandten, so trat dabei der allgemeine Gegensatz des karolingischen Reiches zu dem Norden hervor. In der Idee einer universalen Ausbreitung des Christentums hatte Kaiser Ludwig ein neues Erzbistum zu Hamburg gegründet, als dessen künftiger Sprengel der ganze Norden betrachtet wurde. Aber die dynastischen und kirchlichen Irrungen traten der vereinten Aktion der Kirche und des Reiches nach dem Norden hemmend in den Weg. Das Erzbistum war aus den verschiedenen Teilen des Reiches ausgestattet. Nach der Teilung von Verdun konnte es sich nicht behaupten, da ihm die Zuwendungen aus dem westlichen Reiche versagt wurden. Und zugleich erhoben sich die Angriffe der Normannen mit doppelter Heftigkeit.

Im Jahre 845 fuhr eine zahlreiche Flotte normannischer Piraten in die Elbe ein, nach dem besten der gleichzeitigen Zeugen auf den Antrieb des dänischen Königs Horich selbst. Mit keinem anderen der karolingischen Fürsten war Horich bitterer verfeindet als mit seinem Grenznachbar Ludwig dem Deutschen, der sich eben in den letzten Kriegsjahren durch enge Vereinigung mit den Sachsen zum Meister von Niederdeutschland gemacht hatte. Gegen dessen Gebiete nun fuhren die dänisch-normannischen Piraten herauf. Aber es ist ja begreiflich, daß gerade in diesen Regionen, wo die kirchlich-fränkische Partei vor kurzem die Stellinga so gut wie vernichtet hatte, jetzt auch die Feinde, die von der See herkamen, ebenfalls Träger des Heidentums, den hartnäckigsten Widerstand fanden. Sie wurden bei ihrer Landung von den Sachsen niedergeschlagen. König Horich selbst hielt für ratsam, seine Verbindung mit den Seeräubern in Abrede zu stellen. Er machte dann Freundschaft mit Ludwig dem Deutschen, an den er Gesandte auf einen Reichstag zu Paderborn im Herbste des Jahres 845 abordnete, sodaß sich durch das gute Vernehmen der Könige in den östlichen Küstenländern eine gewisse Sicherheit gegen die Normanneneinbrüche herstellte.

Nachdem aber friedliche Verhältnisse eingetreten waren, hatte auch die Mission besseren Fortgang. König Horich gründete eine Kirche in Schleswig, zu welcher sich zahlreiche Dänen hielten, die bisher aus Furcht vor dem Könige ihre Neigung zum Christentum verheimlicht hatten. Horich selbst trat von der Anbetung Odhins zu dem Glauben über, der zur Weltreligion zu werden bestimmt war.

Man muß immer bemerken, daß die Christianisierung Dänemarks nicht von den alten Anhängern der Franken, sondern von den Gegnern derselben

ausgegangen ist. Doch ist auch deren Übertritt durch die Siege vermittelt worden, welche die Sachsen über die heidnischen Nordmänner davontrugen.

Einen anderen Charakter hatten die Einfälle der Normannen in das Reich Lothars und an den westfränkischen Küsten. Hier wäre eine allgemeine, wohlüberdachte Küstenverteidigung nötig gewesen. Aber infolge der Teilung blieb doch jedes Reich auf sich selbst angewiesen.

Die Angriffe der Normannen auf das Reich Lothars hängen mit dessen früherer Politik zusammen. Harald, an dessen Taufe Lothar am Hofe seines Vaters persönlich teilgenommen, den er dann verstärkt und in die Kämpfe mit seinen Brüdern gezogen hatte, war bei demselben in den Verdacht der Untreue geraten; er war verjagt und später in weiteren Konflikten an den Grenzmarken ermordet worden. Aber er hatte Erben seiner Ansprüche hinterlassen, seinen Bruder Norich und seinen Sohn Gottfried. Und wie nun der Dänenkönig sich von den seeräuberischen Normannen lossagte, so verbanden sich der Sohn und Bruder Haralds mit denselben und traten selbst als Seekönige auf. Sie plünderten die friesischen Gestade, liefen dann in die Rheinmündungen ein und verheerten das Land bis an die Waal. Lothar wagte nicht, ihnen im offenen Kampfe entgegenzutreten; er hätte fürchten müssen, seine Machtstellung überhaupt zu gefährden. Unter dem Beirat seiner Getreuen beschloß er, Duurstede wieder an Norich zu überlassen, unter der Bedingung, daß er die kaiserlichen Gefälle einziehen und abliefern, zugleich aber sich den Angriffen anderer Normannen selbst widersetzen solle. Durch diese Konzession sicherte sich Lothar den Besitz der Landschaften; man hat oft den Ursprung der Grafschaft Holland in diese Zeit gesetzt. Im nächsten Jahre erschienen dann freilich die Raubscharen der Normannen in Flandern; sie sind damals bis nach Gent gekommen und haben das Kloster St. Bavo eingeäschert. Dann aber sind kaiserliche Scharen gegen die Zurückweichenden vorgedrungen und haben sie großenteils vernichtet.

Indessen hatten die Normannen das Seinegebiet, das dem dritten Reiche angehörte, beinahe zum vornehmsten Gegenstande ihrer Angriffe gemacht. Hiebei gesellte sich ihnen der Sohn Haralds, der an seiner Verbindung mit den Heiden festhielt, zu. Um sich seiner zu entledigen, rief der König des westlichen Franciens Karl, genannt der Kahle, den Kaiser Lothar zu Hülfe, mit dem er kurz zuvor die brüderlichen Verträge in Meersen erneuert hatte. Lothar gab in der That dieser Aufforderung Gehör. Der Erfolg war jedoch ein sehr zweifelhafter. Nach der einen Nachricht, die uns bei Prudentius vorliegt, vereinigten sich die beiden Brüder; sie hatten die Seineufer inne, und ein ernstlicher Kampf schien bevorzustehen. Plötzlich aber wurde Karl anderen Sinnes. Es schien ihm besser, sich mit den Normannen abzufinden, als sie mit seinem Bruder gemeinschaftlich zu bekämpfen. In einer zweiten Nachricht wird die gemeinschaftliche Bedrohung der Normannen durch die beiden Könige nicht erwähnt. Die Erzählung ist, daß Karl seinen Frieden

plötzlich mit ihnen geschlossen, und Lothar darauf nicht für nötig erachtet habe, weiter vorwärts zu rücken.

Die beiden Erzählungen treffen nahe zusammen, ihre Differenzen entziehen sich aller weiteren Erörterung. Von der größten Bedeutung aber sind die Bedingungen, die nach dem bewährten Rudolf von Fulda zwischen Karl und den Normannen festgesetzt worden sind. Karl hat den damaligen Normannenführer Gottfried in die Gemeinschaft seines Reiches aufgenommen und ihm ein Stück Landes abgetreten. Man wird dabei daran erinnert, daß dessen Vater Harald einst als Vasall des Kaisers Ludwig in das Reich aufgenommen worden war.

Einige Jahre später wurden Anstrengungen gemacht, die Normannen aus der Seineinsel Oissel, auf der sie sich befestigt hatten, zu vertreiben, die jedoch mißlangen. Nur durch die Hülfe eines aus England herbeigerufenen dänisch-normannischen Zuzuges gelang es, die in Oissel Eingelagerten zur Räumung dieser Insel zu vermögen. Allein die Umlagerer machten mit den Belagerten gemeinschaftliche Sache. Und von nicht geringer Bedeutung ist es doch, daß den Normannen ein Strich Landes vom Ausfluß der Seine bis nach Paris eingeräumt werden mußte, wo sie sich nach ihren alten Landesgenossenschaften, das ist doch nach den Fylken, einrichten durften; sie waren aber damit noch nicht zufrieden; im nächsten Jahre drangen sie an der Marne vor und es gelang einer Abteilung von ihnen, die Stadt Meaux zu erobern. König Karl erkannte die Gefahr, in welche sein Reich geriet; er rief seine Völker zusammen und besetzte die Übergänge der Flüsse mit seinen besten Mannschaften. Und dabei verfuhr er mit solcher Umsicht und Geschicklichkeit, daß er der vorgedrungenen feindlichen Schar den Rückzug abschnitt. Es war die Aktion, durch welche das westliche Francien damals gerettet worden ist. Um nicht den sicheren Untergang über sich hereinzuziehen, traten die Normannen, die nicht darauf rechnen konnten sich durchzuschlagen, in Verhandlungen mit dem König, der ihnen freien Abzug versprach, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie nicht allein selbst Westfrancien verlassen, sondern auch alle ihre Landsleute dasselbe zu thun nötigen würden; dazu verpflichteten sie sich durch Geiselstellung. Mit Eintritt des Frühjahrs, sowie die Jahreszeit es erlaubte, gingen die dänisch-normannischen Scharen wieder in See und fuhren in vier verschiedenen Abteilungen von dannen, ihrem Gewerbe, dem Seeraub, weiter nachzugehen. Seinerseits traf Karl Anordnungen, durch die er ähnlichen Gefahren für die Zukunft vorzubeugen meinte.

Im allgemeinen haben sich dergestalt die drei Teilreiche der großen normännischen Einbrüche glücklich erwehrt; das östliche durch einen großen Sieg der eingeborenen Bevölkerung, das lotharingische Reich hauptsächlich durch eine tapfere Gegenwehr, jedoch nicht ohne den Normannen eine Stellung zu gewähren, die den alten Vereinbarungen entsprach, bei der sie die Hoheitsrechte des Kaisers anerkannten. In die größte Gefahr gerieten die Westfranken; sie waren genötigt, die Hülfe anderer Normannen herbeizurufen, die

beiden Haufen vereinigten sich zu weiteren Einbrüchen in das Frankenreich; der König aber wußte sie durch einen glücklichen Schachzug auf dem Brettspiel des Krieges von der See abzuschneiden und zu einem Vertrag zu bringen, infolgedessen sie Westfrancien verließen und ihr vornehmster Führer, des Namens Weland, in eine gewisse Abhängigkeit trat und zum Christentum überging.

So ganz entgegengesetzt waren die Erwartungen gewesen, die Kaiser Ludwig hatte fassen können. Niemand wird in Abrede stellen, daß die großen Unfälle und Gefahren von den Entzweiungen bedingt sind, die im Frankenreich eintraten. Den geteilten Reichen, einem jeden für sich, wurde es noch immer möglich, die Angriffe der nordischen Seefahrer abzuweisen. Aber das war alles, was sich erreichen ließ; und auf neue Angriffe mußte man sich allezeit gefaßt halten.

Damals beherrschten die Normannen das Atlantische Meer und dessen europäische Gestade. Wir finden sie kurz darauf an den Küsten von Gallicien, Andalusien, Lusitanien; sie drangen selbst ins Mittelmeer ein und landeten am Ausfluß der Rhone. Sie nahmen eine feste Position recht in der Mitte der karolingischen Reiche, die nun zugleich von einer anderen Seite nicht minder gefährlich bedroht wurden.

Viertes Kapitel.

Kaiser Lothar I. Seine Einwirkungen in Italien. Sein Ende.

Wie im Norden an den Küsten des Atlantischen Meeres und im Osten von den Normannen, so wurde das fränkische Reich im Mittelmeer von den Fortschritten der Moslimen und den Bewegungen, die sich an dieselben anknüpften, gefährdet. Indem wir unsern Blick dahin wenden, treten wir gleichsam wieder in eine andere Welt.

Wir erinnern uns der Entzweiungen zwischen den beiden moslimischen Potenzen in Bagdad und in Cordova. Karl der Große hat an denselben jede Anteilnahme verweigert; den Griechen, welche eher geneigt gewesen wären einzugreifen, sind sie verderblich geworden. Als die Andalusier, wie man die von den Omajjaden von Cordova zur Auswanderung gezwungenen Empörer, die sich nach Ägypten gewandt hatten, nannte, inne wurden, daß sie in diesem Lande nichts ausrichten würden, entschlossen sie sich, es zu verlassen. Vor ihnen aber lagen fast ohne Schutz die griechischen Inseln des Mittelmeeres; sie ergriffen die Gelegenheit, sich Kretas zu bemächtigen, wo sie sich über ein Jahrhundert gehalten haben. Vergeblich versuchten die griechischen Kaiser, diese Insel wieder zu erobern, vielmehr wurden sie von einem noch härteren

Schlage betroffen: sie verloren in Folge einer unvorhergesehenen Verflechtung der Umstände die Herrschaft in Sicilien.

In Afrika war die Dynastie der Aglabiten, noch unter Harun — doch nicht gerade mit dessen Willen — zur Statthalterschaft erhoben, zu einer faktischen Unabhängigkeit gelangt, die ihnen erlaubte, eine eigentümliche dynastische Politik zu verfolgen. Einer ihrer vornehmsten Begründer, Ziadat Allah, hatte eine Flotte eingerichtet wie einst die Karthager, die Vandalen und die Araber selbst unter Musa. Diesem bot sich nun als der geeignetste Schauplatz seiner Unternehmungen Sicilien dar, von wo ein gräco-römischer Befehlshaber, des Namens Euphemius, wegen eines kirchlichen Verbrechens mit dem Tode bedroht, seine Zuflucht nach Afrika zu Ziadat Allah nahm. Der aber zögerte nicht, die angebotene Hand zu ergreifen, zumal da ihm Euphemius auch einen Teil seiner eigenen Fahrzeuge zur Verfügung stellte. Die Aglabiten faßten im Jahre 827 Fuß in Sicilien, sie nahmen Agrigent in Besitz, von wo sie sich nicht wieder vertreiben ließen. Ihre Seemacht wurde durch die andalusische, die sich ihnen anschloß, verdoppelt; einige Jahre später fielen Messina und Palermo in ihre Hand. Im Innern der Insel selbst leisteten die Griechen einen gewissen Widerstand, aber durch die Besitznahme der Häfen wurde der aglabitischen Marine das tyrrhenische Meer eröffnet.

Auf den ersten Blick erkennt man, wie sehr das karolingische Reich dadurch gefährdet wurde, daß die große Insel, welche bisher noch immer dem Reich und der gesamten Christenheit zu einer Art von Schutzwehr gegen die Mohammedaner gedient hatte, in die Hände derselben fiel, so daß die Küsten des westlichen Mittelmeers für ihre Unternehmungen offen standen. Überall wirkten sie mit den omajjadisch-spanischen Streitkräften zusammen. Ein folgenschweres Ereignis lag darin, daß sie auch Eingang in Italien fanden: sie wurden von einer mit dem Ruin bedrohten Partei nach Benevent berufen. Die Umstände sind folgende: Herzog Sikard von Benevent, dessen Vater vor nicht langer Zeit sich der Herrschaft bemächtigt hatte, verfuhr in der Behauptung derselben so gewaltsam, daß er eine Empörung hervorrief, in welcher er erschlagen wurde. Die Beneventaner übertrugen dann die Regierung an den Schatzmeister des Ermordeten, Radalgisus, soviel man urteilen kann, durch freie Wahl. Aber unter den vornehmsten Einwohnern gab es eine Partei, die sich dem widersetzte. Noch lebte Sikonulf, ein Bruder Sikards, der von diesem verfolgt worden war, verborgen in Salerno. Die Mißvergnügten suchten diesen auf, veranlaßten in Salerno eine Empörung und stellten ihn als ihren Senior an ihre Spitze. Zwischen diesen beiden Parteien, einer mehr demokratischen, die von der Familie, welche die Herrschaft bisher besessen hatte, absah, und einer aristokratischen, die an derselben festhielt, kam es zum Kampfe über den Besitz des Herzogtums, in welchem Sikonulf die Oberhand behielt. Noch andere vornehme Geschlechter schlugen sich auf seine Seite. Radalgisus und seine Freunde, die ihren Ruin kommen sahen, faßten den unheilvollen Entschluß, die Saracenen, die bereits in die verwandten neapoli-

tanischen Händel eingegriffen hatten und nach einem über eine byzantinisch-venezianische Flotte erfochtenen Sieg bis nach Istrien vorgedrungen waren, zu Hülfe zu rufen. Man wies ihnen einen Lagerplatz in der Nähe von Bari an. Hier aber wurden sie gewahr, wie schwach die Stadt selbst sei; sie zögerten nicht lange sie anzugreifen und eroberten sie durch einen unerwarteten nächtlichen Überfall. Auch die, welche sie gerufen hatten, unterlagen diesem Verderben, namentlich der Freund des Radalgisus, des Namens Pando; er wurde in das Meer gestürzt. Dennoch betrachtete Radalgisus die eingedrungenen Saracenen als seine Bundesgenossen. Sikonulf rief nun seinerseits spanische Saracenen zu Hülfe. Zwei verschiedene moslimische Heere standen in Unteritalien einander gegenüber. Es kam zu einem förmlichen Schlachttag zwischen ihnen, an welchem anfangs die Leute des Radalgisus die Oberhand hatten, endlich aber Sikonulf, der ein gewandter Kriegsmann war, aus sicherem Hinterhalte hervorbrechend, mit wenigen Mannschaften den Sieg davon trug. Dies geschah im Jahre 843. Die afrikanischen und spanischen Araber fochten auf fremder Erde ihren Streit aus. Alles unterlag einer wilden Verwirrung. Die Eroberung von Sicilien ist die Begebenheit, durch welche die Lage des südlichen Europa überhaupt bestimmt worden ist, eine Art von Fortsetzung der islamitischen Eroberung des 8. Jahrhunderts, durch deren weitere Ausdehnung Italien in unmittelbare und dringende Gefahr geriet.

Wohl betrachtet, muß man diese Erfolge der Saracenen in einem Gebiete, das dem Reiche angehörte, der Abwesenheit einer kaiserlichen Gewalt zuschreiben, deren Pflicht es gewesen wäre, die Entzweiungen in Benevent im Keime zu ersticken. Aber der Heerbann, der bisher das Reich aufrecht erhalten hatte, war damals in innere Kämpfe geraten, welche jede kräftige Bewegung gegen die auswärtigen Feinde unmöglich machten. Nicht allein die Normannen in unmittelbarer Nähe, sondern auch die Saracenen in dem unteren Italien wurden durch diese Entzweiungen gefördert. Auch hiefür war dann der Vertrag der Brüder von größter Wichtigkeit. Lothar selbst wurde auch nach demselben durch anderweite Verwickelungen jenseit der Alpen zurückgehalten, aber er hatte einen wackeren Sohn Ludwig, der, soviel man weiß, von seinem Großvater zum König der Langobarden bestimmt war; diesem übertrug er die Verwaltung und Verteidigung von Italien.

Es gehörte recht eigentlich zur Ausführung des Vertrages von Verdun, daß das Kaisertum in Italien wieder zu vollem Ansehen zu gelangen trachtete. Auf die Einbrüche der Saracenen wurde zunächst wenig Rücksicht genommen; den vornehmsten Gesichtspunkt bildete das Verhältnis zum Papsttum. Der damalige Papst Sergius II. konnte nicht als ein Freund der Franken gelten. Nach seiner Wahl war er konsekriert worden, ohne daß man beim Kaiser angefragt hätte. Man begreift es, daß die erste Handlung, welche der Sohn des Kaisers vornahm, ein Zug gegen Rom war. Unmöglich durfte Lothar zulassen, daß die ihm abermals zugesprochene Würde, in der er die größte Ehre sah, ihren erst vor kurzem erneuerten Anteil an der Besetzung des

päpstlichen Stuhles verlor. Aber er hatte dabei auch noch eine andere Rücksicht: für die Behauptung seiner Prärogative in dem inneren Frankenreich bedurfte er der Unterstützung der päpstlichen Autorität. Sein alter Freund und Verbündeter Ebbo, den er nach Rheims zurückgeführt hatte, war unter dem stürmischen Wechsel der Ereignisse verjagt worden; ein Konzil zu Beauvais hatte im Jahre 845 die Abdankung desselben, welche Lothar zurückgenommen, wieder für gültig erklärt und das Erzbistum an Hinkmar, einen Mann von entgegengesetzten Prinzipien, übertragen; dagegen nun meinte Lothar die Autorität des Papstes anzurufen und so die Gültigkeit der Synodalbeschlüsse zu vernichten.

Der Sohn des Kaisers war mit einer Heeresmacht nach Rom aufgebrochen und, ohne Widerstand zu finden, daselbst eingerückt. So weit wurde Sergius nicht gebracht, daß er sich Ebbos im offenen Widerspruch mit der Gesamtheit der fränkischen Kirche angenommen hätte. Aber ein anderes, nicht minder bedeutendes Ansinnen des Kaisers hat er allerdings genehmigt: er übertrug dem Bischof Drago von Metz, der von jeher gewohnt war, sich an das Kaisertum zu halten und bei jener Synode von Ingelheim, in welcher die Restitution Ebbos ausgesprochen war, den Vorsitz geführt und jetzt den jungen Ludwig nach Rom geleitet hatte, das apostolische Vikariat über Gallien und Germanien, wodurch derselbe eine Zwischenstellung zwischen dem Papste und den Prälaten erhielt mit Befugnissen, welche sehr dazu dienen konnten, die kaiserliche Gewalt auch in den beiden anderen Reichen zur Geltung zu bringen. Ein so umfassendes Zugeständnis, durch welches die Aktion des Papsttums jenseit der Alpen wesentlich geschmälert wurde, kann man sich nur daraus erklären, daß Papst Sergius eben damals den Schutz und die Waffen des Kaisers um keinen Preis entbehren konnte. Es war die Epoche des gefährlichsten Angriffes der Saracenen auf Rom, welchen sie überhaupt ausgeführt haben.

Wenn man die Chronik jenes Mönches von Sorakte liest, in welcher zuerst von den Unternehmungen Karls des Großen nach dem Orient die Rede ist, so sollte man glauben, es habe sich die Kombination der allgemeinen Weltangelegenheiten in diesem Anfall fortgesetzt. Er erzählt, durch bösartige Menschen sei der Kalif von Bagdad aufgefordert worden, Italien in Besitz zu nehmen, auf dessen Geheiß hätten die Saracenen den Hafen von Civitavecchia (Centumcellae) eingenommen; sie hätten das Land angefüllt wie Heuschrecken; kein Römer hätte sich aus der Stadt gewagt; die Peterskirche sei von den Saracenen erobert, ihre inneren Räume zu Stallungen der Pferde gemacht und ihre besten Schätze weggeführt worden. Nun aber habe man, berichtet er, von einem mit der Lanze getroffenen Heiligenbilde Blut herabfließen sehen, zur Freude der Saracenen, denn das Blut sei der Gott der Christen. Unfähig dem abzuhelfen, seien dann die Römer einig geworden, den König Ludwig, einen Nachkommen des Kaisers Karl, zu Hülfe zu rufen, der auch mit seinen Franken herbeigekommen wäre. Noch mehr als der Kaiser habe

aber der Markgraf Guido von Spoleto geleistet, was denn alles in starker Farbengebung ausgeführt wird. Beim ersten Blick sieht man, wie fabelhaft das ist; die Begebenheit, welche eintrat, hatte keineswegs einen so großartigen Charakter, aber auch die Sage hat ihre Wahrheit. Ein Anfall der Saracenen hat wirklich stattgefunden, St. Peter ist wirklich von ihnen eingenommen worden. Historisch kennt man nichts als die einfache Thatsache. Der bewährteste deutsche Annalist weiß nur, daß die Saracenen nicht in die eigentliche Stadt einzudringen vermochten, aber St. Peter verwüsteten. Ein zweiter fügt noch einiges von den bei Rom vorgefallenen Kämpfen hinzu, bei denen auch St. Paul in die Hände der Feinde gefallen wäre; die mit den aus St. Peter geraubten Schätzen beladenen Fahrzeuge wären aber von einem Seesturm befallen und zerstört worden; bei den an das Land geworfenen Leichen habe man kirchliche Kostbarkeiten aufgefunden. Auch diese Erzählung trägt schon einen legendarischen Charakter, die dann bei dem Mönch von Sorakte eine weitere Ausbildung erfahren hat.

Man muß auf genaue Kunde des Ereignisses Verzicht leisten, das sogleich in den Kreis der religiösen Auffassung und der Sage überging; nur die einfachen Worte des Rudolf von Fulda sind glaubwürdig; ohne alle Zuthat sagenhafter Kombination melden diese die einfache Thatsache. Die Nachricht von diesem Ereignis aber ward im ganzen Abendlande mit Schmerz und Entrüstung vernommen, denn Rom war die große Metropole der Religion. Man konnte nicht anders, als mit Entsetzen vernehmen, daß die Schwellen der Apostel in die Hände der Ungläubigen gefallen waren; auch das Reich, welches auf die Zugehörigkeit Roms den größten Wert legte, geriet in allgemeine Aufregung. Man hat bisher davon wenig gewußt; in unseren Tagen erst ist eine Urkunde zu Tage gekommen, aus der man die Rückwirkung abnimmt, welche die Nachricht im Frankenreiche hervorbrachte. Es ist eine Kundmachung des Kaisers selbst. Der Gesichtspunkt, der darin vorwaltet, ist der allgemeine, daß nämlich zu der Zeit, in welcher die Macht der Heiden in den Gebieten des Kaisers und seiner Länder das größte Unheil anrichte, nun auch Rom, die Kapitale der Christenheit, den Saracenen überlassen worden sei. Man betrachtet das als eine Strafe Gottes für die vorgekommenen Übertretungen, namentlich in dem geistlichen Stande selbst. Mönche sowohl wie Weltgeistliche sollen nun mit allem Ernst dahin gebracht werden, zu der alten Zucht und Ordnung wieder zurückzukehren. Dabei faßt der Kaiser doch die Herstellung von Rom und den Widerstand gegen das Fortschreiten der Saracenen auf das nachdrücklichste ins Auge.

Zugleich erfuhr man, daß Benevent bereit war, sich von den Saracenen loszureißen, welche die Romagna und andere Landschaften Italiens anzugreifen beabsichtigten. Eben darum hatte Lothar seinen Sohn Ludwig zu sich entboten.

Eine Zusammenkunft wurde gehalten, wahrscheinlich im Oktober 846, zwei Monate nach den in Rom eingetretenen Unfällen. Die Beschlüsse, die

man faßte, sind von hoher Merkwürdigkeit. Der vornehmste ist, den Papst zu beauftragen, eine feste Mauer um die Peterskirche her zu errichten. Zu diesem Behufe sollten Geldsammlungen unter bischöflicher Mitwirkung in dem Reiche veranstaltet werden. Das ganze Reich sollte sich anstrengen, die große Metropole für die Zukunft vor ähnlichen Unfällen sicher zu stellen. Bemerkenswert ist wohl, daß die Befestigung der transtiberinischen Stadt auf dem Beschluß des Kaisers Lothar beruht und durch die Beiträge der gallischen und germanischen Kirchen ermöglicht wurde. Der Beschluß ist noch bei Lebzeiten Sergius' II. gefaßt, aber erst unter dessen Nachfolger Leo IV., einem Manne von kriegerischer Gesinnung, der selbst in seiner pontifikalen Amtstracht an einigen militärischen Unternehmungen Teil genommen hat, zur Ausführung gekommen: unter dessen Leitung ist die neue Befestigung vollzogen worden, die den Namen von ihm erhielt, ihren Ursprung aber doch der Einwirkung von Kaiser und Reich verdankt.

Es sollte nun aber überhaupt der Macht der Saracenen im südlichen Italien ein Ende gemacht werden; die Zusammensetzung des Heeres aus Franken, italienischen Truppen, Burgundern und Provencalen wurde unverzüglich verfügt. Die Zeit wurde bestimmt, in welcher sie sich in Larino, unfern von Benevent, vereinigen sollten. Von den Venetianern und den päpstlichen Unterthanen in der Pentapolis sollte eine Flotte aufgebracht werden und zur Vertreibung der Saracenen mit dem Landheer zusammenwirken. Man erkennt, daß in den unter Lothar vereinigten Reichsprovinzen noch ein Gemeingefühl gegen die Festsetzung der Saracenen in Unteritalien vorhanden war. Alles hat eine gewisse Größe: die Sorge für die Hauptstadt der Christenheit und die Wiedergewinnung der von Sicilien her von den Saracenen eingenommenen Gebiete.

Über die Ausführung dieser Beschlüsse im einzelnen sind wir nicht unterrichtet; daß eine solche ins Werk gesetzt wurde, darüber lassen die Berichte der Annalisten doch keinen Zweifel. Ludwig selbst erschien im Felde und wurde nicht allein durch Sikonulf, sondern durch eine große Gesandtschaft der Beneventaner zu Hülfe gerufen. Aus Eifer zu Gott, wie der Chronist sagt, eilte er herbei, und es gelang ihm, die eingedrungenen Saracenen zu überwältigen. Hierauf hat er in Gegenwart aller Langobarden, daß heißt doch in Übereinstimmung mit den Oberhäuptern des südlichen Italiens, das beneventanische Gebiet in zwei verschiedene Fürstentümer geteilt: Salerno erhielt Sikonulf, Radalgisus behielt Benevent. Beide leisteten Ludwig den Eid der Treue. Gewiß muß es als ein nicht geringer Erfolg angesehen werden, daß das Herzogtum Benevent wieder mit dem Reiche vereinigt wurde.

Unaufhörlich ging auch der Krieg gegen die Saracenen weiter fort. Wir erfahren, daß sie auch in Apulien von dem kaiserlichen Heere zurückgedrängt worden sind. Ludwig hat, wie die Zeitgenossen es ausdrücken, unter Beihülfe Gottes über die Ismaeliten triumphiert. Papst Leo forderte die Franken zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Feinde Gottes und aller Fürstentümer auf

mit der Erinnerung, daß die fränkischen Heere, so oft sie zu offenen Kriegszügen geschritten, immer im Vorteil geblieben seien; er versichert, denen, welche in diesem Kampfe umkämen, werde der Eintritt in das himmlische Reich nicht versagt werden. Gott wisse, daß sie für den Glauben, die Rettung des Vaterlandes und die Verteidigung der Christen gefallen seien.

Eine allgemeine Bemerkung drängt sich hier wie von selbst auf. Die Belohnung tapferer Thaten und eines heldenmütigen Todes wird in beiden Religionen in das Jenseits verwiesen; sie streifen hier nahe aneinander; aber wir bemerken zugleich den Unterschied zwischen den Schilderungen des Paradieses im Islam und der christlichen Vorstellung von dem jenseitigen ewigen Leben. Die christliche Idee hält an dem religiösen Gedanken fest, die mohammedanische verspricht sinnliches Wohlleben. Indem die beiden Völkersysteme aufeinander stießen, waren sie von dem Gegensatz der religiösen Ideen durchdrungen; aber vergessen wir nicht: der Islam war im Angriff, die abendländische Christenheit in der Verteidigung.

Wenn das Einverständnis der beiden Oberhäupter für die Ordnung der Dinge im Occident sehr erwünscht war, so war es nach außen hin ein dringendes Bedürfnis. Nur wenn sie zusammenwirkten, konnte das untere Italien gegen die Angriffe der aglabitischen Macht, welche die Kirche und das Reich mit Verderben bedrohte, verteidigt werden. Ein großer Mangel war, daß das Reich keine Seemacht hatte; eine venezianische Flotte leistete nicht so viel, wie zur Abwehr des Feindes notwendig gewesen wäre; und ob die Griechen, welche zur See mächtig waren, sich für die Abendländer erklären würden, war immer zweifelhaft.

Die wichtigste Bedingung der Abwehr der islamitischen Macht bildete jedoch das Verständnis zwischen Kaiser und Papst. In jenem Augenblick bestand es noch nach den damaligen Formen. In Rom machte man keine Schwierigkeit, als Ludwig im Jahre 850 auf Geheiß seines Vaters daselbst anlangte, ihn vorbehaltlich der Oberhoheit desselben, als Kaiser anzuerkennen. Auch die Teilnahme der kaiserlichen Autorität an der Konsekration des Papstes wurde aufs neue bestätigt. Welche Schwierigkeiten damit verbunden waren, zeigen die Vorfälle bei der Papstwahl, die nach dem Tode Leos IV. im Juli 855 vorgenommen werden mußte. Sie traf Benedikt III., der als ein heiliger Mann verehrt wurde und, mitten im Gebet von der Botschaft seiner Wahl überrascht, sie nur mit Widerstreben annahm. Man versäumte nicht, dem wiederhergestellten Gebrauch gemäß, eine Gesandtschaft an den jüngeren Kaiser abzuordnen, um dessen Genehmigung zur Weihe des Gewählten zu erlangen.

Aber es gab auch eine Gegenpartei in Rom, welche einen von Leo IV. exkommunizierten Priester Anastasius zur Tiara erheben wollte. Diese gewann soviel Ansehen, daß die herankommenden kaiserlichen Gesandten, ohne geradezu für Anastasius Partei zu nehmen, es zuließen, daß er unter ihrem Geleit nach Rom zurückging, wo er mit Hülfe seiner Anhänger das Patri-

archium in Besitz nahm, während Benedikt ausgeschlossen und auf das schimpflichste behandelt wurde. Dagegen regte sich aber das gesamte Volk. Es kam nun zwischen den Missi des Kaisers und den Führern der Bewegung zur Verhandlung. Die Sendboten waren erstaunt, daß Anastasius nicht mehr Freunde hatte und daß das Volk einmütig auf der Seite Benedikts stand. Nach einer kurzen Besprechung riefen sie aus: „Nehmt den, den Ihr gewählt habt," worin eine Bewilligung der Konsekration lag, die dann vollzogen wurde. In dem Getümmel der Parteien hatten die kaiserlichen Gesandten doch das entscheidende Wort gesprochen, allerdings mit einer gleichsam erzwungenen Berücksichtigung des Volkswillens: aber der kaiserliche Anspruch war aufrecht erhalten worden.

Bald darauf ist Kaiser Lothar mit Tode abgegangen. Man wird seinem Andenken nicht gerecht, wenn man seine Handlungen bloß von einer ungeregelten Ländergier herleitet; seine Thätigkeit hatte einen Mittelpunkt: sein individuelles Leben war vor allem dem Kaisertum gewidmet, zu dem er seinem Vater zur Seite berufen wurde, als er eben in seine männlichen Jahre trat. In den Konflikten, in welche Kaiser Ludwig mit den Ansprüchen und Tendenzen der hohen Geistlichkeit geriet, ließ Lothar sich verleiten, die Genossenschaft in einen ausschließlichen Besitz verwandeln zu wollen. Die hohe Geistlichkeit wünschte nichts mehr, als ihn an der Spitze des Reiches zu sehen. Das charakteristische seiner Haltung möchte darin liegen, daß er zwar an dem Kaisertum festhielt, aber in der Idee desselben doch einer Modifikation zu Gunsten des Einflusses der geistlichen Gewalt Raum gab. Die öffentliche Meinung entschied gegen ihn; die gewohnte Autorität des alten Herrschers behielt den Platz. Als er nun aber nach dessen Tode in den unzweifelhaften Besitz der höchsten Gewalt gelangt war, ging sein Bestreben dahin, sie in voller Integrität aufrecht zu erhalten. Er stieß hiebei mit seinen Brüdern zusammen, welche bereits eine selbständige Stellung eingenommen hatten, die sie auch für die Zukunft zu behaupten entschlossen waren. Die Auseinandersetzung mit ihnen kam infolge eines blutigen Waffenganges in einer Weise zustande, die den Gebieten derselben eine eigentümliche Selbständigkeit verschaffte; aber auch der Idee des Kaisertums wurde dabei Rechnung getragen. Die Verbindung der Herrschaft über Italien mit einem sehr ausgedehnten Besitz diesseit der Alpen, in der Mitte der beiden abgeteilten neuen Selbständigkeiten, verschaffte ihm eine, wenngleich beschränkte, so doch noch immer mit ansehnlichen Streitkräften ausgerüstete, universale Autorität. Lothar suchte dieselbe nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten und wenn er in dem Verhältnis zu den geistlichen Ständen einen Schritt zurückgetreten war, wie sich das namentlich in den Beziehungen zu Erzbischof Ebbo zeigte, dessen Abdankung er, da sie dem klerikalen Begriff zuwider lief, nicht anerkannte, so versuchte er dagegen durch seine Teilnahme an den italienischen Verwickelungen den päpstlichen Stuhl auf seine Seite zu bringen. Seine Stellung war nicht ohne inneren Widerspruch, aber sie hatte nicht allein den

kaiserlichen Namen für sich, sondern auch eine starke Grundlage in dem allgemeinen Gegensatz, in welchem das Reich und die Kirche gegen die beiden Feindseligkeiten im Norden und im Süden verwickelt war. Der Papst bedurfte den Schutz des Kaisers, der Kaiser der Mitwirkung des Papstes. Wir haben einen Brief Lothars an Papst Leo IV., in welchem er denselben zu einer höchst außerordentlichen Hülfsleistung auffordert; man erkennt dabei zugleich, wie die Verehrung von Reliquien, die noch immer überhand nahm, zuweilen auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß hatte. Lothar stellt dem Papst die Gefahr dar, welcher der christliche Glaube in den friesischen und sächsischen Bezirken, die mit den Normannen und Abotriten in nachbarlichem Kontakt stehen, ausgesetzt sei. Ein Teil derselben sei bereits zum Heidentum abgefallen, ein anderer aber halte am Christentum fest. Damit nun das tapfere, aber wilde Volk nicht vollkommen demselben entfremdet werde, ersucht er den Papst, ihm einige Reliquien von Märtyrern zugehen zu lassen, damit sie durch deren Wunderwirkungen wie durch die Lehre selbst beim wahren Glauben festgehalten würden. Dem vordringenden Heidentum sollte die volle Macht des heiligen Petrus entgegengestellt werden.

Beweise dieser Gesinnung sind auch die beiden Verträge, welche Lothar mit seinen Brüdern zu Meersen schloß, in welchen die Trennung der drei Reichsteile, aber zugleich ihre Vereinigung durch die religiösen Ideen bestätigt wurde. Das vornehmste Motiv zur Eintracht liegt in der christlichen Idee. Die fortschreitende Bekehrung erscheint als das wichtigste Moment des öffentlichen Lebens; diese hängt dann wieder mit der Herstellung der gesellschaftlichen Ordnung, der Reform der christlichen Institutionen selbst zusammen, wie man aus den Reformtendenzen jener Festsetzungen sieht, die dem Zuge Ludwigs II. nach Unteritalien vorangingen. Alles greift zusammen: die Verteidigung der Grenzen, die Herstellung der inneren Ordnung, in Verbindung mit Rom; das Mirakulose selbst ist darin eingeschlossen. Die Behauptung des östlichen Germaniens und die Verehrung des Stuhles Petri wirken aufeinander; doch beharrte Lothar bei der politischen Unterordnung des Papsttums. Dazu war nichts wirksamer, als daß seine Autorität ein so ansehnliches Gebiet in dem kontinentalen Frankenreiche umfaßte und zugleich in Italien maßgebend blieb. Das Reich Lothars, wie er es besaß, hatte noch das Ansehen eines wirklichen Kaisertums. Ein kaum bemerktes, aber überaus wichtiges Ereignis war es nun, daß Lothar doch am Ende seiner Tage dem Gedanken einer Teilung der ihm zugefallenen Gebiete Raum gab.

Als er seinen Tod kommen fühlte, begab er sich in das Kloster Prüm, bei anwachsender Schwäche nahm er sogar die Tonsur. Nach Verlauf eines Jahrtausends hat man seine Gebeine in einem Schrein im Altar der Kirche von Prüm aufgefunden. Dort hat er unmittelbar vor dem Ableben über seine Verlassenschaft verfügt. Dem bewährten Reichsgenossen Ludwig hat er

Italien, dem jüngsten Sohne Karl die provencalischen Bezirke, dem mittleren, Lothar II. die fränkisch-friesischen Landschaften, die das spätere Lotharingien gebildet haben, hinterlassen. Es geschah nicht ohne den Beirat der Großen des Reiches.

Diese Teilung entsprach den Ideen des Erbrechtes, welche dadurch vollkommen das Übergewicht über die Idee der Einheit davontrugen, sie entsprach auch den Wünschen der Großen des Landes; dem Ansehen Ludwigs II. in Italien konnte sie nicht zustatten kommen. Im Laufe der Successionsstreitigkeiten hatte Lothar selbst darauf gedrungen, daß ihm zur Behauptung seines kaiserlichen Amtes ein größerer Anteil an den Teilungsgebieten gebühre, als man ihm zukommen lassen wollte; dieser Rückhalt wurde jedoch dem Kaisertum durch die Anordnungen entzogen, welche Lothar selbst jetzt bei seinem Tode traf.

Für die Geschicke der Welt ist es doch von Gewicht, daß die Idee des Kaisertums sich an die italienischen Gebiete knüpfte. Die kaiserlichen Rechte verloren für den Occident die unmittelbare Bedeutung, welche sie bisher gehabt hatten. Ohne Zweifel hat Kaiser Ludwig II. seine Ausschließung von den transalpinischen Provinzen unangenehm empfunden; er hat sich darüber bei seinen Oheimen Karl im westlichen und Ludwig im östlichen Franken beschwert. Bei einer Auseinandersetzung der drei Söhne des Kaisers Lothar zu Orbe am Neuenburger See im Jahre 856 schien es fast zu einer blutigen Entscheidung kommen zu sollen. Aber den Magnaten der Provence gelang es, den jüngsten der Brüder, der fast noch ein Knabe war, aus den Händen Lothars II., der ihn zum Mönch scheren lassen wollte, zu befreien, so daß die beabsichtigte Teilung wirklich zustande kam. Man darf annehmen, daß die provencalischen Großen, die bei dem Tode Kaiser Lothars in Prüm repräsentiert gewesen sind, es waren, von welchen die Entscheidung ausging. Denn das liegt ja am Tage, daß bei den wiederholten Teilungen, zu deren Durchführung die Einwilligung der Magnaten nötig war, diese zu einer immer größeren Autorität gelangten.

Zu einer allgemeinen Verständigung ist es jedoch hiebei nicht gekommen; wir erfahren vielmehr, daß gleich darauf im Jahre 857 zwischen Karl dem Kahlen und Lothar II. auf der einen und den beiden Ludwig, dem nunmehrigen Kaiser und dem ostfränkischen König auf der anderen Seite Verträge abgeschlossen wurden, welche ohne Zweifel entgegengesetzte Tendenzen hatten. Die beiden Ludwig haben damals eine Zusammenkunft in Trient gehalten, bei welcher die Ruhe der Grenzlande zwischen Deutschland und Italien im Auge behalten und zugleich über alle Angelegenheiten homogene Beschlüsse gefaßt wurden. Nach einiger Zeit näherte sich ihnen auch Lothar II., der durch die Magnaten des Reiches in seiner Kapitale Aachen zum König gesalbt worden war. Aber dabei wurde der Knoten zu den weitaussehendsten Verwickelungen geschürzt.

Unter den Magnaten der Regionen, welche die Konfinien von Italien

ausmachen, war keiner angesehener und mächtiger, als der Abt Hukbert von St. Maurice, Sohn des Grafen Boso, der diese Grenzlande einst großenteils beherrscht hatte. Hukbert kann als der Begründer des späteren Hochburgund betrachtet werden. Er hatte über die Hand der Erbin desselben, Theutberga zu verfügen. Mit dieser vermählte sich Lothar II. unmittelbar nach dem Tode seines Vaters: er dachte sich dadurch des Beistandes des Abtes und des Erbes des Geschlechtes auf immer zu versichern. Er stand aber bereits in einem nahezu matrimonialen Verhältnis zu einer Dame vornehmer Herkunft, Waldrada. Diese verließ er, um der umfassenden Stellung mächtig zu werden, die sich an die Vermählung mit Theutberga knüpfte. Damit erweckte er aber einen zugleich kirchlichen und politischen Streit, der in die Angelegenheiten seines älteren Bruders, des Kaisers, verwirrend eingriff. Man sieht wohl, der Tod des Kaisers Lothar war ein folgenschwangeres Ereignis. Indem er das Kaisertum in seiner Familie behauptete, veranlaßte er doch dadurch, daß er es schwächte, eine störende Abwandlung des alles beherrschenden Verhältnisses zwischen Papsttum und Kaisertum, die dann wieder auf die Gebiete diesseit der Alpen zurückwirkte.

Um den Gang der Dinge, die nun folgten, zu begreifen, müssen wir den Zustand der kirchlichen Litteratur und der Kirche selbst ins Auge fassen.

Fünftes Kapitel.

Kirchliche Litteratur. Pseudo-isidorische Dekretalen.

Die litterarische Kultur des 9. Jahrhunderts setzt uns durch ihren Umfang und gelehrten Inhalt in Erstaunen; sie war die Frucht der Pflanzung, die nach und nach in dem Reiche Karls des Großen Wurzel geschlagen hatte. Unvergeßlich ist die Encyklika dieses Kaisers, in welcher er den Bistümern und Klöstern neben der Beobachtung der Regeln des religiösen Lebens auch die Pflege der Studien zur Pflicht machte. Darin sagt er: in den ihm zugegangenen Zuschriften nehme er die beste Gesinnung wahr; aber sie werde sehr unvollkommen ausgedrückt; er müsse befürchten, daß das zurückwirke auf das Verständnis der heiligen Schrift; bei der litterarischen Beschaffenheit derselben werde man sie nur dann richtig auslegen können, wenn man der Kunst der Rede selber mächtig sei: ein Streiter der Kirche müsse zugleich fromm und gelehrt sein. Diese Identität der kirchlichen Institutionen und der litterarischen Bildung ist der Grund und Boden, auf welchem die ganze Entwickelung beruht.

Von Kaiser Ludwig dem Frommen vernehmen wir, daß er sich seinem

Vater mit lebendigem Eifer anschloß. Er erhielt die gelehrten und theologischen Studien an seinem Hofe und in den Klöstern aufrecht mit der Absicht, wie man uns ausdrücklich versichert, die Kenntnisse auf eine höhere Stufe zu erheben und alles was ihnen schädlich werden könne, zu beseitigen; aber er ging noch einen Schritt weiter als sein Vater. Er faßte zugleich das Bedürfnis des Volkes ins Auge. Wir verdanken seiner Anregung die Bearbeitung der evangelischen Geschichte in altsächsischer Mundart, die unter dem Namen Heliand bekannt geworden ist; an und für sich selbst das bedeutendste Denkmal der alten Sprache. Die poetische Form thut dem Ernste des Inhalts keinerlei Eintrag. Gleich der Eingang hat eine gewisse Großheit in der universal-historischen Kombination zwischen dem inspirierten Evangelium und dem zur Weltherrschaft bestimmten römischen Reich. Man hat vorlängst bemerkt, daß dem Heliand die dem Tatian zugeschriebene, von dem Bischof Viktor von Capua latinisierte Evangelienharmonie zu Grunde liegt. Aber eine Übersetzung derselben ist der Heliand nicht, sondern eine Überarbeitung, in welcher hier und da germanische Anschauungen zu Tage treten, vor allem aber der Begriff der Göttlichkeit des Sohnes als des „waltenden" Gottes, mit lebendigster Aneignung gewahrt bleibt. Der germanische Geist tritt in die Sphäre der allgemeinen Religion.

Es war gleichsam eine Herbeiziehung der deutsch-redenden Bevölkerung zu dem Ergebnis der Studien, die wieder an das höchste Altertum anknüpften. In dieser Richtung der Ausbreitung nach neuen Regionen bewegten sich auch die gelehrten Studien selbst.

Zu den wirksamsten Gelehrten aller Zeiten wird Rabanus Maurus zu rechnen sein, der unter Kaiser Ludwig Abt von Fulda wurde. Unter ihm setzte sich die einst unter Bonifacius aus den angelsächsischen Schulen herübergekommene Methode, die dann durch Alkuin, den Lehrer des Rabanus, erneuert und fortgebildet war, lebenskräftig fort. Sie umfaßte die lateinische Gelehrsamkeit in universaler Tendenz. Als eine in die Expansion derselben eingreifende Thatsache darf es betrachtet werden, daß Rabanus sein encyklopädisches Werk über das All, welches ein Auszug aus Isidors Etymologien ist und wieder Überlieferungen aus dem Altertum enthält, an einen Bischof von Halberstadt übersendet, um sich daraus zu unterrichten. Bücher dieser Art verbinden die Jahrhunderte. Die Reproduktionen des Altertums konnten gerade in der einigermaßen barbarisierten Form, in der sie mitgeteilt wurden, Eingang auch in Norddeutschland finden. Es lag darin ein Moment der fortschreitenden Kultur, die sich mit der Ausbreitung des Christentums verband und unter der Pflege des karolingischen Hauses gedieh, selbst als es sich entzweit hatte.

In den Successionsstreitigkeiten hat sich Rabanus an Kaiser Ludwig gehalten; er war durchaus kaiserlich gesinnt und ist dann auch in enge Verbindung mit Lothar getreten, dem er eine Anzahl seiner Bibelkommentare gewidmet hat.

Ein Schüler des Rabanus ist Otfrid, der den Franken einen ähnlichen Dienst leistete, wie er den Niedersachsen durch den Verfasser des Heliand geleistet worden war. In Otfrid regt sich zugleich ein kirchlich-politischer Sinn; er bezieht sich auf die Herrschaft, welche den Franken in der Welt zu Teil geworden sei; da sie nun Gott zu seiner Kirche berufen hat, so sollen sie ihm auch in ihrer eigenen Sprache dafür danken. In Tiefe und Innigkeit läßt sich der Oberdeutsche mit dem Niederdeutschen nicht vergleichen; er hat willkürliche Fiktionen, in denen sich der Zustand seiner Zeit gleichsam abspiegelt. In seiner Erzählung schlägt er einen erbaulichen und paraphrasierenden Ton an. Aber in ihm lebt das Bewußtsein des fränkischen Reiches und des kirchlichen Berufes desselben, an dem auch das Volk teilnehmen soll.

Noch erhielt sich die Hofschule Karls des Großen unter seinem Nachfolger. Wir lernen diesen Hof unter anderem aus den poetischen Produktionen Walafrid Strabos kennen, der die Kaiserin Judith, deren Landsmann er war, und auch den jungen Karl schildert in einer Zeit, in welcher die Regierung Ludwigs noch als ein goldenes Zeitalter erschien, unmittelbar vor dem Ausbruch der inneren Streitigkeiten. Aber auch für die späteren Ereignisse, die den Hof erschütterten, ist er von Wert. Er hat von der Rückkehr der Kaiserin Judith aus ihrer Gefangenschaft in Italien die einzige eingehende Nachricht, die wir besitzen, hinterlassen.

Die Vorstellungen der damaligen Zeit über das Jenseits treten uns in einer Schrift Walafrids über die Visionen seines Lehrers, des Magisters Wettin, entgegen. Das kleine Werk ist keineswegs Original und wenn man bei der Wanderung durch die Regionen der Verdammten und der zur Reinigung Verurteilten endlich in die himmlischen Räume gelangt, so ist dies alles schon in einer prosaischen Bearbeitung durch Heito geschildert und von Walafrid größtenteils wörtlich nur in Verse gebracht worden. Einige Unterschiede finden sich jedoch, die man wohl bemerken darf. Heito berührt die unmittelbar vorangegangene Zeit; Walafrid, der ihm darin folgt, bezeichnet die dort nur dunkel angedeuteten Persönlichkeiten durch Akrosticha unzweideutig. Da finden wir auch Karl den Großen, der seine Fleischessünden erst büßen muß, ehe er seiner Verdienste wegen als gerechtfertigt angesehen werden kann. Bei der Aufzählung derselben bemerken wir die Abweichung, daß in dem Prosawerk der verstorbene Kaiser gerühmt wird, weil er den katholischen Glauben verteidigt und die Kirche gut regiert habe; Walafrid dagegen rühmt seine Milde im allgemeinen und seine Pflege der Gerechtigkeit. Walafrid erscheint weniger klerikal als Heito. Ich weiß nicht, ob dies mit dem Anteil, den die Persönlichkeiten des Hofes an den damaligen Streitfragen nahmen, zusammenhängt. Mit Vorliebe verweilt Walafrid bei dem hochberühmten Grafen Gerold, der auch schon von Heito erwähnt wird. Walafrid widmet ihm einen besonderen Lobspruch mit der Bemerkung, er sei der Bruder Hildegards, der Gemahlin Karls des Großen, und Mutter Kaiser Ludwigs,

die durch ähnliche Tugenden geglänzt habe. Denn an den Hof und an die Gegenwart liebt er anzuknüpfen.

Dasselbe geschieht in dem Gedicht, durch welches Walafrid sich einen Namen machte, der die Jahrhunderte überdauert hat. Es ist das Gedicht über die Gartenkultur, das in den Zeiten der sogenannten Renaissance oft gedruckt worden ist. Er beschreibt den Garten des Klosters, dem er angehörte, die Mühe die es kostet, mit steter Rücksicht auf die Jahreszeit Gewächse zu pflegen. Alles atmet ein lebendiges Gefühl für die Natur; das kleine Gedicht ist anschaulich und belehrend. Man sieht zuletzt den Abt, dem das Buch gewidmet ist, in seinem Garten sitzen unter dem dunklen Laubdach prächtiger Bäume, während die Jugend der Schule um ihn spielt und ihm Früchte darbringt.

Es würde zu nichts führen, wenn ich bei diesen poetischen Versuchen und Anflügen länger verweilen wollte, die nur eben von dem Fortgang der Studien zeugen. Das Wesen der Litteratur des Jahrhunderts besteht in der kirchlichen Gelehrsamkeit; sie bezieht sich auf die wichtigsten Probleme der Theologie und bietet eine beinahe autonome Entwickelung derselben dar, die der vollen Aufmerksamkeit wert ist.

Zuerst fällt uns der Mönch Gottschalk in die Augen; ein Sachse von vornehmer Herkunft, war er von seinen Anverwandten dem Kloster Fulda übergeben worden und hatte mit bestem Erfolg studiert. Er leugnete das Recht anderer, einen freien Sachsen ohne seine Einwilligung der klösterlichen Zucht zu unterwerfen; Gottschalk war eine sich selbst fühlende eigenartige Natur. In Bezug auf theologische Meinungen stellte er sich auf eigene Füße. In einer der wichtigsten Lehren, die von der Prädestination, schloß er sich strenger, als es damals gewöhnlich war — denn die Vorherbestimmung zum Guten und Bösen schien der Kirche und der Ordnung des Lebens zu widersprechen — an die Meinung Augustins an. Er geriet darüber in die bittersten Streitigkeiten mit den geltenden Lehrmeinungen und hatte viel dadurch zu leiden.

Einer seiner wohlwollenden Gegner war Servatus Lupus. In einer Epistel ermahnt er Gottschalk, der ihm eine sehr verfängliche Frage über den Zustand, der nach der Auferstehung eintreten werde, vorgelegt hatte, sich nicht mit Dingen, die man nicht wissen könne und vielleicht auch nicht wissen solle, zu beschäftigen: man richte dadurch den Geist selbst zu Grunde; man müsse sich auf dem weiten Gebiet der heiligen Schrift halten und sich ganz mit ihr erfüllen. Lupus hegte Ansichten, bei denen eine minderkirchliche Richtung zu Worte kommen konnte. Eine bemerkenswerte Thätigkeit entfaltete Lupus überhaupt. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch den Eifer erworben, mit dem er Handschriften herbeischaffte, deren er für seine Studien bedurfte: er suchte sie zunächst bei seinen Bekannten und Freunden in Francien selbst; wenn er sie bei denen nicht fand, an anderen Stellen; in einem Schreiben an den Papst Benedikt III. bittet er um Zusendung eines Teiles des Kom-

mentars des Hieronymus zu Jeremias, den man im diesseitigen Lande nicht finde; er verspricht, ihn abschreiben zu lassen und dann zurückzusenden. Und nicht auf Abschriften der Kirchenväter beschränkt er sich: er ersucht den Papst einmal, eine ciceronianische Schrift, den Quintilian, und selbst einen Donat zum Terenz ihm zu überschicken.

Zu den nächsten Freunden des Lupus gehört auch Eginhard, in dessen Annalen die klerikale Farbe, welche Frühere und Spätere tragen, vermieden wird. Darin folgt ihm auch der zuverlässige und denkende Rudolf von Fulda. Überhaupt atmet die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts den Geist einer freien Forschung, die noch mannigfaltige andere Aussichten darbietet, als die Doktrin späterhin festgehalten hat.

Am Hofe Karls des Kahlen verschaffte sich ein in den irisch-schottischen Schulen ausgebildeter Philosoph, der sich selbst als Fremder bezeichnet, eine bedeutsame Stellung, Johannes Skotus Erigena. Von dem westfränkischen König, dem er sich anschloß, rühmt er einmal, daß derselbe weder durch die Stürme der bürgerlichen Kriege, noch durch die Einfälle heidnischer Barbaren seinen Geist habe beugen lassen; mit seiner ganzen Fähigkeit suche er die Geheimnisse der heiligen Schrift unter göttlicher Führung mit dem Lichte der Vernunft zu ergründen.

Diese Anwendung der menschlichen Denkkraft auf das göttliche Geheimnis hält Johannes Skotus für seinen eigentlichen Beruf. Er besitzt eine für die Zeit sehr ungewöhnliche Kenntnis der griechischen Litteratur, wie er denn auch durch die Neuplatoniker zu Plato selbst geführt wird. Indem er nun die griechischen und lateinischen Väter studiert und gegen einander hält, bemerkt er, daß zwischen ihnen mannigfacher Widerstreit stattfinde. Er ist der Meinung, derselbe könne durch Anwendung der menschlichen Denkkraft gehoben werden. Insofern stellt er die Vernunft sehr hoch; die wahre Philosophie ist ihm die wahre Religion. Eine Ansicht, deren Durchführung oder Zurückweisung das Problem der folgenden Jahrhunderte gebildet hat.

Unter allen Theologen, die je gelebt haben, erklärt Skotus den Apostel Johannes für den größten. Ihm sei es vergönnt gewesen, in die göttlichen Mysterien einzudringen, und was ihm offenbart worden, den Menschen verständlich zu machen. Johannes sei mehr als Mensch; er schlägt ihn bei weitem höher an, als den Apostel Petrus; dieser habe mehr den Geist des Glaubens und des Handelns besessen; Johannes dagegen ist ihm das Urbild des Wissens und der religiösen Anschauung. In den Schriften des Skotus tritt überall das Bestreben hervor, der religiösen Wahrheit durch Studium und Schwung näher zu kommen.

Durch seine Übersetzung aus der patristischen Litteratur der Griechen wurde man in Rom nicht wenig gegen ihn verstimmt; man nahm in ihm eine häretische Ader wahr und hat seine Entfernung von dem Lehramte, das er am Hofe bekleidete, gefordert. Das eigentümliche Auftreten des Skotus rührt besonders daher, daß er einer fremden Bildung und Nationalität an-

gehörte. Aber auch in den fränkischen Schulen selbst regten sich tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten.

Wir kennen Paschasius Radbertus, der, wie erwähnt, in enger Verbindung mit Wala, dem Vorkämpfer der kirchlichen Autorität, stand. Die größte Wirkung übte Radbertus dadurch aus, daß er die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl zur Geltung brachte. Seine ganze Anschauung der christlichen Doktrinen hängt damit zusammen. In der Brotverwandlung sieht er das größte aller Wunder, aber auch das unentbehrlichste; in der Mitteilung des Leibes in der Hostie erblickt er eine Heiligung des Menschen, die dazu gehört, die Auferstehung zu begründen und herbeizuführen.

Aber er fand in seinem eigenen Kloster zu Corbie einen Gegner an Ratramnus, der seiner würdig war und dessen negative Ansicht doch auch Momente von religiösem Tiefsinn enthält. Ratramnus erklärt das Abendmahl für eine Erinnerung an das Opfer des Erlösers; wie das göttliche Wort in dem Leibe Christi wohne, so finde eine ähnliche Vereinigung in dem Genuß des Brotes statt, was dann dem gottgläubigen Gemüte neuen Aufschwung gebe.

Wohin das aber weiterführen konnte, erkennt man aus der Idee des Skotus Erigena, der Brot und Wein im Abendmahl nur für Symbole der vergöttlichten, allgegenwärtigen Menschheit betrachtete.

Nur Andeutungen darf ich mir erlauben, aber vor Augen liegt, daß die fränkische Kirche mit einer lebendigen Erörterung der wichtigsten Doktrinen des theologischen Systems beschäftigt war. Eine Frage von der größten Wichtigkeit für die Fortentwickelung der Kirche war es, welcher Wert der Philosophie der Theologie gegenüber eingeräumt werden sollte. Eine nicht mindere Bedeutung hat die Ausdehnung oder Beschränkung der Lehre von der Prädestination. Aber die größte Zukunft hatte der Streit über die Abendmahlslehre; sie hat das später entwickelte System wieder in sich gespalten. Und noch andere Streitfragen von einer kaum jemals zu lösenden Schwierigkeit kamen damals in Gang.

Wir haben Agobardus, Erzbischof von Lyon, als einen der heftigsten Antagonisten Ludwigs und einen der Führer der hierarchischen Partei kennen gelernt. Aber zugleich bekämpft er doch den Aberglauben, der sich aus dem Heidentum in das Leben und Denken der christianisierten Nationen vererbt hatte, besonders die vermeintlichen Gottesurteile; er eiferte gegen die Anbetung der Bilder. Das bemerkenswerteste ist, daß er, indem er die Inspiration der heiligen Schriften annahm, dennoch dieselbe mehr auf die Gedanken, als auf die Worte bezog; denn die Worte seien menschlich und dem Verständnis der Menschen entsprechend. Die allgemeine Meinung war dies nicht; die meisten hielten an der Überzeugung von der Inspiration der Worte fest, sie erklärten die Klagen über den Mangel an Eleganz der Sprache für Blasphemie.

Noch weiter als Agobardus ging Claudius, Bischof von Turin, der die Bilder aus den Kirchen seiner Hauptstadt entfernte und die Fürbitte der Heiligen überhaupt in Abrede stellte; er sagt wörtlich: Niemand solle sich auf das Verdienst der Märtyrer oder ihre Intercession verlassen. Er bekämpft die Wallfahrten nach Rom, die man ohne alle geistliche Vorbereitung und ohne Verständnis unternehme. Er bestreitet, daß die Macht des heiligen Petrus an einen bestimmten Ort gefesselt sei.

In diesen Gedankenreihen zweier Bischöfe, die beide aus Spanien gekommen sind, darf man vielleicht eine Rückwirkung des im Gegensatze zum Islam genährten Bestrebens, alles fernzuhalten, was an Aberglauben streift oder ein solcher war, erblicken. Die mystische Autorität von Rom wurde dadurch unmittelbar bedroht. Aber auch die Velleitäten der Abweichung in dogmatischer Hinsicht haben doch zu wenig unmittelbare Folgen gehabt, um hier näher erörtert zu werden; es sind eben nur Erscheinungen, die rasch vorübergegangen sind. Die größten Wirkungen dagegen brachten die kirchenpolitischen Differenzen und ihre Ergebnisse, die in dieser Zeit emporkamen, hervor; sie haben die späteren Epochen beherrscht und verdienen eine eingehende Darstellung.

Als Ludwig I. noch König von Aquitanien war, ist ihm eine Schrift über den königlichen Beruf überreicht worden, welche den vorwaltenden Grundsätzen gemäß in dem König selbst das Abbild der Gottheit sieht. Dagegen wurde dem Sohne desselben, Pippin, von dem Bischof Jonas von Orleans, eine Abhandlung über das Institut des Königtums überreicht, in welcher wir dieselben Grundsätze finden, die wir oben aus den Dekreten der Synode von Paris hervorgehoben haben: dem geistlichen Prinzip wird die volle Superiorität vor dem weltlichen zugesprochen. Den Priestern habe Gott die Macht verliehen, über das Verhalten der Fürsten zu urteilen; sie selbst haben das Urteil Gottes zu erwarten. In der That hat das doch nichts anderes zu bedeuten, als daß die höchste Jurisdiktion und Gewalt des Priesters unmittelbar von Gott stamme, die königliche und die weltliche überhaupt erst mittelbar und der priesterlichen unterworfen sei.

Die Idee der Superiorität der kirchlichen Gewalt über die weltliche war für die damalige Epoche die wirksamste von allen. Diese Idee aber war nicht so sehr eine persönliche, sie war in den Ereignissen tief begründet und gleichsam die gemeinschaftliche einer großen Korporation. Die Lehrstreitigkeiten, die sich noch in ziemlicher Freiheit bewegten, entsprachen den großen Direktionen der Theorie; die kirchenpolitischen Differenzen, in der Lage des Moments begründet, berührten das kirchliche und politische Leben unmittelbar; sie führten zu Manifestationen, welche dann zur Erhebung der päpstlichen Weltherrschaft wesentlich beigetragen haben.

Erinnern wir uns nochmals an die vornehmsten Momente der Entwickelung. Nachdem das Reich sich gespalten und in der Linie, welcher die Verwaltung des Kaisertums zugefallen, eine nochmalige Spaltung eingetreten

war, konnte das Imperium seine kirchliche Superiorität nicht mehr behaupten; der Successionsstreit selbst beruhte auf dem Versuche der geistlichen Gewalt, sich von der weltlichen weiter zu emancipieren, woraus dann folgte, daß dem geistlichen Oberhaupt eine überwiegende Autorität zu Teil wurde. Dafür war schon der Moment entscheidend, in welchem Gregor IV. nach Francien kam, um den blutigen Zusammenstoß Ludwigs des Frommen mit den Anhängern seiner Söhne zu verhüten. Die geistliche Autorität war von den Söhnen herbeigerufen; sie wurde von den Anhängern des Kaisers, die ihn umgaben, und dem Heerbann anerkannt; sie erlangte das Übergewicht auch dadurch, daß sie an jenem Tage von Kolmar dem guten Werke des Friedens diente und das Blutvergießen verhinderte. Wenn dann Lothar infolge eines Ausspruches der Geistlichen die Verwaltung der kaiserlichen Würde übernahm, so lag darin, obgleich es nicht dabei blieb und das Papsttum keinen direkten Anteil daran hatte, doch eine Verminderung der Vollgewalt und der Prärogative des Kaisertums, die dann nicht wieder hergestellt werden konnten, als Lothar selbst den Thron bestieg.

Von dem Kampfe zwischen den Brüdern, der dann doch ausbrach, wurde das Verhältnis der beiden Gewalten wesentlich berührt. Die Entzweiungen zwischen den Laien und dem Klerus, die schon vorher zu bemerken waren, brachten besonders dadurch eine allgemeine Zerrüttung hervor, daß die Kirchenoberen an den Kämpfen den lebendigsten Anteil nahmen und von dem Wechsel der Ereignisse selbst betroffen wurden. Die Anmaßung Ebbos, seine Abdikation unter Ludwig dem Frommen, seine Wiederherstellung unter Lothar, seine abermalige Vertreibung aus seiner Diöcese zeichnen am deutlichsten die Ursachen sowohl als die Folgen dieser Verwirrung.

An allen Orten erlitten die Kirchen die größten Verluste. Zur Zeit der Bischöfe, die in die Politik verwickelt waren, gelangten die Chorbischöfe, d. h. die Stellvertreter der Bischöfe in ihrer Amtsverwaltung, jedoch ohne die hierarchische Begründung derselben, zu einer Gewalt, welche das regelmäßige Bistum in Schatten stellte. In den Bischöfen erwachte das natürliche Bestreben, ihr Ansehen dem geistlichen Begriff gemäß zu verstärken. Wohl konnte das in ihren Provinzen selbst durch die Beschlüsse der Bischöfe unter ihren Metropoliten geschehen und eine Vereinigung mit den Fürsten der gesonderten Reichsteile versucht werden: Das würde jedoch dem Begriff der Einheit der Kirche widersprochen und ohne die Teilnahme der geistlichen Gewalt, welche die Einheit vertrat, keine Festigkeit erlangt haben. Der mystische Begriff der Gewalt des heiligen Petrus, der durch die Päpste repräsentiert wurde, überwog die Impulse aller anderen Unabhängigkeiten.

Da ist nun der Gedanke gefaßt worden, den klerikalen Ansprüchen und Rechten durch legislatorische Arbeiten zu Hülfe zu kommen. Zwei Sammlungen alter und neuer Gesetze sind zu diesem Behufe veranstaltet worden; zunächst die, die wir unter dem Namen des Benediktus Levita kennen, dann die pseudo-isidorischen Dekretalen.

Ich fühle wohl, wie viel ich wage, wenn ich auf die kirchenrechtlichen Streitfragen näher eingehe, zumal da deren Entstehung noch sehr im Dunkeln liegt: aber es ist unumgänglich, da der Charakter der mittleren Jahrhunderte überhaupt durch sie bestimmt wurde. Die Periode bringt es mit sich, daß die Erzählung einen auf die kirchliche Entwickelung bezüglichen Bestandteil aufnehmen muß. Hier kann es jedoch nur auf die Unterscheidung der elementaren Grundlagen ankommen, aus denen alles hervorgegangen ist.

Benediktus Levita empfing von dem Erzbischof Otgar von Mainz den Auftrag, die Kapitulariensammlung des Ansegisus, die sehr unvollständig war, zu ergänzen und zu vollenden. Wenn aber Ansegisus bei den Kapitularien stehen geblieben war, die er nicht einmal erschöpft hatte, so begnügte sich Benediktus Levita nicht mit einer bloßen Ergänzung, er brachte noch eine Menge anderer Materialien bei aus den früheren kirchenrechtlichen Schriften, echte Dokumente aus den Kirchenversammlungen, namentlich den spanischen, die dahin zielten, die höhere Würde der bischöflichen Gewalt und den Vorzug der geistlichen Gesetzgebung vor der weltlichen ins Licht zu stellen.

Bei der Bearbeitung und Zusammenstellung der Dokumente, welche eine Grundlage für die kirchenrechtliche Gesetzgebung und das praktische Gerichtsverfahren bilden sollten, verfuhr er nun keineswegs als gewissenhafter Sammler. Er hat den Wortlaut der echten Urkunden, die er benutzte, vielfältig willkürlich abgeändert und überdies den echten Dokumenten unechte und erdichtete hinzugefügt. Unter anderen teilt er eine angebliche Korrespondenz zwischen Karl dem Großen und Leo III. mit, die von der Kritik allgemein verworfen wird. Auch finden wir bei ihm Beziehungen auf ältere Dekretalen, deren Unechtheit keinem Zweifel unterliegt, die aber bereits vor seiner Zeit in Umlauf gesetzt waren. Hauptsächlich suchte er bei dem gerichtlichen Verfahren, das gegen die Bischöfe angewandt wurde, dieselben vor jedem Übergriff der weltlichen Gerichtsbarkeit zu sichern; dabei aber stellt er seine Grundsätze größtenteils selbständig auf, er bringt dafür keine Beweise oder Autoritäten bei.

Diese Sammlung genügte weder der einmal eingeschlagenen Tendenz noch dem vorhandenen Bedürfnis. Sie ist ohne übersichtliche Ordnung; es finden sich zahlreiche Wiederholungen, Benedikt wirft die verschiedensten Gegenstände durcheinander, er giebt mehr ein Excerpt, als eine durchdachte Arbeit.

Ganz einen anderen Charakter trägt die zweite Sammlung, die sich schon dadurch unterscheidet, daß sie von den Kapitularien ganz absieht und sich vielmehr an die kirchenrechtlichen Festsetzungen, insbesondere die Konzilienbeschlüsse anschließt. Die vornehmste Grundlage der Sammlung derselben ist die sogenannte Hispania. Ursprünglich stammt diese aus dem westgotischen Reiche; sie gehört der Zeit an, in welcher das dortige Königtum und die lateinisch-katholische Kirche in einen die wichtigsten Fragen umfassenden Widerstreit geraten waren. Den westgotischen Fürsten, die zur Behauptung ihrer Macht zu Gewaltsamkeiten schritten, gegenüber erhoben die Konzilien

Ansprüche, welche die innere Selbständigkeit der Kirche, die zugleich die der Nation war, in sich schlossen. Die Sammlung hatte demgemäß einen antidynastischen Charakter und in diesem Sinne war sie nach dem Falle des westgotischen Reiches noch weiter ausgebildet worden. Insofern hatte sie keinen Anspruch, in dem fränkischen Reiche Berücksichtigung zu finden; aber Eindruck mußte es doch machen, daß die unter Karl dem Großen dem Klerus gemachten Zugeständnisse von einem allgemeinen kirchlichen Standpunkt aus erweitert und verstärkt erschienen, was dann den ergriffenen und nun zur Geltung gekommenen Tendenzen gemäß war.

Der allgemeinen Lage entsprach die Sammlung schon darum nicht, weil die höchste Gewalt im Frankenreich eine durch und durch christliche war und eine gesetzliche Unterordnung der klerikalen Institutionen involvierte. Die jurisdiktionellen Befugnisse des Fürstentums, die weltliche Gesetzgebung überhaupt machten noch andere Bestimmungen erwünscht, als solche, welche in der spanischen Sammlung hervortraten.

Und da nun, wie wir sahen, die Beziehungen der geistlichen und weltlichen Jurisdiktion im Frankenreiche einen Rekurs auf die Entscheidung des Papsttums wünschenswert machten, so wurde der Gedanke gefaßt, dem Papsttum selbst eine jurisdiktionelle Gewalt zu vindizieren, wie sie noch nicht vorhanden war, und ihr eine Grundlage zu geben, welche ein altes Herkommen zu repräsentieren schien. In diesem Sinne nun sind die pseudo-isidorischen Dekretalen zusammengestellt worden.

Der vornehmste Gesichtspunkt war, die Bischöfe gegen das Fürstentum und die weltliche Gewalt überhaupt zu schützen, was dann durch Beschränkung der Anklagen, Erschwerung der Verurteilungen und Abwehr von Mißhandlungen während des Prozesses, hauptsächlich aber durch die Freiheit der Appellation an den Papst geschehen soll. Die Bischöfe sollen in allen Bedrängnissen gemäß dem Gebot der Apostel und ihrer Nachfolger zu dem Stellvertreter des heiligen Petrus als dem Haupte der Kirche ihre Zuflucht nehmen, der diejenigen, die von ihren Mitbischöfen aus Furcht vor der weltlichen Gewalt ungerechterweise verurteilt sind, wiederherstellen wird. Alles, was ihnen entzogen ist, muß ihnen zurückgegeben werden, wofern nicht die verurteilenden Bischöfe und ihre Fürsten von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden sollen. Nur in einer unter apostolischer Autorität versammelten Synode darf über Bischöfe gerichtet werden; das definitive Urteil kommt dem römischen Stuhle zu, der dieses vom heiligen Petrus als ein erbliches und für alle Zeiten festzuhaltendes überkommen hat. Für diese Doktrin aber bedurfte man einer neuen Begründung. Höchst außerordentlich ist die, welche man ihr gab. In einem Jahrhundert von theologischer Gelehrsamkeit, die aber aus wenig verbreiteten Handschriften geschöpft werden mußte, und der es an aller Kritik gebrach, konnte das Unerhörte geschehen, daß neunzig Schreiben von alten Päpsten erdichtet und als Rechtsfundamente in die Kirche eingeführt wurden.

Die Arbeit ist mit vieler Geschicklichkeit angefertigt worden; sie bewegt sich ganz in den kirchlichen Ideen, die hie und da treffend und mit gutem Ausdruck entwickelt werden; sie verrät eine umfassende Bekanntschaft mit der Litteratur der lateinischen Kirche. Den Hauptbestandteil bilden die päpstlichen Dekrete, eine sehr bewußte, sehr wohlangelegte, aber doch handgreifliche Fälschung. Streitfragen, die aus den Entscheidungen über die im 9. Jahrhundert im fränkischen Reiche obschwebenden Irrungen entsprangen, werden alten Päpsten in den Mund gelegt, von denen uns nur die Namen überliefert sind, und die nach den Umständen, unter denen sie gelebt haben, an Differenzen dieser Art niemals gedacht haben konnten. Um ein Beispiel anzuführen, wird Stephan I., einem Papst aus der Mitte des 3. Jahrhunderts, in welchem die imperiale Jurisdiktion unbedingt herrschte, die Satzung zugeschrieben, daß kein aus seinem Sitze verjagter Bischof angeklagt werden dürfe, ehe er in demselben nicht wiederhergestellt sei. In den Dekreten der römischen Bischöfe des 1. Jahrhunderts kommen Stellen aus Isidors Buch Sententiae vor, die im 7. Jahrhundert abgefaßt sind. Zuweilen werden Sätze aus echten Schreiben der Päpste wiederholt, aber nicht, ohne daß sie durch Zusätze und andere Abänderungen den Ansichten und Bestrebungen des Jahrhunderts, in dem man lebt, konform gemacht werden.

Wo und wann aber ist nun diese Fälschung entstanden?

Den nächsten und wirksamsten Anlaß dazu gaben die seit Ebbo in der Rheimser Diöcese ausgebrochenen Uneinigkeiten.

Im Dezember des Jahres 844 richteten die zu Verneuil versammelten Bischöfe an Karl den Kahlen die Bitte, für die seit langer Zeit ihres Hirten beraubte Diöcese die Wahl eines neuen Erzbischofs vornehmen zu lassen. Mit Einwilligung des Königs wurde dann in einer Synode zu Beauvais im April des Jahres 845 dazu geschritten, den Erzbischof faktisch zu ersetzen; man nahm dabei die alte Deposition als gültig an und setzte eine zehnjährige Vakanz des erzbischöflichen Stuhles voraus. König Karl und die Bischöfe beschlossen, zu einer neuen Bischofswahl zu schreiten, bei der unter Wahrung aller Formen Hinkmar zum Erzbischof gewählt wurde. Es war ein Akt der Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, denn wie Ebbo auf seiten Lothars gestanden, so trat Hinkmar auf die Seite Karls.

Lothar hoffte bei Papst Sergius die Anerkennung Ebbos auszuwirken. Wie schon erwähnt, hat er das nicht erreicht. Der Papst stellte eine neue Synode in Aussicht, die zu Trier stattfinden und die große Frage entscheiden sollte.

Ohne die letzte Entscheidung des Papstes abzuwarten, faßte eine zu Paris im Jahre 846 versammelte Synode einen Beschluß, nach welchem Ebbo in der Erzdiöcese Rheims Befugnisse auszuüben untersagt wurde, bis er gemäß der von Papst Sergius getroffenen Anordnung sich der Synode stelle und ein definitives Urteil erlange.

Diese Synode ist aber nie zu stande gekommen.

Hinkmar behauptete sich in der Diöcese. In derselben wurde aber durch die Annahme einer zehnjährigen Vakanz des erzbischöflichen Stuhles eine Frage von unmittelbarster Bedeutung angeregt. Die von Ebbo nach seiner Wiederherstellung erteilten Weihen erschienen als ungesetzlich und ungültig.

Hinkmar, der als einer der hervorragendsten Prälaten seiner Zeit angesehen werden kann, sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, als wegen seiner Einwirkungen auf den Gang der kirchlich-weltlichen Angelegenheiten, war ein unversöhnlicher Gegner dieser Kleriker. Er hielt daran fest, daß die Synode, der er seine Erhebung verdankte, seinen Vorgänger Ebbo mit Recht für abgesetzt erklärt hatte. Bald nach seiner Erhebung untersagte er den von diesem in der Zeit seiner Wiederherstellung ordinierten Geistlichen die Ausübung ihrer Funktionen; diese führten darüber auf einer zu Soissons im Jahre 853 versammelten Synode Beschwerde. Die Synode sprach aus, daß Ebbo mit Recht abgesetzt und seine Restitution illegal gewesen sei; sie erklärte die von Ebbo während derselben erteilten Weihen für ungültig und verhängte die Amtsentsetzung über die von ihm ordinierten Kleriker, die nun gegen den Synodalbeschluß und den Metropoliten ihren Rekurs an den Papst nahmen. Sie stützten sich dabei auf die in den falschen Dekretalen vorgetragene Doktrin, daß ein Bischof nur von einer unter päpstlicher Autorisation zusammenberufenen Synode verurteilt werden dürfe. Dadurch geriet der Erzbischof selbst mit der päpstlichen Prärogative in Konflikt.

Das ist eben das Merkwürdige in der Doppelstellung Hinkmars, daß er auf der einen Seite die geistliche Autorität hochstellt und erneuert, auf der anderen aber dem Eingreifen des Papstes widerstrebt.

Mit seiner geistlichen Hingebung an Rom verbindet er doch einen unverwüstlichen Eifer für die Rechte eines Metropoliten. In seiner Erzdiöcese wollte er Herr und Meister sein. Als er nun aber seine Ansprüche gegen einen seiner Suffraganbischöfe, Rothad von Soissons, in Anwendung brachte, veranlaßte er, daß derselbe, der eben in dem Papst seinen einzigen Rückhalt sah, zu diesem seine Zuflucht nahm, indem er sich auf jene Dekretalen berief, in welchen eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Papst und den Bischöfen vorausgesetzt wird und die Bischöfe in jeder Bedrängnis auf den Schutz des Stuhles Petri verwiesen werden.

In eine neue Feindseligkeit geriet Hinkmar bei der Geltendmachung seiner Metropolitanrechte mit seinem Neffen, dem Bischof von Laon, der sich in den Gehorsam nicht fügen wollte, den der Oheim verlangte und sich hiebei auf die in den pseudo-isidorischen Dekretalen vorkommenden Satzungen über das Verhältnis des Suffraganen zum Metropoliten berief. Der Erzbischof ist nicht gemeint, ihre Echtheit im allgemeinen zu verwerfen, wiewohl er gegen die eine und die andere Einwendungen macht, die nahe daran streifen. Insoweit er aber auch ihre Echtheit zugesteht, meint er doch, sie seien nur zur Belehrung und Erbauung geschrieben, nicht dazu, um Kirchengesetze zu sein.

Wir können Jahr und Tag der Abfassung der pseudo-isidorischen Dekretalen nicht mit Präcision bestimmen; aber einige äußere Momente finden sich, die nahezu dahin führen. Die frühere Ansicht, daß die pseudo-isidorische Dekretalensammlung schon im 8. Jahrhundert zu stande gekommen sei, erledigt sich dadurch, daß in derselben die Beschlüsse der Pariser Synode vom Jahre 829 benutzt worden sind. Zuerst werden sie in der Verhandlung einer Rheimser Provinzialsynode zu Ausgang des Jahres 852 erwähnt. Und nicht lange vorher können sie zu stande gekommen sein, da dem Werke des Benediktus Levita, das darin ebenfalls benutzt worden ist, die Priorität zukommt, dessen Arbeit aber frühestens in der zweiten Hälfte des Jahres 847 publiziert worden ist. Dadurch wird jedoch die Annahme einer Gleichzeitigkeit der Abfassung nicht ausgeschlossen, wie sich denn die Texte nahe berühren. Es ist eben damit die Epoche bezeichnet, in welcher die Streitigkeiten zwischen der klerikalen und weltlichen Gewalt die Geister am meisten beschäftigen. Dem Imperium an sich entgegengesetzt, wollten die Bischöfe den Arm desselben umsoweniger empfinden, als es überhaupt schwächer geworden war. Und da nun die Bischöfe selbst in ihren Synoden dem Einfluß der Fürsten ausgesetzt waren, so wandten sich die Dekretalen gegen die Autonomie der Synoden und die Amtsgewalt der Metropoliten. Alles drängte dahin, ein Centrum von universaler Autorität für die abendländische Kirche zu bilden, wie denn die Idee eines solchen kräftiger als je in dem Papste Nikolaus I. erschien.

Sechstes Kapitel.

Papst Nikolaus I. und Kaiser Ludwig II.

Zu der Entwickelung des allgemeinen historischen Lebens gehört es überhaupt, daß sich aus den politischen Zuständen doktrinelle Gegensätze bilden, die wieder auf diese zurückwirken. Das gesamte Leben der abendländischen Welt beruht bis auf den heutigen Tag auf diesem Verhältnis. In keiner anderen Epoche aber ist das mehr zu Tage gekommen, als in der Mitte des 9. Jahrhunderts in dem Verhältnis von Papsttum und Kaisertum.

Es gab Beziehungen, in denen das abendländische Kaisertum und das römische Papsttum die engsten Verbündeten waren. Sie erschienen an der Spitze der abendländischen Welt gleichsam als eine einzige Potenz.

Wir berührten schon, daß die momentane Besitznahme der heiligen Stätten durch den Islam das gesamte Abendland wie im bitteren Schmerz durchzuckte. Mit starker Hand war die kaiserliche Gewalt der päpstlichen zu

Hülfe gekommen und hatte sie gerettet; im engen Vereine mit ihr hatte sie dann das südliche Italien zum größten Teil wiedergewonnen.

In dieser Zeit waren nun die großen Veränderungen vor sich gegangen, welche aus den Successionsstreitigkeiten im abendländischen Reiche erwuchsen. Sie hatten die doppelte Folge, daß die geistliche Macht im Abendlande selbständiger als bisher emporkam, die kaiserliche aber durch die Auseinandersetzung zwischen den drei Brüdern an Macht wesentlich verlor. Lothar hielt noch die Verbindung der cisalpinischen Reiche mit Italien fest. Mit seinem Tode hörte diese Verbindung auf, das Kaisertum war auf seine Stellung in Italien selbst angewiesen.

Noch bei Lebzeiten seines Vaters war Ludwig II. von dem Papste Leo zum Kaiser gekrönt worden. Man hatte dabei die ganze altherkömmliche Pracht der Krönung gewahrt, und wir finden dann, daß der Gekrönte sein Ansehen besonders darauf verwandte, einen Zustand der Sicherheit zu Pilgerfahrten nach Rom herzustellen, der eine ungehinderte Kommunikation der abendländischen Welt mit der kirchlichen Metropole möglich machte. Die Urkunden wurden unter seinem Namen ausgefertigt, nach seinen Regierungsjahren datiert. Aber dabei blieb es doch, daß sein Vater als der wahre Kaiser betrachtet und verehrt zu werden fortfuhr.

Nach dem Tode Lothars ist Ludwig II. in den Fall gekommen, seine Waffen wieder über die Alpen zurückzuwenden, und es dauerte lange, ehe dort seine Ansprüche eine gerechte Berücksichtigung fanden. Überhaupt war er von dem Körper des Reiches, dem er anzugehören fortfuhr, doch wieder geschieden. Er wußte dennoch die Rechte des Kaisertums zu verfechten. Der Gedanke, daß die Griechen etwa auf das Imperium im Westen Anspruch machen könnten, erregte den stolzen Widerspruch seines Selbstgefühls; er ließ die Rechte des Abendlandes in Bezug auf die Konkurrenz von Konstantinopel nicht verkümmern; namentlich war er sehr dafür gewesen, daß sich Bulgarien der römischen Kirche und dem ostfränkischen Reiche angeschlossen hätte. Ein echter Karolinger, wie er war, und von der Würde der Dynastie durchdrungen, versäumte er nichts, die Ansprüche des Kaisertums in Rom selbst zu behaupten; es gelang ihm, die durch seinen Vater hergestellte, durch ihn erneuerte kaiserliche Autorität in Bezug auf die Papstwahlen aufrecht zu erhalten. Eben hiebei aber geschah es, daß ihm in Rom selbst in dem Verbündeten, der die mannigfaltigsten Beziehungen zu ihm hatte, ein Widersacher entstand, auf den er nicht gefaßt war. Vornehmlich ihm wird zuzuschreiben sein, daß das kaiserliche Ansehen bei der Einsetzung Benedikts III., wiewohl unter schwierigen Umständen doch zuletzt den Platz behielt.

Papst Benedikt hat aber niemals selbst regiert; er überließ die Geschäfte dem Kardinaldiakonus Nikolaus, ohne den er keinen Augenblick leben mochte. Daher kam es denn auch, daß bei dem Tode Benedikts im Jahre 858 sich alle Augen auf Nikolaus wendeten. Ludwig II. hat, soviel man weiß, an seiner Erhebung selbst Anteil gehabt. In seiner Gegenwart ist Nikolaus mit

den Insignien der höchsten geistlichen Würde bekleidet und als Pontifex anerkannt worden.

Der junge Kaiser verließ dann die Stadt wieder; der Papst machte ihm in seinem Lager bei dem fünften Meilenstein der flaminischen Straße einen Besuch, wo sie viel miteinander sprachen, zusammen speisten und beim Abschied, wie die biographische Aufzeichnung meldet, freundschaftliche Küsse wechselten. Es war die letzte Umarmung, die überhaupt zwischen ihnen noch im vollen Sinne möglich gewesen ist. Denn zwischen einem Karolinger, der eine lebendige Idee von seinem Kaisertum hatte, und einem Papste, der das Primat des römischen Stuhles im vollen Umfang durchzuführen entschlossen war, konnte kein Einverständnis bestehen.

Niemals aber war die Idee der pontifikalen Gewalt so tief eingreifend im Innern und umfassend nach außen aufgetreten, als es in Papst Nikolaus I. geschah. Man lernt sie aus den Briefen kennen, welche er bei den verschiedenen Differenzen, in die er verwickelt wurde, geschrieben hat, wobei es dann weniger auf das Materielle der Streitigkeiten, als eben auf diese Kundgebungen ankommt. Die Idee des Primates, die mit einer gewissen Notwendigkeit aus den Bewegungen des Occidents hervorging, wurde von Nikolaus I. dahin ausgebildet, daß sie auch die orientalische Kirche umfaßte. Er hatte die unerwartete Genugthuung, von dem griechischen Kaiser Michael III. bei den Verwickelungen zu Rate gezogen zu werden, die damals in der Kirche zu Konstantinopel ausgebrochen waren.

Der Patriarch Ignatius war infolge eines Streites zwischen den Persönlichkeiten des Hofes, in dem er den Anmutungen einer emporstrebenden Partei nicht nachgab, seiner Würde enthoben, ein anderer, der sich dieser mehr anschloß, Photius, an seine Stelle gesetzt worden. Es ist derselbe Photius, dessen Bibliothek und Glossar, welche Auszüge aus verlorenen Autoren enthalten, den Philologen als ein unschätzbares Hülfsmittel für ihre Studien wohl bekannt sind. Photius war reich genug, um eine ansehnliche Sammlung von Handschriften sich anzulegen, in denen er dann Tag und Nacht studierte; er wurde als ein Wunder von Gelehrsamkeit angestaunt. Sein Haus wurde durch die jungen Leute, die ihn besuchten, zu einer Art von Schule; er war sehr erfreut, ihre Fragen zu vernehmen, die sich auf die verschiedensten Wissenschaften bezogen, in denen er sie gleichsam unterrichtete; sie begleiteten ihn zu Hofe, wenn ihn seine Geschäfte dahin führten, erwarteten ihn an der Pforte und führten ihn bei seiner Rückkehr nach Hause. Er hatte durch seine Teilnahme an den öffentlichen Geschäften mannigfaltige Beziehungen zu dem Hofe; er wird als der oberste der Geheimschreiber bezeichnet und genoß den Rang eines Protospatharius. Photius hatte überhaupt persönlich eine ausgezeichnete äußere Lebensstellung. Er stand mit dem Cäsar Bardas in engster Familienverbindung; die Gemahlin seines Bruders Sergius war die Schwester des Bardas, der selbst dem regierenden Hause insofern angehörte, als seine Schwester Theodora sich mit dem Kaiser Theo-

philus verheiratet hatte. Man sieht, wie nahe Photius der regierenden Familie stand, wie dasselbe auch bei seinem Gegner, dem Patriarchen Ignatius, der Fall war. Ignatius war der Enkel des Kaisers Nicephorus, welcher der Irene folgte, und der Sohn des im Jahre 813 gestürzten Kaisers Michael Rhangabe I. Es gehört zu den inneren Irrungen der kaiserlichen Familie, wenn Ignatius seiner Würde enthoben und Photius in dieselbe eingesetzt wurde. Der Cäsar Bardas vermittelte das eine wie das andere. Photius war ein Laie. Das hinderte aber nicht, daß er von Bardas und seiner Faktion zum Patriarchat erhoben wurde. Aber auch Ignatius hatte zahlreiche Anhänger in der Kirche, und ein Zwiespalt zwischen den beiden Parteien brach aus, der durch eine Synode in Konstantinopel, die sich für Photius erklärte, doch keineswegs gehoben wurde. Kaiser Michael III. hielt für ratsam, das Urteil des römischen Papstes nachzusuchen. Nikolaus acceptierte diese Annäherung; er faßte sie aber unter dem Gesichtspunkt des römischen Stuhles überhaupt auf; sein Prinzip war es, daß sich die Einheit der christlichen Kirche im römischen Pontifikat repräsentiere.

Diese Verflechtung bildet ein wichtiges kirchengeschichtliches Moment, besonders auch deshalb, weil dabei zwei Männer miteinander in Berührung kamen, von denen der eine als der Repräsentant der griechischen Kirche in ihrer Besonderheit angesehen werden kann, der andere aber von nichts hören wollte, was der römischen Kirche, welche die allgemeine sei, entgegenlaufe. Nikolaus sagte, der heilige Petrus sorge dafür, daß kein Versuch der Häretiker, auch nicht die Hölle selbst gegen diese Einheit etwas vermöge. Er greift dabei auf die Versuche zurück, welche bereits im 4. Jahrhundert zur Festsetzung der Hoheit des abendländischen Patriarchats über die orientalischen Kirchen gemacht worden waren, namentlich auf die Beschlüsse des Konzils zu Sardika.

Eine Satzung dieses Konzils lautete dahin, daß ein verurteilter Bischof seine Klagen immer bei dem römischen Stuhle mit Rücksicht auf den Primat des heiligen Petrus einbringen solle, und daß besonders in die Stelle eines abgesetzten Bischofs kein anderer eintreten dürfe, ehe der Papst zu Rom nicht sein Urteil gesprochen habe.

Auf die Satzung von Sardika kam nun Nikolaus zurück: er behauptete, dieses Vorrecht werde durch den in Konstantinopel vorgegangenen Wechsel der Patriarchen beeinträchtigt, derselbe sei ins Werk gesetzt worden, ohne daß man den römischen Stuhl befragt habe, wobei dann ein Laie zugleich in die höchste Stelle eingerückt sei, ebenfalls gegen die Beschlüsse von Sardika und das Herkommen der römischen Kirche; an dieses sollte man sich doch in Konstantinopel überhaupt halten. Der Papst nahm eine den alten Grundsätzen von Rom entsprechende Stellung ein. Er rechtfertigte nicht ohne Geist die römischen Gebräuche in Bezug auf die Verehrung der Bilder. Zugleich beanspruchte er dann aber auch kirchliche Besitztümer in Calabrien und Sicilien; denn sie seien der Kirche unentbehrlich; man dürfe sie nicht in Laien=

hände geraten lassen. Auch die Konsekration eines Erzbischofs von Syrakus vindiziert er für die römische Kirche; es dürfe nicht geschehen, daß die Tradition der alten Zeiten in den gegenwärtigen abgebrochen werde. In diesen Erklärungen wird von den Ereignissen, durch welche die Mohammedaner in so vielen altrömischen und altchristlichen Provinzen Besitz ergriffen hatten, so gut wie gar keine Notiz genommen. Der Papst betrachtet die Patriarchate Antiochien und Alexandrien als seiner höchsten Autorität unterworfen und fordert sie auf, seinen Verordnungen zu gehorchen. Den neuen Patriarchen von Konstantinopel, Photius, behandelt er anfangs glimpflich, er erkennt seine Wissenschaft und seine Katholicität im allgemeinen an: niemals aber hätte er aus dem Stande der Laien zu dieser hohen Stellung emporsteigen dürfen, ohne die Stufenleiter der kirchlichen Würden durchgemacht zu haben. Der Papst schickte selbst Legaten nach Konstantinopel, um über die Lage der Dinge genaue Erkundigungen einzuziehen. Diese aber wußte Photius auf seine Seite zu bringen; nicht ohne ihre Teilnahme wurde eine neue Synode zu Konstantinopel gehalten, welche die Bestätigung des Photius und die Ausschließung des Ignatius dekretierte.

Von dieser anscheinenden Vereinbarung aber ging nun erst die offene Entzweiung aus, zumal da die Gegner des Photius Rekurs nach Rom ergriffen. Als besonders verabscheuungswürdig bezeichnet der Papst die Synode, welche die Wahl des Photius genehmigte. Dagegen berief auch er eine Synode nach Rom, wie er selbst sagt, ein Konzil heiliger Bischöfe aus verschiedenen occidentalischen Regionen, das zuerst in St. Peter, bei der Grabstätte des heiligen Petrus, dann der kühleren Luft wegen in der Basilika Constantiana, welche als die erste christliche Basilika galt, die es in Rom gegeben habe, sich versammelte.

Hier wurden die den Streit betreffenden Aktenstücke zum Vortrag gebracht, die griechischen ins Lateinische übersetzt und eine Beratung gepflogen, in deren Folge der eine jener nach Konstantinopel geschickten Legaten — der andere war abwesend — vorgefordert, verhört, abgesetzt und exkommuniziert worden ist. Gegen Photius aber erging die härteste Sentenz: er wurde mit Schmähungen belegt, als ein eingedrungener Kirchenräuber bezeichnet und ihm hauptsächlich zum Vorwurf gemacht, daß er im Widerspruch mit seinen eigenen Worten eine Synode aus seinen großenteils abgesetzten, mit dem Anathem belegten und exkommunizierten Anhängern, von welchen Ignatius verdammt worden sei, zu stande gebracht habe. Photius wird feierlich aus dem geistlichen Stande ausgestoßen, denn er sei im Widerspruch zu allem apostolischen und kanonischen Herkommen zum Patriarchat gelangt. Unter der Autorität des allmächtigen Gottes, der Apostelfürsten Petrus und Paulus, aller Heiligen und der sechs allgemeinen Konzilien und nach dem Urteil des heiligen Geistes wird er, wenn er nicht das Patriarchat niederlege, mit dem schwersten Fluch beladen.

Der Kern der Frage war nun, inwiefern ein konstantinopolitanisches

Konzil einem römischen gegenüber Beachtung verdiene. Die Schlüsse des ersten wurden nicht allein annulliert, sondern auch als schwere Verbrechen gebrandmarkt. Der römischen Kirche wird die unbedingte Oberhoheit vindiziert; Kaiser Michael wird aufgefordert, gegen die Zerstörer der Kirche seine Macht anzuwenden.

Das war nun überhaupt die Stellung dieses Papstes: die Idee des Primats des heiligen Petrus, die Idee der durch dasselbe geheiligten Einheit der Kirche wurde gegen alle Widerstrebenden als allein gültig bezeichnet und zwar in Verbindung des Pontifikats mit der römischen Synode, die es um sich versammelte und vollkommen dominierte. Wenn man nun seine Augen auf den Occident zurückwendet, so läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Superiorität des Papsttums über das Kaisertum schon darin liegt, daß dieses auf den Occident angewiesen war, jenes aber die gesamte Christenheit in den Kreis seiner Herrschaft einschloß, nicht allein in Bezug auf Konstantinopel, sondern auch in Bezug auf die unter den Islam geratenen großen Metropolen.

Daß Kaiser Ludwig II. mit diesen Ansprüchen auch seinerseits in Konflikt geraten würde, zeigte sich sogleich in einer italienischen Angelegenheit.

Einen hartnäckigen Widersacher seiner Ideen fand Nikolaus an dem Erzbischof Johannes von Ravenna, der, indem er Grundstücke sich aneignete, welche der Papst für sich selbst in Anspruch nahm, zugleich auch die ihm untergeordneten Geistlichen, wenn einer von ihnen sich unmittelbar an den Papst wenden wollte, davon abhielt. Er weigerte sich auf den Synoden, die in Rom zusammentraten, zu erscheinen und leistete den Beschlüssen, die auf denselben gefaßt wurden, keine Folge. Wegen seiner Fernhaltung von den römischen Synoden mit dem Bann belegt, wandte er sich an den Hof Ludwigs II. nach Pavia, wurde aber dort als Exkommunizierter abschätzig behandelt. Der Kaiser gab ihm den Rat, seinen Frieden mit Rom zu machen, ohne jedoch dazu selbst mitzuwirken. Den Gesandten des Kaisers, welche Johannes nach Rom begleiteten, machte man es zum Vorwurf, daß sie mit einem Exkommunizierten in Gemeinschaft träten. Und schon wirkte dies Urteil auf Ravenna zurück. Durch die Entfernung des Erzbischofs meinten die Ravennaten zu größerer Freiheit zu gelangen. Von allen Seiten verlassen, fand Johannes kein anderes Mittel sich zu behaupten, als daß er sich unterwarf. Er veränderte in seinen erzbischöflichen Erlassen die Stellen, welche in Rom besonders Anstoß gegeben hatten. Mit religiöser Feierlichkeit gab er eine Erklärung, die seinen Gehorsam für alle Zukunft verbürgte. Hierauf nahm ihn der Papst in einer Versammlung der Bischöfe und Priester, der er selbst präsidierte, in das Kollegium wieder auf. Der Erzbischof wurde von der Exkommunikation losgesprochen und konnte nun wieder priesterliche Funktionen vollziehen.

Wenn der Kaiser schon bei diesem Vorfall mit dem Papst in Differenzen geriet, denen er nur auswich, so wurde er durch eine Streitigkeit wichtigster

Art, in welche sein eigener Bruder, König Lothar, und Lotharingien geriet, beinahe persönlich betroffen.

Das gute Verhältnis, welches durch die Vermählung mit Theutberga zwischen Hukbert und Lothar II. begründet wurde, war nicht von langer Dauer. Lothar geriet in den Fall, gegen Hukbert die Waffen zu ergreifen. Er hat ihn in zwei Feldzügen bekämpft. Dadurch fiel aber das Motiv weg, durch welches er zur Ehe mit Theutberga vermocht worden war. Er trug kein Bedenken, Theutberga, die in einer mit kirchlicher Feierlichkeit vollzogenen Ehe mit ihm stand, zu verstoßen und Waldrada, die er für seine rechtmäßige Gemahlin hielt, wieder zu sich zu nehmen. Der Fall erinnert an den Rücktritt Karls des Großen von der lombardischen Fürstentochter zu Hildegarde, mit der er sich ohne kirchliche Formen verbunden, sie verstoßen hatte und dann doch wieder zurückberief.

Nach den Berichten, welche über diese Sache das meiste Licht geben, namentlich dem des Bischofs Adventius von Metz, läßt sich nicht bezweifeln, daß die Ehe des jüngeren Lothar mit Waldrada von dem Vater desselben, dem Kaiser Lothar, vorgesehen war. Sie waren beide zu jung gewesen, um eigentlich verheiratet zu werden, aber Waldrada hatte bereits eine stattliche Morgengabe empfangen; sie war dem Hofe des jungen Fürsten auf Treue und Glauben in Gottes Namen anvertraut worden. Adventius erinnert daran, daß ein so wohlgesinnter christlicher Fürst, wie der verstorbene Kaiser, dabei nichts anderes als eine rechtmäßige Ehe beabsichtigt haben könne; er führt die Lehrer Lothars II. und dessen Oheim Leutfrid als Zeugen dafür an. Wahrscheinlich hatte der Kaiser Waldrada für geeignet gehalten, seinen Stamm fortzupflanzen. Unmittelbar nach dem Tode Lothars I. aber habe Abt Hukbert — so fährt Adventius fort — dem König seine Schwester Theutberga zugeführt mit der Bemerkung, daß Gefahr für sein Reich drohe, wenn er sich nicht mit ihr vermähle.

Man braucht die Abscheulichkeiten, die dann dem Bruder und der Schwester Schuld gegeben werden, nicht wörtlich für wahr zu halten, um sich die Sonderung Lothars von Theutberga zu erklären. Wenn er zu Waldrada zurückkehrte und darauf bestand, daß ihre Ehe eine rechtmäßige, vollgültige gewesen sei, so hatte das ein für die Welt hochbedeutendes Motiv. Theutberga war ohne Kinder und unfruchtbar, Waldrada dagegen hatte Nachkommenschaft, die nun als erbfähig angesehen werden mußte. Daran knüpfte sich das Bestehen der lotharingischen Linie des karolingischen Hauses. Denn auch Ludwig II. hatte keine männlichen Nachkommen und von Karl von der Provence, der sichtlich seinem Ende entgegenging, ließen sich solche nicht erwarten.

Die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Ehe Lothars mit Waldrada war eine Frage, von deren Entscheidung es abhing, ob das Mittelreich Lotharingien bestehen oder dereinst unter die beiden anderen Reiche verteilt werden sollte.

Aus diesem Gesichtspunkt nun sah ohne Zweifel auch die hohe Geistlich-

keit des Landes die Sache an, indem sie sich für Waldrada entschied. Auf einer Synode zu Aachen (29. April 862) traten die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Metz, Verdun und Toul, auch die Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Straßburg zusammen. Lothar II. trug ihnen seine Beschwerden über seine Gemahlin Theutberga vor, der er die Hand zu geben nur durch böswilliges Einreden vermocht worden sei, die aber mit ihrem eigenen Bruder Incest begangen habe, und die er unmöglich als seine Gemahlin betrachten könne. Zugleich aber erkannte er die Prärogative der Geistlichkeit und der Bischöfe, wie sie schon von der Synode von Paris deklariert worden war, in aller Form an: sie seien Vermittler zwischen Gott und Menschen, mit der Sorge für das Heil der Seele beauftragt, ihnen komme die Befugnis zu, zu binden und zu lösen; der weltliche Fürst müsse die höhere Würde der Geistlichen anerkennen; Worte, in denen die Prätension der geistlichen Magnaten, die vorwaltende Autorität im Reiche zu bilden, ausdrücklich gutgeheißen wird. Und ihrerseits waren nun die Bischöfe durch die Beweise, die man ihnen vorlegte, unter denen ein geheimes Geständnis der Theutberga, das sie zuerst Günther von Köln insgeheim gemacht, dann aber in Gegenwart einiger Bischöfe und Laien wiederholt hatte, das wichtigste war, von der Schuld derselben überzeugt worden; sie hielten jetzt nicht mehr mit der Erklärung zurück, daß Theutberga niemals die Gemahlin ihres Fürsten habe sein können, und ermächtigten ihn, zu einer gesetzlichen und passenden Vermählung zu schreiten.

Auf Grund dieses Beschlusses wurde nun die Vermählung Lothars II. mit Waldrada in aller Form vollzogen, sie wurde als Königin anerkannt. Von einer Begünstigung sinnlicher Aufwallungen konnte bei dem Ausspruch der höchsten kirchlichen Würdenträger im Reiche Lothars II. nicht die Rede sein, eher davon, daß sie ihrem Könige eine gesetzlich zur Erbfolge berechtigte Nachkommenschaft verschaffen wollten. Es war ihnen genug, daß der Fürst sich aufs engste an die geistlichen Prinzipien anschloß.

In der Synode sind einige dissentierende Stimmen laut geworden, doch kam darauf nicht soviel an, da der Mann, von dem alles abhing, mit dem Verfahren unzufrieden war. Papst Nikolaus, der zunächst das Urteil der Synode nicht anfocht, gab das äußerste Mißvergnügen darüber kund, daß eine Provinzialsynode eine so unendlich wichtige Sache entschieden hatte und der König dieser Entscheidung gefolgt war, ohne bei ihm anzufragen. An ihn wendete sich Theutberga und bat ihn, sich ihrer anzunehmen; sie hat sich hiebei der Fürsprache des westfränkischen Königs Karl zu erfreuen gehabt. Auch in der kirchenpolitischen Frage stand dieser auf seiten des Papstes, dem in einer Angelegenheit, die eine allgemeine sei, das entscheidende Wort zustehe.

Lothar war nicht allein von dem Unwillen des Papstes, sondern zugleich von einer Entzweiung mit seinen Oheimen — denn dem jüngeren folgte dieses Mal, obwohl zögernd, auch Ludwig der Deutsche — bedroht. Auf einer

Zusammenkunft der Oheime mit dem Neffen erklärte sich dieser damit einverstanden, daß die Sache auf einem neuen Konzil erwogen werden solle; dem Ausspruch desselben versprach er unter allen Umständen sich zu unterwerfen.

Nikolaus ordnete zunächst den Zusammentritt einer neuen Synode an, an der der Klerus aus den beiden anderen karolingischen Reichen teilnehmen und auch seine eigenen Legaten anwesend sein sollten. Auf diesen Grund trat dann Mitte Juni 863 die Synode zu Metz zusammen, bei der sich zwei päpstliche Legaten, welche erst den westfränkischen König begrüßt hatten, einstellten. Während die Geistlichkeit der anderen Reiche nur schwach vertreten war, erschienen die Bischöfe des lotharingischen Franciens sämtlich, mit Ausnahme von Hinkmar, der sein Nichterscheinen mit einer zu spät an ihn gelangten Einladung entschuldigte, überhaupt aber Partei gegen Lothar und die Beschlüsse der Synode von Aachen genommen hatte.

Was nun in Metz vorgegangen ist, läßt sich im einzelnen nicht mehr ermitteln. Den Legaten wird vorgeworfen, sie seien durch Geschenke auf die Seite der Lotharinger herübergezogen worden. Aber wer könnte behaupten, daß nicht die Argumente der Synodalen Eindruck auf sie gemacht hätten? Ihr Andenken wird bis auf den heutigen Tag mit Schimpf besudelt, und eines diplomatischen Vergehens haben sie sich allerdings schuldig gemacht, ebenso wie jene Legaten, die der Synode von Konstantinopel beistimmten. Allein wenn sie wirklich überzeugt wurden, so könnten sie auch Lob verdienen.

Die Succession in einem der drei Teile des karolingischen Hauses beruhte auf der Anerkennung der Ehe Waldradas. Die Synode erkannte dieselbe zum zweitenmale an.

Wäre es dabei geblieben, so würde der Sohn derselben, Hugo, Kaiser geworden sein. Aber Papst Nikolaus sah einen Abfall von der guten Sache darin, daß seine Legaten seinen Willen durchzuführen nicht den ernstlichen Versuch gemacht hatten. Wohl fühlte die Synode von Metz, daß sie dem Papste gegenüber einen schweren Stand haben werde; sie beschloß, daß ihre beiden vornehmsten Mitglieder, die Erzbischöfe Günther von Köln und Thietgaud von Trier nach Rom gehen sollten, um die Dekrete zu überbringen. Papst Nikolaus war nicht gesonnen, einem Verfahren, welches einem der vornehmsten seiner Ansprüche, die wichtigsten Entscheidungen in seiner Hand zu behalten, Eintrag gethan hätte, zuzustimmen.

Er war soeben in jenen Verhandlungen begriffen, in denen er die Beschlüsse der Synode von Konstantinopel verwarf. Wie hätte er auf eine Provinzialsynode von Metz, die doch nur die Meinung eines Bruchteils der fränkischen Kirche darstellte, Rücksicht nehmen sollen? Er berief eine römische Synode in seiner Weise, welche dann ganz auf seine Seite trat. Ihr Dekret ging dahin, daß die Synode von Metz dem Urteil des Papstes vorgegriffen und sich gegen die Institute des apostolischen Sitzes unbesonnenerweise vergangen habe; die Beschlüsse derselben seien ungültig. Über die beiden Erzbischöfe Thietgaud und Günther, welche das Urteil der Metzer

Synode in der streitigen Sache überbracht und an dessen Abfassung selbst teilgenommen hatten, erging die härteste Sentenz; sie wurden für unfähig erklärt, irgend eine geistliche Handlung vorzunehmen und aus dem Priesterstande ausgestoßen.

Wollte man die Differenz dieser Beschlüsse von Metz und von Rom nochmals ins Auge fassen, so müßte man doch darin einen der wichtigsten Momente der äußeren Kirchengeschichte erblicken. Wäre es nach den Metzer Beschlüssen gegangen, so würde die Provinzialgeistlichkeit eine bedeutende Stellung der päpstlichen Gewalt gegenüber behauptet haben. Wurde doch noch selbst in Italien die Lehre aufgestellt, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles kein kirchliches Gesetz sei. Aber eben darum war Nikolaus unbeugsam. Jede Nachgiebigkeit lag ihm persönlich fern; er gehörte zu den Männern, welche als ein lebendig gewordenes System betrachtet werden können. Die Idee von der Einheit der Kirche und der die Welt umfassenden Autorität, die dem Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, war der Gedanke seines Lebens. Die Beschlüsse, welche seine Synode ausfertigte und die dann die Omnipotenz des römischen Stuhles zugleich verkündigten und darstellten, waren eben seine eigenen Beschlüsse, seine eigenen Gedanken. Wie so ganz sah man sich getäuscht, wenn man meinte, er werde auf den Bruder Lothars, Kaiser Ludwig II. und dessen Kriegsheer, das sehr in der Nähe stand, Rücksicht nehmen. Kaiser Ludwig war mit der Befestigung seines Ansehens in Unteritalien beschäftigt; er befand sich soeben an der Spitze eines Heeres in Benevent, um eine neue Unternehmung zur Verjagung der Saracenen von dem italienischen Boden einzuleiten. Auch diese Absicht hätte wohl auf den Papst zurückwirken und seinen Eifer mäßigen können; denn ohne ein Einverständnis zwischen Papsttum und Kaisertum war ein Unternehmen gegen die Saracenen hoffnungslos. Allein dies größte Weltverhältnis verschwand dem Papst vor der Idee der kirchlichen Einheit im Innern aus den Augen. Die Dekrete der römischen Synode trafen den Kaiser wie eine persönliche Beleidigung; sie brachten in diesem Augenblick seinem Hause den empfindlichsten Schlag bei, von dem es betroffen werden konnte.

Der Zwiespalt zwischen den beiden Oberhäuptern trat nun in den Vordergrund der Angelegenheiten. In Hinkmars Annalen wird erzählt, Kaiser Ludwig habe sich vor Wut nicht mehr gekannt, sogleich sei er, von seiner Gemahlin und den beiden Erzbischöfen begleitet, mit seinem Heere nach Rom gezogen, um entweder ihre Wiedereinsetzung zu bewirken oder, wenn sie ihm nicht gelinge, den Papst selbst die Überlegenheit seiner Macht fühlen zu lassen. Nicht die Sache an sich, sondern noch mehr das Verfahren der römischen Synode, die, ohne seine Einwilligung berufen, es unternommen hatte, die Bischöfe wegen Ausführung einer ihnen übertragenen Mission von ihren Stühlen zu verbannen, regte ihn auf. Er nahm sogleich den Vatikan in Besitz. Eine im Sinne des Papstes eingeleitete Prozession des Klerus mit dem Volke wurde an den Stufen von St. Peter vom Kriegsvolke zurück-

gewiesen. Die Gewaltsamkeiten, die dabei vorkamen, machten das Übel nur noch schlimmer, und ein offener Bruch zwischen Kaiser und Papst schien bevorzustehen. Ein Protest der Bischöfe, den der Papst nicht annehmen wollte, wurde auf die Grabstätte Petri niedergelegt oder vielmehr auf dieselbe geworfen, denn nicht ohne Widerstreben der Wächter derselben geschah es. Eine bewaffnete Schar vollführte die Handlung und verließ dann das Heiligtum mit gezückten Schwertern. In dieser Krisis hat die Kaiserin Angilberga einen Besuch des Papstes bei dem erkrankten Kaiser vermittelt, worauf die Bischöfe den Befehl erhielten, Italien zu verlassen; ein Verständnis zwischen Kaiser und Papst wurde jedoch dadurch nicht herbeigeführt.

Von Rom begab sich der Kaiser nach Ravenna, wo die von dem Bischof Johannes angeregten Mißhelligkeiten noch nachwirkten; er brachte daselbst das Osterfest in einer Haltung zu, die, wie die Zeitgenossen melden, dem Stuhl von Rom nicht eben genehm war. Bei dem offenkundigen Zwiespalt zwischen Papst und Kaiser haben die beiden Erzbischöfe, indem sie nach Deutschland zurückgingen, den erwähnten Protest gegen ihre Absetzung ihren Mitbischöfen im lotharingischen Reiche übersandt. Es ist ein weitaussehendes Manifest, in welchem sie den Papst, der sich anmaße, zugleich Kaiser zu sein, auf das heftigste bekämpften: ein Angriff recht aus der Mitte der karolingischen Zustände auf das autonome Papsttum, an welchem die fränkischen Bischöfe, der König von Lotharingien und der Kaiser Teil hatten.

Noch von einer anderen Seite wurde dem Kaiser bei seinem Zerwürfnis mit dem Papste die Hand geboten.

Die Irrungen zwischen der griechischen und lateinischen Kirche waren mächtig angewachsen. Im Jahre 866 hatte Papst Nikolaus den Versuch gemacht, die Bulgaren von der Jurisdiktion von Konstantinopel loszureißen. Römische Priester hatten die Lehren der griechischen Kirche eben in den Punkten, in denen sie von der lateinischen Kirche abwichen, namentlich der von dem Ausgang des heiligen Geistes, bekämpft, und waren dem griechischen Ritus, namentlich in Bezug auf die Fasten und die Firmelung, sowie auf die Priesterehe mit Nachdruck und Konsequenz entgegengetreten; sie hatten ein lateinisches Patriarchat in Bulgarien errichten wollen. Darüber erwachte nun das byzantinische Selbstgefühl; niemals war es schärfer und schneidiger hervorgetreten. Der beleidigte Photius faßte den Gedanken, durch einen Angriff auf den Papst selbst die Begriffe und Ansprüche der römischen Kirche zu bekämpfen.

Für einen Ränkeschmied aus untergeordneten Gesichtspunkten darf man den gelehrten und den Studien hingegebenen Photius doch nicht halten. Er ist eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Kirchenlehrern der Zeit, nur etwa mit Ebbo könnte man ihn vergleichen. Die Frage, welche er in die Hand nahm, war eine der größten, welche vorgekommen sind: sie betraf den Gegensatz zwischen Konstantinopel und Rom. Da aber das Patriarchat von Konstantinopel nicht die Autorität besaß, um dem römischen Papste zu

widerstreben, so faßte Photius den Gedanken, auch die drei anderen Patriarchate, die jetzt unter saracenischer Herrschaft standen, herbeizuziehen und ein ökumenisches Konzil zu berufen.

In vollem Sinne war die Ausführung des Gedankens, dem Kaiser Michael seine Sanktion gegeben hatte, unmöglich. Aber soviel erreichte Photius doch, daß sich auch Vertreter der anderen Patriarchate einfanden und eine Synode zusammentrat, welche mit der Verdammung des Papstes endete; er wurde für schuldig erklärt und das Anathem über ihn und alle, die mit ihm Gemeinschaft hatten, ausgesprochen. Aus dem Rundschreiben, durch welches Photius die orientalischen Bischöfe zur Teilnahme am Konzil eingeladen hat, ergiebt sich, daß er die Mißverständnisse, welche im Abendlande ausgebrochen waren, sehr wohl kannte; er sagt darin, es seien ihm Erklärungen aus Italien zugegangen, erfüllt mit unaussprechlichen Beschuldigungen gegen den römischen Bischof; man habe ihn ersucht, Italien nicht zu Grunde gehen zu lassen. Die Gelehrten wußten bisher nicht, von wem diese Aufforderungen herrührten. In einer neuen Ausgabe der Briefe des Photius, die ein griechischer Gelehrter besorgt hat, findet sich eine Bemerkung, in welcher die beiden deutschen Erzbischöfe und auch der Erzbischof Johannes von Ravenna genannt werden. Ihre Schreiben wurden den Einladungen an die Orientalen zu dem Konzil in Abschriften beigelegt. Man ersieht daraus, daß eine Verbindung zwischen der deutschen, der italienischen und der griechischen Opposition gegen den Papst Nikolaus im Werke war, als deren Mittelpunkt der Erzbischof von Ravenna erscheint, welcher auch in Rom als Verbündeter der beiden deutschen Erzbischöfe betrachtet wurde.

Photius hoffte selbst das weltliche Oberhaupt des Occidents für sich zu gewinnen; er wendete sich an Kaiser Ludwig. Er erkannte, was den Griechen so unendlich schwer wurde, ihn als Kaiser und seine Gemahlin Angilberga, die er als neue Pulcheria bezeichnet, als Augusta an; er ersuchte sie, den Kaiser zu bestimmen, sich für die Griechen zu erklären und den Papst aus Rom zu verjagen.

Eine größere Stellung dem Papsttum gegenüber ist niemals einem Kaiser angeboten worden. Die fränkische Kirche war wenigstens zum Teil in einer Bewegung gegen den Papst begriffen, der in der That die Rechte der Metropolitane und Bischöfe mißachtete und beschränkte; und auf der anderen Seite trug die griechische Kirche dem Kaiser ihre Bundesgenossenschaft an.

Auf dem Standpunkt einer allgemeinen Auffassung könnte man wohl dafür halten, daß für das Abendland in diesem Augenblicke eine Verständigung mit der griechischen Kirche nicht so ganz zu verwerfen gewesen wäre. Es würde dadurch den pseudo-isidorischen Dekretalen einen nachhaltigen Widerstand geschaffen haben, manchen dogmatischen Einseitigkeiten, unter anderen auch den Übertreibungen des Eheverbots der Geistlichen entgangen sein. Aber Kaiser Ludwig konnte eine solche Verbindung nimmermehr eingehen, schon darum nicht, weil die charakteristischen Unterscheidungen der abendländischen

von der morgenländischen Kirche durch seine Vorgänger als Glaubensnorm anerkannt waren. Und bei dem fränkischen Klerus fanden die beiden Erzbischöfe nicht den Beistand, auf den sie gerechnet hatten. Das Schwergewicht des Glaubens neigte sich auf die päpstliche Seite. Lothar wurde mit der Zeit bewogen, Theutberga wieder aufzunehmen, und auch Kaiser Ludwig mußte es demnächst als ein Glück empfinden, daß er den Anträgen des Photius kein Gehör geschenkt hatte.

Am Hofe in Konstantinopel wurde der Cäsar Bardas, der alles vermochte, von dem neuen Günstling, Basilius dem Macedonier gestürzt. Auch dieser geriet mit seinem Herrn, dem Kaiser Michael III., in Zwiespalt und bewirkte, daß derselbe umgebracht wurde. Basilius bestieg den Thron. Er hielt es für angemessen, auch in den kirchlichen Angelegenheiten eine andere Politik einzuschlagen, als sein Vorgänger. Photius wurde entfernt, der römische Stuhl glimpflicher behandelt, so daß der Papst die Genugthuung hatte, seinen Schützling Ignatius wieder zum Patriarchat befördert zu sehen. Nikolaus triumphierte in den östlichen wie in den westlichen Verwickelungen.

In diesem Moment aber ist der Athlet Gottes, wie ihn seine Lebensbeschreibung nennt, gestorben.

Seine Grundsätze hatten ihre tiefste Wurzel in der Idee des römischen Papsttums selbst; niemals aber waren dieselben energischer ausgesprochen worden, als es durch ihn und unter ihm geschah. Die Prärogative der Geistlichkeit und das Primat des Papstes bekamen eine neue Begründung: so sind sie, wiewohl im fortdauernden Kampfe, den folgenden Jahrhunderten überliefert worden.

Man würde irren, wenn man die Grundsätze, welche die pseudoisidorischen Dekretalen enthalten, oder auch die, welche Nikolaus proklamierte, als anerkannte Lehren der Kirche ansehen wollte. In dem großen Kampfe über das Verhältnis der geistlichen und weltlichen Gewalt bezeichnen sie den Sieg der ersteren über die letztere. Dazu aber war doch auch das Abendland nicht bestimmt, eine durch falsche Dokumente betrogene, gedankenlose Herde auszumachen; die weltlichen Prinzipien waren in diesem Augenblick im Nachteil, aber nicht unterdrückt, sie hatten auch ihrerseits eine unerschütterliche Grundlage.

Vor allem die kaiserliche Gewalt selbst bestand. Sie besaß eine anerkannte Autorität in Rom und war in Kaiser Ludwig II. keineswegs unwürdig vertreten.

Der unter Mitwirkung des Kaisers eingesetzte Nachfolger Nikolaus' I., Hadrian II., nahm zwar die Grundsätze seines Vorgängers auf, allein er zeigte sich bei weitem minder schroff in der Anwendung derselben auf die laufenden Geschäfte. Die beiden Erzbischöfe enthob er der drückendsten Bestimmungen, durch welche sie so gut wie aus der Kirche ausgestoßen waren. Persönlich schonte er Theutberga, aber die Entscheidung ihrer Sache schob er bis zur Berufung einer Synode auf. Waldrada löste er von dem Banne,

der über sie ausgesprochen worden war, und forderte nur, daß Lothar sie meide.

Unter Vermittelung der gewandten und entschlossenen Kaiserin Angilberga wurde eine Versammlung in Monte Cassino veranstaltet, auf welcher der Bruder des Kaisers und Papst Hadrian zusammentrafen, so daß wenigstens Erklärungen gewechselt wurden, welche unmittelbare Feindseligkeiten ausschlossen.

Ein Moment trat ein, in welchem der Kaiser den Papst mit seinem Bruder zu versöhnen die Hoffnung fassen konnte, was dann zur Ausführung der orientalischen Pläne, mit denen er beschäftigt war, sehr förderlich gewesen sein würde.

So schmeichelte sich auch Lothar mit der Hoffnung, daß seine von der Geistlichkeit seines ganzen Reiches gebilligte Vermählung mit Waldrada nun in Rom anerkannt würde. Diese Hoffnung drückt sich in den Schreiben aus, die er, nachdem er den Papst nach Rom begleitet hatte, auf seiner Rückkehr ausgehen ließ. Das verflog aber alles wie ein Trugbild.

Auf der Heimreise wurde Lothar zu Piacenza von einer, wie es scheint, epidemischen Krankheit, die auch alle seine Anhänger ergriff, hinweggerafft; er verstummte plötzlich, den anderen Tag erlebte er nicht mehr.

Ein Todesfall von der größten Wichtigkeit für den Occident, durch welchen das Bestehen des mittleren kontinentalen Reiches in sich selbst gebrochen wurde; wir werden darauf ausführlich zurückzukommen haben. Vor allem aber erörtern wir den Fortgang der orientalischen Unternehmung, zu welcher Kaiser Ludwig schritt.

Wenn wir recht unterrichtet sind, so war nochmals eine enge Verbindung zwischen den drei christlichen Potenzen, dem Papst, dem römischen Kaiser und dem griechischen Reich gegen die Saracenen beabsichtigt. Basilius der Macedonier wünschte damals seinen ältesten Sohn mit der Tochter Ludwigs zu vermählen und war bereit, mit demselben in Unteritalien zusammenzuwirken. Ludwig hatte Capua, Amalfi und Salerno inne und stand mit dem Herzog von Benevent in gutem Einvernehmen; doch blieben die Küstenplätze und die Seefahrten in der Hand der Saracenen, die das Adriatische Meer beherrschten und eine centrale Stellung in Bari inne hatten, wo ein selbständiger Sultan dominierte. Eben dahin richtete nun Ludwig II. seine Streitkräfte. Er ist eigentlich der erste, der den Krieg proklamiert und in Unteritalien ins Werk gesetzt hat. Es wäre ihm unmöglich gewesen, Bari zu erobern, da es immer von der Seeseite Zuzug empfing, hätte er nicht die Hülfe von Konstantinopel gehabt, das über maritime Streitkräfte gebot. Indem nun eine griechische Flotte dem Sultan von Bari die Lebensmittel abschnitt, griffen die Franken die Stadt an und nahmen sie mit Sturm; durch einen zugleich in Calabrien erfochtenen Sieg wurde die Fortdauer der Herrschaft der Araber in Unteritalien überhaupt zweifelhaft.

Damit war jedoch Ludwig bei weitem nicht zufrieden; er bedurfte einer

fortdauernden Hülfeleistung der Griechen; auf diese konnte er aber um so weniger rechnen, da soeben die alte Eifersucht zwischen den beiden Imperien wieder erwachte. Die vorgeschlagene Ehe kam so wenig zu stande, wie früher die für Ludwig II. selbst in Aussicht genommene Verbindung mit einer byzantinischen Prinzessin.

Überaus merkwürdig ist ein Schreiben Kaiser Ludwigs an Basilius, in dem er die Vorwürfe, die ihm die Griechen machten, zurückweist und seine Ansicht von dem, was durch Verbindung der beiden Reiche ausgerichtet werden könne, darlegt.

Die Griechen leugneten, daß er den Titel Kaiser mit Recht führe; sie wollten ihn, den photianischen Annäherungen zum Trotz, nicht anerkennen, da er auch der fränkischen Lande nicht mächtig sei. Darauf antwortete Ludwig: das Frankenreich befinde sich doch in den Händen solcher Fürsten, die mit ihm Eines Stammes und Blutes seien, er könne das gesamte Frankreich das seine nennen, er herrsche im ganzen Umfange desselben. Das hänge aber unzertrennlich mit dem römischen Kaisertum zusammen. Er sei Kaiser der Römer, weil er Rom und die heilige Mutter Kirche beschütze. Oder wolle man etwa einem früheren Papst einen Vorwurf daraus machen, daß er einen Frankenkönig zum Kaiser gesalbt habe? Dann müßte man auch Samuel tadeln, der einst das Königtum von Saul auf David übertrug. Ludwig hat dabei nicht einmal erwähnt, wie viel sein Ahnherr, Kaiser Karl, zur Erhebung des Papsttums beigetragen hatte; das Historische von neuem Datum verschwand bereits vor den religiösen Erinnerungen des alten Testaments. Und auch das Verdienst der Franken im Kriege hält der Kaiser aufrecht. Den Griechen wirft er vor, sie wären bei den letzten Kämpfen in großen Scharen wie Heuschrecken aufgeflogen, dann aber niedergefallen. Der eigentliche Kampf sei von den Franken bestanden worden, denen man ihre geringe Zahl nicht vorrücken dürfe, denn sie hätten trotzdem große Thaten vollbracht. Auf diese Begründung gestützt, fordert er den Kaiser zu einer erneuten Verbindung seiner Kriegsflotte mit den Franken auf. Basilius möge zwei Flotten ausrüsten. Von seiner Seite seien die Saracenen soweit gebracht, daß sie das Land verlassen müßten, wenn ihm eine Flotte zu Hülfe komme. Auf der Landseite werde es niemals an fränkischen Kriegsscharen gebrechen, welche die Feinde zurückzuwerfen vermöchten; aber der griechische Admiral habe zu wenig Fahrzeuge, um sich dem andringenden Feinde zu widersetzen. Von Palermo her werde mit Hülfe der Neapolitaner die ganze Küste des tyrrhenischen Meeres mit Raubzügen heimgesucht, was dann wieder den Resten der Moslimen in der Provinz zu gute komme. Vor allem wäre es nötig, Sicilien zu erobern oder, wie Ludwig sich ausdrückt, die alte Freiheit des Landes wiederherzustellen.

Man erkennt da doch Entwürfe, die eines römischen Kaisers würdig sind. Gestützt auf die ganze Macht, welche das Frankenreich besaß, festhaltend an der Salbung, die er vom Papst erhalten, und darauf bauend, daß

die Griechen ihn unterstützen würden, hat Ludwig II. den Gedanken gefaßt, die Gefahren, die für den Occident aus der Besitznahme Siciliens durch die Moslimen entstanden waren, von Grund aus zu heben. Seine Absicht war auf die Eroberung dieser Insel gerichtet, wozu es aber der Entfernung der Saracenen aus Italien und der Beseitigung der Hülfeleistung der Neapolitaner bedurfte.

Was nun möglich gewesen wäre, wenn die fränkisch-italienischen und die griechischen Streitkräfte zusammengewirkt hätten, wer will das ermessen? Aber Basilius hat doch nicht das allgemeine Interesse der Christenheit ins Auge gefaßt. Ich muß mir vorbehalten, die Politik dieses Kaisers unter dem Gesichtspunkt von Konstantinopel an anderer Stelle im Zusammenhang zu erörtern. Mit dem occidentalen Kaisertum, wie es damals war, geriet er wegen des Besitzes von Dalmatien in Streitigkeiten, die ihn an einer engen Verbindung hinderten. Auf der anderen Seite war die eigene Macht des Kaisers Ludwig viel zu schwach, um so großen Unternehmungen zur Grundlage zu dienen. Er zählte bei seinen Entwürfen auf die Hülfe der Griechen, den Gehorsam des südlichen Italiens und die erneuerte Verbindung mit dem römischen Papste. Allein wie gebrechlich waren diese Bundesgenossenschaften; wenn er der Griechen nicht sicher war, so konnte er auch auf die unteritalienischen Fürstentümer nicht rechnen, wie sich das sogleich herausstellte. Indem Ludwig die eingenommenen Landschaften durch Besatzungen in den wichtigsten Kastellen in Gehorsam zu halten suchte, empörten sich die Beneventaner unter ihrem alten Fürsten Adelchis gegen ihn. Das wichtigste Moment bildete die in den Verhältnissen liegende Schwierigkeit, die Macht des Kaisertums mit den Bedürfnissen lokaler Selbständigkeit auszugleichen. Man hat bei dem Zwiste in Benevent Einflüsse der Griechen und selbst der Saracenen vorausgesetzt und von einer verächtlichen Behandlung, welche die stolze Kaiserin den Einwohnern habe widerfahren lassen, geredet. Den Beneventanern fiel die Anwesenheit der Franken überhaupt beschwerlich. In einem lateinischen Gedicht dieser Zeit wird die Empörung daher geleitet, daß sie dem Kaiser Schuld gegeben, er wolle ihnen ihre Selbständigkeit entreißen und widme ihnen keinerlei Beachtung. Zuverlässige Nachrichten melden, Adelchis habe gefürchtet, aus Benevent vertrieben zu werden. Höchst unerwartet erhob er sich gegen Ludwig.

Der Kaiser mußte sich in einem befestigten Turm, den er selbst erst errichtet hatte, gegen einen Anlauf verteidigen, der sein Leben bedrohte. Durch priesterliche Vermittelung wurde ihm endlich freier Abzug gestattet, jedoch nur, nachdem er eidlich angelobt hatte, die erfahrene Unbill nicht zu rächen und niemals wieder mit einem Heere in dem Lande der Beneventaner zu erscheinen. Das Prinzip territorialer Selbständigkeit erhob sich gegen die Idee des Kaisertums und wußte sich zu behaupten. Dieses unglückliche Ereignis hat die folgenden Jahre der Regierung Kaiser Ludwigs beherrscht. Es wurde ihm nicht schwer, von dem Papst zu Rom die kirchliche Lossprechung von

dem Eid, der in einer Art von Todesangst geleistet worden war, zu erlangen. Aber welcher Kontrast ist es doch, ein Unternehmen, wie das gegen Sicilien, an der Spitze der gesamten Christenheit vorzubereiten und dann einen Schwur zu leisten, durch welchen er auf das Recht Verzicht leistete, ein Gebiet zu betreten, welches immer zum Kaisertum gerechnet worden war, und endlich bei dem Papst eine Autorisation nachzusuchen, den gegebenen Schwur wieder zu brechen, um der gefährlichsten Rebellen Meister zu werden. Im Mai 872 finden wir Ludwig in Rom. Man sah ihn mit der Krone auf dem Haupt von St. Peter zum Lateran an der Seite Hadrians II. daherreiten; der Papst erklärte Adelchis für einen öffentlichen Feind, und alle Anstalten wurden getroffen, um die kaiserliche Autorität in Unteritalien wiederherzustellen. Salerno, von einem Saracenenhaufen bedroht, wurde entsetzt; es erkannte den Kaiser wieder an, ebenso Capua. Hier nahm dann Ludwig selbst Wohnung. Bei ihm war Angilberga, seine Gemahlin, die die kaiserliche Würde thatkräftig und stolz im Herzen trug. Der damalige Bischof von Capua, Landulf, wurde als der erste Minister des Kaisers angesehen. Aber auch diesmal setzte sich ihm, wie einst bei dem Plan auf Sicilien, die Feindschaft der Griechen entgegen. Kaiser Basilius hat mit Adelchis einen Vertrag geschlossen, durch welchen dieser von dem westlichen Reich zu dem östlichen übertrat; er versprach den Griechen dieselben Geldleistungen, die er bisher an die Franken abgetragen hatte. Hierdurch wurde es dem Kaiser unmöglich gemacht, Benevent wieder zu unterwerfen. Man schreibt ihm die Absicht zu, unter der Autorität des Papsttums einen Ausgleich mit dem Manne zu suchen, von dem er am schwersten beleidigt worden war; so viel lag ihm daran, die Gebiete in ihrer Unterwürfigkeit gegen das fränkische Reich zu behaupten. Aber man kann es wohl als die Katastrophe seines Lebens ansehen, von dem er selbst fühlte, daß es zu Ende gehe.

Adelchis erlitt durch die Saracenen eine Niederlage im offenen Felde. Diese konnten zwar Bari nicht wieder erobern, welches in die Hände der Griechen fiel, aber sie behaupteten sich im Besitz von Calabrien; sie plünderten Apulien aus: Benevent war und blieb verloren. Die Saracenen beherrschten die Küste der Adria; sie sind damals bis nach Comacchio vorgedrungen.

In dieser nach allen Seiten hin hoffnungslosen Lage der Dinge starb Ludwig II. am 12. August 875 im Gebiet von Brescia. Er war ein Mann von Thatkraft und Schwung der Gedanken. Aber die Macht des Kaisertums, welche er besaß, war viel zu schwach für die Entwürfe, die er faßte. In diesem Konflikt ist er untergegangen.

Der Abgang der beiden lotharingischen Brüder hatte eine noch viel größere Bedeutung als Todesfälle gewöhnlich haben: eine Vakanz trat damit ein, wie sie noch niemals vorgekommen war. Das Kaisertum war bereits in verschiedenen Generationen vom Vater immer auf den ältesten Sohn übergegangen. Ludwig II. war der Urenkel Karls des Großen, und davon schrieb

es sich her, daß er in Italien eine Stellung erlangt hatte, die bei dem Abgange seiner Brüder ein italienisch-fränkisches Reich erwarten ließ. Italien würde der Mittelpunkt eines solchen geworden sein, durch seinen Tod aber wurde eine Reichsbildung dieser Art verhindert. Und da das gesamte Reich doch nur als das gemeinschaftliche Erbe des karolingischen Hauses angesehen wurde, so hing die Gestaltung von Europa hauptsächlich davon ab, welcher von den beiden anderen Linien das Kaisertum und damit Italien zufallen würde.

Siebentes Kapitel.

Karl der II., genannt der Kahle, und Papst Johann VIII.

Ursprünglich hatte es wohl geschienen, als würden die beiden jüngeren Linien des karolingischen Hauses sich untereinander friedlich über das große Erbteil, das ihnen durch den Abgang der ältesten zufiel, verständigen. Bereits im Jahre 868, eben, als Kaiser Ludwig II. mit jener großen Unternehmung vorging, zu der er seinen Bruder herbeizuziehen dachte, schlossen ihre Oheime, der westfränkische Karl und der oströmische Ludwig, bei einer Zusammenkunft in Metz, den baldigen Abgang derselben ohne legitime Erben voraussehend, über die Stellung, die sie dabei zu nehmen hätten, einen Vertrag. Sie erneuerten im allgemeinen ihren alten brüderlichen Bund. Der eine will dem anderen zum Dienste Gottes, seiner eigenen Ehre und dem Heile seines Volkes in wahrer Brüderlichkeit Hülfe leisten. Wenn ihnen aber Gott, so fahren sie fort, eine Vergrößerung aus den Reichen ihrer Neffen zugestehe, so wollen sie bei der Erwerbung und Teilung nach gemeinschaftlichem Ermessen, oder wie die gemeinsam auszuerwählenden beiderseitigen Getreuen für recht halten würden, verfahren, ohne Hinterlist oder Übervorteilung. Dabei richteten sie nicht allein auf die Landschaften des Mittelreiches, die in der Mitte ihrer Gebiete lagen, ihr Augenmerk, sondern auch auf Italien und das Kaisertum. Sie versprachen einander, das Mundeburdium d. h. das Schutzrecht über die römische Kirche aufrecht zu erhalten, für den Fall, daß der römische Papst ihnen die Ehre widerfahren lasse, welche von dessen Vorgängern ihren Vorfahren zugestanden worden sei.

Nur wenige Worte, welche aber die Zukunft der Welt umfassen. Die Idee ist, daß sie das Reich ihres Vaters und ihres Großvaters gemeinschaftlich behaupten und darüber sich nicht untereinander entzweien wollen. Zu diesem Besitz gehört auch das Kaisertum, welches sie nicht ausdrücklich nennen, aber doch mit Worten bezeichnen, die keine andere Deutung zulassen.

Nun aber waren diese beiden Fürsten von sehr verschiedener Natur: Lud-

wig der Deutsche ging immer langsam und nach reifer Beratung an das Werk, das er vorhatte, und pflegte an seinem Vorhaben auch festzuhalten; seine Politik bewegte sich Schritt für Schritt zu einem greifbaren Ziele. Karl dagegen war rasch zur Hand und gewohnt, wenn etwas auf die eine Weise nicht ging, es auf die andere anzugreifen; der eine, ein altgermanischer Fürst, in mannigfaltigen Kämpfen bewährt, in deren schwerstem, dem gegen die Großmähren, er eben in diesem Jahre begriffen war, und umgeben von den Heerscharen, die sich in diesem Kampfe um ihn gebildet hatten; der andere von dem dialektischen Geiste, der sich in den theologischen Kontroversen des romanischen Franciens regte, angehaucht, von den Gegensätzen der auf der pyrenäischen Halbinsel kämpfenden Völker nahe berührt und durch den Wechsel seines Geschickes zu unerwarteten Entschließungen angeregt und allezeit zu neuen Unternehmungen geneigt.

Sowie nun Lothar II. gestorben und damit von den beiden ins Auge gefaßten Fällen der eine, der Lothringen betraf, eingetreten war, folgte Karl nicht allein seinem Ehrgeiz, sondern einer Gedankenreihe, die außerhalb der lag, welche bei einem Teilungsvertrage vorgewaltet hatte. Er setzte sich sogleich in Bewegung, um von dem vakant gewordenen Throne Besitz zu ergreifen. Wohl wurde er von einigen der Vornehmsten des Landes und namentlich den weltlichen Großen an die Verabredung erinnert, welche er mit seinem Bruder eingegangen war; andere aber gab es, die ihm anrieten, nur ohne weiteres gegen Metz vorzurücken, dann würde das gesamte lothringische Erbe ihm zufallen. Vor allem waren es die lotharingischen Bischöfe, welche ihn dazu aufforderten, an ihrer Spitze derselbe Adventius, der einst für Waldrada so lebhaft Partei genommen hatte. Man möchte glauben, er habe unter allen Umständen die Einheit des lotharingischen Reiches aufrecht erhalten wollen, jetzt hat er, da das auf dem bisher eingeschlagenen Wege unmöglich geworden war, auf einen anderen gedacht, durch welchen das gesamte Land ohne Teilung an den westfränkischen König gebracht werden könnte. Adventius trat ohne weiteres unbedenklich zu Karl über, seinem Beispiele folgten die übrigen Bischöfe.

Welches aber war der rechtliche Grundsatz, auf den sie sich hiebei stützten? Als sich die Bischöfe in Metz beisammen sahen, so schritten sie zu einer Handlung, in welcher derselbe unumwunden hervortrat. Auch Hinkmar war zugegen; er nahm den Augenblick wahr, in dem er kraft einer früheren Gewohnheit — denn der Stuhl von Trier war soeben erledigt — die Rechte eines Metropolitans auch in dieser Diöcese ausüben konnte. Als Karl in Metz erschien, erklärten in St. Stephan die Bischöfe, sie hätten Gott angefleht, ihnen einen König nach seinem Herzen zu geben, der sie in aller Gerechtigkeit schützen und, wenn er wolle, verteidigen könne. Einmütig seien sie für den westfränkischen Herrscher, und durch ihre Eintracht selbst werde bewiesen, daß Gott diesen Fürsten zu ihrem König bestimmt habe.

Die ihm dergestalt im Namen Gottes angetragene Würde zögerte Karl keinen Augenblick anzunehmen. Dabei machte er einige auf die Kirchen be-

zügliche Versprechungen. Dann trat Hinkmar auf und erinnerte daran, daß Karl in dem Reiche, das er regiere, den Kirchen mit bestem Erfolge vorgestanden habe; nun sei ihm von Gott auch die Regierung der anderen Landschaft übertragen worden. Man erkennt hiebei die Ideen, welche einst die Pariser Synode proklamiert und dann der Bischof Jonas von Orleans auseinandergesetzt hatte, eine Gedankenreihe, die eben damals im Frankenreiche die Oberhand über die entgegengesetzte behielt. Demzufolge hat das geistliche Prinzip das Übergewicht in den öffentlichen Angelegenheiten; der Ausspruch der Bischöfe ist das maßgebende Moment für das Königtum selbst.

So sehr es auffällt, daß hier von dem Erbrecht Kaiser Ludwigs II. und Ludwigs des Deutschen nicht die Rede ist, so werden doch diese Beziehungen nicht gänzlich übergangen. Wie derselben Erwähnung geschieht, ist vielleicht das merkwürdigste in der ganzen Rede. Das Erbrecht der karolingischen Könige wird geradezu auf die Merowinger, namentlich auf Chlowigs Taufe in Rheims, die wir nur durch Hinkmar kennen, zurückgeführt. Die Ampulla und das Gefolge der dreitausend Franken werden dabei nicht vergessen. Von Chlodwig nun sei der heilige Arnulf entsprungen, der nicht als ein Führer der Opposition gegen das merowingische Geschlecht, sondern als ein Angehöriger desselben betrachtet wird, der Vorfahr der Könige, welche durch päpstliche Salbung dazu besonders ausgerüstet worden seien. Hienach würde sich das karolingische Königtum unmittelbar an das merowingische angeschlossen haben. Das ursprüngliche Recht und die päpstliche Sanktion, die einander geradezu widersprachen, werden hiebei identifiziert. Auf diese Begründung hin bewilligen nun die Bischöfe die Krönung Karls. Er empfängt als gottgewählter König die Krone.

Man wird es nicht tadeln, wenn in einer Weltgeschichte den geistlichen Bewegungen ein so großer Raum zugestanden wird. Man kann die Begebenheiten nur verstehen, wenn man den geistlichen Impulsen, welche auf dieselben den größten Einfluß haben, eingehende Aufmerksamkeit widmet.

Wohl nimmt man bei den Vorgängen in Metz die Gegensätze wahr, die noch heute die Welt in Atem halten, aber in das nationale Bewußtsein waren sie noch nicht gedrungen; sie beruhten nur auf den Hinneigungen der nächsten lothringischen Bischöfe zu dem klerikalen System, das unter den Westfranken vorherrschte.

Weiter nach dem eigentlichen Germanien hin hörte diese Hinneigung auf. Wie hätte Erzbischof Liutbert von Mainz, der an der früher in Metz getroffenen Abkunft teil genommen hat, den eigenmächtigen Abweichungen Hinkmars von derselben zu Gunsten des westfränkischen Königs beitreten sollen? Er wußte vielmehr auch in Köln einen Erzbischof einzuführen, der diesem unangenehm war.

Überhaupt fand Karl in den deutschen Territorien des lotharingischen Reiches keinen Anklang. Er ging selbst nach Aachen, in der Hoffnung, daß sich auch hier eine Partei für ihn regen würde; aber niemand kam, sich ihm

beizugesellen. Die weltlichen Magnaten warteten ruhig ab, bis Ludwig der Deutsche, der damals durch schwere Krankheit in Regensburg festgehalten wurde, soweit genesen war, um an den Niederrhein zu kommen. Er hatte seinen Bruder mit offenem Kriege bedrohen lassen, wenn er nicht Aachen und die benachbarten Lande unverzüglich verlasse; er mochte Karl hinreichend kennen, um zu wissen, daß derselbe vor einer drohenden ernstlichen Gefahr zurückzuweichen pflegte.

Endlich trafen die beiden Brüder auf der Maasinsel zu Meersen zusammen, wo sie dann eine Vereinbarung trafen, welche der früheren entsprach. Das lothringische Erbe wurde geteilt. Das ostfränkische Reich behielt die friesischen Gebiete bei weitem zum größten Teil, die niederrheinischen mit Aachen und Köln, die mosellanischen, nicht allein Trier, sondern auch Metz, die oberrheinischen mit Straßburg und Basel.

Mit Recht hat man auf diese Teilung großen Wert gelegt. Es war zum erstenmal, daß sich die germanischen Stämme diesseit und jenseit des Rheines unter Einem Scepter vereinigten, unter Ludwig, der mit Recht der Deutsche genannt wird. Der Rhein gehörte von seiner Quelle bis zur Mündung den Deutschen an. Bisher hatte man nur von einzelnen germanischen Völkerschaften gehört; der deutsche Gesamtname ist erst in dieser Verflechtung allmählich zur Geltung gekommen. Auf der anderen Seite wurden Verdun, Toul, Besançon, Vienne mit dem westfränkischen Reiche vereinigt.

Hätte sich das lotharingische Reich in Francien und Italien fortgesetzt, so würde ihm die oberste Macht in Europa zugefallen sein. Daß dies nicht geschah, war für die fränkische Gesamtmacht kein Unglück. Die Scheidung des ost- und westfränkischen Reiches hat zwei verschiedene Ausbildungen hervorgerufen, die miteinander wetteiferten, aber den Begriff der Gemeinsamkeit zunächst doch nicht aufhoben.

Diesen Erfolg hatte die erste Verwickelung nach dem Tode Lothars II. Noch bei weitem umfassender war die andere, welche sich auf die zu erwartende Erledigung des Kaisertums bezog.

Schon bei der Zusammenkunft der Könige in Metz war dieser Eventualität Erwähnung geschehen. Und von Bedeutung ist es immer, daß damals der Schutz des römischen Stuhles von dem Vorzug abhängig gemacht wurde, den derselbe dem karolingischen Hause überhaupt gewährt hatte. Die Fortsetzung dieses Vorzuges, der in der kaiserlichen Würde lag, wurde für das karolingische Haus sehr bestimmt in Aussicht genommen. Nur insoweit konnte man sich damals verständigen. Welchem von den beiden Brüdern das Kaisertum zufallen sollte, wurde nicht entschieden. Mit dem Tode Ludwigs II. trat diese Frage präcis hervor. Der Kaiser hatte vorausgesetzt — und so schien es die Natur der Dinge mit sich zu bringen —, daß die höchste Würde von der ältesten Linie des karolingischen Hauses auf die zweite nächstberechtigte übergehen müsse. Dies war die ostfränkische; doch deren Vertreter war schon hoch

betagt und ganz vor kurzem von einer Krankheit heimgesucht worden, die sein nahes Ende erwarten ließ.

Kaiser Ludwig II. meinte, seine Pflicht zu erfüllen und sein Recht auszuüben, wenn er den ältesten Sohn des ostfränkischen Ludwig, Karlmann, der durch Kriegsthaten schon einen gewissen Ruf besaß, zu seinem Nachfolger ernannte; er ließ ihn nach Italien einladen, um das kaiserliche Scepter zu empfangen. Die mannhafte und in den Geschäften erfahrene Kaiserin Angilberga übernahm es, einverstanden mit den Vornehmsten des Hofes, diesen Auftrag an Karlmann auszurichten.

Wenn die lombardischen Großen auch auf die jüngere Linie Rücksicht nahmen und die Insignien der höchsten Gewalt, wie erzählt wird, zugleich an Ludwig den Deutschen und Karl schickten, so bezog sich das doch nur auf die Landschaft, nicht auch auf das Kaisertum; denn dieses konnte nicht als ein bloßes Seniorat nach Maßgabe des Alters der verschiedenen Linien betrachtet werden. Die Lombarden scheinen ihren Beschluß einmütig gefaßt zu haben; sie sahen den Ausbruch eines allgemeinen Zwiespaltes voraus, in welchem sie, ohne Partei zu ergreifen, für die Sicherheit ihrer Heimat Fürsorge tragen wollten. Charakteristisch ist diese Haltung auch insofern, als sie beweist, daß die Italiener an dem Kampfe, der bevorstand, keinen thätigen Anteil zu nehmen gedachten.

Auf das entschiedenste aber griff der römische Papst in die Angelegenheiten ein. Es war Papst Johannn VIII., der nach Hadrians II. Tode den päpstlichen Stuhl am 12. Dezember 872 bestiegen hatte. Er hatte sich zu Ludwig II. bisher freundschaftlich verhalten, namentlich in Bezug auf die unteritalienischen Verhältnisse, und die beiden Oheime des Kaisers an dessen dynastische Rechte erinnert. Nach dem Tode Ludwigs glaubte sich Johann VIII. keineswegs gebunden, an den Anordnungen, die derselbe für seine Nachfolge getroffen hatte, festzuhalten. Schon längst war das Augenmerk der Päpste darauf gerichtet gewesen, die Beschwerden, die ihnen aus dem Regiment des ostfränkischen Königs erwuchsen, zu heben. Die Idee gehörte gleichsam zu dem weltumfassenden System des Papstes Nikolaus. Es lag ein Fortschritt der geistlichen Gewalt über die weltliche darin, wenn die Päpste selbst über die Nachfolge der Kaiser bestimmten. Von Hadrian II. liegt ein in das tiefste Geheimnis gehülltes Schreiben an König Karl vor, in welchem er ihm seine Absicht, ihn zum Patricius und Imperator zu erheben, unzweideutig ausspricht. Nachdem die Vakanz wirklich eingetreten war, versäumte Johann VIII. keinen Augenblick, den westfränkischen König, der, wie die Vorgänge von Metz bezeugen, seinen Ehrgeiz mit den Bestrebungen der klerikalen Partei verknüpfte, einzuladen, sich zu den Schwellen der Apostel zu begeben, wo er ihm den Schutz des heiligen Petrus zu übertragen, d. h. ihn zum Kaiser zu machen gedenke.

Karl, dessen Stelle nach dieser höchsten, ihm bereits zugesagten Würde dürstete, hat die Einladung des Papstes, deren er gewiß war, nicht einmal

abgewartet. Schon im Anfang des September 875 überschritt er die Grenzen des italischen Reiches. Noch gegen Ende September finden wir ihn in Pavia, wo er eine Urkunde erließ, die er „im ersten Jahre der Nachfolge des Kaisers Ludwig" datierte. Er meinte, dessen Nachfolger auch in dem lombardischen Reiche zu sein; er brachte den königlichen Schatz in seine Hand.

Bei Ludwig dem Deutschen traf nun mit der Aufforderung Angilbergas, seinen Sohn Karlmann nach Italien gehen zu lassen, die Nachricht von dem Einbruche der Westfranken in Italien zusammen. Unverzüglich setzte er sich, da er darin eine Eigenmächtigkeit und einen Treubruch des Königs Karl sah, in Bewegung, in der Absicht, den bei der letzten Auseinandersetzung demselben zugesprochenen Teil von Lothringen an sich zu bringen. Karlmann aber begab sich aus Bayern nach Oberitalien, um sich der Einnahme des langobardischen Reiches durch die Westfranken zu widersetzen. Durch einen offenen blutigen Kampf den großen Streit zu entscheiden, konnte weder der Oheim noch der Neffe beabsichtigen. König Karl, den wir wohl, den Zeitgenossen folgend, den Kahlen nennen dürfen, erbot sich selbst, die Ansprüche auf das italienische Reich einem Abkommen mit Ludwig dem Deutschen zu überlassen.

Darin lag jedoch für ihn kein Hindernis, sich des Kaisertums zu versichern. Im Dezember des Jahres 875 finden wir ihn in Rom. Am Weihnachtstage wurde er dort mit ausdrücklicher Beziehung auf die Krönung seines Großvaters, Karls des Großen, gekrönt und zwar mit der Bemerkung, daß er, wie jener, durch freie Wahl des Papstes zum Königtum erhoben werde.

Papst Johann VIII. war sich bewußt, damit den Gedanken seiner Vorfahren auszuführen; er sagt einmal: durch den besonderen Willen Gottes sei ihm selbst und seinen Vorgängern offenbart worden, daß er durch die Wahl Karls die Kirche von ihren Drangsalen befreien solle. Die kaiserliche Autorität, welche durch ständige Sendboten in Rom aufrecht erhalten wurde, um die sich dann eine den Kaisern geneigte Partei sammelte, war den Päpsten immer als eine Art von Knechtschaft erschienen, aus welcher die Kirche befreit werden müsse. Papst Johann VIII. konnte nicht zweifeln, diese Institution werde fortdauern und noch lästiger werden, wenn das Kaisertum an ein Mitglied der deutschen Linie übergehe. Durch die Erhebung Karls glaubte man die Kirche von dieser Drangsal zu befreien. Karl machte keine Schwierigkeiten, den Papst durch Konzessionen zu befriedigen. Nicht allein persönlich war die Frage. Ein Kaisertum sollte begründet werden, noch abhängiger von dem Papsttum, als das bisherige. Man wird an jene Krönung Karls des Kahlen in Metz erinnert, bei welcher man von dem Erbrecht auf Grund einer göttlichen Erleuchtung abstrahierte. Es war derselbe Ideengang in Rom wie bei den Bischöfen in Metz. Darüber waren Hinkmar von Rheims und der römische Papst einverstanden, obwohl sie sonst weit auseinander gingen.

Auf der Rückreise von Rom trug Karl kein Bedenken, in die inneren Angelegenheiten der Lombardei einzugreifen, besonders zu Gunsten der Bischöfe,

denen damals in den Städten die missatische Gewalt übertragen wurde. Insofern ist die kurze Anwesenheit Karls II. in Italien von Wichtigkeit gewesen.

Übrigens fand das Kaisertum Karls II. im westlichen Francien keineswegs allgemeinen Beifall, weil es dahin zu zielen schien, die bischöfliche Gewalt der päpstlichen vollkommen unterzuordnen. Bei der noch im Jahre 876 zu Ponthion abgehaltenen Synode machten die fränkischen Bischöfe, indem sie sich unterwarfen, doch einen Vorbehalt zu Gunsten der Metropoliten.

Mit Ludwig dem Deutschen hatte Karl II. schon deswegen nicht in Unterhandlung über Italien treten können, weil jener siegreich in den zu Westfranken gehörigen Teil von Lothringen eingebrochen war und dieses Gebiet mit Unterstützung einiger abgefallenen Großen in Besitz genommen hatte. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß in den nämlichen Tagen Karl der Kahle kaiserlicher Ehren in Rom teilhaftig wurde, und Ludwig der Deutsche sich in der westfränkischen Pfalz Attigny aufhielt. Das war nunmehr das Verhältnis der beiden Brüder, welche einst vereinigt gegen Lothar I. zu Felde gezogen waren; jetzt waren sie über die Verlassenschaft desselben selbst in Kampf geraten.

Es ließe sich denken, daß Ludwig selbst in Unterhandlungen über das Kaisertum eingetreten wäre, wenn man ihn in Besitz der jetzt gesamten lotharingischen Provinzen gelassen hätte. Denn daran mußte ihm doch das meiste liegen. Allein unmöglich konnte er sich zu Konzessionen in Italien verstehen, da die Erbschaft Ludwigs II. hier seiner eigenen Linie zuerkannt worden war. Er zog es vor, Lothringen in Besitz genommen zu haben. Begleitet von einer Anzahl von Großen aus dem Anteil Karls, die zu ihm übertraten, begab er sich auf den Rückweg.

Bei dem steigenden Mißverständnis zwischen den beiden Brüdern erscheint es wie ein Verhängnis, daß Ludwig einige Monate darauf in seiner vornehmsten Pfalz Frankfurt mit Tode abging.

Hierdurch erhob sich der Ehrgeiz Karls II. zu dem stolzesten Aufschwung. Er hatte, durch die westfränkische Synode in seiner Union mit dem Papste zuletzt doch verstärkt, die Absicht gefaßt, sich nach Metz in Bewegung zu setzen, um sich der alten Freunde von der bischöflichen Faktion nochmals zu versichern. Die Nachricht von dem Tode Ludwigs des Deutschen rief aber noch viel weiter reichende Absichten in ihm hervor. Er rückte nach Aachen und von da nach Köln. Der Gedanke stieg in ihm auf, nicht allein Lothringen zu behaupten, sondern auch die zu Ostfranken gehörigen, auf der linken Rheinseite belegenen Landschaften an sich zu bringen.

Niemals kommen mehr für die Zukunft bedeutsame Gedanken zum Vorschein, als bei diesen inneren Zwistigkeiten des karolingischen Geschlechtes, wo von geringen Vorteilen die größten Erfolge abhingen. Nicht zu bezweifeln ist, daß die Idee einer Rheingrenze zwischen West- und Ostfranken Karl dem Kahlen vorgeschwebt hat. Noch weitere Entwürfe maß man ihm bei. Er soll gesagt haben, er werde den Rhein trocken legen und sein Reich über

Germanien ausdehnen, gleich als käme es nur auf ihn an, das ostfränkische Reich, welches er einst mitbegründete, jetzt wieder aufzulösen.

Aber Ludwig hatte Söhne hinterlassen, die an ihrem Erbrecht festhielten, und entschlossen waren, es zu verteidigen. Zunächst war der mittlere derselben, Ludwig der jüngere, zur Stelle: er galt dafür, daß er dem Vater, an den auch seine Gesichtszüge erinnerten, an geistigen Eigenschaften, an Scharfsinn und Gewandtheit gleichkomme. Er ließ dem Oheim vorstellen, wie Unrecht er thue, die geschlossenen Verträge zu brechen, und welches Verderben er dadurch über Germanien bringe. Karl II. antwortete einfach: mit seinem Bruder habe er die Verträge geschlossen, nicht mit seinem Neffen.

Es scheint doch, als habe sich in Germanien selbst ein Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen den gekrönten Kaiser geregt. Wir hören von einer Art Gerichtstag, in welchem man durch verschiedene geheimnisvolle Proben, die noch sehr heidnisch aussehen, den Willen Gottes und die Zukunft habe erforschen wollen. Sie fielen, sagt man, alle zum Nachteile des gesalbten und gekrönten Kaisers aus.

Hierauf vereinigten sich die überrheinischen Stämme, Ostfranken, Thüringer, Sachsen, die Ludwig den Jüngeren als ihren König anerkannten, zum Widerstand, nicht ohne zugleich christliche Ceremonien zu vollziehen und die Heiligen zu ihrem Schutz anzurufen. Es wird mir vergönnt sein, dieses Momentes mit ein paar Worten zu gedenken; er ist für alle Folgezeit entscheidend geworden.

Der Übermacht Karls, die allen Zweifel an dem Ausgang des Kampfes auszuschließen schien, setzten sich deutsche Stämme, überzeugt, daß ihre Sache die gerechte sei, in bei weitem geringerer Anzahl von Mannschaften, entgegen. Sie gingen selbst über den Rhein und nahmen eine feste Stellung bei Andernach. Hierdurch erweckten sie aber erst die Kampfbegierde Karls, der sich in der That einen Preis gesetzt hatte, um den man streiten kann: sein Übergewicht in der Welt stand auf dem Spiele. Er wollte die Deutschen überraschen und vernichten; aber er selbst wurde durch sie überrascht. Unerwartet war es den Westfranken, als sie, immer vordringend, sich gegenüber die weißen Kittel der Deutschen erblickten und zugleich mit ihnen handgemein wurden. Der Träger des Banners, Reginald, fiel unter ihren Streichen. Auch andere Fahnenträger wurden erschlagen. Karl, der kein großer Kriegsmann war, mußte fliehen; das Invasionsheer erlag dem unerwarteten Widerstand.

Dies Ereignis möchte unter denen zu verzeichnen sein, auf welchen das deutsche Reich beruht. Wie durch den Sieg auf dem Ries die Invasion Lothars, so wurde durch den Sieg bei Andernach der Einbruch Karls des Kahlen zurückgewiesen. Die unter Ludwig zu stande gebrachte Reunion Bajoariens mit den anderen deutschen Stämmen wurde gerettet.

Wie für die Zukunft von Deutschland, so trug das Ereignis von Andernach für die damalige Lage der Welt überhaupt eine Entscheidung in sich. Karl hatte den Zug, durch den er Herr und Meister aller karolingischen Gebiete zu

werden hoffte, in einem Augenblick unternommen, in welchem diese auf der einen Seite von den Normannen, auf der anderen von den Saracenen angegriffen waren. Diese streiften wieder bis in die Nähe von Rom. Papst Johann VIII. hatte die Unterstützung verloren, welche ihm die Herzöge, die auf der Seite der früheren Kaiser standen, sonst gewährt hatten; er fürchtete jetzt, in die Hände der Saracenen zu geraten oder im Kampfe mit ihnen zu fallen. Wollte Karl der in seiner Würde liegenden Pflicht genügen, so mußte er sein Glück nochmals in Italien versuchen. Auf einer Reichsversammlung zu Quiercy traf er Einrichtungen für die Regierung in der Zeit seiner Abwesenheit. Den Normannen an der Seine und Loire mußte ein schwerer Tribut gezahlt werden, bei dessen Aufbringung auch die Geistlichen beteiligt waren. Für den neuen Zug nach Italien war Karl auf die unmittelbare Hülfe der Vasallen angewiesen. Bereits einige Monate früher hatte er den Papst aufgefordert, eine Synode zu versammeln, die dann auch zugleich im Namen des Kaisers und des Papstes zu Ravenna gehalten worden ist. Beschlüsse sind hier gefaßt worden, nach welchen die kaiserliche Würde Karls bestätigt und das Anathem über alle Gegner desselben ausgesprochen wurde.

Das darüber erhaltene Aktenstück ist besonders dadurch merkwürdig, daß Karl als der durch Gott von Ewigkeit her vorbestimmte, wahre Kaiser bezeichnet wird, der in Sachen der Religion seinen Vater übertreffe und dadurch den Vorzug, der ihm erteilt worden, verdient habe. In Karl wurde die Idee eines den Kirchendoktrinen entsprechenden Königs und Kaisers anerkannt. Zugleich ließ der Papst ihn wissen: er denke ihm und seinen Heerscharen entgegenzukommen, er wolle ihn in Vercelli treffen. So geschah es denn auch. Hier trafen Kaiser und Papst zusammen und zogen miteinander nach Pavia. Wie sehr aber hatten sie sich getäuscht, wenn sie hier zu ihrem Ziele zu gelangen hofften. Eben seit dem Ereignis von Andernach hatten sich die Söhne Ludwigs des Deutschen verständigt, und schon brach der älteste von ihnen, Karlmann, über die bayrischen Alpen her in Italien ein. Seine Macht war so stark und wohl gerüstet, daß Kaiser und Papst nicht wagen durften, sie zu erwarten.

Karl wendete sich nordwärts nach Tortona, wo ihm der Papst noch den Dienst erwies, seine Gemahlin als Kaiserin zu krönen. Hier sollten sich die Vasallen einfinden, welche Karl als Kaiser und König aufgeboten hatte, um dem deutschen Heere Widerstand zu leisten. Aber die Sache des Kaisers und des Papstes, welche das allgemeine Verhältnis zwischen Klerus und Laien in sich begriff, hatte nicht den Beifall der Nationen, am wenigsten der Magnaten. Hinkmar versichert, es sei eine Konspiration weltlicher Großen zu stande gekommen, welche den Fürsten dadurch bezwang, daß sie auf seinen Ruf nicht erschienen. An ihrer Spitze stand Graf Boso, der bei den früheren Zügen der vornehmste Gehülfe Karls des Kahlen gewesen war. Man nennt auch Bernhard von Auvergne und Markgraf Bernhard von Gothien. Dieselbe Gesinnung herrschte in Italien, wo Karlmann, der von Berengar von Friaul unterstützt wurde, keinen Widerstand fand.

Der Papst eilte nach Rom zurück. Karl der Kahle nahm seinen Rückweg über den Mont Cenis. Schon im vorigen Jahre war er schwer erkrankt; man begreift es, wenn ihn der Wechsel der Ereignisse und die Strapazen im Moment des Mißlingens vollkommen niederwarfen. Eines Gifttrankes, den ihm sein jüdischer Arzt gegeben haben soll, wie man erzählt, bedurfte es wohl nicht, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er starb in einem Weiler im Thale der Arc am 5. Oktober 877. Es fällt in die Augen, welch ein wichtiger Moment darin liegt. Nicht allein die Macht eines Kaisers wurde niedergeworfen, sondern, wenn ich nicht irre, die Idee des Kaisertums, wie es Papst Nikolaus hatte aufrichten wollen, das ganz klerikaler Natur gewesen wäre. Die weltlichen Großen erhoben sich dagegen. Diese aber hatten ihre Stütze, gleichsam ihren Mittelpunkt in dem Widerstande, welchen die Söhne Ludwigs des Deutschen ihrem mit dem Papste verbündeten, eine allgemeine Hoheit anstrebenden Oheim leisteten.

Karl der Kahle unterscheidet sich, wie oben angedeutet, von seinen Brüdern dadurch, daß er einen offenen Sinn für die allgemeinen Ideen hatte. Er wird wohl als Philosoph bezeichnet, aber doch als ein solcher, der das Herz eines Hasen habe; Schlachten verstehe er nicht zu liefern; jeder Widerstand bringe ihn zur Flucht. Das Wahre daran ist, daß er durch eine gewisse Genialität der Auffassung veranlaßt wurde, den Kräften, die er bekämpfte oder aufreizte, weniger Bedeutung beizumessen, als sie hatten. Er lebte in der Verknüpfung persönlichen Ehrgeizes, der auf die höchsten Ziele gerichtet war, und einer hierarchischen Devotion, die ihm den Weg zu denselben bahnen sollte. Indem er das Kaisertum in der Verbindung mit der Kirche zu einer allgemeinen Macht zu erheben hoffte, rief er Kräfte auf, die er zu bestehen auch nicht den Versuch machen konnte, wie einst bei dem Übergange über den Rhein, so jetzt bei dem Unternehmen auf das obere Italien. Dort setzte sich ihm die germanische Selbständigkeit, hier die Unbotmäßigkeit der westfränkischen Vasallen und die Haltung der Langobarden, die ihn nicht anerkennen wollten, wenn er nicht der Sieger war, entgegen. Sein Untergang ist ein Weltereignis.

Wollte man die Begebenheiten der Epoche bloß von wenig bedachten und schlecht ausgeführten Teilungsversuchen und dem Streit ländergieriger Brüder herleiten, so würde man nur die äußerliche Seite derselben begreifen können. Sie hatten doch eine tiefere Grundlage in den inneren Antrieben und ihrem Gegensatz. Diese lag darin, daß sich dem Übergewicht der weltlichen Macht gegenüber, wie sie in dem Kaisertum Karls des Großen erschienen war, nach dem Abgang desselben die geistliche Idee zu dem Versuche erhob, die oberste Gewalt in ihrem Sinne zu konstituieren. Der Versuch entsprang aus dem Widerstreit der geistlichen und weltlichen Elemente in dem Reiche selbst. Bei den ersten Differenzen zwischen den durch Erbrecht autorisierten Ansprüchen der westfränkischen und der ostfränkischen Karolinger erhob sich unter den Bischöfen des Mittelreiches der Gedanke, daß der vakant gewordene Thron nur durch geistlichen Beschluß, der für die Manifestation des göttlichen

Willens erklärt wurde, gültig besetzt werden könne. Von dem Papste ist dies Unternehmen nicht ausgegangen; aber es fand in ihm seine wesentlichste Stütze. Das Papsttum hatte sich in den ersten Streitigkeiten im Reich zwischen den Söhnen und dem Vater das Verdienst erworben, blutige Feindseligkeiten hintanzuhalten. Dann war auf dem römischen Stuhl der Mann erschienen, der die Stellung des Oberhauptes der Kirche allgemeiner umfaßte und nachdrücklicher festhielt, als je ein Papst zuvor. Wenn die provinzialen Hierarchien und dieses Oberhaupt gemeinschaftliche Sache machten, so bildete sich eine Korporation aus, vor welcher kein selbständiges Fürstentum bestehen konnte. In dem Kaisertum allein, das zugleich, wie es aus dem Großkönigtum hervorgegangen war, eine erbliche Berechtigung in Anspruch nahm, war ein solches vorhanden. Das Papsttum faßte nun die Absicht, bei der Vakanz des Kaisertums nicht der bisher gebräuchlichen Erbfolge Raum zu geben, sondern eine von ihm selbst abhängige Succession an die Stelle zu setzen. Darin lag das Motiv der Bevorzugung, welche Karl dem Kahlen zu Teil wurde. Er hatte zuerst in Lothringen sich ausschließlich auf die geistliche Autorisation gestützt. Obwohl selbst erbberechtigt, schloß er sich doch dem geistlichen Prinzip insofern an, als er durch dasselbe gegen die besser Berechtigten autorisiert wurde.

Man übersieht in der Regel die Bedeutung, welche dem Erbrechte in der allgemeinen Entwickelung des öffentlichen Lebens zukommt. Sie liegt darin, daß es sich der Willkür der geistlichen Verfügungen über die höchste Gewalt entgegensetzt. Es trägt insofern eine unbedingte Notwendigkeit in sich; es gehört dazu, um den einmal begründeten Zustand zu behaupten. Selbst die Erblichkeit der Würden und Lehen, die damals eintrat, bekommt dadurch eine besondere Begründung.

Aufgerufen und unterstützt von dem Papsttum, unternahm es Karl der Kahle, seine Gewalt über Germanien auszubreiten; aber er stieß auf entgegengesetzte Kräfte, die sich mehr an die bisherige Gestaltung der weltlichen Gewalt anschlossen und ihm mit siegreichen Waffen entgegentraten. Die nationalen Sympathien selbst neigten sich auf diese Seite. Dennoch versuchte er nochmals der obersten, durch die Verbindung der geistlichen und weltlichen Interessen umgebildeten Autorität in Italien Raum zu schaffen. Hier aber begegnete ihm ein Widerstand, der mehr sagen wollte als jenes Mißgeschick.

Die großen Magnaten des westlichen Frankenreiches, die er zu Hülfe rief, versagten ihm selbst ihren Dienst. Sie waren hiebei mit der anderen Linie des karolingischen Hauses, die in Deutschland vorwaltete, einverstanden. Dem Repräsentanten dieser Linie, der in Italien erschien, schlossen sich die italienischen Magnaten an. Wohlbetrachtet war es eine allgemeine Bewegung der weltlichen Stände gegen die geistlichen Bestrebungen, was zum Scheitern der Unternehmungen Karls des Kahlen führte. Er ist dabei umgekommen.

In dem westlichen Frankenreiche selbst fand er keinen Nachfolger, der ihn hätte ersetzen können. Vergeblich hätte der Papst von da Beistand zu erhalten gehofft. Man ermißt die allgemeine Verwirrung, die dadurch eintreten mußte.

Die zurückgedrängte weltliche Macht regte sich noch einmal, um ihre alten Rechte festzuhalten. Aber die geistliche hatte doch schon einen Standpunkt der Überlegenheit gewonnen, von dem sie nicht mehr zurückweichen wollte. Indem Papst Johann VIII. sich auf demselben zu behaupten suchte, verwickelte er sich nach allen Seiten hin in Verlegenheiten und Gefahren.

Wenn die geistlichen Tendenzen an Karl II. ihren vornehmsten Rückhalt fanden, so stützte sich nun die Laienmacht hauptsächlich auf die Institutionen Ludwigs des Deutschen und die Thatkraft seiner Söhne.

Ohne Widerstand zog Karlmann in Pavia ein und wurde anerkannt. Mit dem Papste eröffnete er Unterhandlungen, die, da er baldigst nach Deutschland zurückkehren wollte, nicht zum Ziele führten. Der Papst ließ ihn wissen: er werde ihm durch eine Botschaft die Punkte namhaft machen, die er der römischen Kirche zuzugestehen schuldig sei; wenn er diese Kapitulation angenommen habe, sollte er durch eine abermalige päpstliche Gesandtschaft mit all der Ehrerbietung, die einem Könige gebühre, nach Rom geleitet werden. Es ist eine Unterhandlung, die niemals zum Ziele führen konnte, und von der nichts weiter verlautet. Indes wurde Karlmann, der die Rechte der deutschen Linie nach Italien hin vertrat, auch in seiner Abwesenheit dem Papste sehr gefährlich. Er fand Beistand bei dem Herzog von Spoleto und dessen Schwager Adalbert, die in Rom eindrangen, den Papst gefangen hielten und die römischen Großen dazu brachten, Karlmann den Eid zu leisten, weder als Kaiser noch als Patricius, sondern als Erben Kaiser Ludwigs II. In dieser Bedrängnis hat der Papst sich sogar an Kaiser Basilius gewendet, um ihn gegen die Unbill, die er erfahre, zu Hülfe zu rufen. Das einzige Mittel, eine feste Stütze zu gewinnen, lag jedoch in der Erneuerung seiner Verbindung mit dem westfränkischen Reiche.

Hier hatten die Unternehmungen Karls des Kahlen ebenfalls einen großen Rückschlag bewirkt. Der Laienadel, der dieselben mißbilligte, nahm Anstand, den Sohn Karls, Ludwig den Stammler, von dem er ein ähnliches Regiment erwartete, als König anzuerkennen. Und selbst von dem Vorkämpfer der Geistlichen, Erzbischof Hinkmar, wurde dieser aufgefordert, sich lieber in das, was man von ihm verlange, zu fügen, als eine Spaltung zu veranlassen. Es kam zu Compiegne zu Beschlüssen, welche an die älteren aus der Zeit der Merowinger erinnern und den Übergang der Verfassung in die späteren ständischen Formen vorbereiten. Im Dezember 877 ist dann Ludwig der Stammler wirklich zu Compiegne gekrönt worden.

Johann VIII. verzweifelte jedoch nicht, den Sohn auf die Bahnen fortzureißen, die der Vater beschritten hatte, er begab sich unverzüglich selbst in das westliche Frankenreich. Er wurde von dem Grafen Boso von Vienne nach Lyon geleitet und es gelang ihm, eine Kirchenversammlung in Troyes zu stande zu bringen, bei welcher auch der junge König Ludwig erschien. Der Papst erinnerte an die von Pippin und Karl dem Großen der Kirche gemachten Schenkungen und den derselben zugesagten Schutz; er soll darüber die Urkunden

mit herüber gebracht haben. Er schmeichelte sich, eine ähnliche Hülfe nach Italien zu führen, wie Stephan III. sie erhalten hatte.

Aber die Dinge waren nicht dazu angethan, daß ihm das hätte gelingen können. Ludwig der Stammler war damit beschäftigt, die Irrungen, in die sein Vater mit der ostfränkischen Linie geraten war, beizulegen. Er hielt sich vielmehr an die dem päpstlichen System entgegengesetzte Politik. Mit allen seinen Konzessionen konnte der Papst doch die Versammlung nicht dazu bringen, ernstlich für ihn Partei zu nehmen. Nur so viel erreichte er, daß Graf Boso von Vienne den Auftrag erhielt, ihn nach Italien zurückzuführen. Auf den setzte er sein volles Vertrauen.

Boso hatte bereits eine bedeutende, persönliche Stellung inne. Er war mit der ältesten, sowie auch der jüngsten Linie des karolingischen Hauses in nahe Verwandtschaft getreten. Seine Schwester Richilde war die Gemahlin Karls des Kahlen, von diesem war er zum Herzog der Provence erhoben worden. Dann hatte er sich mit der Tochter Kaiser Ludwigs II., Irmengarde, vermählt, so viel wir erfahren, nicht ganz auf regelmäßige Weise; sie war ihm durch den Vorschub dessen, dem sie zum Schutz empfohlen war und bei dem sie sich aufhielt, zu Teil geworden. Eine überaus prächtige Hochzeitsfeier wurde veranstaltet, bei welcher Kaiser Karl II. dem Grafen und Herzog Boso königliche Ehren erwiesen haben soll. Man sagt, er habe dabei zeigen wollen, daß er als Kaiser Könige unter sich haben könne. Damit hängen wohl auch die weiteren Entwürfe Papst Johanns VIII. zu Gunsten Bosos zusammen. Wir haben einen Brief von ihm, in welchem er der Kaiserin Angilberga Nachricht über seinen Aufenthalt bei ihrem Schwiegersohne, den er in Arles besucht hatte, erteilt; er fügt hinzu, daß er wünsche, ihn noch zu einer höheren Ehrenstufe zu befördern.

Das nächste Vorhaben Bosos ging dahin, das langobardische Reich, welches man das italische nannte, der ostfränkischen Linie abzugewinnen, doch hatte der Papst überhaupt die größten Absichten mit ihm. Er sagte einmal, er habe ihm die weltliche Macht überlassen wollen, um sich ungestört den Beschäftigungen, die sich auf Gott beziehen, hinzugeben.

Aber schon war die entgegengesetzte Partei in Italien viel zu stark. Dem Papste gelang es nicht, eine Synode in Pavia zu stande zu bringen. Das Kaisertum konnte er seinem Schützling Boso nicht verschaffen, doch hatten die Ideen, die er verfocht, einen anderen Succeß zu Gunsten desselben.

Die Geistlichkeit in seinen Gebieten, dem späteren Reich Arelat, fühlte sich durch die Angriffe der weltlichen Herren, ihrer Gegner überhaupt — so sagt sie selbst — auf das außerste bedrängt; sie meinte sich nur dadurch retten zu können, daß sie den Grafen und Herzog Boso, der unter dem Titel Fürst erscheint, selbst zum König wählte und erhob. Die Überlieferung ist, daß dies auf den dringenden Wunsch Irmengardes, die die Tochter eines Kaisers war, und nicht ohne Einfluß der Kaiserin Angilberga geschehen sei.

Angilberga ist eine Kaiserin-Gemahlin von großer politischer Wirksamkeit.

An der Seite Ludwigs II. verfocht sie dessen Oberherrschaft in Unteritalien. An sie wandten sich die Griechen bei ihrem Versuche, den Kaiser für sich zu gewinnen; zuweilen übernahm sie die Vermittelung zwischen ihrem Gemahl und den Päpsten, selbst dem unerschütterlichen Nikolaus; sie hat Hadrian II. mit ihrem Schwager Lothar II. in unmittelbare Verbindung gebracht. Sie nahm endlich an dem Übergang der Rechte der Karolinger auf das Kaisertum von der ältesten zur ostfränkischen Linie lebendigen Anteil. In ihrem Sinne war es nun, daß ihrem Schwiegersohne zu Liebe eine neue Krone geschaffen und dem westfränkischen Reiche zur Seite gesetzt wurde. Allezeit verwoben sich ihre politischen Interventionen mit Familienrücksichten; ihre Tochter Irmengarde sollte nicht Gräfin bleiben, sondern Königin werden. Dabei konnte sie aber doch den Ideenkreis, dem sie sich angeschlossen hatte, nicht immer mit Präcision festhalten; nachdem sie bisher das System der weltlichen Macht verfochten hatte, trat sie jetzt zu den geistlichen Prätensionen über.

Wenn Boso die Würde annahm, so erklärte er doch dabei, er würde nicht eingewilligt haben, wenn er nicht durch die Einmütigkeit der Bischöfe — denn sie seien Ein Herz und Eine Seele — überzeugt worden wäre, daß es der Wille Gottes sei. Ungefähr eine Motivierung, wie die Karls des Kahlen in Metz. Bosos Erhebung entsprach vollkommen den Ideen, die Johann VIII. verfocht, der unzweifelhaft damit einverstanden gewesen ist. Das Kaisertum dagegen blieb der zweiten Linie der Nachkommen Karls des Großen, die jetzt die älteste geworden war, vorbehalten.

Achtes Kapitel.

Weltstellung der zweiten — deutschen — Linie des karolingischen Hauses. Kaiser Karl III.

Bei der Reichsteilung von Verdun kann es als das wichtigste Moment betrachtet werden, daß in dem östlichen Teile sich eine Konsolidation der Stämme vollzogen hatte, die einen nationalen Charakter trug. Unter dem zweiten Sohne Kaiser Ludwigs des Frommen vereinigten sich die germanischen Stämme zu einer Einheit, bei der die deutsche Nationalität erst zum Bewußtsein kam. Es reichte dazu noch nicht hin, daß die innere Feindseligkeit unter denselben durch die Überwältigung der Sachsen und die dynastische Verbindung mit Bayern beseitigt worden war: sie mußten auch zu einer gemeinschaftlichen Aktion zusammentreten.

An den Teilungsentwürfen Kaiser Ludwigs I. läßt sich der Mangel bemerken, daß er nur immer von dem Begriff einer freien Vergabung aus-

ging, ohne auf die Motive, die in der inneren Situation der Landschaften lagen, Rücksicht zu nehmen. So widerwärtig nun auch die Streitigkeiten der Söhne mit dem Vater und dann auch unter einander sind, wenn man sie nur von dem Gesichtspunkt der Teilungen aus ansieht, so gebührt ihnen doch eine besondere Aufmerksamkeit, insofern dabei die innere Situation der verschiedenen Gebiete und ihre Erfordernisse zur Geltung kommen. Bei keinem der Brüder tritt das mehr hervor als bei Ludwig, dem seine Haltung, wie erwähnt, den Namen des Deutschen eingetragen hat. Es ist wohl der Mühe wert, seine Handlungen in dieser Beziehung, obwohl wir ihrer schon gedacht haben, nochmals zusammenzufassen, da sie die Grundlegung der deutschen Nation als solcher überhaupt betreffen. In Bajoarien, das ihm gleich bei den ersten Bestimmungen über die Teilung zufiel, hatte Ludwig festen Fuß gefaßt. Das Herzogtum, früher ein Königreich, bildete ein kompaktes Ganze von ansehnlichem Umfang, da es auch die Marken in sich begriff. Ludwig gründete in Regensburg einen Hof und ein Haus; doch war er niemals gemeint, sich mit Bayern zu begnügen. Angeregt durch den Hader in der Familie, hatte er im Jahre 832 den Gedanken gefaßt, Alemannien dem jüngeren Bruder, dem es zugesprochen war, zu entreißen. Wir werden unterrichtet, daß ihm schon dabei der Gedanke vorschwebte, alle Gebiete diesseit des Rheins, eingeschlossen das sächsische, einmal unter seinem Scepter zu vereinigen. Damals zurückgedrängt, wurde er doch durch die Ereignisse in Kolmar und Soissons veranlaßt, die Gebiete, die sich ihm anschlossen, unter dem Namen Ostfranken zu regieren. Es fällt in die Zeit der Exauktoration seines Vaters, daß er den Titel eines Königs in Ostfranken zu gebrauchen anfing. Dabei wird aber nicht sowohl der Rückgang der kaiserlichen Autorität des Vaters, als die Besorgnis, daß das Kaisertum, in den Händen des Bruders verbleibend, ihm sehr beschwerlich fallen würde, vorgewaltet haben. Ludwig nahm alsdann Partei für den Vater und trug wesentlich dazu bei, daß derselbe wiederhergestellt wurde. Dadurch geschah es wiederum, daß die väterliche Gewalt ihn begünstigte. Man erkennt das aus dem Entwurf einer Reichsteilung, in welcher nahezu der größte und beste Teil von Germanien für Ludwig bestimmt wird. Nach einigen Jahren aber erschien sein selbständiges Auftreten dem Kaiser selbst gefährlich. Er unternahm nochmals, demselben ein Ende zu machen und hatte damit einen gewissen Erfolg, jedoch sein Tod machte alles rückgängig. Und wenn nun Lothar beim Antritt seines Kaisertums das letzte Vorhaben seines Vaters wieder aufnahm, so bewirkte er damit nur, daß Ludwig dem erneuerten Angriff gegenüber seine Macht konsolidierte und dann auf das wirksamste dazu beitrug, die Herrschaft des Kaisertums in bestimmte landschaftliche Grenzen einzuschränken. Das war — wir wissen es — der Erfolg der Schlacht von Fontenoy. Die Idee des Erbrechts behielt die Oberhand über die des Kaisertums. Es ist bemerkenswert, daß Ludwig schon bei der ersten Teilung einige Besitzungen auf dem linken Rheinufer erwarb; doch waren noch nicht alle deutschen Gebiete ver-

einigt, da ein großer Teil derselben dem Mittelreich angehörte, welches Lothar mit dem Kaisertum behauptete. Der Abgang der Linie Lothars gab nun den Anlaß, daß auch diese mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt wurden. Das war der Inhalt der oben erwähnten, zwischen dem ostfränkischen und westfränkischen Könige zu Meersen im August 870 verabredeten Teilung, durch welche die auf dem linken Rheinufer wohnenden Germanen mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt wurden; die Nation kam dadurch zum erstenmal in einen alle Stämme umfassenden Zusammenhang.

Man wird hiebei, so fern es auch liegt, an den ersten Übertritt der Germanen in das römische Gebiet zur Zeit des Constantius erinnert. Aus dieser Volksbewegung war im Laufe der Zeit das fränkische Reich hervorgegangen, das germanische und römische Elemente in sich schloß und mit einander verschmolz. In dieser Vereinigung war Germanien bezwungen oder doch zum Anschluß bewogen worden, bis sich dann wieder, besonders von Austrasien aus eine zweite fränkische Organisation bildete, — das karolingische Reich, das jetzt sich in sich selbst zersetzte. Die Dreiteilung erhielt die Verbindung der römischen und germanischen Elemente aufrecht; die Zweiteilung aber, die nach dem Abgang des lotharingischen Hauses eintrat, rief in dem germanischen eine eigentümliche Reichsbildung hervor.

So ist zum erstenmal eine besondere Gemeinschaft deutscher Stämme unter einem eigenen Fürsten entstanden, noch nicht vollkommen geschieden von den übrigen Bestandteilen des karolingischen Reiches, denn die Idee der Zusammengehörigkeit ward dabei nicht aufgegeben, aber eine Gemeinschaft, in welcher das ostfränkische Reich sich dahin erweiterte, daß es als die Grundlage des deutschen betrachtet werden kann.

Auch nach anderen Seiten hin erwarb sich Ludwig um das deutsche Gemeinwesen große Verdienste. Er hat in dieser Stellung die Reste des Heidentums unterdrückt und mit den Streitkräften, die ihm daraus erwuchsen, die Angriffe der Normannen siegreich zurückgewiesen. Zugleich hielt er mit seinem Sohne Karlmann in unaufhörlichem Kampfe die Sorben, Böhmen und Mähren im Zaume. Er gab dem deutschen Gemeinwesen zuerst Einheit und konzentrische Gestaltung. Man durfte ihn als den Vater des Vaterlandes bezeichnen. Von einem gleichzeitigen Autor wird er als König und oberster Herr des gesamten Deutschlands, des alten Frankens, Sachsens und Thüringens, der nördlichen Völker überhaupt, Rhätiens, Norikums und beider Pannonien genannt. Der Chronist schildert ihn als einen Mann nicht eben von hoher Gestalt, aber männlich schöner Haltung, mit ein paar Augen, die wie Sterne funkelten, wissenschaftlich gebildet, von ruhigem Geiste, aber natürlichem Scharfsinn, so daß er sich den Nachstellungen seiner Feinde mit Gewandtheit entzog. In dieser nationalen Bedeutung faßt ihn Otfrid auf, der seine poetische Bearbeitung des Evangeliums ihm gewidmet hat, dem tapferen Helden, der zugleich von Weisheit erfüllt ist und der das Ostreich regiert, wie es einem Frankenkönige geziemt. Diese Idee eines Frankenkönigs

führt Otfrid in dem Werke selbst einmal aus. Er rühmt es, daß die Franken nur einem Könige aus ihrem eigenen Stamme gehorchen. Sie fürchten sich vor niemand in der Welt, so lange dieser König an ihrer Spitze steht; er geht ihnen immer voran und niemand dürfte es wagen, ihn zu verletzen. Die Franken scharen sich um ihn, um ihn zu schützen, auch manche andere Völkerschaften beherrscht er noch und sorgt für sie wie für die Seinen; er ist ebenso umsichtig wie tapfer; alles gedeiht ihm.

Es ist wie das Urbild eines nationalen Königs, das hier der Autor, welcher die evangelische Geschichte den Franken in ihrer eigenen Sprache vortrug, vor den Blicken derselben aufrollt. Von einem Eindringen jener Ideen, welche die höchste weltliche Gewalt der geistlichen unterordnen, war hier zunächst nichts zu fürchten.

Aber Ludwig war nicht allein ein Deutscher, sondern ein Karolinger; er war nicht gemeint, dies sein Königtum auf die Landschaften zu beschränken, die ihm zugefallen waren. Er unternahm es, die nichtgermanischen Teile Lothringens mit seinem Gebiete zu vereinigen; auch dachte er nicht daran, die Ansprüche aufzugeben, die ihm durch den Abgang Kaiser Ludwigs II. zuwuchsen. In seinem ersten Vertrage mit Karl dem Kahlen hatte er sich vorbehalten, sie geltend zu machen. Er hinterließ jedoch diese Aufgabe seinen Söhnen. Wie es in der karolingischen Dynastie Brauch war, trug er kein Bedenken, seine Gebiete unter seine drei Söhne zu verteilen. Wir müssen dieser Erbteilung noch eingehender gedenken, als es oben geschehen ist. Schon im Jahre 865 ist sie vorläufig festgesetzt worden; wirkliche Bedeutung empfing sie aber erst im Jahre 872, in welchem der Vater den Streit, der unter seinen Söhnen über ihre Anteile ausgebrochen war, entschied. Es geschah zu Forchheim vor vereinigtem Heerbann. Diese Versammlung kann wohl als der erste eigentlich deutsche Reichstag, d. h. in den unter Ludwig dem Deutschen vereinigten Landen, angesehen werden. Die Söhne verpflichteten sich, die Festsetzung des Vaters zu beobachten und die unverbrüchliche Treue gegen denselben niemals aus den Augen zu setzen. Das ist dann die Grundlage der folgenden Vereinbarungen geworden.

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters hielten die drei Söhne eine Zusammenkunft im Ries und gaben einander das Wort[1], an diesen Bestimmungen festzuhalten. Nach dem Willen des Vaters erhielt der älteste der Söhne, Karlmann, Bayern, das als Stammland betrachtet wurde, mit den slavischen und italischen Marken; der zweite, Ludwig der Jüngere, das von Ludwig selbst erworbene Gebiet, das austrasische Franken, Sachsen, Thüringen, der dritte, Karl, den man später den Dicken genannt hat, Alemannien und die Grafschaft Churwalchen.

Aber auf diese Gebiete waren sie nicht eingeschränkt. Die Erbschaft Ludwigs II. gab ihren Absichten eine neue Richtung. Dabei tritt vor allem Karlmann hervor, dessen italienische Unternehmungen im Gegensatz gegen Karl den Kahlen wir bereits erwähnten; er wurde in Italien nahezu so

mächtig wie Ludwig II. gewesen war; die italienischen Großen hingen ihm an. Jedoch schon in Italien wurde er von einer Krankheit ergriffen, die seine Thatkraft lähmte. In seinem Hofe zu Öttingen wurde er von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht. Noch einmal ist er von Johann VIII. aufgefordert worden, nach Italien zu kommen, schon unter der Voraussetzung, daß es ihm unmöglich sein werde. In diesem Falle sollte der jüngste Bruder Karl gemäß einer Übereinkunft in der Familie an seine Stelle in Italien treten. Noch vor Karlmanns frühem Tode zog Karl dahin. Indes hatte auch Ludwig der Jüngere sich eine große und eigentümliche Stellung verschafft. Wir haben ihn bereits kennen gelernt; er war es, der dem nach Ostfranken vordringenden westfränkischen Kaiser jene Niederlage beibrachte, die für die Folgezeit entscheidend geworden ist. Lothringen wurde als ein Besitz Ludwigs des Deutschen betrachtet und anfangs von den beiden jüngeren Söhnen desselben, Karl und Ludwig in Besitz genommen. Infolge dieser Teilung sind die großen Metropolen Trier und Köln definitiv an das östliche Francien übergegangen. Und da nun Karl als Nachfolger Karlmanns in Italien auftrat, so darf man voraussetzen, daß bei den Vereinbarungen das gesamte Lothringen, insofern es der Vater in Anspruch genommen hatte, an Ludwig den Jüngeren überlassen wurde.

Dieser Fürst geriet dadurch in ein unmittelbares Verhältnis zu dem westlichen Königreich. Hier waren Zustände eingetreten, welche eine Umgestaltung der höchsten Regierungsgewalt in sich schlossen, Zustände, welche den mittleren Jahrhunderten ihr charakteristisches Gepräge geben. Das Vasallenwesen, das unter Karl dem Großen in seinen Anfängen und Grundlagen erscheint, wurde dadurch weiter ausgebildet, daß die obersten Werkzeuge der höchsten Gewalt in den Besitz der Erblichkeit gelangten und dadurch in den Stand kamen, dieser selbständig an die Seite zu treten. Nicht sowohl in der ersten Teilung, deren Durchführung vielmehr auf einer Allianz der östlichen und westlichen Völkerschaften beruhte, als in den Verhältnissen, die sich in dem Streite der verschiedenen Linien entwickelten, liegt das Emporkommen der landschaftlichen Machthaber. Die Herrscher selbst verschmolzen sich an jeder Stelle mit der emporstrebenden Feudalität, denn worauf sonst hätten sie sich stützen können. Der Eigenmacht des Herrschers, die ehedem alles niederhielt, stellten sich jetzt die mächtigen Vasallen, die dazu imstande waren, zur Seite oder entgegen. Sobald das Anrecht an die Krone streitig wurde, traten sie entscheidend ein. Der Mitwirkung der geistlichen Stände konnten sie hiebei nie entbehren. Wir sahen, wie das südburgundische Reich durch eine einseitige Verbindung der Geistlichen in Widerstreit mit den Weltlichen unter der Ägide des Papsttums zustande kam. Hier nahm die Geistlichkeit eine autoritative und autonome Stellung im Gegensatz mit den weltlichen Ständen, die das verschuldet haben mögen, ein.

In Westfrancien war dieser Gegensatz nicht so stark. Dem Zusammenwirken beider Stände verdankte der Nachfolger Karls des Kahlen den Thron.

Es geschah im Gegensatz gegen Papst Johann VIII. und die Politik Karls des Kahlen, welche von den westfränkischen Magnaten verworfen wurde. Unter diesen Umständen ließ es Ludwig der Stammler sein vornehmstes Bemühen sein, die von seinem Vater aufgeregten Streitigkeiten mit dem ostfränkischen Reiche zu heben. Von seiner Seite bot Ludwig der Jüngere die Hand dazu. Abermals wurde eine Zusammenkunft der beiden Könige an der Grenze gehalten; diesesmal zu Fouron, nordöstlich von Visé an der Maas, bei welcher sich ein Gemeingefühl der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit der Karolinger kund gab, welches in Erstaunen setzt. Einer betrachtet den anderen als ihm selbst gleich; keiner will etwas thun, was den anderen an seinem Leben, seinem Reiche und dem Gehorsam seiner Getreuen schädigen könnte. Sie wollen einander gegen alle ihre Feinde, Ungläubige sowohl wie falsche Christen, Beistand leisten.

Auch die übrigen Mitglieder des karolingischen Hauses sollen dazu herbeigezogen werden. Dem entspricht es, wie sich Ludwig der Jüngere in einem Schreiben an Ludwig den Stammler vernehmen läßt. Die bisherigen Zwistigkeiten zwischen beiden Linien werden darin als erloschen und abgethan bezeichnet; sie seien Ein Geblüt und Eine Seele, sowie sie Einen Namen führen, niemals möge ein Dritter sie uneins untereinander finden; niemals jemand in der Abnahme oder dem Falle ihres Reiches seinen Ruhm suchen können.

Äußerungen, in denen ein lebendiges Bewußtsein der Einheit der beiden Linien des karolingischen Hauses atmet, sowie ein Vertrauen auf dessen Bestehen in dieser Form. Es war eben das Recht der Erblichkeit, welches sich darin aussprach.

In das Verhältnis der erneuerten Verbindung der Dynastie griff der frühe Tod Ludwig des Stammlers sehr widerwärtig ein. Er starb ein halbes Jahr nach jener Zusammenkunft am 10. April 879, mit Hinterlassung zweier minderjähriger Söhne, deren Anrecht auf den Thron infolge von Mißhelligkeiten, die zwischen Vater und Mutter ausgebrochen waren, nicht über allen Zweifel erhaben war.

Kurz vor seinem Tode entschloß sich Ludwig der Stammler, dem älteren, gleichnamigen Sohne die Krone als sein Vermächtnis zuzusenden. Aber von der Umgebung der beiden Söhne, die unter Obhut des Grafen Bernhard von Auvergne standen und denselben damals auf einem Feldzug gegen Septimanien begleiteten, wurde diese Anordnung nicht mit willigem Gehorsam aufgenommen. Graf Bernhard beschloß vielmehr, eine Reichsversammlung nach Meaux zu berufen, um hierüber nach allgemeiner Beratung Bestimmung zu treffen. Aber es gab auch eine Oppositionspartei, welche diese Einmischung der Magnaten in die Erhebung der Könige überhaupt mißbilligte. An ihrer Spitze stand Graf Konrad von Paris, ihr Wortführer war Abt Gozlin, der, bei Andernach gefangen, Freundschaft mit dem König der Ostfranken gemacht hatte. Ohne Zweifel in Übereinstimmung mit der Gemahlin

desselben, der hochstrebenden Liutgarde, faßte er in diesem Zerwürfnis den Gedanken, den ostfränkischen Zweig des karolingischen Hauses zur Herrschaft über das gesamte Frankenreich zu erheben.

Sein Grund war, wenn wir so sagen dürfen, ein royalistischer; er meinte, daß unter Königen, welche Kinder seien, die wirkliche Autorität doch an ihre prinzipiellen Gegner kommen würde, was nur dadurch verhindert werden könne, daß der stammverwandte ostfränkische König die Einheit des Reiches wiederherstelle.

Ludwig der Jüngere hatte in dem erwähnten Vertrage die Succession der beiden Söhne garantiert. Aber da deren Rechte nicht auseinandergesetzt, noch von den westfränkischen Großen anerkannt waren, so hielt er sich für berechtigt, von seiner Zusage abzusehen.

Im Frühjahr 879 drang er in die westfränkischen Gebiete vor. Seine Gemahlin hat immer behauptet: wäre sie damals an seiner Seite gewesen, so würde das nicht geschehen sein; sie würde die Erwerbung der westfränkischen Krone vorgezogen haben. Auch hat sie, nachdem Ludwig zurückgekehrt und eine in Bayern ausgebrochene Irrung beseitigt war, diesen Gedanken wieder in Anregung gebracht.

Ludwig der Jüngere schwankte zwischen verwandtschaftlichen Gefühlen und Eigenmacht; seine Genossin aus sächsischem Geschlecht war für die letztere; sie meinte beide Kronen auf dem Haupte ihres Gemahls zu vereinen. Das zeigte sich aber doch unausführbar.

Wenn es überhaupt etwas gab, was den Nachkommen Ludwig des Stammlers zur Krone verhelfen konnte, so war es der Einbruch des ostfränkischen Königs.

Ludwig der Jüngere ist einmal soweit gegangen, sich an den Erzbischof Hinkmar zu wenden und ihn darüber um Rat zu fragen, wie er das westfränkische Reich behandeln solle; er gab die Absicht zu erkennen, sich in Rheims krönen zu lassen. Aber wie wenig übersah er hiebei die innere Lage Westfranciens. Hinkmar wandte sich an den vornehmsten Führer der Gegenpartei, um zu erfahren, was er bei einem solchen Antrage thun solle.

Infolge des Anspruchs des ostfränkischen Königs vereinigten sich die Großen geistlichen und weltlichen Standes unter der Führung des Abtes Hugo nicht gerade dem Willen des Verstorbenen gemäß, aber doch um dessen beide Söhne zu krönen, was in der Abtei von Ferrières geschah. Es gab also wieder anerkannte Könige in Westfrancien, denen Ludwig der Jüngere seine Anerkennung um so weniger versagen konnte, als er sich zu einer solchen ihrem Vater gegenüber im voraus verpflichtet hatte. Die vornehmste Streitfrage zwischen den beiden Reichen wurde dadurch erledigt, daß die westfränkischen Großen und ihr König Lothringen in aller Form an Ludwig den Jüngeren abtraten. Die Karolinger erschienen dann nochmals einmütig. Und nichts war in jeder Beziehung dringender, als eine solche Ver-

einigung, da die Gesamtheit des Reiches durch feindliche Scharen bedroht wurde.

In Lothringen war soeben der Kampf zwischen den Normannen und den einheimischen Gewalten in alter Heftigkeit wieder ausgebrochen. An der Spitze der letzteren stand der Sohn Waldradas, Hugo, der zugleich den östlichen wie den westlichen König bekämpfte und dabei dem Angriff der Normannen selbständig entgegenzutreten den Mut hatte. Die Stellung Hugos hat etwas großartiges an sich. Er erinnert an jenen Grifo, der im Kampfe mit Karlmann und Pippin sich selbständig aufzustellen versuchte, dabei aber unterging. Hugo hat noch mehr zu bedeuten, da er zugleich den Widerstand gegen den gewaltigen Feind, der das Reich bedrängte, die Normannen, in die Hand nahm.

Aber die Kriegsvölker, die eben wohl nicht so ganz ein räuberisches Gesindel waren, wie man sie schildert, hatten doch die nachhaltigen Kräfte nicht, die dazu gehört hätten, um eine solche Stellung zu behaupten. Sie unterlagen in dem Kampfe gegen die Normannen und wurden dann durch die geordneten Scharen der fränkischen Könige vollkommen überwältigt.

Der ostfränkische Ludwig führte das Heer, das ihm gegen die Westfranken gefolgt war, rasch und entschlossen gegen die Normannen. Er traf sie am Kohlenwalde, indem sie sich mit der Beute, die sie gemacht hatten, nach ihren Sicherheitsplätzen an der Küste zurückzogen. In dieser Unordnung wurde er ihrer Herr und warf sie völlig auseinander. Tausende kamen um: er schien einen völligen Sieg erfochten zu haben. Da geschah, daß ein aufwachsender Sohn, der ihn in die Schlacht begleitete, in die Hände der Feinde fiel und von ihnen getötet wurde. Dieser Verlust ging dem König so tief zu Gemüte, daß er sie nicht weiter verfolgte.

Die Normannen faßten nun festen Fuß im Lande und brachten wichtige Städte, die unter den Franken erst emporgekommen waren, in ihre Hände. Sie hatten Cambray erobert und ihre Raubzüge, bei denen es besonders auf Plünderung und Verwüstung der Klöster abgesehen war, bis über die Somme nach den westfränkischen Gebieten ausgedehnt, von wo sie ebenfalls große Beute zusammenbrachten. Hier setzte sich ihnen der westfränkische Ludwig entgegen und trug einen Sieg davon, dem die deutsche Poesie ein unsterbliches Denkmal errichtet hat.

Indem die Normannen die zusammengeraffte Beute in ihr festes Lager fortzuschaffen beschäftigt waren, stellte sich ihnen der König der Westfranken, Ludwig, der Enkel Karls des Kahlen, in den Weg, und trieb sie wirklich auseinander. Als eine Schar derselben sich zur Wehr setzte und das Glück sich zu wenden schien, stieg der junge König selbst vom Pferde. Damit stellte er den Mut der Seinigen wieder her und erfocht einen vollständigen Sieg, der zugleich in dem ostfränkischen Reiche als ein gemeinschaftlicher guter Erfolg betrachtet wurde.

Wir besitzen noch einen Schlachtgesang, der einem mit dem karolingischen

Hause bekannten Geistlichen zugeschrieben wird, in reinem Fränkisch, woraus man namentlich abnimmt, wie wenig die beiden Reichsteile als gesondert betrachtet wurden, und er verdient wohl, daß wir seiner gedenken; man erhebt sich einen Augenblick aus den einsilbigen Notizen über Raub und Mord.

Gott ließ, so heißt es darin, heidnische Männer über das Meer daherfahren, um die Franken an ihre Sünden zu mahnen; da geschieht die Stimme Gottes an Ludwig, seinen Brüdern zu helfen. Dieser sagt, er wolle es thun, wenn ihn der Tod nicht daran hindere. Er erhebt die Kriegsfahne und ruft zu sich alle Gottesgetreuen. Wer im Kampfe Gottes Willen thut, dem will er es lohnen; wer darin umkommt, für dessen Nachkommen verspricht er zu sorgen. Wie Ludwig auf den Feind trifft, singt er ein Gotteslied: Sang war gesungen, Kampf war begonnen, Blut sprang aus den Wangen. Behend und kühn vor allen war Ludwig; er schenkte seinen Feinden bitteren Wein: wehe ihnen. Gelobt sei Gott. Ludwig war siegreich.

Man sieht wohl, von den Differenzen der Nationalitäten ist hier noch keine Spur; es galt das Bestehen der karolingischen Reiche und die christliche Religion.

Der kleine Vorteil reichte, wie man begreift, nicht dazu hin, Westfrancien zu verteidigen. Im nächsten Jahre nahmen die Normannen Laon in Besitz. Nur durch Heranziehen einer bewaffneten Macht wurde Rheims gerettet. Hinkmar meint, daß es durch die Heiligen geschehen sei, deren Reliquien er dem Feind nicht in die Hand geraten lassen wollte. Er flüchtete mit denselben nach Epernay. Auch das Pergament nahm er mit sich, auf das er die Ereignisse der Zeit zu verzeichnen pflegte. Da ist er gestorben.

Ein Prälat, dessen zu gedenken wir schon oft in den Fall gekommen sind; in der Mitte der kämpfenden elementaren Kräfte des karolingischen Reiches hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet; er schloß sich den Lehren von der Unabhängigkeit der geistlichen Macht, wie sie einst die Synode von Paris verkündigt hatte, unbedingt an. Dabei erhob er aber doch gegen die Übergriffe des päpstlichen Stuhles in den Provinzen des karolingischen Hauses Einwendungen; er ist darüber mit seinem Beschützer Karl dem Kahlen, dem er es selbst verübelte, daß er das Kaisertum angenommen hatte, in Widerspruch geraten. Die Metropolitanrechte, die doch zugleich für die kirchlichen Gerechtsame der Provinzen eine große Bedeutung haben, fanden an ihm ihren besten Verteidiger; die Selbständigkeit der Kirchen schien ihm wieder durch das Zusammenwirken der beiden höchsten Gewalten gefährdet zu werden.

Noch empfindlicher, als die westlichen wurden die lotharingischen Gebiete, die zu dem östlichen Reiche gehörten, von den Anfällen der Normannen betroffen. Sie hatten Stellung in der königlichen Pfalz Aschloh an der Maas genommen, eroberten Lüttich und selbst die große kirchliche Metropole Köln; die Kapelle des Königs zu Aachen machten sie zur Pferdestallung. Sie gelangten nach Prüm und führten reiche Beute davon. Bei ihrem Abzug

ging das hochberühmte verödete Kloster, um das sich niemand mehr kümmerte, in Flammen auf.

Zu den Unglücksfällen in den westlichen und mittleren Reichsländern kam noch ein dritter, der schwerste von allen, der in dem Sachsenlande, das jetzt zu Ostfranken gehörte, erlitten wurde. Hauptsächlich auf seiner Verbindung mit den Sachsen beruhte die Stärke Ludwigs des Jüngeren. Er war aufs engste mit dem herzoglichen Hause verbunden, sie bildeten gleichsam eine einzige Familie. Der König hatte dann die Verteidigung der sächsischen Marken dem Bruder seiner Gemahlin, dem Herzog Bruno, anvertraut. Die weltliche und geistliche Organisation des Landes war dazu aufgeboten; neben einer stattlichen Anzahl von Grafen stellten sich auch einige Bischöfe; eine Anzahl unmittelbarer königlicher Vasallen war zu dem Zuge herbeigekommen. Nur eigentlich von diesen Rüstungen haben wir genaue Kunde, und alsdann von der Thatsache, daß das sächsisch-fränkische Heer vollkommen vernichtet wurde; wo aber und wie das geschehen ist, läßt sich nicht mehr erkennen. Eine Familientradition in dem sächsischen Hause schreibt das Unglück einer plötzlichen Überschwemmung der Örtlichkeit zu, auf welcher man zu schlagen gedachte. Die Normannen waren Meister der Küsten bis tief in das Land hinein. Sie haben sich eben der Flut bedient, durch welche die Sachsen isoliert wurden. Der gesamte sächsische Heerbann, der Herzog, die Grafen, die Bischöfe und ihre fränkischen Kampfgenossen sind dabei umgekommen. Es war die Blüte des Landes.

Zu den Folgen dieses Unglücksfalles kann es wohl nicht gerechnet werden, aber gewiß war es eine Vollendung desselben, daß Ludwig der Jüngere von einer Krankheit, die man als ein langwieriges Fieber bezeichnet, überfallen, nicht mehr geheilt werden konnte, sondern im Anfang des Jahres 882 in der Pfalz zu Frankfurt verstarb; er wurde in einer Kapelle, die er selbst erbaut hatte, zu Lorch, begraben. Eine bedeutende Erscheinung, dieser Ludwig der Jüngere, in der Kombination der Ereignisse, unvergeßlich durch die Zurückweisung Karls des Kahlen bei Andernach und die grundlegende Erwerbung von Lothringen.

Überblickt man den Umkreis der karolingischen Reiche, so läßt sich in dem östlichen und in dem westlichen Francien niemand finden, der die Verteidigung derselben hätte übernehmen können. Nur Ein Mann lebte aus dem ganzen Geschlechte, der dazu fähig und berufen schien. Es war Karl von Alemannien, der in den letzten Jahren das Ansehen des karolingischen Namens aufrecht erhalten hatte.

Wie Ludwig für Lothringen, so hatte der jüngste der drei Brüder, Karl, für Italien, das ihm durch Übereinkunft mit Karlmann, noch ehe derselbe dem Schlaganfall, der ihn betroffen, vollends erlag, zugefallen war, seinen Frieden mit den westfränkischen Vettern geschlossen. Das Verhältnis, in welchem Italien zu den Karolingern stand, lernt man aus einem Schreiben des Bischofs Anton von Brescia kennen, in welchem der dringende Wunsch

ausgesprochen wird, daß sie einen von ihnen nach Italien schicken möchten, denn die Einwohner von Italien seien die Beute bald der einen, bald der anderen Partei, sie wünschten, daß der Mann aus dem Geschlecht bestimmt werde, dem sie sich unterwerfen sollen, was sie mit Vergnügen thun werden. Man sieht, nicht etwa verhaßt war die Herrschaft des karolingischen Hauses den Italienern, sie wünschten nur, nicht in die Feindseligkeiten der verschiedenen Linien des Hauses verwickelt zu werden. Sie wollten in diesen Kampf nicht selbst eingreifen, sondern sich dem unterwerfen, der überhaupt die Oberhand behalten haben würde, wie das nun wieder mit der germanischen Linie des karolingischen Hauses der Fall war. Karl von Alemannien, welcher derselben angehörte und der an die Stelle Karlmanns trat, auf welchen die kaiserlichen Rechte durch Verfügung Kaiser Ludwigs II. übergegangen waren, fand in der Lombardei keinerlei Widerstand. Die lombardischen Großen leisteten ihm in Ravenna den Eid der Treue.

Und schon hatte auch Papst Johann VIII. seinen Widerwillen gegen die zweite Linie der Karolinger aufgegeben; er hatte sich bereits, wie wir wissen, an Karlmann und an dessen Stellvertreter Karl gewandt. Diesen hatte er selbst eingeladen, nach Italien zu kommen; seine Lage nötigte ihn zu diesem Entgegenkommen. Die aglabitischen Saracenen waren zu Land bis an den Garigliano vorgedrungen. Mittelitalien wurde von ihren Räubereien heimgesucht; der Papst selbst ist in den Fall gekommen, ihnen Tribut zahlen zu müssen. Wie er selbst einmal ausspricht, durch die Verfolgung der Ungläubigen geängstigt, würde er die Hülfe jedes Königs, wie derselbe auch sonst beschaffen sei, annehmen. Trotz seiner Annäherung an Karl war doch ein vorläufiges Einverständnis nicht getroffen worden; eine Reichsversammlung, die zu Ravenna gehalten wurde, trug zu einem solchen nichts bei. Johann sagt: er habe dort nichts ausgerichtet; die fränkischen Annalen berichten nicht einmal seine Anwesenheit daselbst.

Obwohl in dem oberen und mittleren Italien anerkannt, hatte Karl doch zwei Nebenbuhler zu fürchten. Der eine war der oftgenannte Graf Boso von Vienne, der zum Könige von Niederburgund gekrönt worden war, und noch immer nach der Kaiserkrone zu streben schien. Karl machte gemeinschaftliche Sache mit den beiden westfränkischen Königen; sie suchten Boso in seine alte Unterordnung zurückzuführen. Die drei Karolinger griffen ihn in Vienne an, aber seine Krone vermochten sie ihm nicht wieder zu entreißen. Karl selbst scheint sich damit begnügt zu haben, daß Boso auf Italien Verzicht leistete. Nur so läßt sich seine plötzliche Entfernung von jener Belagerung erklären.

Nicht weniger gab es zu denken, daß Papst Johann mit Kaiser Basilius in Beziehung stand. Die Griechen waren damals zur See sehr mächtig und eine Allianz zwischen ihnen und Papst Johann würde das ganze System des Orients und Occidents erschüttert haben. Dahin aber konnte Karl es nicht kommen lassen wollen. Noch einmal suchte Papst Johann die Hülfeleistung

Karls auf das dringendste nach: denn von den Saracenen nicht allein, sondern auch von anderen Feinden werde er in steter Gefahr gehalten; er könne sich nicht außerhalb der Mauern von Rom blicken lassen. Karl verwies ihn an den Herzog von Spoleto, der sich zu der kaiserlichen Partei hielt, aber eben darum selbst von dem Papst als sein Feind betrachtet wurde.

Wenn man die verschiedenen Momente, die hier zusammengreifen, überlegt, so stellt sich trotz der unzureichenden Nachrichten doch eine in sich selbst bedeutende Kombination vor die Augen. Papst Johann wurde inne, daß er ohne einen Kaiser sich nicht verteidigen könne; er gab demselben die bündigsten Versicherungen, daß er weder mit den Griechen noch auch mit Boso in einer auf das Kaisertum bezüglichen Allianz stehe. Das war aber für Karl einleuchtend, daß eben hierdurch das Unternehmen gegen Boso scheiterte. Die Befestigung Bosos gegen die westfränkischen Könige und die Erwerbung der Kaiserkrone durch den ostfränkischen Karolinger werden Hand in Hand gegangen sein. In Karls Umgebung befand sich ein Mann von vollendeter diplomatischer Gewandtheit, Liutward, ein geborener Schwabe, damals Bischof von Vercelli; der hat sich nun nach Rom begeben, um die Schwierigkeiten zu heben, welche der Papst machen konnte. Johann VIII. fürchtete noch immer den Kaiser, den er herbeirief. Liutward hat ihm Versprechungen gemacht, wie er sie wünschte. Zu einer Vereinbarung ist es nicht gekommen, aber der Weg war geebnet. Karl konnte sich zur Kaiserkrönung nach Rom begeben.

Im Februar 881 zog Karl mit seinen Schwaben und Franken, denen sich eine große Anzahl italienischer Machtgenossen angeschlossen hatte, in Rom ein, von den Großen wurde er mit Freuden bewillkommt. Der Papst setzte ihm die Krone auf, die im Schatze des heiligen Petrus aufbewahrt wurde; der schwäbische Fürst wurde als Imperator Augustus begrüßt; auch Richarda, seine Gemahlin, ist gekrönt worden.

Es war die nächste Kaiserkrönung nach der Karls des Kahlen; sie erfolgte aber im entgegengesetzten Sinne. Karl repräsentierte die Familie, welche sich die Nachfolge Kaiser Ludwigs II. nach einer Art Erbrecht zuschrieb, auf deren Ausschließung Johann VIII. ein neues politisches System zu gründen gedacht hatte.

Karl III. — so werden wir ihn weiter bezeichnen — trat damit in den Zenith seines Ansehens in der Welt. Er wird als der würdige Nachfolger der früheren Kaiser gefeiert; man sagte selbst, er sei Karl dem Großen an Weisheit und Kriegserfolgen gleichgekommen und habe ihn durch die Ruhe und den Frieden, den er herstellte, selbst übertroffen. Eine offenbare Übertreibung, die nur von dem Eindruck eines glücklichen Momentes herrühren kann.

Der Schutz eines Kaisers war für den Papst unentbehrlich. Noch einmal hat Johann sein Hülfsgesuch an den Kaiser erneuert. Besonders fleht er um Hülfe gegen die Saracenen, er bittet um ein Heer und einen geeig-

neten Führer: „Gewährt mir Hülfe, damit die feindlichen Nationen nicht fragen: wo ist ihr Kaiser?"

Ein sehr bezeichnendes Wort, aus welchem sich ergiebt, daß die lateinische Christenheit als ein Ganzes betrachtet wurde, das einen mächtigen Kaiser voraussetzte. In Wahrheit war doch Karl III. weit entfernt, einer so umfassenden Aufgabe gewachsen zu sein. Es erschreckte ihn fast, daß die Griechen Meister der Adria waren und den Papst zur See wirklich in Schutz nahmen. Gegen die Saracenen konnte er zu Lande um so weniger etwas ausrichten, da die mittelitalienischen Großen an der engeren Verbindung des Kaisers mit dem Papste schon wieder Anstoß nahmen. Der Herzog von Spoleto hat sich, statt an Kaiser und Papst festzuhalten, selbst mit den Saracenen in Verbindung gesetzt. Die kaiserliche Autorität war ihrer historischen Grundlage zum Trotz auf die momentanen Verhältnisse in Italien angewiesen.

Herr und Meister war Karl daselbst keineswegs geworden. Indem er aber noch mit den Verflechtungen der südlichen Länder beschäftigt war, rief ihn der Tod seines Bruders Ludwig nach den nördlichen ab. Auf Italien mußte das schon dadurch eine Rückwirkung haben, weil das Kaisertum, wie es von Ludwig II. auf Karl III. gekommen, nun nicht mehr durch dessen Anwesenheit im Lande repräsentiert und dadurch verstärkt wurde. Karl III. wurde durch den Todesfall seines Bruders keineswegs Inhaber der höchsten Gewalt in dem gesamten karolingischen Reiche, aber alle Landschaften, die der zweiten Linie seines Hauses angehört hatten, waren ihm damit zugefallen.

Auch diese waren an sich kaum zusammenzuhalten. Infolge der erlittenen Unfälle waren die slavischen Grenzvölker in allgemeine Bewegung geraten. Eine Unabhängigkeit, wie sie das großmährische Reich damals gewann, zu brechen, konnte Karl nicht unternehmen; er ließ diese Marken zunächst in der Hand seines Neffen Arnulf, dem sie von Karlmann übertragen worden waren. Eine andere Obliegenheit aber stellte sich ihm dar, der er seine ganze Aufmerksamkeit widmen mußte; sie erwuchs aus der Ausdehnung der Macht der Normannen, welcher Ludwig der Jüngere keine Grenzen hatte setzen können; sie mußten zurückgedrängt werden, wenn das ostfränkische Reich bestehen sollte. Im Mai 882 hielt Karl einen Reichstag zu Worms, wo sich die Vasallen des ostfränkischen Reiches sammelten und darüber in Beratung traten, wie man das Land von der Gewalt der Normannen befreien könne. Im Einverständnis mit den Fürsten rief dann der Kaiser die streitbaren Mannschaften zusammen, um das große Unternehmen ins Werk zu setzen. Es blieb nicht ohne Wirkung, daß es einen gekrönten Kaiser gab, der nun wieder in Germanien erschien. Die Annalen sind voll davon, mit welchem Eifer man seinem Aufgebot gefolgt ist.

Einen eigentümlichen Charakter gab es dem Heere, daß auch Lombarden, welche den Kaiser über die Alpen begleitet hatten, an dem Zuge Anteil nahmen. Die Hauptfeste der Normannen war, wie erwähnt, Aschloh, von

wo das Land weit und breit verwüstet wurde; nur die Kostbarkeiten der Kirchen konnte man in Sicherheit bringen. Die Absicht war, vor allem diesen Platz dem Feinde zu entreißen. Es giebt eine Erzählung, nach welcher, indem das tapfere Heer sich anschickte, denselben zu zerstören, der Kaiser durch verräterische Ratschläge bewogen wurde, davon abzustehen und friedlicheren Eröffnungen sein Ohr zu leihen. Möglich, daß eine Unterbrechung der militärischen Thätigkeit auch durch ansteckende Krankheiten veranlaßt worden ist, welche im heißen Sommer infolge der Vernachlässigung der Gefallenen ausbrachen. Überdies aber, wenn der Kaiser auf Unterhandlungen mit den Normannen einging, so war der Vorgang doch nicht so außerordentlich wie er erschien. Er hat ein Vorbild in dem früheren Verfahren Kaiser Ludwigs I. und Lothars, sowie selbst in der Abkunft Karls des Kahlen mit dem Seekönige Weland; es war auch vor kurzem — wir werden darauf zurückkommen — in England befolgt worden.

Die eingeschlossenen Normannen, die ihren Ruin vor Augen sahen, boten den Belagerern an, ihnen ihre Veste einzuräumen und zugleich die christliche Religion anzunehmen. Ihr Führer Gottfrid wünschte in die Stellung des Königs Rorich einzutreten. Er kam persönlich, durch kaiserliche Geiseln gesichert, aus der Burg heraus und empfing die Taufe. Der Kaiser, der die Waffen gegen die Normannen auch deshalb ergriffen hatte, weil sie Ungläubige waren, erklärte sich dadurch befriedigt, daß sie das Christentum annahmen. Aber darum war die Ankunft des Kaisers nicht so freudig begrüßt worden. Das Kriegsheer, das in den Normannen die Landesfeinde sah, und nichts anderes als einen blutigen, aber siegreichen Kampf erwartet hatte, war sehr mißvergnügt, als es zu einem solchen nicht kam. Die Unthätigkeit des Kaisers wurde von Verrat und Feigheit hergeleitet. Sein Verhalten wurde auch durch die Rücksicht auf die alte Stellung der Vorfahren Gottfrids motiviert. Karl gab sein Wort dazu, daß Gottfrid sich mit der Tochter Lothars II., Gisla, vermählte. Aber indem er das bewilligte, begründete er doch nur ein noch zweifelhafteres Verhältnis, als das frühere, so daß ähnliche Folgen daraus entsprangen, wie sie mit jener Überlieferung von Duurstede verbunden waren.

Und ein wirklicher Friede war damit nicht hergestellt: ein fortwährender kleiner Krieg entspann sich, in welchem unter den Deutschen ein Mann hervortrat, der in der Verwickelung dieser Ereignisse nicht vergessen werden darf, Graf Heinrich, ein Bruder des Markgrafen Poppo, der die Sorben in Zaum hielt. Heinrich verstand es, die räuberischen Scharen zurückzuwerfen, sie in ihren Burgen aufzusuchen und zu isolieren, diese zu erobern und anderweitig zu befestigen.

Auf diese Weise am Niederrhein einigermaßen gesichert, wandte sich Kaiser Karl im Frühjahr des Jahres 883 nochmals nach Italien, wo er das unvollendet gebliebene Werk der allgemeinen Pacifikation wieder aufnahm. Papst Johann VIII. war indes gestorben (15. Dezember 882); dessen Nach-

folger Marinus I. (882—884) hielt sich an den Kaiser. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Gegner an dem Herzog von Spoleto. Erst vor kurzem waren Spoleto und Camerino wieder vereinigt worden. Wido II. hatte Camerino, sein ursprüngliches Erbteil, mit Spoleto, das durch den Tod seines Neffen an ihn fiel, vereinigt. Schon immer hatte er eine feindselige Haltung gegen den Kirchenstaat inne gehalten; er war demselben doppelt beschwerlich, da er nun in den Besitz der beiden Herzogtümer gelangt war; nach allen Seiten stellte er sich selbständig auf. Es wird ausdrücklich versichert, daß er mit Konstantinopel in enger Beziehung stand, Gesandtschaften dahin abschickte und solche von dorther empfing. Auch mit den Saracenen in Sepinum schloß er einen Frieden, der als Einverständnis betrachtet wurde. Wie der Papst, so sah auch der Kaiser seinen Feind in Wido und als es ihm glückte, den Herzog in seine Hand zu bekommen, so ließ er ihn vor Gericht stellen; und die Meinung des über diese Dinge am besten unterrichteten Zeitgenossen ist, daß das Verfahren zu einem Todesurteil geführt haben und dessen Vollstreckung erfolgt sein würde, wenn es dem geschickten Parteihaupt nicht gelungen wäre, seiner Haft zu entkommen. Der Kaiser entsetzte ihn seiner Lehen, was doch so viel bedeutet, daß er die Partei bedrohte, durch welche Ludwig, Karlmann und er selbst anfangs unterstützt worden waren. Auch anderen Großen widerfuhr dieses Schicksal; altererbter Besitz wurde an Leute von untergeordneter Herkunft verteilt, so daß die Landschaften, die dabei beteiligt waren, in große Aufregung gerieten und zu einer Art Empörung schritten. Karl, der sich mit den Kräften, die um ihn waren, sie zu überwältigen nicht getraute, begab sich noch vor Eintritt des Winters nach Deutschland zurück, um mit der Macht des Reiches in kurzem über die Alpen zurückzukehren. In diese Verflechtung der Angelegenheiten, namentlich auch mit dem griechischen Reiche gehört es, daß Karl mit den Venezianern ein Abkommen traf, durch welches er ihre Verbindung mit dem Abendlande sicherte. Er erneuerte die alten unter seinem Urgroßvater abgeschlossenen Verträge mit denselben: er bestätigte ihnen alle ihre Besitzungen in den Grenzen seines Reiches, gewährte ihnen Handelsfreiheit und vereinigte sich mit ihnen zu gemeinschaftlicher Bekämpfung der Seeräuber im Adriatischen Meere.

Aber eine bei weitem schwierigere Pacifikation lag ihm ob, wenn er sich wieder gegen Italien wenden wollte.

Die politische Situation des Reiches bringt es so mit sich, daß der Kaiser nach den verschiedenen Seiten hin Feinde findet, mit denen er sich auseinandersetzen muß. Von Italien wendet sich Karl gegen die Normannen, von den Normannen wieder nach Italien. Da war ihm denn nichts widerwärtiger, als die unabhängige Machtstellung des großmährischen Reiches. Dieses Reich konnte an sich als ein Vorland des Occidents betrachtet werden. Seine Grundlage war Mähren, das damals auch die Slovakei umfaßte; von da dehnte es sich bis an die Theiß aus, wo es mit den Bulgaren zusammenstieß; auf der anderen Seite bis an die Weichsel, die Grenze der Polen;

Böhmen hatte sich den Mähren angeschlossen, was auf die Sorben im Erzgebirge zurückwirkte.

Das großmährische Reich war jedoch entfernt davon, sich dem occidentalen Kaisertum unbedingt anzuschließen. Seine definitive Bekehrung zum Christentum war nicht von Rom, sondern von Konstantinopel ausgegangen. Um so fester war infolge dessen der Widerstand, den es den Streitkräften entgegensetzte, durch welche es, namentlich von Bayern aus wiederholt bedrängt wurde.

Karlmann hatte bald im Verein mit seinem Vater, bald im Gegensatz zu demselben, von der karanthanischen Mark her den Kampf mit den Mähren geführt. Durch ihre inneren Entzweiungen begünstigt, unterwarf er sie. Die Brüder Wilhelm und Engelschalk wurden als Grafen in jenen Marken eingesetzt. Allein der mährische Fürst Swatopluk, der sich zu Karlmann gehalten hatte, fiel von ihm ab und veranlaßte neue Unruhen, bei welchen auch jene Grafen getötet wurden. Im Jahre 873 erfolgte ein Friedensschluß. Die Germanen leisteten Verzicht auf die Herrschaft über die Mähren, aber sie behaupteten die Ostmark.

Der Sohn Karlmanns, Arnulf, besaß die Mark Pannonien und Kärnthen, die ihm auch bei dem Tode seines Vaters selbständig überlassen wurden. Nun aber brach zwischen den heranwachsenden Söhnen Engelschalks und Wilhelms und dem von seiten des deutschen Reiches eingesetzten Grafen Aribo eine Fehde aus, in welcher jene, durch Swatopluk bedrängt, ihre Zuflucht zu Arnulf nahmen. Swatopluk verwüstete hierauf Pannonien mit einer, wie der Ausdruck lautet, wölfischen Wut. Es war ein offener Krieg des großmährischen Reiches und des occidentalen Imperiums, dem Karl notwendig ein Ziel setzen mußte, wenn er freie Hand gegen Italien behalten wollte. Er hielt es daher für notwendig, zur Ausführung seines Zuges Mähren zu pacifizieren; er nahm die Huldigung Swatopluks an, gegen das Versprechen, bei seinen, des Kaisers, Lebzeiten niemals wieder in das Reich einzufallen. Es war ein Friedensschluß, wie Karl sie in dem Gedränge der verschiedenartigen Feindseligkeiten einzugehen sich gewöhnt. Sie waren niemals definitiv, sondern immer darauf berechnet, der Entfaltung der Macht nach der anderen Seite hin keine Schranken zu setzen.

Von Königstätten, wo der Vertrag mit Swatopluk im Spätjahr 884 abgeschlossen war, begab sich Karl unmittelbar nach Italien, er feierte Weihnachten zu Pavia. Da hatte es dann keine besondere Schwierigkeit, daß Wido von Spoleto die Gnade des Kaisers nachsuchte, denn nur auf eine Befestigung seiner Stellung waren seine bisherigen Schritte berechnet gewesen; und auch der Kaiser konnte nicht an einen Krieg denken, der ihn mit Griechen und Saracenen in neue Mißhelligkeiten verwickelt haben würde. So geschah es, daß Wido in Pavia dem Kaiser gleichsam einen Reinigungseid leistete; er schwur ihm, ein Majestätsverbrechen überhaupt nicht begangen zu haben. Hierauf nahm ihn der Kaiser in seine Huld und Gnade wieder auf.

Es lag ihm daran, auch die Bundesgenossen Widos, deren Lehen er angefochten hatte, wieder zu beruhigen. Man darf hieraus wohl einen Vorteil der Selbständigkeit der italienischen Großen erblicken, wie sie einen solchen schon unter Ludwig II. davon getragen hatten. Die lokalen Mächte behielten auch gegen Karl III. im ganzen das Übergewicht. Dem Kaiser wurde es um so leichter, das geschehen zu lassen, als Wido und dessen Freunde zu seinen ursprünglichen Anhängern gehörten. Der nach Marinus' Tode eingetretene Papst Hadrian III. scheint hierüber dem Kaiser nicht entfremdet worden zu sein. In dieser pacifikatorischen Thätigkeit begriffen, erhielt Karl III. die unerwartete Einladung der Westfranken, sich als ihr König an ihre Spitze zu stellen. Das vornehmste Motiv dazu waren die seit dem letzten Zuge des Kaisers gegen die Normannen eingetretenen Zwischenfälle.

Gottfrid hatte sich durch seine Vermählung veranlaßt gesehen, mit Hugo, dem Sohne der Waldrada, in die engste Verbindung zu treten. Sie faßten die Absicht, Lotharingien wiederherzustellen und es miteinander zu teilen. Graf Heinrich, der fortwährend den kleinen Krieg gegen die Normannen geführt hatte, machte dieser Gefahr durch eine offenbare, auch in diesen Zeiten ungewöhnliche Gewaltthätigkeit ein Ende: indem er ein Zwiegespräch mit Gottfrid herbeiführte, entspann sich ein wilder Streit zwischen Anklage und Verantwortung, und eine Thätlichkeit brach aus, in welcher Gottfrid seinen Untergang fand. Auch Hugo fiel in die Hände der Kaiserlichen. Es scheint wirklich Graf Heinrich gewesen zu sein, welcher den Rat gab, den Ansprüchen desselben dadurch ein Ende zu machen, daß man ihn blendete. Nur so schien es möglich, Lotharingien in Unterwerfung unter den als legitim anerkannten Karolingerstamm zu behaupten.

Es leuchtet ein, daß der Sturz Hugos und Gottfrids dem ostfränkischen wie dem westfränkischen Reiche zu gute kam; zugleich aber konnte er nur dazu dienen, die Feindseligkeiten der Normannen, die sich über beide Reiche erstreckten, wieder anzufachen. Ohne Vermutungen darüber zu wagen, wie sich die Einfälle derselben zu den gleichzeitigen Ereignissen in England verhalten, darf man an der Versicherung des bestunterrichteten Chronisten, des Mönches von St. Vaast, festhalten, daß die Normannen durch die berührten Entzweiungen veranlaßt worden sind, sich nach dem Kontinent zurückzuwenden. Durch eine unerwartete Verwickelung geschah es nun, daß besonders das westliche Francien davon betroffen wurde, so daß sie sich nach der Seine und gegen Paris wendeten. Der Geschichtsforscher wird selbst zweifelhaft, wenn er Ansichten, die den bisherigen so ganz widerstreben, aufstellt; aber er kann sie nicht zurückweisen, insofern sie aus den einzig beglaubigten Überlieferungen entspringen.

In Westfrancien hatte die Verwüstung sich ins unerträgliche gesteigert. Auf allen Straßen und Wegen sah man Ermordete. Die Kirchen wurden zerstört, so daß auf einem westfränkischen Reichstag der Beschluß gefaßt wurde, irgend einen Austrag zu suchen, um diesem Greuel ein Ende zu

machen. Die vornehmste Station der Normannen war damals Amiens. Ein geborener Däne, welcher Christ geworden war, Sigfrid, wurde zu seinen alten Landsleuten geschickt, und brachte endlich eine Übereinkunft zu stande, daß ihnen 12000 Pfund reines Silber gezahlt wurden, sie aber dann versprechen sollten, zwölf Jahre lang von dem westlichen Frankenreiche fernzubleiben. Da es während der hierauf eintretenden Ruhe doch nicht an Feindseligkeiten fehlte, so faßten die Westfranken den Beschluß, den Normannen mit aller Gewalt zu Leibe zu gehen, sobald sie die von ihnen versprochene Waffenruhe brechen würden. Westfranken und Dänen standen dergestalt zu Krieg und Frieden bereit einander gegenüber. In der That rückten den eingegangenen Bedingungen gemäß die Dänen nach der Küste hin ab, um ihre Zusage zu erfüllen. Hier aber wurden sie insoweit anderen Sinnes, als nur ein Teil von ihnen in See ging, ein anderer sich auf die lotharingischen Gebiete warf und Löwen einnahm.

Damals nun war der ältere Sohn Ludwigs des Stammlers, dem das deutsche Ludwigslied gegolten, mit Tode abgegangen; jetzt starb auch sein jüngerer Bruder Karlmann, unter welchem jener Vertrag abgeschlossen war, unerwartet infolge einer Verwundung, die er auf einer Jagd zufällig erhielt. Da nun haben die Westfranken, die in dem zweifelhaften Verhältnis nicht ohne Führer bleiben konnten, beschlossen, den Kaiser Karl III. als ihren König anzuerkennen.

Das war das Ziel, nach dem einst Ludwig der Jüngere gestrebt hatte. Und wie oft hatten die Westfranken sich nach der Hülfe der Ostfranken umgesehen; von Hinkmar selbst war einmal diese Auskunft als wünschenswert anempfohlen worden. Dem jüngeren Bruder Ludwigs, dem Kaiser Karl, dem damaligen Oberhaupte der zweiten Linie der Karolinger, wurde nun der westfränkische Thron in aller Form angeboten. Mit Freude und Stolz nahm er dies Anerbieten an. In Ponthion leisteten ihm die westfränkischen Großen ihre Huldigung, nicht viel anders, als sie einst zu Karl dem Großen nach dem Tode von dessen Bruder übergegangen waren. Noch einmal trat in dem Reiche die provinziale Absonderung vor der Idee der Einheit zurück.

Für Kaiser Karl III. ein Ereignis, wie es ihm in den Träumen seiner Jugend vorgeschwebt hatte; er war wieder das allgemein anerkannte Oberhaupt des Frankenreiches. Aber diese Veränderung der Situation brachte den Westfranken, die Hülfe von derselben erwarteten, vielmehr selbst eine neue Gefahr.

Die Normannen-Dänen hatten einen Teil ihrer Macht nach Lotharingien gewendet; der Kaiser konnte nicht anders, als alle Kräfte, über die er gebot, gegen Löwen zu richten, wo sie sich aufgestellt hatten. Dazu bot er aber nicht allein seine ostfränkischen Unterthanen auf, sondern auch die westfränkischen, die jetzt zu ihm übergetreten waren. Die Unternehmung hatte jedoch nicht den Erfolg, den man erwartete. Die Dänen wehrten sich auf das tapferste; dabei aber richtete sich ihr Widerwille nicht sowohl gegen die alten

Unterthanen des Kaisers, als gegen die Westfranken: sie nahmen den größten Anstoß daran, daß diese mit Kaiser Karl gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Sie haben nicht eigentlich gesagt, nach dem Tode Karlmanns seien sie nicht an das gebunden, was mit ihm abgemacht war; sie gaben die Bundesbrüchigkeit eher den Westfranken Schuld, welche mit dem Kaiser gegen sie gezogen waren.

Sobald nun der Angriff der westlichen und östlichen Franken auf Löwen gescheitert war, schlugen die Normannen den Weg nach der Seine ein. Gewöhnlich wird berichtet, von seiten der Normannen sei ein neuer Angriff von der Seeseite her unternommen worden. Ich folge dem einfachsten Bericht des oft angeführten Chronisten, welcher davon nichts weiß, und nehme an, daß die Dänen sich zu Land durch den Hennegau nach der Seine gezogen haben. Hier erscheinen sie plötzlich ohne Schiffe; sie bemächtigen sich der auf der Seine liegenden fränkischen Fahrzeuge, um über den Fluß zu gehen.

Aber die Westfranken, ihres Beschlusses, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, eingedenk, sammeln alle Streitkräfte, die in Neustrien und Burgund vorhanden sind und rücken gegen die Dänen heran in dem Vertrauen, dieselben zu überwältigen. Sie müssen jedoch erleben, daß ihr vornehmster Anführer, Herzog Ragnold von Maine, fällt. Zwar sind es nur wenige Leute, welche mit ihm umkommen; aber die übrigen verlieren ihre Zuversicht und ziehen sich zurück.

Nochmals setzen sich andere Frankenhaufen den Dänen bei Pontoise entgegen: sie errichten daselbst ein Kastell, um dem Feinde den Weg zu versperren. Dahin wendet sich nun der Anführer der Dänen: sie werden der fränkischen Burg Meister, indem sie ihr das Trinkwasser abschneiden. Die Franken bedingen sich nur freien Abzug aus, die Burg überlassen sie den Dänen, die dann nicht säumen, dieselbe in Brand zu stecken. Aber ihre Raubsucht und Rachbegierde ist damit nicht befriedigt: sie wenden sich jetzt, wahrscheinlich verstärkt durch die bei ihrem Angriff auf Kent zurückgewiesenen dänischen Heerhaufen, die dann in die Seine hereingefahren zu sein scheinen, gegen die große Hauptstadt, die schon damals als einer der vornehmsten Mittelpunkte des gesamten westlichen Europa angesehen wurde. Für das karolingische Reich war es eine Lebensfrage, ob Paris von den Dänen eingenommen werden oder sich nochmals gegen dieselben werde behaupten können. Auch aus diesem Gesichtspunkte ist es nicht sowohl erlaubt als geboten, dem Ereignis eine kurze Erörterung zu widmen.

In Paris hatte man Vorbereitungen zur Gegenwehr getroffen. Man hatte eine Verschanzung errichtet, die in den Erzählungen schlechthin als der Thurm bezeichnet wird; doch war sie nicht vollendet, als die Dänen zum Angriff heranstürmten. Die Franken setzten sich herzhaft zur Wehr. Man schlug den ganzen Tag, von früh bis abend; als die Nacht eintrat, kehrten die Dänen zu den Schiffen zurück; die Franken benutzten die Nacht, um ihre Verschanzungen zu befestigen. Besonders eifrig wirkten hiebei nach alter

karolingischer Sitte der Bischof Gauzlin und der Graf Odo zusammen. Denn das war die vorwaltende altkarolingische Idee, die Religion, besonders die Kirchen, in denen die Reliquien verwahrt wurden, und die Mauern der Städte zugleich zu verteidigen. Als die Dänen am anderen Tage ihren Angriff erneuerten, fanden sie verdoppelten Widerstand. Man stritt abermals bis zum Abend: die Dänen zogen sich wieder nach ihren Schiffen zurück.

Die Absicht, Stadt und Land einzunehmen, gaben sie aber keineswegs auf. Sie errichteten auch ihrerseits eine Befestigung, um von da aus ihre Angriffe methodischer ausführen zu können. Man schlug sich mit wetteifernder Tapferkeit einige Wochen lang. Die Verschanzungen, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden waren, wurden von derselben aus unterstützt und erfrischt. Da aber eine heftige Flut die Brücke zerriß, erneuerten die Dänen nun ihren Anfall mit verdoppelter Heftigkeit und Wut. Zwar hatte der Bischof die Besatzung durch die krieggeübtesten und tapfersten Männer verstärkt, allein abgeschnitten, wie sie war, vermochte sie nicht den Feind abzuwehren und ging zu Grunde. Auf den Mauern der Stadt sah man den Bischof und das Volk; sie konnten jedoch nur den Untergang ihrer Freunde bejammern, nicht ihn verhindern. Die Verschanzung wurde endlich genommen; man fand nur die gräßlich verstümmelten Leichen der Verteidiger.

In diesem Moment, in welchem man einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt erwartete, behielt der Bischof noch so viel Besinnung, daß er an den mit den kaiserlichen Truppen nicht allzufern stehenden Markgrafen Heinrich eine Sendung um Hülfe ergehen ließ, der dieser auch wirklich folgte, ohne jedoch etwas entscheidendes ausrichten oder auch nur unternehmen zu können. Gauzlin hoffte noch mehr durch Verhandlungen mit dem Dänenführer Sigfrid zu erreichen, allein noch ehe das gelungen war, erlag der Bischof einer Krankheit. Unter dem Rufe „der Bischof ist tot" wandten die Dänen ihre Waffen gegen die Stadt. Aber durch den großen Unfall war doch das Volk von Paris in den täglichen Scharmützeln nicht entmutigt. Die größte Gefahr lag darin, daß die Normannen der Stadt die Zufuhr abschnitten. In dieser Bedrängnis hat Odo den Hülferuf des Bischofs erneuert. Der wackere Kriegsmann gewann es über sich, die Stadt insgeheim zu verlassen, um dem Kaiser die bestimmte Kunde zugehen zu lassen, daß Paris in die Hände der Feinde fallen werde, wenn er nicht zu Hülfe komme. Dann kehrte Odo zurück, nicht ohne sich durch eine Schar von Feinden einen Weg mit den Waffen bahnen zu müssen. Das Volk vermißte ihn schon und empfing ihn mit Jubel.

Die Belagerung und Verteidigung wurden nun mit gleicher Anstrengung fortgesetzt. Tausende sind dabei erlegen, aber das Volk, welches an seinem Glauben festhielt, das für Gott und seine Kirche stritt, verteidigte sich auf das hartnäckigste. So hat die Stadt acht Monate hindurch Widerstand geleistet. Lange jedoch konnte das nicht mehr fortdauern, da die Lebensmittel beinahe erschöpft waren.

Und unterdessen war der erneuerte Hülferuf Odos bis zu dem Kaiser gedrungen, der damals in seinen pacifikatorischen Handlungen in Italien soweit gediehen war, daß er es wieder verlassen konnte; ungesäumt machte er sich auf, um dem Hülferuf zu entsprechen. Im Juli finden wir ihn in Metz, im August in Attigny, im September in Quiercy, von wo er die Kräfte des Reiches gegen Paris führte, das er für die Hauptstadt seines Reiches hielt, um sie zu retten. Der Anfang seines Unternehmens war jedoch sehr unglücklich.

Die Vorhut führte auch diesmal der Markgraf Heinrich, auf welchen als den bewährtesten sich alle Augen richteten. Er war aber zu keck einer so geübten Mannschaft gegenüber, wie die dänische. Als er an die Verschanzungen derselben heranritt, nicht um zu schlagen, sondern nur um zu rekognoszieren, fand er den Tod. Wie es scheint, stürzte sein Pferd in eine der Gruben, welche die Normannen aufgeworfen und mit Rasen bedeckt hatten, wie es einst im Thüringerkriege geschehen war. Als er gestürzt war, sprangen die Normannen aus ihrem Versteck hervor und machten seinem Leben ein Ende.

Man kann den Eindruck ermessen, den dieser unersetzliche Verlust auf den Kaiser hervorbrachte, allein er ward dadurch nicht abgehalten, mit seiner Macht gegen Paris vorzurücken. Die Dänen wurden genötigt, die Verschanzungen, die ihm im Wege lagen, zu räumen und sich auf das linke Ufer der Seine zurückzuziehen. Der Kaiser drang bis an die Stadt vor, er soll sein Lager am Mont Martre aufgeschlagen haben. Der Bericht, dem wir folgen, sagt nur, er habe Hülfstruppen in die Stadt geworfen. Dem Kaiser Karl III., der kein Kriegsheld war, läßt sich doch die Ehre nicht abstreiten, daß er der Stadt Paris zu Hülfe gekommen ist und sie entsetzt hat. Es ist die letzte Handlung eines karolingischen Kaisers von unzweifelhafter Berechtigung. Aber mit dem normannisch-dänischen Heere zu schlagen war er um so weniger gesonnen, da der Winter bevorstand. Die Unterhandlungen mit den Feinden wurden wieder aufgenommen; der Kaiser bewilligte ihnen einen Preis für ihren Abzug und verstattete ihnen eine Einlagerung in Burgund.

Schon damals fand diese Auskunft den schärfsten Tadel. Dem Kaiser ging es in Paris wie bei Aschloh. Seine Handlungen brachten ihm keine Ehre, sie zogen ihm vielmehr Schimpf zu: man vermißte eben eine scharfe Züchtigung seiner Feinde. Das kann jedoch den lange Nachlebenden nicht hindern, die Bedeutung seiner Handlungen zu würdigen. Bei Aschloh hat er die Konfinien von Lotharingien und Germanien von einer unmittelbaren Gefahr befreit; ein nicht geringerer Erfolg ist es, daß er Paris vor dem Untergang rettete.

Aber damit hat er den Angriffen der Normannen allerdings hier so wenig ein Ende gemacht wie dort; wie er einst eine Abkunft mit den Großmähren geschlossen hatte, um nach Italien gehen zu können, dann in Italien den vornehmsten Gegner Wido von Spoleto wieder zu Gnaden annahm, um nur nicht von den Saracenen übermannt zu werden. Das eigentliche Ziel

erreichte er nirgends; aber er behauptete das Ansehen und den Bestand des Kaisertums im allgemeinen.

Wie tief die Idee des Reiches und seiner Einheit Wurzel geschlagen, wie sehr sie sich aller Gemüter bemächtigt hatte, sieht man besonders an den Successen Kaiser Karls III., dem sich von den drei Teilen, Italien, Ostfrancien und Westfrancien, einer nach dem anderen unterwarf, weil es der Lauf der Dinge so mit sich brachte; jedoch war diese Pacifikation keineswegs festgegründet. Daß er sich immer persönlicher Beihülfe, die dann das beste that, bediente, ließ in der Nation das Mitgefühl, worauf doch die Autorität eines Kaisers größtenteils beruht, nicht aufkommen, noch in den Großen die Ehrfurcht, die ein wesentliches Moment in ihrer Subordination bildet.

Wenn man den Lebenslauf Karls III. begleitet, so hat man das Gefühl, wie wenn man auf einer mittleren Höhe, die mit mancherlei Annehmlichkeiten ausgestattet ist, wandelnd, plötzlich an einen Abgrund versetzt wird, der das Gemüt mit Befremden erfüllt. Seines besten Kriegsmannes, des Grafen Heinrich, war Karl bei Paris beraubt worden. Nachdem er jetzt nach dem Elsaß zurückgekommen war, erhob sich in Deutschland ein Sturm gegen den Bischof Liutward, der noch bei weitem mehr als Bernhard von Septimanien ein Vorbild despotischer Minister späterer Zeiten geworden ist.

Ein Landsmann Karls III., hatte er ihm während seiner ganzen Regierung als Kanzler und Erzkaplan zur Seite gestanden. Einer der Chronisten macht die Bemerkung, er sei dem im Buche Esther erwähnten Haman, dem Rate des Königs Ahasverus, noch überlegen gewesen; denn Haman werde nur als der zweite im Reiche bezeichnet, Liutward habe aber noch mehr Macht besessen und Verehrung genossen, als Kaiser Karl selbst. Von Liutward selbst schreibt sich, wie man auch ohne ausdrückliches Zeugnis unbedenklich annehmen darf, die Politik des Kaisers her, welche mehr auf diplomatischen Verbindungen, als auf unbedingter Ausübung der Macht fußte. Liutward selbst beging Eigenmächtigkeiten, welche die angesehensten Mitglieder des Hofes gegen ihn aufregten; die Verheiratung reicher Erbinnen an seine Verwandten niederer Herkunft konnten sie ihm nicht verzeihen. In allen Zeiten haben Stellungen dieser Art Eifersucht und Haß erregt.

In Kaiser Karl III. drängten besonders die schwäbischen Herren, den Mann zu entfernen, der sie in seinem Namen beherrschte. Sogar einen ketzerischen Irrtum in Bezug auf die Persönlichkeit des Gottmenschen gab man ihm Schuld. Erzbischof Liutbert von Mainz, Erzkaplan Ludwigs des Jüngeren, seitdem aber seiner Wirksamkeit enthoben, bildete eine Partei zum Sturze Liutwards und nötigte den von einem Schlaganfall gelähmten Kaiser, denselben zu entlassen. Karl III. war schon in seiner Jugend von geistigem und körperlichem Unwohlsein heimgesucht worden. Jetzt warf ihn dieselbe Krankheit nieder, der sein älterer Bruder erlegen war. Auch seine Gemahlin Richarda wußte man durch gehässige Anklagen von ihm zu trennen. Der Mann, der die drei Reiche regierte und kaiserliche Pflichten erfüllen sollte,

wurde auf sein Krankenlager eingeschränkt. Sein Zustand, der keinen anderen Ausgang erwarten ließ, als einen frühen Tod, mußte um so mehr eine allgemeine Bewegung hervorrufen, da ihm kein Sohn lebte, der ihn hätte ersetzen können.

Neuntes Kapitel.

König und Kaiser Arnulf.

Niemals hat es einen Todesfall von umfassenderer Bedeutung gegeben, als den, welcher damals bevorstand. Das Großkönigtum und Kaisertum Karls des Großen waren wieder in Eine Hand zusammengefallen. Der Urenkel war dem Stifter an Umfang des Machtgebietes in der That zu vergleichen, aber freilich nicht an wirklicher Autorität innerhalb desselben: in alle Grenzen waren fremde Nationen eingedrungen, afrikanische Moslimen auf der einen, die nordischen Heiden auf der anderen Seite; an einer dritten, der niederen Donau hatte sich eine christliche Macht gebildet, die nach dem Orient hin gravitierte, der sich die slavischen Bevölkerungen überhaupt anschlossen. Hätte es verschiedene karolingische Fürstentümer gegeben, in Germanien, in Gallien und in Italien, so würde die von Karl dem Großen begründete Macht vielleicht in jedem besonders zur Geltung gekommen sein: das eine würde die Repression der Saracenen, das andere die Behauptung der Marken an der Donau und der Elbe, das dritte die Verjagung der Normannen von dem lotharingischen und westfränkischen Boden haben ausführen können; aber dahin hatten es die dynastisch-geistlichen Irrungen nicht kommen lassen. Die Bildungen der einzelnen Reiche waren von dem Ergebnis dieser Irrungen und dem Erbrecht ausgegangen: nicht etwa von Erwägungen der politischen Position, welche die Behauptung der Grenzen in ihrer Gesamtheit zum Zwecke gehabt hätten. Die späteren Karolinger sind nicht so verächtliche Persönlichkeiten, wie man sie darzustellen liebt. Der Sohn Lothars, Ludwig II. nicht allein, sondern auch die drei Söhne Ludwigs des Deutschen waren Männer von Verdienst und Thatkraft. Ludwig der Stammler und dessen Söhne sind nicht zu voller Ausbildung gelangt. Für die Gesamtmacht waren die Gegensätze der karolingischen Fürsten untereinander verderblich. Hauptsächlich durch diese waren die Normannen zu ihren Einbrüchen in die Gebiete der Maas und der Seine veranlaßt worden, aus denen sie dann nicht verjagt werden konnten. Die Thätigkeit Ludwigs II. war durch die geistlichen Konflikte gebrochen worden, zuletzt waren dann die drei großen Länder wieder unter Einen Herrn gekommen, der aber nicht fähig war, die centrale Macht zu entwickeln, welche zur Behauptung der

Grenzen erforderlich gewesen wäre. Vielmehr waren in dem Innern andere Selbständigkeiten erwacht, welche die Reichsgewalt in sich selbst beschränkten. Die Tendenz provinzieller Selbständigkeit gab sich allenthalben kund. Wie hätte sie sich nicht mit unwiderstehlicher Gewalt erheben sollen, sobald der Kaiser, unter dessen Autorität sie gestanden, nicht mehr war? Für die Lombarden war der Moment gekommen, der sie der Verpflichtung sich neutral zu halten überhob; die beiden Linien, in deren Mitte sie sich bewegt hatten, existierten nicht mehr. Wie hätten die westfränkischen Großen, durch welche Karl III. herbeigerufen war, in dem Falle, daß er mit dem Tode abging, sich nicht ihrer Selbständigkeit erinnern sollen? Aber in dem Mittelpunkt des Reiches trat über die Frage, wie der sterbende Kaiser zu ersetzen sein werde, die stärkste Bewegung ein: sie betraf die Fortsetzung des Reiches selbst. Man erlebte das sonderbare Schauspiel, daß bei Lebzeiten des Kaisers eine politische Bewegung entstand, die noch unter seinen Augen zu einem Resultat führte, das einer Absetzung gleichkam. Wir suchen uns ihre Motive zu vergegenwärtigen.

Karl III. selbst hatte die Absicht verraten, den Enkel Kaiser Ludwigs II., Sohn der Irmingarde, Ludwig, den er als Sohn annahm, zu seinem Nachfolger zu erklären. Allein in einer ganz anderen Richtung bewegten sich die Entwürfe der Oberhäupter in Deutschland selbst.

Noch aus der Blütezeit Karls III., der Zeit, in welcher er Kaiser geworden war, haben wir einen Bericht über den Stand des karolingischen Hauses. Man wünscht nichts mehr, als daß ein echter Karolinger der Ehe Karls mit Richarda entsprieße; denn das sei notwendig, um die räuberischen oder vielmehr tyrannischen Erhebungen, die sich überall regen, niederzuwerfen. Man will die Urheber derselben nicht nennen, kennt sie aber; sie werden sich unterwerfen oder, durch die Fortsetzer der höchsten Gewalt besiegt, in alle Winde zerstreut werden. Gegen sie bedarf man eines Fürsten, aber eines solchen, der ein Mann ist. Aus dem ganzen Geschlechte aber lebte nur ein thatkräftiger Mann, Arnulf von Kärnthen. Auf diesen richteten die Anhänger des karolingischen Hauses ihre Hoffnungen, wiewohl er nicht aus gesetzlicher Ehe entsprungen war. „Er lebt noch, und möge er leben, damit die Leuchte aus dem Hause des großen Ludwigs (der Autor meint Ludwig den Deutschen) nicht verlösche.“

Vergegenwärtigen wir uns die Lage, in welcher sich Arnulf befand. Er hat Karanthanien und Pannonien aus den Händen seines Vaters empfangen, war aber dadurch in die schwersten Verwickelungen mit den Großmähren geraten. Die Söhne Engelschalks, welche Swatopluk verfolgten, fanden Aufnahme und Rückhalt bei Arnulf. Swatopluk forderte ihn auf, die jungen Männer von seinem Hofe zu entfernen und ihm zugleich die eidliche Versicherung zu geben, daß er an den kurz vorher bei dem Einfall der Bulgaren zu Tage gekommenen Machinationen gegen seine Herrschaft und sein Leben keinen Anteil genommen habe. Da Arnulf weder auf das eine

noch das andere einging, so brach jener Krieg aus, in dem Swatopluk Pannonien verwüstete, und von dem wir bemerkten, daß Karl ihn unmöglich fortdauern lassen konnte; er machte demselben durch einen Frieden ein Ende, in welchem Swatopluk seine Unterwürfigkeit versicherte. Für die Weltstellung des Kaisers mochte dies notwendig sein, aber Arnulf fühlte sich dadurch schwer gekränkt, daß Karl seinen Gegner zu Gnaden annahm. Auf ähnliche Weise waren die Bayern dadurch aufgeregt, daß ihr Gegner Swatopluk immer mächtiger wurde.

Man hat damals erzählt, Liutward habe sich, als er aus der Nähe seines Kaisers verstoßen wurde, selbst zu Arnulf begeben und ihn aufgefordert, die Regierung zu ergreifen. Darin aber würde eine Wiederbefestigung des Regiments gelegen haben, gegen welches sich eine weitverzweigte Opposition regte, zu der Arnulf im Grunde selbst gehörte. Arnulf würde die Haltung, die er bisher eingenommen, aufgegeben und niemals die Einwilligung der Fürsten des Reiches erlangt haben, die er doch für sich, da er kein legitimer Erbe war, doppelt bedurfte. Eben an ihn wendeten sich die Fürsten des Reiches, die Oberhäupter der Stämme.

Ein für die Entwickelung der deutschen Geschichte wichtiger Moment. Bei dem Abgang einer unzweifelhaft legitimen Succession des herrschenden Geschlechtes, welches alle Stämme vereinigt hatte, kam die Autonomie derselben zum erstenmal zum wirklichen Ausdruck. Bayern und Sachsen, die erst von Karl dem Großen reuniert worden, traten jetzt mit den Ostfranken zu diesem Zwecke zusammen; nicht als hätten sie daran gedacht, das Reich aufzulösen, ihr Sinn war vielmehr, es zu erhalten und zwar durch den wackersten Mann, der sich finden ließ; sie bedurften einen König, in welchem die höchste Gewalt, welche sie zusammenhielt, repräsentiert war. An einen westfränkischen Karolinger konnte man nicht denken, denn aus diesem Zweige war nur ein Kind, dessen Echtheit selbst in Zweifel gezogen wurde, übrig. Hätte Karls III. Regierung bestanden, so würde man einen heranwachsenden natürlichen Sohn desselben, der gar bald von sich reden machte, haben an die Spitze stellen können. Das würde aber das Ansehen der Schwaben, die schon jetzt einen den übrigen Stämmen unwillkommenen Einfluß auf die kaiserlichen Entschlüsse ausgeübt hatten, bestätigt und verdoppelt haben. Man bedurfte eines thatkräftigen Mannes, der das Scepter unabhängig ergreifen und eine Bahn der Politik, die den allgemeinen Wünschen entsprach, selbst im Gegensatz mit der bisherigen Regierung einschlagen konnte.

Sehr möglich, daß Hildegarde, die Tochter Ludwigs des Jüngeren, die durch ihre Mutter dem sächsischen Stamme angehörte, bei den Beratungen über die Nachfolge einen persönlichen Einfluß ausgeübt hat. Der Übergang des Kaisertums von ihrer, der fränkischen Linie, auf die schwäbische, mag ihr unbequem genug gefallen sein. Sie konnte Richarda nicht lieben, so wenig wie der Erzbischof Liutbert von Mainz den Schwaben Liutward, der

ihn verdrängt hatte. Wir werden später auf den Gegensatz der beiden großen Geschlechter zurückkommen, welcher sich schon hiebei bemerkbar machte.

Karl III. hat dem einen von ihnen, aus welchem Markgraf Heinrich entsprungen war, der ihm die wichtigsten Dienste geleistet hatte, besondere Gunst erwiesen. Diesem aber stand ein anderes Geschlecht, dem die größte Bedeutung für die deutsche Geschichte vorbehalten war, das konradinische eifersüchtig gegenüber. Dieses hatte sich der besonderen Gunst des jüngeren Ludwig erfreut; er war mit Hildegarde befreundet, deren Wittum in der Mitte seiner Besitzungen lag. Man darf annehmen, daß der Gegensatz der großen Geschlechter auch bei dem Anteil mitwirkte, welchen Hildegarde dem Herzog von Kärnthen widmete. Am meisten aber kam es diesem zu statten, daß er als ein natürlicher Gegner Karls III. betrachtet wurde.

Die Kränkung, welche Arnulf erfahren hatte, war das Moment, welches ihm die Krone verschaffte. Denn eben der unverhohlene Gegensatz, in dem er sich zu der Politik Karls III. befand, machte ihn bei den mächtigsten Reichsfürsten beliebt. Besonders agitierten die Bayern für ihn. Sie konnten nichts mehr wünschen, als daß er in eine Stellung gebracht würde, in welcher er neben seiner ererbten Macht auch die Gesamtkräfte des Reiches ins Feld zu führen in den Stand kam.

Bei den Beratungen, die über die Succession im Reiche gepflogen wurden, vereinigten sich nun die bayrischen Großen mit den sächsischen, denen sich die Thüringer anschlossen, und den fränkischen. Auf einer Zusammenkunft, wahrscheinlich zu Frankfurt, wurde Arnulf als ihr König und Senior anerkannt. Und auf der Stelle erschien er nun mit den Kräften seines Herzogtums im Felde, um die Schwaben zur Anerkennung zu bewegen. Diese konnten nicht den Versuch machen, der Erhebung Arnulfs, der schon unter ihnen selbst einflußreiche Anhänger hatte, zu widerstreben; sie traten ihm bei. Daran, daß er einer von der Kirche nicht sanktionierten Verbindung entsprungen war, nahm man keinen Anstoß.

Bei dem Anblick dieses allgemeinen Abfalles gab Kaiser Karl III. selbst nicht allein die Absichten, die er hegte, sondern seine Sache überhaupt auf. Wir finden die Nachricht, er habe noch durch eine besondere Botschaft Arnulf an den Eid der Treue erinnern lassen, den er ihm einst auf Reliquien geleistet habe, und sich nur einen Ruhesitz in Schwaben ausbedungen. Allein diese Schmach wurde ihm erspart, er starb am 13. Januar 888. Arnulf trat dann ohne weiteres an seine Stelle.

Alles geschah nur durch die weltlichen Oberhäupter der Stämme, jedoch unter Mitwirkung des Erzbischofs von Mainz, Liutbert, der die Geschäfte wieder in die Hand nahm. Ich denke nicht, daß die Wahl Arnulfs eben nur ein Königtum über die Stämme in sich schloß, die ihn erhoben hatten. Sie sahen in ihm den Nachfolger Karls III. in jeder Beziehung; es war das allgemeine karolingische Königtum, mit welchem sie ihn bekleideten.

Da trat nun aber die oben berührte Schwierigkeit ein. Die übrigen Reichsteile waren von dem Gefühl durchdrungen, daß der Abgang Kaiser Karls III. ihre Unabhängigkeit bedeute. Berengar von Friaul wurde im Januar 888 zu Pavia als König gekrönt, unzweifelhaft noch vor dem Tode Karls III., infolge der Erhebung Arnulfs. Odo von Paris wurde vermöge seiner Stellung selbst als König anerkannt. In ihrer Mitte streckte Wido von Spoleto bald nach der westfränkischen, bald nach der italienischen Krone seine Hände aus. In Hochburgund trat ein Dynast, eigentlich ein Nachfolger jenes Abtes Hukbert von St. Moritz, Rudolf, als unabhänger Fürst auf und wurde als solcher anerkannt. In ihnen allen repräsentierte sich die natürliche Tendenz zu einer provinzialen Unabhängigkeit. Ereignisse, die innerhalb des Imperiums kaum verstanden, außerhalb desselben vollkommen unverständlich bleiben mußten. In der Lebensbeschreibung des Königs Alfred von Asserius, dessen Regierung eben in diese Zeit fällt, findet sich die Notiz, beim Tode Karls seien fünf verschiedene Fürsten eingesetzt worden; Arnulf habe das Gebiet östlich vom Rhein behauptet, an Rudolf sei ein Teil der inneren Provinzen gekommen, an Odo das westfränkische Reich, an Berengar und Wido die Lombardei und das transalpinische Land. Der Autor fügt hinzu, die fünf Reiche seien aber nicht bei ihren Inhabern geblieben, sondern ein Krieg sei ausgebrochen, der eine Verwüstung derselben zur Folge gehabt habe. Eine vollkommene Auflösung sieht jedoch auch Asserius in dieser Teilung nicht; er berichtet, Arnulf habe das Imperium behauptet. Ob sich das wirklich so verhalten sollte, bildete nun das große Problem der Zeit.

Daß Arnulfs Autorität von Anfang an als eine allgemeine, das ganze Imperium umfassende betrachtet wurde, ergiebt sich aus der ersten Synode, die unter ihm im Juni 888 in Mainz gehalten worden ist. Nicht allein lothringische, sondern auch zweifellos westfränkische Geistliche, die Erzbischöfe von Rheims und Rouen, sowie die Bischöfe von Noyon und Beauvais haben an derselben teilgenommen. Sie kann als eine Synode des Gesamtreichs betrachtet werden. Auch das italienische Element fehlte nicht ganz. In ihrem Dekret sagen die Bischöfe: sie seien hier unter der Herrschaft ihres Königs und Seniors Arnulf versammelt; sie beschließen, daß ein Kirchengebet für ihn und seine Gemahlin und zugleich für das Wohl der gesamten Christenheit abgehalten werden solle.

Damit stimmt zusammen, wenn zuerst Odo sein Königtum sich von Arnulf bestätigen ließ und kurze Zeit darauf auch Berengar bei der ersten bewaffneten Drohung diesem Beispiel nachfolgte.

Sehr eigentümlich war die Beziehung, in welche Arnulf zu dem niederburgundischen Reiche trat. Boso war schon am 11. Januar 887 gestorben. Aber zu einer neuen Königswahl war es dann nicht gekommen. Von Bedeutung ist es wohl, daß eine Synode ihre Akten mit dem Namen Karls III. bezeichnet hat. Eben damals hatte sich die Witwe Bosos, Irmingarde, an Kaiser Karl gewendet. Von ihrer Zusammenkunft schreibt sich die Vermutung

her, deren oben gedacht wurde, daß Karl ihren Sohn Ludwig, der noch im zartesten Alter stand, zu seinem Thronfolger ausersehen habe. Das aber trug wahrscheinlich dazu bei, seinen eigenen Sturz herbeizuführen. Drei Jahre lang gab es keinen König in Burgund, was dann dort die schlimmsten Folgen hatte. Von allen Seiten wurde die Landschaft von Feinden überflutet, so daß sich die Bischöfe an den Papst wandten. Nach dessen Anweisung schritten sie zu einer Wahl, die auf den Sohn Bosos, Ludwig, fiel. Der Teilnahme weltlicher Großen geschieht hier keine Erwähnung; aber die Bischöfe sprachen das Vertrauen aus, daß sich die Edeln und Fürsten zur Verteidigung des Landes erheben würden. Sie setzten eine Regentschaft ein, die aus dem Herzog Richard von Burgund, dem Bruder Bosos, und der Mutter Ludwigs, Irmingarde, bestehen sollte. Dabei wird auf den Schutz des verstorbenen Kaisers Karl und auf die Unterstützung durch Arnulf ausdrücklich Bezug genommen. Dieser erschien auch insofern als der Inhaber der ganzen kaiserlichen Gewalt. Irmingarde hatte bereits selbst Arnulf in Forchheim aufgesucht und ihm auch den reichen Güterbesitz ihrer Mutter Angilberga in Erinnerung gebracht. Wir haben eine Urkunde Arnulfs, in der er seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Irmingarde gedenkt und den Güterbesitz ihrer Mutter bestätigt.

Die Trennung der beiden Stände, welche in dem Königreich Burgund hervortritt, fand nun auch in Deutschland eine Parallele. Im Jahre 895 wurde ein Konzil in der Villa des Königs Tribur gehalten, welches aus Bischöfen verschiedener Provinzen, Schwaben, Franken, Alemannien und Sachsen bestand, denen sich der damaligen Lage der Dinge gemäß einige Bischöfe aus Lothringen beigesellt hatten. Die Bischöfe hielten eine besondere Versammlung, in welcher sie Arnulf über sein Verhältnis zur Kirche befragten. Er antwortete: er werde der entschlossenste Vorkämpfer gegen die sein, welche die Vorrechte der Geistlichkeit zu schmälern suchten. Die Erklärung trägt den Charakter einer Wahlkapitulation. Erst nach Empfang dieser Erklärung bringen die geistlichen Herren ihm ein Hoch aus.

In diesem Sinne hat auch jene versifizierte Chronik, die man unter dem Namen des Poeta Saxo kennt, das Königtum Arnulfs aufgefaßt; er begrüßt in ihm den späten Nachkommen jenes Bischofs Arnulf von Metz, auf welchen die Karolinger ihren Ursprung zurückführen. In dem neuen König sieht er den Beschützer der Kirche gegen alle ihre inneren und äußeren Feinde, namentlich auch gegen die Normannen, die damals mächtiger waren als je.

Von den Handlungen Arnulfs ist es fast die berühmteste, daß er den Normannen in einem glücklichen Kampfe entgegentrat.

Zwei Normannenheere, die in England in Nachteil geraten waren, hatten sich auf die niederdeutschen Küsten geworfen. Arnulf stellte ihnen ein Heer entgegen, um ihnen den Übergang über die Maas zu verwehren; aber sie überschritten doch diesen Fluß an einer Stelle, wo man das nicht erwartet hatte, und durchstreiften dann weit und breit das Land, das sie in ihrer ge-

wohnten Weise mit Plünderungen und Brandschatzungen heimsuchten. Das deutsche Heer setzte sich in Bewegung, um den Feind auf dem rechten Ufer des Flusses aufzusuchen. Bei dem Bache Gueule stießen dann die feindseligen Heerhaufen aufeinander. Eine zum Rekognoszieren ausgeschickte deutsche Schar ließ sich von den Normannen, die auch hier unter dem Namen Dänen erscheinen, überraschen und überwältigen. Unter den Gefallenen war auch der Erzbischof von Mainz. Nun erst bekamen die Normannen Mut; sie suchten in ihrer Weise einen festen Platz einzunehmen, um daselbst zu überwintern. Dazu wählten sie Löwen, das sie schon einmal gegen ein starkes ost- und westfränkisches Heer behauptet und von wo aus sie den erwähnten Zug gegen Paris unternommen hatten. Da zog Arnulf, welcher die Oberdeutschen herbeigerufen hatte, aus Bayern gegen sie heran, und es kam zu einem blutigen Zusammentreffen an der Dyle, das immer im Gedächtnis geblieben ist. Es kostete einen Entschluß, die deutschen Reiterscharen, welche in der Nähe der Feinde bereits die Dyle überschritten hatten, zu vermögen, sich denselben zu Fuß entgegenzustellen. Der König selbst soll sich erboten haben, zuerst vom Pferde zu steigen, worauf er gebeten wurde, lieber den Rücken zu decken. Die Masse des deutschen Kriegsheeres rückte den Normannen zu Fuß entgegen und wurde von ihnen mit Gelächter empfangen in Erinnerung an die letzte Schlacht. Aber auf der anderen Seite feuerte diese Erinnerung die Deutschen an, gegen den Feind auf das tapferste zu kämpfen. Wie Eisen und Feuerstein trafen, wie der Chronist sagt, Normannen und Franken aufeinander. Indem jene genötigt wurden, über den Fluß zurückzugehen, wurden sie überwältigt und zum größten Teile niedergemetzelt.

König Arnulf hatte gesiegt. Obgleich er der Normannen, welche wir bald darauf wieder im Lager bei Löwen finden, nicht Meister wurde, so ist doch aus den englisch-französischen Berichten zu ersehen, daß er ihnen Einhalt gethan hat. Eine bewaffnete Gegenwehr, bei der sie in Nachteil und Gefahr gerieten, veranlaßte sie, ihre Züge nach anderen Regionen zu richten.

Wenn man nun aber fragt, weshalb Arnulf bei dem ersten Konflikt nicht zugegen war und gleich nach dem letzten Brabant wieder verließ, so ist die Antwort, daß er an der Donau mit seinen Erbfeinden, den Großmähren, in offenen Kampf geraten war. Zwischen ihm und Swatopluk war eine neue Zusammenkunft anberaumt gewesen, aber der Slavenfürst vermied es, vor den ostfränkischen König zu kommen. Er verleugnete die versprochene Treue, so daß nun Arnulf ernstlich Bedacht nahm, ihn in seinem Gebiet anzugreifen. Er zog den Herzog der Slovenen, Brazlavo, der ihm unterthänig war und das Gebiet zwischen Drau und Sau inne hatte, auf seine Seite. Durch diesen wurde eine Verbindung mit dem Bulgarenkönig Symeon angeknüpft, durch dessen Einfluß den Mähren die Zufuhr von Salz abgeschnitten werden sollte. Im Juli 892 überschritt Arnulf die mährische Grenze; er führte nicht allein Bayern, sondern auch Franken und Schwaben ins Feld.

Aber die Mähren hielten sich in ihren Städten und Burgen, das offene Land wurde verwüstet. Arnulf hatte beabsichtigt, Mähren von verschiedenen Seiten anzugreifen; wir finden aber nur, daß eine eben erst in diese Regionen eingedrungene Völkerschaft, ein Haufe Ungarn, ihm zu Hülfe kam, der zur Verwüstung des Landes beitragen konnte, nicht aber zur Besitznahme.

Das Unternehmen wiederholte sich im Jahre 893; wir hören von neuen Verwüstungen, die aber noch weniger Erfolg hatten; nur mit Mühe konnte Arnulf nach Bayern zurückkehren.

Das großmährische Reich erhielt sich in seiner Integrität; es besaß zugleich eine Hegemonie der gesamten Slaven. Nicht durch die Waffen, sondern durch den Tod wurde Arnulf seines gefährlichsten Gegners entledigt. Swatopluk muß als einer der gefährlichsten Antagonisten betrachtet werden, welche die Slavenwelt jemals dem deutschen Reiche entgegengesetzt hat. Mit energischer Thatkraft verband er Verschlagenheit und Umsicht. In der Mitte des Occidents und Orients trotz seiner Abneigung gegen die Deutschen und seiner damit verbundenen Hinneigung zu den orientalischen Kulturstaaten stand er doch auch mit dem römischen Papst in Verbindung, in dessen Auftrag er sogar einmal eine Botschaft an Arnulf übermittelt hat.

Swatopluks Söhne teilten sein Gebiet; da ihnen nicht daran liegen konnte, die aggressive Stellung ihres Vaters zu behaupten, so traten sie sogleich in Unterhandlungen mit den Deutschen, die zu einem friedlichen Abkommen führten, von dessen Inhalt wir weiter nichts hören.

Arnulf bekam dadurch mehr freie Hand. Seine friedliche, gleichsam diplomatische Thätigkeit war auf die Vorbereitung einer Stellung gerichtet, die er seinem Sohne Zwentibold in Lothringen zudachte. Er wollte ihm ein besonderes Königreich dort gründen, zu welchem Zwecke er im Jahre 894 vor allem mit den kirchlichen Gewalten in engere Verbindung trat, die im folgenden Jahre zum Ziele führte.

Seine kriegerischen Anstrengungen wendete er nach Italien, wo Verhältnisse obwalteten, die ihm Hoffnung machten, zum Kaisertum zu gelangen. Ehe wir ihn dahin begleiten, fassen wir indessen die in Rom und Italien eingetretenen Verhältnisse übersichtlich zusammen.

Die Abwendung Johanns VIII. von der westfränkischen Linie hatte für ihn selbst verhängnisvolle Folgen. Sicilien, gegen welches Kaiser Ludwig II. alle Kräfte des christlichen Westens und Ostens zu vereinigen gedacht hatte, war definitiv in den Händen der Saracenen, die nun ihre Angriffe auf Unteritalien auf das stärkste erneuerten. Ein bloßes Spiel mit Worten ist es nicht, wenn man darin eine Art von Wiederholung der Angriffe Hannibals auf Italien sieht. Aber die Moslimen waren doch in der That mächtiger, als einst die Punier. Sie beherrschten das westliche Becken des Mittelmeeres und setzten sich am Fuße des Vesuv fest. Nochmals wird des alten Pästum und seiner Akropolis gedacht, die sie einnahmen. Von Garigliano her überfielen sie die kirchlichen Gebiete selbst.

Johann VIII. war eine unverwüstliche Natur; den Angriffen der Saracenen hat er sich selbst mit einer kleinen Seemacht entgegengesetzt, doch blieb er weit entfernt, sie zu überwältigen. Es war an sich mehr die Aufgabe des Kaisers als des Papstes. Und schon hatte sich neben Johann VIII. und im Widerspruch zu ihm eine andere hierarchische Größe erhoben: der Bischof von Porto, Formosus.

Es war einer der beschäftigtsten und wirksamsten Prälaten der Zeit. Immer im Auftrage der Päpste, war er doch zugleich mit ihrer Politik in Konflikt gekommen. Auf einer Mission zu den Bulgaren hatte er den König derselben, welcher sich zur abendländischen Kirche neigte, zu der Erklärung bewogen, daß derselbe seinen Übertritt gleichsam davon abhängig machte, daß Formosus Erzbischof von Thessalonich werde, im Widerspruch mit der Maxime des römischen Stuhles, die Beförderung eines Prälaten von einer bischöflichen Stellung zur anderen nicht zu dulden. Unmittelbar stieß Formosus mit Johann VIII. zusammen, der ihm die Absicht, sich zum römischen Stuhle aufzuschwingen, schuld gab und ihm die Teilnahme an einer Verschwörung gegen Karl den Kahlen beimaß, der eben in dem engsten Bündnis mit dem Papste stand. Das möchte wohl damit zusammenhängen, daß Formosus sich mehr dem Interesse der beiden älteren Zweige des karolingischen Hauses angeschlossen hatte. Er war bei der Zusammenkunft der Angilberga mit Ludwig dem Deutschen in Trident zugegen gewesen, in welcher es zu einer Verständigung derselben gekommen war. Es streift das Gebiet der hohen Politik, die doch über seine Sphäre hinausging, wenn er nun gegen Karl II., den Gewählten des Papstes, Partei nahm. Obwohl ein Mitglied der Hierarchie, bewegte er sich doch immer in einer Politik, die ihm selbst die beste schien. Er ist dafür mit dem Banne belegt und zur Laienkommunion nur unter der Bedingung zugelassen worden, daß er sich von Rom fern halte. Aber der Nachfolger Johanns VIII., Marinus, trug kein Bedenken, ihn zurückzurufen und ihn in seinem Bistum wiederherzustellen.

Seitdem nahm nun die päpstliche Politik überhaupt einen anderen Gang. Und vielleicht darf man darin den Einfluß des geschickten Liutward erkennen, daß die Päpste sich dem Kaiser Karl III. wieder anschlossen. Hadrian III., der Nachfolger des Marinus, folgte einst einer Berufung des Kaisers nach Worms, starb aber auf dem Wege dahin.

Nach dem Tode Karls III. war nun für die Italiener die vornehmste Frage, ob sie Arnulf als den gesetzmäßigen Nachfolger des verstorbenen Kaisers anerkennen würden. Zwei Oberhäupter erhoben sich, Berengar von Friaul, der mit ostfränkischer, und Wido von Spoleto, der mit westfränkischer Hülfe die oberste Gewalt zu erringen trachtete. Eine auf dem Wege der Forschung beinahe nicht zu ergreifende noch verständliche Figur ist Wido von Spoleto, der den Angriffen der Saracenen gegenüber es vorgezogen hatte, sich über die Alpen zu begeben, wo es ihm gelang, großen Einfluß zu gewinnen; sogar die westfränkische Krone nahm er an; doch bald wurde er

inne, daß er gegen Odo von Paris sich zu behaupten nicht im stande sei und ergriff den günstigen Moment, um nach Italien zurückzukehren und hier seinem alten Feinde Berengar von Friaul die Spitze zu bieten. Durch die Teilnahme der Westfranken, besonders auch der Burgunder, behielt er in einer Schlacht an der Trebbia im Jahre 889 den Platz; er warf Berengar nach Friaul zurück und gewann in Italien nach und nach vollkommen die Oberhand.

Den Ausgang der Schlacht scheint man in der Lombardei als ein Gottesurteil angesehen zu haben. Die Bischöfe des italischen Reiches, die eben nach einer anderen Seite gedrängt worden waren, entschlossen sich, dem ein Ende zu machen und Wido von Spoleto als König anzuerkennen. Es war ein Akt, der sich darauf gründete, daß Wido mit dem römischen Stuhl zusammenstand. Der Anspruch Arnulfs, welcher die altkaiserlichen Rechte repräsentierte, ist dabei nicht vollkommen vergessen worden. Wenn, wie erwähnt, Swatopluk einen Auftrag des Papstes Stephan VI. an Arnulf ausrichtete, so bezog sich dieser darauf, daß Arnulf nach Italien gehen und sich der Herrschaft in diesem Lande bemächtigen möchte.

Arnulf fühlte sich aber nicht in der Lage, diesem Rufe zu folgen; der Mittelsmann selbst gehörte zu seinen gefährlichsten Gegnern; er hätte fürchten müssen, auf der einen Seite sich nicht behaupten zu können, auf der anderen nichts auszurichten. Da er die Aufforderung ablehnte, so säumte Stephan VI. nicht, Wido als König von Italien anzuerkennen. Eine vereinzelte Nachricht meldet, derselbe sei bei seiner Anwesenheit in Rom am 21. Februar 891 zum Kaiser gekrönt worden; und wir besitzen Urkunden, die das außer Zweifel setzen.

Beides Akte von einer unendlichen Tragweite, da sie die Trennung Italiens in beiderlei Beziehungen von dem karolingischen Reiche in sich schließen. Es fällt in die Augen, daß ein so vollkommener Übergang von der Autorität eines deutschen Königs, die selbst nach Karls des Großen Tode über ein halbes Jahrhundert als die maßgebende betrachtet worden war, zur Anerkennung eines Fürsten, dessen vornehmste Stütze in seinen burgundischen Verbindungen lag, eine allgemeine Bewegung veranlassen mußte. Es wäre teilweise wenigstens eine Rückkehr zur Politik Johanns VIII. gewesen. Damit aber wird es zusammenhängen, daß Formosus, der vornehmste Gegner dieser Politik nach dem Tode Stephans zum Papst erhoben wurde. Es geschah durch eine Faktion der Großen, welche ihn nach Rom brachten und im Gegensatz gegen einen Mitbewerber, der das Volk für sich hatte, im September 891 auf den Thron setzten.

Man begreift die Verlegenheit, in welche ein Papst geriet, der einst Hinneigungen zu dem karolingischen Hause verraten hatte, jetzt aber von den Anhängern einer entgegengesetzten politischen Richtung, die noch immer wie in Rom selbst, so in Tuscien sehr stark war, bei der eben ergriffenen Politik festgehalten wurde. Im April 892 hat er wirklich das Kaisertum Widos nicht allein durch eine Krönung bestätigt, sondern auch dessen Sohn Lambert

zum Mitkaiser erhoben. Diese haben dagegen der römischen Kirche alle ihre Rechte und Besitzungen verbürgt. Aber dabei gab doch Formosus seine Zuneigung zu der zweiten Linie des karolingischen Hauses, die sich in Arnulf fortsetzte, nicht auf; im Jahre 893 erschienen in Regensburg päpstliche Gesandte, durch die Teilnahme einiger Großen noch besonders autorisiert, um Arnulf aufzufordern, daß er die Besitztümer des heiligen Petrus und das italische Reich den bösen Christen entreißen und es selbst in seine Hände bringen möge.

Die Notizen des Liutprand, nach denen der Sohn Arnulfs, Zwentibold, der unter der wohllautenden Umänderung Sinibald erscheint, noch im Jahre 893 in Italien vorgedrungen sein soll, haben manchen fabelhaften Zug, so daß ich mich ihrer nicht zu bedienen wage. Aus den zuverlässigen Fuldenser Annalen aber, die davon nichts haben, geht hervor, daß Arnulf ohne Rücksicht auf den bevorstehenden Winter sich zu Weihnachten zu einem Zuge nach Italien anschickte. Nur an der Spitze der Schwaben — denn die anderen Stämme waren anderweit beschäftigt — erschien er im Januar 894 in Italien. Die Städte waren jetzt überhaupt gut befestigt und trotzten darauf, sich hinter ihren Mauern zu behaupten. Daß es Arnulf dennoch gelang, eine der festesten, Bergamo, zu erobern, erst die Burg, dann die Stadt selbst, die er einer gräßlichen Verwüstung preis gab, machte einen niederschmetternden Eindruck auf alle anderen. Es war der Grund, weshalb sie Arnulf nicht mehr ernstlich zu widerstreben wagten, auch Mailand und Pavia nicht. Hier empfing er die Huldigung der Lombarden, er nannte sich seitdem König von Italien.

Mit Ruhm gekrönt begab sich Arnulf nach Deutschland zurück. Seine Macht in Italien wurde dadurch nicht wenig verstärkt, daß Wido noch in demselben Jahre starb. Kein Zweifel, daß Lambert, von seiner Mutter Agiltruda unterstützt, noch immer eine ansehnliche Macht besaß. Aber die Spoletiner waren doch keine natürlichen Verbündeten des Papstes, die besten Worte sind gewechselt, die besten Versicherungen ausgesprochen worden. Aber zugleich vernehmen wir, daß die Besitzungen der Kirche ebenfalls von den Spoletinern geschmälert wurden. Da hat nun im Jahre 895 der Papst Formosus den König Arnulf nochmals eingeladen, nach Rom zu kommen. Die Reichsversammlung hatte keinen Grund, dem zu widerstreben. Besonders die Bischöfe waren lebhaft dafür.

In diese Zeit fällt jene Synode in der königlichen Pfalz Tribur, auf welcher Arnulf der gesamten Geistlichkeit des Reiches die erwähnten Versprechungen gab, durch welche diese zu einer freudigen Anerkennung seiner Macht bewogen wurde. Nun erst konnte er ein Reichsheer nach Italien führen; er war jetzt nicht mehr auf die Schwaben angewiesen.

Am 1. Dezember 895 befand er sich bereits in Pavia. Große Schwierigkeiten waren bei dem Zuge nach Rom nicht zu überwinden; aller Orten unterwarfen sich ihm Kastelle und Städte. Im Februar 896 langte er vor

Rom an, das die Lambertiner zum Mittelpunkt ihrer Macht auserlesen hatten; Agiltruda hatte die Mauern und Thore eigenmächtig befestigt, so daß der Papst, durch welchen Arnulf berufen worden war, in fluktuierende Besorgnisse geriet. Als die Deutschen, die zugleich als Wallfahrer gekommen waren und nichts mehr wünschten, als die Schwellen der Apostel zu besuchen, wie die übrigen Thore so auch das von St. Pancratio, welches zur transtiberinischen Stadt führte, verschlossen, die Mauern mit feindlichen Truppen besetzt fanden, hielten sie einen Kriegsrat, in welchem unter lebendiger Teilnahme Arnulfs der Beschluß gefaßt wurde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dazu ist es jedoch in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, nicht gekommen. Es genügte, jenes Thor mit Äxten einzuschlagen. Die Verteidiger waren vor den ersten Steinwürfen der Deutschen zurückgewichen. Diese konnten ohne weiteres in die Stadt einrücken. Der deutsche Berichterstatter sagt, der Kaiser habe die Stadt und den Papst von ihren Feinden befreit. Nun erst war Formosus im stande, den König Arnulf, wie er wünschte, zu empfangen. Er schickte ihm die römischen Großen und die griechische Schola entgegen, eine große geistliche Prozession begrüßte den König an der milvischen Brücke; der Papst selbst empfing den Heranziehenden an den Stufen von St. Peter, führte ihn nach der Basilika und setzte ihm die kaiserliche Krone auf. Dann folgte eine Volksversammlung, in welcher die Römer ihm den Treueid leisteten. Sie versprachen ausdrücklich, von Agiltruda und ihrem Sohne sich loszusagen und diesen zur Erlangung weltlicher Ehren niemals Hülfe zu leisten. In der panegyristischen Vita Berengars wird angenommen, derselbe habe den neuen Kaiser abgehalten, seine Waffen nach irgend einem anderen Punkte zu richten; aber leugnen läßt sich doch nicht, daß Arnulf das einzig richtige that, wenn er seine Waffen nach Spoleto wandte, wohin Agiltruda geflüchtet war. Allein auf dem Wege dahin verfiel er in eine Krankheit, die ihn zum Rückzug nötigte. Die vornehmsten Parteigänger der Spoletiner, die in Rom in seine Hände gefallen waren, führte er mit sich über die Alpen fort. Das Unternehmen schien auf das beste gelungen; aber daß damit eine haltbare Stellung errungen worden wäre, könnte man doch nicht behaupten.

Zuerst wurde Lambert noch anerkannt. Die Befehlshaber des Kaisers und Berengar hatten in Oberitalien eine schwere Stellung gegen ihn. Auch Adalbert von Tuscien hielt sich auf seiner Seite; und in Rom selbst trat, da der Papst Formosus im April 896 starb, eine Reaktion ein gegen alles, was unter ihm zuletzt daselbst vorgekommen war. Der Nachfolger desselben, Stephan VII., nahm einen Akt gegen ihn vor, der eine Beschimpfung in sich schloß, die ihres gleichen nicht hat.

Arnulf selbst hat seit seiner Rückkehr nichts namhaftes mehr vollbracht. Ich weiß wohl, daß ich hier, wenn es auf Annalen ankäme, seiner schon oft angedeuteten Einwirkung auf die Reichsfürsten und ihre Irrungen untereinander, namentlich auf die Gunst, die er den Konradinern zu Teil werden ließ, mehr

gedenken sollte. Darauf aber komme ich später zurück. Hier sei nur bemerkt, daß Arnulf zur Eintracht zwischen den Reichsfürsten wenig beigetragen, vielmehr durch seine Maßregeln die tiefste Zwietracht unter denselben veranlaßt hat. In dem Reiche der Franken ist er kaum mehr erschienen, und dann hauptsächlich in der Absicht, seinen Sohn in Lothringen mit den Großen zu pacifizieren, mit denen sich derselbe entzweit hatte. Er kam aus Bayern dahergezogen und ging dahin zurück. Hier hielt er seinen Hof in Regensburg. Seine Regierung macht nicht den Eindruck des altkarolingischen Kaisertums, welches von dem Mittelpunkte des Reiches aus die höchste Gewalt gleichmäßig nach allen Seiten hin zur Geltung zu bringen suchte; sie trägt vielmehr die Farbe eines Provinzialfürstentums, dem er das Kaisertum durch die Beistimmung der vornehmsten Fürsten annektiert hat. Sein hauptsächlichstes Bestreben ist dann immer dahin gerichtet, das bayrisch-karanthanische Herzogtum gegen die großmährischen Velleitäten in Schutz zu nehmen. Die Grenzstreitigkeiten mit den Mähren, in welche auch Böhmen verwickelt wurde, und in welche Arnulf trotz seines paralytischen Leidens persönlich eingriff, verdienen kaum einen Platz in der allgemeinen Geschichte. Auch seiner bayrischen Großen blieb er nicht eben sicher: sie gingen wohl zu den Nachbarn über; selbst ihre Niederlage brachte sie nicht zu völliger Unterwerfung.

In Arnulfs Privatleben wiederholten sich die trübsten Scenen aus dem Leben seines Vorgängers. Wie Richarda, so wurde auch Ota des Ehebruchs bezichtigt. Ein Gericht trat zur Untersuchung darüber zusammen; so viel man sehen kann, wurde sie freigesprochen. Die ältesten Nachrichten lassen das jedoch unentschieden. Auch die Krankheit Arnulfs, die unerwartet immer wieder hervorbrach, gab zu Verdächtigungen Anlaß. Ein Mann des Hofes ist deshalb mit dem Schwerte hingerichtet worden, eine Frau am Galgen umgekommen. Schrecklich zu sagen, da doch die Krankheit wahrscheinlich eben nur die Folge eines Schlaganfalls war, der sich ein paarmal wiederholte und der den Tod des Kaisers im Dezember des Jahres 899 herbeigeführt hat.

Arnulf unterschied sich von seinem letzten Vorgänger dadurch, daß er ein besserer Kriegsmann war. Die Schlacht an der Dyle, die Eroberung von Bergamo, die Besitznahme von Rom waren militärische Aktionen, die kriegerischen Ruhm auf immer erwarben. Arnulf ist der Geschichte von Ostfranken, d. h. von Deutschland unvergeßlich geblieben. Jene Vereinigung der Stammeshäupter, der er seine Erhebung verdankte, hat er aufrecht zu erhalten gewußt. Mit alledem hat er doch weder Ostfranken, noch das Abendland in einen haltbaren Zustand gebracht. Die Normannen waren noch immer im Übergewicht, die slavischen Völker an den Grenzen unbotmäßig, das großmährische Reich, obgleich pacifiziert, doch in sich uneinig und im Grunde feindselig, die Verhältnisse zu dem westfränkischen Reiche zweifelhafter Natur, Italien durch neue Bewegungen der mohammedanischen Völker in Anspruch genommen, der Streit im Papsttum fern davon, ge-

schlichtet zu sein. Welch ein Unterschied von dem Zustande, in welchem sich das karolingische Reich bei dem Tode Karls des Großen oder auch in den ersten fünfzehn Jahren Ludwigs I. befunden hat.

Auffallend ist, wie sehr der Wechsel der herrschenden Persönlichkeiten zu diesem Umschlag beigetragen hat: die Todesfälle der Fürsten erscheinen als Epochen der Reichsgeschichte. Der Tod des ersten Ludwig brachte die inneren Entzweiungen, die seine letzten Jahre getrübt hatten, erst zu vollem Ausbruch. Zu den Teilungen, welche dann zwischen den Brüdern mehr versucht als durchgeführt wurden, kam beim Tod Lothars I. eine neue in dem eigentlich kaiserlichen Anteil; durch diese wurde die Fortsetzung eines mächtigen Kaisertums eigentlich unmöglich gemacht. Beim Tode Ludwigs II. brach ein entscheidender Kampf über die Erbschaft der älteren zwischen den beiden jüngeren Linien aus. Eine Zeit trat ein, in welcher die jüngste, die westfränkische, nicht allein die Oberhand behaupten, sondern die Alleinherrschaft herzustellen im Begriff stand, wobei sich auch eine enge Verbindung mit dem Papsttum herauszustellen schien. Der Widerstand, der sich dagegen erhob und der plötzliche Tod, dem Karl der Kahle erlag, brachten alles in eine unbeschreibliche Verwirrung. Kaum hatte der ostfränkische Zweig einen Anlauf dazu genommen, die Oberhand in den kontinentalen Verhältnissen zu gewinnen, so erlag auch Ludwig der Jüngere einem frühen Tode, der diesmal infolge schwerer Unglücksfälle eintrat. Karl III. hat dann die höchste Gewalt des Gesamtreiches noch einmal in seiner Hand vereinigt, nicht sowohl durch die Gewalt der Waffen, als durch das Glück der Umstände und eine gewisse Geschicklichkeit der Politik. Aber auch der war von einer Krankheit heimgesucht, der schon andere Mitglieder des Hauses erlegen waren. Bei der ersten Gefahr für sein Leben erhob sich der Abfall gegen ihn in Ostfranken, er zog dann weitere Regungen des Abfalls in Westfranken, den beiden Burgund und Italien nach sich. Sein Nachfolger Arnulf war nicht ganz legitim; dennoch behauptete er sich selbst in seinem Anspruch einer allgemeinen Oberherrlichkeit über Westfranken und Italien. Sein Leben war ein unaufhörlicher Kampf um den Besitz der höchsten Autorität. Es ist immer von universalem Gewicht, daß es so weit kam. Aber auch auf Arnulf war wie der Anspruch auf das Reich die Krankheit seiner Vorfahren vererbt. Der Wechsel der Generation charakterisiert die historischen Epochen; das Erbrecht hat zugleich eine physiologische Seite. Bei seinem Tode hinterließ Arnulf einen Knaben, dem die Fähigkeit nicht innewohnte, sich inmitten der emporwachsenden Selbständigkeiten zu behaupten. Die Idee des Reiches ging damit nicht etwa in sich selbst zu Grunde, sie bestand vielmehr; selbst die Idee des Erbrechtes lebte fort; aber maßgebend für die Welt konnte sie zunächst nicht werden.

Zehntes Kapitel.

Macedonische Dynastie in Byzanz.

Den Verwirrungen des occidentalischen Kaisertums gegenüber macht es doppelten Eindruck, daß das orientalische wieder zu einer kompakten Einheit gelangte und mit den andringenden Völkerschaften in neue Verbindungen trat, welche durch die Ausbreitung der Religion universalhistorisch wichtig geworden sind. Wir haben der macedonischen Dynastie, unter der dies geschah, und ihres Stifters ein paarmal gedacht. Anders ist es nicht, als daß die welthistorische Betrachtung das eine vorauszunehmen, das andere nachzuholen hat. In diesem Falle sind wir hier. Wir wenden dem macedonischen Kaisertume, das wieder einen besonderen Mittelpunkt für das Balkanland, den Norden von Europa, Ostasien und das Mittelmeer bildete, und bald mit den Deutschen, bald mit den Normannen in Kontakt geriet, eine eingehendere Aufmerksamkeit zu.

Es giebt genealogische Notizen, nach welchen die Abkunft des Basilius von den armenischen Arsaciden hergeleitet wird, das Geschlecht seiner Mutter von dem großen Konstantin; man hat ihn an Alexander den Großen angeknüpft. Die Wahrheit ist eine ganz entgegengesetzte. In Basilius gelangte wieder ein Mann auf den Stuhl der Imperatoren, welcher wie Justin und Leo der Isaurier von originaler Kraft und Eigenart in die Reihe der Imperatoren mehr eindrang, als sie fortsetzte. Die in Macedonien ansässige Familie, aus welcher Basilius stammte, war von den Bulgaren gefangen fortgeführt worden. Dort unter einem kriegerischen, barbarischen Volk war Basilius aufgewachsen; nicht ohne Vorwissen und Teilnahme der griechischen Regierung gelang es den Weggeführten, nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückzukehren. Basilius begab sich dann nach Konstantinopel, wo er zerlumpt und müde ankam und in einem Kloster Nachtquartier fand.

In der Gefangenschaft hatte er seine gewaltige Körperkraft ausgebildet, und sich derselben auf das geschickteste zu bedienen gelernt; er warf die bulgarischen Kämpfer nieder, die kein anderer bezwingen konnte.

Damit verband er eine Versatilität seines Geistes, wie sie wohl bei dem Emporstreben aus dem untersten Stande erworben wird. Er fand den Weg in die Marställe der Großen, den Marstall des Kaisers selbst, dessen Gunst er erwarb; Michael III. machte ihn zu seinem Oberstallmeister und später zum Patricius und Oberkammerherrn. Hier ist er dann in die Parteiungen gezogen worden, die den Hof zersetzten. Der Cäsar Bardas, der den Oberkammerherrn, mit dem er zerfallen war, gestürzt hatte, brachte Basilius an dessen Stelle; er hoffte an ihm eine feste Stütze zu haben. Dann aber regte sich, wie so oft, zwischen dem Cäsar und dem Augustus Eifersucht. Zwischen Bardas und Michael waltete noch ein anderes Mißverständnis ob, das nicht

nur persönlicher Natur war. Bardas und seine Familie nahmen eine so einflußreiche Stellung in der Armee ein, daß der Kaiser ihn zu fürchten anfing und den Plan faßte, sich seiner zu entledigen. In diesem Konflikt schloß sich aber der neue Oberkammerherr an den Kaiser an: von ihm wurde Bardas gestürzt und umgebracht, und da der Kaiser nicht allein zu regieren vermochte, so wurde Basilius selbst zum Cäsar ernannt. Nicht lange jedoch bestand ein gutes Verständnis zwischen ihm und dem Kaiser. Der Urenkel des Basilius, Constantinus Porphyrogenitus, versichert, daß nur die Gewaltsamkeiten und die Ausschweifung Michaels daran schuld gehabt hätten; die meist angenommene Erzählung ist, dem Kaiser sei auch Basilius beschwerlich geworden: er habe denselben auf einer Jagd umbringen zu lassen gedacht, aber der Anschlag sei mißlungen und hierauf habe Basilius veranstaltet, daß Michael selbst ermordet wurde. Unleugbar scheint es zu sein, daß sich das allgemeine Vertrauen auf Basilius wandte; man hat es sogar für wahrscheinlich gehalten, daß der Senat selbst ihm bei seinem Vorhaben beigestimmt habe. Genug: der den Bulgaren vor noch nicht zwanzig Jahren entronnene Sklave gelangte zum Besitz des Purpurs in Konstantinopel. Dem griechischen Volke war das nicht unangenehm; es wünschte Menschen von geringer Herkunft, denen die Lage der unteren Klassen bekannt sei, zu den höheren Stellen, ja zu dem Throne selbst aufsteigen zu sehen.

Vor den occidentalischen Imperatoren hatten die orientalischen den Vorzug, daß sie weit größeren Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten ausübten. Auf den Thron gestiegen, hat Basilius in die von Photius erregten Streitigkeiten eingegriffen. Da Photius ein Freund des Bardas war, so begreift man, daß Basilius, welcher diesen gestürzt hatte, sich auch von Photius abwandte. Er suchte seine Stütze zuerst bei den Anhängern des Ignatius, den er wiederherstellte, und dem römischen Stuhle selbst. Im Gegensatz zu Photius berief er ein Konzil, welches jedoch mit größerem Rechte als das photianische als ein ökumenisches bezeichnet werden konnte; es ist das achte in der Reihe. Es ist das Konzil, in welchem der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland wieder zurücktritt. Der Kaiser nahm selbst daran Anteil; er scheint auf ein Einverständnis mit demselben auch in politischer Hinsicht vielen Wert gelegt zu haben: er ließ seinem Sohne Leo ein Erbrecht auf die Thronfolge votieren. Die Versuche, Photius zur Nachgiebigkeit zu vermögen, blieben jedoch vergeblich. Photius weigerte sich, den Anklagen Rede zu stehen; er hat damals das ehrenwerte Wort ausgesprochen: „indem ich schweige, hört Gott meine Stimme.“ In der Schlußsitzung wurden die Dekrete der beiden Päpste Nikolaus und Hadrian zu strengster Befolgung anempfohlen. Von dem römischen Patriarchat, welches die erste Stelle unbestritten behauptete, wurde das konstantinopolitanische als zweites anerkannt.

An das Diöcesanverhältnis derselben aber knüpfte sich doch gleich eine neue Streitigkeit, welche nicht sowohl dogmatisch ist, als gleichsam geographisch-historisch. Der bulgarische König Bogoris fragte an, zu welchem der beiden

Patriarchate sein Reich gehöre. Wenn die Römer den Besitz dieses Gebietes aus dem Grunde behaupteten, weil es im alten Illyrikum inbegriffen sei, das immer von Rom abgehangen, so wandten die Griechen dagegen ein, durch die Verbindung mit den Franken habe der Papst alle Diöcesanrechte in einer griechischen Provinz verloren. Sonderbar, daß die Verhältnisse zwischen dem Occident und Orient des alten Imperiums hier zu einer kirchlichen Bedeutung gelangen.

Es war also recht eigentlich ein griechisches Interesse, wenn Photius nach der Hand wieder emporkam und Basilius das gute Einvernehmen mit Rom wieder auflöste. Auch in der Zeit seiner Entzweiung mit dem Kaiser war Photius sehr mächtig; nach dem Tode des Ignatius wurde er ohne Bedenken als dessen Nachfolger anerkannt. Man kann es mit zu den Unfällen rechnen, durch welche Papst Johann VIII. beim Tode Kaiser Karls II. überhaupt betroffen wurde. Er hat aber auch in dieser Angelegenheit keine nachhaltige Festigkeit gezeigt. Er dispensierte Photius von den ihm in jener Synode auferlegten Beschränkungen und verlangte nur, daß derselbe keine Jurisdiktion in Bulgarien ausüben solle.

Photius wird beschuldigt, den Erklärungen des Papstes, die in seine Hände fielen, eine noch bei weitem entschiedenere Form zu seinen Gunsten gegeben zu haben. Bei allem, was von diesen Transaktionen verlautet, bemerkt man immer den Nachteil der Verhandlung in zwei verschiedenen Sprachen. Die Legaten waren meist des Griechischen unkundig, von ihnen konnte niemand der Begründung der Behauptungen des Photius nachforschen, man mußte seinen Mitteilungen über dieselben Folge leisten. Von Kaiser Basilius ließ sich nicht erwarten, daß er zum Nachteil der ihm jetzt wieder ganz ergebenen griechischen Kirche einschreiten würde. Wir wissen schon, daß er die Verbindung mit Rom zwar eine Zeitlang festhielt, dann aber wieder von derselben zurücktrat. Ich denke, das beruhte auf der kirchlich-politischen Stellung der beiden Patriarchate überhaupt.

Eine fernere Differenz der beiden Kirchen brach in Pannonien aus. Methodius hatte die slavische Messe in Mähren eingeführt zum Ärgernis seiner deutschen Nachbarn, die nur die lateinische hören wollten. Durch Hadrian II. war Methodius im Jahre 869 zum Erzbischof von Mähren und Pannonien erhoben und geweiht worden. Trotz aller Widerrede des Erzbischofs von Salzburg hielt auch Johann VIII. an dieser Erhebung des Griechen fest, obwohl es unzweifelhaft ist, daß Methodius das Wort „filioque", das unterscheidende Kennzeichen des lateinischen Glaubens, nicht gebrauchte. Aber man hielt es damals in Rom noch nicht für unbedingt notwendig. Johann VIII. gestattete selbst den Gebrauch der slavischen Liturgie, weil Gott in allen Sprachen gefeiert werden solle; nur müsse die lateinische Messe immer vorangehen.

Die Entscheidung des Papstes für Methodius war auch insofern zweifelhaft, als ihm derselbe einen Deutschen, Wiching, an die Seite stellte, der

dem Erzbischofe Widerspruch erweckte. Bald nachher, am 6. April 885, ist Methodius verschieden. Zu Tage liegt, daß er weder der einen noch der anderen Kirchengemeinschaft recht angehörte. Er behielt das griechische Glaubensbekenntnis bei, aber unter der Konvenienz des Papsttums, das nichts mehr wünschte, als ihn in seiner Diöcese aufrecht zu erhalten. Das beste ist, ihn in seiner Besonderheit zu verehren; er ist dadurch unvergeßlich, daß er durch seinen Gebrauch der slavischen Sprache eine ganze Litteratur begründet hat.

Die Verbindung des politischen Gedankens mit dem religiösen tritt auch hier zurück. Wiching behauptete in Mähren den Platz. Clemens, ein Schüler des Methodius, wurde Bischof von Bulgarien. Die Mähren in ihrem Gegensatz zu dem ostafrikanischen Reiche forderten einen neuen Bischof für Pannonien, was Papst Johann VIII. insofern bewilligte, als er einen Erzbischof und einige Prälaten schickte, welche das verwüstete Land neu organisieren sollten, wogegen dann die bayrischen Bischöfe Einsprache erhoben. Die Aufrichtung einer unmittelbar römischen Diöcese in Pannonien fand bei den Deutschen, in Bulgarien bei den Griechen Widerstand.

Kommen wir auf Photius zurück. Der Mann, der noch heute auf die Studien einwirkt, ein Encyklopädist der klassischen Gelehrsamkeit ist, muß, wenn ich nicht irre, zugleich als derjenige betrachtet werden, welcher der griechischen Kirche ihre exklusive Gestalt gegeben hat. Es kann zweifelhaft sein, ob er den Kaiser Basilius mehr auf seine Seite zog oder ob er von diesem beherrscht wurde. Seine Angriffe auf Nikolaus I. und die lateinische Kirche prallten wirkungslos ab; aber der Behauptung des Papstes, der universale Patriarch zu sein, setzte er sich mit großem Erfolg entgegen. Im Jahre 879 hatte er eine neue Synode versammelt, gleichsam als Gegenstück der achten, sogenannten ökumenischen. Die photianische war dreimal stärker besucht und in ihr bekamen die griechischen Ideen vollkommen die Oberhand. Photius trat als ökumenischer Patriarch auf. Er stützte sich dabei auf die Einwilligung der anderen Patriarchen, der gesamten griechischen Kirche und des Kaisers Basilius. Die Zugehörigkeit der Bulgarei zur griechischen Kirche wurde mit dem Recht ihres Kaisers auf dies Land bewiesen, das einst zu seiner Herrschaft gehört habe und wohl bald wieder zu ihr gehören werde.

In die letzten unglücklichen Tage von Papst Johann VIII. gehört es noch, daß er die Kunde hievon erhielt; er zögerte nicht, die Verdammung des Photius auszusprechen, ehe er starb. Mit dem Evangelienbuch in der Hand vom Ambo herab bedrohte er alle mit dem Bann, welche nicht zugestehen wollten, daß Photius durch ein göttliches Gericht verdammt worden sei. Photius behauptete seinen Sitz bis zum Tode des Basilius, er unterstützte denselben bei seiner Legislation. In einem der Gesetzbücher des Basilius, der Epanagoge, finden sich Stellen, die wir anderwärts als von Photius herrührend bezeichnet finden.

Für das griechische Reich war es von eminenter Wichtigkeit, daß Basilius die Paulicianer, eine Sekte, die sich aus einer Kombination des Parsismus mit dem Christentum entwickelt hatte und für ihren fanatischen Glauben die Waffen ergriff, eliminierte. Sie waren dem orthodoxen Kaisertum unerträglich. Vor seinen Verfolgungen wichen sie nach Armenien, wo sie sich mit den Saracenen verbanden. Sie streiften bis nach Ephesus, Nicaea, Nikomedien, sie beunruhigten selbst das thracische Thema. Ihr Anführer erklärte dem Kaiser Basilius unumwunden seine Absicht, ihn aus dem orientalischen Reiche zu vertreiben. Basilius unternahm einen Feldzug gegen sie und schloß sie in der von ihnen gegründeten Stadt Tephrika ein; diese selbst vermochte er nicht zu nehmen. Im nächsten Jahre wandte er sich gegen ihre Bundesgenossen, die Saracenen; er rückte vor Samosata und zerstörte die Stadt; auch das jenseit des Euphrat gelegene Gebiet wurde von Streifabteilungen des griechischen Heeres verwüstet. Bei seiner Rückkehr empfing ihn die Bevölkerung von Konstantinopel im Triumph. Gegen die Paulicianer bedurfte es noch eines zweiten Feldzuges, der von einem Domesticus Scholarum ausgeführt wurde. In den Truppen erwachte ein Wetteifer mit den Paulicianern, diese wurden überwunden, ihr Ansehen fiel, das Kreuz hatte gesiegt; später erscheinen die Paulicianer unter den Truppen des Kaisers.

Besonders rühmlich war der Krieg, den Basilius gegen die Saracenen in Syrien führte. Im Jahre 877 gewann er das feste Lulua, ein Bergschloß in der Nähe von Tarsus, von dessen Höhe man die Bewegungen der Saracenen zu beobachten und im voraus die Einwohner durch Feuerzeichen auf dieselben aufmerksam zu machen pflegte. Basilius fiel im Jahre 878 in Cappadocien ein und eroberte Cäsarea am Argäus, die vornehmste Stadt der Landschaft; er überschritt den Sarus und drang bis Germanicia vor. Er überstieg den Taurus; in den Gebirgsengen, die er passieren mußte, schritt er selbst zu Fuß vor seinen Truppen einher. Abermals hielt er bei seiner Rückkehr einen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt, das Volk war dem Retter des Reiches und der Religion tief ergeben und verpflichtet.

Der religiöse Antagonismus erscheint auch in diesen asiatischen Kämpfen. Der Emir von Tarsus fordert die Griechen einmal gleichsam zur Probe heraus, ob Maria und ihr Sohn sie schützen werden. Das Schreiben wird dann bei dem Bilde der Mutter Gottes mit ihrem Kinde niedergelegt, worauf die Griechen siegen.

Besonderen Wert hatte es für die Verteidigung des Reiches, daß dem Kaiser eine wohlbewaffnete Flotte zu Gebote stand. Bald von Syrien, bald von Kreta, einmal auch von Afrika erschienen zahlreiche saracenische Fahrzeuge in den griechischen Gewässern; sie plünderten die Inseln des Ägäischen Meeres; sie sind sogar bis Prokonnesus gekommen. Basilius erwarb sich durch den Eifer und die Geschicklichkeit, mit welcher er diese Versuche zurückwies, den allgemeinen Dank. Sein vornehmster Nauarch, Nicetas Oryphas, hat einmal die Kühnheit gehabt, eine Anzahl von Schiffen über den Isthmus zu trans-

portieren, sodaß es ihm möglich wurde, die Feinde zu überfallen und ihren Verwüstungen ein Ende zu machen. Auf diese Weise gelang es den Griechen auch, ihre unteritalienischen Besitzungen gegen die Angriffe der Aglabiten zu behaupten.

In der Sinnesweise des Basilius lag es nicht, daß er die Interessen der gesamten Christenheit im Abendlande, sowie im Morgenlande ernstlich in Schutz genommen hätte. Dagegen muß man anerkennen, daß er dem griechischen Reich eine gesicherte Weltstellung verschaffte. Er unterwarf sich Dalmatien wieder, er eroberte Cappadocien und faßte fester in Syrien Fuß.

Der Enkel rühmt den Großvater hauptsächlich deshalb, weil er die der Vernunft widerstrebenden Begierden seiner Seele gedämpft hat. Zu diesem Zweck habe er die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer studiert und sich mit denen in Verbindung gesetzt, die noch lebten; er habe sie nicht zu sich beschieden, sondern sie in ihren Wohnungen aufgesucht; er wollte mehr Herr über sich selbst als Gebieter seiner Unterthanen sein. Vor allem darauf nahm er Bedacht, daß den Geringeren kein Unrecht von den Mächtigeren zugefügt werde, die einen sollten die anderen nicht hassen; er wollte als der allgemeine Vater aller erscheinen. In diesem Sinne ist jene Legislation, an der Photius einen gewissen Anteil gehabt hat, durchgeführt worden. Basilius erwarb sich dadurch ein großes Verdienst, daß er die justinianischen Gesetze vereinfachte und kritisierte. Das Veraltete wurde ausgeschieden, das Brauchbare beibehalten. Da die in lateinischer Sprache abgefaßten Originale nicht mehr verstanden wurden, so sorgte er dafür, daß ein Handbuch zu stande kam, welches die am häufigsten in Anwendung kommenden gesetzlichen Bestimmungen enthielt. Basilius gehört zu den Männern, welche das große Produkt des alten Lebens, die römische Gesetzgebung in das moderne Leben hinüberführten. In einer Sammlung, die er Reinigung der alten Gesetze nannte, wurde eine umfassende, gelehrte Arbeit unternommen, an der auch sein Nachfolger fortgearbeitet hat. Jenes Handbuch, das Prochiron, hat bis in die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches Geltung gehabt: auch auf die Völkerschaften, die sich zu den griechischen Bekenntnissen hielten, ist es von großem Einfluß gewesen, denn die kirchliche Legislation hing mit der weltlichen auf das genaueste zusammen. In beiden zusammen ist der Charakter des Byzantinismus noch bei weitem stärker ausgeprägt als bisher. Ich fürchte nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Behauptung wage, daß der Gegensatz der Auffassung des Primats unter Nikolaus I. zu der Ausbildung der griechischen Kirche und des griechischen Lebens wesentlich beigetragen hat.

Das griechische Reich warf die Formen, die es aus dem Altertum überkommen hatte, z. B. die Städteverfassung, die Senatskonsulte, vollends ab; sie seien unter den veränderten Verhältnissen unnütz und unpassend geworden. Aber es erhielt sich doch als ein Land ausgebildeter Kultur, als deren Träger das Kaisertum erscheint; es bildete zugleich einen Mittelpunkt für den allgemeinen Welthandel und die Ausbreitung der Religion.

Sich auf diesem Standpunkte zu behaupten, war das vornehmste Verdienst des Sohnes und Nachfolgers des ersten Macedoniers, des Taktikers Leo. Derselbe hatte sich anfangs aus Haß gegen Photius dem römischen Stuhle genähert, dann aber bei Gelegenheit der Nachfolge im Reiche von dem Wahrspruche desselben entfernt und sich ihm entgegengesetzt.

Von großer historischer Wichtigkeit ist diese Nachfolge geworden; so verworren auch die Zustände nach Leo wurden, so hat sich doch zuerst seine Gemahlin Zoe in der Autorität behauptet und ist nach einiger Zeit, obgleich unter heftigen Konvulsionen, sein Sohn Constantinus Porphyrogenitus in Besitz derselben gelangt. Es ist dieselbe Dynastie, an welche die deutschen Kaiser anknüpften. Wir werden diese Ereignisse zu ihrer Zeit erwähnen. Hier sei nur der religiösen Propaganda gedacht, der sich Leo angenommen hat.

Noch hatten die Chazaren, die wir oben als Verbündete Justinians II. kennen gelernt haben, die größte Bedeutung unter den benachbarten Stämmen. In Bezug auf die Religion hat sich nie ein Volk receptiver gezeigt als diese. Sie vereinigten Juden, Christen, Mohammedaner. Ein König wird genannt, der ein Jude war. Sie dominierten den Handel nach Osten und Norden und ließen sich von ihren Nachbarn Tribut zahlen, beherrschten sie aber gleichwohl nicht. Da ist es nun geschehen, ohne daß man in Konstantinopel viel davon erfahren hätte, daß einige Völkerstämme slavischer, tschudischer, finnischer Herkunft unter die Hegemonie eines germanischen Stammes gerieten, der Normannen in Schweden, die sich nach Osten wendeten, wie ihre Stammesgenossen, die Norweger und Dänen nach Westen. Die allbekannte Sage ist: uneinig untereinander seien die Nowgoroden, Slaven, Kriwitschen, Tschuden im Westen des heutigen Rußland auf den Gedanken geraten, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einem Waräger, namens Rurik, und dessen Brüdern anzuvertrauen, die sich dann in Nowgorod festsetzten. Möglich, daß dabei doch eine Rücksicht mitwirkte, die sich auf Konstantinopel bezog. Hier gab es eine Leibwache normannischen Ursprungs, die den Namen Waranger führte.

Eben der Handel, den man trieb, ging nach Konstantinopel, was dann den Anwohnern des Warägischen Meeres, d. h. den östlichen Normannen, ein größeres Ansehen verschaffte. Eine Vereinigung mehrerer Völkerschaften verschiedenen Stammes wurde gegründet, an deren Spitze Normannen standen, welche doch mit Konstantinopel entfernte Beziehungen unterhielten. An der schwedischen Küste hat man große Münzfunde gemacht, die einen regen Verkehr der Normannen am Warangischen Meer mit Konstantinopel außer Zweifel setzen.

Das erste, was diese Waräger vollbrachten, war die Abstellung des bisher den Chazaren geleisteten Tributs; sie gewannen hierdurch eine sehr bebedeutende Stellung. Wahrscheinlich ist es doch, daß sie auf dem Wege nach Konstantinopel, mit welchem sie in unmittelbare Verbindung zu treten die Absicht faßten, Kiew am Dnjepr erreichten und sich daselbst festsetzten. Auch

diese Stadt wurde von dem Tribut befreit, den sie den Chazaren zahlte. Nowgorod und Kiew sind die Grundlagen des russischen Reiches. Selbst der Name hat eine Beziehung auf die Waräger. Die Schweden heißen bei den Finnen Ruotsi. Von den rätselhaften Rhos, die mit einer griechischen Gesandtschaft im Jahre 839 zu Ludwig dem Frommen kamen, um sich eine sichere Rückkehr in ihre Heimat zu verschaffen, erfuhr der Kaiser bei näherer Erkundigung, daß sie zu dem Volke der Schweden gehörten, und man dürfte urteilen, daß sie die Vorläufer jener Unternehmung der Waräger bildeten, deren Absicht eben dahin ging, mit Miklagard oder Tzargard, wie sie Konstantinopel nannten, in Verbindung zu treten. Die chazarische Völkervereinigung machte die unmittelbare Verbindung des Nordens mit der großen Handelsmetropole unmöglich.

Einen Teil dieser Völkergemeinschaft der Chazaren bilden die Ungarn. Die angeblichen Wanderungen des Stammes, welcher in der Geschichte als der magyarische erscheint, erforschen zu wollen, würde uns über den Charakter der Geschichte hinaus in die Altertümer des asiatischen und europäischen Nordens führen. Ein Streiflicht wirft es auf die Geschichte des Nordens, wenn man bemerkt, wie die Finnen, die vor den Germanen gewichen waren, doch nach einer anderen Seite große Ausbreitung gewannen. Die Türken sind stammverwandt mit ihnen; die Ungarn gehören ihnen wesentlich an. Noch ist man über die elementare Zusammensetzung der Sprachen nicht einverstanden. Die einen sehen in den Magyaren einen finnisch-ungarischen Stamm, der, an den Grenzen des Völkergebietes desselben angesessen, in stetem Kontakt mit den türkisch-tartarischen Völkern dem Einfluß derselben Eingang und Raum gewährt habe. Andere betrachten die Ungarn als einen türkischen Stamm, welcher, an den Marken des türkisch-tartarischen Völkersystems angesiedelt, in stetem Verkehr mit den finnisch-ungarischen Völkern viele Bestandteile der Sprache derselben aufgenommen habe. Als ein Mischvolk in Beziehung auf die Sprache erscheinen die Magyaren schon bei Constantinus Porphyrogenitus, der sie Türken nennt. Der erste Moment, in welchem sie historisch hervortraten, ist der folgende.

Wenn Basilius so viel Wert darauf gelegt hatte, den ursprünglichen Besitz Bulgariens dem griechischen Kaisertum zu vindizieren, so war es für seinen Nachfolger um so widerwärtiger, daß er mit diesen kriegsgeübten Nachbarn, an deren Spitze damals Symeon stand, in Kampf geriet. Man hat immer angenommen, daß eine Verlegung des bulgarischen Marktes von Konstantinopel nach Thessalonich die Ursache davon gewesen sei. Andere versichern, das habe dem bulgarischen König nur den Anlaß gegeben; schon ohne dies habe ihn nach einer Erneuerung des Krieges mit Byzanz verlangt. Indem nun Leo rüstete, um ihm zu begegnen, nahm er auch Chazaren in sein Heer auf. Symeon behielt die Oberhand und vergriff sich dann aufs gewaltsamste an den Chazaren, die er gefangen nahm; er schickte sie mit abgeschnittenen

Nasen nach Konstantinopel zurück. Der politischen, vielleicht merkantilen Entzweiung zwischen Symeon und Leo gesellte sich nun der barbarische Stammeshaß zwischen Chazaren und Bulgaren zu. Indem sich der Kaiser entschloß, den bulgarischen Krieg mit verdoppelter Kraft zu unternehmen, zugleich mit seiner Seemacht, welche die Donau hereinschiffte, und einem wohlgerüsteten Landheer, schickte er an die Chazaren, um ihre Hülfe nachzusuchen. Sein Gesandter, der reichlich mit Geld und Gaben versehen war, wandte sich an die chazarischen Stämme, welche man Türken und der originalen Nachricht zufolge Ugren nannte. Wir finden eine Notiz, nach der die Chazaren bei den Slaven überhaupt als Ugri bezeichnet wurden, die Magyaren als die schwarzen Ugri.

Die Ugren wurden bestimmt, dem Kaiser die Hülfe zu versprechen, deren derselbe unverzüglich bedurfte. Daß wir es hier mit wirklichen Ungarn zu thun haben, erhellt aus dem Namen des Führers; es ist Arpad, Sohn des Salmutzes (Almus). Sicher einer Unterstützung von jenseit der Donau rückten nun die Byzantiner ins Feld, ebenso der bulgarische König. Noch war es jedoch zwischen ihnen zu keinem Kampfe gekommen, als ein Schwarm der Ungarn durch die Byzantiner über die Donau gesetzt wurde und das bulgarische Gebiet wüste legte. Symeon verfehlte nicht, sich gegen sie zu wenden. Es kam zu einer förmlichen Schlacht zwischen beiden Völkern, in welcher die kecken Ungarn die Oberhand behielten, was den Griechen zunächst eine nicht geringe Erleichterung verschaffte. Als die Ungarn sich zurückzogen, gerieten die Griechen in Nachteil. Symeon war doch der stärkere und schlug sie. Auch die Ungarn hatten viele Bulgaren zu Gefangenen gemacht. Der Kaiser kaufte sie ihnen ab. Ihre Zurücksendung war die Bedingung, unter welcher Symeon seinen Frieden mit Byzanz einging. Geradezu entscheidend für Byzanz traten die Ungarn hier noch nicht auf, aber die Diversion, die sie machten, gereichte doch den Griechen zum größten Vorteil. Nicht auf Bulgarien aber war die Absicht der Ungarn gerichtet, sondern auf Pannonien, wo sie dann mit den Deutschen zusammenstießen.

Ich glaube mich micht zu irren, wenn ich der persönlichen Gesinnung des friedlichen Leo einen großen Anteil an dieser Völkerbewegung zuschreibe. Er war durch und durch ein orthodoxer Christ. Er sieht ein göttliches Geschick darin, daß die Ungarn herbeikommen mußten, um die Bulgaren zu besiegen, damit nicht die Griechen in die Notwendigkeit versetzt würden, das Schwert mit christlichem Blut zu beflecken; er verabscheute das Heidentum der Ungarn noch mehr als die Unabhängigkeitsgelüste der Bulgaren; er war sehr zufrieden damit, daß diese sich den Ungarn nicht völlig unterwarfen und so die Herrschaft des Christentums an der unteren Donau aufrecht erhielten. Er erblickte in den Ungarn Instrumente Gottes, um die Bulgaren den Griechen zu unterwerfen. Ohne Zweifel sah er es gern, wenn sie den Boden des östlichen Reiches verließen und sich nach Pannonien wandten. Augenscheinlich ist, daß

Arnulf, der sie in dem Kampfe gegen die Großmähren an sich zog, dabei eben nur dem Beispiele Leos folgte. Wie dem östlichen Reiche gegen die Bulgaren, so sollten sie dem Westen gegen die Großmähren dienen.

Noch nach einer anderen Seite hin, in Italien, geriet Ostrom mit dem Occident in Berührung; ihren vornehmsten Mittelpunkt hatten diese Bewegungen in dem Emporkommen einer neuen mohammedanischen Dynastie an den Küsten des Mittelmeeres.

Elftes Kapitel.

Fatimiden und Omajjaden.

---

1. Aglabiten und Fatimiden.

Als ein Weltereignis muß es betrachtet werden, daß die Aglabiten in Afrika zu Grunde gingen und die Fatimiden an ihre Stelle traten. Alle Reiche und Landschaften am Mittelmeer, das griechische, Spanien, Italien, wurden davon betroffen. Ihre Geschichte wird nur dadurch verständlich, wenn wir diese Beziehungen hervorheben.

Die Aglabiten waren von Afrika her Siciliens Meister geworden und hatten Italien bisher schon immer in Schrecken gehalten. Niemals war das mehr der Fall, als in den letzten Jahren des 9. und in den beiden ersten des 10. Jahrhunderts. In Sicilien war eine Empörung gegen die Aglabiten ausgebrochen, außer anderen Städten war besonders Palermo dabei beteiligt. Jene schrieben den Aufstand den Griechen zu und erhoben sich mit gewohnter Energie, um denselben nicht allein niederzuschlagen, sondern an denen zu rächen, die daran Anteil gehabt hatten. Der aglabitische Emir Ibrahim schickte seinen Sohn Abul Abbas mit einer starken Truppenschar nach Sicilien, dem es dann auch gelang, die Empörer großenteils niederzuschlagen und Palermo zu erobern. Ohne sich jedoch dort aufzuhalten, wandte sich Abul Abbas nach Reggio, das damals in griechischen Händen war, und überwältigte die Griechen, die sich aus Calabrien dahin zogen. Von Reggio aus verübte er Einbrüche in die benachbarten italienischen Landschaften, bei denen er wilde Gewaltsamkeiten ausübte. Aber es kam ihm doch mehr auf Brandschatzungen und die Anzahl von Gefangenen an, die er machte; sie mußten sich mit Geld auslösen. Er brachte damit einen großen Schatz von Geld und Kostbarkeiten aller Art zusammen, den er dann seinem Vater anbot. Diesem aber war damit noch nicht genug geschehen; Ibrahim mißbilligte die Gefangennehmungen; er sah darin eine Schonung von Feinden Gottes, welche notwendig hätten vertilgt werden müssen.

Sowie der Sohn auf seinen Befehl oder infolge einer Täuschung dazu vermocht, nach Afrika zurückgekommen war, sammelte der Vater ein neues Heer, um das zu vollbringen, was jener unterlassen hatte. In dem alten Sinn des Islam versprach er den Gläubigen, die ihn begleiteten, das Paradies. So zog er zuerst nach Sicilien, wo er dann die noch nicht bezwungenen Empörer heimsuchte. Er eroberte den vornehmsten Sitz des Aufruhrs, Tauromenium, und verhängte Hinrichtungen in Masse. Die Grausamkeiten, die er beging, überboten die seines Sohnes bei weitem. Da er keinen Widerstand fand, so hoben sich seine Gedanken zu dem stolzesten Vorhaben, das je von den Kalifen gehegt worden war. Die Botschafter aus Italien, die ihn um Gnade bitten wollten, hörte er nicht einmal an. Man versichert, daß er die Griechen in Rom und Konstantinopel aufzusuchen beabsichtigt habe; weder Griechen noch Franken sollten ihn daran verhindern. Genug, mit der Wiedereroberung von Sicilien war eine sehr ernstliche Bedrohung von Unteritalien verbunden, gleichviel, ob es sich zu den Griechen oder Lateinern hielt. Mit einer Macht, die für unwiderstehlich galt, erschien Ibrahim vor Cosenza, das er umlagerte.

In Italien suchte man die verborgensten Reliquien der Märtyrer auf; man kannte keine anderen als die religiösen Waffen und betrachtete es als ein Wunder Gottes, daß der blutschnaubende Emir vor Cosenza plötzlich umkam. Und nicht mit Unrecht: denn wie hätte Italien in dem Zustande, in welchen es nach dem Abzuge Arnulfs geraten war, einen nachhaltigen Widerstand leisten können? Aber durch den Tod Ibrahims zerstreute sich die ganze Gefahr, zumal da die Dynastie in eine Lage geriet, in der sie an keine auswärtigen Unternehmungen denken konnte.

In ihrer unmittelbaren Nähe war der Verkündiger abweichender Glaubensmeinungen erschienen; El-Schii trat als Prophet einer Sekte auf, die sich in Irak an die Schiiten anschloß, mit den Doktrinen derselben aber persische und selbst mazdakidische Tendenzen vereinigte. El-Schii hatte bei dem Pilgerfest in Mekka mit Angehörigen des Berberstammes Kitama Bekanntschaft gemacht; man weiß nicht, ob sie selbst ihm den Antrag machten, mit ihnen zu gehen, oder ob er sie bewog, ihn auf der Rückreise mit sich nach Afrika zu nehmen. Hier angekommen, ergriff er die Gelegenheit, seine Doktrinen unter ihnen auszubreiten und ihnen einen Mahdi anzukündigen, der dieselben bestätigen werde; sie bedurften eines Oberhauptes, um sich gegen die Übermacht der Aglabiten zu schützen. Ibrahim hatte sich wenig um sie bekümmert. Mit den Nachkommen desselben aber, Abul Abbas und dessen Sohne Ziadat-Allah, gerieten sie in einen Kampf auf Leben und Tod, in welchem El-Schii zuletzt die Oberhand gewann und Kairwan in seine Hände brachte. Der letzte Aglabite, Ziadat-Allah, verschwindet auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Dann erst erschien der angekündigte Mahdi, Obeidallah. Es war ein angeblicher Nachkomme Alis und Fatimes, ein begüterter Mann aus Salamia bei Tripolis. Im Geleite einer Karawane gelangte er nach Afrika; von den

Aglabiten gefangen gesetzt, wurde er von El-Schii befreit und nahm nun die Stellung ein, die dieser vorbereitet hatte. Bei seinem Einzuge in Kairwan haben die Einwohner eine gewisse Besorgnis vor den extremen schiitischen Lehren, wie sie El-Schii verkündigte, kundgegeben. Dennoch wurde Obeidallahs Herrschaft anerkannt, sein Name in das Kanzelgebet aufgenommen; er erschien als Mahdi und nahm den Titel Emir Al-Mumenin an, so daß er sich zwischen den beiden Kalifaten von Cordova und Bagdad unabhängig aufstellte.

Wenn aber El-Schii und dessen Anhänger gehofft hatten, die Gewalt mit ihm zu teilen und alsdann eine mazdakitische Reform zu beginnen, so wurden sie bald inne, daß Obeidallah weder zu diesen Plänen die Hand bieten, noch die Gewalt überhaupt mit ihnen teilen wollte. Eine Zwietracht brach aus, die nicht mehr verheimlicht werden konnte. Der Mahdi aber wußte sich seiner Feinde zu entledigen; als sie sich zu ihm verfügten, um seine Gäste zu sein, ließ er sie ermorden. Das war überhaupt seine Sinnesweise; man hat ihn einmal aufgefordert, wenn er Mahdi sei, seine Abkunft durch ein Wunder zu beweisen; er antwortete mit dem Befehl, dem unbequemen Fragesteller den Kopf abzuschlagen. Es kam ihm nur auf den Besitz der Gewalt an, auf die ausschweifenden Doktrinen, die ihm dazu den Weg gebahnt hatten, leistete er Verzicht.

Als in Kairwan Gewaltsamkeiten vorkamen, durch welche der öffentliche Verkehr gestört und die Stadt selbst gefährdet wurde, gab er den Einwohnern Zusagen für die Sicherheit ihres Eigentums, mit denen er bisher zurückgehalten hatte.

Mit den Berberstämmen selbst geriet er in offenen Krieg, der noch einmal sehr gefährlich wurde, da diese einen neuen Mahdi aufstellten. Obeidallah hat sie besonders durch seinen Sohn Abul-Casim überwältigt. Um vor den unerwarteten Angriffen der Stämme sicher zu sein, legte er sich eine neue Residenz an der Seeküste, El-Mahdia, an; denn sein Sinn mußte notwendig dahin gehen, die an diese Küsten von alters her geknüpfte Seeherrschaft wieder in Besitz zu nehmen. Ein geistreicher Chronist des 10. Jahrhunderts bezeichnet die fatimidischen Moslimen als Punier, was in Bezug auf das westliche Mittelmeer einen gewissen Sinn hat. Doch hatte Obeidallah die Hände nicht so frei wie die Aglabiten. Bei der ersten Ausbreitung der Herrschaft geriet er mit den Omajjaden in Spanien in Kontakt; als er Nakur eroberte, nahmen die Söhne des Fürsten, der hiebei umkam, ihre Zuflucht zu Abderrahman.

Noch bedeutungsvoller für die Christenheit tritt das Verhältnis hervor, das sich in Sicilien herausstellte. Die Sicilianer hielten an der aglabitischen Succession der Emire fest; aber der fatimidische Gewalthaber war nicht gemeint, Statthalter in Sicilien zu dulden, welche der gestürzten Faktion angehörten. Er setzte den Sicilianern Emire seiner Wahl aus seinen eigenen

Anhängern. Man konnte das nicht anders erwarten, da die Differenz zugleich eine religiöse, von tief eingreifender Natur war.

Nicht so leicht aber wollten die Sicilianer zur Partei der Fatimiden übergehen; sie verweigerten dem von Obeidallah gesandten Statthalter den Gehorsam und stellten einen Emir aus ihrer eigenen Mitte, Ahmed Ibn Korhob, auf, der eine sehr eigenartige Haltung einnahm; er schloß sich an den Kalifen von Bagdad, damals Muktadir Billahi, an und ließ ihn wissen, daß er Sicilien nur in seinem Namen und als sein Unterthan verwaltete; er empfing die abbasidischen Abzeichen und suchte Sicilien unter der schwarzen Fahne wieder von Afrika loszureißen. Auf der anderen Seite trat er nach und nach mit dem griechischen Reiche in ein freundliches Verhältnis.

Hier war damals eine große Veränderung dadurch eingetreten, daß Leo VI., der Sohn des Basilius, am 11. Mai 912 mit Tode abging. Wir haben des friedliebenden, orthodoxen, gelehrten Imperators, der sich das Verdienst erwarb, die Bulgaren zu pacifizieren, soeben gedacht. Weltberühmt sind die Worte, die er kurz vor seinem Tode in Gegenwart des Senates aussprach. „Ich habe Euch," sagt er, „mit Wohlwollen und Sanftmut regiert; mögt Ihr das meiner Frau und meinem Sohne gedenken." In der Regierung trat dadurch kein Intervall ein, daß der Bruder Leos, Alexander, der ihn überlebte, sein unmittelbarer Nachfolger wurde.

Nach dessen Tode gelangte die Witwe Leos, Zoe, im Namen ihres minderjährigen Sohnes Constantinus VII. Porphyrogenitus zur Regierung. Und nicht ohne Bedeutung für das Abendland, namentlich für Italien, ist ihre Regierung geblieben. Sie war mit dem sicilianischen Emir Ahmed verbündet, der selbst viel zu viel beschäftigt war, um ernstlich an Italien zu denken. Sie bewilligte ihm eine ansehnliche Geldsumme, die wohl als Tribut bezeichnet wird, wogegen er ihr zusagte, die griechischen Besitzungen in Unteritalien nicht zu behelligen.

Augenscheinlich ist es, wie sehr der Abgang der Aglabiten, die Erhebung der Fatimiden zur Sicherung von Italien beitrug. Man hatte hier den vollen Ruin fürchten müssen; jetzt fühlte man sich stark, eine Unternehmung ins Werk zu setzen, an welcher Italien und dem Abendlande überhaupt unendlich viel gelegen war.

2. Papst Johann X. am Garigliano.

In den Verwirrungen, die noch unter Johann VIII. eintraten, hatten die afrikanischen Saracenen eine Art von Kolonie zu Raub und Angriff am Garigliano angelegt. Es war, wie man erzählt, dadurch veranlaßt, daß Johann VIII. die Stadt Gaeta nötigen wollte, sich dem Grafen von Capua, Pandulf, der sich damals dem Papsttum angeschlossen hatte, zu unterwerfen.

Um ihre Selbständigkeit zu behaupten, hatten die Magistrate jener Stadt die an der Küste herumschweifenden Saracenen zu Hülfe gerufen und ihnen zuletzt eine Hügellandschaft am unteren Garigliano eingeräumt, wo sich diese befestigten und eine Position einnahmen, durch welche alle benachbarten Regionen ihren Räubereien ausgesetzt und in ihrem Bestand gefährdet wurden. An den Konfinien des unteren und mittleren Italiens hatten die unversöhnlichen Feinde der Religion und der Fürstentümer eine Stellung inne, aus der sie bisher nicht hatten wieder verjagt werden können. Sie sind oft in den Fall gekommen, an die Aglabiten in Afrika zu rekurrieren. Wahrscheinlich hing der Schutz, den sie fanden, mit den erwähnten Umsturzabsichten des Emir Ibrahim zusammen, der auch deshalb keinen Widerstand besorgte, weil die moslimische Macht am Garigliano schon gut vertreten war. Nach dem plötzlichen Untergange Ibrahims stellten sich die Saracenen am Garigliano, die Verstärkungen aus seinem Heere herangezogen hatten, als unabhängige Macht auf und wurden um so furchtbarer; es war eine Lebensbedingung für das südliche Italien, daß es sich von dieser Geißel nunmehr befreite.

Dazu schon bot Leo VI. seine Hülfe an; erst Zoe aber kam in den Stand, eine solche zu leisten. Sie verband sich mit den unteritalienischen Fürsten. Die Herzöge von Neapel und Gaeta, die sich den Saracenen angeschlossen hatten, wurden durch byzantinische Würden aufs neue verpflichtet; Landulf von Capua erscheint als Anthypatus und Patricius. Ein griechisches Heer unter dem Patricius Nikolaus Picingli, den schon Leo dazu bestimmt hatte, erschien im Feld. Und diesmal fand nun zwischen Konstantinopel und Rom das beste Verständnis statt; durch eine besondere Verflechtung der Umstände war das Papsttum selbst fähig, zu jener wichtigen Waffenthat die Hand zu bieten.

Der römische Stuhl war nach dem Tode des Formosus in die schwersten Verwickelungen geraten. Wenn dessen Andenken von den einen verflucht, von den anderen gesegnet wurde, so hatte sich in diesen Verwirrungen selbst eine Kombination erhoben, in welcher drei unzüchtige und ehrgeizige Frauen, eine Mutter und ihre beiden Töchter, eine große Rolle spielten. Aus den Überlieferungen kann man wenigstens soviel entnehmen, daß die Mutter das Regiment in der Stadt errang und festhielt und daß infolge dieses Zustandes Papst Johann X. im Mai 914 den römischen Stuhl bestieg. Dieser Papst hatte eine ähnliche Stellung, wie die, welche man dem Formosus zum Verbrechen machte; er hatte schon eine hohe kirchliche Würde, das Erzbistum Ravenna, inne, als er das Papsttum erlangte.

Man muß ihm aber zugestehen, daß er nicht ohne Gefühl für die Unabhängigkeit von Italien war. Nachdem vor einigen Jahren der Sohn Bosos in Italien die Oberhand gewonnen und selbst das Kaisertum eine Zeit lang besessen hatte, war er doch gezwungen worden, vor Berengar von Friaul zu weichen; den aber berief Johann nach Rom. Die panegyristische Vita Berengars, in welcher die Idee der Unabhängigkeit Italiens das lebendige

Moment bildet, sieht in dieser Wahl die Bestätigung derselben; der Papst habe Berengar berufen, um den Römern ihr Recht angedeihen zu lassen; er habe ihnen beim Einzuge Berengars zugerufen, der König komme aus den ausonischen Landen, d. h. er sei kein Fremder.

Da trat nun jenes Unternehmen am Garigliano in den Gesichtskreis. Der Papst hat nicht etwa den neuen Kaiser veranlaßt, sich dahin zu begeben. Dessen Anwesenheit in dem oberen Italien war unentbehrlich; er hatte ganz andere Feinde, deren wir bald gedenken werden, zu bekämpfen. Papst Johann selbst aber erhob sich nach dem Garigliano: er hatte den Ehrgeiz, an dem Kampfe gegen die Ungläubigen persönlich Teil nehmen zu wollen. Mit ihm erschien der Markgraf von Camerino, Herzog von Spoleto, der tapfere Kriegsmann Alberich im Felde.

So vereinigten sich lateinische und griechische, mittelitalienische und unteritalienische Streitkräfte gegen die militärische Kolonie der Saracenen am Garigliano, welche ihrerseits vollkommen isoliert waren; denn die Aglabiten waren vernichtet, von den Fatimiden hatten sie keine Hülfe zu erwarten, zumal da diese noch mit der Besitznahme von Afrika beschäftigt waren und Sicilien sich ihrer Herrschaft entzogen hatte. In ihren Befestigungen, wo sie drei Monate lang belagert worden waren, wollten sich die Saracenen nicht überwältigen lassen; unter dem Einfluß ihrer früheren Verbündeten von Neapel und Gaeta versuchten sie sich durch die Flucht zu retten. Aber sie gelangten nur bis in das nächste Waldgebirge; hier sind sie von den Belagerern erreicht und vollkommen vernichtet worden.

Italien konnte wieder aufatmen, da es von dieser gräßlichen Geißel befreit war.

3. Kaiserin Zoe und ihr Sturz.

Nicht so glücklich war Zoe im Kriege gegen ihre eigenen nächsten Nachbarn, die Bulgaren, die an ihre Verträge mit Leo nach dem Tode desselben nicht mehr gebunden zu sein glaubten. Die Politik der Zoe ist insofern eine eigentümliche, als sie außer jener Abkunft in Sicilien mit dem Emir, der sich an die Abbasiden hielt, auch mit diesen selbst einen Vertrag schloß, der ihr, da von allen Seiten die Grenzen gesichert waren, den Mut einflößte, den Kampf mit den Bulgaren mit aller Kraft zu unternehmen.

Mit einem gewissen Pomp wurde der Krieg eingeleitet; Leo Phokas, der das Landheer befehligte, sollte einen unmittelbaren Angriff unternehmen, dabei aber von Romanus, der den Auftrag erhielt, mit einer Flotte die Petschenegen gegen die Bulgaren herüber zu führen, unterstützt werden. Allein so weit reichte der persönliche Einfluß der Zoe doch nicht, daß sie die beiden auseinanderstrebenden Anführer in einer Direktion hätte zusammenhalten können. Leo Phokas wurde von den Bulgaren besiegt, was man den Häsita-

tionen des Romanus zuschrieb, der nicht zur rechten Zeit erschienen war, um die Petschenegen hinüberzubringen. Die Bulgaren erschienen siegreich und drohend vor Konstantinopel.

Mit diesem äußeren Unglück hing nun eine innere Entzweiung gefährlichster Art zusammen. Romanus wurde zur Verantwortung gezogen und hatte die schwersten Strafen zu erwarten. Leo Phokas, durch den Oberkammerherrn und die Eunuchen des Hofes unterstützt, schien die höchste Gewalt an sich reißen zu wollen, um den Gegner zu bestrafen. Dagegen hat sich nun, wenn wir recht unterrichtet sind, die nächste Umgebung des jungen Konstantin VII. Porphyrogenitus unter Führung seines Lehrers Theodorus geregt; durch Zuschriften, welche von dem kaiserlichen Knaben selbst unterzeichnet worden waren, wurde Romanus vermocht, den Oberkammerherrn, der zur Zahlung der herkömmlichen Geldgeschenke auf die Flotte kam, festzunehmen und auf einer seiner Triremen gefangen zu halten.

Als Zoe, von diesem Lärm unterrichtet, dagegen einschreiten wollte, wurde sie selbst bedeutet, daß sie nichts mehr zu sagen habe, denn ihr Sohn entziehe ihr die Befugnis als Regentin. Romanus wurde hierauf Meister der Stadt. Leo Phokas konnte nichts gegen ihn ausrichten, da die Truppen, durch eigenhändige Befehle des jungen Kaisers veranlaßt, sich von ihm lossagten. Zoe wurde aus der Hauptstadt entfernt, Romanus trat als Cäsar ein und wurde bald darauf als Augustus dem Constantinus VII. Porphyrogenitus an die Seite gestellt, der sich mit seiner Tochter vermählte.

Die Politik der Zoe, die mit den Abbasiden verbunden gewesen war, konnte schon deshalb nicht fortgesetzt werden, weil der Emir Ahmed in Sicilien der fatimidischen Macht zur See erlegen und zu Grunde gerichtet war. Im Jahre 917 fand ein fatimidischer Emir dort wieder Gehorsam und Romanus selbst hatte den triftigsten Grund, mit den Fatimiden Frieden und Freundschaft zu halten. Der König der Bulgaren war nämlich auf den Gedanken gekommen, sich mit diesen gegen Konstantinopel zu vereinigen; der Landmacht der Bulgaren, verbunden mit der Seemacht der Fatimiden, so meinte er, würde Konstantinopel nicht widerstehen können. Aber Romanus wußte die Fatimiden selbst für sich zu gewinnen, die in ihren eigenen Angelegenheiten eher der Hülfe von Konstantinopel bedurften, als daß sie es hätten zerstören mögen.

Sie gerieten mit den Potenzen, in deren Mitte sie sich befanden, in die beschwerlichsten Feindseligkeiten, mit den Omajjaden in Italien selbst. Wiewohl sie mit den Griechen in Verbindung getreten waren, so unterließen sie doch nicht, die Unternehmungen der Aglabiten in dem lateinischen Italien wieder aufzunehmen. Sie griffen, wie einst die Karthager, Ligurien an, einige Jahre später haben sie Genua in Besitz genommen.

Zugleich wurde Italien von omajjadischen Saracenen, die schon in früheren Jahren fortwährend Feindseligkeiten ausgeübt hatten, zur See be-

drängt. Sie hatten auch ihrerseits eine Kolonie in der Provence gegründet, die unter dem Namen Fraxinetum (la Garde-Frainet) den lateinischen Chronisten bekannt geworden ist. Wenn man die geographische Lage des Platzes in Betracht zieht, zwischen Nizza und Marseille unfern von Frejus, durch welche Gallien und Italien zugleich bedroht werden kann, so sollte man kaum glauben, daß ein bloßer Zufall, durch welchen zwanzig Saracenen an die Küste verschlagen wurden, wie Liutprand erzählt, diese Gründung veranlaßt habe. Die Befestigungen am Garigliano und die Gründung von Fraxinetum sind die beiden gefährlichsten Positionen, welche die Moslimen in dem Innern der lateinischen Welt genommen haben. Von Fraxinetum aus haben sich die Saracenen eines der wichtigsten Übergänge über die Alpen bemächtigt; sie sind nach Piemont vorgedrungen.

Es war mehr eine Art Eifersucht des Raubes und der Feindseligkeit, wenn die beiden moslimischen Potenzen, die Fatimiden und Omajjaden, gegen die Christen vordrangen; aber zugleich waren sie in Afrika in einen Kampf geraten, der über die Herrschaft zu Land und See entscheiden sollte und ihre politischen Verhältnisse nach allen Seiten hin beherrschte.

4. Omajjaden in Spanien.

Wie die Unterbrechung der kaiserlichen Autorität den unmittelbaren Anlaß zur Festsetzung der Saracenen in Italien gegeben hat, so tragen die Parteiungen in dem westfränkischen Reiche die meiste Schuld daran, daß die Omajjaden in Spanien die Herrschaft über die Eingeborenen behaupteten und den christlichen Königreichen das Gleichgewicht hielten. Was hätte daraus werden können, wenn Ludwig der Fromme und seine Söhne den spanischen Christen bei ihrem Aufstand gegen die Moslimen zu Hülfe gekommen wären und sie von dieser Knechtschaft befreit hätten? Aber durch das Widerstreben der Söhne gegen den Vater geschah es, daß die fränkischen Streitkräfte in der spanischen Mark nicht verstärkt wurden und Abderrahman II. in den Stand kam, seine Truppen gegen Merida zu wenden. Er hat es damals infolge einer Entzweiung der verschiedenen Klassen von Einwohnern vermittelst einer Art von Verräterei wieder eingenommen. Bald nachher erhob sich die alte Hauptstadt Toledo, in welcher die Christen noch sehr mächtig waren. Den Empörten gesellte sich Merida aufs neue bei. Da Alfonso II. von Asturien mit ihnen zusammenhielt, so würde eine fränkische Hülfeleistung große Erfolge haben herbeiführen können. Aber indessen hatten die Entzweiungen in dem Frankenreich solche Dimensionen angenommen, daß der Krieg jenseit der Pyrenäen in den Hintergrund trat.

Wohl schien Bernhard von Septimanien zu einer Hülfeleistung fähig zu sein: er nahm in der That eine internationale Stellung ein; er hatte sich bei den Entscheidungen im Frankenreiche unabhängig zu erhalten gewußt,

und es gewann das Ansehen, als beabsichtige er dieser Unabhängigkeit einen staatsrechtlichen Ausdruck zu verschaffen. Aber im fränkischen Reiche wollte man eine solche nicht aufkommen lassen; derselbe karolingische Fürst, für den Bernhard ursprünglich das meiste gewagt und gethan, war jetzt gegen ihn; Karl der Kahle meinte Aquitanien nicht vollkommen in Besitz nehmen zu können, so lange Bernhard von Barcelona her Einfluß auf das Land ausübte; er ließ ihn nach seinem Hoflager zu Toulouse vor sich bescheiden; als aber Bernhard eintraf, wurde er vor ein Gericht der Franken gestellt, das ihn zum Tode verurteilte.

Das Ereignis, dessen Gründe man sagenhaft mehr verunstaltet als erläutert hat, konnte nicht anders als Abderrahman zu statten kommen. Vom Sohne Bernhards, Wilhelm, erfährt man mit Bestimmtheit, daß er sich mit dem moslimischen Fürsten verbündet und die gewohnten Straßen der Pyrenäen für die Franken unwegsam gemacht habe. Der von Karl dem Kahlen eingesetzte Markgraf konnte Barcelona nicht lange behaupten; die Stadt fiel in Wilhelms Hand. Dieser selbst kam jedoch in den hierdurch hervorgerufenen Unordnungen um. Er war sehr listig, sagt eine Chronik, aber seine Gegner waren noch listiger.

Das Wesentliche ist, daß Abderrahman II. dadurch Meister der Grenzen wurde; er soll selbst Barcelona eingenommen und, wenn auch nur kurze Zeit, besessen haben; überdies aber landete seine Flotte an den südfranzösischen Küsten in der Nähe von Marseille und plünderte die Vorstädte dieser Stadt. Aber sich hier zu behaupten, war Abderrahman doch nicht stark genug. Wir finden nach einiger Zeit wieder einen fränkischen Grafen des Namens Udalrich in der Mark Barcelona. In Spanien war Abderrahman II. in der Mitte des 9. Jahrhunderts wieder sehr mächtig geworden und gewann alle Tage an Bedeutung. Er nahm selbst an den Verwickelungen in Italien Teil. Hiebei sind die aglabitischen und omajjadischen Moslimen in jenen Gegensatz geraten, dessen wir oben gedachten. Durch die omajjadischen Moslimen wurde sogar Rom bedroht. Papst Leo und Kaiser Ludwig II. hatten mit ihnen zu kämpfen.

Nun aber geschah, daß der Kalif von Cordova auch seinerseits in innere Unruhen verwickelt wurde, die seine Macht und sein Ansehen schwächten. Er hielt es für seine Pflicht, die Mozaraber, das heißt die Christen, die in seinem Gebiete lebten, niederzuhalten. Diese fühlten sich noch immer nicht dem Islam eigentlich unterworfen; sie verstiegen sich oft zu Schmähungen gegen den Propheten, Abderrahman II. aber reprimierte sie mit äußerster Grausamkeit: er ließ die Widerstrebenden verbrennen; die Märtyrer, die er machte, sollten nicht gegen ihn zeugen. Doch behaupteten sich die Christen noch in der Verwaltung und im Heere; erst unter seinem Nachfolger Mohammed I. wurden sie daraus ausgestoßen.

Neuerungen solcher Art aber veranlaßten wieder gewaltsame Oppo-

sitionen unter den Anhängern der Kalifen selbst. Von diesen ist besonders Musa im Gedächtnis geblieben, der einem gotischen Geschlechte angehörte, welches in seiner Gesamtheit zum Islam übergetreten war; er hatte sich zum Wali von Saragossa aufgeschwungen, wo er Akte der Unabhängigkeit ausübte.

Wie sehr alle Verhältnisse verändert waren, sieht man daraus, daß dieser Musa einen Einfall in Aquitanien machte und sich große Geldsummen erzwang. Wie wenig konnten da die christlichen Königreiche auf fränkische Hülfe rechnen. Musa, der den Anspruch erhob, der dritte König von Spanien zu sein, geriet mit dem Könige von Asturien, Ordoño I., in offenen Kampf. Dieser hat ihn in einer großen Schlacht besiegt und ihm die Schätze abgenommen, die er aus Westfrancien mitgebracht hatte.

Hierauf gewannen die asturischen Könige eine eigentümliche Selbständigkeit. Ordoña I. erwarb sich auch dadurch Verdienst um die Reste der abendländischen Kultur, daß er die Normannen, die einen Einfall in Gallicien versuchten, zurückwies.

Ein noch größeres Ansehen erlangte sein Sohn Alfonso III. (866—910), der einen gefeierten Namen hinterlassen hat. Er verdankte seinen Thron nicht allein seinem Erbrecht, sondern der Wahl. Er hatte zuerst eine Empörung zu bekämpfen, ehe er allgemein anerkannt wurde. Durch seine Vermählung mit der Tochter des Grafen von Navarra trat er mit diesem Hause in eine Familienverbindung, die zugleich eine politische war. An den Grenzen legte er viele Burgen gegen die Saracenen an; im Innern hat er eine gute Anzahl Kirchen gebaut. Da einer seiner Brüder, der sich empört hatte, zu den Saracenen geflohen war, so unternahm Alfonso einen Zug gegen dieselben, der ihn bis in die Sierra Morena führte. Er hätte diesen glücklichen Streifzug nicht ausführen können, wenn nicht das omajjadische Reich durch innere Unruhen zerrüttet gewesen wäre.

Mohammed mußte, um den Rebellen Abu Abdallah in Saragossa niederwerfen zu können, um Frieden bei Alfonso nachsuchen.

Noch gefährlicher für das Kalifat war der Aufstand des Omar Ibn Hassun gegen Abdallah, den Nachfolger Mohammeds. Den bisher allgemein angenommenen Überlieferungen zufolge hat er sich in Saragossa erhoben und Mozaraber und Muwallads an sich gezogen; er besaß das ganze Land nördlich vom Ebro. Er machte sich sogar anheischig, den Franken Barcelona zu entwinden. Allein durch seine Grausamkeit regte er die Araber zur Rachsucht auf; er mußte seine Zuflucht zu den christlichen Königen nehmen, die ihm aber keine ausgiebige Hülfe leisten konnten, weil sie nicht Moslimen werden wollten, wie er ihnen vorgeschlagen hatte. So wenigstens lautet die von Conde aufgestellte und dann von deutschen und spanischen Schriftstellern wiederholte Erzählung von diesem Empörer, gegen welche aber auf Grund der Studien zuverlässiger arabischer Autoren mannigfache Einwendungen erhoben worden sind. Diesen zufolge bestand ein fortwährender lebhafter

Gegensatz zwischen den alten echten Moslimen arabischer Herkunft und den zum Islam übergetretenen Völkerschaften Spaniens. Die Parteiung zwischen den ersteren untereinander, die wieder emporkam, gab den letzteren — sie erscheinen unter dem Namen Muwallads — Raum, sich ihrerseits zu behaupten; sie hatten den größten Teil der Staatsverwaltung in Händen. Man hat die Stellen der Walis nach den Umständen bald der einen bald der anderen Partei übertragen. Auf diesen Widerstreit gründete sich die Macht und das Ansehen des Omar Ibn Hassun, der, von den Inhabern der Gewalt beleidigt, in der Serrania eine unabhängige Stellung nahm, von der aus er die vornehmsten Häupter der Eingeborenen unterstützte und aufrecht hielt; er selbst war erst in der dritten Generation Moslim. Er nahm zuweilen christliche Grafen in seinen Dienst und hat einmal die Fatimiden anerkannt. Im Jahre 891 bedrohte er Cordova; dabei wurde er vom Kalifen Abdallah II. besiegt und zurückgedrängt. Auf seiner Feste Bobastro hat er sich aber immer behauptet und von seinem Bergschloß die Halbinsel in Aufregung erhalten. Mit den christlichen Königen stand er in Verbindung, ohne sie jedoch zu sich herüberziehen zu können. Denn der Gegensatz der Religion sprengte doch immer wieder die Verbindung zwischen Arabern und Christen auseinander. Es entspann sich ein unaufhörlicher Kampf in der Halbinsel, der nicht viel bedeutete, so lange Alfonso III. seinen Ruhm aufrecht erhielt. Im Jahre 910 aber erlag er einer Empörung seiner Söhne. Man weiß nicht anders, als daß seine Gemahlin, vereinigt mit dem Grafen von Castilien, Nuño Fernandez, dem Schwiegervater ihres ältesten Sohnes Garcias, dazu den nächsten Anlaß gab; sie wollten diesen auf den Thron setzen. Alfonso bemerkte das Vorhaben, als er gerade gegen die Saracenen zu Felde lag; er eilte zurück und brachte seinen Sohn in sicheren Gewahrsam. Aber damit erweckte er Feindseligkeiten, die er nicht mehr bewältigen konnte. Er wurde geradezu genötigt, abzudanken und seinen Sohn Garcias an seine Stelle zu setzen. Die alten Chronisten berichten, er habe dann noch gleichsam zu seinem Troste, bewaffnete Scharen erbeten, mit denen er das saracenische Gebiet angriff; mit vieler Beute kehrte er zurück. Bald darauf ist er gestorben. Sein Sohn Garcias, der sich ebenfalls in dem Kampfe mit den Saracenen Ruhm erwarb, starb schon nach drei Jahren, ohne männliche Nachkommenschaft, im Jahre 914. An seine Stelle trat sein Bruder Ordoño, der von dem Vater bereits die Provinz Gallicien erhalten hatte.

Der Erwähnung wert ist die Art und Weise, wie er den Thron bestieg. Er wurde zuerst in seiner Provinz durch Acclamation zum König erhoben. Dann begab er sich nach Leon, welches Garcias zum Mittelpunkte seines Königreiches gemacht hatte. Hier wurde er in aller Form von den zwölf Bischöfen des Landes gesalbt und gekrönt. Diese Formen waren damals die allgemeinen im Abendlande. Man sieht, daß auch jenseit der Pyrenäen die Ideen eindrangen, die sich im westlichen Frankenreich durchsetzten. In der Teilnahme der Bischöfe sah man die Manifestation des göttlichen Willens.

Der Thronwechsel in Cordova, der damals eintrat, bot ebenfalls einige Zweifel dar. Der Kalif Abdallah hatte zwei Söhne, von denen der eine ihm widerstrebte, aber dabei unterging — man bezeichnete ihn als den Ermordeten — der andere, der diesen besiegt und niedergeworfen hatte, erhielt den Beinamen des Siegreichen.

Bei dem Tode Abdallahs hätte es nun natürlich erscheinen können und nach dem Herkommen wäre es nicht unangemessen gewesen, wenn der Verfechter der väterlichen Rechte den Thron bestiegen hätte. Aber dieser war nicht der Meinung; er trat freiwillig vor dem Sohne seines älteren Bruders, des Ermordeten, zurück; er war der erste, der demselben seine Stimme gab und ihm huldigte; denn er liebte ihn wie seinen eigenen Sohn. So gelangte Abderrahman III. zu dem Emirat oder Kalifat von Cordova, nicht durch Wahl oder Intervention der religiösen Körperschaft, sondern durch ein Einverständnis des Meistberechtigten selbst.

Er war liebenswürdig von Person, wohlwollend; er hatte Eigenschaften, denen man sich gerne unterwirft. Daß sein Vater das Oberhaupt einer großen Partei gewesen war, die noch immer bestand, kam ihm zu statten. Wetteifernd versammelte sich um ihn die bewaffnete Bevölkerung zum Kampfe gegen die Rebellen. Man schlug zu wiederholten Malen, bald im Norden, bald im Süden. Ein Ereignis von Bedeutung war es, daß Omar Ibn Hassun, bereits auf seine Bergfeste eingeschränkt, im Jahre 917 mit Tode abging. Endlich sammelte sich die Kraft des Widerstandes in der Burg Al-Hama. Abderrahman überwältigte diese Festung. Man lernt dabei die damalige Poliorketik kennen: Die Mauern wurden unterminiert und die Holzblöcke, auf die man sie einstweilen gestützt hatte, angezündet. Der vornehmste der Rebellenhäuptlinge, Asomor, büßte mit dem Leben. Das seit vielen Jahren rebellische Toledo wurde dadurch gezähmt, daß das Land umher einige Jahre hindurch wüste gelegt worden war; die Einwohner wandten sich selbst gegen die Empörer, durch welche sie hatten verteidigt werden sollen. Abderrahman erschien gleichsam als Befreier und wurde mit Jubel empfangen. Er vermied alle rückwirkenden Verdächtigungen und Strafen. Die übrigen Rebellen zogen sich unter den Schutz der christlichen Reiche zurück.

Mit dem Jahre 927 durfte Abderrahman III. als Herr und Meister der moslimischen Lande angesehen werden. Noch aber konnte er die vereinigten Kräfte nicht gegen die christlichen Königreiche wenden; seine ganze Thätigkeit wurde durch die Ereignisse, die sich seit dem Emporkommen der Fatimiden in Afrika begeben hatten, herausgefordert und beschäftigt.

Besonders an den Edrisiden im westlichen Afrika hatte Obeidallah Widerstand gefunden. Zuerst waren sie nur genötigt worden, ihn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen; bei einem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten nahmen die Fatimiden Fezz, die Kapitale der Edrisiden, in Besitz. Noch aber waren viele Stammeshäupter übrig, die nun ihre Zuflucht zu Abderrahman nahmen; schon von einigen anderen Feinden der Fatimiden war dies früher

geschehen. Abderrahman gewann zugleich die Berberstämme für sich, welche von Obeidallah noch nicht bezwungen worden waren. Manche besaßen feste Burgen im Gebirge; sie erkannten Abderrahman als ihren Fürsten an. Am bemerkenswertesten ist hiebei das Verhältnis, in das sich ein Häuptling Namens Abu Jezid zu den beiden Dynastien stellte; in ihm kamen noch einmal die mazdakidischen Ideen zum Vorschein; wie er denn Gemeinschaft der Güter und der Weiber lehrte; es gelang ihm, sich Kairwans zu bemächtigen. Aber er suchte auch noch eine andere Anlehnung und wandte sich an den Kalifen von Cordova. Unterstützt durch diese Empörungen, nahm Abderrahman Ceuta in Besitz, nach und nach das innere Maghrib überhaupt und erneuerte die Verbindungen mit den Berbern, von denen die Herrschaft der Moslimen in Spanien ehedem ausgegangen war. Aber Obeidallah leistete nach allen Seiten hin kräftigen Widerstand; erst nach dem Tode desselben ist Abderrahman III. zu einem Übergewicht gelangt, welches dem Kalifat von Cordova eine größere Stellung verschaffte, als es jemals besessen hatte.

Erst durch seine glücklichen Erfolge in Afrika kam Abderrahman in den Stand, sich gegen die christlichen Königreiche in Spanien zu wenden, die sich indes, eben durch diese Zwischenfälle veranlaßt, gewaltig geregt hatten.

Der König Ramiro von Leon hatte durch unaufhörliche Streifzüge die moslimischen Gebiete bedrängt, im Jahre 933 Madrid angegriffen; die Mohammedaner, die zur Rache dafür in sein Königreich eindrangen, hatte er zurückgewiesen. Nun aber, durch die glücklichen Erfolge in Afrika ermutigt und verstärkt, wendete Abderrahman seine Streitkräfte gegen den König von Leon. Er hatte sich ein Kriegsheer geschaffen, in dessen Reihen auch die Afrikaner wie vor Zeiten in erheblicher Zahl erschienen. Im Jahre 939 nahm er persönlich den alten Kampf mit Entschiedenheit auf. Noch besaß er aber keine eigentliche Überlegenheit. Die beiden Heere trafen bei Simankas zusammen. Aus den sehr ausführlichen Berichten der arabischen Autoren entnimmt man wenigstens so viel, daß Ramiro mit seiner zahlreichen und wohlbewaffneten Reiterei die Truppen Abderrahmans zurückwarf und die Ehre des Tages davontrug. Er hatte den Vorteil, daß ein moslimischer Führer, Omajja Ibn Ishak, dessen Bruder mit den Fatimiden in Verbindung getreten und deshalb von Abderrahman mit dem Tode bestraft war, sich zu ihm flüchtete und ihm wesentliche Dienste leistete. Der Kampf versetzte sich hauptsächlich an den Duero, an welchem die christlichen Könige Burgen und andere befestigte Positionen angelegt hatten. Zamora war, wie man erzählt, mit einer siebenfachen Umwallung umgeben; einen großen Teil derselben hatte Abderrahman bereits eingenommen, als er durch einen unerwarteten Anfall genötigt wurde, sich zurückzuziehen. Er erlitt dann bei Alhandega eine Niederlage. Nur durch eilige Flucht konnte er sich retten. Die Schlacht hat in der Welt das größte Aufsehen gemacht. In Fostat wurde sie von Masudi erzählt, die Sankt Galler Annalen gedenken ihrer und schreiben den Sieg der Königin Tota von Navarra zu; auch von Liutprand wird sie erwähnt.

War nun aber Abderrahman weit davon entfernt, in dem Waffengange Meister geblieben zu sein, so verschafften ihm die Entzweiungen unter den kleinen christlichen Königreichen nicht allein Sicherheit, sondern eine gewisse politische Überlegenheit. Die Grafen von Castilien, Fernando Gonzales und Diego Muñoz zerfielen mit dem König von Leon. Sie hatten hiebei den Adel ihrer Provinz auf ihrer Seite. Als die Moslimen wieder heranrückten, wurden sie von einem Teil der Castilianer als Freunde bewillkommt. Bereits im Jahre 940 erfocht Abdallah ben Coreischi einen Sieg über Ramiro. Dieser wurde dadurch bewogen, einen Waffenstillstand einzugehen, der im Jahre 944 geschlossen wurde und fünf Jahre dauern sollte. Sowie derselbe abgelaufen war, eröffnete Ramiro den Krieg aufs neue; denn er war indes mit dem Grafen von Castilien ausgesöhnt worden und mit ihm in die engste Familienverbindung getreten; auch ist er bei seinem Zuge ziemlich glücklich gewesen. Gleich darauf aber starb er, und bei seinem Tode brachen die Entzweiungen, die er gedämpft zu haben glaubte, stärker als jemals hervor.

In diesem Verlauf bildete sich nun ein gegen früher sehr verändertes Verhältnis zwischen den Christen und den Moslimen auf der pyrenäischen Halbinsel.

Abderrahman hatte durch die Vernichtung der Rebellion, die Ausdehnung seiner Macht in Afrika eine Stellung gewonnen, welche ihm die vorwaltende Autorität auf der Halbinsel sicherte und für die südliche Welt von großer Bedeutung wurde.

In dieser Lage, in welcher er mit den großen christlichen Potenzen in mannigfaltige Berührung geriet, beschied er sich wohl Frieden und Freundschaft mit ihnen zu suchen, jedoch nicht ohne dabei an den Ansprüchen des Islam festzuhalten, wie er einst in Gegenwart der byzantinischen Gesandten, die ihm ein Schreiben auf blauem Pergament in griechischer Sprache überreichten, in welchem die damaligen Kaiser sich als Verehrer des Messias bekannten, nicht versäumte, ihnen durch eine Rede antworten zu lassen, in welcher Gott gepriesen wurde, daß er seine heilige Religion, den Islam, aufrecht erhalte und dessen Feinde erniedrige. Es ist derselbe Geist, den die Unterhandlung atmet, mit der er später zu Kaiser Otto in Beziehung getreten ist. Dem Übergewicht, welches sich Abderrahman auf der pyrenäischen Halbinsel und in Afrika erwarb, entsprach es, daß die Fatimiden die Seeherrschaft behaupteten. Moslimen wollten die Omajjaden und Fatimiden bleiben, aber ein Krieg gegen die Christen lag ihnen fern. Doch waren die räuberischen Feindseligkeiten, wie sie von Fraxinetum aus an der Küste von Ligurien ausgeübt wurden, sehr empfindlich.

Zwölftes Kapitel.

Dänen in England. Normannen im westlichen Frankenreich.

Obwohl untereinander entzweit, beherrschten doch die moslimischen Potenzen, Fatimiden und Omajjaden, das westliche Becken des Mittelmeeres und bedrängten die subalpinen Küstenlande.

Tiefer eingreifende Feindseligkeiten hatten aber England und das westliche Frankenreich von den alten, echten Heiden, den Dänen und Normannen, zu bestehen. Einmal haben diese Weltverhältnisse sogar zusammengegriffen. Durch die Abwehr der Saracenen von Rom wurden die Angelsachsen in stand gesetzt, ihre Beziehungen zu der Metropole der Christenheit wieder zu erneuern. Papst Leo IV., der mit Unterstützung des Kaisers Lothar St. Peter mit der leoninischen Mauer schützte, hat dann noch auf die Erhebung des angelsächsischen Königs Alfred, der dazu bestimmt war, den Angriffen der Nordmänner in England Einhalt zu thun, den wesentlichsten Einfluß ausgeübt. Wir werden sogleich auf Alfred zurückkommen, werfen aber zunächst einen Blick auf die Verhältnisse der Angelsachsen und des Nordens überhaupt.

Die angelsächsischen Königreiche gehörten der Gesamtheit des Abendlandes durch ihre Verbindung mit Rom an. Zwischen ihnen und dem karolingischen Reiche gab es eine unverkennbare Solidarität der Interessen in dem ethnographischen Widerstreit gegen die alte britische Nationalität und in der propagandistischen Tendenz gegen den Norden.

Der Sohn jenes Königs Oswin, der die Entscheidung zu Gunsten der römischen Kirchenform und des Anschlusses an Rom gegeben hatte, Ecfrid, errichtete das Bistum Lindisfarne, von wo die Fahne des Christentums gegen die Pikten getragen wurde. Auch die Irländer drangen durch Anachoreten und Priesterschaften nach Norden vor; wir wissen bereits, welchen Antrieb diese religiösen Unternehmungen zu den Kriegszügen der Wikinger gegeben haben.

Diese schienen sich anfangs auf Besitznahme fester Plätze, Wegführung von Gefangenen, Zerstörung der Macht der einheimischen Könige zu beschränken. Man hatte sich wohl gefreut, daß trotzdem der Chor der Mönche seine Psalmen singe und ein christlicher Bischof in Armagh residiere; allein bald war jenes Kloster zerstört, im Jahre 832 war auch Armagh eingenommen worden: die Odhinsreligion herrschte auf der Insel. Da wurden denn auch die Anfälle der Dänen gegen England wieder aufgenommen. Egbert, der die Heptarchie in England in eine Monarchie verwandelte, war ein natürlicher Verbündeter Karls des Großen in Bezug auf die Ausbreitung der Religion, sowie im Kampfe gegen die Eingeborenen. Darin war er von demselben verschieden, daß er das alte Königsgeschlecht der Kerdikiden aufrecht erhielt, während der Vater Karls die Merowinger vernichtet hatte.

Und da nun Egbert die Gegner, mit denen er kämpfte, keineswegs vollkommen übermannte — denn Ostanglien und Northumbrien vermochte er nicht zu vertilgen und auch anderen Teilen seines kleinen Reiches gestattete er eine gewisse Selbständigkeit — so fanden die Einfälle der Dänen einen für Erfolge sehr vorbereiteten Boden; die noch nicht unterworfenen Walliser dienten ihnen als Führer und Bundesgenossen. Es war das letzte Verdienst Egberts, daß er im Jahre 838 die beiden Heerhaufen beim Hengisthügel in einer großen Schlacht niederwarf. Dagegen erlag sein Sohn Äthelwulf im Jahre 844 bei Charmouth dem Anfall einer nicht gerade zahlreichen Flotte, die aber vortrefflich bemannt war.

Äthelwulf suchte seine Rettung in der engsten Verbindung mit dem Kontinente. Er erneuerte das alte Verhältnis zu Rom, unter anderem dadurch, daß er das Institut der angelsächsischen Schule in Rom, die Schola Saxonum, zugleich ein Hospital, welches vor mehr als einem Jahrhundert gegründet, damals aber verfallen war, wieder erneuerte und reichlich ausstattete, was dann auch zur Folge hatte, daß Papst Leo IV. die Anrechte seines jüngsten Sohnes Alfred auf den Thron anerkannte.

Noch in vorgerückten Jahren verheiratete sich Äthelwulf mit einer dreizehnjährigen Tochter Karls des Kahlen; er schien selbst ein Karolinger werden zu wollen. Aber dadurch vermehrte er nur die Feindseligkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Es ist keine Vermutung, sondern eine Thatsache, daß die Unternehmungen der Dänen gegen das westfränkische und lotharingische Reich einerseits und gegen England andererseits in naher Beziehung stehen, aber wir wissen, die beiden kontinentalen Reiche erwehren sich ihrer noch einmal; in England dagegen fassen sie festen Fuß. Es schien eine völlige Besitznahme der Dänen anzukündigen, als sie in den Jahren 866—867 die Ostanglier und Northumbrier dahin brachten, Frieden mit ihnen zu schließen, bei dem sie sogar einzelne angelsächsische Bezirksvorstände ernannten. Auch Mercia überfluteten sie; eine Zeitlang war die Hauptstadt Nottingham in ihrer Hand. Im Jahre 870 warfen sie, aus ihren Winterquartieren hervorbrechend, den König der Ostangeln, Eadmund, der ihnen entgegen ging, in einer offenen Feldschlacht nieder; sie behaupteten den Platz, wo er erschlagen worden war, und beherrschten das ganze Gebiet.

In diesem Moment, wo es zweifelhaft scheinen konnte, ob die Zukunft von England auf seiten der Dänen oder des westsächsischen Königshauses liegen würde, erhob sich dies unter den Königen Äthelred und Alfred nochmals zum Kampfe.

Charakteristisch ist das erste Zusammentreffen der beiden Elemente im Jahre 871. Beim Kampfe mit den Dänen, dessen Andenken an einer kleinen Esche auf dem Schlachtfelde haftet, hat der jüngere Bruder Alfred die Entscheidung herbeigeführt. Wie das Dänenheer, war auch das angelsächsische in zwei Abteilungen aufgestellt; von Äthelred, der die eine anführen sollte, hören wir, daß er die Zeit, den Dänen zu begegnen, versäumte, indem er es

für geboten hielt, der Feier der Messe bis zu ihrer Beendigung beizuwohnen, ungefähr wie jener fromme Kurfürst von Sachsen bei Mühlberg. Alfred aber ließ sich durch keine Rücksicht abhalten, auf die feindlichen Scharen unverzüglich einzudringen, wie sein Biograph Asserius sagt, wie ein Eber, unter göttlichem Impuls und von Gott geschützt; er erfocht den Sieg.

Äthelred starb bald nachher. Alfred, dessen durch die Salbung des Papstes begründete Autorität durch eine große Waffenthat bestätigt worden war, bestieg im Jahre 871 den Thron; er schien aber den Dänen unterliegen zu müssen.

Im Jahre 872 überwinterten dieselben in London, 873 in Northumberland, 874 in Mercia. Sie verjagten den dortigen Fürsten; Ceolwulf, den sie an dessen Stelle setzten, versprach ihnen, das Land auf Begehr wieder einzuräumen. 873 ward Northumbrien von einem Teile ihres Heeres völlig unterworfen. Dann griffen sie 876 Wessex an, welches sie zugleich durch einen Anfall zur See bedrängten.

Alfred glaubte sich durch einen Vertrag zu retten, der unter den feierlichsten Formen vollzogen wurde. Die Dänen schwuren zugleich auf christliche und heidnische Heiligtümer und auf ihre mit dem Blute der Opfertiere bestrichenen Halsbänder. Aber die Verehrer Odhins fühlten sich durch diesen Eid wenig gebunden. Sie überfielen sogleich die Reiter des Königs und machten sie nieder; dann erneuerten sie ihre Raubzüge durch das Land, welchen um so weniger Widerstand geleistet werden konnte, weil die Dänen durch neue Zuzüge ansehnlich verstärkt worden waren. Sie ergossen sich über die westlichen Gaue von Wessex und nahmen die königliche Burg Chippenham am Avon in Besitz. Hier und da fanden sie Widerstand, wie in Cynwith, aber sie schienen von Wessex eben so gut Besitz nehmen zu wollen, wie von Mercia.

König Alfred sah sich genötigt, seine Zuflucht in die Landschaft der Sumorsaeten zu nehmen, eine Gegend, die durch Sümpfe, Büsche und Wälder unwegsam war. Denn noch hatte England große Waldungen. In diesem Aufenthalt in der Wildnis, der später mit manchen Sagen ausgeschmückt ist, wie sie sich an das Exil großer Fürsten knüpfen, fand er doch Gelegenheit, eine Burg zur Gegenwehr aufzurichten, hochberühmt unter dem Namen Äthelinggaeige (Aethelney). Er war aber mit bloßer Verteidigung nicht zufrieden. Er unternahm, wie man bei Asserius liest, Streifzüge, bei denen seine Unterthanen erst inne wurden, daß er am Leben sei. Die Bewohner von Somerset, Wiltshire und Hampton sammelten sich um ihn bei Egbertstan. Unverzüglich führte er sie gegen die Hauptfeste, von der das Land in Knechtschaft gehalten wurde, Chippenham. Die Normannen säumten nicht, sich entgegenzusetzen.

Bei Ethandun (Edington bei Westbury) kam es zur Schlacht, welche als die entscheidende betrachtet werden muß. Die Angelsachsen bestanden diesmal den Angriff der Normannen durch wohl vorbereitete Gegenwehr. Daraus aber entwickelte sich nun ihr vollständiger Sieg. Chippenham selbst konnte

belagert werden; die Eingeschlossenen, die keine Lebensmittel besaßen und das Land verloren hatten, mußten sich jetzt selbst bequemen, um Vertrag zu bitten.

Aber bei der Verschiedenheit der Religion, die man bekannte, war auf keine dauernde Abkunft zu rechnen. Es kann kein Zweifel sein, daß eben bei dieser Gelegenheit der Dänenkönig Guthorm zum Christentum übertrat. Ein Moment von der größten Wichtigkeit. Denn wenn die Angelsachsen nicht ganz unterdrückt werden konnten, so bot er die einzig mögliche Auskunft zu einem friedlichen Beisammenleben der beiden Nationalitäten. Ganz neu war diese Auskunft nicht; ähnliche Vereinbarungen hatten schon Kaiser Ludwig I. und Lothar versucht. Guthorm räumte Wessex, aber er behielt Ostanglien und einen Teil von Mercia, die Grenze bildete die Watlingstraße.

Was oben absichtlich vermieden worden ist, dem Zusammenhang der normannischen Unternehmungen gegen England und die Küsten des Frankenreiches nachzuforschen, kann nicht ganz unterlassen werden: die Geschicke von England hingen größtenteils davon ab. So lange die Normannen in dem westlichen Francien zu kämpfen hatten, waren die Engländer von weniger gefährlichen Angriffen heimgesucht worden. Nachdem Karl der Kahle im Jahre 864 das Glück gehabt hatte, die Dänen zum Abzuge aus seinem Reiche zu verpflichten, warfen sich deren Anfälle mit erneuter Heftigkeit auf die angelsächsischen Gebiete. Es traten Zeiten ein, in welchen sie sich die Herrschaft über England versprechen konnten. Der mannhafte Widerstand Alfreds zwang sie, diese Hoffnung aufzugeben; aber sie behielten Ostanglien in Händen. Die Heftigkeit ihrer Angriffe wandten sie seitdem auf das Frankenreich zurück, wohin sie durch die inneren Entzweiungen der karolingischen Fürsten und Reiche eingeladen wurden. Die oben erwähnten Unternehmungen gegen Ludwig den Jüngeren und die Söhne Ludwigs des Stammlers scheinen dadurch veranlaßt worden zu sein. Die englischen Chronisten erwähnen die Winterquartiere des großen Heeres der Dänen in Flandern, das Karl III. mit aller Anstrengung bekämpfte, aber nicht abzuwehren vermochte; sie identifizieren dabei Dänen und Normannen und ein Versuch, beide Elemente zu unterscheiden, würde vergeblich sein. Dem König gelang es 882, vier Kriegsfahrzeuge der Dänen zu überwältigen; nachdem er zwei genommen, ließ er die Bemannung umbringen, worauf die Führer der beiden anderen sich ihm unterwarfen. Mit diesem Anfang eigener Seerüstung konnte er aber nicht verhindern, daß die Normannen aus dem Frankenreiche sich von Zeit zu Zeit nach England wandten. Im Jahre 884 hatten sie von dort Pferde mitgebracht, durch welche ihre Einbrüche sehr gefährlich hätten werden müssen; allein gleich bei ihrer Landung fanden sie einen nachhaltigen Widerstand an den Einwohnern von Rochester, das sie belagerten, und dann an dem herbeieilenden König Alfred. Die Pferde, Gefangenen und Kriegsvorräte der Dänen fielen den Angelsachsen in die Hände. Die Dänen flohen nach ihren Schiffen und suchten — so versichert Asserius — ihr Heil in einer Rückkehr nach Frankreich. So ist es ge-

schehen, daß die zu Lande gegen Paris heranziehenden Dänen Hülfe von der Insel her erhalten haben.

Und während man vor Paris stritt, hatte Alfred von ihnen nichts zu fürchten; er konnte vielmehr in der Mitte seiner insularen Feinde und noch zuweilen im Nachteil gegen sie zur Ausführung des Gedankens schreiten, den man nicht hoch genug anschlagen kann: er wandte seine Aufmerksamkeit auf die Herstellung von London, das ganz verödet vor ihm lag; er machte die Stadt wieder bewohnbar und vertraute sie einem tapferen und ergebenen Grafen, der sein Schwiegersohn war, an. Hierauf sammelten sich die Eingeborenen sächsischer und englischer Herkunft in den Mauern von London, namentlich die, welche bisher unter der Herrschaft der Dänen geschmachtet hatten. London wurde beinahe wie Rom ein Asyl. Die merkantile Hauptstadt der Welt verdankt dem König Alfred gleichsam ihre zweite Gründung.

An neuen Anfällen der Dänen fehlte es auch in der Folgezeit nicht; sie hingen mit den Erfolgen Arnulfs zusammen, der sie zwar nicht zu verjagen vermochte, aber ihnen doch einen Widerstand entgegensetzte, der sie veranlaßte, sich nach den alten Schauplätzen ihrer Unternehmungen, dem westlichen Francien und England zurückzuwenden. Auch neue nordische Zuzüge scheinen hinzugekommen zu sein. Der große Pirat Hastings, der selbst ein geborener Westfranke gewesen sein soll, erscheint als ein Seekönig, der die beiden großen Lande bedrängte. Aber die Erzählungen werden so fabulos und verworren, daß ich verzweifle, sie auseinander zu wirren. Wenn man aus der Überlieferung eine unzweifelhafte Thatsache entnehmen kann, so ist es die, daß ein Dänenheer, das größtenteils aus Frankreich kam, sich bei Appledore aufstellte, während ein anderes, aus den einheimischen Dänen bestehend, sich bei Middleton sammelte. Alfred hatte zur Verteidigung seiner Landschaften die Einrichtung getroffen, daß nur die eine Hälfte der Waffenfähigen unter seinen Unterthanen dem Feinde entgegenging, während die andere zurückblieb, um das Land zu bauen. Beide sollten in dem einen und dem anderen miteinander abwechseln. Außerdem hatte er Burgen errichtet, welche immer mit einer streitbaren Mannschaft besetzt waren.

Mit dieser Abwehr lokaler Bedrängnisse war jedoch noch nicht alles ausgerichtet, was erforderlich war. Neue dänische Unternehmungen zielten vielmehr dahin ab, London selbst wieder zu erobern. Man erstaunt über den Umfang der nordischen Unternehmungen. Nachdem der Angriff auf Paris gescheitert war, wurde ein ähnlicher auf die große navale Metropole London gerichtet. Ich sage nicht, daß diese Absichten im Zusammenhang miteinander gestanden haben. Wenn London angegriffen wurde, so knüpft das an die allgemeinen maritimen Interessen an, welche die nordischen Seefahrer damals verfolgten.

Sie beherrschten eigentlich bereits die großen Straßen der Weltverbindungen des Atlantischen Oceans und den Norden, sie haben ihre Seeherrschaft sogar bis nach Island ausgedehnt, wo sie dem echtgermanischen Wesen

ein lebendiges Denkmal gestiftet haben, eine Bauernrepublik mit germanischen Institutionen. Den Umfang der kommerziellen Verbindungen der Dänen und Normannen erkennt man aus einem Fund, der etwa vor fünfzig Jahren (1840) in Lancashire gemacht worden ist. Dabei kamen 7000 Münzen, arabische, italienische, französische, angelsächsische, überdies aber 3000 mit Namen nordischer Häuptlinge zu Tage. Auf einer dieser Münzen findet sich neben dem Namen Olaf der Rabe mit ausgebreiteten Flügeln, der Vogel Odhins, der auf dessen Schultern sitzt, wie der Adler der Waffenträger des Zeus ist.

Wie viel lag nun daran, ob die Normannen auch der seebeherrschenden Position von London Meister werden würden oder nicht. Ihre territorialen Interessen auf der Insel griffen dabei mit den allgemeinen der Seefahrt, wenigstens objektiv zusammen. Im Jahre 894 suchten zwei verschiedene von Kent und Essex her kommende Heerhaufen London von der Landseite her zu bezwingen; aber dieser Versuch mißlang vollständig. Bei Farnham an der oberen Themse wurde die von Kent kommende Schar, nachdem sie über den Fluß gesetzt hatte, geschlagen und der Pferde, die sie aus dem Kontinent mitgebracht hatte, beraubt. Der Sohn Alfreds, Edward, trieb sie vor sich her; sie sammelten sich dann wieder bei ihren Schiffen auf einer kleinen Insel bei dem Flüßchen Colne. Hier wurden sie angegriffen und eingeengt, aber keineswegs vernichtet. Die dänische Flotte war indessen nach den südlichen Küsten ausgefahren, um irgendwo einen festen Platz zu erobern und die Macht des Königs Alfred zu teilen. Dieser begegnete dem doppelten Angriff mit aller Bedachtsamkeit: er versäumte nichts, um London selbst aufs beste zu befestigen: einen Teil seines Heeres ließ er daselbst zurück; die Miliz aus dem Lande vereinigte sich mit der Besatzung. Dieser zu eigenen Unternehmungen fähigen Mannschaft gelang es, die in der Nähe liegende, von den vereinigten Dänen in Essex errichtete Burgfeste Benfleet zu erobern und zu zerstören. Indessen setzte sich Alfred der dänischen Flotte selbst in der Gegend von Exeter entgegen und nötigte sie zum Rückzug; auch andere befestigte Ortschaften, welche von den Dänen angegriffen waren, wurden hierauf verteidigt, namentlich Chichester. Noch einmal im Jahre 897 vereinigten die Dänen ihre Kräfte gegen London selbst; sie errichteten ein festes Schloß am Flusse Lea und suchten zugleich durch die Mündung der Themse einzudringen: aber mit seemännischer Geschicklichkeit wußte Alfred in den Gewässern des Flusses Vorrichtungen zu treffen, durch welche die Einfahrt unmöglich wurde; das Kastell wurde dann auch von den Bürgern von London zerstört. Den letzten Haufen, der sich an der Severn aufgestellt hatte, warf der König nochmals auseinander. Im Jahre 897 war dergestalt die Gefahr einer neuen Überflutung beseitigt, London in angelsächsischen Händen behauptet. Man kann darin die Grundlage der englischen Macht sehen.

Noch unter Alfred bekamen die Normannen zu empfinden, daß sie nicht bestimmt waren, mit ihren kleinen Wikingschiffen das Weltmeer zu beherrschen. Alfred hat dagegen größere, für die englische See brauchbarere Fahrzeuge,

nicht ohne das Muster der Friesen zu beachten, erbauen lassen. Mit diesen hat er den Normannen an der Insel Wight noch eine Niederlage beigebracht.

Eine der größten Gestalten in Verflechtung der Weltgeschichte ist König Alfred: er hat den größten Teil Britanniens gegen das weitere Vordringen der Dänen geschützt; er hat London wieder erbaut und in den gefährlichsten Kämpfen behauptet und den Dänen auch zur See ein unüberwindliches Bollwerk entgegengesetzt; von ihm schreibt sich die Unabhängigkeit des Landes und die Begründung der angelsächsischen Seeherrschaft her.

Mit dieser Stellung, welche die Rettung eines altgermanischen Stammes von der Überflutung der nordischen Völker in sich schließt, hängt der Einfluß zusammen, welchen Alfred auf die Bildung seiner Angelsachsen ausgeübt hat. Es war die Konservation der unter den vorausgegangenen Weltverhältnissen begründeten kirchlichen und litterarischen Kultur. Die Gelehrsamkeit, welche früher sorgfältig gepflegt, infolge der Normannenkriege aber zum Teil vernichtet war, gewann wieder einen neuen Aufschwung. Alfred nahm jetzt von den Franken, wie diese einst von den Angelsachsen, die Elemente der Bildung. Er hatte westfränkische und sächsische Gelehrte um sich, zu denen sich auch britische gesellten. Die angelsächsischen waren nicht im stande, deren Einwirkungen von sich zurückzuweisen. Wie aber in dieser Epoche das Bestreben der fränkischen Könige dahin ging, auch die unteren Klassen zu dem allgemeinen Kreis der Bildung heranzuziehen, so unternahm auch Alfred, seine Angelsachsen in ihrer Sprache mit den wichtigsten Reliquien der lateinischen Kultur bekannt zu machen. Er übersetzte Autoren, welche die Träger der philosophischen und historischen Kenntnisse waren, die man überhaupt besaß; nicht ohne die Hülfe derer, die ihn im Lateinischen unterwiesen hatten, ist dies geschehen. Sein eigener Geist war immer dabei thätig. In seiner Übersetzung des Boëthius finden sich Reflexionen über die Pflichten des Königtums, welches nicht bestehen könne, ohne die Werkzeuge der Macht. Als solche bezeichnet er diejenigen, welche die Waffen führen, beten und arbeiten. Die Pflicht des Fürsten sei, sie tüchtig zu dem Dienst zu erhalten: dazu gehöre, daß er ihnen Ländereien austeile und sie mit Bier und Kleidungsstücken versehe. Alles aber müsse mit Weisheit geschehen; von sich selbst könne er sagen, er habe allezeit angestrebt, würdig zu leben, und seinen Nachkommen ein gutes Beispiel zu hinterlassen.

Die Historiker germanischer Zunge, nicht weniger auch die Geographen haben einen König an ihrer Spitze. In seiner Bearbeitung der Geschichte des Orosius flicht Alfred eine Beschreibung Germaniens ein, wie es ihm bekannt war, ungefähr im Sinne des Tacitus, von den Ufern des Rheins und der Donau nach Osten und Norden hin über die Sitze der Slaven und Finnen. Aber auch einiges Eigentümliche, seinem Zeitalter Entsprechende fügt er hinzu.

Eine Zeit lang war ein Seefahrer und Walfischfänger aus Norwegen, Namens Other, in seinem Dienste; dessen Berichte nimmt er auf. Sie führen

in die Gebiete der Finnen; ein anderer, den er ebenfalls beibringt, von Wulfstan in das Gebiet der Esthen. Man lernt Skandinavien aus ihnen bei weitem besser als bisher kennen. Vor allem empfängt man einen Begriff von den nordischen Seefahrten selbst. In der Geschichte der fortgehenden Weltentdeckung gebührt König Alfred ein Platz.

Überhaupt ist er das Vorbild eines modernen Königs: alle seine Kräfte gingen in der Sorge für die allgemeinen Angelegenheiten auf. Auch persönlich eine bewunderungswürdige Erscheinung; denn er war von Natur krankhaft. Für seine religiöse Gesinnung, die sein Thun und Lassen belebte, ist merkwürdig, daß er sich in die geistlich-weltlichen Streitigkeiten, die den Kontinent in inneren Gärungen hielten, nicht mischte. Doch hielt er sich im allgemeinen an das Papsttum, dem er seine Salbung verdankte. Da es den Kampf gegen das Heidentum galt, so bildete die höchste geistliche Autorität ein Moment für das nationale Leben.

Doch war das freie Bestehen des angelsächsischen Gemeinwesens, wie Alfred es gründete, noch keineswegs gesichert. Sein Sohn und Erbe Edward I. mußte sogleich mit seinem Oheim Äthelwold, welcher sich von der Nachfolge ausgeschlossen sah, um dieselbe kämpfen; da Äthelwold bei den Dänen Schutz und Hülfe fand, so verwandelte sich der Thronstreit zugleich in einen nationalen Gegensatz. Den entscheidenden Kampf haben die Kenter eigentlich gegen den Willen des Königs, welcher den Rückzug bereits befohlen hatte, durchgefochten. In ihm ist Äthelwold zugleich mit dem Dänenkönig, den er herbeigeführt hatte, umgekommen. Hierauf sind die Einwohner von Kent, welche dem jütischen Stamme angehörten, zu Edward übergetreten. Durch den Tod seines Schwagers, der bisher London besonders verwaltet hatte, erwarb Edward den Besitz der maritimen Hauptstadt und der benachbarten Bezirke; er drang dann in Ostsachsen vor, wo die bisher von den Dänen geknechteten Einwohner sächsischen Ursprungs sich ihm anschlossen.

Edward hatte das Glück, in seiner Schwester Äthelfleda eine mannhafte Gehülfin zu besitzen, welche Mercia für ihn rettete: wir finden sie selbst in offenem Felde kämpfend; die drei Persönlichkeiten Alfred, Edward und Äthelfleda stehen an der Spitze des mit den Dänen kämpfenden Englands. Was der Vater zur Landesverteidigung begonnen, führten sein Sohn und seine Tochter durch. Da die Dänen befestigte Plätze innehatten, von denen aus sie das Land verwüsteten oder doch unsicher machten, so säumten Bruder und Schwester nicht, die alten angelsächsischen Plätze wiederherzustellen und neue zu errichten. Noch einmal unternahmen die Dänen und die empörten Einwohner einen Anfall auf Wales. Eine der größten Thaten Edwards oder vielmehr schon seiner Söhne ist es, daß dieser Einbruch siegreich zurückgewiesen wurde. Darauf wurde ihm von dem wallisischen Könige die Huldigung geleistet; auch die Könige von Northumbrien und Schottland unterwarfen sich ihm und erkannten ihn als ihren Herrn und Vater an.

Besonders sind Edwards Successe dadurch gefördert worden, daß die normannischen Impulse sich in dieser Epoche gegen das westliche Frankenreich wendeten und hier eine neue Heimat fanden. Wir wenden unseren Blick auf die Ereignisse, die dort seit der Belagerung von Paris stattgefunden haben.

Normannen im westlichen Frankenreiche.

Im Zusammenhange der kontinentalen, aus dem Reiche Karls des Großen entsprungenen Gründungen liegt es, wenn Karl III. zur Bekämpfung der Normannen italienische Streitkräfte nach Deutschland führte und mit den Deutschen den Westfranken zu Hülfe kam. Denn noch gab es kein deutsches, kein italienisches, kein westfränkisches Reich. Eben darum aber hatte der Tod Karls III. die größte Rückwirkung auf das westliche Francien, wo die Normannen, obwohl sie die Hauptstadt nicht eingenommen hatten, das Land größtenteils in Schrecken hielten. Man fühlte das Bedürfnis, einen besonderen König zum Widerstand gegen die Übermacht der Normannen an der Spitze der bewaffneten Macht zu haben. Dazu wurde derselbe Führer ausersehen, welcher bei der Verteidigung der Stadt die besten Dienste geleistet hatte, Graf Odo von Paris.

Es ist eine vielbesprochene Frage geworden, ob der Vater Odos, Robert der Starke, ein vor nicht langer Zeit aus Deutschland eingewanderter Rittersmann gewesen oder aus einem westfränkischen, mit anderen Magnaten zusammenhängenden Geschlecht entsprossen sei. Ich halte an dem ersten fest, nicht etwa aus nationaler Sympathie, die schon hier auf die Ansichten einzuwirken anfängt, sondern weil es von zwei kundigen Skribenten des Jahrhunderts verzeichnet wird.

Wir gedachten oben der versifizierten Beschreibung der Belagerung von Paris von Abbo. Bei nochmaliger Durchsicht derselben ist besonders auffallend, daß er von keiner Wahl noch Krönung Odos weiß. Der tapfere und bewährte Führer nimmt unter Beistimmung des Volkes, vornehmlich doch gewiß seiner Kriegsmannschaften, das Scepter in die Hand und setzt sich die Krone auf. Es ist gleichsam ein demokratischer und militärischer Akt, durch welchen Odo König von Francien wird.

Damit wurde er jedoch nicht der allgemein anerkannte König; von Anfang an sammelte sich eine Partei um den Erzbischof Fulko von Rheims, welche Wido von Spoleto vorzog. Wir erwähnten Widos Differenzen mit Kaiser Karl III., seiner Verbindungen nicht allein mit den Griechen, sondern auch mit den Saracenen, seiner endlichen Aussöhnung mit Kaiser und Papst. In den westfränkischen Gebieten war er nicht minder begütert und angesehen wie in Italien. So wurde er zum Könige erhoben und gekrönt. Aber gerade im Gegensatz hiemit vereinigte sich eine andere Faktion um Odo in Compiegne, wo derselbe dann von dem Bischof Walther von Sens gekrönt ward.

Doch es zeigte sich bald, daß Wido sich gegen Odo, der von Arnulf anerkannt wurde, nicht behaupten könne. Er verließ Frankreich wieder und begab sich nach Italien, wohin sein Ehrgeiz immer gerichtet war. An sich wäre Wido kein rechter Antagonist gegen Odo gewesen, da es ihm an einem Prinzip fehlte, welches das Volk hätte um ihn vereinigen können.

Aber Odo anzuerkennen waren dessen Gegner nicht gemeint. In einer Versammlung derselben wurde der Beschluß gefaßt, einen Knaben vorzuziehen, der als der Sohn Ludwigs des Stammlers angesehen wurde, dem man den Namen Karl der Einfältige gegeben hat. Wir haben ein Schreiben des Erzbischofs Fulko von Rheims, der diesen Gedanken hauptsächlich durchführte, in welchem er Arnulf trotz seiner unehelichen Geburt als einen unzweifelhaften Karolinger begrüßt. Fulko hatte diese Stellung schon bei der erwähnten Zusammenkunft in Mainz genommen; jetzt aber bringt er damit seine politische Tendenz in Verbindung. Er fordert Arnulf auf, den jungen Karl auch seinerseits anzuerkennen. Dann werde der Stamm der fränkischen Könige dem Reiche erhalten bleiben. Doch will der Erzbischof nicht etwa die Rechtmäßigkeit der Krönung von Arnulf abhängen lassen; er sagt demselben, er möge sich nicht beklagen, daß man ihn bei der neuen Wahl nicht befragt habe; denn das Herkommen der Franken sei von jeher gewesen, über ihr Königtum zu verfügen, ohne bei einem Höheren anzufragen. Das Gefühl der Legitimität vereinigte sich in Fulko mit dem nationalen Selbstbewußtsein. Arnulf wurde dadurch zweifelhaft, daß er seinen Sohn zum König von Lothringen zu machen beabsichtigte. Odo mußte erleben, daß Arnulf, der anfangs sein Freund und Beschützer gewesen war, ihm später entgegentrat.

Bei Abbo erscheint Odo als ein Held, dem niemand widerstehen kann. Er unterwirft Neustrien, Aquitanien und Burgund. Die Aquitanier werden von dem Poeten als verschmitzt, die Burgunder als zur Flucht geneigt geschildert. Man lernt aus ihm den Zustand in diesem Kriegsgetümmel kennen. Odo sieht einmal inmitten einer festen Stadt Normannen durch das Feld ziehen und stürmt hinaus, um ihnen zu begegnen. Auf einem Hügel angelangt, stößt er in sein Horn; die Getreuen sammeln sich um ihn und es kommt zu einem Gefecht, in welchem dem König der Helm vom Kopfe gestoßen wird. Aber der Däne, durch den das geschah, büßt mit dem Tode, weil er seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt hat. So wendet sich Odo gegen die Anhänger Karls des Einfältigen. Durch seine bloße Gegenwart wirft er sie auseinander, sie verschwinden wie der Nebel vor der Sonne.

Das kleine Buch trägt eine unbeschränkte persönliche Hingebung an Odo und seine Sache an der Stirn; zuletzt aber erschreckt es den Autor doch, daß Odo den Normannen weniger Aufmerksamkeit zuwendet, als seine Pflicht gewesen wäre. Diese verwüsten weit und breit alles, führen die Einwohner mit sich fort und bringen sie über das Meer: sie beherrschen das Land und die See. In den beklagenswertesten Zustand gerät Francien selbst. Die Einwohner erinnern sich nicht mehr, daß sie einst fremde Reiche beherrschten.

Sie werden dreier Laster bezichtigt: der Anmaßung, der Wollust und einer Sucht, sich prächtig zu kleiden.

Aber in der doppelten Verwickelung mit den Normannen auf der einen, mit dem legitimen König auf der anderen Seite wußte sich Odo doch mit überwiegendem Ansehen zu behaupten. Karl der Einfältige fühlte sich zuletzt sogar versucht, ein Bündnis mit den Normannen einzugehen, was ihm dann eine heftige Zurechtweisung von Fulko zuzog. Denn sie seien die Feinde Gottes; wer sich mit ihnen verbünde, gehöre ebenfalls zu Gottes Feinden; wenn Karl dabei beharre, werde er von ihm und allen seinen Mitbischöfen verdammt und exkommuniziert werden. Besser wäre es ihm gewesen, wenn er nie geboren wäre.

Nicht bei den Normannen, sondern bei Odo selbst, der, ein Kriegsmann von Gewerbe, sich nach allen Seiten auf das tapferste schlug, mußte Karl Hülfe suchen. Odo hat ihm wirklich einige Plätze und Landschaften eingeräumt; bald darauf aber ist er gestorben.

Kurz vor seinem Ende hat er seine Anhänger aufgefordert, sich dem König Karl treulich anzuschließen. Es ist ein Charakter, dieser Odo. Nachdem er die Hauptstadt des Reiches verteidigt, einverstanden mit Kaiser Karl III., hat er sich nach dessen Tode unabhängig aufgestellt und diese Unabhängigkeit ein Decennium behauptet. Zuletzt ist er aber doch dem jungen König, dem ein legitimes Erbrecht zur Seite stand, freiwillig gewichen. Darauf ist dann Karl der Einfältige zum König gesalbt und gekrönt worden.

Man wird annehmen dürfen, daß die Selbständigkeit des westlichen Frankenreichs auf diesen Momenten beruht, nämlich auf dem Einverständnis des durch sein eigenes Verdienst emporgekommenen Feldhauptmanns und des erbberechtigten Königs. Für diesen blieb nun nichts übrig, als die Normannen zu Paaren zu treiben, was aber wieder unmöglich war.

Jedermann kennt die Erzählung, daß der damalige Anführer der Normannen, Rollo, vor dem Übergewicht des Harald Harfagr in Norwegen, der die königliche Gewalt daselbst zur Geltung brachte, auf das Meer gewichen, ein mächtiger Seekönig geworden und so nach Frankreich gelangt sei. Die ganze Stellung der Seekönige habe sich dadurch verändert, daß es ihnen unmöglich geworden sei, ihre Beute nach Hause zu bringen. Auch Rollo sei dadurch in den Fall geraten, diesseit der See bleiben zu müssen. Das beruht alles auf der Erzählung Dudos, dessen Werk man nur anzusehen braucht, um inne zu werden, daß wir es hier mehr mit Sagen und Kombinationen, als geschichtlichen Erinnerungen zu thun haben.

Wahrheit ist nur, daß die Normannen, deren Raubzüge und Gewaltsamkeiten das Land erfüllten, nach Odos Tode noch weniger Widerstand fanden, als bei seinem Leben. Endlich aber geschah, daß der Bischof von Chartres, den sie in seiner Stadt belagerten, nicht allein wackeren Widerstand leistete, sondern von seinen Nacharn Richard von Burgund und Robert von Paris, dem Bruder Odos, Zuzug empfing, dem das normannische Heer unterlag.

Auch Dudo kennt diese Schlacht. Er läßt Rollo zuerst über die Franken die Oberhand behaupten, und als diese sich wieder erholt haben, nicht vor ihnen, sondern vor dem Angriff des Bischofs selbst, der mit dem Kreuze und dem Gewande der Jungfrau Maria erscheint, zurückweichen, da er sieht, daß er nicht der Stärkere ist. Die Franken verfolgen ihn, er weiß dieselben aber durch ein ungeheuerliches Stratagem zurückzuschrecken. Dudo erzählt: er habe gleichsam eine Wagenburg von geschlachteten Tieren aufgerichtet, deren blutige Häute einen so gräßlichen Anblick darboten, daß die Franken von weiteren Angriffen zurückschraken.

Statt den Feind zu bekämpfen, machten sie ihrem König einen Vorwurf daraus, daß er sein Reich untergehen lasse; mit dem Volke, das man doch nicht überwältigen könne, möge er einen Frieden eingehen; und auf die Aufforderung des Königs, ihm ihren Rat zu erteilen, sprechen sie unumwunden das Wort aus: er möge den Normannen das Gebiet der unteren Seine bis zu dem Bache Andelle abtreten und ihm zugleich seine Tochter zur Gemahlin geben. Ohne Bedenken geht der König hierauf ein; er sendet den Erzbischof Franko von Rouen an Rollo, der den Vorschlägen des Königs nur die Bedingung hinzufügt: er möge Christ werden, dann werde er der begütertste Mann auf Erden sein. Darauf wird eine Zusammenkunft gehalten und ein Vertrag geschlossen, in welchem das Gebiet der Normandie bis zur Epte von den Franken an die Normannen abgetreten wird.

Alles trägt das Gepräge einer fabelhaft ausgebildeten Tradition, die man nach meinem Dafürhalten nicht annehmen darf. Einen Erzbischof Franko von Rouen gab es damals nicht; die Angabe scheint auf einer Verwechselung mit dem Bischof Franko von Lüttich zu beruhen, welcher einst den Normannen Gottfrid getauft hat. Der damalige Erzbischof von Rouen hieß Wido. Bei Dudo erscheint Gisela, die Tochter Karls, als eine reife Jungfrau, und ihre Vermählung wird sofort vollzogen. Die Tochter Karls des Einfältigen dieses Namens war das vierte Kind einer erst vor vier Jahren vollzogenen Vermählung.

Meines Erachtens muß man von der Erzählung Dudos vollkommen abstrahieren. Der einzige zuverlässige Autor über die westfränkische Geschichte in dieser Epoche ist Flodoard. Der berichtet nur davon, daß die von den Normannen eingenommenen maritimen Bezirke, eingeschlossen die Stadt Rouen, ihnen überlassen worden seien, worauf sie ihren Stolz vor den Ermahnungen des Erzbischofs gebeugt und Christen zu werden angefangen haben. Eine Auskunft, welche an die Verträge erinnert, die, wie schon früher, so zuletzt zwischen Alfred, Guthorm, Karl III. und Gottfrid geschlossen waren; die christliche Religion wurde Vermittlerin zwischen dem wilden Feinde, den man durch Landabtretungen befriedigte, und den durch den fortgesetzten Krieg dem Verderben preisgegebenen Einwohnern. Von Alfred und Karl III. waren aber diese Verträge in Momenten geschlossen worden, in welchen sie die Ober-

hand hatten. Karl der Einfältige willigte in eine Abkunft, welche seine Unterthanen forderten, mit dem siegreichen Feinde.

Ob die Normannen wirklich zum Christentum übertreten würden, war damals noch sehr zweifelhaft. Der Erzbischof Wido von Rouen wendete sich in dieser Angelegenheit an den Erzbischof Heriväus von Rheims, der eine Anzahl von Kapiteln zusammenstellte, wie man die Normannen, welche vielfältig rückfällig geworden waren, zu behandeln habe. Auch in Rom hat man darüber angefragt. Der Papst überließ die näheren Bestimmungen dem Erzbischof.

Das politische Motiv, das zu der Abtretung führte, ergiebt sich aus einer Urkunde Karls des Einfältigen vom Jahre 918, worin er Rollos und seiner Gefährten namentlich gedenkt und die Gegenbedingung, welche sie eingehen mußten, wenigstens im allgemeinen erwähnt; sie verpflichteten sich, das Reich zu beschützen, nicht allein, wie es scheint, gegen andere Normannen, sondern gegen jedermann. So wenigstens hat es Richer verstanden. Nach dessen Bericht haben sie versprochen, dem König der Franken zur See und zu Lande treue Dienste zu leisten. In den Worten Flodoards liegt nur, daß sie sich verpflichteten, Christen zu werden und Frieden zu halten; er giebt die Epte als die ihnen bestimmte Grenze an.

Zu einem vollständigen Einverständnis ist es damals nicht gekommen. Es gab noch einen anderen Normannenhaufen, der an der Loire feste Sitze genommen hatte; sie vereinigten sich mit den Seinenormannen und verwüsteten allenthalben das Gebiet in alter Weise; man mußte sie mit Geld abkaufen und ihnen eine Gebietserwerbung zugestehen. Im Jahre 924 wurde Bayeux und Maine abgetreten, eben zu der Zeit, in welcher Edward I. in England zum Übergewicht über die Normannen und ihre Verbündeten gelangte.

Für das westliche Frankenreich selbst lag darin eine große Veränderung, daß ein normannischer Fürst in die Reihe der Großen des Reiches trat. Das legitime karolingische Königtum wurde noch einmal allgemein anerkannt; aber welche Autorität konnte es bei der anwachsenden Macht der großen Magnaten besitzen? Es konnte die karolingische Macht nach außen zu verfechten suchen, im Innern konnte es sich nicht mehr zur Geltung bringen. Richard hatte das Herzogtum Burgund von dem Königtum seines Bruders Boso abgesondert und sich der fränkischen Krone unterworfen. In Poitou setzten sich die alten Herzöge von Aquitanien fort. Nach und nach kamen im Kampfe mit den Normannen auch die eingeborenen Fürsten der Bretagne wieder zu Bedeutung. Denen reihen sich die Grafen von Vermandois an, ihrer Herkunft nach Karolinger, aber gleichsam geborene Gegner des Königs Karl; sie stammten von König Bernhard, der von Ludwig dem Frommen bekämpft und getötet worden ist; sie scheinen einen Anspruch auf den Thron selbst erhoben zu haben. Die Grafen von Valois werden als ein Zweig der Vermandois betrachtet und von demselben Bernhard hergeleitet.

Hier soll nur die Thatsache erläutert werden, daß die ersten Decennien des 10. Jahrhunderts die Epoche waren, in der sich die westfränkische Aristokratie, Herzöge auf der einen, Bischöfe auf der anderen Seite, dem Königtum, das sie nicht fallen ließ, zur Seite stellte. Unter Karl dem Kahlen war es vorbereitet worden, unter Karl dem Einfältigen kam es zur vollen Erscheinung; das ganze 10. Jahrhundert wird davon beherrscht. In England standen einander das normannische und das sächsische Element bis an die Zähne bewaffnet gegenüber. Im westlichen Frankenreich hatten die Normannen ein beherrschendes Übergewicht davongetragen. In Ostfrancien war man derselben durch die Siege Arnulfs noch keineswegs Meister geworden; doch waren sie nicht eben sehr gefährlich, da ihre vornehmste Richtung sich zum Teil nach England, zum Teil nach Westfrancien gewendet hatte. Da geschah nun aber, daß das ostfränkische Reich von einem anderen Anfalle heimgesucht wurde, welcher für die Ostfranken nicht minder gefährlich war wie die normannischen für die Westfranken.

Dreizehntes Kapitel.

Einbrüche der Ungarn im Occident. Das karolingische Königtum in Deutschland unter Ludwig dem Kinde und Konrad I.

In welchem Zustande waren nun zu Beginn des 10. Jahrhunderts die Länder des Reiches Karls des Großen! Das westliche Francien wurde vor verwüstenden Invasionen nur dadurch gesichert, daß man den gefährlichsten Feinden Aufnahme gewährte, sodaß sich das ganze Gebiet doch, wiewohl in sehr zweifelhaftem Gehorsam, unter einem karolingischen König nochmals vereinigte. In Italien war die altkarolingische Autorität so gut wie in Vergessenheit geraten. Es war in steter Verwickelung mit der mohammedanischen Welt begriffen. Wie hätte dies anders sein können, da Sicilien erst in den Händen der Aglabiten, dann der Fatimiden an der Seeherrschaft dieser beiden Dynastien teilnahm und sei es im Kampfe, sei es im Einverständnis mit Konstantinopel, die Zusammengehörigkeit der südlichen Provinzen Italiens mit den nördlichen in Zweifel stellte.

Zu diesen Eingriffen zweier feindseligen Elemente, die auf ihrer Überlegenheit zur See beruhten, in das alte Gefüge des karolingischen Reiches kam nun, daß Germanien von einer dritten feindseligen Macht, die soeben auf dem Kontinent emporkam, angegriffen und bedrängt wurde, den Ungarn, und zwar in dem Moment, als es in seiner inneren Verfassung in die schwersten Verwickelungen geriet.

Wir gedachten oben des Verhältnisses, in welchem die Magyaren zu dem griechischen Reich gestanden hatten. Der Orient wußte sich ihrer zu entledigen, sie wandten ihre Waffen gegen den Occident. Wir berührten, wie sie in dem Kampfe zwischen dem Kaisertum und Großmähren eingriffen. Das großmährische Reich ist in diesem Konflikt untergegangen, ohne daß man über die Vorgänge selbst eine irgendwie genügende Nachricht fände. Ein Geschichtschreiber der Zeit, der Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, berichtet nur sehr im allgemeinen, die Mähren seien von den Ungarn, die er Türken nennt, vollständig zu Grunde gerichtet worden, das ganze Volk, sagt er; die Reste desselben hätten sich unter die benachbarten Nationen zerstreut, unter die Bulgaren, die Ungarn und selbst die Kroaten, das dergestalt erledigte Gebiet sei dann von den Ungarn eingenommen worden.

Hätten die Mähren an ihrem alten Verhältnis zum Reiche festgehalten, so würden sie durch dessen Unterstützung in den Stand gekommen sein, den Ungarn Widerstand zu leisten. Der Ursprung der Katastrophe war zum Teil kirchlicher Natur; denn dadurch, daß die Mähren mit der Hierarchie in Deutschland zerfielen und eine Hinneigung zum orientalischen System zu erkennen gaben, während die Bulgaren sich zu dem occidentalen neigten, beide aus Antipathie gegen das Reich, das ihnen zunächst stand, wurden die einen und die anderen dem System, dem sie angehörten, entfremdet. In Erwägung aller Umstände darf man vielleicht sagen, daß der Gedanke Karls III., mit ihnen Friede zu halten, in ethnographischer Hinsicht der angemessenste war; aber dieser Gedanke war in dem karolingischen Reiche selbst so unpopulär, daß er zu dem Sturze des Kaisers und zum Emporkommen Arnulfs den wirksamsten Anlaß gab. Arnulf ließ es dann sein vornehmstes Geschäft sein, die Mähren zu bekämpfen. Gegen Swatopluk richtete er nichts aus, wohl aber nach dem Tode desselben gegen seine Söhne, die untereinander entzweit waren; und da er nun selbst die Ungarn zu diesem Kampfe hereingezogen hatte, so war diesen der Weg gebahnt, die Großmähren, die sie als ihre Feinde betrachteten, zu vernichten.

Ein Ereignis von der größten Bedeutung für die allgemeine, für die deutsche Geschichte. Die Ungarn traten nun an die Stelle der Avaren, die doch immer mit den Slaven in Streit gelegen hatten. Das großmährische Reich, welches alle slavischen Elemente in sich begriffen hatte, ging zu Grunde. Insofern wurde das occidentale Imperium, wie es in Deutschland bestand, einer Grenzmacht erledigt, welche ihm immer sehr beschwerlich gewesen war.

Das Emporkommen der Ungarn war nicht geradezu antideutsch; sie mußten nur im Zaum gehalten und zu dem Christentum im Sinne der Lateiner bekehrt werden. Das ließ sich jedoch damals nicht einmal ins Auge fassen. Die Ungarn wurden eben die gefährlichsten Feinde der Fortsetzung des karolingischen Reiches in Deutschland, überhaupt des europäischen Lebens, das an die alte Welt anknüpfte.

Im großen und ganzen treten in den Ungarn die Völkerstämme wieder

hervor, an deren Spitze Attila stand und die dann unter den Avarenchanen die Balkanhalbinsel Jahrhunderte lang in Gärung gehalten haben. Die Avaren sind von Karl dem Großen unterworfen und durch die slavisch-avarischen Marken bezwungen und niedergehalten worden. An ihrer Stelle erhoben sich jetzt die Ungarn, sie nahmen zugleich eine aggressive Richtung gegen Italien. Es gemahnt an das Ereignis von 568, daß der Anfall zunächst seinen Weg nach Friaul nahm. Damals waren es die Langobarden gewesen, welche, mit den Avaren verbündet und auf sie gestützt, in Italien eindrangen.

Noch bestand das in jener Epoche gegründete lombardische Reich, das nur mit dem fränkischen verbunden worden war. Der Fürst von Friaul aber, der König Berengar, war fern von dieser Provinz, wie wir wissen, in die Kämpfe um die Herrschaft in Italien verwickelt. Dadurch geschah nun, daß den Ungarn kein Hindernis auf ihrem Vordringen in Friaul begegnete. Sie stiegen in die oberitalienische Ebene hinab, welche sie auf die gewohnte Weise mit Raubzügen heimsuchten. Endlich erschien Berengar im Felde, der mit einem für diese Zeiten ansehnlichen Heere sich den Ungarn an der Brenta entgegenstellte. Hiebei aber ist er geschlagen worden; das große Heer wurde, wie die Fuldensischen Annalen sagen, an Einem Tage vernichtet. Das gesamte Oberitalien bis an den „Job, den Mons Jovis" (den großen St. Bernhard), wurde von ihren Raubzügen heimgesucht.

Nur die Schätze von Venedig, deren Ruf die Welt erfüllte, waren auf diese Weise nicht zu erreichen. Wir wissen, daß bei den ersten Einfällen der Barbaren eine große Anzahl von Venetern nach den Lagunen geflüchtet war; und oben ist erzählt worden, wie die Bewohner der Lagunen, in den Zwiespalt des morgen- und abendländischen Reiches verwickelt, von dem Sohne Karls des Großen mit einer stattlichen Kriegsmacht angegriffen und in die größte Bedrängnis gebracht worden waren. Um sich zu retten, zogen sie am Rialto zusammen, wo sie an den Meeresfluten eine Sicherheit fanden, welche selbst die Ausdauer eines karolingischen Heeres nicht bemeistern konnte. Venedig war seitdem durch einen Handelsverkehr, welcher Orient und Occident umfaßte, eine Seemacht geworden. Mit dem fränkischen Reiche war es eben durch die Handelsfreiheiten, die ihm Karl III. bewilligte, in gutes Verständnis gekommen.

Es liegt im Zusammenhange der Dinge, daß die Ungarn bei ihrem Einbruch in Italien auch Venedig angriffen. Sie zerstörten die Ansiedelungen der Lagunen, wie einst Pippin. Abermals vereinigten die Venezianer alle ihre Kräfte auf dem Rialto. Die Ungarn hatten sich einiger Seefahrzeuge bemächtigt; aber sie sollen durch den Anblick von Ebbe und Flut, der ihnen neu war, zaghaft geworden sein. Der Doge sammelte eine kleine Flotte um sich, welche dieser Gewässer vollkommen kundig war. Die Ungarn, die vor allem auch als Feinde der Religion erschienen, wurden, wie der älteste Chronist sagt, mit der Hülfe Gottes am Petrus- und Paulstage besiegt. Der Tag ist

gewiß, nicht so ganz das Jahr. Man weiß nicht, ob der Angriff in das Jahr 899 oder 900 zu setzen ist.

Die Ungarn haben niemals wieder einen Versuch gegen die Inselstadt gemacht. Das Seetreffen war entscheidend gewesen; und wenn dann Kaiser Leo VI. dem Dogen die Würde eines Protospatarius verlieh, so dürfte das wohl damit zusammenhängen, daß er die Feinde, die er zu Lande weggewiesen hatte, nicht etwa zur See wieder erscheinen sehen wollte. Auch waren die lombardischen Städte, die schon Arnulf befestigt gefunden hatte, nicht eben leicht zu überwältigen oder in Gehorsam zu halten. König Berengar trug kein Bedenken, sich des Friedens mit den Ungarn durch reiche Geschenke, und, wie man erzählt, durch Geiseln zu versichern. Von Italien ausgeschlossen, wendeten die Ungarn ihre Feindseligkeit um so entschiedener gegen Deutschland.

In einem nahen Zusammenhang hiemit standen die Streitigkeiten der Mähren und der bayrischen Kirchen. Die Klerikalen beider Parteien haben einander den Vorwurf gemacht, den Einbruch der Ungarn nach Italien veranlaßt zu haben. Daran waren sie aber beide nicht sehr schuldig, es geschah durch einen eingeborenen Trieb der Ungarn selbst. Nur dazu, daß diese sich gegen die Bayern wendeten, mögen jene Streitigkeiten allerdings beigetragen haben. Früher hatten wohl die Mähren ihren Leuten, die gegen die Bayern vordrangen, den Anschein gegeben, als seien sie Ungarn, jetzt drangen diese selbst gegen die Bayern vor.

Wir berührten, daß der bestunterrichtete Chronist, der Fortsetzer der fuldensischen Annalen, der wahrscheinlich ein Bayer war, die Ungarn mit den Avaren identifiziert. Bei weitem mächtiger als je die Avaren drangen die Ungarn über die Enns vor und zogen ungestört mit ihrer Beute zurück. Auf der anderen Seite der Donau rückten die Schwärme der Ungarn noch immer vor, als die bayrischen Großen unter ihrem Markgrafen Liutpold, nicht ohne den Bischof von Passau, zu dessen Diöcese Pannonien gehörte, sich ihnen in den Weg stellten und ihnen eine Niederlage beibrachten, in deren Folge sie sich zurückzogen, um an der Grenze der Mark an der Enns bei Lauriacum eine feste Position zu nehmen. Wäre das Reich ihnen in seiner Gesamtheit entgegengetreten, so würden die alten Marken wiederhergestellt worden sein. Diese würden alsdann ein haltbares Bollwerk gegen die Ungarn gebildet haben. Aber die Verflechtung der Ereignisse in Deutschland, wo ein innerer Kampf ausgebrochen war, der die wichtigsten Fragen der Zeit betraf, machte eine gemeinsame Anstrengung zur Verteidigung der Gesamtheit unmöglich. Ehe wir weiter gehen, müssen wir diesen Zustand ins Auge fassen.

Ludwig das Kind.

Es war ein Verdienst Arnulfs, daß er die altkarolingische Autorität in Deutschland nochmals zur Geltung gebracht hatte. In diesem Sinne hatte er seinen Sohn Ludwig genannt. Dessen Ansprüche waren dann nicht allein

in den cisrhenanischen Landschaften, sondern auch in Lothringen aufrecht erhalten worden.

Man wird annehmen dürfen, daß die rasche Erledigung dieser Frage nach dem Tode Arnulfs dem Widerwillen zuzuschreiben ist, welchen dessen Sohn Zwentibold, der sich König von Lothringen nannte und wohl einen ähnlichen Anspruch auf Ostfrancien machen konnte, wie sein Vater, durch sein Verhalten in seinem eigenen Gebiet diesseit und jenseit des Rheins gegen sich erweckte. Die Führung der Reichsangelegenheiten lag damals in den Händen des Erzbischofs Hatto von Mainz, des zweiten Nachfolgers jenes Liutbert, der Liutward einst gestürzt hatte. Hatto muß als der Mann betrachtet werden, durch welchen das ursprünglich zweifelhafte Verhältnis Arnulfs zum deutschen Klerus befestigt worden ist. Das eine Zeitlang zurückgedrängte hierarchische Prinzip brachte er wieder zu voller Geltung; er leitete die erwähnte Synode von Trier; er begleitete Arnulf auf seinen Feldzügen in Italien. Die deutschen Prälaten haben einen anderen Charakter, als die westfränkischen. Mit Photius läßt sich an allgemeiner Bildung und durchgreifender Einwirkung auf sein Heimatland keiner von allen vergleichen. Neben dem römischen Stuhle konnte sich eine solche Natur diesseit der Alpen nicht entwickeln. Doch hielten sich die ostfränkischen Bischöfe zur Seite der Kaiser an der Spitze der Reichsgeschäfte; wie Liutward unter Karl III., so vermochte Hatto, ein Mann voll Feinheit und Energie, alles über Arnulf; er war, wie man damals gesagt hat, Ein Herz mit ihm. Schon bei Lebzeiten Arnulfs war der noch sehr junge Sohn desselben, Ludwig, zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Hatto ließ es nun sein ganzes Bemühen sein, diese Nachfolge durchzuführen. Um ihn scharte sich die gesamte Geistlichkeit der germanischen Landschaften, Lothringen nicht ausgenommen.

Die entscheidende Versammlung fand am 4. Februar 900 in Forchheim statt, demselben Orte, in welchem einst die grundlegende Vereinbarung Ludwigs des Deutschen mit seinen Söhnen vor versammeltem Heerbann erfolgt war. Das dort begründete Erbrecht war auf Arnulf übergegangen und stellte sich nun in dem Knaben dar, den er hinterlassen hatte. Es erinnert sehr an byzantinische Vorgänge, wie hier dem Kinde sogleich die Krone aufgesetzt wurde.

Die Lothringer schlossen sich nicht etwa aus; sie bewirkten vielmehr, daß der Knabe, der die Macht bedeutete, ihnen anvertraut wurde; sie huldigten ihm in Diedenhofen; denn auf die höchste königliche Autorität glaubten sie den Widerstand zu begründen, den sie dem natürlichen Sohne Arnulfs, Zwentibold, entgegensetzten. Wir vernehmen, daß derselbe sich von Tag zu Tag gewaltsamer gebärdet, und, was den meisten Eindruck machte, den Rat der Großen verachtet und mit geringeren Leuten zu regieren versucht habe. Dem nun wurde der Gehorsam gegen den neugekrönten Knaben entgegengesetzt. Es ist hierüber ein blutiger Kampf ausgebrochen, in welchem Zwentibold umkam. Aber die Autorität des in Deutschland anerkannten jungen Königs

vereinigte die Lothringer um so enger mit dem ostfränkischen Gesamtreiche. Es war eigentlich im Gegensatz gegen die von Arnulf beabsichtigte Sonderstellung seines unehelichen Sohnes, daß sein ehelicher Sohn, der den christlichen Anschauungen mehr entsprach, als er selbst, zur Anerkennung gelangte. In dieser Form setzte sich inmitten allgemeiner Unbotmäßigkeit die Idee des karolingischen Reiches noch fort.

Ludwig hatte anfangs das Glück, mit den Bayern vereint, die Angriffe der Ungarn zurückzuweisen. Allein der Großen des Reiches war er nicht mächtig. Es ist die Epoche, in welcher sich die Provinzialgewalten überall zur Selbständigkeit erhoben. Arnulf war durch den Beschluß der weltlichen Oberhäupter, nicht jedoch ohne die leitende Teilnahme des Erzbischofs von Mainz, emporgekommen; im Laufe der Zeit hatte er es verstanden, auch der Geistlichkeit genug zu thun. Aus deren Schoße erhob sich die neue Regierung, welche nun aber dadurch die schärfsten Antipathien erweckte, daß sie, mit einem Teil der Laien vereinigt, gegen andere Mitglieder dieses Standes Partei nahm.

Indem man den Motiven dieser Bewegung nachforscht, wird man nochmals einen Schritt zurück in die Abwandlung der gesellschaftlichen Zustände geführt, die in den karolingischen Reichen überhaupt eingetreten waren. Sie beruhen darauf, daß die höchste Gewalt, indem sie schwankte, sich Verbündete suchte, die sich zum Gefühl von Selbständigkeit erhoben und im Laufe der dynastischen Verwickelungen immer wirksamer hervortraten. Der große Stifter selbst hatte es für ratsam gehalten, die Eingesessenen der Provinzen mit einer Macht zu bekleiden, welche auf der Idee und den Bedürfnissen der Centralregierung beruhte. Dadurch trat eine Vereinigung zwischen der territorialen und der centralen Autorität ein, die es doch unmöglich machte, die letztere nach Belieben zurückzuziehen und der ersteren eine eigentümliche Geltung verschaffte. Die Lehen selbst verwandeln sich in erblichen Besitz, so daß dann ihre Inhaber in die Irrungen, die durch den Mangel einer legitimen Erbfolge entstehen, hineingezogen werden.

Wir bemerken das unter anderen in einem Geschlecht, das später selbst in den Besitz der kaiserlichen Macht gelangt ist, dem konradinischen in dem rheinischen Francien. Als Stammvater der Konradiner muß der Graf Gebhard vom Lahngau, der daselbst auch ansehnliche Erbgüter besaß, betrachtet werden, wahrscheinlich derselbe, der in den Streitigkeiten Kaiser Ludwigs I. mit Lothar eine vermittelnde Rolle spielte. Er wurde von Ludwig dem Deutschen an Lothar gesandt, um ihn aufzufordern, den Vater besser zu behandeln, und hatte auch Anteil an der Unterwerfung Lothars in Blois; er gehörte zu den Getreuen Ludwigs des Deutschen.

Das rechtsrheinische Gebiet an beiden Ufern der Lahn von Kaub bis an das Siebengebirge war dadurch in ein anomales Verhältnis geraten, daß es bei der Gründung des lotharingischen Reiches von den Landschaften der Diöcese Trier, zu der es ursprünglich gehörte, getrennt wurde; eine Beziehung,

aus der sich erklärt, daß die drei Söhne Gebhards bei Ludwig dem Deutschen in den Verdacht gerieten, als würde die Vasallentreue von ihnen gebrochen: sie wurden verwiesen und begaben sich zu Karl dem Kahlen. Nach Ludwigs des Deutschen Tod aber finden wir sie in ihren alten Besitzungen wieder: sie hielten an Ludwig dem Jüngeren, der nunmehr mit voller Gewalt zur Regierung gekommen war, nicht allein fest, sondern waren auch nach dem Tode desselben die besten Stützen seiner Tochter Hildegarde.

Aber Kaiser Karl III., der bei dem Feldzug gegen Boso von Burgund sich zuletzt auf dessen Seite schlug und dadurch das Land rettete, dachte die Nachfolge im Reich dem Sohne Bosos und der Irmingarde, der Tochter Kaiser Ludwigs II., zu hinterlassen. Nicht gerade deshalb allein wandte er überhaupt einem anderen fränkischen Geschlecht seine wohlbegründete Förderung zu. Es war das Geschlecht, welchem der vornehmste Kriegsmann angehörte, den er überhaupt besaß, der Markgraf Heinrich, der in seinen Kriegen mit den Normannen eine beinahe selbständige Rolle gespielt hat und in den Vorbereitungen zur Entsetzung von Paris umgekommen ist. Dessen Bruder ist der Markgraf in Thüringen, Poppo, der älteste seiner Söhne Adalbert von Babenberg. Die Babenberger besaßen die Grafschaft in einer Anzahl von Gauen, dem westlichen Grabfelde (Buchonia), dem Saalgau an der fränkischen Saale, dem Volkfeld und Gosfeld am oberen Main.

Aber bei Arnulf fanden sie begreiflicherweise keine Gunst; denn, wie oben angedeutet, seine Thronbesteigung wurde durch die mit Hildegarde verbundenen Großen in Franken, Sachsen und Thüringen, die sich dazu mit den Bayern verbündeten, angeregt und ausgeführt. Wir finden nicht, daß Arnulf sich um Adalbert und dessen Familie gekümmert hätte; seine ganze Gunst genossen die Konradiner, welche der Partei Ludwigs des Jüngeren angehört hatten und damals wieder, wie vor alters, ein ansehnliches Besitztum vereinigten.

Konrad der Ältere war der Sohn Udos, wie man wohl annehmen darf, des Sohnes von Gebhard, von dem ausdrücklich bezeugt wird, daß er einen Sohn des Namens Udo gehabt habe, also ein Enkel des alten Gebhard. Sein vornehmstes Gebiet lag in der Gegend von Brauenfels; in Weilburg hatten die Konradiner ihre Grabstätte. Konrad war Graf im Oberlahngau, sein Bruder Eberhard im Niederlahngau, Gebhard in der Wetterau. In diesen Regionen im Grabfelde bei Aschaffenburg hatte auch Hildegarde ihre vornehmsten Besitztümer.

Zwischen den beiden Dynastengeschlechtern, von denen wir annehmen dürfen, daß sie verschiedene praktische Direktionen verfolgten, bestand eine natürliche Eifersucht. Zu vollem Ausbruch kam dieselbe im Jahre 892. Ein dafür entscheidendes Ereignis war es, daß der in den Angelegenheiten seines Bistums und des Reiches unermüdlich thätige kriegerische Bischof Arno von Würzburg, der, einverstanden mit dem Markgrafen Poppo von Thüringen, dem Bruder Heinrichs, damals einen Zug gegen die Sorben unternahm,

niedergeworfen und getötet wurde. Es war ein großer Verlust für die Familie, welche in dieser Region ein vorwaltendes Ansehen besaß. Arnulf ersetzte den Gefallenen durch Rudolf, den jüngsten der vier konradinischen Brüder, und da sich derselbe neben Poppo schwerlich behauptet haben würde, so wurde auch dieser seiner bedeutenden Stellung enthoben und zunächst der älteste Konradiner, der Senior von Hessen, wie er genannt wird, in dieselbe eingesetzt, dem aber bald Markgraf Burchard, der dieser Partei angehörte, folgte.

Ein ansehnliches und um das Reich verdientes Haus wurde von dem Inhaber der Reichsgewalt zurückgesetzt und um so empfindlicher dadurch betroffen, da auch der das Jahr vorher investierte Erzbischof Hatto von Mainz zur Faktion der Konradiner gehörte. Mißverhältnisse dieser Art wird man als die vornehmste Schwierigkeit bezeichnen dürfen, welche die Reichsregierung überhaupt hatte. Sie war selbst durch eine Wahl der Oberhäupter zu stande gekommen, nicht aus vollkommen legitimer Erbfolge hervorgegangen; gleich bei ihrem Ursprung unter dem Einfluß einer Partei, welche nicht die des vorigen Königs war. Ohne gerade auf diesen Umstand vielen Wert zu legen, wird doch niemand leugnen können, daß unter den übrigen Selbständigkeiten, wiewohl sie die Wahl anerkannten, ein Geist der Insubordination sich regte und regen mußte. Nach dem Tode Arnulfs standen unter einer Verwaltung, die aus einem Kinde und einem hohen Geistlichen bestand, zwei Parteien sich gegenüber, von denen die eine an dieser Regierung Teil hatte, die andere aber von einem Bewußtsein der Selbständigkeit erfüllt war, welches sie antrieb, an dem Gegner ohne Rücksicht auf die Reichsordnung Rache zu nehmen.

Schon bisher war es, wiewohl nur selten, geschehen, daß vornehme Oberhäupter in den Marken einander in offener Fehde bekämpft hatten. Hier aber, wo die Mitglieder zweier großen Familien mit ihren Anhängern mitten im Reiche einander gegenübertraten, gewann eine offene Zwietracht zwischen ihnen allgemeine Wichtigkeit. Adalbert von Babenberg, durch die Anordnungen Arnulfs verletzt, wandte seine Waffen ohne weitere Rücksicht gegen die Partei, die von dem Verfahren des Kaisers Nutzen gezogen hatte.

Bei seinem ersten Anfall auf die Konradiner stieß Adalbert auf kräftigen Widerstand. Wenn der tapfere Eberhard dabei den Tod fand, so hatte auch Adalbert den Verlust zweier Brüder zu beklagen, von denen der eine getötet wurde, der andere sich gefangen geben mußte. Aber Adalbert wurde nicht gebeugt, im Gegenteil noch mehr gereizt.

Besonders kam es ihm zu statten, daß die Konradiner, die auch in Lotharingien angesessen waren, einen Zug dahin unternahmen, durch welchen ihre diesseitigen Streitkräfte geschwächt wurden. Sie erwarteten bereits einen Anfall Adalberts und sammelten, um ihn zurückzuweisen, ihre Truppen in der Wetterau und in der Gegend von Fritzlar. Hier stellten sie sich unter Konrad dem Älteren mit einer ansehnlichen Macht auf. Adalbert nahm die Miene an, als würde er gegen die Wetterau ziehen, wandte sich aber gegen

Fritzlar. Konrad, der bei seinen Leuten nicht den militärischen Gehorsam fand, auf den er rechnete, und sich dem Feinde persönlich entgegenwarf, wurde dabei getötet. Adalbert kehrte als Sieger mit reicher Beute nach seinem Hauptsitz Babenberg zurück und dominierte die benachbarten Landschaften weit und breit.

Indem er aber sich an seinen Feinden rächte, hatte er zugleich die Reichsgewalt, die den Landfrieden aufrecht erhalten mußte, empfindlich verletzt. Er wurde aufgefordert, vor der Reichsversammlung zu Tribur sich zu stellen, um sich vor den vornehmsten Reichsfürsten zu verantworten. Er weigerte sich, zu erscheinen; denn in dieser Versammlung würde doch der Erzbischof Hatto von Mainz, der intimste Freund der Konradiner, die Entscheidung herbeigeführt haben. Es war ein Fall, wie vor kurzem in Italien sich ereignet hatte, als Wido von Spoleto sich dem Gerichte des Kaisers durch die Flucht entzog. Aber Adalbert wollte nicht fliehen, sondern widerstehen.

Als jene lotharingische Fehde wenigstens durch einen Waffenstillstand beendigt war und der jüngere Konrad, der Sohn des älteren, zurückkam, traf die Reichsgewalt Anstalten, um den Widerspenstigen mit den Waffen zu bezwingen. Adalbert bemerkte bald, daß er dem Heere im offenen Felde zu widerstehen nicht fähig war. Er zog sich nach der Burg Terassa (Teres, mainaufwärts bei Schweinfurt) zurück und vermeinte hier eine Belagerung auszuhalten. Aber die höchste Gewalt offen zu bekämpfen, waren auch seine nächsten Anhänger nicht gewillt. Adalbert mußte erleben, daß sein vornehmster Verbündeter, der Graf eines benachbarten Gaues, Egino, zu dem königlichen Heere überging. Auch er meinte dann besser zu thun, wenn er sich vor dem Ansehen des Königs beuge; er faßte den Entschluß, die Gnade desselben anzurufen. Man hat immer gesagt, daß er dazu durch die Versicherung der Bischöfe und Hattos, daß er Vergebung finden werde, bewogen worden sei. Der beste Bericht über diese Angelegenheit bei Regino weiß davon nichts; er bemerkt vielmehr, man habe auf seite des Königs befürchtet, Adalbert denke nur sich aus seiner jetzigen Verlegenheit zu befreien, um dann in die gewohnten Bahnen einzulenken, sobald das Reichsheer auseinandergegangen sei.

Als nun Adalbert die Thore seiner Burg öffnen ließ und mit wenigen Begleitern heraustrat, um sich dem König zu unterwerfen, ihn um Gnade zu bitten und für die Zukunft ein besseres Verhalten zu versprechen, wurde er ganz im Gegenteil als Gefangener betrachtet und mit gebundenen Händen vor das versammelte Heer geführt. Man kann sich das nur dadurch erklären, daß seine eigenen Anhänger die Absicht bestätigten, die man ihm schuldgab. Unter dem Zuruf des ganzen Heeres wurde er mit dem Tode bestraft. Andere erzählen, er sei von den Bischöfen betrogen und in der Stille hingerichtet worden.

Auch hier ist eine der wichtigsten Thatsachen in entgegengesetztem Sinne

überliefert. Die Differenz ist jedoch nicht so evident, wie man wohl meint. Regino sagt nicht, daß Adalbert verhört und auf gerichtlichem Wege verurteilt worden sei; er spricht nur von der Beistimmung des Heeres zu dem Machtspruche des Königs. Daß Adalbert, wie man gewöhnlich annimmt, vor Gericht gestellt und als Hochverräter von den Großen des Reiches verurteilt worden sei, wird nirgends ausdrücklich überliefert. Darin, daß dies nicht geschah, liegt eben das Charakteristische der Begebenheit.

Adalbert wurde infolge eines Machtspruchs der königlichen Gewalt hingerichtet. Was das bedeuten wollte, erkennt man, wenn man sich seine Stellung vergegenwärtigt: er mußte als einer der ersten Fürsten des Reiches betrachtet werden, sein Vater hatte sich die größten Verdienste erworben; um ihn selbst gruppierte sich ein allgemeines Interesse. In einem ähnlichen Fall war einst Karl der Große gewesen, als sich Thassilo ihm überlieferte. Karl hatte denselben vor das Gericht seiner Franken gestellt und deren Urteil noch gemildert. Was Karl der Große vermieden, wurde nun unter seinem letzten Nachkommen, fast noch einem Knaben, von der Reichsgewalt vollzogen.

Adalbert hatte gegen die Autorität des Reiches sich schwer vergangen, aber zuletzt die Gnade des Königs angerufen. Diese wurde ihm jedoch verweigert, weil man seinen Versicherungen mißtraute.

Man könnte in dem Vorfall einen Knotenpunkt für die Verwickelungen der großen Vasallen mit der Reichsgewalt sehen, welche die spätere Reichsgeschichte erfüllen. Wie sollte man sich nicht dabei an jenen Kurfürsten von Sachsen erinnern, der vor Wittenberg in Gefahr war, zum Tode verurteilt zu werden. Der strenge Alba wäre dafür gewesen, Karl V. vermied es. Die deutsche Gewohnheit und Sinnesweise forderte ein gerichtliches Verfahren. Die damalige Reichsgewalt kam auf das Vorrecht der römischen Imperatoren, nach eigenem Ermessen über Leben und Tod zu verfügen, zurück; ein Gegensatz der Ideen, der damals nicht hervorgehoben worden ist, aber in der Sache liegt.

Um die Lage zu überblicken, darf man nicht vergessen, daß eben in diesem Augenblick ein Streifzug der Ungarn bis an die Elbe hin vorgedrungen war (Juni 906). Es war der junge Herzog von Sachsen, Heinrich, der in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Babenbergern stand, gegen den die Dalemincier die Hülfe der Ungarn angerufen und erlangt hatten.

Wohlbetrachtet wäre es die Pflicht der Reichsregierung gewesen, die Landesfeinde zu vertreiben, aber sie hatte ausschließlich Adalbert ins Auge gefaßt.

Als im nächsten Jahre (907) die Ungarn wieder einbrachen, haben sie den Bayern eine Niederlage wie noch nie beigebracht. Der tapfere Markgraf Liutpold ist dabei getötet worden. Man sage nicht, daß ein Ereignis keinen Zusammenhang mit den anderen habe. Wären die Ungarn 906 an der Elbe zurückgewiesen worden, so würden sie schwerlich 907, den alten Zusagen

spottend, in Bayern eingedrungen sein. In einer freilich zweifelhaften Kombination weiterschreitend, könnte man dem Markgrafen Liutpold selbst einen Vorwurf daraus machen, daß er an dem Kriegszug gegen Adalbert teilgenommen, und nicht statt dessen seine Mark in guten Verteidigungszustand gesetzt habe. Oder wäre es möglich, daß der Erfolg der konradinischen Partei den Markgrafen zu Demonstrationen verleitet hätte, welche den großen Anfall der Ungarn definitiv provozierten? Verweilen wir aber nicht bei den einzelnen Fäden der Verflechtung. Unleugbar ist, daß die Niederlage der Bayern den Ungarn den Weg nach dem innern Deutschland geöffnet hat.

Im Jahre 908 haben sie den Markgrafen von Thüringen, Burchard, überwältigt. Die vornehmsten Gegner Adalberts, der Bischof Rudolf von Würzburg, der Graf Egino vom Badanachgau und der tapfere Burchard selbst sind dabei gefallen. Von einer Ostmark ist seitdem keine Rede mehr.

Im Jahre 909 haben die Ungarn zuerst Schwaben heimgesucht und unermeßliche Beute zusammengeraubt. Im Jahre 910 haben sie ein königliches Heer, das sich eben erst zusammenzog, bei Augsburg am Lech überfallen und auseinandergeworfen. Das Jahr darauf ist Ludwig selbst, erst achtzehn Jahr alt, gestorben.

Es würde ungerecht sein, über seine Persönlichkeit ein Urteil fällen zu wollen. Aber in welchen Zustand war Deutschland in den Jahren, die als seine Regierungsjahre bezeichnet werden, geraten: von Italien, das Arnulf hatte festhalten wollen, ausgeschlossen, dagegen von einem siegreichen Feind in dem innersten Germanien zerfleischt und verwüstet, von den emporstrebenden Dänen, welche England großenteils beherrschten durch den König, den sie sich damals gaben, beeinträchtigt; ohne Anteil an der Seeherrschaft, überdies aber von einer inneren Zwietracht der Stammeshäupter, von denen sich allein eine Abhülfe erwarten ließ, heimgesucht, einer territorialen Anarchie preisgegeben.

Nun hätten die Oberhäupter der deutschen Stämme allerdings Karl den Einfältigen, den letzten Sprossen der Karolinger, anerkennen können. Aber sie würden damit ihre selbständige Entwickelung aufgegeben haben. Auch war Karl selbst in Westfrancien in jenem Zustand, in welchem er die Normannen durch eine große Landesabtretung befriedigen mußte. Wie hätten die Ostfranken Hülfe von ihm gegen die Ungarn erwarten können! Überdies würden sie sich nicht einer Regierung unterworfen haben, die in Bezug auf Lothringen mit ihnen in offenbarem Gegensatz stand. Sie faßten einen ganz anderen Entschluß.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes vereinigten sich dieselben Stämme, welche einst Arnulf gewählt und dann Ludwig anerkannt hatten, nämlich Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern; von ihnen wurde Konrad von Franken zum König gewählt.

Dabei war jedoch ein sehr wesentlicher Unterschied gegen früher. Sie gingen von dem König, der das karolingische Königtum repräsentierte und

eben nur König war, zu dem mächtigsten Stammeshaupt über, der dies blieb, indem er das Königtum übernahm. Ein Schritt von der größten Tragweite, über den es an allen ausführlichen Überlieferungen fehlt, so daß er zu den mannigfachsten Kombinationen Anlaß gegeben hat. Will man nun zu einem Verständnis desselben gelangen, so darf man sich vor allem von dem Wortlaut der dürftigen Überlieferung nicht entfernen. Diese aber ist die schon angegebene, daß Konrad von den vier großen Stämmen erwählt worden ist.

Welcher Art war aber diese Wahl? War dazu eine Reichsversammlung berufen worden? Sie geschah eben zu Forchheim, wo Ludwig gestorben war. Wahrscheinlich waren es doch die zum Dienste des Königs vereinigten Vasallen aus den vier Stämmen, welche sich für Konrad entschieden.

Von jeher hat man ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen Arnulf und Konrad vorausgesetzt; man hat angenommen, daß die Mutter des jungen Konrad eine natürliche Tochter Arnulfs gewesen sei. Historisch nachgewiesen ist es nun nicht. Die jüngste Kombination, nach welcher die Gemahlin Arnulfs zu dem konradinischen Stamme gerechnet werden müßte, weil sie einen Hof zu Lahnstein besaß, in einer Gegend, wo die Erbgüter der Konradiner lagen, hat nach meinem Dafürhalten etwas für sich; denn wir wissen von der Schwägerin Konrads des Älteren, daß sie die Zehnten von Lahnstein an das Kloster Seligenstadt vergabte.

Ich bin entfernt davon, weitere Vermutungen, die an diese Thatsache geknüpft werden, anzunehmen, aber daß das konradinische Haus überhaupt in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu Arnulf gestanden habe, läßt sich doch nicht ableugnen. Von Arnulf besitzt man eine Urkunde vom Jahre 891, in welcher er den älteren Konrad als seinen Neffen bezeichnet und unter Ludwig dem Kinde wird der jüngere Konrad ausdrücklich in mehr als einer Urkunde als ein Verwandter aufgeführt.

Wie auch das Verhältnis sich gebildet haben mag, gewiß ist es, daß es bestand. Es hatte schon unter Arnulf auf die Regierung den größten Einfluß. Noch zu dessen Lebzeiten entschieden Erzbischof Hatto und die Konradiner selbständig in den wichtigsten Reichsangelegenheiten, in den Streitigkeiten zwischen Zwentibold und dem Erzbischof von Trier. Die Erhebung Ludwigs war dann das Werk dieser Partei. Hatto und die Konradiner übten die königliche Gewalt im Namen des Knaben aus. Noch lebte Hatto. Durch die Erhebung Konrads des Jüngeren zur Königswürde wurde in dem Bestand der höchsten Gewalt nichts geändert. Diese ging nur öffentlich an das Oberhaupt des konradinischen Geschlechtes über. Eine freie Königswahl in dem Sinne späterer Zeiten wird man hierin nicht sehen dürfen. Der Träger einer unter Ludwig dem Kinde doch sehr einseitig ausgeübten königlichen Gewalt wurde nun selbst König, d. h. die Autorität, welche mit dem königlichen Namen verbunden war, unter welcher einer der angesehensten Fürsten des Reiches mit dem Tode bestraft worden war, ging an das Oberhaupt

eines großen Geschlechtes des fränkischen Stammes über. Sollte das wirklich Bestand haben? Sollte man sich dieser ihrer Natur nach fremden und gebrechlichen Autorität guten Glaubens unterwerfen, so daß eine stabile Macht hätte gebildet und jene Obliegenheiten, die aus der allgemeinen Lage entsprangen, hätten erfüllt werden können?

Durch die Wahl selbst wurde ein großes Reichsland, wenn nicht entfremdet, so doch zweifelhaft. In Lothringen hatte seit langen Jahren der Graf Reginar vom Hennegau, genannt Langhals (Rainier Long-cou) eine große Rolle gespielt, zuletzt aber im Gegensatz mit Zwentibold es ratsam gefunden, dem jüngeren Bruder desselben, Ludwig dem Kinde, sich anzuschließen, und dadurch die enge Verbindung Lothringens mit den überrheinischen Gebieten bestätigt. An dieser Allianz hielt er auch während der Regierung Ludwigs des Kindes fest. Noch im Jahre 911 datierte er nach dessen Regierungsjahren. Durch den Tod desselben aber glaubte er sich dieser Verbindung entledigt. Während die übrigen Stämme Konrad als König anerkannten, wandte er sich zu dem karolingischen Hause zurück, das in Karl dem Einfältigen erschien. Er ließ sich von ihm eine Laienabtei, St. Maximin zu Trier, die bisher den Konradinern zugestanden, übertragen; und zwar geschah dies zu Metz, wohin Karl der Einfältige gekommen war, unter der Kontrasignatur des Erzbischofs Heriväus von Rheims. Man kann nicht bezweifeln, daß Karl der Einfältige Lothringen und die karolingische Erbschaft überhaupt in Anspruch nahm; in kurzem finden wir ihn auch im Elsaß, wo er sich Straßburgs bemächtigte.

Wir wollen hier nicht von nationalen Gesichtspunkten oder patriotischer Gesinnung reden; die Differenz war ohnedies von der größten Wichtigkeit; sie betraf zugleich die Gültigkeit der neuen Wahl, die sich auf eine Verwandtschaft stützte, auf welche die echten Karolinger keine Rücksicht nahmen; denn als Karolinger konnte man doch den neuen König nicht anerkennen. Das karolingische Königtum bestand in der Art und Weise, wie es ausgeübt worden war, auch in dem inneren Germanien, aber als den Träger desselben wollten die Westfranken und Burgunder Konrad von Franken nicht anerkennen.

Die Konradiner waren besonders an der rechten Rheinseite im Besitz der Territorialmacht. Von diesen Gebieten begann, wie es scheint, der Widerstand gegen die Demonstration zu Gunsten der Westfranken. Der neue König Konrad, der schon einmal für die lothringischen Besitztümer glücklich gestritten hatte, scheint durch die Verwickelungen im Elsaß und Alemannien abgehalten worden zu sein, persönlich gegen Lothringen ins Feld zu rücken; wenigstens hat er daselbst nichts ausgerichtet.

Indem aber trat im inneren Germanien ein Ereignis ein, durch welches Konrad in die schwersten Verlegenheiten geriet. Der alte Herzog von Sachsen, Otto, dem die königliche Krone angeboten, von ihm aber seines Alters wegen abgelehnt worden sein soll, ging am 30. November 912 mit Tode ab. Von ihm wäre keine Abweichung von dem bisherigen Verhältnis zu erwarten ge-

wesen; wohl aber stand eine solche von seinem Sohne Heinrich bevor, der bei dem Unglück Adalberts durch jenen Einfall der Ungarn in Dalemincien beschäftigt worden war, die Politik aber, in der sich Hatto und Konrad bewegten, um so kräftiger bekämpfte. Von diesem wurde er auf dieselbe Weise beleidigt, wie die Konradiner von Karl dem Einfältigen. König Konrad entzog ihm die Laienabtei Hersfeld, die sein Vater Otto besessen hatte, indem er diesem Kloster die Unabhängigkeit zurückgab. Eine prinzipielle Animosität bildete sich aus, bei welcher Heinrich zu erkennen gab, er fürchte selbst von Hatto mit einem Schicksal, wie es Adalbert erlitten, heimgesucht zu werden. Nach einer populären Überlieferung, deren ich noch einmal zu gedenken haben werde, wurde ihm eine Kette zum Geschenk angeboten; er wies sie mit Bitterkeit von sich; denn sein Hals sei nicht aus stärkerem Stoffe gebildet, als der des Adalbert. So traten den großen Verlusten im Westen die drohenden Feindseligkeiten im Norden und Osten zur Seite, welche das Andenken an die gehässige Babenberger Fehde erneuerten.

In dieser Entzweiung und vor den zu erwartenden Kämpfen ist Hatto am 15. Mai 913 gestorben, ein unersetzlicher Verlust für den König, da Hatto fast noch mehr als er selbst das Heft der Regierung in Händen hielt.

Das Jahr wird noch durch ein anderes Ereignis bezeichnet, welches ein sehr glückliches war, der Autorität des Königs aber wenig zu statten kam. Die Ungarn waren in Schwaben eingefallen und hatten ihren Rückzug durch Bayern genommen. Dahin aber folgten ihnen die Schwaben unter der Führung Erchangers und Bertholds, die noch einmal als Inhaber der alten missatischen Gewalt erscheinen. Die Bayern unter ihrem Herzog vereinigten sich mit den Schwaben, und brachten den Feinden eine Niederlage bei, die von den meisten an den Inn verlegt und als eine Vernichtung der Feinde bezeichnet wird; bei einem späteren Annalisten heißt es, nur dreißig Mann seien entkommen.

Dieser Erfolg, der insofern die erwünschte Nachwirkung hatte, als die Ungarn eine Reihe von Jahren von ihren Raubzügen Abstand nahmen, war doch bloß durch provinziale Anstrengungen gelungen; der ostfränkische König hatte keinen Anteil daran. Daraus entsprang dann aber, daß er in den Provinzen noch weniger Gehorsam fand als bisher. Der Herzog von Bayern und die schwäbischen Kammerboten traten in die engste Familienverbindung miteinander. Zugleich nahmen sie in dem großen Streit zwischen Klerus und Laien, der die Welt erfüllte, und der auch jetzt in Deutschland hervortrat, Stellung gegen den Klerus. Besonders Herzog Arnulf von Bayern ging in dieser Beziehung ohne alle Rücksicht zu Werke. In den späteren Verzeichnissen von Klostergütern wird über die Entfremdung derselben durch Arnulf bittere Klage geführt; wir vernehmen, daß er sie als Lehen unter Laien verteilt habe.

So wurde der Bischof Einhard von Speier von benachbarten Grafen überwältigt und geblendet. Schon fingen auch die Bürgerschaften an, diese

Absichten zu teilen: Bischof Otbert von Straßburg wurde von den Einwohnern der Stadt verjagt und dann getötet. An seine Stelle trat der Lothringer Richwin, ein Mann von vornehmster Herkunft und zugleich tiefem Wissen, der aber der Billigung seines Metropoliten, Herigers von Mainz, entbehrte.

Ein allgemeines Aufsehen erregte der Streit der beiden Kammerboten und des Bischofs Salomo von Konstanz. Dieser hatte sich schon unter Arnulf und dessen Nachfolger der Förderung der königlichen Gewalt, die sich wieder zu den Bischöfen hielt, erfreut. Die angesehensten schwäbischen Grafen Erchanger und Berthold, von denen doch nicht erhellt, mit welchem Recht sie den Titel Kammerboten führten, lebten mit ihm in alter Entzweiung, da er ihnen einige ihrer besten Besitzungen unter der Begünstigung der höchsten Gewalt zu entreißen suchte.

Bischof Salomo fiel in die Hände Erchangers, aber dieser selbst wurde von königlichen Truppen gefangen, so daß Salomo wieder befreit, Erchanger dagegen des Landes verwiesen wurde. Der Aufruhr, dadurch nicht erstickt, gewann einen festen Mittelpunkt in Hohentwiel. Der König schickte sich an, die Burg zu belagern. Aber wie hätte ihm die Unterwerfung der südlichen Herzogtümer gelingen können, da er des Nordens nicht mächtig war. Ein Einfall des neuen Herzogs von Sachsen in Franken nötigte ihn, die Belagerung aufzuheben, so daß die Macht der Gegner zum Übergewicht gelangte; die königlichen Truppen wurden bei Wallnies, in der Nähe von Stockach, aus dem Felde geschlagen.

Auch Arnulf von Bayern hatte vor Konrad weichen müssen und seine Zuflucht selbst zu den Ungarn genommen; jetzt aber kehrte er zurück und bekam die Oberhand über die Anhänger des Königs.

In dieser Lage suchte König Konrad seine vornehmste Stütze in dem Beistand des Klerus. Denn mit der Geistlichkeit, die von der anwachsenden Macht der großen Vasallen viel zu leiden und noch mehr zu befürchten hatte, stand die Reichsgewalt wie unter Ludwig dem Kinde so unter Konrad im Bunde. Bei Altheim im Ries wurde im Herbst 916, eben indem Arnulf aus Bayern entfernt war, eine Synode der oberdeutschen Geistlichen gehalten, die sich den geistlichen Ideen, die in der großen Kontroverse die Oberhand behalten hatten, mit Eifer anschloß. In den Beschlüssen finden sich pseudo-isidorische Dekretalen wörtlich wieder. Allein man dürfte sie doch nicht als eine Wiederholung derselben betrachten; nur in der allgemeinsten Richtung der Prärogative des Primats stimmen sie eigentlich überein. Im Gegenteil, jene Beiseitsetzung des Erzbischofs von Mainz bei der Erhebung des Bischofs Richwin in Straßburg wird ausdrücklich gemißbilligt: ohne dessen Einwilligung soll Richwin nicht anerkannt werden. Dagegen wird die Autonomie der Bischöfe und des gesamten Priesterstandes mit derselben Bestimmtheit hervorgehoben. Die kirchlichen Gesetze werden von der apostolischen Autorität hergeleitet. Ausführlich wird der Fall behandelt, daß ein Bischof

angeklagt werden könne. Man trägt Sorge, daß er dabei weder von der geistlichen Gewalt ausgeschlossen, noch in den kirchlichen Kompetenzen beschränkt würde. Gerade diese Fragen waren es, die in dem Streit des Bischofs Salomo mit den Provinzialgewalten besonders zur Sprache gekommen waren.

Und wie nun der König auf seiten der klerikalen Gerechtsamen stand, wird auch er in den Schutz der geistlichen Gesetze genommen. Vor dem Chor der Propheten, Apostel und Märtyrer wird festgesetzt, daß niemand weder das Leben des Königs noch seine Regierung antasten oder gar sich vermessen solle, sich an seine Stelle zu setzen. Jeder Treubruch soll mit dem kirchlichen Fluch belegt sein.

Papst Johann X., der einen Legaten zu der Synode schickte, war damit sehr einverstanden; und es bildete sich, wie man sieht, eine Verbindung zwischen der höchsten geistlichen Gewalt, den klerikalen Autoritäten in der Provinz und dem König, der damals ihre Rechte anerkannte, den Übergriffen der weltlichen Provinzialgewalten gegenüber, die sich selbst wenig um ihn kümmerten.

Man kann nicht bezweifeln, daß der Gegensatz, sowohl gegen Arnulf, der, wiewohl entfernt, jeden Augenblick nach Deutschland zurückzukehren drohte, wie gegen die Kammerboten das vornehmste Motiv der hierarchischen Erklärungen zu Gunsten des Königs Konrad bildete. Das Königtum sollte bestehen, aber nur in der intimen Verbindung mit der geistlichen Gewalt, von der schon Hatto ein Beispiel aufgestellt habe.

Die Synode sprach über Erchanger und Berthold die Verbannung aus, weil sie gegen den Gesalbten des Herrn ihre Hand erhoben und ihren Bischof, den ehrwürdigen Salomo, hinterlistig gefangen gesetzt hatten: sie wurden verurteilt, alle Jahre ihres Lebens fortan im Kloster zuzubringen. An die Anhänger derselben, die, wie es heißt, von ihren Rasereien besudelt worden seien, erging die Aufforderung, sich bei ihrem Kirchenhirten einzufinden und Buße zu thun; sollten sie es aber unterlassen, so würden sie in den Bann verfallen, den der Papst bereits über sie ausgesprochen habe.

Nicht gemeint, jene Strafe, welche die Synode verhängt hatte, über sich ergehen zu lassen, wandten sich Erchanger und Berthold an den König, aber sie fanden so wenig Gnade vor ihm, wie einst Adalbert von Babenberg bei Hatto und Ludwig dem Kinde. Von einem Rechtsverfahren gegen sie hören wir nichts; sie büßten ihr Verhalten mit dem Tode.

Aber auch den Kammerboten fehlte es nicht an Anhängern und Freunden, welche sie zu rächen unternahmen. Der junge Burchard, der Sohn eines früher erschlagenen Grafen, der ihnen schon zur Seite getreten war, bemächtigte sich der Herrschaft von Schwaben.

Um dieselbe Zeit war Arnulf in Bayern wieder erschienen und hatte sich Salzburgs bemeistert. Nochmals ist es hier zu einem unmittelbaren

Kampf gekommen; er wurde von König Konrad in seiner Hauptstadt Regensburg belagert; der König selbst soll dabei verwundet worden sein.

Wir kennen die gefährliche Lage, in welcher sich das Reich bei dem Eintritt Konrads befand. Unter ihm selbst war dann die innere Entzweiung, die damals drohte, zum Ausbruch gekommen. Von den vier Völkerschaften, die sich bei der Wahl Arnulfs vereinigt und dann bei der Wahl Ludwigs des Kindes und Konrads zusammengehalten hatten, waren drei abgefallen. Mit der stärksten von ihnen waren die Franken unter dem Bruder des Königs in einem offenen Krieg begriffen, der eine nachteilige Wendung für sie nahm. Sollten sie jemals dahin kommen, die alte Prärogative wieder zu erlangen und alsdann dazu schreiten können, dem ganzen Reiche seine Gestalt wiederzugeben? Niemals war wohl jemand in einer greifbareren Unmöglichkeit, sein Erbteil anzutreten, als der Bruder Konrads, Eberhard, dessen Ansprüche nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge auf ihn hätten übergehen müssen. Beim Tode Konrads, der am 23. Dezember 918 erfolgt ist, vollzog Eberhard eine große historische Handlung: er bot die Krone dem Führer der Gegner seines Bruders an, jenem Herzog Heinrich, mit dem er eben im Kriege begriffen war.

Vierzehntes Kapitel.

Übergang des Königtums auf das sächsische Haus.

Die Darstellung dieses entscheidenden Momentes hat für den Verfasser eine allgemeine Schwierigkeit. Für die allgemeine Welthistorie würde es genügen, die maßgebenden Momente in einer gewissen Abstraktion darzulegen. Sie liegen darin, daß das karolingische Königtum, wie es sich unter dem fränkischen Konrad fortgesetzt hatte, auf einen Punkt gekommen war, wo es nicht weiter bestehen konnte: nach außen hin war es von allen Seiten beschränkt und gefährdet, in den inneren Verhältnissen stieg der Gegensatz zwischen dem Oberhaupt und den emporstrebenden territorialen Gewalten ins unerträgliche. Die Stämme, die bei Überleitung desselben in die neuen Bahnen am meisten mitgewirkt hatten, waren dadurch am schwersten betroffen, daß das Königtum seine vornehmste Stütze in der hohen Geistlichkeit suchte und fand. Durch diese Verbindung ward eine absolute Gewalt gebildet, die keine jurisdiktionellen Formen mehr kannte und die widerstrebenden Stammeshäupter mit Tod und Verderben bedrohte. Die Kombination, durch welche Adalbert den Tod gefunden hatte, war soeben wieder bei den Kammerboten und ihren Anhängern zu Tage getreten.

Wenn es nun zu einer neuen Thronvakanz kam, so mußte der Stamm, der den Franken gegenüber bereits unter den Waffen stand, zu offenem Widerspruch gegen die Fortsetzung jener Kombination schreiten, und da er in den Anhängern der niedergeworfenen Opposition seine Stütze fand, so konnte es nicht wohl anders sein, als daß die höchste Gewalt auf ihn und auf seinen Führer, den Herzog von Sachsen, überging.

Eine nackte Behauptung dieser Art würde jedoch niemand überzeugen und dem Sinne dieses Werkes nicht entsprechen, bei welchem es vielmehr darauf ankommt, die Ereignisse im einzelnen mit der Begebenheit im ganzen zu verschmelzen, in den einen die andere erkennen zu lassen. Hiebei bietet nun die Epoche besondere Bedenken dar: nicht als ob die Thatsachen der allgemeinen Annahme widersprächen; dies ist nicht der Fall; aber sie sind in einer Gestalt überliefert, der keine rechte historische Zuverlässigkeit zukommt. Weder die letzten Entschließungen Konrads noch auch die gegenüberstehenden Verhältnisse seines Nachfolgers Heinrich sind auf hinreichend zuverlässige und eingehende Weise überliefert. Die Nachrichten in den Aufzeichnungen der Annalisten, noch mehr in den ausführlichen Darstellungen tragen das Gepräge volkstümlicher Auffassung auf der Stirn. Daß man diese annehmen dürfte, wird niemand behaupten. Aber sie vollkommen bei Seite zu schieben, würde schon deshalb unmöglich sein, weil doch die historische Thatsache nur eben in dieser Form auf uns gekommen ist. Wohl stimmen die annalistischen Aufzeichnungen, die niemals einsilbiger waren, als in dieser Epoche, mit den ausführlichen Überlieferungen, die etwas Sagenhaftes an sich haben, nicht immer zusammen, aber sie widersprechen einander doch nicht geradezu: hier und da kommt in dem Sagenhaften das Thatsächliche zum Vorschein. Es wird auch hier möglich sein, die Forschung, welche die exakte Kunde des Einzelnen anstrebt, mit der allgemeinen Anschauung zu vereinbaren.

Der Blick fällt zunächst auf das sächsische Herzogtum, auf welches die höchste Gewalt überging. Man erinnert sich: in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hatte in Germanien niemand größeren Ruf, als der Herzog des östlichen Sachsens, Liudolf. Er ist der Stammvater der späteren sächsischen Kaiser geworden, und die früher oft vorgekommene, dann zurückgewiesene, jetzt wieder als sehr wahrscheinlich aufgenommene Tradition von seiner Abstammung von Bruno von Engern läßt eine Fürstenreihe in Sachsen erscheinen, die sich unmittelbar an die alten Volkshäupter anknüpft.

Der Herzog Bruno von Engern war einer der beiden Fürsten, die gleich bei dem ernstlichen Beginn der Sachsenkriege im Jahre 774, durch die Übermacht Karls des Großen und den Gang der früheren Ereignisse bestimmt, sich entschlossen hatten, dem fränkischen Reiche beizutreten und sich zu unterwerfen. Karl der Große fand in dem Sachsenkriege, der hauptsächlich gegen die Westfalen gerichtet war, eine Stütze an den Ostfalen und den Engern. Der Führer der letzteren, Bruno, nahm ihn als seinen König an. Männer

wie dieser waren es, durch welche nach schweren und blutigen Kämpfen das Ziel erreicht wurde, Sachsen und Franken zu einem Volke zu vereinigen.

Nicht allein die Kontinuation des altsächsischen Sonderbewußtseins war es, was dem Nachkommen Brunos, Liudolf, eine Stellung in der Welt verschaffte. Von diesem weiß man, daß er durch Verbindung mit einem vornehmen fränkischen Hause, dem der Billunger, sein Geschlecht fortpflanzte. Der Gedanke der Nobilität knüpfte nicht an die Herkunft von den Altsachsen allein an. Gleichheit des Adels war schon diesen Altvordern niedersächsischen Stammes die Bedingung der Generosität, d. h. doch der Begründung des edelen Geschlechtes. Liudolf brachte seine Jugend an dem Hofe Ludwigs des Deutschen zu, in einer Stellung der Genossenschaft, die, wie man sagte, indem sie zum Dienste verpflichtete, doch die Ehre unvermindert erhielt.

Durch eine Art von Wechselheirat trat er mit dem karolingischen Hause in die engste Beziehung. Der eine seiner Söhne war mit einer Nichte der Könige, seine Tochter Liutgarde mit dem Sohne Ludwigs des Deutschen, Ludwig dem Jüngeren, verheiratet. Deren haben wir schon mehr als einmal gedacht. Sie war die Seele der Unternehmungen ihres Gemahls auf das westliche Frankenreich, und bedauerte nur, nicht immer persönlich an denselben teilgenommen zu haben; sonst würde der einmal ergriffene Besitz, namentlich der Stadt Metz, nicht wieder aufgegeben worden sein. Die Unfälle, die Ludwig den Jüngeren dann im Kriege mit den Normannen trafen, hatten die unglücklichste Rückwirkung auf die allgemeine Lage überhaupt. Der vornehmste Verlust wurde in Sachsen selbst erlitten. Wir wissen, wie Bruno mit der Blüte des sächsischen Heerbannes in einer großen Schlacht gegen die Normannen erlag, was zugleich einen Umschlag der Verhältnisse in den Marken hervorrief. Dem Nachfolger Brunos, seinem Bruder Otto, gelang es nun wohl, weitere Einfälle der Normannen abzuwehren und einen Teil der Grenzgebiete wieder herzustellen, so daß er nach und nach einer der mächtigsten Dynasten wurde. Er war tapfer und in allem, was er unternahm, vorsichtig. Ein Freund Kaiser Arnulfs, hat er denselben auf einem Feldzuge nach Italien begleitet und die Behauptung von Mailand, welches aus Besorgnis, ein Schicksal zu erleiden, wie das eben eroberte Bergamo, sich ergeben hatte, übernommen. Dieser Verbindung hatte er dann im inneren Deutschland viel zu verdanken: die Grafschaft von Eichsfeld, die Würde eines Laienabtes in Hersfeld, überhaupt die Stellung in Sachsen und Thüringen. Daher mag es kommen, daß er selbst wenigstens an der Babenbergischen Fehde, obwohl das Geschlecht ihm nahe verwandt gewesen zu sein scheint, keinen Anteil nahm; er konnte es bereits seinem Sohne Heinrich überlassen, die Dalemincier wegen ihres Abfalles zu den Ungarn zu züchtigen.

Die schon erwähnte Tradition ist nun, daß bei dem Tode Ludwigs des Kindes von Franken und Sachsen daran gedacht worden sei, Otto zum König zu erheben; er habe aber seines hohen Alters wegen es abgelehnt, die Last auf sich zu nehmen und selbst den Rat gegeben, Konrad zum König zu

salben; daher aber sei gekommen, daß ihm eine beinahe unabhängige Provinzialverwaltung zugestanden worden sei. Unleugbar ist, daß dies eine alte sächsische Tradition gewesen ist; als solche hat sie in ihrer Einfachheit einen gewissen Wert. Poetische Elemente enthält sie nicht; es müßte denn die Poesie des Partikularismus sein, der die Begründung des sächsischen Königtums in die Velleitäten einer früheren Zeit versetzte.

Nach Ottos Tode aber traten Mißverständnisse zwischen König Konrad und dem aufstrebenden jungen Herzog Heinrich ein, die nicht wohl zu vermeiden waren. Zwischen dem König und dem Herzog waltete neben anderen unbedeutenderen auch eine sehr wesentliche Streitfrage ob. Sie betraf die Verwaltung der Markgrafschaft Thüringen, welche einst von dem Babenberger Poppo auf den Konradiner Burchard übertragen worden war, der als Herzog von Thüringen erscheint. Als dieser im Kriege mit den Ungarn erlegen war, gelangte der Sachse Otto in den Besitz von Thüringen, nicht gerade vielleicht mit dem herzoglichen Titel, aber er erwarb mehrere dortige Grafschaften, so daß ihm ein Teil der herzoglichen Gewalt auch hier zufiel. Nach dessen Tode aber forderten die Söhne Burchards, Bardo und Burchard, die nicht ganz ausgeschlossen waren, auch die ihnen entrissenen Besitztümer. Gerade darauf bezog sich die innere Gärung zwischen der höchsten Gewalt und den emporstrebenden Großen, daß die letzteren ein Erbrecht in Anspruch nahmen. Auch Heinrich wollte sich den Besitz seines Vaters nicht entziehen lassen.

Denn gerade auf die Ausdehnung seines Hausbesitzes in Thüringen hatte er seinen Ehrgeiz gerichtet. Diese Rücksicht war es, was ihn zu seiner ersten Ehe mit der überaus begüterten Hatheburg, die in der Altstadt bei Merseburg ihren Sitz hatte, der Tochter des Grafen Ervin, bewogen hat. Nicht in Person, sondern durch eine Gesandtschaft warb er um sie. Sie war Witwe und hatte bereits den Schleier genommen, aber sie widerstand der Werbung nicht und folgte der Gesandtschaft Heinrichs unmittelbar nach. Dieser säumte nicht, sich mit seiner Neuvermählten in Merseburg selbst zu zeigen, wo sich auf seine Einladung die Anhänger und Freunde des Hauses aus den umliegenden Gauen um ihn versammelten. Er überstrahlte sie alle durch seine Herkunft, fesselte sie aber durch seine Liebenswürdigkeit, so daß er zugleich als ihr Freund erschien und als Herr verehrt wurde. Ohne Schwierigkeit gingen die Besitztümer und der Rang Ervins auf ihn über. Die Geburt eines Sohnes aus dieser Verbindung, Thankmar oder Tammo, schien das alles zu bestätigen.

Man sieht wohl, wie wenig diese Ehe den matrimonialen Satzungen der Kirche entsprach. Der Bischof von Halberstadt nahm großen Anstoß daran, daß eine Unregelmäßigkeit dieser Art in seiner Diöcese vorgekommen sei. Er berief eine Synode, deren Einschreiten aber wieder der weltlichen Gewalt unangenehm gewesen wäre, so daß man sie verzögerte. Damit hing es nun zusammen, daß der junge Herzog durch die Ehe, die ihm zum Verbrechen

gemacht wurde, sich nicht mehr gefesselt fühlte. Indessen hatten seine Neigungen schon wieder eine andere Richtung genommen. Sein Augenmerk wandte sich unter Teilnahme seines Vaters auf eine jüngere, im Kloster Herford bei ihrer Großmutter eben heranwachsende junge Dame, die Tochter eines in Westfalen angesessenen Grafen Thiederich, des Namens Mathilde. Sie war von vornehmster Herkunft: sie stammte von dem alten sächsischen Heerführer Widukind her.

Wie hoch man das anschlug, sieht man aus ihrer Biographie, welche in zwei verschiedenen Fassungen vorliegt. In beiden wird der Kampf zwischen Heidentum und Christentum in einen Zweikampf zwischen Karl dem Großen und Widukind umgestaltet. Der Sieg Karls ist gleichsam ein Gottesgericht, welchem sich Widukind unterwirft, so daß er jetzt ein so eifriger Verfechter des Christentums wird, als er früher Gegner desselben gewesen ist. Man darf das wohl berühren, weil man daraus sieht, unter welchen Gesichtspunkten das sächsische Volk in der späteren Zeit seine Christianisierung ansah; der erlittenen Niederlagen zu gedenken, würde seinen Stolz verletzt haben.

Und auch das möchte ins Gewicht gefallen sein, daß der Oheim des jungen Fräuleins zur Wiederherstellung des durch die nordischen Einfälle erschütterten Sachsenlandes besonders beigetragen hatte; er stand in jeder Beziehung zur Seite Ottos. Die Bedeutung dieser Vermählung für die folgende Geschichte des sächsischen Hauses wird entschuldigen, wenn ich die Tradition mit ein paar Worten wiederhole; die trockene Notiz wird dadurch zu einer gewissen Anschauung des damaligen Lebens erweitert. Die beiden Lebensbeschreibungen stimmen überein; ich folge der jüngeren, welche umständlicher und belehrender ist als die andere.

Otto wurde durch den Ruf von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Mathildens veranlaßt, sie für seinen Sohn ins Auge zu fassen und schickte dessen Lehrer Thietmar nach dem Kloster, um sich nach ihr umzusehen. Thietmar wußte Eingang in das Frauengemach zu finden, wo die Jungfrau von würdigen Frauen bedient wurde, mit deren Beihülfe es ihm gelingt, in dem Münster sie zu Gesicht zu bekommen. Was er sieht und erfährt, veranlaßt ihn, den Vater in seiner Absicht zu bestärken. Schon am nächsten Tage rüstet dieser einen kleinen Zug von Bewaffneten, der eben aus den vornehmsten jungen Leuten, die sich am besten ausnehmen, besteht; sie schlagen vor dem Kloster eine Art von Feldlager auf; unter dem Vorwand, in der Kirche beten zu wollen, erlangen sie Eintritt in dieselbe, wo sie dann das Fräulein, ihren Psalter in der Hand, sitzen sehen. Infolge dieses Anblickes entschlossen, bittet Heinrich seine Genossen, niemand etwas von seiner Absicht zu verraten, legt das ritterliche Gewand der Herren an und, von einigen begleitet, bittet er, bei der Äbtissin vorgelassen zu werden. Sie werden mit Freuden empfangen, Heinrich, nur von seinem Lehrer begleitet, folgt der Äbtissin in ihre Gemächer, wo dann ein vertrauliches Zwiegespräch sich entspinnt: Heinrich erkundigt sich nach dem Alter der Jungfrau und ihrem

Aussehen, denn damit, daß er sie schon gesehen hat, hält er noch zurück, und bittet dann, sie selbst sehen zu dürfen. Herbeigerufen, erscheint Mathilde mit dem Ausdruck jungfräulicher Verschämtheit, aber in der Blüte der Jugend. Heinrich säumt dann nicht, um ihre Hand zu werben. Die Äbtissin schlägt die Augen nieder, macht die Einwendung, daß sie ja nicht wisse, ob sie nicht von ihren Eltern schon für einen anderen Bräutigam bestimmt sei, aber was sie selbst betrifft, sagt sie, so habe sie nichts gegen das Ehebündnis, denn sie habe von seiner hohen Herkunft viel gehört und schlage es sehr hoch an, daß er selbst gekommen sei, um sie zu werben. Alles, was zur Verlobung notwendig, wird herbeigeschafft; am anderen Tage führt Heinrich seine Braut von dannen. Die Verlobten zeigen sich erst in den Ortschaften des Vaters, dann wird die Vermählung zu Wallhausen mit aller Pracht gefeiert. Der Ort selbst wird mit allem Zubehör mit Einwilligung des Vaters der Neuvermählten überlassen.

Auch nach dieser Erzählung hat die Vermählung etwas eigenmächtiges; durch eine Art Überraschung, ohne daß die Eltern gefragt worden wären; der Ceremonie der Verlobung wird nicht eigentlich gedacht. Die Vermählung bewegt sich in den gewohnten Formen, bei Thietmar erscheint sie fast als eine Entführung. Als nächster Verwandter des Hauses scheint er es entschuldigen zu müssen, daß die Jungfrau so leicht eingewilligt habe.

Aber so war der junge Mann einmal geartet, persönlich ohne alle Anmaßung, der beste Freund seiner Altersgenossen, aber hochstrebend, eigenmächtig. Wir gedachten schon oben der Irrungen, in die er dadurch mit dem König Konrad geriet. Der Geschichtschreiber, auf den wir hauptsächlich angewiesen sind, Widukind, wiederholt die Überlieferung, wie sie sich in dem Munde des Volkes gestaltet hatte. Demzufolge will Konrad nach dem Tode Ottos dem jungen Herzog nicht alle die Ehren und Würden zuerkennen, die sein Vater besessen hatte. Darüber aber wird der sächsische Heerbann mißvergnügt: der König fürchtet den Abfall desselben und der große Prälat an seiner Seite, der die Regierung leitet, Hatto, entwirft einen Plan, nach welchem Heinrich zu Konrad eingeladen, und wenn er erscheint, eine goldene Kette zum Geschenk erhalten soll, die so angefertigt ist, daß sie ihm nichts anderes als den Tod bringen kann. Der junge Herzog wird aber von dem Goldschmied gewarnt und weist hierauf die Einladung zurück mit der Erinnerung an das Schicksal Adalberts, der auch der List Hattos erlegen sei. Im Gram hierüber stirbt Hatto oder wird von einem Blitz erschlagen.

In dieser Erzählung, die vielleicht in poetischer Form verbreitet war, erkennt man doch die reale Verflechtung der Ideen. Es ist der Gegensatz des neuen Fürsten gegen eine List und Gewalt mit der kirchlichen Autorität verbindende Regierung. Einen größeren Gegensatz kann es in der Idee nicht geben, als diese Sage und die Beschlüsse jener Altheimer Synode. In den letzteren wird die Untreue und der Abfall vom Königtum als das größte Verbrechen mit dem kirchlichen Fluche bedroht; in der Sage aber wird dem

Fürsten das Recht vindiziert, sich von dem Hofe des Königs, wo über das Leben unbedingt verfügt wird, fern zu halten; der höchste Prälat wird als Verräter und Mörder geschildert. Dort erscheint die Allgewalt der Kirche sogar mit pseudo-isidorischen Zusätzen und Bestimmungen. Man versteht es, daß norddeutsche Geistliche, die unter Heinrichs Einfluß standen, an derselben nicht Anteil hatten; sie waren unschuldig an dem Tode der Kammerboten.

Indessen war es zum offenen Kriege zwischen Franken und Sachsen gekommen. Unter dem Bruder des Königs rücken die Franken gegen diese heran, sie erwarten keinen Widerstand zu finden. Aber die Sachsen richten eine soche Niederlage unter ihnen an, daß sie fragen, wo denn die Hölle sei, welche so viele erschlagene Feinde fassen könne. Einen zweiten Angriff machen die Franken unter dem König selbst, der Herzog wird in einer Burg eingeschlossen und gerät in große Verlegenheit. Aber die durch einen Freund des Herzogs absichtlich und geschickt erregte Befürchtung, daß dieser einen starken Zuzug erhalten werde, bewirkte, daß die Franken unverzüglich die Belagerung aufgeben und sich zurückziehen.

Man wird nicht leugnen, daß die Erzählungen den Beigeschmack nachbarlicher Eifersucht enthalten, aber die Thatsachen darf man unbedenklich annehmen; ich denke selbst jene Einladung an den Hof und ihre Ablehnung. Die schwierige Aufgabe, den Kern der Erzählung von ihren Zuthaten zu sondern, darf doch nicht vernachlässigt werden, wie bei den früheren, so noch mehr bei den entscheidenden Vorfällen, durch welche die Würde des Königs an Heinrich übergegangen ist.

Wir haben darüber zwei nicht ganz übereinstimmende Überlieferungen, die eine bei Widukind, die andere bei dem Fortsetzer des Regino. Sie kommen darin überein, daß Konrad den Beschluß gefaßt habe, die Insignien und die Krone seinem Gegner zuzuschicken; in den Motiven aber unterscheiden sie sich.

Nach Widukind wurde Konrad auf seinem Krankenbette von seinem Bruder Eberhard besucht. Man wird die Rede, welche Widukind dem sterbenden König in den Mund legt, nicht für authentisch halten. Aber die Motive, die darin vorkommen, verdienen doch Beachtung. Konrad war nach Widukind von dem Umschlag seines bisherigen Glückes betroffen; Heinrich sei glücklicher, von trefflichen Sitten, der sächsische Stamm überhaupt im Besitz der Überlegenheit; er weist den Bruder an, die Reichsinsignien Heinrich zu überbringen; indem er die Krone erlange, werde er sich auch mit den Franken befreunden. Die Überlieferung der Krone erscheint gleichsam als der Preis, der für den Frieden Heinrich angeboten wird.

Anders der Fortsetzer Reginos. Nach ihm ist nicht allein Eberhard bei dem Krankenlager anwesend, sondern die gesamte Verwandtschaft der Konradiner, die vornehmsten Franken. Der hohen Geistlichkeit wird dabei nicht gedacht. Diese ermahnt nun Konrad, bei der bevorstehenden Erhebung eines Königs vor allem darauf zu sehen, daß das Reich sich nicht spalte. Heinrich

sei thatkräftig und friedfertig, dem sollen sie auf sein Geheiß die Insignien der Krone überbringen, unter der Bedingung jedoch, daß er das Reich aufrecht erhalte und schütze.

Man möchte sagen, das eine ist eine mehr sächsische Auffassung, bei der das territoriale Interesse, das andere eine fränkische, bei der die Idee des Reiches vorwaltet. Thietmar, der eine größere Versammlung an dem Krankenlager annimmt als Regino, legt den größten Wert einmal auf das großmütige Verhalten Konrads, andererseits auf die Unterwerfung der Franken unter das Gebot des neuen Königs. Über das einzelne der Thatsachen läßt sich noch immer streiten; daß aber die beiden von den vornehmsten Autoren angegebenen Motive zusammengewirkt haben, fällt in die Augen; den Franken kam es auf die Rettung vor dem Übergewicht der Sachsen an; aber dabei lag dem hinsterbenden König auch an der Erhaltung des Reiches; das eine wurde mit dem anderen verbunden, indem er dem Bruder die Überbringung der Reichsinsignien an den bisherigen Gegner auftrug. Diese werden überbracht, ohne daß eine Wahl vorangegangen wäre. In der Überreichung der feierlichsten Pfänder der karolingischen Reichsgewalt an den mächtigsten Herzog lag zugleich die Verpflichtung desselben, mit dem Stamm Frieden zu schließen, mit dem er bisher im Kriege war und die königliche Gewalt über die beiden anderen Stämme in die Hand zu nehmen.

Nicht ganz zu übergehen ist die Sage, daß dem Herzog Heinrich, als er am Vogelherd beschäftigt war, die Krone überbracht worden sei. Sie erscheint zuerst in den Pöhlder Annalen, die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen, aber den gewöhnlichen wertlosen Wiederholungen anderer Chronisten Notizen hinzufügen, die man anderswo nicht findet. Nichts könnte das unvorbereitete Anerbieten der höchsten Gewalt den gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen gegenüber besser bezeichnen. Heinrich verdankt dieser Sage den populären Beinamen des Finklers.

Unbezweifelt ist eine Zusammenkunft zwischen Eberhard und Heinrich, bei der eine Verständigung zwischen ihnen getroffen wurde: die Reichsinsignien wurden von Eberhard überliefert; Heinrich bewilligte ihm den Frieden, und hierauf berief Eberhard die Vornehmsten und Ältesten des fränkischen Stammes und Heeres nach Fritzlar. Dahin kam auch Heinrich mit sächsischem Gefolge, und hier ist dann der grundlegende Akt der deutschen Reichsgeschichte vollzogen worden.

Eberhard hat den versammelten Franken und Sachsen den Herzog Heinrich als ihren König vorgestellt. Diese haben dann mit erhobenen Händen und vereinigten Stimmen ihn zum König ausgerufen. Dies ist der einfache Vorgang; er verdient aber nicht allein eine nähere Erwägung, sondern bedarf auch einer solchen.

In der romanisch-germanischen Welt gehörte zur Einsetzung eines Königs dreierlei: Herkunft, Wahl, bischöfliche Sanktion. Die karolingische Herkunft war nach und nach immer weniger unbedingt erforderlich; sie war bei der

ersten Erhebung Arnulfs wenigstens sehr abgeschwächt erschienen. Der Mangel aber war durch die vereinigten deutschen Stammeshäupter ersetzt worden; diese hatten dann auch die rasche Nachfolge des von Arnulf hinterlassenen Sohnes Ludwig versprochen, obwohl derselbe ein Kind war; und wenn bei dessen Tode Konrad zu seinem Nachfolger bestimmt wurde, so hatte dabei die unleugbare Verwandtschaft mit dem letzten Karolinger den größten Einfluß. Das Oberhaupt der Geistlichkeit hatte es eben gewollt und sanktioniert.

Bei dem Sachsen Heinrich war von alledem nicht die Rede; denn seine Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause war doch nur schwach und unbedeutend. Geistlicher Einfluß stand ihm nicht zur Seite: dennoch wurde ihm das karolingische Reich, soweit es in Germanien in dieser Zeit bestand, übertragen. An die Stelle der Herkunft trat diesmal die Verordnung des Vorgängers und die Einwilligung seines Geschlechtes. Man hat von jeher einen Vorzug in der Begründung des deutschen Königtums darin gesehen, daß der Vater Heinrichs die Krone abgelehnt, Konrad aber dieselbe an seinen bisherigen Feind übertragen habe. Bei weitem das wichtigste war sachlich der letzte Beschluß, der die Anfänge der deutschen Geschichte so besonders hervorhebt. Man ging nicht allein von einem Hause zu einem anderen, sondern von einem Stamme zum anderen über, von dem, welcher von jeher immer die Prärogative besessen, zu dem, der bisher einen geringeren Rang eingenommen hatte.

Daß dabei die momentane Lage einen großen Einfluß ausgeübt hat, läßt sich nicht leugnen. Soeben waren die Ungarn wieder tief in das Reich eingedrungen; sie hatten selbst Niederdeutschland erreicht, und auf der anderen Seite bemächtigte sich der westfränkische König Lotharingiens, das durch Vertrag und Krieg an die Ostfranken übergegangen war. In dieser Bedrängnis rief der fränkische Stamm, der gegen den sächsischen in Nachteil geraten war, diesen zu Hülfe. Nach der Versicherung eines glaubwürdigen Autors haben die Franken den neuen König um Vergeben und Vergessen der gegen ihn ausgeübten Feindseligkeiten gebeten. Und eben darauf beruht alles, daß die vorgefallenen Feindseligkeiten als nicht geschehen betrachtet werden sollten.

Unbestritten ist es, daß das bisherige karolingische Königtum erst wirklich in Germanien eingebürgert wurde. Der König vergaß die Feindschaft, die man dem Herzog erwiesen hatte. Man hat ihn als König von Sachsen und Franken bezeichnet, doch lag es nicht im Sinne dieser Wahl, eine neue, in ihren Grenzen beschränkte Gewalt zu errichten, sondern die bisherige, wie sie war, dadurch zu verstärken, daß man sie verpflanzte.

War es nun aber wirklich das ganze karolingische Königtum, das an Heinrich überging? Es fehlte ihm einer der wichtigsten Bestandteile desselben, die geistliche Salbung. Der vornehmste Charakterzug des Vorgangs liegt darin, daß eine solche Sanktion angeboten, von Heinrich aber nicht an-

genommen wurde. Der Erzbischof Heriger von Mainz war dazu herbeigekommen und erklärte sich bereit, sie zu vollziehen; der neue König lehnte sie ab.

Es hat eine subjektive Wahrheit, wenn er sagte, es genüge ihm, zum König erhoben worden zu sein, eine höhere Würde, als sie einer seiner Vorfahren bekleidet habe, erlangt zu haben. Der persönliche Ehrgeiz, der wohl sonst in Dynastien vorkommt, in dem die Nachfolger den Vorgängern nicht allein gleich werden, sondern sie übertreffen wollen, spricht sich darin aus. Wenn Heinrich wirklich gesagt hätte: er fühle sich nicht würdig, eine solche zu empfangen, so läge darin nicht eine Zurückweisung der christlichen Idee, sondern eine tiefere Auffassung derselben. Aber dabei ist doch unleugbar, daß noch ganz andere Motive mitwirkten.

Heriger, der Nachfolger Hattos, in dessen Händen die Regierung fünfzehn Jahre lang gewesen, hatte auch selbst unmittelbaren Anteil an den Geschäften genommen: er war in den letzten geistlich weltlichen Konflikt verflochten. Jenem Eindringen eines Bischofs in Straßburg im Widerspruch zu den Metropolitanrechten von Mainz hatte sich der Papst entgegengesetzt; ihre Abstellung war ein Motiv bei der Hohenaltheimer Synode, die an den erzbischöflichen Gerechtsamen festhielt. Die Salbung durch Heriger hätte einen Beitritt zu dem herrschenden System in sich geschlossen. Heinrich wäre mit sich selbst in Widerspruch geraten.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß in der Zurückweisung der Salbung unter diesen Umständen ein Einspruch gegen den überwiegenden Anteil der Geistlichkeit an der Regierung, wie er sich in den letzten Zeiten gebildet und gegen die klerikalen Tendenzen, die dabei zum Vorschein gekommen waren, enthalten ist. Man darf vielleicht behaupten, daß in dieser Haltung der erste Schritt lag, um Germanien von der unbedingten Herrschaft des Klerus und selbst des Papstes zu emancipieren, welcher seit dem Bruch der beiden Gewalten unter Ludwig dem Frommen überhaupt geschehen ist; er knüpft an den Widerstand an, den einst Ludwig der Jüngere Kaiser Karl dem Kahlen und Papst Johann VIII. geleistet hatte. Im Jahre 876 war die Entscheidung durch die Waffen erfolgt, ohne besondere Betonung des Prinzips. Dieses tritt hier in einer grundlegenden Entscheidung des neuen Königs hervor.

Ein Zweifel an der Ablehnung der Salbung könnte daraus entstehen, daß Thietmar erzählt, der neue König sei in Fritzlar gekrönt worden. Das läßt sich eigentlich nicht wohl anders denken, wenn es wahr ist, daß die Krone zu den Reichsinsignien gehörte, die ihm überliefert wurden. Aber es müßte dann eine Krönung ohne den geistlichen Charakter der Salbung gewesen sein; man würde dabei an die älteste Übertragung des Diadems von einem Kaiser auf den anderen erinnert werden, die auch in Konstantinopel der geistlichen Ceremonie voranging.

Das neue Königtum mußte sich erst auf seine eigenen Füße stellen. Der Umfang des Reiches war noch ein unbestimmter Begriff. Aber das versteht sich doch, daß die beiden großen Landschaften, in denen Konrad sein Ansehen durchzusetzen versucht hatte, dazu gerechnet werden mußten. Und kein Zweifel konnte sein, daß die provinzialen Gewalten, die mit Konrad im Kampfe gestanden hatten, dem neuen König beitreten würden; sie waren nach allem, was vorgegangen, seine natürlichen Bundesgenossen.

Burchard von Schwaben, der schon zur Zeit der Kammerboten die Erhebung gegen Konrad geleitet und dann die frühere Stellung seines Vaters als Herzog von Alemannien in Besitz genommen hatte, verdankte die Rettung seiner Selbständigkeit recht eigentlich der Entzweiung Heinrichs mit Konrad; er hatte die Integrität des Reiches soeben gegen Rudolf von Burgund verteidigt. Bei der Annäherung Heinrichs mit bewaffneten Mannschaften trug er kein Bedenken, sein Land, seine Städte und sich selbst demselben zu unterwerfen. Der Streit der weltlichen Gewalten gegen die Stifter, der alle jene Regionen hauptsächlich in Bewegung gesetzt und in welchem Konrad die Sache der letzteren geführt hatte, wurde nun durch die Teilnahme des neuen Königs siegreich fortgeführt: wir hören laute Klagen über die Umgriffe des Herzogs und seiner Vasallen. Burchard gehörte fortan zu den Getreuen Heinrichs.

Eine ähnliche Bewandtnis wie mit Schwaben hat es mit Bayern. Wie wäre es auch nur denkbar gewesen, daß Arnulf sich dem neuen Könige widersetzt hätte, der ihn eben von den Gewaltsamkeiten des früheren befreit hatte, denn von Anfang an war Arnulf mit den Kammerboten einverstanden; Konrad war, so wird berichtet, im Kampfe gegen ihn verwundet worden. Die Erzählung Liutprands von dem Zusammentreffen zweier zum Schlagen bereiten Heere, der hierauf eingeleiteten Zusammenkunft, dem vorgefallenen Zwiegespräch, der Unterhandlung Arnulfs mit seinen Vasallen muß man nach meinem Dafürhalten im ganzen und einzelnen fallen lassen. Nur die Bedingung, an welche Arnulf seine Unterwerfung knüpfte, die Verwaltung königlicher Rechte über das Bistum im Lande, die durch Thietmar bestätigt wird, darf man annehmen. Sie lag in der Sache selbst. Hätte der König dem Herzog die Rechte, die er in Bezug auf die Bistümer ausübte, entreißen wollen, so würde er aus einem Verbündeten einen Feind gemacht haben; das lag aber ganz außerhalb des Weges, den er selbst eingeschlagen hatte.

Dergestalt waren die vier alten Stämme, auf welchen das Reich seit dem Tode Karls III. beruhte, wieder vereinigt: es gab wieder eine höchste Gewalt. Das Hauptaugenmerk Heinrichs mußte sich nun auf Lothringen richten, dessen Zugehörigkeit seit Konrad überaus zweifelhaft geworden war.

Wäre das westliche Francien unter dem karolingischen König wieder vereinigt gewesen, so würde das neue ostfränkische Königtum einen schweren Stand gegen denselben gehabt haben.

Darin aber unterschieden sich die beiden Reichshälften voneinander, daß in der westlichen die höchste Gewalt zwischen dem König und den großen

Vasallen streitig geworden war, während in der östlichen durch die aufeinanderfolgenden teilweisen Abwandlungen die Idee des Reiches behauptet und nur auf einen neuen lebenskräftigen Stamm übertragen worden war. Wir befinden uns noch unter dem Horizont des karolingischen Reiches überhaupt. Eine Lebensfrage für das neu aufkommende ostfränkische war es nun, inwiefern es die Anerkennung des westlichen Reiches erwerben würde. Um von den Großen des Reiches nicht überwältigt zu werden, mußte Karl selbst eine offene Feindseligkeit mit dem östlichen Nachbarn vermeiden. Mancherlei Versuche der Verständigung sind gemacht worden. Daß bei einer Zusammenkunft zu diesem Zwecke zwischen dem beiderseitigen Gefolge ein Streit ausbrach, der besonders durch die Verschiedenheit der Sprachen veranlaßt wurde, läßt sich leicht begreifen. Für Heinrich hatte es den Nachteil, daß er sich über den Rhein zurückbegeben mußte.

Den König Karl aber brauchte er darum nicht zu fürchten; denn in dem westlichen Francien traten Entzweiungen ein, welche auf das östliche Reich zurückwirkten und die Entscheidung auch in Bezug auf Lothringen herbeiführen mußten. Die Geschichten des östlichen und westlichen Reiches fallen nochmals ineinander. Um zum Verständnis zu gelangen, ist es unerläßlich, die Veränderungen, die in dem westlichen Reiche vorfielen, ins Auge zu fassen. Sie enthalten ohnehin ein welthistorisches Moment. Der Anlaß des Streites ist für den Begriff der Monarchie charakteristisch und bedeutend. Den westfränkischen Großen, welche des hohen Grades der Selbständigkeit ihrer Gewalt sich bewußt waren, mißfiel es, daß der König seinem vornehmsten und vertrautesten Ratgeber, Hagano, einen Platz neben ihnen anwies. Der König sagte, er könne eher die Großen selbst entbehren, als seinen Ratgeber, worauf der Herzog Robert von Francien den Gedanken faßte, den König, dessen Gewalt doch nur auf der Übereinstimmung der Machthaber beruhte, zu entfernen und sich an seine Stelle zu setzen.

Auch hier wirkten die geistlichen Differenzen zersetzend ein. Der Erzbischof von Rheims und seine Mitbischöfe hielten die alten geistlichen Ansprüche fest; sie fanden aber den größten Widerstand an den Laien-Magnaten. Es war ein ähnlicher Gegensatz wie in Deutschland, und es ließe sich wohl erklären, wenn, wie man erzählt, Robert sich hiebei an Heinrich gewendet hat.

Unter der Einwirkung Roberts kam es auf einer Reichsversammlung im Jahre 920 soweit, daß die Vasallen, indem sie den König in seinem Palast zu Soissons aufsuchten, ihn zugleich seiner Freiheit beraubt und festgehalten haben würden, wenn nicht der wohlbewaffnete Erzbischof von Rheims ihm zu Hülfe gekommen wäre und ihn in Freiheit gesetzt hätte. Der geistliche Magnat war eben so gut gerüstet, wie die weltlichen, und der Überlieferung zufolge ist es seinem Rate zuzuschreiben, wenn das abgebrochene Verständnis zwischen Karl und Heinrich wieder hergestellt und befestigt wurde.

Gewiß durfte Karl nicht hoffen, sich in Westfrancien zu behaupten, wenn der mächtige Sachsenfürst mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht

hätte. Aber auch für Heinrich konnte nichts erwünschter sein, als von Karl, dem unzweifelhaften Sprossen des karolingischen Geschlechtes, als Seinesgleichen anerkannt zu werden.

Um persönlichen Entzweiungen des Gefolges vorzubeugen, wurde, wie einst zwischen Valens und dem Richter der Goten auf der Donau, so jetzt zwischen dem legitimen Karolinger und dem emporstrebenden Sachsenfürsten eine Zusammenkunft in der Mitte des Rheines auf einem festgeankerten Fahrzeug ins Werk gesetzt. Vorläufige Bestimmungen waren vorausgegangen. Die beiden Haufen behielten einen Tag lang einander im Angesicht, ohne die Waffenruhe zu stören. Es ist bemerkenswert, daß in der offiziellen Urkunde über diese Zusammenkunft von den beiden Fürsten der eine als Herr Carolus, der andere als der tapfere Heinricus bezeichnet wird. Sie fuhren jeder von seiner Seite her auf das dritte durch Anker befestigte Fahrzeug zu, wo sie einander gegenseitig einen Eid leisteten: „Ich," schwur der ältere, Carolus, „König der westlichen Franken, werde von diesem Tage an der Freund meines Freundes, des Königs der östlichen Lande, Heinrich, sein, nach meinem Wissen und Können, jedoch unter der Bedingung, daß derselbe mir den gleichen Eid leistet und ihn beobachtet. So helfe mir Gott und diese heiligen Reliquien."

Der wesentliche Inhalt ist die Anerkennung der königlichen Würde Heinrichs durch den westfränkischen König und die Versicherung der Freundschaft für ihn, nicht gerade ein Versprechen zu gegenseitiger Hülfeleistung, aber die Zusage, daß keiner mit den Gegnern des anderen gemeinschaftliche Sache machen werde. Das Aktenstück, wie es vorliegt, macht den Eindruck der andauernden Superiorität des westfränkischen Königs, die aber doch von keiner eingreifenden Bedeutung ist.

Für König Karl war es gewiß ein großer Vorteil, daß er keinen Angriff von Osten her in seine lothringischen und niederländischen Verhältnisse zu besorgen hatte. Obwohl dergestalt in seinem Rücken gesichert, vermochte er doch nicht, des westlichen Franciens Meister zu werden. Er faßte die Absicht, gegen Laon vorzudringen, welches immer als eine Art Kapitale des Königtums betrachtet wurde, wo auch die Schätze Haganos niedergelegt waren. Doch konnte er nicht dahin gelangen, da zuerst Hugo, der Sohn Roberts, sich ihm entgegenstellte. Ein großer Umschlag trat dadurch ein, daß auch der Erzbischof, der bisher alles für den legitimen König gethan hatte, sich von ihm abwendete. Und noch mehr fiel ins Gewicht, daß Herzog Rudolf von Burgund sich mit Robert und dem Erzbischof verbündete.

Die Gunst, deren sich Hagano bei dem König erfreute, scheint nochmals alles in Aufregung gesetzt zu haben. Eine allgemeine Versammlung der Großen tritt ein, von der der König und Hagano ausgeschlossen werden: was schon in Soissons beabsichtigt war, wird durchgeführt. Die Großen trennen sich von Karl, dem legitimen Erben des karolingischen Reiches, Robert wird zum König der Westfranken erwählt; die Bischöfe sind jetzt nicht mehr gegen ihn. Die mächtigen Vasallen erscheinen als ein geschlossenes Ganze; sie ent-

ledigen sich ihres angestammten Königs. Robert wurde am 30. Juni 922 gekrönt. Es scheint, als habe er sich die Freundschaft der Normannen dadurch gesichert, daß er ihnen die Bretagne überließ.

Aber noch war Karl in den Niederlanden sehr mächtig und angesehen. Wir finden ihn mit der Belagerung fester Plätze beschäftigt. So schwach und lässig, wie man sich Karl den Einfältigen vorstellt, ist er überhaupt nicht gewesen; er hätte noch für Robert gefährlich werden können, wenn der ostfränkische König für ihn Partei genommen hätte.

Wohl fühlte das Robert; er säumte nicht, die Freundschaft Heinrichs nachzusuchen. Er hatte mit ihm eine Zusammenkunft an der Roer, aus der sie als Freunde schieden. Für Heinrichs Stellung war es von der größten Bedeutung, daß die beiden mächtigsten Oberhäupter Westfranciens, die den Titel König trugen, seine Freundschaft suchten. Deren Kampf ging nun ohne seine Teilnahme vor sich.

Noch immer hielt Karl sich für stark genug, sein oberstes Ansehen zu behaupten. Einen in den Niederlanden abgeschlossenen Waffenstillstand brach er eigenmächtig, um die Feinde seiner Krone niederzuwerfen. Mit allen seinen Anstrengungen blieb er jedoch der Schwächere. Am 15. Juni 923 kam es bei Soissons zwischen Karl und den vereinigten Großen zur Schlacht. Karl wurde geschlagen und mußte sein Lager dem gemeinen Volk, das aus Land und Stadt herbeiströmte, zur Beute überlassen. Im Getümmel war auch Robert umgekommen; aber die Partei, die er um sich vereinigt hatte, behielt die Oberhand, besonders durch die Tapferkeit und Einsicht seines Sohnes Hugo, den man den Großen genannt hat.

Alles gewann dadurch eine neue Gestalt, daß ihr Bundesgenosse Rudolf von Burgund, Roberts Schwiegersohn, von den Westfranken selbst als König aufgestellt wurde. Rudolf setzte sich in Verbindung mit dem Erzbischof von Rheims und dem mächtigen Grafen von Vermandois, Heribert. Dieser hat den ratlosen König in sein Gebiet gelockt und dann in eine seiner Festen eingesperrt, was einen neuen Versuch der Absetzung in sich schloß. Zuerst hatten ihn die Großen überwältigen wollen, waren aber noch davon abgehalten worden. Dann hatten sie ihn in der That verlassen und einen anderen König aufgestellt; jetzt hielten sie ihn gefangen. Rudolf selbst erschien an der Spitze der empörerischen Großen. Und da war es nun für Heinrich von besonderer Wichtigkeit, daß Rudolf seine Blicke von jeher nach Lotharingien gerichtet hatte; eine Anzahl von Großen erkannte ihn an, andere verweigerten ihm den Gehorsam.

An deren Spitze stand Giselbert, der Sohn jenes Reginar, welcher Lothringen von dem ostfränkischen Reiche losgerissen und zu dem westfränkischen übergeführt hatte. Der junge Giselbert war keineswegs sehr unterwürfig gegen Karl gewesen, wurde aber von demselben als der Nachfolger seines Vaters anerkannt und hielt, wiewohl nicht ohne Schwankungen, die mit dem wechselnden Schicksal Karls zusammenhingen, bei ihm aus. Er

war sehr mächtig: er besaß die Grafschaft von Hennegau und die Autorität eines Laienabtes in sechs großen Klöstern. Einen Verbündeten fand er an dem Erzbischof von Trier, Rotger, der in altem Antagonismus zu Rheims stand, wo Graf Heribert jetzt seinen eigenen Sohn, dem zarten Alter, in dem er stand, zum Trotz, zum Erzbischof beförderte. Diese geistlichen Verhältnisse hatten schon immer auf Lothringen zurückgewirkt.

Es ist sehr verständlich, wenn sich der Erzbischof von Trier mit dem benachbarten Grafen und Herzog verbündete, um dem König Rudolf, der an der Spitze aller ihrer Feinde stand, zu widerstehen. Diese nun richteten, um sich zu behaupten, ihr Augenmerk auf den überrheinischen König Heinrich und riefen denselben zu Hülfe. Welches Motiv hätte Heinrich haben können, ihnen seinen Beistand zu versagen? Der König, mit dem er Freundschaft geschlossen, war vom Throne gestürzt, und wir werden unterrichtet, Heinrich habe diesen Wechsel des Geschickes sich sehr zu Herzen genommen. Konnte man von ihm erwarten, daß er Rudolf, der jetzt auf den Thron erhoben worden war, anerkennen sollte?

Man darf nicht unsern Begriff von geschlossenen Staatsgebieten in diese Zeit übertragen. Noch war das Reich Karls des Großen nicht definitiv geteilt, am wenigsten in Bezug auf Lothringen. Allenthalben erhoben sich selbständige Magnaten. Sollte Heinrich dem Herzog von Burgund, der schon in den Elsaß übergriff, zur Herrschaft in Lothringen verhelfen? Aber auch noch eine andere Rücksicht hatte er zu nehmen; er konnte nicht gemeint sein, die lothringischen Magnaten nur eben in ihrem Widerstande gegen Rudolf zu unterstützen. Denn, indem sie sich selbständig aufstellten, wurden sie auch ihren Nachbarn beschwerlich, wie denn Heinrich selbst von Giselbert Feindseligkeiten erfuhr, die wieder zu einer Art von Krieg führten.

In diesem Konflikt der lothringischen und westfränkischen Magnaten faßte Heinrich vielmehr den naheliegenden, aber für die Folge maßgebenden Gedanken, Lothringen vom westlichen Frankenreich loszureißen und die Zugehörigkeit des Landes zu Ostfrancien wiederherzustellen. Wir haben dieser Kontroversen oft gedacht. Bei dem Zerfall des Mittelreiches war Lotharingien nach langem Streit durch mehr als einen Vertrag an das östliche Reich übergegangen. Die germanischen Bestandteile desselben, die an die älteste Einwanderung erinnern, ließen sich doch geographisch und kirchlich von dem größeren Ganzen, dem sie angehörten, nicht trennen. Lothringen war mit seinen romanischen und germanischen Elementen mit dem Ostreich verbunden und erst seit dem Eintritt König Konrads von demselben losgerissen worden.

Von den Entzweiungen der westfränkischen Magnaten erhob sich der Gesichtspunkt Heinrichs zu einem großen historischen Interesse. An das spätere Deutschland hätte sich nicht denken lassen, wenn die deutschen Bestandteile des Mittelreiches in dem westfränkischen Reiche verblieben wären.

Es ist das Verdienst Heinrichs, diesen Gedanken ergriffen und durchgeführt zu haben. Die einzelnen Stadien, in denen sich die Bewegung voll-

zog, lassen sich nicht mehr unterscheiden. Mit Sicherheit erfahren wir, daß Heinrich im Jahre 923 in Lothringen eindrang und bereits im Jahre 926, nachdem er Zülpich erobert, jenen Eberhard, der ihm die Krone überbracht hatte, den Bruder Konrads — wie denn die Konradiner ihre eigenen territorialen Ansprüche in Lothringen verfochten — dahin abgeordnet hat, um in dem Lande des Rechtes zu pflegen und die Entzweiungen zu dämpfen. Heinrich versöhnte sich damals mit Giselbert, dem er seine Tochter Gerberga vermählte, sodaß er als wirklicher Inhaber des Herzogtums Lotharingien gelten konnte. König Rudolf hat keinen weiteren Versuch gemacht, es ihm zu entreißen. Wenige Jahre darauf fand eine Zusammenkunft mit dem damaligen vertrautesten Bundesgenossen desselben, Hugo von Francien, statt, bei welcher von westfränkischer Seite Ruhe und Freundschaft zugesagt und zur Sicherung derselben Geiseln gestellt wurden. Das alte Verhältnis erneuerte sich wieder; die inneren Entzweiungen im westfränkischen Reiche, auf die wir ein andermal zurückkommen, bestätigten den Ostfranken den Besitz von Lothringen.

Wenn es nun am Tage liegt, daß die gelungene Erledigung des Streites mit dem westfränkischen Reiche dem König freie Bahn machte, um das ostfränkische auch nach anderen Seiten hin in seinem vollen Bestand wiederherzustellen, so trug dazu auch noch ein glückliches Ereignis bei, welches in dem Kampfe mit den Ungarn im Jahre 924 in dem altsächsischen Gebiete vorfiel. Der König zog sich bei dem Einfall der Ungarn in eine feste Burg zurück; denn noch fühlte er sich nicht stark genug, denselben im offenen Felde zu widerstehen. Der sächsische Geschichtschreiber Widukind verzichtet darauf, die Verwüstungen, besonders der klösterlichen Gebäude, welche sie vollführten, in Worten auszudrücken. Da fügte es, so sagt er weiter, der Zufall, daß ein ungarischer Stammesfürst in die Gefangenschaft der Deutschen geriet und gefesselt vor den König gebracht wurde. Die Ungarn zögerten nicht, ein stattliches Lösegeld für seine Befreiung anzubieten. Der König erwiderte, Gold brauche er nicht, er verlange Frieden. Darauf nun gingen die Ungarn ein; sie bewilligten Frieden auf neun Jahre; der Preis dieses Stillstandes war die Loslassung des vornehmen Gefangenen, zugleich aber auch eine Art von Tribut, welcher Jahr für Jahr wiederholt worden ist.

Eine Übereinkunft, welche nicht allein die sächsischen Gebiete vor Verwüstungen schützte, sondern einen großen Einfluß auf die Unterwürfigkeit der bereits früher bezwungenen slavischen Völkerschaften ausübte. Denn wenn einst infolge der normännischen Einbrüche und dann der großmährischen Überlegenheit eine autonome Bewegung unter denselben hervorgerufen war, so war das dann noch in weit stärkerem Maße durch die Einbrüche der Ungarn geschehen. Aber diese Völkerschaften blieben immer eines fremden Schutzes bedürftig. Wenn ein solcher ihnen fehlte, so vermochten sie sich nicht mehr zu verteidigen.

Zunächst wandte Heinrich seine Waffen gegen die Dalemincier, die einst die Ungarn herbeigerufen hatten. Er vollzog das mit schonungsloser Härte.

Die Hauptfeste der Dalemincier wurde erobert, die erwachsene Bevölkerung dem Tode geweiht, die übrigen traf das Los der Sklaverei.

Andere Beweggründe führten Heinrich nach Böhmen, das sich noch immer der fränkischen Herrschaft erwehrte. Dem König kam eine innere Entzweiung des Volkes, da das fürstliche Geschlecht zwischen Christentum und Heidentum schwankte, zu statten, es stand ihm hiebei die Hülfe des Bayernherzogs zur Seite. Der Herzog Wenzeslav wurde genötigt, in ein vasallitisches Verhältnis zu König Heinrich zu treten, welches, anknüpfend an die Züge des älteren Sohnes Karls des Großen, den Grund zu der engen Verbindung Böhmens mit Deutschland legte, die seitdem vorgewaltet hat. Ein paar Jahrhunderte haben die Böhmen den ihnen auferlegten Tribut gezahlt.

Mit religiösen Motiven scheint auch der Kampf Heinrichs gegen die Heveller oder, wie man sie sonst nennt, Stoderaner zusammenzuhängen. Sie hatten diesen Namen von einem lokalen Götzen. Von altersher standen sie mit den Böhmen in Verbindung. Heinrich bezwang die Heveller, mitten im Winter, wie es mit einem an das klassische Altertum anlautenden Ausdruck heißt, durch Frost, Hunger und Eisen. Wahrscheinlich waren es diese der nationalen Religion entgegengesetzten Erfolge, was den mächtigsten Stamm zwischen Oder und Elbe, die Redarier, die in dem allgemein verehrten Heiligtum zu Rhetra ihren Mittelpunkt hatten, unter die Waffen rief.

Einmal wenigstens gewann der Kampf dann in diesen Gegenden ein sehr ernstes Aussehen. Wir dürfen der Sache wohl gedenken, da sie einen Blick in die damalige Kriegsführung eröffnet. Die Redarier hatten eine Feste der fränkisch-sächsischen Mark erobert und die Einwohner auf das grausamste mißhandelt. Dagegen rückten nun die Sachsen, um sich zu rächen, gegen deren Grenzfeste Lunkini (Lenzen) vor, zu deren Entsatz die Redarier mit einer Übermacht, welche unüberwindlich zu sein schien, heranzogen. Der Überlegenheit des Feindes gegenüber haben sich die Sachsen sowohl untereinander als gegen ihren Führer, den Grafen Bernhard, durch erneuerte Eidesleistung verpflichtet, miteinander bis zum letzten Atemzuge auszuharren. Es zeigte sich jedoch bald, daß der Feind, in der Front angegriffen, nicht zu bezwingen war. Aber der König hatte noch eine besondere kriegsgeübte Schar unter dem Grafen Thietmar herbeigeschickt. Diese eigentlich hat den Kampf entschieden. In voller Rüstung fiel sie dem Feinde in die Flanke. Mit ihrem Aufmarsch drang sie in der That in das Centrum und veranlaßte den Feind, eine Wendung zu nehmen, um den Platz zu erreichen, zu dessen Entsatz er gekommen war. Aber auch hier widerstand ihm dann die Hülfsmacht unter Graf Thietmar. Der stellte die noch übrigen Mannschaften mit so viel Einsicht auf, daß die Redarier bei dem Anlauf gegen einen nahen See gedrängt und vollkommen vernichtet wurden. Wie die Sachsen so oft der bessern Kriegsübung der Franken erlegen waren, so erlagen hier die Vorkämpfer der Slaven den in schwerer Rüstung zu fechten eingeübten Sachsen.

Noch mehr aber wollte es bedeuten, daß die Reputation der ostfränkischen

Waffen, die sehr geschmälert worden, über die ganze Grenze hin wiederhergestellt wurde, wie im Westen, an der Mosel und Maas, so hier an der Havel und oberen Elbe. Und gegen die demnächst zu erwartende Wiederaufnahme der Feindseligkeiten der Ungarn brachte Heinrich Vorkehrungen wichtigster Art in Anwendung.

Man hat von jeher gesagt, zum Widerstand gegen dieselben habe er zahlreiche Burgen gegründet, die dann in Städte verwandelt worden seien. Man hat wohl Merseburg und Meißen genannt; das erste war jedoch eine ältere feste Wohnstätte, die von Heinrich eben nur ummauert worden ist, Meißen aber hatte er den benachbarten slavischen Bevölkerungen entgegengesetzt. Eher könnte die Gründung von Quedlinburg darauf Bezug haben. Der Ort, eine Pfalz und Kirche, war das Eigentum des Königs; durch ihn wurde auf einem nahen Berge eine Burg angelegt, die zur Rettung vor plötzlichen Gefahren dienen sollte. Doch wird ihre Bestimmung gegen die Ungarn nicht ausdrücklich erwähnt.

Die Errichtung von Burgen — selbst mit diesem Worte — zur Abwehr eindringender Feinde, denen man in offenem Felde keinen Widerstand leisten konnte, gehört zu dem System der altrömischen Grenzbefestigungen. Bei Vegetius lesen wir, daß beim Einbruch der Feinde die Lebensmittel in festen Kastellen zusammengebracht und die Einwohner hiezu gezwungen werden dürfen; sie sollen sich und das Ihrige hinter Mauern bergen. Eine Anordnung findet sich, nach welcher die Grundbesitzer angehalten werden sollen, selbst Befestigungen anzulegen und für ihre Verteidigung zu sorgen.

In den letzten Decennien vor Heinrich finden wir ähnliche Vorkehrungen in Germanien. Den Einfällen der Ungarn war eine Burg an der Ens entgegengesetzt und von Kaiser Arnulf Eichstädt angelegt worden. Nicht zu übersehen ist die Verordnung Arnulfs, nach welcher die Ministerialen eines Bezirkes angewiesen wurden, eine Burgfeste zu erbauen, wohin sie sich mit ihrer Habe in dringenden Fällen zurückziehen konnten. Dabei ist aber nicht gesagt, wie sich die Übrigen zu dem Befehlshaber der Burg verhalten und wie dessen Lebensbedürfnisse gesichert werden sollten. Die Vorkehrungen, welche Heinrich traf, waren nun bestimmt, diesen Mangel zu heben.

Nach Widukinds Erzählung wurden neun — wie man doch annehmen muß — größere Grundbesitzer zu diesem Zweck vereinigt. Die Ländereien des neunten, der immer in der Burg bleiben soll, werden von den acht anderen bestellt. Von dem Gesamtertrag der Feldfrüchte wird der dritte Teil nach der Burg geschafft. Nur eben dort kommen sie zu gesellschaftlichen Verhandlungen, Geschäften, auch wohl Festlichkeiten zusammen.

Ich denke nun, die Einrichtungen, welche Heinrich traf, waren eben eine militärisch-ökonomische Verbesserung der von Arnulf getroffenen; sie umfaßten bestimmte Bezirke, deren beste Habe in die Burgen gerettet werden sollte. Wohlverstanden liegt doch darin, daß nur diese Burg verteidigt, die Land-

schaft übrigens preisgegeben werden soll: andere leichte Befestigungen sollen gar nicht vorkommen.

Vom allgemein historischen Standpunkte betrachtet, stehen die Vorkehrungen und Einrichtungen Heinrichs nicht allein; sie haben lebendigen Zusammenhang mit der allgemeinen Kriegsführung der Zeit. Seitdem die karolingische Macht nicht mehr nach außen fortschritt, wurde sie allenthalben — denn eben die Früchte des Landbaus zogen die Feinde, die derselben entbehrten, herbei — von Raubzügen heimgesucht. Von den Küsten und den Mündungen der Flüsse her drangen die Normannen tief in die kultivierten Gebiete ein und zerstörten sie durch ihre Plünderungen. Sie nahmen die ummauerten Plätze ohne viele Mühe und erbauten Burgfesten, um einen sicheren Rückhalt für ihre weiten Raubzüge zu haben.

Dasselbe war auch in England mit einer gewissen Konsequenz der Fall. Die dänischen Burgen wurden dazu angelegt, um die benachbarten Shires in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Wir berührten schon oben die Vorkehrungen Alfreds, die dazu dienen sollten, Anbau und Verteidigung des Landes zu vereinigen. Den Dänen setzte dann Edward I. und seine Schwester befestigte Burgflecken entgegen, um sie zurückzudrängen. Zwischen beiden war das Land geteilt; von den Burgen hing die Herrschaft über dasselbe ab.

Aber auch in solchen Landschaften, in welchen von Normannen kaum die Rede war, finden wir dieselben Erscheinungen. In der pyrenäischen Halbinsel wurde der Krieg auf dieselbe Weise geführt. Die Könige christlichen und altgotischen Ursprungs drangen in die moslimischen Gebiete ein, um sie zu verwüsten, was ihnen dann von den Moslimen in noch stärkerem Maße vergolten wurde. Wichtige Städte von höchstem Altertum wurden erobert und dem Erdboden gleichgemacht. Wir sahen, wie die Christen, um ihr Gebiet zu behaupten, Grenzfesten am Duero aufrichteten, die dann von der anderen Seite angegriffen wurden. Die Rebellen, die sich gegen die Kalifen von Cordova erhoben, hielten von ihren Burgen aus, wie Babastro, Al Hama, das Land in Schrecken.

Ein ähnliches Verhältnis nehmen wir in den nordafrikanischen Küstenländern wahr. Überall sind Burgfesten, auf der einen Seite zu räuberischen Feindseligkeiten, auf der anderen zur Abwehr und Verteidigung bestimmt. In Syrien finden wir hohe Warten errichtet, um durch Feuerzeichen weit und breit kund zu thun, daß der Feind zu einem Einbruch ausziehe; vor seinen Räubereien sollte sich ein jeder in die festen Plätze zurückziehen. So war jene Grenzfeste am Garigliano entstanden; sie mußte geschleift werden, um die benachbarten Provinzen kulturfähig zu erhalten. In der Balkanhalbinsel bestand der Krieg in gegenseitigen Raubzügen und Verwüstungen, die von den Ungarn nach den deutschen Marken übertragen wurden; von den Sitzen, die sie eingenommen hatten, überfluteten sie das offene Land, soweit ihre leichten Pferde sie trugen.

Die Burgen, wie sie Heinrich I. anlegte, waren nur eben zur Verteidigung errichtet. Doch konnte es mit der momentanen Abwehr nicht sein Bewenden haben, die eindringenden Feinde mußten selbst angegriffen und zurückgeschlagen werden. Hiezu hat Heinrich eine Reiterei gebildet, die besser bewaffnet war, als die ungarische. Wir gedachten schon der eingeübten Reiterscharen Heinrichs im Kampfe mit den Slaven. Auch einer stehenden Miliz sonderbarer Art geschieht Erwähnung. Sie bestand aus Stammgenossen, die aber nicht in dem besten Rufe standen, unbotmäßig, vagabundenartig, aber mutig und bereit, sich zu schlagen. Abgesehen von den Zufälligkeiten des Momentes, muß man darauf den größten Wert legen, daß Scharen von Schwerbewaffneten, sowohl zu Fuß wie zu Pferde, dem Feinde entgegengestellt werden konnten.

Das trat alles ins Leben, als die Ungarn wieder kamen. Sie durchzogen plündernd das Land, dann löſten sie sich in verschiedene Haufen auf, um weiter herumzustreifen; da ist ihnen nun Heinrich begegnet. Dem größeren Haufen, der nach Sachsen vordrang, setzten sich die vornehmsten Scharen der Thüringer und Sachsen entgegen und sprengten sie auseinander; ein kleinerer beschäftigte sich eben damit, eine Burgfeste zu belagern, in der die Schwester des Königs mit ihrem Gemahl sich aufhielt und wo sie viele Schätze vermuteten. Da aber erschien der König in Person mit seinem stattlichen Heer unter dem Feldzeichen des Erzengels Michael; denn die Religion und der Kriegsruhm des Königs gehörten dazu, um alles zusammenzuhalten, und zum Widerstande zu entflammen. Beim Anblick dieser wohlgerüsteten Scharen wagten jedoch die Ungarn gar nicht, zum Angriff zu schreiten, sie wurden die veränderte Lage der Dinge inne und wandten sich zu wilder Flucht, die sie viele Meilen fortsetzten und bei der sie die schwersten Verluste erlitten.

Eine beinahe fabelhaft aussehende Angabe ist: der Tag der Entscheidung sei der 15. März des Jahres 933. Nicht minder zweifelhaft ist der Ort der Schlacht. Das beste Zeugnis weist auf die Landschaft an der Unstrut hin, die man Ried nennt.

Welches Gewicht man auch im westlichen Francien auf diesen Sieg Heinrichs legte, ergiebt sich aus der Nachricht Flodoards über denselben. Er bestätigt den Zeitpunkt der Niederlage der Ungarn, schreibt aber auch den übrigen germanischen Stämmen einen Anteil daran zu. Wahrscheinlich ist die große Zahl der Gefallenen, die er angiebt — sechsunddreißigtausend —, aus den successiven Verlusten, welche die Ungarn auf ihrem Rückzug erlitten, zusammengerechnet. Über die Lokalität und den Tag der Schlacht läßt sich aus dem Bericht nichts entnehmen.

Es ist ein Unstern für die deutsche Geschichte, daß ein so wichtiges Ereignis doch nur so ungenügend überliefert worden ist. Das hängt aber eben mit dem berührten Mangel der Historiographie der Epoche zusammen, die sich aus einseitigen Auffassungen und aus Nachrichten, die nicht ganz zuverlässig sind, zusammensetzt. Schon genug, daß wir über die entscheidenden

militärischen Momente unterrichtet werden: eine Landesverteidigung durch Befestigungen und die Verwendung einer wohl zusammengesetzten Heeresmacht aus schwerbewaffneten und leichten Truppen.

Nachdem die Ungarn auf diese Weise verjagt und dadurch auch die Einwohner der benachbarten Marken in ihrer Unterwürfigkeit gegen Heinrich befestigt worden waren, wendete er nun sein Augenmerk gegen die Dänen, die noch immer bei den Fahrten nach England an der friesischen Küste landeten und Räubereien begingen. Zur See konnte Heinrich sie nicht angreifen, er mußte dies den Angelsachsen überlassen. Aber er konnte den Mittelpunkt ihrer Macht zu Land erreichen, er fiel in das dänische Gebiet zwischen Schley und Eider ein und nahm es wieder in Besitz. Er richtete die Mark Schleswig ein, die er mit einer Kolonie nicht von Franken, sondern von Sachsen bevölkerte. Auch hier hatte die Überlegenheit, die er entwickelte, ähnliche Folgen, wie in Böhmen. Der Fürst, auf den er stieß, trat zum Christentum über.

Auch dies bildete eine Seite seiner europäischen Stellung. Im Kampfe mit den Dänen bestätigte er die Verbindung mit den stammesverwandten Angelsachsen. Seine Schwiegertochter Edgitha war die Schwester des Königs Äthelstan.

Die Verhältnisse zu den Westfranken wurden auch durch eine neue Abkunft mit König Rudolf in der begonnenen Art und Weise fortgesetzt und bestimmter fixiert. Es fand endlich wirklich eine persönliche Zusammenkunft zwischen Rudolf und Heinrich statt, in welcher Freundschaft zwischen ihnen geschlossen wurde; auch König Rudolf von Burgund war dabei zugegen. Der ostfränkische König übte einen entscheidenden Einfluß auf die westfränkischen Verhältnisse aus.

Auch auf Italien richtete er, durch seine Verwickelungen mit Hochburgund dahin geleitet, sein Augenmerk; er soll bereits daran gedacht haben, nach Rom zu ziehen. Darin lag aber sein Beruf nicht, er hatte sein Tagewerk diesseit der Alpen bereits vollendet.

Heinrich hatte alle Qualitäten, um seine Aufgabe zu erfüllen. Er war schlagfertig, unerbittlich und selbst grausam, wenn es galt, den Abfall und die Verbindung mit den Feinden zu strafen; aber dabei leutselig und ein Kriegsmann durch und durch, der seine Truppen nach dem Bedürfnis der Zeit zu bilden wußte. Die hohe Stelle, die er einnahm, machte ihn nicht übermütig. Bei den Zusammenkünften, die er mit fremden Herrschern hatte, scheint seine persönliche Liebenswürdigkeit dazu beigetragen zu haben, die Feindseligkeiten zu beseitigen, die aus den Umständen entsprangen.

Ich erlaube mir, hier nochmals den Blick zurückzuwenden und der allgemeinen Kombination zu gedenken, unter welcher Heinrich den Thron bestieg. Sie bestand darin, daß Konrad in dem geistlich-weltlichen Streit, der Europa erfüllte, auf die Seite der Geistlichen, von denen seine Autorität sich her-

schrieb, gedrängt worden war. Die Herzöge, mit denen er in offenen Kampf geriet, waren eben auch die Gegner der Bischöfe. Jene Synode von Altheim hätte wohl nie zustande kommen können, wenn Arnulf von Bayern nicht verjagt und die Macht der Kammerboten nicht in Nachteil gesetzt worden wäre. Die Kammerboten erlagen einem grausamen Geschick; aber sie hatten Nachfolger in ihren Rechten. Arnulf kehrte zurück und setzte sich wieder in den Besitz von Regensburg, wo Konrad ihn vergeblich belagerte. Das war nun die urspüngliche Stellung Heinrichs von Sachsen, daß er mit der herzoglichen Gewalt in Schwaben und Bayern gemeinschaftliche Sache gegen den König machte. Aus diesem Konflikt ging bei dem Tode Konrads sein Königtum hervor. Zugleich wurde dadurch sein Verhältnis zu den großen Herzögen bestimmt. Es war eine Regung der weltlichen Kräfte in voller Unabhängigkeit, welche bei dem sächsischen Königtum hervortrat, jedoch ohne eigentliche Feindseligkeit gegen die Kirche, aber in der bewußten Absicht, sie nicht an der Herrschaft teilnehmen zu lassen.

Dieser Fürst, der die geistliche Weihe abgelehnt hatte, stellte den alten Umfang des Reiches wieder her und leistete damit nicht allein dem Reiche, sondern auch dem fortschreitenden Christentum einen Dienst.

Sein Ruhm besteht darin, daß er dem neuen Königtum die Anerkennung des karolingischen Hauses verschaffte und zugleich die Feinde, welche alle Provinzen bedrohten, aufs Haupt schlug. Darauf beruhte der Gehorsam, den er fand. Eine Verfassung in bestimmten Formen, die auch über die Thronfolge entschieden hätte, gab es nicht. Um so mehr kam es darauf an, an wen die Nachfolge gelangen würde, ob an den älteren Sohn, der die Gesinnungen des Vaters teilte, oder an den jüngeren, der unter der Autorität der Mutter stand, welche unzweifelhafte Sympathien für die Kirche hegte.

Im Frühling des Jahres 936 wurde Heinrich auf der Jagd in Bodfeld, mitten im Harz, von einem Schlaganfall betroffen, der ihm eine durch Fieber unterbrochene Erschlaffung zuzog, so daß er nach Erfurt, wohin schon eine Versammlung angesehener Fürsten beschieden war, zurückgebracht wurde. Seine Schwäche war lebensgefährlich. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich der Festsetzung der Succession zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Otto der Große.

Königskrönung Ottos.

Von den Fragen, die bei dem Thronwechsel eintreten konnten, ist die in sich bedeutsamste eigentlich gar nicht erwähnt worden. Bei den Merowingern hatte das Prinzip der Teilung unbedingt vorgewaltet. Ihre Herrschaft war dadurch zu Grunde gegangen, daß sich die Großen des Reiches in die Teilungen mischten. Unter den Karolingern war das Prinzip der Teilung ebenfalls vorherrschend; nur trat bei der näheren Festsetzung derselben die Stimme des Heerbannes maßgebend ein, bis dieser selbst von den Streitigkeiten, die darüber entstanden, ergriffen und fortgerissen worden ist, so daß die Parteiung darüber in offener Schlacht entschieden werden mußte. Als nun aber noch bei Lebzeiten Heinrichs von der Bestimmung über die Nachfolge die Rede war, so ist an eine Erbteilung überhaupt nicht gedacht worden.

Auch war das Objekt der Teilung gar nicht mehr dasselbe. Die Merowinger und Karolinger leiteten ihr Recht von der Eroberung her. Das neue Königtum, das an die Stelle der zweiten Linie der Karolinger trat, war aber von dem Beschluß der Stammeshäupter ausgegangen, welche sich vereinigten, auch eine zweifelhafte Succession anzuerkennen, sodaß, als diese Linie abging, ihr Königtum auf einen geborenen Franken übertragen wurde und, als derselbe starb, ebenfalls durch eine allmähliche Übereinkunft der vereinigten Stämme an Heinrich I. kam.

Und wenn es dem fränkischen Konrad zur Ehre, die das Andenken seiner Mißgriffe verlöscht hat, gerechnet worden ist, daß er das Reich, wie es eben war, einem andern Stamme überließ, so muß es als eine der großen Handlungen Heinrichs betrachtet werden, daß er von aller Teilung der Gewalt überhaupt Abstand nahm.

Dazu hat wohl die Verschiedenheit, die unter den Nachkommen Heinrichs bestand, viel beigetragen. Die Ehe, welche dem ältesten seiner Söhne, Thankmar, das Leben gegeben hatte, war von der Kirche niemals anerkannt worden. Wenn nun Heinrich den Einfluß der Hierarchie bei seiner Thronbesteigung ablehnte, so blieb er doch weit entfernt davon, sich mit den Verordnungen der Kirche in Widerspruch setzen zu wollen. Hierdurch erlangten seine beiden anderen Söhne den Vorzug. Aber auch bei diesen machte die Mutter selbst einen Unterschied: sie hielt den jüngeren, der in der Zeit, da sie den Purpur trug, geboren war, für vornehmer und würdiger.

Uralt war dieser Gedanke. Er ist im Schoße des altpersischen Königtums entsprungen. Er bildete das begründende Moment für die Thronbesteigung

des Königs Xerxes, im Gegensatz zu den älteren Brüdern. Es ist einmal erwähnt worden, daß Clotilde einen Begriff von der römischen Mythologie hatte. Möglich, daß Mathilde in ihrer Klosterschule etwas von der Parysatis gehört hat, die ihren ältesten Sohn ausschließen und dem jüngeren, der während der Regierung des Vaters zur Welt gekommen war, Cyrus, den Thron hatte verschaffen wollen.

Auch unter den späteren römischen Imperatoren war es als ein Vorzug betrachtet worden, wenn ein Prinz in den Zeiten der Regierung seines Vaters geboren worden war. Claudian rühmt von Honorius, daß er in tyrischem Purpur geboren sei. Und niemals hatte der Vorzug eines Purpurgeborenen mehr Gewicht als im 10. Jahrhundert, wo dieses Wort selbst dem Namen des regierenden byzantinischen Kaisers hinzugefügt wurde.

Bei der Differenz der Ansprüche ließ sich eine gleichmäßige Teilung nicht vorschlagen oder gar durchführen.

Der gleichzeitige Historiker des Hauses versichert mit Bestimmtheit, Heinrich habe seinen Sohn Otto als den künftigen König bezeichnet; durch testamentarische Verfügung habe er die beiden anderen Söhne durch Landgüter und Geldanweisungen abgefunden und ausgesprochen, daß Otto ihnen und dem ganzen Volke vorstehen solle.

Dagegen wird von anderer Seite versichert, daß die Königin Mathilde alles that, um ihren zweiten Sohn, der ihr geboren worden war, als sie schon Königin war, zur Nachfolge im Reiche zu befördern. Daß eine solche Absicht vorhanden war und eine allgemeine Entzweiung im Reiche befürchtet wurde, läßt sich nicht leugnen, da der glaubwürdigste Historiker der Zeit, Flodoard, mit ausdrücklichen Worten davon redet. Beim Tode König Heinrichs, sagt er, sei ein Widerstreit zwischen den Söhnen desselben ausgebrochen, bei welchem zuletzt die höchste Gewalt dem ältesten, Otto, zu Teil geworden sei.

Vergegenwärtigen wir uns jene Momente und die darüber hauptsächlich in den Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde mitgeteilten Nachrichten. Auch die jüngere derselben, welche zum Teil eine Überarbeitung der älteren ist, hat doch viele eigene und beachtenswerte Zusätze, deren historische Wahrheit keinen Zweifel zuläßt, so daß ihr eine originale Kunde nicht abgesprochen werden kann. Bei diesem Ereignis ist die jüngere Vita unentbehrlich.

Heinrich war von Krankheit betroffen nach Erfurt zurückgegangen. Dahin war eine Versammlung vornehmer Persönlichkeiten beschieden worden. Daß nun da von den Folgen, die der bevorstehende Todesfall herbeiführen würde, und der Succession die Rede gewesen ist, versteht sich gleichsam von selbst; von den beiden Biographen wird es ausdrücklich versichert. Der eine giebt an, daß dabei die Anrechte der beiden Söhne in Betracht gezogen worden seien. Von Erfurt begab sich der König mit geringem Gefolge nach seinem Besitztum Memleben. Es war ein königlicher Hof mit stattlichem Wohnhaus

und einer Kirche, mit einem Graben umzogen. Hier wurde er von einem zweiten Schlaganfall betroffen, der seinem Leben ein Ende machte, während seine Gemahlin in der Kirche war. Die Königin suchte ihre Kinder auf und ermahnte sie, bei dem Anblick der menschlichen Hinfälligkeit sich nicht allzu sehr darum zu bekümmern, wer von ihnen dem anderen vorgezogen werden würde.

Aber in der Enge des Klosters ließ sich keine Entscheidung treffen. Die vornehmsten Männer des Reiches, die schon nach Erfurt beschieden waren, versammelten sich und erwogen nun, welcher von den beiden Söhnen auf den Thron erhoben werden sollte. Die einen erkannten den Anspruch des am königlichen Hofe geborenen jüngeren an, die anderen bestanden darauf, daß der ältere, wie an Jahren, so auch an Verständnis diesen weit übertreffe. Daß nun der Zwiespalt ohne ernstliche Reibungen geschlichtet worden sei, darf man doch nicht annehmen. Die Freunde der Königin bildeten die Mehrzahl, aber sie unterlagen der Autorität der übrigen. Die Königin selbst mußte sich von dem Hofe zurückziehen; durch die Vornehmsten des Reiches wurde der ältere Sohn gewählt.

Eine Einwendung gegen die Richtigkeit dieser Erzählung könnte daraus genommen werden, daß die Entscheidung zu Gunsten des älteren Sohnes nach Widukind schon in Erfurt geschehen ist. Wahrscheinlich sah die Königin die damalige Entschließung des Königs noch nicht als rechtsgültig an; sie suchte die Bevorzugung des jüngeren Sohnes in einer zahlreichen Versammlung durchzuführen; aber die Anhänger blieben dabei in der Minderheit. Ottos Thronbesteigung beruht auf einer Vereinigung des väterlichen Willens mit dem Beschluß der Vornehmsten des Reiches.

Auch eine dem anwachsenden Mönchsleben widerstrebende Gesinnung wird es gewesen sein, was den Ausschlag gegeben hat. Wie hätte Arnulf von Bayern, der rücksichtslose Verfolger der Mönche, sich einer Regierung unterwerfen sollen, die unter dem Einfluß einer mönchisch gesinnten Mutter gestanden hätte? So waren auch die anderen Herzöge gesinnt: sie verloren keinen Augenblick, ihre Meinung kundzugeben. Sie eilten, den schon ergangenen Ausschlag zu Gunsten Ottos durch einen feierlichen Wahlakt zu bekräftigen.

Und dabei wirkte noch ein anderes Moment mit. Wir wissen, daß Lothringen erst vor kurzem dahin gebracht worden war, sich mit dem ostfränkischen Reiche wieder zu vereinigen. Man konnte nicht erwarten, daß es zu einer Teilung die Hand geboten hätte. Indem es beitrat, erschien es erst als selbständige Provinz. In Fritzlar war es nur ein Bischof gewesen, dessen Teilnahme Heinrich ablehnte; er bedurfte seiner nicht, da die Franken ohnehin auf seiner Seite standen. Bei der Gestaltung, die das Reich angenommen hatte, darf man nicht vergessen, daß die beiden mächtigen Erzbischöfe von Köln und Trier dem Mittelreiche angehörten und an der Koalition der Provinz mit Ostfranken großen Anteil hatten. Die allgemeine Lage der Dinge

spricht sich darin aus, daß die Erzbischöfe von Köln und Trier, einverstanden mit dem Herzog Giselbert, der mit einer Tochter Heinrichs vermählt war, diese Handlung in dem alten Hauptsitze des Reiches, in Aachen, vornahmen. Sie ist folgendermaßen vor sich gegangen.

In jenen Säulenhallen, welche den Palast Karls des Großen mit dem Münster verbanden, wurde der Akt der Inthronisation vollzogen. Die drei Herzöge: Giselbert, Herimann und Arnulf hatten sich eingefunden. Auch der Franke Eberhard und eine Anzahl der höchsten Beamten waren zugegen. Hier war ein königlicher Sessel hergerichtet. Die Herzöge legten ihre Hände in die Hände Ottos, gelobten ihm Treue und Beistand gegen alle seine Feinde und begrüßten ihn als ihren König.

Dies war nicht ein bloßes Wort. Denn daß sich mancher Widerspruch regen würde, lag am Tage. Der einverstandene Sigfrid war in Sachsen geblieben und hatte den Bruder Ottos, Heinrich, bei sich. Man darf annehmen, daß die Fürsten sich zugleich von der Gewalt der Königin, die mit der Wahl Heinrichs verbunden gewesen wäre, durch einen raschen und entscheidenden Akt emancipieren wollten.

Dazu aber gehörte die Sanktion der Geistlichen. Unmittelbar nach vollzogenem Wahlakt erschien der Erzbischof von Mainz, mit seinem Hirtenstab in der Hand, berührte damit die Linke und Rechte des Königs und führte ihn in die Kirche, woselbst die hohe und niedere Geistlichkeit und eine große Menge Volkes versammelt war. Hier sagte er zu der Versammlung gewendet: „Ihr seht vor Euch den von Gott erwählten Mann, von dem Herrn und Gebieter erst bezeichnet und selbst von allen Fürsten zum König gemacht; wenn Ihr diese Wahl billigt, so erhebt Eure Hände." Dann bekleidete ihn der Erzbischof mit den Reichsinsignien, die auf dem Altar lagen. Auffallend ist, daß von der heiligen Lanze, die oben erwähnt war, hier geschwiegen wird. Dagegen erscheint das Scepter, von dem dort keine Rede ist. Hierauf folgte die Salbung, an welcher die Erzbischöfe von Trier und Köln auch Anteil in Anspruch nahmen; der erste, weil sein Bistum vom heiligen Petrus gegründet sei, der zweite, weil Aachen zu seinem Sprengel gehörte. Die beiden Erzbischöfe hatten bei der Ankunft in Bonn noch zu dem Anteil Karls des Einfältigen gehört; jetzt traten sie von dem westfränkischen zum ostfränkischen König über, was doch wieder auf der Teilnahme Giselberts beruhte. Der Vorrang blieb immer dem Erzbischof von Mainz, dem alten Metropoliten des ostfränkischen Reiches. Es war eine Verbindung des ostfränkischen mit dem lothringischen Gebiete, die hier in den drei Erzbischöfen zu Tage kam.

Bei dem Gastmahl versahen die deutschen Fürsten den Hofdienst. Eberhard besorgte die Tafel, Herimann den Wein, Arnulf versah den Dienst eines Marschalls. So wurde der erste König in einer Form auf den Thron gesetzt, die dann vorbildlich geblieben ist. Sie beruht auf der Lage der

Dinge in Deutschland; nicht ausschließlich jedoch: sie hat zugleich einen europäischen Charakter.

Darf ich meine Ansicht aussprechen, so hängt alles damit zusammen, daß eben in diesem Augenblick in dem westlichen Francien eine große Veränderung eingetreten war. Erst vor kurzem war jene Pacifikation zwischen dem ostfränkischen und dem westfränkischen König erfolgt, durch welche der eine auf die Wiedererwerbung Lothringens, das dem andern zugefallen war, Verzicht geleistet hatte. Rudolf war wirklich in den Besitz der höchsten Gewalt in Westfrancien gelangt, aber bereits am 14. Januar 936 mit Tode abgegangen. Die Westfranken waren dann unter der Führung Hugos des Großen dazu geschritten, den einzig lebenden Karolinger, der bei der Einkerkerung Karls des Einfältigen nach England zu seinem Oheim Äthelstan gerettet worden war, auf ihren Thron zu berufen. Äthelstan willigte gegen gewisse Sicherheiten für das Leben seines Enkels in dessen Rückkehr. Bei Boulogne sur mer wurde der junge Ludwig, genannt d'Outremer, von französischen Großen empfangen, sie leisteten ihm ihre Huldigung; in Laon ist er dann am 19. Juni 936 vom Erzbischof Arnold von Rheims gesalbt und gekrönt worden.

Es leuchtet ein, welchen Eindruck das Wiedererscheinen eines Karolingers mit unumschränkten Rechten im ostfränkischen Reiche machen mußte. Von Anfang an hat Ludwig sich als Rechtsnachfolger der früheren Könige und Kaiser betrachtet.

Nicht mit Bestimmtheit erhellt, daß Heinrich I. von dieser successiven Herstellung einer karolingischen Autorität in Westfrancien Kunde erhalten hat; sonst könnte es wohl scheinen, als hätte jene Versammlung in Erfurt, in der von seinem Nachfolger die Rede gewesen ist, mit diesem Ereignis zusammengehangen. Unzweifelhaft muß man diese Rücksicht bei den Großen des Reiches voraussetzen, die nun keinen Augenblick säumten, die Nachfolge Ottos durch einen feierlichen Akt zu sanktionieren. Diese Rücksichtnahme fällt besonders bei Herzog Giselbert ins Gewicht, der seine damalige Stellung seiner Verbindung mit dem ostfränkischen Reiche verdankte. Er gab den Platz zur Krönung her. Ohne sein Wort würden sich die Erzbischöfe von Köln und Trier schwerlich zu Aachen eingefunden haben.

Auf ihrer Einwilligung in die Bevorzugung des Erzbischofs von Mainz beruhte die Krönung. Ich wage selbst die Vermutung auszusprechen, daß die feierliche Krönung und Salbung des neuen westfränkischen Königs Ludwig d'Outremer eine feierliche Krönung und Salbung des ostfränkischen nötig erscheinen ließ. Ein Mann wie Giselbert, der in dem Gleichgewicht der beiden höchsten Gewalten seine Größe sah, hat in diesem Augenblick alles dafür gethan, um die Anerkennung und Krönung seines Schwagers Otto ins Werk zu setzen. Für Heinrich I. war die Salbung unnötig gewesen, da er das Königtum allein auf die Übermacht der Waffen begründete. Für Otto war sie unentbehrlich; seine Anerkennung als König würde ohne die geistliche

Weihe und ihre Feierlichkeit keine allgemeine Geltung gehabt haben. Die Krönung enthält die Gründung eines deutschen Reiches dem von Heinrich I. zusammengebrachten Gebiete gemäß, aber zugleich einen ausgesprochenen Gegensatz gegen die Erneuerung der Ansprüche des karolingischen Hauses. Es war weniger ein Gegensatz der Nationalitäten, als der politische Gesichtspunkt, was dabei vorwaltete; — eine grundlegende Handlung für die deutsche Nation, aber zugleich ein Akt der europäischen Selbständigkeit, der dann die Folge haben mußte und hatte, daß die inneren Konflikte des westlichen Reiches auf das östliche einen immer wiederkehrenden tiefgreifenden Einfluß ausübten.

Noch eine andere Seite des öffentlichen Lebens spiegelt sich in der Krönung. Sie erscheint als die freie Handlung der Herzöge in Verbindung mit der Geistlichkeit, die von ihnen abhing. War aber nun nicht dieser Akt zugleich eine Bestätigung und selbst Verstärkung der Gewalt, die sie besaßen? Sie versprachen dem Könige treu zu sein und ihn gegen alle seine Feinde zu verteidigen; die Stellung aber, die sie einnahmen, schloß doch eine Selbständigkeit ein, die sich im Laufe der Zeit geltend machen mußte. War und blieb es nicht eben die Aufgabe des Oberhauptes, diese Unabhängigkeiten zu zerstören und ihrer Aktion zuvorzukommen? Das eine und das andere wirkte gar bald zusammen, um das Reich mit Unruhe zu erfüllen. Kaum unter allgemeiner Zustimmung zur Krone erhoben, fand sich der junge König in die dringendste Verlegenheit verwickelt.

Erste Empörungen.

Sehr auffallend ist es doch, daß bei der Stiftung eines Frauenklosters in Quedlinburg, das in den unmittelbaren königlichen Schutz genommen wird, die Klausel eingeschaltet ist, dies Verhältnis solle auch dann bestehen, wenn der König aus einem anderen Geschlecht gewählt würde; das Kloster sollte in einem solchen Fall dem Schutz und der Fürsorge des obersten Hauptes des liudolfingischen Hauses anvertraut sein.

War nun aber die Nachfolge dort am Grabe des verstorbenen Königs gleichsam zweifelhaft gewesen, wie hätte die Gültigkeit derselben nicht in entfernteren Kreisen auf mannigfaltigen Widerspruch stoßen sollen?

Die Herrschaft, welche Heinrich I. ausgeübt hatte, beruhte doch vornehmlich auf seinen erfolgreichen Kriegshandlungen. Aber nicht über den Tod des Siegers hinaus glaubten die Besiegten der höchsten Gewalt Gehorsam schuldig zu sein.

In Böhmen begann der Abfall. Die hier durch Heinrich begründete christlich-germanische Ordnung der Dinge war schon bei seinen Lebzeiten unterbrochen, Wenzel von seinem Bruder Boleslav an der Pforte von St. Veit ermordet worden. Nach dem Tode Heinrichs wurde nun auch die deutsche

Herrschaft offen bekämpft. Ein sächsischer und ein thüringischer Heerhaufe wurden von Boleslav niedergeworfen; er schleifte die Feste eines böhmischen Häuptlings, der sich zu den Deutschen hielt. Hierdurch wieder ermutigt, erhoben sich die mannhaftesten aller heidnischen Slaven, die Redarier. Sie erfochten über sächsische Heeresabteilungen, deren Heerführer im Wetteifer mit einander sich der Gefahr bloßstellten, einen namhaften Vorteil.

Zugleich erneuerten die Ungarn im Jahre 937 ihre Raubzüge. Die sächsischen Lande haben sie nur berührt, in Franken stellte sich ihnen Otto entgegen. Sie warfen sich mit voller Macht nach Westfranken. In der Nähe von Rheims im Kloster des heiligen Basolus setzten sie sich fest. Sie drangen über die Loire vor und durchstreiften Aquitanien. Einen anderen Zug führten sie nach Italien aus. Wir finden sie in Capua, sie plündern Benevent und den Küstenstrich von Neapel. Es fehlte eben in Europa an einem Mann, wie Heinrich I. gewesen war, der den Frieden erhielt und den die Feinde fürchteten.

In derselben Zeit erlitt Otto selbst einen sehr empfindlichen Verlust durch den Tod des Herzogs Arnulf von Bayern, dem die Grundlegung der neuen Gestaltung der Dinge zuzuschreiben war, und dem Otto seine definitive Erhebung großenteils verdankte. Der Nachfolger desselben, Eberhard, verweigerte dem neuen König seine Huldigung. Noch tiefer wirkte es ein, daß das Einverständnis zwischen Sachsen und Franken sich zu lösen begann. Eberhard geriet mit seinen Vasallen sächsischer Herkunft in einen widerwärtigen Streit. Es geschah hauptsächlich dadurch, daß Otto doch mehr Sachse war, als man erwartete. Den Franken schien der Schutz unerträglich, den er sächsischen Vasallen angedeihen ließ.

Mit diesem Widerstreben griff dann eine Irrung in der eigenen Familie zusammen. Nicht viel weniger empfindlich, als der Tod Arnulfs, war es für Otto, daß jener Sigfrid, der während seiner Wahl und Krönung mit der Stellvertretung in Sachsen betraut war und der den Hasgau und die Mark zwischen Saale und Elbe verwaltete, mit Tode abging. Ihm war vor allem das Gebiet, das Heinrich durch seine erste Vermählung erworben hatte, anvertraut. Anders konnte es wohl nicht sein, als daß Thankmar, der aus dieser Ehe entsprossen war, Anspruch auf die Erbschaft machte. Aber Otto wollte diese Grenzbezirke nur einem Mann von unzweifelhafter Treue und Thatkraft anvertrauen. Er wählte dazu Gero, der, einer Familie angehörig, die am Unterharz an dem Ufer der Bode angesessen war, eine Grafschaft in Nordthüringen besaß.

Dadurch wurde Thankmar veranlaßt, mit den Franken, die sich von dem König Otto abwandten, gemeinschaftliche Sache zu machen. In den Streit Ottos mit dem älteren Bruder wurde auch der jüngere, Heinrich, verwickelt, der in die Hände Thankmars fiel. Viel zu schwach und unvorsichtig war dieser jedoch, um sich zu behaupten. In der einst von Papst Leo III. geweihten Kirche zu Eresburg wurde er durch einen Lanzenstich von hinten,

der ihm durch ein Fenster beigebracht wurde, ermordet. Er hatte seine goldene Kette auf den Altar gelegt, die der Mörder nun als Siegespreis davontrug.

Wenn nun hierauf Eberhard aufs neue sich unterwarf, so geschah das doch nicht, ohne daß er mit seinem Gefangenen, dem Bruder Ottos, Heinrich, in eine enge Verbindung getreten wäre. Diese aber ist noch wichtiger, als alles Vorhergehende. Sie war darauf berechnet, die oben erwähnten Ansprüche des jüngeren Bruders Heinrichs, des Porphyrogenitus, zur Geltung zu bringen.

Auf einer festlichen Zusammenkunft zu Saalfeld im Anfang des Jahres 938 trat Heinrich mit einem doch nur dem Königtum gebührenden Glanz auf. Er zeigte Pracht und Freigebigkeit, durch die er als der bevorrechtete Bruder des Königs erschien. Eine Anzahl von Burgen gab es, deren Inhaber nur ihn anerkannten.

Man hat von jeher, und zwar mit vollem Recht, die Ursache dieser Bewegung in dem Einverständnis zwischen dem Franken Eberhard und dem Lothringer Giselbert gesucht. Will man aber wissen, wieso Giselbert die Hand dazu bot und die Gesamtverflechtung überblicken, so muß man die Zustände in dem westfränkischen Reiche in Betrachtung ziehen. Hätten die Westfranken, die Großen und der König, zusammengehalten, so würden sie bei dem östlichen Reiche, wie es bei der Krönung konstituiert war, Widerstand gefunden haben. Da sie sich aber entzweiten und Ludwig d'Outremer einige Unterstützung von England aus bekam, so stellte sich eine durchgreifende Verschiebung der Verhältnisse heraus. Wir finden, daß sich die lothringischen Großen dem karolingischen König anschließen: denn deren Sinn war immer auf eine gewisse Unabhängigkeit zwischen den streitenden Mächten gegangen. Mit aller Bestimmtheit versichert Flodoard, daß sie dem karolingischen König, der nicht einmal gern daran ging, sich mit ihnen zu vereinigen, doch ihre Unterwerfung gleichsam aufdrangen. Der vornehmste Mann, dessen er Erwähnung thut, ist Giselbert, der zu Ottos Krönung fast das meiste beigetragen hatte, aber ihn nicht so mächtig werden lassen wollte, daß er ihn zu fürchten gehabt hätte. Er wird dieselben Motive, ihm zu widerstreben, gehabt haben, wie Eberhard von Franken. Er schloß sich der in Deutschland anschwellenden Gärung an und gewährte den Ansprüchen Heinrichs, die er vorher bekämpft hatte, Rückhalt und Schutz; er nahm Heinrich, der zu ihm flüchtete, nicht allein auf, sondern als Otto den Flüchtigen verfolgen wollte, setzte er sich mit ihm dem heranziehenden König entgegen, um ihm Widerstand zu leisten. Es war bei Birten, unfern des alten Castra Vetera, wo Otto den Übergang versuchte. Eine bereits hinübergegangene Abteilung des königlichen Heeres wurde von den heranziehenden Truppen Giselberts und Heinrichs angegriffen. Die sächsische Überlieferung erzählt, der König habe sich in der Besorgnis, daß die Seinen zu Grunde gerichtet würden, ehe sie Hülfe von ihm bekämen, an den ewig waltenden Schöpfer aller Dinge gewendet

und ihn angefleht, des Volkes zu gedenken, welchem als Fürst vorzustehen er berufen sei, und zu beweisen, daß kein Sterblicher den göttlichen Anordnungen widerstreben dürfe. Ich führe die Worte an, weil sie den Begriff verraten, den man selbst, ohne weitere Rücksicht auf die Kirche, von der hier nicht die Rede war, mit dem Königtum verband, und wie man in der Erhebung Heinrichs gegen Otto eine allgemeine Gefahr für das Volk erblickte. In diesem Augenblick aber hatten bereits die über den Rhein gegangenen Mannschaften, obwohl viel geringer an Zahl, die Oberhand über die lotharingischen Truppen errungen. Der Rheinübergang blieb in den Händen des Königs, welcher auch in Lothringen eine Partei hatte.

Wenn sich Giselbert mit dem karolingischen König verband, so suchte und fand Otto eine Verbindung mit den vornehmsten der westfränkischen Großen: Hugo, Heribert und dem Herzog der Normannen. Auch Arnulf von Flandern stand auf seiner Seite. Indem er nun aber über den Rhein zurückging, rüsteten sich König Ludwig und seine lothringischen Gegner, um ihn auf dem rechtsrheinischen Ufer zu bekämpfen. Ludwig fiel im Elsaß ein, Giselbert und Eberhard verjagten die Anhänger Ottos. Diesem hatten sich unterdessen die Inhaber der festen Schlösser, die sich für Heinrich erklärt hatten, sämtlich unterworfen. Der Versuch Heinrichs, eins der wichtigsten (Merseburg) zu behaupten, mißlang, doch wurde er nicht gehindert, sich wieder zu Giselbert zurückzubegeben; sie fanden noch immer einen Rückhalt an dem fränkischen Eberhard. Eine mit ihm durch Erzbischof Friedrich von Mainz eingeleitete Unterhandlung scheiterte. Die Eberhard versprochenen Vergünstigungen wollte der König, weil der Erzbischof den ihm erteilten Auftrag überschritten habe, nicht ratifizieren. Faktisch kam es ihm zu statten, daß Eberhard durch seine Verbindung mit Thankmar, die den Tod eines Konradiners veranlaßte, mit diesem Hause zerfallen war, das um so treuer an dem König festhielt.

Indem Otto aber die Truppen Eberhards im Elsaß bei Breisach bekämpfte, geschah es, daß dieser selbst, mit Giselbert vereinigt, einen neuen Angriff gegen ihn an dem Mittelrhein unternahm. Des Übergangs über den Rhein wurde Eberhard wirklich Meister. Allein den größten Widerstand fand er dann bei seinen eigenen Stammgenossen. Die beiden Führer, die schon über den Fluß gegangen waren, wurden von Udo, dem Bruder Herimanns von Schwaben, überfallen und vernichtet.

Es ist dies ein Ereignis, welches die Überlieferung viel beschäftigt hat und in sieben verschiedenen, immer von einander abweichenden Fassungen überliefert ist. Auch eines anderen Zusammenhanges wird dabei Erwähnung gethan, jedoch nur flüchtig und unzureichend. Das ist aber ein Weltverhältnis, das wir bei dem westfränkischen Historiographen Flodoard kennen lernen.

Für die kritische Auffassung der Begebenheit eine eigentümliche Aufgabe. Über Angelegenheiten, die ohne Zweifel zusammenhängen, treten zweierlei

verschiedene Berichte auf, von denen jeder nur das enthält, was in den Gesichtskreis dessen gefallen ist, der ihn erstattete. Der umfassendere ist der westfränkische. Auch die deutsche Überlieferung kann als eine einheitliche betrachtet werden.

Die Pflicht des Historikers ist es, den Zusammenhang der Ereignisse in den Beziehungen des einen auf das andere zu begreifen und nachzuweisen, wobei man sich auf den Wortlaut der Texte berufen kann. Man darf unbedenklich annehmen, daß schon die erste Erhebung Eberhards und Heinrichs mit dem zusammenhängt, was in Westfrancien geschah. Denn wie hätte Heinrich sich zu jenen Demonstrationen eines Anspruchs auf die königliche Würde versteigen können, wenn er nicht einen Rückhalt in den allgemeinen Verhältnissen zu finden geglaubt hätte. Eberhard war der Vermittler zwischen beiden Beziehungen; er hatte einst den Übergang der Krone von seinem eigenen Geschlecht auf das sächsische herbeigeführt. Die Selbständigkeit Giselberts würde in der Erhebung eines Kronprätendenten in Deutschland eine Stütze gefunden haben. Indem nun Otto Lothringen im allgemeinen im Zaume hielt, trat er zugleich den Absichten in den Weg, welche Eberhard und Heinrich samt der mit ihnen verbündeten Faktion in Deutschland verfolgten. Um nicht von den wiedereintretenden und mit den Großen vereinigten Karolingern abhängig zu werden, hatte Giselbert die Thronfolge Ottos befördert; seitdem aber die Karolinger und die Großen sich entzweit hatten, trat er auf die Seite der ersteren zurück und erweckte eine Opposition in Deutschland gegen Otto, der dagegen mit den französischen Großen in Verbindung trat. Insofern hat schon jenes erste Zusammentreffen bei Birten eine allgemeine Bedeutung; noch eine größere aber die Überwältigung Giselberts und Eberhards am Mittelrhein. Flodoard sagt es nicht, aber aus den deutschen Berichten ergiebt sich unleugbar, daß ein Zusammenhang der Ereignisse im Elsaß und am Mittelrhein bestand. Bei den letzteren setzen sie die Absicht einer Überflutung des östlichen Reiches durch das westliche voraus. Und da sich in dem Feldlager Ottos Bewegungen zu Gunsten Heinrichs regten, so knüpfte sich daran die Vorstellung, daß er in persönliche Gefahr geraten sei; eine allgemeine sachliche war es gewiß; denn ein Vordringen der feindlichen Streitkräfte unter dem Schutze des karolingischen Königs würde die widerstrebenden Elemente in dem ostfränkischen Reiche allenthalben aufgerufen haben. Dem wurde nun durch die Überwältigung der beiden Führer Eberhard und Giselbert ein Ende gemacht. Und insofern konnte die zweite kleine Aktion als eine entscheidende angesehen werden. Denn Eberhard und Giselbert waren zugleich die Führer der empörten lotharingischen Großen. Und wie hätte Ludwig d'Outremer, der ohnehin die Magnaten von Francien gegen sich hatte, seinerseits etwas unternehmen können, da ihm diese Stütze fehlte.

Obgleich nun die vorliegenden Berichte die Kombination nicht ausdrück-

lich bestätigen, so denke ich doch, man kann sie als gewiß annehmen, da sich Andeutungen derselben auf beiden Seiten finden. Es war zugleich ein Kampf um den Besitz des fränkischen Thrones. An nationale Gegensätze darf man auch hier nicht denken. Erfahren wir doch, daß bei jenem Zusammentreffen von Birten ein paar neufränkische Worte es waren, welche die Deutschen in die Schar ihrer Feinde hineinriefen und wodurch diese zur Flucht bewogen wurden.

Die Herrschaft über Lothringen wurde dadurch für das ostfränkische Reich bestätigt. Der westfränkische König willigte ein: er vermählte sich mit Gerberga, der Witwe Giselberts und Schwester Ottos. Das Ereignis ist, daß Otto, dessen Stellung im höchsten Grade gefährdet war, sich durch einige glückliche Schläge behauptete. Von allen Seiten angegriffen und sehr ernstlich bedrängt, erhob er sich doch wieder zu einer allgemein bedeutenden Position.

Mit den großen, das östliche und westliche Francien umfassenden Unruhen hing auch der Kampf mit den slavischen Völkern zusammen. Nach den zeitgenössischen Nachrichten faßten die Häupter der Slaven den Plan, sich ihres Markgrafen Gero durch einen plötzlichen Überfall zu entledigen, was dann, wenn es in die Epoche des noch unentschiedenen Kampfes eingriff, für den König der schwerste Verlust gewesen wäre. Aber Gero war ein Mann, der mit wachsamem Eifer die wildeste Gewaltsamkeit verband; er kam den gegen ihn geschmiedeten Anschlägen mit listiger Grausamkeit zuvor: von den slavischen Häuptlingen hat er einstmals dreißig Fürsten bei einem Gastmahl, zu dem er sie einlud, umbringen lassen. Es war noch im Jahre 939 und für einen Augenblick mochte der König dadurch freie Hände bekommen.

Allein um so lebendiger und tiefer regten sich die Gefühle der slavischen Nationalität. Der sächsische Geschichtschreiber bemerkt an den Slaven zwei Eigenschaften: daß sie standhaft für ihre Freiheit fochten und für ihr Leben wenig bedurften, so daß der Kampf sich in die Länge zog und die sächsischen Truppen, die an den Marken standen, und über welche Gero ein strenges Regiment führte, nun auch ihrerseits mißvergnügt wurden und sogar den Gedanken faßten, sich des Königs, bei dem ihre Klagen über Gero nicht Gehör fanden, zu entledigen. Alles schien abermals zweifelhaft zu werden, da sie an die alten Ansprüche Heinrichs anknüpften und diesen selbst an die Spitze zu stellen die Absicht faßten. Der Plan der unzufriedenen Milizen soll gewesen sein, durch einen Handstreich Otto vom Throne zu stoßen. Er wurde aber ruchbar; dem König gelang es, die Rädelsführer in seine Hand zu bekommen und sie zu vernichten. Daß Heinrich selbst eine Verschwörung zu seinen Gunsten veranlaßt habe, ist nur unsicher überliefert; wahrscheinlich aber wußte er darum und sein Verbrechen war, darauf eingegangen zu sein. Aber es konnte ihm, als er sich unterwarf, verziehen werden, und wenn ihn

dann Otto nicht lange darauf zum Herzog von Bajoarien machte, war das nicht eine bloße Gnade; er mußte den unruhigen Bruder aus seiner Nähe entfernen und ihm zugleich eine Stellung geben, die ihn beschäftigte. Die Ernennung war zugleich ein Austrag zwischen beiden. Zu Weihnachten 941 fand diese Versöhnung statt. Wir haben darüber einen alten Bericht, in welchem ihr brüderliches Verhältnis ganz intakt erscheint.

Überhaupt wurde dadurch das getrübte Familienverhältnis nochmals hergestellt. In einer jener Aufzeichnungen über die Königin Mathilde findet sich eine ausführliche Erwähnung der Aussöhnung derselben mit ihrem Sohne, die man wohl in diese Zeit setzen darf; sie war größtenteils das Werk der Gemahlin Ottos, Edgitha. Sie forderte den König auf, der Entzweiung ein Ende zu machen, der er die letzterlittenen Unfälle zuzuschreiben habe; er möge seine Mutter wieder an den Hof zurückrufen. Der König ladet sie durch eine feierliche Gesandtschaft dazu ein. Bei der Ankunft wird sie dann von Otto und Edgitha eingeholt. Mutter und Sohn versöhnen sich miteinander, wie vor kurzem die beiden Brüder. Ich denke nicht, daß in dieser Erzählung alles wörtlich zu nehmen sei. Nur an der Hauptsache darf man festhalten, daß der König der Widerwärtigkeiten, die das Zerwürfnis mit der Mutter und dem Bruder verursachte, sich entledigt hat.

Indem er nun die wiederhergestellte Macht zur Ausbreitung des weltlichen und geistlichen Gehorsams über die slavischen Nationen verwandte, war doch sein Augenmerk noch mehr auf das Verhältnis zu dem westlichen Francien gerichtet.

Übergewicht Ottos über das westliche Francien.

Hätten die Unternehmungen Heinrichs und Giselberts die Oberhand behalten, so würde daraus unstreitig auch eine Unterordnung des östlichen Reiches unter das westliche erfolgt sein. In dem großen Kampfe, dem wir soeben beiwohnten, war nun aber diese Eventualität vermieden und die Unabhängigkeit des ostfränkischen Reiches auf immer entschieden worden. Der Charakter der Zeit liegt in dem Widerstreben der Herzöge und Magnaten gegen die königliche Gewalt. In diesem Kampfe hatte Otto seinerseits obgesiegt; in dem westlichen Francien dauerte derselbe fort. Und da die beiden Reiche noch nicht vollkommen geschieden waren, in Lothringen nicht einmal faktisch, noch weniger in den Gedanken der Menschen, welche dieselben noch immer als zusammengehörig betrachteten, so konnte es an neuen Konflikten nicht fehlen.

In den bisherigen Irrungen war Otto anfangs mit den großen Vasallen verbündet gewesen. Der Widerstand der Großen gegen die Velleitäten des Königs war ihm sehr nützlich geworden; zuletzt aber hatte er sich mit dem König Ludwig selbst vereinbart. Dieser hatte sich mit der Schwester Ottos,

der Witwe Giselberts, Gerberga, vermählt. Und man wird sich nicht wundern, wenn sich Otto in dem fortwährenden Widerstreit mit den westfränkischen Großen seiner mehr annahm als bisher.

Auch das Motiv dieses Streites der Westfranken unter sich trug dazu bei; es lag in dem Besitz des Erzbistums Rheims. Der Sohn Heriberts, der dazu befördert worden war, wurde infolge der Entzweiung seines Vaters mit König Rudolf abgesetzt. Jetzt aber, nachdem Hugo der Große zu überlegender Macht gelangt war, wurde Artold des erzbischöflichen Stuhles beraubt und der Neffe Hugos nicht ohne Mitwirkung einer Synode wiederhergestellt. Die Machtbefugnis eines Erzbischofs von Rheims erstreckte sich weit in die niederländischen und lotharingischen Gebiete. Dem ostfränkischen König konnte es nicht gleichgültig sein, welcher von beiden Faktionen der Sitz des großen Metropoliten angehörte.

Andere Entzweiungen entsprangen aus der wichtigsten Territorialfrage, die damals im Gange war. Der König wollte keine festen Schlösser der großen Magnaten auf seinem Gebiete dulden, diese sich solche nicht wieder entreißen lassen, nachdem sie einmal in ihren Besitz gekommen waren. Nun war damals ein von den Erben Heriberts eingenommenes Schloß, welches ursprünglich einem Kloster gehörte, von dem König zurückgefordert und von den Getreuen desselben erobert worden. So wurde auch Amiens mit Hülfe der Bürgerschaft einem der Söhne Heriberts entrissen und dem König gegeben, was denn der Macht der verbündeten Adelsgeschlechter höchst unwillkommen war.

Dagegen aber hatte Ludwig auch Anhänger in den Gebieten König Ottos und dieser kam sehr bald in den Fall, gegen den mächtigsten derselben, den Grafen Raginar, seine Mannschaften unter Herimann von Schwaben vorrücken zu lassen, welche die Oberhand behielten, so daß die Getreuen Ludwigs sich an die Gnade Ottos wenden mußten. So bildete sich eine kaum recht bewußte Verbindung zwischen König Otto und den westfränkischen Großen aus. Die festen Schlösser, welche Heriberts Söhne dem Besitze Ludwigs wieder zu entreißen trachteten, wurden von einer Seite angegriffen, die mit Otto selbst verbündet war und es konnte geschehen, daß Otto zugleich von dem König, den er aufrecht zu erhalten wünschte, und den westfränkischen Magnaten, deren Interessen bei der Verteidigung ihrer Kastelle das seinige nahe berührte, in Anspruch genommen wurde. Eine Zeitlang war er für König Ludwig, bis er von früheren Aufträgen desselben, die nie ausgerichtet waren, aber beleidigende Anmutungen an ihn enthielten, unterrichtet wurde, worauf er zwar nicht geradezu auf die Seite der Magnaten übertrat, aber doch seine Unterthanen (Ostfranken und Lothringer), die dem König Ludwig dienten, von ihm abrief. Es war also eine in Lothringen ausgebrochene Irrung gegen König Ludwig, was Hugo freie Hand gegen denselben verschaffte.

Allezeit hat die Meinung von der Macht fast eine so große Einwirkung geübt, als die Macht selbst. Hugo und seine Genossen gewannen jetzt die Oberhand über König Ludwig. Dieser sah sich genötigt, sich an die Normannen zu wenden, die ihn freundlich bei sich aufnahmen und sich ihm größtenteils anschlossen. Daß dies nun so leicht gelang, war doch kein Vorteil für den König, da er sich darüber mit Hugo aufs neue entzweite. Er hatte demselben einen festen Platz versprochen, wenn er ihm zur Überwältigung der Normannen verhelfe. Da diese ohne den Kampf, den man erwartete, sich unterworfen hatten, hielt sich der König zur Ausantwortung jenes Platzes nicht verpflichtet. Er fühlte sich stark genug, in Vermandois einzufallen und selbst einen Versuch auf Rheims, das in den Händen der verbündeten Familien war, zu unternehmen; aber dadurch wurde Hugo zwiefältig gereizt: er setzte seinen Krieg gegen die Normannen allein fort und es gelang ihm, denselben eine Niederlage in offener Feldschlacht beizubringen, durch deren Folgen auch König Ludwig betroffen wurde.

Die Barone hatten auch unter den Normannen eine Partei für sich, und diese verfuhr aufs gewaltsamste. Bei einer Unterredung, zu der der König sich einfand, wurde sein Gefolge übermannt, worauf ihn die Normannen selbst als Gefangenen behandelten. Um vor späteren Übergriffen der königlichen Gewalt gesichert zu sein, wollten sie ihn nicht freilassen, wenn er ihnen nicht seine Söhne als Geiseln stelle. Die Königin Gerberga gestand ihnen nur den jüngeren zu. Mit diesem Erfolg war der Ehrgeiz Hugos aber noch nicht befriedigt. Der König wurde jetzt von ihm in Gewahrsam gehalten; er wollte ihn nicht freigeben, wenn ihm nicht Laon überliefert würde. Dazu mußte sich Gerberga entschließen; dann erst wurde der König frei. Man sieht, in welcher unglücklichen Lage er sich befand; Rheims hatte er nicht erobern, Rouen nicht behaupten können, jetzt verlor er auch Laon.

Das ging weit über alles hinaus, was Otto hatte erwarten können: er hatte seine Getreuen von ihm abgefordert, aber ihn zu Grunde zu richten, war er niemals gewillt gewesen. Von seiner Schwester Gerberga zu Hülfe gerufen, zögerte er nicht, einen Zug nach dem westlichen Francien zu unternehmen, der als einer der denkwürdigsten erscheint, den er überhaupt unternommen hat.

Wir haben eine Erzählung, nach welcher Hugo weder die Zahl noch die Rüstung und Tapferkeit der Ostfranken hoch anschlug. Otto soll auf diese Äußerung geantwortet haben, er werde mehr Strohhüte (denn dies war jetzt die Kopfbedeckung der Ostfranken) erblicken, als er je für möglich gehalten habe. Es war gleichsam eine europäische Expedition zu Gunsten der Karolinger. Der König von England forderte die Rücksicht für seinen Schützling, die man versprochen hatte; das Heer der Ostfranken, das Ludwig unterstützte, erschien als Heer beider Könige. Die Hauptabsicht war auf Rheims gerichtet, welches der geheiligte Mittelpunkt der Aufstellung der Barone war. Es kam zu einer Belagerung, welche der Sohn Heriberts, Erzbischof Hugo, nicht aus-

halten konnte. Seine Freunde erinnerten ihn: würde er sich nicht fügen, so sei schon beschlossen, ihn zu blenden. Für sich selbst besorgt, gab Hugo seine Stellung auf. Die Verbündeten zogen in Rheims ein. Der verjagte Erzbischof Artold wurde durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier auf seinen Sitz zurückgeführt. Es fällt in die Augen, daß hierdurch der Macht des westfränkischen Königtums eine namhafte Unterstützung verschafft wurde. Otto überzog dann die Gebiete des Herzogs und gelangte bis an seine Hauptstadt Paris. Die hat er nun nicht genommen, aber dem Gottesdienst in St. Denis beigewohnt. Mit starker Mannschaft drang er gegen die Normannen vor; er hat sie nicht überwältigt, ihnen aber nicht unerhebliche Verluste beigebracht. Dann eilte er nach Deutschland zurück, um sich nicht dem Ungemach des Winters auszusetzen.

Man darf diesen Zug wohl als ein großes Ereignis in dem Gegensatz zwischen Ost- und Westfranken betrachten. Der König der Ostfranken behielt die Oberhand im westlichen Francien und rettete den karolingischen König. Und eine großartige Erscheinung ist nun die Synode, die im Juni des Jahres 948 in Ingelheim zu stande kam. Sie wird als eine allgemeine betrachtet. Ein päpstlicher Legat oder, wie man sagte, ein Vikar des Papstes Marinus war anwesend, während an den Synoden unter Heinrich niemals ein Vertreter des Papstes teilgenommen hatte. Die beiden Könige erschienen in Person bei dem Konzil.

Sehr bezeichnend für die Lage der Dinge ist, daß sich Ludwig d'Outremer an der Seite Ottos erhob und, indem er die Treulosigkeiten, deren Opfer er geworden, ausführte, zugleich mit Nachdruck die Vorwürfe zurückwies, die man gegen ihn selbst erheben wolle; er werde, sagt er, nach den Bestimmungen des Konzils und des Königs sich reinigen; aber auch zu einem Zweikampfe mit seinem vornehmsten Gegner, dem er die Verschuldung zur Last legte, erklärte er sich bereit. Zu einer Untersuchung über die Schuld der politischen Faktionen konnte es in dieser Versammlung der Bischöfe nicht kommen, aber in die Kompetenz des Konzils gehörte es, insofern es ein allgemeines war, die Angelegenheit des Erzbischofs von Rheims zu entscheiden.

Das Konzil war einstimmig für die Wiedereinsetzung Artolds und sprach sich für eine Verdammung Hugos, des Neffen Hugos des Großen aus. Die Exkommunikation sollte sich auch auf den älteren Hugo erstrecken, wenn er nicht komme und Genugthuung leiste. Bemerkenswert ist vielleicht, daß der Vortrag des päpstlichen Legaten in deutscher Übersetzung wiederholt wurde, — wie es heißt, um der Könige willen. Nur so konnte ein allgemeines Verständnis erzielt werden.

In aller Form ersuchte der westfränkische König Ludwig den ostfränkischen Otto, ihm gegen Hugo und seine anderen Feinde Hülfe zu leisten. Von Bedeutung ist es doch, daß Otto sich dazu verstand. Von Ostfranken her sollte Ludwig nach dem von dem Konzil gefaßten Beschluß in seiner legitimen Gewalt hergestellt werden. Das dazu erforderliche Heer wurde dem Herzog

Konrad von Lothringen anvertraut, der denn auch die Fürsorge für den König übernahm, sowie die lothringischen Bischöfe für die verjagten westfränkischen Prälaten. Die besonderen bischöflichen Truppen vertrieben die Mannschaften Hugos aus Mouzon, worauf das vereinigte Heer gegen Laon vorrückte. Es bemächtigte sich des Schlosses Montaigu, in welchem Ludwig gefangen gehalten worden war.

Vor Laon traten die Bischöfe in der Kirche des heiligen Vincentius zusammen und richteten an Herzog Hugo die Aufforderung, zur Rechtfertigung seines Verhaltens vor ihnen zu erscheinen. Da von ihm keine Antwort einlief, wurde er auf einer Synode von Trier auf die bestimmte Aufforderung König Ottos unter Teilnahme des päpstlichen Legaten nochmals exkommuniziert.

Ostern 949 (27. April) zog Otto in Aachen in glänzender Gesellschaft ein. Seine Schwester Gerberga hatte sich zu ihm begeben; griechische, italienische, englische Gesandte waren zugegen. Den Beschlüssen der Synode und des Reiches gab es ein neues Gewicht, daß auch der Papst sich für dieselben erklärte. Es ist wahr, daß diese Erfolge noch keineswegs entscheidend waren; aber nach und nach besserten sich die Verhältnisse Ludwigs: er bemächtigte sich der Stadt Amiens; er eroberte Laon, freilich nicht den Turm, der in den Händen Hugos blieb; aber die herankommenden lotharingischen Truppen bewirkten doch, daß Hugo einen Waffenstillstand einging. Nochmals, im folgenden Jahre 950, rückten die Lothringer heran, worauf Hugo endlich sich entschloß, dem Könige wieder seine Huldigung darzubringen und ihn als seinen Herrn anzuerkennen. Auch den Turm von Laon gab er jetzt heraus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß es der ostfränkische Einfluß war, durch welchen der westfränkische König in seiner Gewalt hergestellt wurde. Der Krieg ist nicht durch große Ereignisse ausgezeichnet, aber er trug wesentlich dazu bei, die allgemeine Lage zu bestimmen. Es war zugleich ein europäisches Ereignis. Der ostfränkische König gelangte zu einem überwiegenden Ansehen in dem westlichen Europa; er war der Pacifikator des westlichen Franciens, und zwar im Einverständnis mit den übrigen Mächten der Welt. Indessen hatte er seine Autorität in dem ostfränkischen Reiche wesentlich befestigt.

Im Osten war die Christianisierung der slavischen Gebiete weiter vorgedrungen, als es jemals geschehen war. Eine Reihe von Bistümern wurde gegründet: Havelberg 941, Oldenburg in Wagrien 946, Brandenburg 948. Bis an die Oder erstreckten sich ihre Diöcesen. Die kirchlichen und die weltlichen Institute gingen miteinander vorwärts wie in der altkarolingischen Zeit, aber weit über die Grenzen des damaligen Reiches hinaus.

Zu den Anfängen der Kolonisierung von Böhmen, Polen und der Gründung der slavischen Bistümer gehört auch der Fortgang der Christianisierung im Norden. Auf der Versammlung in Ingelheim 948 erscheinen die Bischöfe von Schleswig, Ripen und Aarhus, von denen das erste nur eine Wiederherstellung ist. Man hat früher angenommen, daß ein Kriegszug Ottos gegen

Harald Blauzahn dazu Anlaß gegeben habe, eine Annahme, die man jetzt verwirft. Es würde überhaupt ein Irrtum sein, den Fortgang des Christentums bloß von den Waffen herzuleiten. Es ist eine Macht, die sich selbst fortbewegt.

Diesen christianisierenden Bestrebungen im Norden und Osten ging nun auch eine Pacifikation im Innern des Reiches zur Seite. Otto hat die herzoglichen Gewalten, auf deren Vereinbarung mit ihm sein Königtum beruhte, bestehen lassen, gewissermaßen mit seinem Hause vereinigt. Den vielbeschäftigten thatkräftigen Konrad von Lothringen vermählte er mit seiner Tochter Liutgarde, seinen Sohn Liudolf mit der Erbin Herimanns von Schwaben. Endlich jenen Bruder, der ihm gleich sein wollte und mit dem er schon mehr als einmal in Konflikt geraten war, machte er, wie berührt, zum Herzog von Bayern. Der unter Ottos Einfluß eingesetzte Agilolfinge Berthold, ein Bruder Arnulfs, war im Jahre 947 gestorben; er hatte nur einen unmündigen Knaben hinterlassen, der unmöglich in unmittelbarer Nähe der Ungarn diesen immer wieder hervorbrechenden Feinden gegenüber das Land behaupten konnte. Heinrich war mit einer Tochter des früheren Herzogs Arnulf, Judith, vermählt und schien schon deshalb sehr geeignet, Bayern selbst zu übernehmen. Zugleich wurde sein allen seinen Bewegungen zu Grunde liegender ehrgeiziger Trieb, zu einer besonderen Thätigkeit Raum zu bekommen, befriedigt. Er erschien gleichsam als der zweite Mann im Reiche.

Für die Überwältigung von Böhmen, ohne welche Otto der slavischen Marken niemals sicher wurde, so daß er unverzüglich dazu schritt, nachdem ihm die westfränkischen Verwickelungen freie Hand ließen, war Heinrichs Mitwirkung von größtem Wert. Jetzt gelang es Otto, des alten Gegners Boleslav Herr zu werden; bei der Belagerung von Nimburg an der Elbe trat derselbe aus seiner Feste heraus und unterwarf sich dem deutschen König.

Unter dem Gesichtspunkt der Einheit und inneren Konsolidation von Germanien betrachtet, ist die Regierung Ottos überaus hoch anzuschlagen, aber der Begriff des Reiches war ein allgemeiner; die Könige waren europäische Gewalten, welche, indem sie Deutschland vereinigt hielten, doch zugleich die Autorität, die mit ihrem Namen verbunden war, nach allen Seiten, wohin die karolingische Tradition sie wies, auszubreiten suchten. Nachdem Westfrancien zu einer Art von Unterordnung gebracht worden war, richtete sich der Blick Ottos nach Italien, wie das die zweifelhaften Zustände des Landes mit sich brachten.

Otto war eben noch mit der Pacifikation von Böhmen beschäftigt, als ihm Nachrichten zukamen, die ihn veranlaßten, die Erwerbung der Lombardei, wo schon sein Großvater dem Kaiser Arnulf zur Seite sich einen Namen gemacht hatte, ins Auge zu fassen. Es war der erste Schritt in einer Richtung, welche die südliche Welt und den Orient umfaßte.

Erwerbung der lombardischen Krone.

Wir gedachten oft jenes Berengar von Friaul, der in den Zeiten der Herrschaft des Franken Konrad in Deutschland vom Papst Johann X. zum Kaiser gekrönt worden war. Er verdankte dies allem Anschein nach dem gegen die Herrschaft der Fremden in Italien angeregten Nationalgefühl. Aber bei den sich immer erneuernden inneren Entzweiungen kam er doch zuletzt in den Fall, die Ungarn, die er einmal abgewehrt hatte, zu Hülfe zu rufen. Dadurch geschah, daß sein vornehmster Nebenbuhler, Rudolf von Hochburgund, die langobardischen Magnaten für sich gewann. Sie fielen von Berengar ab und erhoben Rudolf zum König. Indem sich Berengar mit Hülfe ungarischer Verstärkungen am Gardasee hiegegen in Bewegung setzte, geschah es, daß unter seinen italienischen Truppen eine Meuterei ausbrach, bei welcher er erschlagen wurde, — ein Mann, der sich sein Leben lang in intermediären Stellungen mit seltener Gewandtheit und endlich mit vollem Succeß bewegt hat. Dem Wiedererwachen eines ernstlichen Widerstrebens aber unter den Lombarden ist er erlegen; sie wollten einen König nicht, der sich auf die Ungarn stützte.

Rudolf von Burgund hatte damals eine nicht unbedeutende Stellung in den deutschen Gebieten. Einige Jahre früher war er in Krieg mit Burchard von Schwaben geraten und hatte in demselben eine Niederlage erlitten. Seitdem war er in die engste Verbindung mit ihm getreten: er hatte sich mit dessen Tochter vermählt und mit Einwilligung Heinrichs I. eine Landstrecke im Aargau erworben. In ihm repräsentierte sich das Verhältnis des entstehenden deutschen Reiches in Italien. Eben deshalb aber fand er auch, wie es von jeher gewesen, Widerstand in dem Teil der italienisch-romanischen Bevölkerung, welche die Verbindung mit dem westlichen Francien oder vielmehr dem arelatensischen Reiche vorzog. Sie wendete sich an den Mann, der damals in diesem Reiche das Meiste vermochte, an den Grafen Hugo von der Provence, der sein Geschlecht von den lotharingischen Karolingern herleitete. Seine Mutter war die Tochter König Lothars II. Und da sich diese nach dem Tode ihres ersten Gemahls, dessen Sohn Hugo war, mit dem Markgrafen Adalbert von Tuscien, und ihre Tochter aus dieser Ehe mit dem Markgrafen Adalbert von Ivrea vermählte, so bildete sich in Italien ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Gunsten Hugos, der, von einem Teil der Fürsten berufen, unverzüglich herüberkam, mit Freuden empfangen und in Pavia zum König gekrönt wurde. Er verband die arelatensischen Ansprüche, wie sie einst unter dem blinden König, dem Sohne Bosos, erschienen waren, mit dem Interesse einer italienischen Verwandtschaft, der er selber angehörte. Er bewegte sich in einem Gesichtskreis, der das ganze südliche Europa umfaßte, mit einer gewissen Genialität des Unternehmungsgeistes, zugleich aber einer Energie, die von keiner Rücksicht in Schranken gehalten wurde.

Eine Zeitlang hatte er die Unterstützung des römischen Hofes; hier waltete noch immer jenes Regiment vor, dessen Trägerin Marozia war. Sie hatte zwei Söhne, von denen der eine, Johann XI., zum Papst erhoben war, der andere, Alberich, die weltliche Gewalt ausübte. Marozia und Hugo meinten eine kompakte Macht zu gründen, wenn sie sich miteinander vermählten. Dies geschah im Jahre 932 auf der Engelsburg. Daran knüpfte sich dann eine große Aussicht; denn wer hätte Johann XI. hindern können, Hugo, der nun sein Stiefvater wurde, zum Kaiser zu erheben? Eine an sich sehr anstößige Familienkombination würde Rom und Italien beherrscht haben; aber in der Mitte derselben brach, durch kleine Zufälligkeiten veranlaßt, ein Zwiespalt aus, der sich nicht wieder beilegen ließ. Alberich rief das Volk gegen seine eigene Mutter und gegen Hugo, dessen Gefolge bei den Römern als barbarischer Haufen verrufen war, zu den Waffen auf. Hugo wurde aus Rom verjagt; in dem mittleren und oberen Italien behauptete er sich.

Vergeblich hatte König Rudolf II., der mit schwäbischer Hülfe in Italien erschien, ihm Widerstand zu leisten gesucht; aber so mächtig war er doch und so viele Freunde hatte er in Italien, daß Hugo es ratsam fand, ihm sein früheres Gebiet jenseit der Alpen abzutreten, wogegen Rudolf versprach, niemals wieder in Italien erscheinen zu wollen.

Kein Zweifel, daß König Heinrich mit dieser Abkunft einverstanden gewesen ist. Die Nachbarlande im Zustande der Ruhe und des Friedens zu erhalten, war die natürliche Absicht der deutschen Könige.

Nun geschah es, daß Rudolf II. mit Tode abging (11. Juli 937), bald nach Heinrich. Hugo faßte dann die Absicht, das Reich desselben mit dem seinen enge zu vereinigen, was ihm eine Macht gegeben hätte, die auf Deutschland eine unmittelbare Rückwirkung ausgeübt haben würde, wie er denn selbst in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu dem Herzogshause von Schwaben trat. Er verband sich mit der Witwe Rudolfs und verlobte seinen Sohn Lothar mit dessen Tochter Adelheid.

Diesen Entwürfen setzte sich aber das Gemeingefühl der Hochburgunder entgegen, die nicht unter ein italienisch-provençalisches Regiment geraten wollten; sie sorgten dafür, daß der junge Sohn Rudolfs, Namens Konrad, in dem die Rechte seines Vaters fortlebten, nicht in die Hände Hugos fiel; sie retteten ihn nach Deutschland. Am Hofe Ottos I. fand er gute Aufnahme; an dessen Feldzügen in den Jahren 940 und 946 hat er teilgenommen.

Wie früher in Rom, so drang Hugo in Hochburgund nicht durch; und daher schreibt es sich wohl, daß er in Italien selbst seiner alten Freunde nicht mehr sicher blieb. Er würde wohl einer eingehenden Betrachtung seines Thuns, seiner Ziele, seines Lebens würdig sein, wäre eine solche nur bei der Beschaffenheit der Nachrichten über ihn möglich.

Bei Liutprand, der sein Kammersänger und Geheimschreiber war, kann man lesen, durch welche Treulosigkeiten Hugo sich des Herzogs Anskar von Spoleto und Camerino zu entledigen gedacht habe. Die sehr ausgearbeitete

Erzählung, daß er denselben nur deshalb, weil er ihn aus seiner Nähe entfernen wollte, zum Herzog ernannt, dann aber die Einwohner dieser Gebiete zum Aufruhr veranlaßt habe, in welchem Anskar unterging, enthält so viele novellistische Züge, daß sie Mißtrauen gegen ihre Wahrhaftigkeit erweckt; aber die Stellung des Geschichtschreibers zu König Hugo verschafft ihr doch wieder einen gewissen Kredit.

So verhält es sich auch mit der folgenden Erzählung über das Verhältnis zwischen Hugo und dem Markgrafen Berengar von Ivrea. Dieser war der Sohn jenes Adalbert, der sich mit der Tochter der Herzogin Bertha von Toscana vermählt hatte; auch die Gemahlin Berengars selbst war eine Nichte des Königs Hugo. Liutprand erzählt, daß Hugo dennoch sich Berengars mit Gewalt zu entledigen gesonnen gewesen, diese Absicht aber durch Lothar, der zufällig den Beratungen beigewohnt hatte, verraten worden sei. Man wird auch hier nicht alle Einzelheiten des Berichtes adoptieren dürfen; allein die Hauptsache ist unbezweifelt, daß nämlich der König von Italien mit dem Markgrafen von Ivrea zerfiel und dieser nun ebenfalls eine Zuflucht bei dem ostfränkischen König und dem Herzog Herimann von Schwaben suchte. Und darin liegt ein wichtiges historisches Moment. Hugo konnte weder des burgundischen Reiches, noch auch der Mark von Ivrea sich versichern; seine Gegner fanden einen Rückhalt an dem deutschen König.

Hugo säumte nicht, sein Glück bei Otto selbst zu versuchen; der wies jedoch die Anmutung, den Schutzflehenden auszuliefern, von sich. Aber die Schwaben waren nicht geneigt, auf die neue Familienverbindung Rücksicht zu nehmen; sie zogen es vor, ihre alten Züge gegen Italien wieder aufzunehmen. Burchard war dabei umgekommen, durch Herimann wurde Berengar so gut unterstützt, daß er nach Italien zurückkehren konnte. Da fand er bei denen, welche durch die eigenmächtige Regierung Hugos verletzt waren, Unterstützung; es kam zu einer vollständigen Umwandlung in Oberitalien, namentlich durch den Abfall der Bischöfe, sodaß Hugo verzweifelte, ihrer Herr zu werden und damit zufrieden war, wenn seinem Sohne die Krone, unter Berengars Leitung, vorbehalten und eine Vermählung Lothars mit der Tochter Rudolfs von Hochburgund beschlossen wurde. Auch diese hatten die Schwaben für sich gehabt und es konnte als eine Vereinbarung der Interessen von Hochburgund und Oberitalien erscheinen, wenn nach dem Tode Hugos am 10. April 947 Lothar und Adelheid als König und Königin auftraten. Als nun aber der junge Lothar schon im Jahre 950 mit Tode abging, vermeinte Berengar die Krone von Italien selbst in Besitz zu nehmen, wobei er denn auch formell keine weiteren Schwierigkeiten fand.

Allein wie ließe sich denken, daß Adelheid, die durch eine Art von Staatsvertrag mit selbständigem Recht Königin geworden war, damit zufrieden gewesen wäre? Das hatte dann wieder die Folge, daß sie von Berengar und dessen Gemahlin mit Mißgunst betrachtet und selbst mit tyrannischen Eingriffen verfolgt wurde; sie wurde in Como als Gefangene

behandelt. Wenn sie auch in dieser Lage die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt hat, so rührte das daher, daß ihr ja ein selbständiges Recht zukam und die Partei, welche sich an Hugo angeschlossen hatte, durch Lothar gleichsam an sie gekettet war.

Man hat von jeher angenommen, Adelheid habe in ihrer Bedrängnis den deutschen König selbst zu Hülfe gerufen. Die intime Tradition des Hauses schweigt davon; sie giebt eine andere Veranlassung an: bei den deutschen Pilgern, die nach Rom wallfahrteten, sei durch die Mißhandlungen der Königin Adelheid der Gedanke erweckt worden, daß sie für den ostfränkischen König selbst eine passende Gemahlin wäre, da Edgitha schon vor ein paar Jahren gestorben war. Damit nun unterhielten sie bei ihrer Rückkunft den König, der damals gegen die Böhmen im Felde lag, und machten auf denselben um so größeren Eindruck, da Berengar, der doch dem Schutze Ottos und der Unterstützung durch die Deutschen seinen Sieg und seine jetzige Stellung verdankte, dieses Verhältnis vollkommen aus den Augen setzte.

Der Sieg, welchen Otto über die Böhmen erfocht, gab seinen kriegerischen Absichten einen neuen Schwung. Der Zug, den er vornahm, wurde durch das Vorgeben eines beabsichtigten Romzuges einigermaßen verhüllt; aber jedermann wußte, daß er dem Zustande in Oberitalien gelten solle.

Noch vor dem Vater, der aus Sachsen kam, machte sich Liudolf aus Schwaben auf. Er forderte die Unterwerfung der Lombarden unter Otto; denn ihm selbst, der ja bereits zum Thronerben erklärt worden war, lag daran, die Ansprüche des alten fränkischen Königtums auf Oberitalien durchzuführen mit Hülfe der Schwaben, die ihm als Herzog folgten, und seiner Freunde; seine besten Verbündeten waren Konrad der Rote und der Erzbischof von Mainz, Friedrich. Berengar wich vor Liudolf von einem seiner Kastelle ins andere, Widerstand leistete er nicht. Eine unerwartete Gegenwirkung aber fand Liudolf an seinem Oheim, dem Herzog Heinrich, der durch seine Sendboten die großen Städte davor warnte, sich jenem zu unterwerfen.

Wie aber läßt sich nun dieser Widerstreit des Neffen und des Oheims erklären? Ich denke, das ist sehr einfach. Wie die erwähnte Reflexion der Pilgrime andeutet, so war die Absicht von Anfang an auf eine Vermählung des verwitweten Königs mit der jungen Adelheid gerichtet. Diese aber konnte dem Sohne des Königs nicht eben angenehm sein, weil dadurch in die regierende Familie ein neues Element kam, das ihn von der höchsten Gewalt einen Schritt zurückdrängte. Sehr erwünscht dagegen war sie dem Herzog von Bayern, der gegen den künftigen Nachfolger eine Stütze suchte. Daher, daß Liudolf fürchtete, von der Herrschaft in der Lombardei ausgeschlossen zu werden, schreibt sich sein voreiliges Vorrücken nach Italien. Hätte aber Liudolf Italien in seinen Besitz gebracht, so würde für Otto das Motiv zu einer Verheiratung mit Adelheid, welches eben in dem ihr zustehenden Anrecht auf das Land lag, verschwunden sein. Er meinte mit Adelheid zugleich die Lombardei an sich zu bringen, worin ein zwiefacher Vorteil Heinrichs lag,

— für ihn persönlich aus dem angegebenen Grunde und zugleich für Bayern. In dem inneren Zwiespalt der Familie unternahm Otto seinen ersten Zug nach Italien.

Sein Bruder Heinrich begleitete ihn. Als Otto in Oberitalien eindrang, war schon alles dafür gestimmt, ihn als König zu empfangen. Die Absicht Ottos war nicht allein auf das Reich Berengars gerichtet, sie umfaßte die Herrschaft in Italien, wie sie König Hugo ausgeübt hatte; er dachte zugleich die andere Partei, die noch an den Rechten Adelheids festhielt, für sich zu gewinnen.

Noch hatte er sich über seine Absicht nicht erklärt. Die Königin galt für ebenso sittsam, wie sie schön war; doch wollte Otto, wie er später einmal gesagt hat, ihre Sinnesweise kennen lernen. Er schickte ihr prächtige Geschenke. Dann forderte er seinen Bruder Heinrich auf, ihr alle mögliche Ehre zu erweisen und sie nach Pavia zu führen, wo er als König der Langobarden auftrat und sie einst selbst als Königin verehrt worden war. Als solche führte sie Heinrich ein. So stellte er sie dann seinem Bruder Otto dar, der nun keinen Augenblick zögerte, die Vermählung, die er ursprünglich geplant hatte, ins Werk zu setzen.

Es war eigentlich eine Vereinigung des deutschen Interesses, bei welchem auf Berengar keine Rücksichten weiter genommen wurden, und des italienischen, das noch in Adelheid erschien, wenn sie sich nun als König und Königin einander die Hand gaben. Denn eine bloße Besitznahme der Lombardei hätte Otto noch nicht genügt; er wünschte die vereinigten Italiener zu beherrschen.

Es erhellt nicht, daß Otto damals definitive Bestimmungen über sein Königtum getroffen hat. In seinen Diplomen erscheint er als der König, der seinem sechzehnten Regierungsjahre in Deutschland das erste in Italien hinzufügt; er nennt sich König der Franken und Lombarden, ein andermal König der Franken und der Italiener. Doch wird damit nicht etwa eine besondere Besitznahme ausgesprochen; es ist nur eine Ausdehnung des Begriffes des Reiches über die Alpen. Die erste der Privaturkunden, welche seine Anerkennung in sich enthalten, datiert von Monza. Otto genoß das neue Königtum in Pavia in Genossenschaft seiner Gemahlin vom 23. September 951 bis 11. Februar 952. Am 15. Februar finden wir ihn in Como, wo Adelheid, die ihn jetzt als herrschende Königin begleitete, kurz zuvor ihre trübsten Tage verlebt hatte. Er ging dann durch Graubünden und die Schweiz nach seinem Sachsen zurück, wo er in Magdeburg mit seiner Gemahlin Hof hielt. Adelheid erfreute sich von Anfang an eines nicht geringen Einflusses. Aus der neuen Verbindung aber sollten dem König die bittersten Früchte erwachsen. Die Erwerbung der italienischen Krone an sich, noch mehr die Art und Weise, wie sie geschehen war, brachten eine durchgreifende Veränderung in der Regierung hervor.

Die alte Zwietracht in dem königlichen Hause war dadurch wieder angefacht worden, daß Liudolf seinem Vater mit einer gewissen Selbständigkeit

vorausgeeilt war, Heinrich aber dem Könige, wie Hroswitha sagt, hülfreich zur Seite gestanden hatte. Der ganze Einfluß der neuen Königin kam ihm zu gute, sie war seine beste Stütze. Liudolf geriet in die unbequeme Lage eines zurückgesetzten Thronerben. Er war sobald als möglich von dem König nach der Heimat entlassen worden, wo er dann in dem Adel, den er um sich sammelte, Sympathien fand. Bei einem Gelage, das er veranstaltete, sind Äußerungen gefallen, welche Verdacht erregten.

Überhaupt sahen sich die Männer, die sich früher im Gegensatz zu Heinrich mit Otto verbündet und seine Überlegenheit herbeigeführt hatten, plötzlich von dem Einfluß ausgeschlossen, der ihnen bisher zu teil geworden war. Die Anhänger Heinrichs, welche eben durch sie zurückgedrängt worden waren, erhoben aufs neue ihr Haupt. Konrad der Rote erschien an dem Hofe zu Magdeburg. Er war in Pavia zurückgeblieben, um Berengar zu überwachen, hatte dabei aber die Gelegenheit gefunden und ergriffen, mit demselben eine Abkunft zu treffen. Wir kennen sie nicht; aber so viel darf man aus der Konjunktur der Verhältnisse schließen, daß sie mehr den Ansprüchen Liudolfs und der Schwaben entsprach, als den Intentionen des Herzogs Heinrich.

Konrad hatte Berengar überredet, sich mit ihm an den Hof zu begeben, wo er durch seine Unterwerfung die Gnade des Königs wieder erlangen könne. Er fand aber nicht die Aufnahme, die er erwartete. An sich kann es nicht auffallen, wenn Otto Bedenken trug, Berengar zu empfangen, da die Königin Adelheid die schwersten Bedrängnisse von ihm erfahren hatte. Konrad, der bisher immer mit offenen Armen aufgenommen worden war, empfand diese Verzögerung als eine Art von Ungnade, die ihn selber treffe. Man wurde inne, daß die neue Königin doch wieder eine autoritative Stellung einnahm, was als Neuerung zum Nachteil derer erschien, die an der bisherigen Regierung teil gehabt hatten. Die Freunde Liudolfs waren auch die Freunde Konrads des Roten: sie fühlten sich sämtlich zurückgedrängt und schlossen sich aneinander.

Zunächst trat nun diese Entzweiung noch nicht ans volle Tageslicht. Ohne durch dieselbe beirrt zu sein, ordnete der König einen Reichstag für den Sommer 952 in Augsburg an, zu welchem er Berengar mit sich nahm. Er hatte denselben längst empfangen; einen Austrag aber mit ihm wollte er nur mit Einwilligung des Reichstags treffen. Die Reichsversammlung war zugleich eine Synode, bei der die Bischöfe des oberen Deutschland und des oberen Italien sehr zahlreich erschienen; der Erzbischof von Mainz führte unter ihnen den Vorsitz. Es wäre nicht der Mühe wert, die klerikalen Canones, welche sie abfaßten, aufzuzählen. Aber politischen Wert hatte es, daß den Würdenträgern der Kirche in den jetzt vereinigten Provinzen des oberen Germanien und des oberen Italien gleichsam eine Gewährleistung für die Verabredung zufiel, welche für die Verhältnisse der beiden Länder getroffen werden sollte. Der Beschluß war, daß Berengar die östlichen Territorien, die er zu seinem Reiche gerechnet hatte, Friaul, Istrien und Aquileja, abtreten,

in den übrigen Landschaften aber auch fortan als König fungieren sollte, unter der Bedingung jedoch, daß er die Oberherrschaft des ostfränkischen Königs anerkenne. Berengar war nicht im stande zu widerstehen. Er selbst und sein Sohn Adalbert huldigten dem ostfränkischen König in aller Form.

Wohlbetrachtet lag darin eine Bestätigung des neuen Systems, das seit der Vermählung mit Adelheid inauguriert worden war. Dem Herzog von Bayern wurde eine Territorialvergrößerung bewilligt, welche seine Vorgänger oft angestrebt, aber nie erlangt hatten. Berengar wurde von dem Einfluß, welchen Liudolf und Konrad der Rote auszuüben gedacht hatten, emancipiert: er stellte sich unter die Regierung, welche unter dem Einfluß Adelheids, Heinrichs und auch der Königin-Mutter konstituiert wurde, wenn nicht infolge ausdrücklicher Bestimmung, so doch dem Wesen der Sache nach.

Sollte man wohl irren, wenn man annähme, daß der Vertrag Konrads mit Berengar auf ein ähnliches Verhältnis abzielte, nur mit dem Vorbehalt des überwiegenden Vorteils für Schwaben und den Sohn des Königs? War das nicht eigentlich die Intention Liudolfs bei seinem ersten Angriff auf Berengar gewesen? Er war durch Heinrich an der Erreichung seiner Absichten verhindert worden; und diesem fiel nun der ganze Vorteil der Unternehmung zu, unter der Teilnahme der Königin.

In diesen bedeutungsvollen Moment fällt die Annäherung Ottos an Abderrahman III., die wir schon flüchtig berührten. Sie ist so charakteristisch, daß wir ihr wohl mit einem Worte Erwähnung thun dürfen. Daran war nicht zu denken, daß das Emporkommen eines kräftigen Reiches im Abendlande eine Richtung desselben gegen den Islam in Aussicht gestellt hätte, so wenig wie Abderrahman, der ja der Saracenen in Fraxinetum nicht mächtig war, seinen religiösen Antipathien gegen das Abendland die Bahn zu öffnen gemeint war.

Einige Jahre früher hatte Abderrahman eine Gesandtschaft an Otto abgeschickt. An der Spitze derselben stand ein Bischof, der ein Schreiben übergab, bald darauf aber starb. Am Hofe Ottos geriet man in Verlegenheit; denn so freundlich das Schreiben auch übrigens lautete, so fanden sich doch darin einige Stellen, welche Afterreden gegen Christus und die christliche Religion enthielten. Man faßte die Absicht, diese Legation nicht unerwidert zu lassen, nicht ohne die Hoffnung, Abderrahman vom Islam abwendig zu machen und zum Christentum herüberzuziehen. In diesem Sinne wurden die Briefe ausgefertigt, an deren Abfassung der Bruder Ottos, Bruno, den größten Anteil gehabt haben soll.

Nicht ohne Mühe wurde eben im Jahre 953 jemand gefunden, der die Gesandtschaft übernehmen wollte. Es war ein Mönch aus dem lothringischen Kloster Gorze. Man gab ihm einen Mann aus Verdun, der in Spanien bekannt war, zur Begleitung. Es gesellte sich ihnen noch ein Mönch hinzu, der in einem Dorfe nahe bei Toul lebte.

Nach der Ankunft mußte Johann von Gorze sehr lange auf die Audienz warten; denn auch die Mohammedaner hegten religiöse Bedenklichkeiten gegen diese Annäherung. Und es wäre lebensgefährlich gewesen, das Schreiben Ottos, welches sich gegen die Grundsätze des Islam aussprach, zu überreichen. Ein langer Verzug entstand nun dadurch, daß Johann von Gorze um Erlaubnis bitten mußte, eine Audienz ohne Überreichung des Schreibens nachzusuchen. Erst als diese eingetroffen war, kam es dann soweit, daß der Kalif, prächtig auf seinem Ruhebett dahingestreckt, den Mönch, der es sich nicht nehmen ließ, in seiner Kutte zu erscheinen, empfing. An sich sehr bemerkenswert, wie sich da das umgewandelte Abendland mit dem mächtigsten Herrscher des occidentalischen Islam berührt. Es war erst bei einer zweiten Audienz, daß ein Zwiegespräch stattfand, in welchem die Macht des Kalifen mit der des Königs verglichen wurde. Johann antwortete auf die Lobpreisungen der eigenen Macht des Kalifen: er wisse seinerseits niemand, der seinem Könige an Umfang der Macht und in den Waffen, besonders an Reiterei, gewachsen sei. Der Kalif stellte das nicht in Abrede, aber eins, sagte er, gäbe es doch, worin sich Otto nicht umsichtig beweise: er behalte die Autorität seiner Macht nicht für sich selbst, sondern überlasse sie andern, die er dadurch zu Ehrerbietung und Gehorsam zu verpflichten meine; im Gegenteil, er reize sie zu Übermut und Empörung auf. Dafür führt Abderrahman das Gebaren Konrads des Roten an; der Schwiegersohn des Königs verführe auch den Sohn desselben; er übe eine allgemeine Tyrannei aus.

In den arabischen Aufzeichnungen findet sich, daß der Kalif mit dem Herzog von Tuscien und mit Burgund in Verbindung stand. Es konnte ihm nicht verborgen sein, was Konrad damals in Ostfrancien unternahm und ausführte. Aber auch mit den Ungarn stand Abderrahman in Verbindung. Dem Gesandten Ottos sagte er geradezu, durch die Rebellen werde die fremde Nation der Ungarn in das Land eingeladen, um es zu verwüsten.

Abderrahman hat damit in der That den Kern der Unruhen in dem östlichen und westlichen Frankenreich treffend bezeichnet, die seit der Absendung Johanns von Gorze erst zum Ausbruch gekommen waren.

Empörung Liudolfs und Konrads des Roten. Sieg Ottos über die Ungarn und Slaven.

Auf dem Reichstage von Augsburg erschien Otto äußerlich in der Fülle der Macht. Er war mit seinem Bruder versöhnt und hatte die Lombardei erworben, wohin er Berengar zurückgehen ließ, um das Land in seinem Namen zu verwalten. Die italienischen Machthaber standen großenteils auf seiner Seite, sowie die westfränkischen. In den drei Teilen des altkarolingischen Reiches besaß er ein Ansehen, vor dem jedermann sich beugte. Aber

von festem Bestand war das nicht. In Deutschland selbst hatte jener Umschlag, der in der inneren Politik des Königs Otto hervorgetreten war, eine allgemeine Aufregung zur Folge. Die Häupter der großen Partei, welche bisher den vorwaltenden Einfluß ausgeübt hatten, wollten sich nicht erst aus ihren Stellungen verdrängen lassen; sie fühlten sich stark genug, dem König selbst den Handschuh hinzuwerfen. Als er sich von Bayern nach Franken wandte, wurde er eine feindselige Stimmung inne. Er hatte die Absicht, eine Zeit lang in Ingelheim zu verweilen, wo sein Bruder Heinrich erscheinen sollte; aber eben diesem galt die Opposition, die sich in Schwaben und Franken regte. Anstalten wurden getroffen, ihn selbst im Angesicht des Königs gefangen zu setzen, und als sich Otto um seiner eigenen Sicherheit willen nach Mainz begab, fand er daselbst nicht die unterwürfige Aufnahme, die ein König erwarten durfte; Erzbischof Friedrich, welcher einst die beiden Herzöge nach Italien begleitet hatte, gab Anlaß, daß man ihm Anteil an diesen Plänen zuschrieb. Als dann Liudolf und Konrad in der Nähe der Stadt erschienen, waren sie dem König so vollkommen überlegen, daß derselbe einen Vertrag annehmen mußte, der ihrer oppositionellen Haltung entsprach. Äußerlich bemerkte man nur, daß sich der König den Feinden gegenüber ruhig und freundlich verhielt. Aber er empfand doch, was ihm drohte. In Köln, wohin er schon mit bewaffnetem Gefolge gelangte, vereinigte er eine ansehnliche Versammlung um sich her, und es gelang ihm, die Lothringer, welche durch das Verfahren Konrads selbst in allgemeine Gärung versetzt worden waren, für sich zu gewinnen.

Otto, der in Franken in entschiedenen Nachteil geraten war, begab sich dann nach Sachsen, wo er, wie Widukind sagt, den König, den er unter den Franken verloren, wiederfand. Unter diesen Umständen faßte er den Mut zu einer energischen Erklärung gegen die Aufstandsversuche, denen er begegnet war. Er widerrief alle die Zusagen, zu denen man ihn in einem Momente der Gefahr genötigt hatte. Wie es scheint in Form eines Ediktes erließ er die Aufforderung an Konrad und Liudolf, ihm die Urheber jener Verrätereien zu nennen; wo nicht, so würden sie als Reichsfeinde behandelt werden.

Noch im Mai 953 wurde in Fritzlar ein Reichstag gehalten, auf welchem die beiden Angeklagten nicht erschienen, aber ihre Sache doch insofern in Beratung kam, als der Erzbischof Friedrich, des Einverständnisses mit ihnen beschuldigt, darüber von dem Herzog Heinrich, der nicht verfehlt hatte zu erscheinen, zur Verantwortung gezogen wurde. Friedrich hatte den Ruf der Devotion und reiner Sitten. Der vornehmste Berichterstatter, Widukind, vermeidet, sein Urteil auszusprechen, berichtet aber doch, daß Heinrich in der Versammlung die Oberhand behauptet habe; der ganze Heerbann habe sich für ihn erklärt und der König dann die thüringischen Grafen, die sich zu Liudolf und Konrad hielten, zur Verbannung verurteilt und sie dem Herzog Heinrich überlassen. Aus den Ausdrücken Widukinds möchte man schließen, daß er das Recht des Reichstags, über den Bischof zu richten, bezweifelt hat.

Dieser entzog sich der Verurteilung durch eine schleunige Abreise nach Mainz; mit den beiden Herzögen aber brach der Krieg aus.

Kein Wunder, daß die offene Entzweiung des Königs mit seinem Sohne und Schwiegersohne, die früher seine besten Stützen gewesen waren, die Teilnahme von ganz Germanien erregte. Die allgemeine Bewegung hatte selbst auf das westfränkische Reich Einfluß. Konrad der Rote trat jetzt, im Widerspruch mit den eingegangenen Verpflichtungen, in Verbindung mit Hugo dem Großen. Was hätte diesem erwünschter sein können, als eine Beschränkung des ostfränkischen Königs, durch dessen Einschreiten die Wiedererhebung Ludwigs d'Outremer begünstigt und bis auf einen gewissen Grad durchgeführt worden war? Eine Veränderung aller europäischen Verhältnisse hätte darin gelegen, wenn es Liudolf und Konrad gelungen wäre, die Macht Ottos umzustürzen, oder wenigstens zu beschränken und zu teilen.

Otto suchte vor allem das Rheinland zu behaupten; er erhob seinen Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln und ernannte ihn zu seinem Erzkaplan. Dann erschien er mit einem Heere, zunächst um sich des festen Mainz wieder zu bemächtigen, das in die Hände Konrads übergegangen war, während Erzbischof Friedrich sich nach Breisach zurückgezogen hatte. Darin lag gewissermaßen eine Frage für die Welt, ob Mainz in den Händen des Königs oder in denjenigen seiner Widersacher verbleiben werde. Und da nun Konrad in den niederländisch-westfränkischen Verwirrungen in Nachteil geraten war, so hielt er es um so mehr für notwendig, ungesäumt nach Mainz zu gehen und es unter allen Umständen gegen den König zu behaupten. Das gelang ihm auch vollkommen: der König mußte nach einer zweimonatlichen Belagerung von derselben abstehen, was dann als ein Sieg seines Sohnes und seines Schwiegersohnes über ihn, den Vater und Herrn, betrachtet wurde. Konrad der Rote gewann hierauf überhaupt die Oberhand. Er fand Anhänger in Sachsen: Truppenführer, die gegen ihn herangezogen waren, gingen zu ihm über.

Auch in Bayern kam ihm ein inneres Zerwürfnis zu statten: die noch überlebenden Mitglieder der agilolfingischen Familie sahen sich durch Heinrich von dem Herzogtume ausgeschlossen, sie wandten sich zu Liudolf. Judith mußte das Land verlassen. Als Otto, dem alles an der Wiedererwerbung Bayerns lag, seine Mannen dahin führte und Regensburg belagerte, richtete er daselbst so wenig aus, wie vor Mainz. Ungeachtet seiner bisherigen großen Erfolge erfüllte sich das Innere mit Krieg und Gewaltthat, sei es zur Empörung oder zur Unterdrückung derselben. Konrad wandte seine Waffen gegen Metz, wo Bischof Adalbero von ihm abgefallen war, und verjagte denselben. Dann schritt er zu einem Angriff gegen seinen vornehmsten Widersacher in Niederlothringen, den Grafen Raginald.

Konrad erscheint als die größte politisch-militärische Gestalt der Zeit: er war unternehmend und unbezwinglich; man rühmt ihm nach, daß er zwar sehr verwegen sei, aber mit seiner Kühnheit Vorsicht und wohlerwogene Ent-

schlüsse verbinde. Er übte über seine Truppen den beherrschenden Einfluß aus, den eine tapfere und glückliche Heerführung in allen Zeiten hervorgebracht hat; von allen Gegnern wurde er gefürchtet. Wohin nun seine Gedanken damals gegangen sind, läßt sich aus den Gerüchten, die darüber in Umlauf kamen, doch nicht entnehmen. Nur eines ist gewiß, er wollte Liudolf gegen Heinrich aufrecht erhalten. Indem er aber hiezu alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, anwandte, und dadurch allgemeine Unsicherheit hervorrief, trat ein Moment ein, welches den Ausschlag nach einer andern Seite hin gab.

Die Ungarn, welche damals das westliche Frankenreich und Italien überfluteten, bereiteten sich, eben durch diese Unruhen veranlaßt, zu einem neuen großen Einfall in Deutschland vor, der den allgemeinen Ruin herbeiführen zu müssen schien. Wer sollte ihnen widerstehen, der König und seine Getreuen oder Konrad und dessen Partei? Von der letzteren war die Meinung, daß sie selbst mit den Ungarn in Verbindung gestanden, und gewiß nicht ohne Grund war die Annahme; aber sie hatten dabei nur auf die Unterstützung ihrer eigenen Sache durch die Ungarn gerechnet, nicht etwa das Reich gefährden wollen.

In dieser Verlegenheit wurde besonders auf Betreiben der Bayern eine Versammlung beider Parteien verabredet. Sie fand in Langenzenn bei Nürnberg statt. Hier kamen zunächst die Gegensätze, die einander bekämpften, nochmals zu Tage: der König beschwerte sich über das Verhalten der Gegner, Anklagen und Gegenanklagen wurden gewechselt, mit denen nicht zu Ende zu kommen war. Endlich sprach der König das entscheidende Wort; dem Erzbischof Friedrich, welcher sich entschuldigte, aber zugleich seine Treue beschwor, antwortete der hochgesinnte Otto: seine Eidschwüre bedürfe er nicht, aber er möge helfen, den inneren Frieden herzustellen. In diesem treffenden Worte lag das Moment der Rettung. Der Erzbischof ging ungesäumt an das ihm aufgetragene Werk, und es gelang ihm vollkommen bei Konrad dem Roten, dem Manne, der in der Mitte der oppositionellen Bewegung stand, und als ihr Haupt betrachtet wurde. Friedrich und Konrad vergaßen ihre besonderen Interessen und schlossen sich den großen Angelegenheiten des Reiches und der Christenheit, die der König verfocht, wieder an.

Liudolf war zu jung und hochfahrend, um den Eröffnungen des Erzbischofs Gehör zu schenken. Er begab sich mit seinen Mannen von Langenzenn unmittelbar nach Regensburg zurück, wo er seine Parteistellung gegen seinen Oheim Heinrich und seinen Vater selbst entschlossen behauptete. Da ist es zu einem Kampfe zwischen Vater und Sohn gekommen. Liudolf wehrte sich tapfer und geschickt; erst als ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, suchte Otto Unterhandlungen anzuknüpfen, von denen aber auch Liudolf alsdann nichts hören mochte. Er wollte nicht eigentlich Unterthan sein. Aus einer zwar zuverlässigen, aber nach Ort und Zeit nicht genau bestimmten Nachricht sieht man, daß Vater und Sohn an der Iller noch einmal kampfbereit einander gegenüberstanden. Es schien zu einer Schlacht zwischen ihnen

kommen zu müssen. Der Bischof Udalrich von Augsburg machte sich eine Pflicht daraus, das Zusammentreffen zu verhindern; er fand den Sinn beider sehr hart, aber sie gingen auf Friedensverhandlungen ein. Im Herbst des Jahres 954 ist endlich Liudolf, als sein Vater in Thüringen der Jagd pflegte, bei ihm erschienen, mit entblößten Füßen, als reuiger Büßer und hat ihm den Entschluß ausgesprochen, allen seinen Befehlen Folge zu leisten.

Eine ähnliche allgemeine Versammlung wie in Langenzenn wurde dann im Dezember desselben Jahres zu Arnstadt gehalten, bei welcher auch Liudolf sich einstellte und die Hand zur Versöhnung bot. Liudolf wurde seines Herzogtums Schwaben entsetzt, sowie Konrad der Rote des Herzogtums Lothringen. In dem ersten folgte Burchard, der sich bald darnach mit der Tochter Heinrichs von Bayern verheiratete. Das andere verwaltete Bruno, der immer auf seiten Ottos und Heinrichs gestanden hatte. In allen großen staatsrechtlichen Fragen behauptete der König die Oberhand. Liudolf und Konrad behielten ihren eigentümlichen Besitz und wir finden sie in den Diensten des Königs. Die Versöhnung, die in Langenzenn eingeleitet war, kam in Arnstadt wirklich zu stande.

Eine glückliche Konjunktur bildete es nun, daß die inneren Entzweiungen beigelegt waren, als die Ungarn den großen Einfall in Deutschland, mit dem sie umgingen, ins Werk zu setzen sich anschickten, in der Erwartung, das Reich in voller Entzweiung zu finden. Indem sie den König selbst mit friedlichen Eröffnungen in Ruhe zu halten vermeinten, ergossen sie sich über Bayern. Es ist kein Zweifel, daß einige Abkömmlinge des agilolfingischen Hauses mit ihnen im Einverständnis waren. Aber eben die Besorgnis vor einer neuen Überflutung durch das raubgierige avarisch-ungarische Kriegsheer hat zur Beilegung jener Entzweiungen am meisten beigetragen. Als die Nachricht von dem Einbruche der Ungarn erscholl, rüsteten sich in Deutschland die beiden Parteien mit einem gewissen Wetteifer, um ihnen zu widerstehen. Nicht sehr zahlreich war das Heer, welches Otto von der Elbe heranführte. Denn die Sachsen waren soeben in einem Kampfe mit den slavischen Nachbarn beschäftigt. Aber die bayrischen und fränkischen Völkerschaften zogen ihm zu, und man berichtet, daß er acht Heerhaufen aus ihnen bildete.

Die Ungarn waren überdies schon bis zum Lech vorgedrungen und belagerten Augsburg. Eine eigentümliche Rolle spielte der schon erwähnte Bischof Udalricus; sie ist für die damalige Stellung des Bistums überhaupt bezeichnend. Udalricus hatte sich eine kleine Kriegsmacht gebildet aus geübten, mannhaften Kriegsleuten. Aber er hielt sie beisammen, denn nur zur Verteidigung dachte er sie zu verwenden. Er erschien zu Pferde unter ihnen; in seiner geistlichen Tracht, ohne Schutzwaffen. Persönlich prüfte er die Verteidigungsmittel; er erneuerte die Verschanzungen und legte neue Bollwerke an. Die Ungarn erstaunten, als sie die Vorkehrungen wahrnahmen, die man gegen sie getroffen hatte, meinten aber dessenungeachtet die Stadt erobern zu können.

In diesem Augenblicke vernahmen sie, daß König Otto mit seinem Heere heranrücke. Sie wendeten sich sofort gegen ihn. In der bedrängten Stadt vernahm man den Schall ihrer Drommeten, durch welche ihr Vorrücken gegen den König angekündigt wurde. Es war den Ungarn selbst nicht unlieb, daß Otto erschien, denn sie hofften dadurch des Reiches Meister zu werden. Der König selbst war betroffen, als er die zahlreichen Scharen, mit denen er zu kämpfen hatte, anrücken sah. Er und sein Heer faßten erst Zuversicht zu ihrer Sache, als Konrad mit einer fränkischen Schar eintraf; denn dieser hatte durch seine Kriegführung das allgemeine Vertrauen gewonnen. Die Entzweiung der Deutschen hatte die Ungarn herbeigelockt; vereinigt waren die Deutschen ihnen überlegen. So kam es am 10. August 955 zu einer Schlacht auf dem Lechfelde, die in den Annalen der Geschichte eine große Stelle einnimmt. Hauptsächlich dadurch wurde sie entschieden, daß eine wohlgeordnete Schar Konrads die Ungarn, welche sich gegen die Böhmen, die das Gepäck hüteten, gewandt hatten, auseinanderwarf und zum Rückzug nötigte. Der König nahm an der Schlacht lebendigen Anteil: er soll sich mit der heiligen Lanze in das Getümmel der Feinde gestürzt haben. So wurden die Ungarn in die Flucht geschlagen.

Der König hatte eine so vollkommene Überlegenheit errungen, daß er im Gefühl der Hoheit des Reiches und der Kirche die Ungarn nicht als Kriegsleute behandelte, sondern als Räuber: die zahlreichen Gefangenen ließ er an Galgen vom Leben zum Tode bringen. Einen großen Verlust hatten die Deutschen. Konrad der Rote wurde, als er Atem zu schöpfen suchte, von einem Pfeile der Ungarn getroffen; an dieser Wunde kam er um. Aber man schrieb ihm das größte Verdienst an dem erfochtenen Siege zu.

Konrad ist durch die Opposition, die er der Politik des Königs entgegensetzte, noch mehr durch den Beistand, den er demselben wie früher, so zuletzt geleistet hat, unvergeßlich. Man darf nicht übersehen, daß er der Stammvater der folgenden kaiserlichen Dynastien geworden ist. Aus seiner Ehe mit Liutgarde sind nach einigen Generationen die salischen Kaiser entsprungen, mit welchen dann wieder die Staufen in engstem Zusammenhange stehen.

Die Schlacht auf dem Lechfelde erscheint um so mehr als ein Weltereignis, als die Ungarn soeben Frankreich und Italien durchstreift und auch Konstantinopel bedroht hatten. Der Fürst, der sie in einer großen Schlacht zu Paaren trieb, war der Retter von Europa; er enthob sie zugleich selbst ihrer ursprünglichen Barbarei, denn von da an beginnt ihre Christianisierung, sie treten von da ab in die geordnete Welt. Dem König Otto muß es wohl als ein großer Entschluß angerechnet werden, daß er die Ungarn anzugreifen gewagt hat, obwohl er in seiner unmittelbaren Nähe an der slavischen Bevölkerung der Grenzlande einen furchtbaren Feind hatte, der ebenfalls durch die Entzweiungen im Reiche in die Waffen gebracht worden war.

Otto hatte die Verteidigung Sachsens dem Ahnherrn des späteren

herzoglichen Hauses in Sachsen, Hermann Billung, anvertraut, welcher ihm in allen Unruhen unerschütterlich zur Seite gestanden hatte. Das war aber ein Mann, der, indem er die Sache des Königs verfocht, zugleich auf die Vergrößerung seiner eigenen Besitztümer Bedacht nahm. Die beiden Söhne seines älteren Bruders meinten, von ihm unter Zustimmung des Königs in ihrem Erbteile beeinträchtigt zu sein. Sie ergriffen den Augenblick, in welchem die Macht Konrads des Roten im Übergewicht war, um an den östlichen Grenzen ihren Oheim und zugleich den König zu befehden. Sie wurden leicht niedergeschlagen, dadurch aber um so mehr gereizt, so daß sie sich dem nationalen Feinde, den sie bisher bekämpft hatten, anschlossen: sie gingen über die Elbe und brachten benachbarte slavische Häuptlinge, Nako und Stoinef, indem sie den angeborenen Haß der Slaven gegen die Deutschen nährten, unter die Waffen. Hermann Billung vermochte seine Mark nicht zu beschützen: eine seiner Städte, der er selbst geraten hatte, sich zu unterwerfen, wurde bei dem Abzuge der Truppen verwüstet und zerstört. Diese Erfolge der Slaven, die sich auch über die benachbarten Marken erstreckten, fallen in dieselbe Zeit, in welcher ein Einbruch der Ungarn gefürchtet werden mußte. Noch vor der Ungarnschlacht, bald nach seiner Aussöhnung mit dem König, erschien Konrad an der sächsisch-slavischen Grenze und bewirkte einen Umschlag der allgemeinen Lage, doch war noch kein definitives Ergebnis gewonnen, als Otto seine Macht gegen die Ungarn wenden mußte. Der Sieg am Lech entschied auch über die Bewegungen an der Elbe.

Die slavischen Häuptlinge erklärten sich zum Frieden bereit, selbst unter der Bedingung einer Tributzahlung. Aber die Einrichtungen in den Marken, bei denen ihre Freiheit nicht bestehen könne, wollten sie nicht wiederherstellen lassen. Otto verweigerte den Frieden nicht, aber wesentliche Konzessionen zu gewähren, ließ er sich nicht bewegen; er forderte vielmehr Genugthuung für den geschehenen Einfall, da er, wenn wir recht verstehen, das alte Verhältnis der Marken, also das Übergewicht der Sachsen, wiederherstellen wollte.

Hierüber kam es zu einem neuen Kampfe, zu welchem auch Gero, der gegen die Ungarn mitgefochten hatte, wieder an der Elbe erschien. In dem von Sümpfen durchzogenen Lande geriet der König noch einmal in große Gefahr. Als er die Recknitz überschreiten wollte, an der Stelle, wo dies durch die mit Sümpfen umgebenen Ufer unmöglich war, sah er sich durch die Verhaue der Slaven verhindert, den Rückzug anzutreten und war von allen Seiten von Feinden bedrängt. Den König hat damals der in diesem Kriege erfahrene Gero gerettet. Im ältesten Stile besprach er sich über den Fluß mit Stoinef und fragte, ob dieser gewillt sei, nicht allein ihm und seinesgleichen, sondern dem Könige selbst in offenem Kampfe zu begegnen. Und als Stoinef mit Schmähungen antwortete, ließ Gero keinen Zweifel darüber, daß es an dieser Stelle, auf der einen oder der anderen Seite des Flusses zum Kampfe kommen müsse. Indessen wurden an tieferen Stellen des Flusses drei Brücken geschlagen, auf denen dann das deutsche Heer hinüberging, so

daß es dem slavischen überlegen wurde. Der Vorteil Ottos lag darin, daß er die nun in europäischem Sinne eingeübte Kriegsmannschaft, namentlich die Reiterei, worin seine Hauptstärke bestand, über den Fluß führte. Als Stoinef, der mit seinen Leuten den Weg zu Fuß machen mußte, an der Stelle des Überganges anlangte, waren diese bereits ermüdet und wurden vollkommen geschlagen. Stoinef selbst kam um. Es ist wohl erlaubt, diese kleinen Umstände zu erwähnen, da sie charakteristisch sind und das Ereignis einen allgemeinen Erfolg hatte. Der Kampf war mit diesem Schlachttag keineswegs beendet. Die Gefangenen wurden als Majestätsverbrecher behandelt und großenteils enthauptet. An den ferneren Kämpfen hat auch Liudolf Anteil genommen. Ekbert und Wichmann haben sich, als die große Entscheidung gefallen war, zu Hugo dem Großen in das westliche Frankenreich begeben. Wie sollten sie darauf gekommen sein, wenn sie nicht von den Beziehungen ihres ursprünglichen Verbündeten, Konrads des Roten, zu den westfränkischen Baronen gewußt hätten?

Aber schon war auch hier alles verändert. Im September 954 war Ludwig d'Outremer noch in jungen Jahren unerwartet gestorben; seine Witwe Gerberga wußte kein anderes Mittel, die Rechte ihrer Kinder zu wahren, als daß sie sich an Hugo den Großen wandte, durch dessen Einfluß ihr ältester Sohn, Lothar, am 12. November 954 zum Könige gekrönt wurde. Es geschah durch ein Zusammenwirken verschiedener Parteien; ein Annalist sagt: auf Befehl des Herzogs Hugo hat ihn Erzbischof Artold geweiht. Lothar war der Enkel Heinrichs I.; der Einfluß des deutschen Königs, den sein Bruder Bruno in den Niederlanden repräsentierte, die Sympathien der westfränkischen Großen, welche Hugo leitete, griffen zusammen. Hugo hatte ebenfalls eine Tochter Heinrichs I. zur Gemahlin. Ein Sohn Heriberts verheiratete sich nach einiger Zeit mit einer Schwester des jungen Königs; eine große Verwandtschaft umschlang demnach die früher einander entgegengesetzten Parteien.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen auf der einen Seite mit dem karolingischen Könige, auf der anderen mit den vornehmsten der französischen Großen, den Robertinern, verschafften dem sächsischen Hause eine unzweifelhafte Überlegenheit. Bruno, der als Erzkaplan an der Verwaltung des ostfränkischen Reiches an sich einen großen Anteil nahm, brachte Lothringen mit demselben in Verbindung: in Compiegne unterwarf er die beiden Zweige der Nachkommen König Heinrichs I., Neffen Ottos, in seiner Nähe einer väterlichen Aufsicht. Diese Stellung diente auch wieder dazu, alle Regungen im ostfränkischen Kreise niederzuhalten und wirkte selbst auf die Beruhigung der slavischen Marken zurück.

Verwickelungen mit dem Papsttum.

Indem das östliche und westliche Frankenreich dergestalt durch ihre enge Verbindung noch immer an das Reich Karls des Großen erinnerten, entwickelten sich die Verhältnisse des dritten, des italischen, auf eine Weise, welche dem Unternehmungsgeist des ostfränkischen Königs nochmals eine Richtung dahin gab. Berengar scheint es mit seinen Verpflichtungen gegen Otto nicht sehr genau genommen zu haben. Diese waren dennoch für ihn insofern bindend, als eine Anzahl italienischer Bischöfe seiner Huldigung in Augsburg beigewohnt hatten. Wie wenig er auf sie zählte, zeigt die Anmutung, ihm für ihre Treue Geiseln zu stellen. Wir erfahren wenigstens von einem derselben, Atto von Vercelli, daß er dieses Verlangen mit Indignation zurückwies. Die Schwierigkeit der Lage entsprang auch aus der Unbestimmtheit derselben. Der ostfränkische König hatte das oberste Dominium im Lande an sich genommen, Berengar aber nannte sich ebenfalls König. Welches war die Grenze zwischen beiden Gewalten? Mannigfaltige Konflikte brachen aus, so daß schon im Jahre 956 Liudolf, jetzt mit seinem Vater einverstanden, einen Zug über die Alpen unternahm. Er behielt militärisch die Oberhand, eine Anzahl von Bischöfen trat auf seine Seite. Aber indem sie bereits, was sie bisher unterlassen hatten, nach den Jahren des ostfränkischen Königs ihre Urkunden zu datieren begannen, wurde der Sohn und Repräsentant desselben noch auf der Heimreise von einem Fieber dahingerafft.

Hierauf kam Berengar wieder empor. Er war damals sehr mächtig; er besaß nicht allein Verona, welches der deutsche König, sondern auch das Exarchat, welches der Papst in Anspruch nahm. In dieser doppelseitigen, gegen Reich und Kirche zugleich anstrebenden Stellung griff er in die Streitigkeiten ein, die damals in Mittelitalien ausbrachen. Mit Hubert von Tuscien eng verbündet, wandte er seine Waffen gegen Spoleto; sein Sohn Adalbert eroberte nicht allein diese Stadt, sondern bei seinem weiteren Vorschreiten stieß er unmittelbar mit den Gerechtsamen des römischen Stuhles zusammen.

In dem damaligen Papste Johann XII. kam die Verbindung des geistlichen und weltlichen Regimentes, welche Rom seit mehr als einem Menschenalter beherrscht hatte, gleichsam persönlich zur Erscheinung. Sein Vater war Alberich, der Sohn jenes Alberich, der sich einst am Garigliano im Kampfe mit den Saracenen einen Namen gemacht hatte. Er selbst hatte die große Kombination, welche durch die Vermählung seiner Mutter Marozia mit Hugo von der Provence gebildet werden sollte, zersprengt und war dann in den ausschließlichen Besitz der Gewalt gelangt. Er gehört zu den Fürsten, die bei der Auflösung des karolingischen Reiches sich selbständig erhoben, aus eigener Macht, aber nicht ohne eine gewisse formelle Berechtigung. Waren nicht solche die Robertiner im westlichen Frankenreich und unser Heinrich I. selbst? Sie hatten alle mit dem Gegensatze der geistlichen Gewalten zu

kämpfen. Alberich, der aus der römischen Aristokratie hervorgegangen war und sich als Senator aller Römer, d. h. Senator ohne Senat, und als Princeps und Patricius aufstellte, besaß die Energie und Gewandtheit, die dazu gehörte, des Papsttums Meister zu werden. Er setzte die Päpste ein und beherrschte ihre weltlichen Beziehungen. Wenn Papst Agapet II., als Otto I. nach Einnahme der Lombardei die Absicht aussprach, nach Rom zu kommen, es ablehnte, ihn zu empfangen, so darf man das wohl dem Einflusse Alberichs zuschreiben, der die weltliche Gewalt, welche er im vollen Umfange besaß, mit niemand teilen wollte.

Von einem im allgemeinen wohl unterrichteten Zeitgenossen wird erzählt, Alberich habe kurz vor seinem Tode die Römer verpflichtet, seinen Sohn Octavian bei der nächsten Vakanz zum Papste zu wählen. Diese Notiz wird von den heutigen Forschern angenommen und, wenn man auch an ihrer Richtigkeit zweifeln könnte, so war es gewiß eine Nachwirkung der Autorität Alberichs, daß Octavian, nachdem er eine Zeitlang an seines Vaters Stelle getreten war, als Johann XII. zum Papste gewählt wurde. Er vereinigte die bisher auseinander gehaltenen Direktionen der höchsten Gewalt in Rom, die geistliche und die weltliche. Seine Sinnesweise hatte jedoch keine geistliche Ader in sich; er erschien selbst in Waffen, gab sich allen sinnlichen Gelüsten hin; er befleckte den Sitz des occidentalen Patriarchen mit Ungebühr und Laster. Auch in anderen hierarchischen Stellungen zeigte sich diese Verbindung geistlicher und weltlicher Autorität; nirgends aber trat der Mißbrauch der geistlichen Gewalt durch die weltliche so schroff hervor, als in Rom, welches doch als die Metropole aller geistlichen Macht angesehen wurde.

Von diesem Papste ist nun die allgemein angenommene Erzählung, daß er den deutschen König zu Hülfe gerufen und ihm dabei die Übertragung des Kaisertums in aller Form versprochen habe. Man hat dies von jeher sehr auffallend gefunden. Und ein direkter Widerspruch gegen diese Annahme liegt darin, daß nach der gleichzeitigen Chronik von Salerno die Römer und Lombarden insgeheim, ohne Vorwissen des Papstes, nach Deutschland geschickt haben, um Otto einzuladen, die Herrschaft von Italien in seine Hände zu nehmen.

Bei einem zwar unbeholfenen, aber der römischen Angelegenheiten überaus kundigen Chronisten der Zeit, dem Mönche Benedict aus dem Kloster St. Andrea auf dem Berge Sorakte, findet sich eine anlautende Nachricht. Der zufolge waren ein paar hohe Würdenträger in Rom selbst, der Kardinaldiakon Johannes und der Geheimschreiber Azzo, über die Schlechtigkeiten Johanns XII. so tief entrüstet, daß sie miteinander zu Rate gingen, ob sie nicht den sächsischen König nach Italien berufen sollten und wie dies geschehen könne; sie waren, sagt er, hierüber in vollkommener Übereinstimmung und wünschten dem Papste eher den Tod, als daß sie ihm das Leben, ich verstehe in der bisherigen Weise, gegönnt hätten; sie gedachten, das römische Kaisertum an den sächsischen König zu bringen, um für die römische Kirche

einen milden Vorsteher zu gewinnen. Sie schickten Gesandte an den König, er möchte kommen, Italien und das römische Reich in Besitz zu nehmen.

Wie auffallend ist es nun, daß eben diese Männer es sind, die als Gesandte des Papstes vor König Otto erscheinen. Sie sind später von Johann XII. grausam bestraft worden; er hat, so sagt Benedict, dem Geheimschreiber die Hand abhauen lassen, mit der er die Einladung niedergeschrieben hatte. Auch aus anderen Zeugnissen ist gewiß, daß Johann XII. die Männer, die sich als seine Gesandten dargestellt hatten, als Verräter behandelt und mit Strafen von entsetzlicher Härte heimgesucht hat.

Die historische Forschung gerät hier in nicht geringe Verlegenheit. Denn wie soll es geschehen sein, daß der Papst eben diese seine Gegner zu seinen Gesandten an den König ernannt habe? Die zuverlässigsten Berichte nennen dieselben Namen. Sollten diese Gesandten wirklich ihren diplomatischen Auftrag durch feindselige Einstreuungen gegen den Papst in das Gegenteil verwandelt haben? Es ist kaum glaublich; dennoch beweist die Härte, mit der sie später behandelt wurden, daß ihnen der Papst eine ähnliche Schuld beigemessen hat.

Ein Streiflicht in dieses Dunkel wirft ein aus Hildesheim, von wo die besten Nachrichten über die späteren Decennien des 10. Jahrhunderts auf uns gekommen sind, stammender Bericht. Nachdem darin der Übergriffe Berengars gedacht worden ist, heißt es weiter, der Apostolikus Octavian-Johannes habe den König Otto aufgefordert, ihm gegen denselben zu Hülfe zu kommen und sich dabei auf die dem Könige von altersher zustehende Amtsgewalt des Patriciats bezogen. Man darf über die Erwähnung dieser alten Würde, die dem Kaisertum noch vorhergegangen ist, nicht in große Verwunderung geraten. Die Titel Patricius und Imperator werden noch im 9. Jahrhundert nebeneinander genannt. Alberich hatte dann der Würde des Patricius eine neue Bedeutung gegeben; er hatte das Patriciat besessen, ohne sich Kaiser zu nennen. Auf die Erneuerung dieser Würde in dem deutschen König war nun die Absicht Johanns XII. gerichtet, denn eines Patricius bedurfte er, um sich gegen Berengar zu behaupten. Wir vernehmen in dem Bericht, er habe Otto angedeutet, er solle diese Gewalt entweder ausüben oder niederlegen, worin eigentlich auch eine Drohung liegen würde, den König der Amtsgewalt zu berauben, die er nicht auszuüben vermöge. Daß Johann XII. beabsichtigt haben könnte, Otto zum Patricius zu machen, nicht zum Kaiser, läßt sich jedoch nicht denken; seine Worte würden in Deutschland kaum verstanden worden und wirkungslos verhallt sein. Patriciat und Kaisertum ließen sich unter den Umständen dieser Zeit nicht voneinander sondern. Aber der Papst stellte die Idee des Patriciats in den Vordergrund, er sah in demselben das Wesen der kaiserlichen Gewalt; auf dieser Auffassung der Verhältnisse wird dann die Einladung beruhen, die er an Otto ergehen ließ. Die Legaten aber, die er nach Deutschland schickte, scheinen diesen Gedanken mehr in den Hintergrund gedrängt, als nach dem Sinne des Papstes hervorgehoben

zu haben; sie wünschten, in Otto einen Kaiser im alten Sinne des Wortes zu sehen, worin ihnen die übrigen Italiener freudig beistimmten.

Wir bewegen uns hier in der Mitte einsilbiger Nachrichten, die verschiedene Auffassungen verraten. Historisch aber ist unleugbar, daß, indem der Papst den König zu Hülfe rief, auch die Gegner desselben dem König anlagen, diesem Rufe zu folgen. Erheben wir uns zu einer allgemeinen Anschauung der Lage der Dinge.

Seit dem Verfall der karolingischen Autorität im Abendlande war der Name des Kaisertums, welches die höchste Gewalt im Occident und vielleicht in der Welt bedeutete, von untergeordneten Geschöpfen der momentanen italienischen Politik usurpiert worden. Jetzt aber hatte sich im Occident durch das wieder entstandene ostfränkische Königtum eine Macht gebildet, die sich dem Großkönigtume Karls des Großen, wie es vor der Erhebung desselben zum Kaisertume bestanden, wohl vergleichen ließ: sie dehnte sich nach Osten und Norden hin um vieles weiter aus; sie erreichte die Oder und hatte einen maßgebenden Einfluß im Norden; es ist wahr, das westfränkische Reich wurde von ihr nicht umfaßt, aber doch indirekt und faktisch beherrscht. Sie war selbst der Gestaltung der höchsten Gewalt unter Arnulf weit überlegen; sie beruhte nicht, wie diese, auf einer zweifelhaften Übertragung, sondern sie stand bei aller Anknüpfung an die Vergangenheit doch auf eigenen Füßen; sie hatte besonders durch die Besiegung der Ungarn und die Erwerbung des Oberkönigtums der Lombardei eine universale Weltstellung. Sollte nun die ruchlose Ausübung der päpstlichen Gewalt, die jetzt in Rom stattfand, von diesem neuen Großkönigtume unbeachtet gelassen werden? Die enge Verbindung des hohen Klerus in Deutschland mit dem römischen Stuhle und dessen Beziehungen zu den europäischen Mächten überhaupt machten es undenkbar. In dem Besitze des fränkischen Königtums, das doch als eine Fortsetzung des karolingischen gedacht wurde, lag an und für sich ein Anspruch auf die kaiserliche Krone. Es schloß eine Veränderung der Weltlage in sich ein, wenn nun die in Germanien neu begründete Macht diese Krone an sich brachte. Was hatten ein blinder König von Burgund oder die, welche sich um die Trümmer der Macht desselben stritten, ein Berengar von Friaul, selbst der geschickte und energische Hugo von der Provence neben einem ostfränkischen König, wie er damals war, zu bedeuten?

Mochte nun der Papst das Kaisertum nur unter dem Gesichtspunkt des territorialen Schutzes, den er von demselben erwartete, anbieten, so wurde es von Otto in seiner vollen und universalen Macht aufgefaßt. Für diesen hochstrebenden Geist war es eine Art von Pflicht, sich der kaiserlichen Krone zu bemächtigen, der zugleich ein gesetzlicher Einfluß auf die Kirche zustand.

Hauptsächlich in diesem Sinne betrachtete die intimste Umgebung Ottos das Unternehmen. Es heißt, er habe sich aufgemacht, die kaiserliche Krone zu empfangen und das Königreich Italien, das Heiratsgut der Adelheid, in

Besitz zu nehmen — wie man glaubte, auf göttlichen Befehl. Nicht das Eigene suchend, sei er aufgebrochen, sondern um ein religiöses Werk auszuführen.

Am nächsten aber lag Otto doch die Befreiung der Lombardei von dem willkürlichen Regimente Berengars. Die von demselben mißhandelten italienischen Bischöfe, Walpert von Mailand und Waldo von Como, waren selbst gekommen, um ihn einzuladen; auch einige weltliche Großen hatten sich ihnen angeschlossen, unter ihnen der Markgraf Otbert, der Stammvater der Este.

Auf diese Aufforderungen, die zum Teil geheim gehalten wurden, gestützt, schritt Otto im August 961 zu seinem größten Unternehmen. Wie gefährlich dasselbe erschien, sieht man daraus, daß seine Mutter Mathilde, Tag und Nacht in Furcht und Hoffnung schwebend, die göttliche Gnade für ihren Sohn anflehte. Er selbst soll seinen vertrautesten Schwertträger angewiesen haben, wenn er an den Schwellen der Apostel anbete, das Schwert über seinem Haupte zu halten; denn er fürchte die Hinterlist der Römer.

Der König versäumte nicht, für seine Nachfolge im voraus Sorge zu tragen. Der Knabe, der ihm zuletzt geboren worden war, wurde in Aachen zum künftigen Könige erklärt. Mit der Ausübung der Autorität in Lotharingien beauftragte Otto seinen Bruder Bruno, den Erzbischof von Köln, mit der Regierung des übrigen Germaniens seinen natürlichen Sohn Wilhelm, den er zum Erzbischof von Mainz erhoben hatte, der dann auch den künftigen König in seine Pflege nahm. Hierauf setzte sich Otto selbst in Bewegung mit einem Heere, wie es sich in den letzten Kämpfen um ihn gebildet hatte. Männer verschiedener Stämme, die einander kaum in ihren Sprachen verstanden, aber alle kriegsgeübt und zum Kampfe entschlossen, wie der Mönch von St. Andrea sich ausdrückt, eisenfest zur Schlacht. Sie waren von gewaltigem Troß begleitet, der nicht allein das Gepäck trug, sondern auch Kriegswerkzeuge; sie zogen sehr rasch daher. Die beinahe unverständlichen Ausdrücke des Mönches erinnern etwas an den Zug des Ostgoten Theoderich. Otto unternahm den seinen auf eigene Hand; es erhellt nicht, daß ein Beschluß des Reiches sein Unternehmen autorisiert habe. Der allgemeinen Beistimmung aber war er sicher, Widerstand fand er dabei nicht.

Man hat eine nicht gerade zu verwerfende Nachricht, nach welcher die Großen des Lombardischen Reiches den jungen Adalbert, der an der Spitze des Heeres stand, gern als König anerkannt hätten, wenn Berengar demselben die Krone hätte überlassen wollen; aber dieser Fürst und vor allem seine Gemahlin, die Mutter Adalberts, wären dagegen gewesen. Die Partei Berengars zerstreute sich hierauf; zum Kampf im offnen Feld war sie unfähig; sie suchte in der Besetzung fester Plätze ihr Heil. Adalbert wurde sich selbst überlassen. Hierauf nahm Otto in voller Überlegenheit die Lombardei in Besitz. Die vornehmsten Geistlichen und weltlichen Machthaber kamen ihm entgegen. So zog er nach Pavia, wo er vor allem den Wiederaufbau des königlichen Palastes, der unter Berengar ruiniert worden, anordnete.

Es ist nicht authentisch überliefert, ob er sich damals in der Lombardei hat krönen lassen. Allein ein über die Verhältnisse dieses Landes sehr wohl unterrichteter Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts, der ältere Landulf, erzählt mit aller diesem Akt entsprechenden Umständlichkeit, daß Otto von Erzbischof Walpert von Mailand unter Assistenz der anderen Bischöfe gekrönt worden sei, in Gegenwart vieler weltlichen Großen. Ich wage nicht, diese Nachricht geradehin zu verwerfen. Und wir haben eine Urkunde Walperts vom Dezember 961, in welcher er nach den Regierungsjahren Ottos zählt. Dieser belohnte die alten und neuen Freunde und zögerte nicht, sich zum Zug nach Rom anzuschicken.

Man wird hiebei an den nächst vorausgegangenen Römerzug Arnulfs zur Unterstützung des Papstes Formosus erinnert. Beide geschahen unter den Einwirkungen der langobardischen und mittelitalienischen Irrungen. Die beiden Päpste standen zu denselben in zweifelhaftem Verhältnis. Aber Formosus war wirklich gefährdet. Arnulf konnte, als er mit Gewalt in Rom eindrang, als ein Befreier des Papstes erscheinen. Johann XII. hatte zwar Otto berufen, aber dieser war zugleich von den Italienern in einer gegen ihn selbst gerichteten Intention eingeladen worden. Der Zug hatte für Otto keine Schwierigkeit. Er schickte nur einen seiner geistlichen Begleiter dahin, um ihm die Wohnung zu bereiten. Unter dem Jubel des Volkes, mit gewohnten Ehrenbezeugungen empfangen, ist Otto am 31. Januar 962 in Rom eingezogen und am 2. Februar von dem Papst gekrönt worden, nicht allein er selbst, sondern auch seine Gemahlin.

Damit aber traten innerhalb Roms selbst die beiden Gewalten nebeneinander, noch scheinbar in Frieden, aber doch in tiefem inneren Gegensatz; denn darauf kam es nun an, ob die von der geistlichen Gewalt wesentlich verschiedene kaiserliche wieder zur Geltung kommen, inwiefern die päpstliche, wie sie damals war, sich neben ihr behaupten würde. Bekannt sind die Erklärungen, welche zwischen ihnen gewechselt wurden; sie erscheinen als Dokumente eines guten Verständnisses, enthalten aber doch den unzweifelhaften Ausdruck der inneren Differenz; ich denke, ihre Echtheit läßt sich nicht bestreiten. Das eine ist die eidliche Zusage Ottos selbst, die seine Gesandten in seinem Namen oder auf seine Seele beschworen haben, ehe er nach Rom kam. Der König verspricht darin Förderung der kirchlichen Angelegenheiten, Sicherheit des Papstes an Leib, Ehre und Leben, daß ohne dessen Rat keine Verfügung in Rom getroffen werden soll, ferner die Zurückgabe der Besitztümer der Kirche, die in seine Hände fallen würden, mit der Verpflichtung zugleich für den Stellvertreter, den er, der König, in Oberitalien einsetzen werde, auch seinerseits dem nachzukommen. Dagegen hat der Papst, wie sich im Grunde selbst versteht und Otto ausdrücklich versichert, zugesagt, mit Berengar oder Adalbert keine Gemeinschaft weiter zu pflegen.

Das Dokument enthält nichts sehr außerordentliches. Es könnte scheinen,

als enthalte es wirklich eine Auseinandersetzung der Rechte des Patriciats und der päpstlichen Autorität in Rom.

Um so merkwürdiger ist das sogenannte Privilegium Ottos I. für den römischen Stuhl. Es ist ein Aktenstück, von dessen Vorhandensein vorlängst Kunde vorhanden war, das aber bis in unsere Tage niemand mit Augen gesehen oder gar gelesen hatte. Das ist erst geschehen, nachdem der päpstliche Stuhl sich entschlossen hat, seine Archive den historischen Studien zu eröffnen. Es ist alsdann durch einen der gelehrtesten Paläographen untersucht, kopiert und durch ein Faksimile öffentlich mitgeteilt worden. Die Urkunde ist auf Purpurpergament mit Goldtinktur möglichst kalligraphisch in den Schriftzügen des 10. Jahrhunderts ausgefertigt. Es entspricht der offiziellen Bestimmung desselben für eine Transaktion zwischen beiden Gewalten. Unterrichtet man sich aber über seinen Inhalt näher, so scheint dieser keineswegs von so großer Bedeutung zu sein, als man angenommen hat. Das berühmte Privilegium Ottos enthält im wesentlichen nichts anderes, als eine Zusammenstellung zweier anderer Dokumente, die vorlängst ausgefertigt waren: einmal eine Reproduktion des sogenannten Privilegium Ludovicianum, dessen ursprünglicher Text sich hier sogar genauer findet, als in späteren Kopien oder Umschreibungen, andererseits aber der durch Lothar I., der noch seinen Vater vertrat, und Wala mit Papst Eugen im Jahre 824 getroffenen Vereinbarungen. Man könnte versucht sein, nicht zwar an der Authentie des Dokuments, aber doch an seiner Bedeutung für die damalige Zeit zu zweifeln und es einfach bei Seite zu legen. Man würde aber Unrecht damit thun, nicht weil die Texte einander nicht ganz entsprechen — denn formale Differenzen finden sich bei den meisten Abschriften —, sondern weil man auf Abweichungen stößt, welche wahrhaft historische Bedeutung haben.

Die eine von ihnen besteht darin, daß die dem päpstlichen Stuhle zukommenden Besitzungen und Gerechtsamen demselben von dem Kaiser im Namen seines Sohnes und seiner Nachfolger bestätigt werden zum Heil seiner Seele und zugleich zum Besten des gesamten von Gott erhaltenen und zu erhaltenden Volkes der Franken. Diese Worte finden sich nicht im Privilegium Ludwigs I., sie sind ein Zusatz des Ottonischen. Der Gedanke des ostfränkischen Reiches, sowohl der Dynastie als des Volkes, tritt in Verbindung mit der Erhaltung des römischen Pontifikats und seiner Rechte. Man darf von den fernliegenden und unausführbaren Anforderungen abstrahieren, aber die Anerkennung der gegenseitigen Rechte bildet doch die Grundlage des guten Vernehmens zwischen Reich und Kirche.

Unsere Urkunde verläßt hierauf das Ludovicianum überhaupt und geht zu der Constitutio Romana über, welche durch Eugenius und Lothar verabredet worden war. Die Wiederholung dieser Satzungen ist nun für das Verhältnis der beiden Gewalten überaus wichtig und eingreifend in dasselbe. Von hoher Bedeutung sind die Bestimmungen über die Papstwahl. In dem

Privilegium Ludwigs I. war die Papstwahl in der bis dahin gebräuchlichen Form einfach erhalten und nur eine Anmeldung derselben an den Kaiser erst nach erfolgter Konsekration angeordnet worden. Erst von Lothar wurde die alte Satzung, die aus den Zeiten des engen Zusammenhanges zwischen Rom und Byzanz bestand, nach welcher die Anfrage bei dem Kaiser vor der Konsekration geschehen mußte, für das abendländische Reich übertragen. Daran hielt das neue Dokument fest. Es unterscheidet sich von der vorangegangenen Satzung Lothars zunächst dadurch, daß an mehreren Stellen von Otto und dessen Sohne ausdrücklich die Rede ist. Dann aber folgen Bestimmungen, die in hohem Grade in Erstaunen setzen, nicht allein an sich, sondern durch ihre Beziehung auf den damaligen Moment. Der Klerus und die gesamte Nobilität des römischen Volkes sollen sich eidlich verpflichten, diese Form der Papstwahl inne zu halten. Man höre jedoch, warum: der Grund dazu liegt in dem dringenden Bedürfnis, daß die unvernünftigen Härten, welche der römische Pontifex gegen das ihm unterworfene Volk ausübe, zurückgewiesen werden sollen. Worte, welche dem in Rom herrschenden System mit einer Schroffheit entgegengesetzt sind, die man nicht erwarten sollte. Man möchte auf den Gedanken geraten, daß sie von den Gegnern des Papstes, die an der Berufung Ottos teil hatten, eingeschaltet worden sind. Der Kaiser tritt dabei an die Spitze der inneren Opposition und legalisiert sie gleichsam. Diesen Geist der Beschränkung und Überwachung des Papsttums atmen auch andere Anordnungen, die aus der Konstitution Lothars in Bezug auf die Jurisdiktion wiederholt werden. Zur Beaufsichtigung der Duces und Judices, — ich verstehe Civil- und Militärbeamten, in deren Händen Administration und Gericht waren, sollen kaiserliche und päpstliche Bevollmächtigte ernannt werden, welche jährlich dem Kaiser darüber Bericht zu erstatten haben, wie diese Beamten die Gerechtigkeit pflegen. Alle Beschwerden darüber sollen dem Papste vorgelegt werden, der sie entweder selbst durch die Missi heben oder den kaiserlichen Missus veranlassen soll, dem Kaiser über dieselben zu berichten, damit sie durch dessen Bevollmächtigte abgestellt werden.

Sehr auffallend ist es, daß ein Aktenstück dieser Art als ein Privilegium, welches Kaiser Otto dem Papste gewährt habe, bezeichnet wird. In der That enthält es wesentliche Beschränkungen der päpstlichen Macht, wie sie damals ausgeübt wurde. Die kaiserlichen Ansprüche werden darin nicht allein festgehalten, wie sie früher aufgestellt worden waren, sondern zugleich mit der Befreiung der Nobilität und des Volkes in Verbindung gebracht. Insofern ist das Aktenstück zugleich eine Manifestation der kaiserlichen Autorität in Bezug auf Rom.

Man verarge mir nicht, daß ich über diese alten Schriftstücke so ausführlich geworden bin. Obwohl es an Einwendungen nicht fehlen wird, so glaube ich doch, als unzweifelhaftes Resultat aussprechen zu können, daß zwei verschiedene Aktionen einander gegenüberstanden. Otto wurde zugleich durch den Papst und dessen Feinde nach Italien eingeladen. Die Einladung des

Papstes war in einem anderen Sinne gemeint als die konkurrierende Einwirkung seiner Gegner. Dieser Widerstreit begleitet Otto nach Rom und tritt in den oben in Erörterung gezogenen Aktenstücken zu Tage. Otto hatte die Italiener bereits überwältigt und dem Papste die Dienste geleistet, die dieser erwartete; aber damit begann auch die entgegengesetzte Einwirkung: der gekrönte Kaiser trat mit allen dem Kaisertum gebührenden Ansprüchen auf; er zog die alten Festsetzungen Lothars I., in die sich ein früherer Papst gefunden hatte, wieder hervor und erweiterte sie selbst auf eine der Idee Johanns XII. geradezu entgegenlaufende Weise. Kaiser und Papst erschienen noch in Friede und Freundschaft; denn das äußere Dekorum wurde gewahrt, aber in der Tiefe waltete ein Gegensatz zwischen ihnen ob, der, sowie er zum Ausbruch kam, zu einer Feindseligkeit führte, welche die gegenseitige Stellung der beiden Gewalten von Grund aus veränderte.

Otto nahm dann seinen Weg nach Oberitalien. Wir hören, daß er seinen Freunden ihre Dienste vergalt. Markgraf Otbert wurde zum Pfalzgrafen des italienischen Reichs erhoben. Eine Anzahl italienischer Bischöfe finden wir an Ottos Hofe; Bischof Wido von Modena, der von Berengar abgefallen und mit dem Kaiser in Rom gewesen war, wurde zum Erzkanzler ernannt.

Es kostete noch einige Mühe, die festen Positionen an den Alpenseen einzunehmen, welche sich im Namen Berengars hielten. Unter anderm verjagte Otto die Gemahlin desselben aus ihrer Burg im See von Orta und überließ ihr selbst, ihren Aufenthaltsort zu wählen. Sie begab sich nach der Felsenburg St. Leo, wo Berengar seine besten Truppen vereinigt hatte; sie soll ihn in seinem Widerstand bestärkt haben. Noch gaben sie ihre Sache, die schon früher einmal gestürzt und dann doch wiederhergestellt worden, keineswegs auf. Noch war auch Adalbert, der eine Zuflucht in Korsika gefunden hatte, in voller Thätigkeit; er hatte selbst mit der Saracenenkolonie in Fraxinetum Verbindung.

Da aber mußte Otto erleben, daß der Papst sich zu der Partei schlug, welche er im Namen desselben bekämpft hatte. Johann XII. war mit Adalbert in Verbindung getreten; gleichviel, ob sich Adalbert an den Papst oder der Papst zuerst an Adalbert gewendet hat. Otto hielt für gut, über den Grund oder Ungrund dieser Nachricht in Rom selbst Erkundigungen einziehen zu lassen. Dabei erfuhr er aber, daß das Gerücht nicht allein vollkommen gegründet sei, sondern es wurden ihm auch über das moralische Verhalten Johanns Nachrichten mitgeteilt, welche demselben höchlich zur Last fielen. Der Witwe eines seiner Dienstmannen, für die er in blinder Leidenschaft glühe, habe er Kostbarkeiten aus dem Schatz des heiligen Petrus zum Geschenk gemacht, selbst Kreuze und Kelche; ganz öffentlich nicht allein mit Frauen seiner Verwandtschaft besudele er den lateranensischen Palast; er greife auch nach Weibern geringeren Standes. Kaum wage es noch eine Fremde, an den Schwellen der Apostel anzubeten, aus Furcht vor seinen bösen Gelüsten.

Die heiligen Stätten selbst lasse er dagegen verfallen; stromweise dringe der Regen in das Dach des St. Peter ein.

Wiewohl ungern, muß man diese Anklagen im einzelnen wiederholen, weil sie von recht eigentlich sakrilegischer Natur sind, die dann in dem Kaiser als solchem den Gedanken einer Abhülfe hervorrufen mußten. Er scheint gemeint zu haben, der junge Mann werde sich noch bessern, besonders wenn er keinen Rückhalt an der Faktion fände, die sich ihm, dem Kaiser, noch entgegensetze. So die Relation, welche den Kaiser gerade im Vergleich mit dem verworfenen Papste als heilig darstellt. Man kann das auf sich beruhen lassen. Unter allen Umständen lag für Otto eine Notwendigkeit vor, diese Faktion vollends niederzuwerfen. Im Mai 963 rückte er vor St. Leo. Er dachte nicht die Feste zu erstürmen, sondern durch eine strenge Belagerung zur Kapitulation zu nötigen.

Indem er hier seine Regierungsgeschäfte besorgte, wie wir denn den tapferen Bischof von Augsburg in seiner Umgebung finden, brachte er in Erfahrung, daß Papst Johann nicht allein mit Adalbert in Verbindung getreten war, sondern auch entfernte Feindseligkeiten gegen ihn aufzuregen suchte. Johann wandte sich an den griechischen Kaiser, der ja seine Ansprüche auf das Imperium noch nicht hatte fahren lassen. Überdies aber — und das ist ohne Zweifel die Hauptsache, — schickte er auch zwei nicht eben wohlberufene Geistliche an die Ungarn, um sie zu einem neuen Einfall in die Gebiete des Königs und Kaisers zu veranlassen. Otto wurde davon benachrichtigt; er bekam auch die darauf bezüglichen, mit dem Siegel des Papstes bekräftigten Briefe in seine Hände.

Fassen wir die Stellung der beiden Gewalten in diesem Augenblick nochmals ins Auge. Der Kaiser suchte das Reich und die abendländische Christenheit, wie sie sich eben gebildet hatte, zu behaupten; der Papst aber wendete sich an die offenbaren Feinde des Kaisers in politischer und religiöser, territorialer und universaler Beziehung. Der Papst wollte um jeden Preis die geistliche und weltliche Macht in seiner Hand behaupten; Otto die Autorität, die das Kaisertum durch ihn gewann, zugleich zur Herstellung der Kirche in einer haltbaren Form benutzen; er richtete seine Macht gegen den gesamten Zustand, wie er durch Marozia und Alberich herbeigeführt worden war. Es ließe sich wohl sagen, der Papst unterdrückte mit seiner weltlichen Macht die geistlichen Interessen; der Kaiser, der nun die weltliche Macht in Besitz nahm, war entschlossen, die kirchliche Idee von der albericianischen Tyrannei zu befreien. Gegensätze dieser Art erscheinen zunächst in untergeordneten Streitfragen, über welche dann zwischen Papst und Kaiser gesandtschaftliche Verhandlungen gepflogen werden. Ein Zwiespalt trat ein, dem nur durch offene Gewalt ein Ende gemacht werden konnte.

Adalbert hatte zuletzt bei dem Papste in Rom Aufnahme gefunden; aber das brachte die gesamte dortige Gegenpartei in Bewegung: sie nahm den

in dieser Epoche befestigten Bezirk von St. Paolo ein und rief den Kaiser, dem sie für ihre Treue Geiseln stellte, zu Hülfe.

Der Papst, der seine Hoffnung in eine weltumfassende Kombination setzte, fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken. Als der Kaiser, der St. Leo noch immer eingeschlossen hielt, mit seiner Hauptmacht im November 963 an die Stadt heranrückte, wollte der Papst eine blutige Entscheidung, die doch gegen ihn ausgefallen wäre, nicht abwarten; er zog es vor, sich mit Adalbert zu entfernen. Man gab ihnen Schuld, sie hätten die Schätze des heiligen Petrus mit sich genommen, um sie für ihre Zwecke zu verwenden.

Das römische Volk nahm den Kaiser mit Freuden auf: es gelobte ihm nicht allein im allgemeinen Anhänglichkeit und Treue, sondern es versprach, niemals als unter Beistimmung des Kaisers einen Papst zu wählen.

Nicht allein nach dem halboffiziellen Berichte, den man Liutprand zuschreibt, sondern auch der Laieninformation zufolge, die ein deutscher Bericht enthält, wurde auf Bitten der Bischöfe und des Volkes am 6. November eine Synode versammelt. Erinnern wir uns, was die römischen Synoden unter Päpsten wie Nikolaus I. zu sagen hatten. Die kirchliche Bewegung der Zeit zu Gunsten des Papsttums wurde von ihnen repräsentiert; sie besaßen die Macht, die Beschlüsse anderer Synoden für ungültig zu erklären. Aus denselben Elementen war nun die damalige Synode zusammengesetzt. Bei weitem die Mehrzahl der Anwesenden bildeten Mitglieder der römischen Kirchenprovinz Eine verstärkte Autorität gaben ihnen die Bischöfe aus dem übrigen Italien, aus den germanischen Ländern Sachsen und Franken. Diese Versammlung schlug nun eine allen vorangegangenen entgegengesetzte Richtung ein. Als der Kaiser in derselben erschien und nach der Ursache fragte, weshalb der Papst selbst nicht gekommen sei, brachten die Bischöfe alle die Vergehungen und Gewaltsamkeiten zur Sprache, deren sich Johann XII. schuldig gemacht habe; sie gaben ihm fast eine Verbrüderung mit dem Satan schuld; er gehöre nicht zu denen, welche in Schafkleidern kommen, inwendig aber Wölfe sind; er sei ganz offenbar ein reißendes Tier. Der Kaiser hielt es in seiner Eigenschaft als Richter für angemessen, den Papst aufzufordern, vor der Synode zu ersche inen und sich von dn Anklagen zu reinigen, die gegen ihn erhoben worden seien. Wie hätte aber Johann XII. als Inhaber der Gewalt, welche eben darauf beruhte, daß sie keinem Gericht unterworfen sei, die richterliche Autorität dieser Synode anerkennen sollen? Die Prinzipien stießen feindlich aufeinander. Der Papst erwiderte den Synodalen: würden sie in ihrem Vorhaben weiter fortschreiten und seine Absetzung aussprechen, so stoße er sie hinaus aus der Gemeinschaft der Kirche im Namen Gottes des Allmächtigen; sie selbst würden zu keiner geistlichen Handlung mehr fähig sein.

Was sich jetzt in Rom begab, ist recht das Widerspiel dessen, was einst in Kolmar geschehen war. Wenn dort die um Kaiser Ludwig I. versammelten

Bischöfe dem damaligen Papste Gregor IV., der sie mit Ausschließung von der Kirche bedrohte, erklärten, sie würden ihm mit einer gegen ihn ausgesprochenen Exkommunikation antworten, dann aber aus Scheu vor der apostolischen Autorität davon abstanden; so wurde jetzt in Rom dies wirklich gegen Papst Johann XII. ins Werk gesetzt. Die Versammelten legten dem Kaiser die Bitte vor, daß jenes Ungeheuer von der Kirche vertrieben und ein anderer besserer Papst eingesetzt werden möge. Sie haben dem Kaiser nicht etwa das Recht zuerkannt, Päpste ein- und abzusetzen; sie forderten nur seine Einwilligung und traten in den Wahlgang ein, durch welchen der Protoscrinarius Leo zum Papste erhoben wurde. Daran hat denn auch das Volk teilgenommen.

Welch ein Gegensatz gegen den Vorgang in Kolmar. Dort war der Papst zu einer unbedingten Autorität emporgestiegen, hier in der That abgesetzt und ein anderer an seine Stelle berufen. Dort hatte der Klerus seinen Kaiser verlassen, hier sagte sich die gesamte Geistlichkeit von dem Papste los. Es sind zwei historische Epochen. Bei Kolmar geriet die weltliche Macht in einen Nachteil, aus welchem sich die Karolinger niemals mehr erhoben haben. Jetzt gelangte die weltliche Macht wieder zu selbständigem Ansehen. Dahin brachte es der Sachsenfürst, dessen Vater die geistliche Salbung verschmäht hatte. Heinrich war darum kein Feind der Kirche, noch weniger war es Otto; er hatte mitten in den deutschen Konflikten auffallende Beweise seiner Rücksicht auf die Kirche gegeben. Er war einmal von einem der Laien, die ihm zur Seite standen, um Einwilligung in dessen Absichten gegen die Bischöfe, die der anderen Partei angehörten, ersucht worden, hatte sich aber das Verdienst erworben, den kirchlichen Besitzstand aufrecht zu erhalten. Nicht aus dem Gesichtspunkt der kirchlichen Theorien darf man diese Konflikte betrachten. Es sind Kämpfe, die nach den obwaltenden Umständen zu verschiedenen Ergebnissen führen und dann weiter auf die Welt einwirken. Im Jahre 833 hat der Papst obgesiegt, im Jahre 963 behielt der Kaiser die Oberhand.

Otto hielt damals seine Stellung für vollkommen gesichert: er entließ einen Teil seiner Truppen nach der Heimat. Gleich in dem Moment des Sieges aber erhob sich eine sehr gefährliche Feindseligkeit gegen ihn, welche aus verschiedenen Ursachen entsprang. Leo VIII., der unter seinem Vorsitz eingesetzt wurde, war ein Laie gewesen; er hatte erst zum Priester ordiniert werden müssen, ehe er zur Tiara gelangte und den Vatikan in Besitz nahm. Obgleich er daran nicht gehindert wurde, so läßt sich doch begreifen, daß die Abweichung von dem altgewohnten Herkommen, die darin lag, ihm Gegner erweckte, die dann fortfuhren, Johann XII. noch immer für den rechtmäßigen Papst zu halten.

Dazu aber kam die Nachwirkung eines Ereignisses, welches eigentlich den völligen Sieg Ottos in sich schloß: die Felsenburg St. Leo fiel in die Hände des Kaisers. Berengar wurde gefangen und das ganze Gebiet als kaiser-

liches behandelt. Dadurch aber wurde die Besorgnis aller, welche in Aufrechterhaltung Berengars eine Gewähr für ihre eigene Existenz gesehen hatten, erregt. Benachbarte Grundherren, die sich in den Burgfesten, die sie inne hatten, unabhängig fühlten, fingen an, für sich selbst zu fürchten: sie kamen nach Rom, wo bei der schwankenden Stimmung die Anhänger Johanns XII. auf ihre Seite traten. Ein Aufstand brach aus, bei dem es darauf abgesehen war, sich Ottos durch einen Handstreich zu entledigen. Aber der im persönlichen Kampf geübte, handfeste Otto wußte, obwohl nur von einem wenig zahlreichen Gefolge umgeben, den Aufstand zu bestehen. Man begegnete ihm auf der Tiberbrücke mit einer Art von Barrikade, welche von dem Kaiser und seinen Mannen unverzüglich genommen wurde. An den Schuldigen wurde dann eine blutige Rache vollzogen. Die Römer meinten sich nur dadurch zu retten, daß sie dem Kaiser und dem neu eingesetzten Papst Gehorsam schwuren und dafür Geiseln stellten; es waren hundert an der Zahl. Und der Papst hätte doch wohl vertrauen dürfen, im Besitze dieses Pfandes seiner Stellung sicher zu sein; aber ihm selbst mißfiel ein solches Verhältnis: auf seine Bitten willigte der Kaiser in die Zurückgabe der Geiseln. Durch das eine und das andere, den Sieg mit den Waffen und die Begnadigung meinte man des Aufstandes vollkommen Meister geworden zu sein. Der Kaiser begab sich darauf nach Spoleto und Camerino, um der Bewegung auch hier ein Ende zu machen.

Allein nicht lange nach seiner Entfernung erneuerte sich die Empörung: Papst Johann kehrte zurück, die Partei erhob sich, die noch aus alten Zeiten für ihn war; man könnte sie die albericianische nennen. Es kam soweit, daß Papst Leo fliehen und seine Zuflucht in dem Lager des Kaisers suchen mußte. Johann XII. hat den günstigen Moment benutzt, um in einer Synode, die er nun selbst berief, die Beschlüsse der früheren und vor allem die Wahl eines neuen Papstes für ungültig erklären zu lassen; er dachte selbst auf einige Reformen und hielt sogar für gut, einen deutschen Bischof, der in seine Hände gefallen war, an den Kaiser zu schicken, um Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Ehe es aber zu einer solchen kommen konnte, ist Johann XII., wie man wissen will, noch immer in sinnliche Genüsse verstrickt, gestorben.

Für die Sache selbst war dieser Todesfall doch von großer Wichtigkeit, denn die in Rom herrschende Partei wollte um keinen Preis Leo wieder aufnehmen; sie meinte sogar in ihrem Rechte zu sein, wenn sie nach dem Tode des als rechtmäßig anerkannten Papstes zu einer neuen Wahl schritt, die dann auf einen in dem besten kirchlichen Rufe stehenden hohen Geistlichen, den Kardinaldiakon Benedict, fiel. Die Römer forderten Otto auf, seine Einwilligung zu der Weihe desselben zu geben, als könnte von Leo gar nicht mehr die Rede sein. Der Kaiser antwortete: so lange er das Schwert an seiner Seite trage, müsse er dafür sorgen, daß Papst Leo den römischen Stuhl innehabe. Die Konsekration wurde dennoch vollzogen: Benedict trat mit aller Würde eines Papstes auf und ermahnte die Römer zum Widerstand.

Hierauf blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als sich mit den Waffen den Weg nach Rom zu öffnen: er umlagerte die Stadt, wie er soeben das Kastell St. Leo belagert hatte. Als eine Hungersnot ausbrach, wagte ihm niemand zu widerstehen; er nahm die Stadt nochmals und versammelte dann eine Synode, an der einheimische und fremde Bischöfe sich ungefähr in derselben Weise beteiligten, wie an der ersten, welche der Kaiser gehalten hatte. Diese nun verurteilten Benedict, der dann bewogen wurde, sich selbst der Abzeichen der päpstlichen Würde zu entkleiden. Leo entriß den Hirtenstab aus seinen Händen und zerbrach denselben in tausend Stücke vor den Augen der Versammlung.

Auf diese Weise behauptete Otto den Papst, der im Gegensatz gegen den noch lebenden, von einer römischen Synode nicht ohne die Teilnahme des Volkes an der Wahl, hauptsächlich aber unter der Einwirkung seiner Autorität gewählt worden war. In dieser Handlung besteht die große Neuerung, die er in Rom durchführte. Irre ich nicht, so liegt in diesem Akt ein wichtiges Moment in der Geschichte der beiden Gewalten, welche die abendländische Welt und ihr bürgerliches und geistliches Leben umfaßten.

Wohlbetrachtet beruhten sie beide auf unabhängigen Prinzipien; sie waren von gleicher Originalität des Ursprungs; auf einander angewiesen, konnten sie sich selten einander verstehen. In dem Kaisertum, das sich auf das fränkische Königtum stützte, war die weltliche Gewalt wieder kräftiger repräsentiert. Ich will es mit einem Worte aussprechen. Was König Heinrich in Deutschland durchgeführt hatte, die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von den Eingriffen der Geistlichen, das setzte Otto in Italien und in Rom selbst durch: er befreite die kaiserliche Gewalt von der Unterordnung unter das Papsttum durch seine Waffen. Doch hatte sein Werk eine bei weitem größere Schwierigkeit als das seines Vaters. Es ist wahr, das Papsttum hatte eine nicht eben wohlbegründete Autorität, die auch die Stadt Rom begriff, an sich gebracht und verwaltete sie noch schlechter, als sie erworben worden war. Dem Kaiser stand als solchem das Recht zu, den Papst derselben zu entkleiden. Wie aber konnte das geschehen, ohne den Nerv der päpstlichen Macht zu verletzen; und diese besaß doch auch ihren originalen Ursprung und ihr unveräußerliches Recht. Der Kaiser hatte gemeint, sich auf die römische Gemeinde stützen zu können, und diese war anfangs auf seiner Seite, aber bald trat eine entgegengesetzte Strömung ein, beinahe wie in den altrepublikanischen Zeiten. Das Volk schloß sich dem Papst, den es eben verlassen hatte, wieder an. Der Kaiser überwand es ohne Mühe, aber in der Behauptung des von ihm eingesetzten Papstes lag doch eine Schwierigkeit, welche die Idee selbst berührte. Man könnte dem Kaiser keinen Vorwurf daraus machen, wenn er einen Papst, der unter seiner Einwirkung unter möglichster Beibehaltung der gewohnten Formen eingesetzt war, nun auch zu behaupten entschlossen war; denn darauf beruhte nunmehr das

kaiserliche Ansehen. Aber man kann sich darüber nicht täuschen, daß er wieder den eingeborenen Rechten des Papsttums Abbruch that. Dadurch wird eben die geistlich-weltliche Verfassung von Europa bestimmt, daß die beiden Gewalten nebeneinander bestehen und daß doch ihre Rechte niemals genau festgesetzt worden sind oder festgesetzt werden können.

Otto leistete der Kirche selbst einen Dienst, indem er dem Papst die weltliche Macht entriß, durch welche dieser selbst die geistliche unterdrückte. Nicht etwa einen Despotismus des Kaisertums wollte er günden; er stützte sich gewaltig auf die Verbindung des episkopalen Klerus aus Italien und Germanien. Und unleugbar ist: der Kern der doppelseitigen Gewalt, welcher das Abendland unterthan war, versetzte sich in das Kaisertum.

Es war nicht das letzte Wort in dieser größten aller Kontroversen. Im folgenden Jahrhundert hat das Papsttum die Mittel gefunden, sich dem Kaisertum zu widersetzen. Man darf auch hier die Doktrinen, die miteinander kämpfen, nicht nach ihrer Orthodoxie oder Heterodoxie beurteilen; das allgemeine Leben nach dem Maße der Macht, die man besitzt, der Kräfte, die man einsetzt, beherrscht den Gesichtskreis und verdient in seinen Phasen und Motiven eine möglichst unparteiische Teilnahme. Bleiben wir bei den Ereignissen stehen, die wir eben berichteten. Dadurch wurde vor allem das Verhältnis von Germanien zu Italien von Grund aus verändert. Die Entscheidungen beruhen darauf, daß die italienischen Potenzen zweiter Klasse, zuerst in der Lombardei, dann auch in dem mittleren Italien dem ostfränkischen Königtum beitraten. Es war eine Erweiterung der Weltstellung desselben überhaupt. Wäre seine Macht nicht bereits konsolidiert gewesen, so daß sie zugleich Ehrfurcht und Schrecken erweckte, so würde es nicht geschehen sein. Es war nicht etwa eine unmittelbare Herrschaft von Germanien, was dadurch begründet wurde, sondern das Prinzipat des ostfränkischen Reiches über Italien. Die Grundbedingung von allem war nun aber die Erhaltung des Königtums in Deutschland selbst. Das Königtum und das Kaisertum waren immer zwei verschiedene Begriffe, die einander gleichsam bedingten: nur ein mächtiger König konnte thatsächlich darauf rechnen, römischer Kaiser zu sein, eine Würde, die dann doch wieder auf das innere Zusammenhalten des ostfränkischen Reiches begründet war und ohne die hohen Geistlichen, die in dem Papst ihr Oberhaupt sahen, nicht bestehen konnte. Eben das ist das Verdienst Ottos, daß er die weltliche Macht mit der geistlichen auszusöhnen und zu vereinbaren wußte.

Bei seiner Rückkehr nach Oberitalien hatte der Kaiser das Unglück, daß seine Heeresmacht von einer verderblichen Seuche heimgesucht wurde. Noch war Adalbert in dem Lande, dem es sogar gelang, einen angesehenen Bischof aus dem Gefolge des Kaisers in seine Gewalt zu bekommen und nach Korsika wegzuführen. An den Seen dauerte der Krieg noch fort. Aber Otto glaubte doch, die italienischen Angelegenheiten in guter Ordnung zurückzulassen, als er sich im Anfang des Jahres 965 wieder nach dem vaterländischen Boden begab

Wenn er früher in seiner Familie Widerstand gefunden hatte, so wurde er jetzt auf das freudigste empfangen. In Heimbodesheim (im Ufgau) begegneten ihm sein Sohn Otto und der Reichsregent, Erzbischof Wilhelm von Mainz, alsdann sein Bruder, Erzbischof Bruno von Köln in Worms. Hierauf schiffte Otto rheinabwärts nach Köln, wo er mit Domna Mathildis, seiner Mutter, in der er ehedem eine Gegnerin gehabt, die ihm aber jetzt eng verbunden war — wir werden auf dieses Verhältnis noch einmal zurückkommen —, und seiner Schwester, Königin Gerberga, zusammentraf. Es war eine große Familienvereinigung. Bei der Königin Adelheid waren die Töchter Berengars, dieser selbst in guter Obhut in Bamberg; dem Erzbischof Adaldag von Hamburg wurde der frühere Papst Benedict anvertraut. Alles schien sich friedlich zu gestalten.

In diesem Augenblick geschah nun aber, daß bei dem Tode Leos VIII. im März 965 die vornehmste aller obwaltenden Differenzen wieder erwachte. Die Römer säumten nicht, den Kaiser von diesem Ereignis zu benachrichtigen und ihn zur Ausübung seiner Gerechtsame aufzufordern. Im Sachsenlande erschienen zwei römische Legaten. Eine Überlieferung ist, sie hätten den Kaiser an seinen Gefangenen Benedict erinnert, und die Erhebung desselben würde allerdings eine Auskunft in der streitigen Frage dargeboten haben. Allein wie wäre dem Kaiser zuzumuten gewesen, den Mann, der ihm in Rom selbst feindlich entgegen getreten und alsdann von ihm zur Abdankung genötigt worden war, wieder einzusetzen? Er würde mit sich in Widerspruch geraten sein.

Die Umgestaltung der geistlich-weltlichen Verhältnisse, die mit der Abdankung Benedicts vollendet worden war, wollte Otto nicht fallen lassen. Er schickte den Bischof Otgar von Speier, den noch zuletzt Johannes an ihn abgeordnet hatte, und Liutprand von Cremona nach Rom, um die Wahl zu leiten. Diese wurde mit Wahrung aller üblichen Formen, unter Teilnahme des Volkes vollzogen, sie fiel auf einen der Anhänger des Kaisers, von dem sich jedoch nicht sagen läßt, daß er das unbedingt gewesen sei. Es war der Bischof Johann von Narni, der in den Kontroversen über Leo VIII. Partei gegen diesen, also gegen den Kaiser selbst genommen hatte. Ich weiß nicht, ob man annehmen darf, daß er eben deshalb, weil er doch nicht ein unbedingter Gegner gewesen war, in Rom, wo dessen Andenken sehr hoch gehalten wurde, in der Wahl durchdrang. Ein Römer von Herkunft, war er auf der Stufenleiter der kirchlichen Würden emporgestiegen; er schien eine vermittelnde Stellung einzunehmen und den Frieden vollkommen herstellen zu können. Aber das gerade Gegenteil erfolgte. Wahrscheinlich hat er durch Rücksichtslosigkeiten, die er beging, eine Partei der römischen Großen gegen sich aufgeregt; es war dieselbe, welche einst durch Alberichs Persönlichkeit oder seine Macht an Johann XII. geknüpft, in Verbindung mit den benachbarten Castellanen sich gegen Leo VIII. empört und gegen Otto selbst die Waffen ergriffen hatte. Den wahren Nachfolger Johanns XII. sah diese

Partei in Benedcit; es empörte sie, daß doch unter der Intervention kaiserlicher Gesandten ein neuer Papst auf die nunmehr für gesetzlich geachtete Weise gewählt worden war. Sie hatte dem Vorgang nicht offen widersprochen; allein sie empfand denselben auf das bitterste: sie meinte auf diesem Wege ihre Macht zu verlieren. Charakteristisch ist die Äußerung, die dabei von Mund zu Mund lief: ein sächsischer König dürfe nicht kommen, um ihr Reich zu zerstören. Johann XIII. wurde unter schweren Mißhandlungen aus dem Lateran vertrieben und nach Campanien in sicheren Gewahrsam gebracht. Unmöglich konnte das Otto ruhig geschehen lassen. Bei der Herrschaft dieser Partei in Rom konnte ein Kaisertum überhaupt nicht bestehen.

Wahrscheinlich hängt mit dieser Regung auch der Succeß zusammen, den Adalbert wieder in Oberitalien fand. Der Herzog von Schwaben, der nach der Lombardei geschickt wurde, wußte ihn zurückzudrängen. Allein Adalbert hatte noch Anhänger: der Bischof von Modena meinte, ihn mit dem Kaiser pacifizieren zu können, aber er wurde keiner Audienz gewürdigt und sogar in Gewahrsam genommen. — Überhaupt wich Otto keinen Schritt: er war gewillt, die gewonnene Stellung zu behaupten und diesmal hatte er das Reich ausdrücklich auf seiner Seite. Fünf Jahre früher war alles mehr sein eigener persönlicher Entschluß gewesen; das Reich hatte nur für die unterbrochene Succession des Königtums Sorge getragen; jetzt war der König Kaiser geworden, das Reich erkannte seine Anrechte auf die Behauptung der von ihm getroffenen Einrichtungen an.

Auf einem Reichstag zu Worms im August des Jahres 966 wurde nach Beratung mit den vornehmsten Fürsten des Reiches, die sich einmütig um den Kaiser scharten, der Beschluß gefaßt, einen neuen Zug nach Rom zu unternehmen. Die Anstalten, die Otto für die Reichsregierung traf, kündigten abermals an, daß er eine längere Abwesenheit beabsichtigte. Die Regierung wurde aufs neue den bewährten Händen des Erzbischofs Wilhelm, der dem künftigen König zur Seite stand, anvertraut.

An der Spitze eines Heeres, das der öfter angeführte Mönch für das größte erklärt, das jemals über die Alpen gegangen sei, brach Otto, der den Weg über den Splügen nahm, in Italien ein. In seiner Umgebung finden wir einige Bischöfe, die der römischen Angelegenheiten besonders kundig waren, namentlich Otgar von Speier. Ohne Mühe machte Otto der noch immer nicht unterdrückten Partei Adalberts ein Ende. Den Bischof von Piacenza und einige weltliche Magnaten, die sich zu demselben gehalten hatten, ließ er über die Alpen bringen, denn den italienischen Boden wollte er frei haben. Wie einst in dem alten römischen Reich die widerstrebenden germanischen Oberhäupter nach Italien abgeführt wurden, so machte jetzt der deutsche König, welcher das römische Reich besaß, seine italienischen Gegner dadurch unschädlich, daß er sie nach Deutschland verwies.

Die römischen Magnaten hatten den Mut nicht, ihre Sache zu ver-

teidigen; sie riefen Papst Johann XIII. aus seinem Gewahrsam zurück und baten ihn wegen der Unbilden, die er erfahren hatte, um Verzeihung. Ihrer aber wartete ein bei weitem härteres Los. Der Kaiser sah in dem Verhalten der Magnaten Hochverrat und trug kein Bedenken, die Rechte der beleidigten Majestät streng an ihnen zu vollziehen. Die dreizehn vornehmsten Urheber der letzten Tumulte ließ er am Leben strafen, nicht als Feinde, sondern als Verbrecher, wie er einst mit den Ungarn verfahren war. Der Stadtpräfekt Petrus, der bei allem die Hand gehabt hatte, versuchte zwar zu fliehen, aber er wurde ergriffen, dem Papst übergeben, von diesem mit ausgesuchtem Schimpf gezüchtigt und dann über die Alpen geschafft.

Es hat schon damals nicht an Stimmen gefehlt, welche das Verfahren Ottos als unrechtmäßig und gewaltsam bezeichneten. Von den Griechen, welche das occidentale Kaisertum noch immer nicht anerkannten, hörte man sagen, Otto habe sich Roms durch eine feindliche Invasion bemeistert und gegen viele Römer grausame Todesstrafen verhängt oder sie in die Verbannung geschickt. Darauf war die Antwort: Otto habe sich der Stadt Rom nicht sowohl bemächtigt, als sie von ihrem Tyrannen, überhaupt dem tyrannischen Joch befreit. Man brachte das Regiment unzüchtiger Weiber, die daselbst geherrscht hatten, in Erinnerung. Hiegegen habe das griechische Kaisertum, das sich mit Unrecht das römische nenne, nichts gethan. Die Päpste selbst seien von den Gewalthabern mißhandelt und außer stande gesetzt worden, ihrem täglichen Bedürfnis zu genügen und den Armen Almosen zu spenden. Da habe sich Otto von den Enden der Welt aufgemacht, die Gottlosen aus Rom verjagt und den Stellvertretern der Apostel ihre Gewalt und Ehre zurückgegeben. Dann aber habe er die, welche sich gegen ihn und den heiligen Vater empörten, als Übertreter ihres eigenen Eidschwures und Peiniger ihres apostolischen Herrn mit schweren Strafen gezüchtigt nach Maßgabe der Gesetze der alten Kaiser, eines Theodosius und Justinian. Hätte er das nicht gethan, so würde er sich selbst als Tyrann erwiesen haben.

Alles hing zusammen: der unerträgliche Zustand, dem die römische Kirche unter Octavian-Johann XII. anheimgegeben war, die Notwendigkeit eines Kaisertums im Abendlande, der Anspruch des ostfränkischen Reiches auf diese Würde, dessen Durchführung für Germanien selbst unentbehrlich war, die Gegensätze, die dann eintraten und nur durch die Gewalt der Waffen entschieden werden konnten.

Mit Papst Johann XIII. trat Otto in die engste Verbindung. Im Januar 967 hielt er eine Synode in Rom, der man deshalb gedenken darf, weil sich dabei ein neuer Vasall, der zu dem Kaiser übergetreten war, Pandulf von Capua, eingestellt hatte. Die vereinigte geistlich-weltliche Autorität riß die unteritalienischen Fürsten von den Griechen los. Ich weiß nicht, worauf die Sage beruht, daß Gisulf von Salerno ein naher Verwandter der Kaiserin Adelheid gewesen sei; genug, die Fürsten dieser Regionen, nament-

lich auch Landulf von Benevent, schlossen sich dem Kaiser Otto, der ihnen einen kurzen Besuch in ihrem Lande machte, als ihrem Oberherrn an.

Mächtig herrschend über das obere und mittlere Italien, anerkannt in dem unteren, hielt dann Otto im April 967 eine große Synode zu Ravenna, wo sich mehr als fünfzig italienische und eine Anzahl von deutschen Bischöfen um Papst Johann XIII. scharten. Das Bemerkenswerteste in diesen Verhandlungen ist, daß Ottos Augenmerk dabei auf sein Sachsenland gerichtet blieb. Er hat hier seinen neuen Erwerbungen jenseit der Elbe eine kirchliche Organisation verschafft. Die Bulle Johanns XIII. hierüber geht sehr systematisch davon aus, daß Rom das Haupt der Welt und der allgemeinen Kirche infolge der Verdienste des heiligen Petrus sei. Otto, der als der dritte Kaiser nach Konstantin, der dreimal gesegnete, heiligste bezeichnet wird, habe das Haupt der Christenheit aus dem tiefsten Verderben wieder aufgerichtet. Es ist der Moment, in welchem die kaiserliche und päpstliche Autorität auf das engste vereinigt waren. Auf die Anfrage Ottos, wie die Christenheit nach dem Norden weiter ausgebreitet werden könne, setzte der Papst in Übereinstimmung mit dem eben versammelten Konzil, wie er sagt, und mit dem Kaiser selbst fest, daß die Stadt Magdeburg an der Elbe zur kirchlichen Metropole erklärt werde unter der Autorität des heiligen Petrus; in der allgemeinen Hierarchie soll das neue Erzbistum denselben Rang wie Konstantinopel besitzen. Als Suffragane desselben werden Brandenburg und Havelberg genannt. Der Erzbischof soll die Befugnis haben, überall, wo es ihm nötig scheine, Bistümer zu errichten, namentlich jetzt in Merseburg, Zeitz und Meißen. Zugleich wurde die Abtei Quedlinburg in den besonderen Schutz der höchsten geistlichen Gewalt genommen.

Es war gleichsam eine Vollendung der kirchlich-politischen Handlungen des Kaisers; denn ohne Einverständnis des Kaisers mit dem Papste hätte er die norddeutsche Kirche nicht nach seinem Willen organisieren können. Wie aber die menschlichen Dinge einmal beschaffen sind, so ließ sich eine Fortdauer dieser Zustände doch nicht denken, wenn nicht auch die Nachfolge im voraus bestimmt wurde.

Nach Liudolfs Tode nahm man auf dessen unmündigen Sohn keine Rücksicht, und es konnte kein Zweifel sein, daß das Recht der Thronfolge, welches ein erbliches war, aber doch der Beistimmung bedurfte, auf den Sohn, den Adelheid dem Könige geboren, übergehen würde. Schon im Jahre 961 ist das Recht des jüngeren Otto von der Reichsversammlung zu Worms anerkannt worden. Es gehörte ohne Zweifel dazu, um jener ersten Unternehmung Ottos nach Rom ihren Succeß zu sichern. Nachdem diese aber über alle Hoffnung hinaus glücklich vollzogen war, schien es um so mehr geboten, den Nachfolger in Deutschland auch zum Nachfolger im Kaisertum zu erheben. Im Jahre 967 vereinigten sich Papst und Kaiser zu der Einladung an den jungen König, der erst dreizehn Jahre zählte, nach Italien zu kommen mit der äußeren Würde, die einem König gebühre. Nachdem der auf-

wachsende junge Mensch in Worms auf einem Reichstage präsidiert hatte, wo er die besten Hoffnungen erweckte, begab er sich noch einmal nach seiner sächsischen Heimat. Wohlausgerüstet unternahm er hierauf die Reise. In Verona traf er mit seinem Vater zusammen, gegen Weihnachten langten sie dann mit einander in Rom an. Unter den altherkömmlichen kirchlichen Ceremonien wurden sie bewillkommnet. Am Christtag selbst (967) wurde der jüngere Otto gekrönt. Mit der Thatsache der Krönung aber begnügte sich Kaiser Otto nicht; er wünschte seinem Sohne eine Gemahlin und zwar byzantinischer Herkunft zu verschaffen. Erinnern wir uns hiebei der damaligen Lage des orientalischen Imperiums.

Verhältnis Kaiser Ottos I. zu Byzanz.

In derselben Zeit, in welcher Otto Italien seiner Botmäßigkeit unterwarf, hatte sich der Hof von Konstantinopel im Orient mächtig erhoben, noch unter der Gewalt der Porphyrogeniti. Wenn man die Ansprüche begreifen will, die in Deutschland an die Bezeichnung geknüpft wurden, so darf man sich wohl erinnern, daß das Geburtsrecht unter Konstantin VII., welcher dieselbe mit seinem Namen vereinigte, zweimal triumphiert hatte: es war, wie erwähnt, das Wort des purpurgeborenen Knaben gewesen, durch welches Zoe ihrer Gewalt beraubt und der tapfere Romanus, genannt Lekapenus, mit dessen Tochter Konstantin sich dann vermählte, in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt wurde.

In den späteren Jahren des Romanus ist die Autorität Konstantins nochmals durchgreifend und entscheidend hervorgetreten. Den glaubwürdigsten Bericht hierüber verdanken wir Liutprand, der von allen Abendländern den konstantinopolitanischen Hof am besten kannte. Sein Stiefvater war einmal dort Gesandter gewesen und hatte ihm gute Nachrichten über den Kampf des Romanus mit den Russen unter Igor mitgeteilt. Nicht zu übersehen für den allgemeinen Zustand von Europa ist das Verhältnis, in welchem Liutprands früherer Fürst, König Hugo, zu dem orientalischen Kaiser stand. Er hat denselben gegen die Saracenen von Fraxinetum zu Hülfe gerufen und eine solche erhalten, ohne jedoch alsdann den Ruin dieser Räuber herbeizuführen, weil er ihrer selbst gegen Berengar bedurfte. Denn in diesem Jahrhundert, welches aller raschen Kommunikationsmittel entbehrte, war gleichwohl ein steter Zusammenhang der herrschenden Potenzen vorhanden. Hugo schickte auf Ersuchen des Romanus eine seiner nichtehelichen Töchter — denn eheliche hatte er nicht —, die aber sehr schön war, nach Konstantinopel, um mit dem jüngeren, eben heranwachsenden Romanus, dem Sohn des Constantinus VII. Porphyrogenitus, vermählt zu werden.

Es gab damals vier Kaiser, die in dem Palast zu Konstantinopel, der zugleich eine Burg war, zusammen wohnten: der älteste, Romanus I., dessen

beide Söhne, Stephan und Konstantin, endlich sein Schwiegersohn Constantinus VII. Fast scheint es, als habe eine Verstärkung des letzten darin gelegen, daß sein noch junger Sohn eine Gemahlin aus einem angesehenen occidentalen Hause erhielt. Der alte Romanus war seinen Söhnen, die nach der unabhängigen Ausübung der höchsten Gewalt strebten, verhaßt geworden. Man hat erzählt, ein hoher Geistlicher habe ihm das Schicksal des israelitischen Hohenpriesters Eli vorausgesagt, wenn er seine Söhne nicht besser im Zaume halte; Romanus habe das wirklich versucht, aber damit umsomehr das Selbstgefühl der Söhne aufgeregt. Durch die Einrichtung des Palastes sei es ihnen möglich geworden, den Vater zu überfallen, gefangen zu nehmen und auf eine nahe Insel zu schaffen, wo er mit den Könobiten philosophieren solle, wie diese mit geschorenem Haupt. Bei alledem habe Konstantin VII. mitgewirkt in der Absicht, sich alsdann seiner Schwäger zu entledigen.

Der Erzählung sind so viele fabelhafte Züge eingemischt, daß wir wohl den besser unterrichteten Liutprand ihr zur Seite oder vielmehr entgegensetzen können. Dieser führt die Opportunitäten des Palastes näher aus, durch welche jener Überfall möglich geworden sei und schildert dann die allgemeine Aufregung, welche die Gewaltthat in der Hauptstadt hervorbrachte. Das Volk strömte nach dem Palast, nicht aber, um sich nach dem weggeführten Romanus zu erkundigen — denn der erschien nur als mißbräuchlicher Imperator, — sondern um darüber Gewißheit zu erlangen, ob der legitime Kaiser Constantinus Porphyrogenitus noch lebe. Die allgemeine Aufregung nötigte die beiden Schwäger, ihn zu veranlassen, sich persönlich zu zeigen, worauf der Tumult nachließ. Eben dadurch aber sei, so berichtet Liutprand weiter, die Eifersucht der beiden Söhne des Romanus gegen Konstantin erweckt worden; denn was helfe es ihnen, den Vater beseitigt zu haben, wenn sie ihren Schwager als den höheren anerkennen sollten. Ein Haufen ergebener Leute sei von ihnen in den Palast aufgenommen worden; sie hätten die Absicht gehabt, den purpurgeborenen Kaiser, dessen Sohn durch die erwähnte Vermählung zu doppelter Geltung gelangt war, geradehin zu beseitigen, nicht etwa, um ihn nach einem Kloster zu verbannen, sondern um sein Blut zu vergießen.

Man darf das wohl anführen, weil das Bestehen des legitimen Kaisertums neben einem anderen, das die Gewalt ausübte, den Kern dieser Verwickelung bildet. Nach Liutprand nahm nun der Befehlshaber der in den Palast eingelassenen Truppen selbst Partei für Konstantin. Der junge Kaiser wurde von seiner Gefahr und zugleich von den Mitteln, die er besitze, dieselbe zu bestehen, unterrichtet. Auch er habe dann — so fährt Liutprand fort — eine Anzahl getreuer und handfester Macedonier um sich versammelt. Bei einem Gelage der Familie im Palast sei der Streit zum Ausbruch gekommen. Constantinus habe im rechten Moment seinen Getreuen das verabredete Zeichen gegeben; diese seien, während die andere Partei in ihren Räumen eingeschlossen gehalten wurde, ins Gemach hereingebrochen und

hätten sich der beiden Brüder bemächtigt und sie ebenfalls nach jener Insel geschafft, wo dann ihr Vater sie mit einem ironischen Zuspruch empfangen habe.

Der Kern des Ereignisses liegt darin, daß der legitime Kaiser endlich in den wirklichen Besitz der höchsten Gewalt gelangte. Als der schon vorläufig niedergelegte letzte Wille des Romanus veröffentlicht wurde, hat sich gefunden, daß dieser selbst den besser berechtigten Constantinus an erster Stelle zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Konstantin hat dann die Regierung fünfzehn Jahre lang geführt, durchaus im Sinne des Friedens und der Ruhe. Er war eine auf Gelehrsamkeit und gute Verwaltung gerichtete Natur und wünschte mit seinen Nachbarn Frieden zu halten. In die Zeit seiner Regierung fällt die engere Verbindung mit den Russen, die durch die Anwesenheit der Großfürstin Olga bezeichnet wird; die christliche Propaganda errang unter ihm neue Erfolge im Osten. Aber ebenso stand er in gutem Vernehmen mit dem Frankenreiche unter dem sächsischen Hause; auf dem Konzil in Ingelheim im Jahre 948 wird auch der griechischen Gesandten gedacht. Liutprand selbst, der von Berengar nach Konstantinopel geschickt wurde, traf in Venedig mit einem griechischen Gesandten zusammen, der in Spanien und Deutschland gewesen war, und einem Deutschen, des Namens Liutfred, der dahin ging. Er beschreibt dann den Palast und den Hof des Kaisers, in welchem sich Kunstfertigkeit und Pracht mit einer wohlgeordneten Administration und religiösen Ceremonien verband. Eine Scene, die er schildert, verdient wohl in Erinnerung gebracht zu werden.

Die Woche vor Ostern wurde mit einer Austeilung von Gold und Ehrenkleidern an die Würdenträger gefeiert. Zuerst wurde der Oberhofmeister, alsdann die beiden Oberbefehlshaber der Landmacht und der Flotte, die höheren Beamten und Patricier, die Protospatharier, Spatharier und andere beschenkt. Die Geschenke lagen bereits numeriert vor; die, welche sie erhalten sollten, nahmen sie in Empfang und zogen sich damit zurück. Die Austeilung dauerte mehrere Tage, der Kaiser selbst war dabei thätig. Als er nun Liutprand fragen ließ, wie ihm dies alles gefalle, verschwieg dieser nicht, daß es ihm noch besser gefallen würde, wenn er selbst einer Gnade teilhaftig würde, worauf ihn der Kaiser mit einem Ehrenkleid und einem Pfund Gold beschenkte. Der gelehrte Kaiser erscheint bei Liutprand überhaupt sehr erkenntlich; er hat jene indessen verstorbene burgundische Königstochter, die mit seinem Sohne vermählt worden, im Gedächtnis und um ihretwillen nimmt er Lothar, ihren Bruder, dem Berengar gegenüber in Schutz; es ist derselbe, mit dessen Gemahlin Adelheid sich Otto vermählte.

Gegen Ende der Regierung des Constantinus brachen neue Feindseligkeiten mit den Fatimiden in Syrien aus, die aber erst unter seinem Sohne Romanus II. zu nennenswerten Erfolgen führten. Auf den Rat des vornehmsten Heerführers, Nicephorus Phokas, der schon in Syrien gestritten, wurde mit allen Kräften ein Angriff auf die seit mehr als einem Jahr-

hundert entfremdete Insel Kreta unternommen und glücklich durchgeführt; im Jahr 961 wurde ein Einfall der Ungarn in Thracien siegreich zurückgewiesen. Zugleich drang Nicephorus in Cilicien vor; man versichert, daß die Saracenen im offenen Felde den Griechen nicht mehr zu widerstehen wagten. Aber in diesem Moment ging Romanus II., erst vierundzwanzig Jahre alt, mit Tode ab; er hinterließ zwei Söhne, Basilius II. und Konstantin VIII., die bereits als seine Nachfolger anerkannt waren, aber noch in sehr jungen Jahren standen, so daß für die Regierung anderweit gesorgt werden mußte. Da tritt nun die Witwe Romanus' II., die ältere Theophano, hervor, die aus dem geringsten Stande auf den Thron erhoben war. Wenn sie aber dem vornehmsten Truppenführer ihre Hand reichte, so ist das doch nicht geschehen, ohne faktiöse Bestrebungen zu veranlassen. Ein anderer Heerführer, Johannes Tzimisces, wurde von dem Verschnittenen Josephus, der den Palast regierte, dem Nicephorus vorgezogen; allein der Patriarch von Konstantinopel, Polyeukt, billigte die Vermählung mit der Kaiserin: Nicephorus wurde selbst auf den Thron erhoben. Das hatte auf die legitime Thronfolge wenig Einfluß; das Haus der Porphyrogeniti lebte in den beiden jungen Kaisern fort; nicht weniger aber in den Töchtern Romanus' II., den Enkelinnen Konstantins VII.

Zieht man nun die Macht des orientalischen Reiches, welches sich zu Lande und zur See gewaltig aufnahm und über russische und armenische Hülfsvölker verfügte, in Betracht, so hat es nicht eben etwas auffallendes, wenn Kaiser Otto I. den Gedanken faßte, seinen aufwachsenden Sohn, der einst Italien und Deutschland beherrschen sollte, mit einer Tochter aus dem Hause der Porphyrogeniti zu vermählen. Diese Dynastie galt als die vornehmste in Europa und befriedigte auch in dieser Hinsicht den väterlichen Ehrgeiz. Otto folgte damit einer Politik, der er bereits die größten Successe verdankte. Eben infolge seiner Vermählung mit Adelheid war er selbst Herr und Meister von Italien geworden; durch die Vermählung seines Bruders Heinrich hatte er das mächtige Bayern und diesen selbst für sich gewonnen; dann war er infolge der Verheiratungen seiner Schwestern mit den Oberhäuptern der beiden Parteien im westlichen Francien zu einer indirekten Herrschaft gelangt. Ähnliche Vorteile ließ eine Verbindung mit dem orientalischen Reiche erwarten, mit dem das occidentalische in mannigfaltigem Kontakt war, so daß ein Verständnis mit demselben als eine politische Notwendigkeit erschien.

Auch ein hierarchisches Moment wird dabei mitgewirkt haben. Wie schon jene Urkunde über Magdeburg andeutet, der römische Stuhl, dessen vornehmster Verbündeter Otto damals war, nahm eine Oberhoheit auch über Konstantinopel in Anspruch. Dieser Anspruch war dadurch genährt worden, daß vor kurzem römische Legaten an der Einsetzung des Patriarchen in Konstantinopel Anteil genommen hatten; es wird versichert, daß die Patriarchen mehr als einmal das Pallium von Rom empfingen; man klagte, das sei bloß

durch die Geldgier des Alberich geschehen, der die päpstlichen Rechte um Geld verkauft habe. Zu der Restauration des Papsttums, welche Otto durchzuführen im Sinne hatte, gehörte auch die Wiederherstellung dieser Rechte.

Am entschiedensten aber wirkte die Verbindung Ottos und des Papsttums mit den süditalienischen Herzögen von Capua und Benevent, Pandulf und Landulf, auf die Verhältnisse zu Konstantinopel ein: diese wurden von den Griechen als ihre Unterthanen betrachtet; daß sie jetzt zu dem abendländischen Kaisertume zurücktraten, erschien als eine Beleidigung der Majestät des Kaisertums von Konstantinopel. Um so stärker wurde es empfunden, da nun auch Otto die Ansprüche derselben auf die Grenzbezirke, welche die Griechen noch inne hatten, unterstützte; wir finden ihn im Jahre 968 in einer Belagerung von Bari begriffen, das die Unteritaliener den Griechen zu entreißen für geboten erachteten.

Wenn man es nun der Stärke des Widerstandes, den Otto dabei fand, zuschreibt, daß er sich zurückzog und sich wieder nach Rom begab, so mag dabei die Idee, sich mit den Griechen zu verständigen, mitgewirkt haben. Dabei aber sollte die Vermählung einer Porphyrogenita von Konstantinopel mit dem Sohne und präsumtiven Nachfolger Ottos die vornehmste Bedingung bilden. Liutprand, der über die Sache schon mit dem Kaiser gesprochen hatte, wurde dazu ausersehen, die Unterhandlungen hierüber in Konstantinopel zu führen. Er war schon einmal als Gesandter Berengars daselbst gewesen, hatte dort eine gute Aufnahme gefunden und erwartete jetzt eine noch bessere, weil er im Namen eines viel größeren und mächtigeren Fürsten erschien. Allein indes war in Konstantinopel alles verändert.

Der Aufschwung der Macht unter Nicephorus brachte die byzantinische Anmaßung, die oberste Potenz auf der Welt zu sein, wieder zu vollem Leben. Nicephorus sah in Konstantinopel die Fortsetzung des wahren, alten Roms. Den occidentalischen Kaiser als seinesgleichen anzuerkennen, war er weit entfernt: von ihm aber ward Liutprand mehr als ein Gegner angesehen. Nicephorus machte noch immer den Unterschied, daß er sich selbst den kaiserlichen Titel Basileus vorbehielt, Otto bezeichnete er aber nur als Rex. Eine matrimoniale Verbindung des einen mit dem anderen Hofe erschien als eine Mißheirat; man wurde in Konstantinopel nicht müde, die Vorzüge der regierenden Familie über alle anderen hinaus zu erheben; man fand nicht Worte genug, den Rang zu betonen, welcher einem Porphyrogenitus und den Nachkommen desselben zustehe; zu denen aber gehörte die Prinzessin, auf deren Vermählung mit seinem Sohne Otto dachte. Bei der ersten Erwähnung dieses Vorschlags gerieten die Staatsbeamten des Nicephorus in Aufregung: sie erklärten, darauf nur dann eingehen zu können, wenn ihnen Rom und Ravenna zurückgegeben würden.

Wir haben den Gesandtschaftsbericht Liutprands übrig: er ist immer mit Erstaunen gelesen worden. Wohl niemals hat ein Gesandter eine gehässigere Schilderung des Hofes, bei dem er beglaubigt war, geliefert.

Wollte man den Gegensatz, der zwischen Orient und Occident bestand, in grellster Form zur Anschauung bringen, so wäre dieser Bericht vor allem zu Grunde zu legen. Der byzantinische Hof erscheint darin als ein Überrest veralteter Größe. Die prächtigen Gewänder, in denen der Imperator und seine Würdenträger einhergehen, wollen für sie selbst nicht mehr passen. Die Devotion des Volkes erscheint lächerlich und kindisch. Die Hauptstadt ist voll von Anmaßung, Kriecherei und Betrug.

Man darf nicht alles, was darüber zuweilen mit einer Art von Skurrilität erzählt wird, als eine Rückwirkung der schlechten Behandlung betrachten, welche Liutprand erfuhr. Meistens tragen seine Schilderungen ein Gepräge von Gegenständlichkeit. Aber es ist nur die Schattenseite, die sich seinem Auge darstellt. Nicephorus, ein ausgezeichneter Mann im Feld und Rat, wird als die Karikatur eines wirklichen Fürsten geschildert, ebenso seine Umgebung. Man empfindet bei der Lektüre zugleich Vergnügen und Indignation. Eine eigentlich diplomatische Verhandlung aber war dabei unmöglich. Einmal nur wird Liutprand gefragt, ob sein Herr wirklich, wenn man ihm sein Verlangen gewähre, Friede und Freundschaft mit Nicephorus halten werde. Liutprand erwidert, daß die Behandlung, die er erfahren, seinen Kaiser leicht irre gemacht haben könne, worauf ihn die Byzantiner auf die unglückseligen Folgen aufmerksam machen, die ein Bruch mit Byzanz für Otto selbst und seine mit Tierfellen bekleideten Sachsen herbeiführen würde.

Damals ging ein Schreiben des Papstes, welches zur Empfehlung der ins Auge gefaßten Vermählung dienen sollte, in Konstantinopel ein. Schon in der Aufschrift wurde das Kaisertum Ottos hervorgehoben und Nicephorus als König der Griechen bezeichnet. Darüber aber schlug nun die Entrüstung des Hofes vollends in Flammen auf. Man war verwundert, daß das Meer die Boten, die ein so abscheuliches Schriftstück mit sich führten, nicht verschlungen habe. Man vergriff sich nicht weiter an ihnen, weil sie es nicht wert seien, behandelte sie aber als Gefangene. Liutprand, der die widerwärtigsten Begegnungen ausgehalten hatte, bekam endlich die Erlaubnis, abzureisen, aber auch hiebei fand er noch in Bezug auf sein Gepäck — denn viele kostbare Waren hatte er gekauft, darunter auch einige, deren Ausfuhr verboten war — die unangenehmsten Schwierigkeiten. Er war vom 4. Juni bis zum 2. Oktober 968 in Konstantinopel gewesen. Seine Heimkehr hat sich dann noch um einige Monate verzögert. Sein Bericht an Otto zeigt nicht nur den Unmut eines persönlich Verletzten, sondern er war tief ergrimmt. Sein Gedanke war eigentlich, den geistlichen Streit zwischen den Patriarchen in Rom und Konstantinopel zum Anlaß eines Krieges zu machen. Man sollte ein Konzil berufen und zu demselben auch den Patriarchen von Konstantinopel einladen. Sollte er nicht erscheinen, so würde man dann die kirchlichen Gesetze gegen ihn und Nicephorus in Anwendung bringen.

Daß Kaiser Otto auf die Vorschläge eines beleidigten Gesandten ein-

gehen würde, war nicht zu erwarten, aber an ein freundschaftliches Verhältnis zu Konstantinopel ließ sich doch auch nicht denken, so lange Nicephorus lebte. Im Jahre 969 brach der Krieg in Unteritalien wieder aus. Aus der Mitte dieses Feldzuges haben wir ein Dokument übrig, in welchem der Anspruch des Kaisers oder vielmehr des Kaisertums auf Unteritalien unumwunden ausgesprochen wird. Otto hebt darin hervor, daß er kraft seines kaiserlichen Rechtes allen seinen Getreuen aus Calabrien und dem übrigen Italien, sowie auch den Franken und den Deutschen gesetzliche Vorschriften mache. Aber etwas nachhaltiges richtete er nicht aus. Nachdem er sich entfernt hatte, geriet Pandulf, sein vornehmster Verbündeter, in Gefangenschaft; die Griechen waren stark genug, um Capua zu bedrohen. Wenn sie aber leicht vorgedrungen waren, so fanden sie doch auch wieder kräftigen Widerstand. Sie waren schon abgezogen, als die kaiserlichen Scharen von Spoleto, durch Sachsen und Schwaben verstärkt, anlangten, sich des Landes wieder bemächtigten und den Feinden nach Apulien folgten. Bei Ascoli kam es dann zu einer blutigen und wechselvollen Schlacht, in welcher das kaiserliche Heer zuletzt die Oberhand behielt. Im Mai 970 finden wir den Kaiser selbst, der inzwischen in Oberitalien verweilt hatte, auf einem Zuge, der ihn ins Gebiet von Neapel und Apulien führte.

Die einzige Chronik, die diese Ereignisse meldet, erzählt nicht sowohl von Kriegsthaten als von Verwüstungen. Eine Nachricht aber giebt sie, die von Wert ist. In dem Lager von Capua besuchte Aloara, die Gattin des gefangenen Pandulf, den Kaiser und brachte ihm ihren Gemahl in Erinnerung. Was hätte Otto aber unter den obwaltenden Umständen für denselben thun können? In diesem Augenblick ist in Konstantinopel eine Thronveränderung eingetreten, welche allem eine andere Gestalt gab.

Bei Leo Diakonus wird Nicephorus ganz im Gegensatze zu der Schilderung Liutprands als ein Mann gerühmt, der in der Durchführung des Zweckmäßigen und Benutzung von Zeitumständen alle seine Zeitgenossen übertroffen habe. Er wird als thatkräftig, scharfsinnig und durchgreifend geschildert. Aber nicht aus dem legitimen Geschlecht entsprossen und nur durch eine momentane Verwickelung auf den Thron gehoben, hatte er doch eine so feste Position, wie sie zur Durchführung eines strengen Regiments gehört hätte, mit nichten. Von Anfang an fand er einen Nebenbuhler an jenem Johannes Tzimisces, einem Heerführer, der ihm an Ruf und Verdienst am nächsten stand. Dieser war damals zurückgetreten. Nicephorus aber hatte seitdem für nötig gehalten, ihn aus seiner amtlichen Stellung zu entfernen und sich so in ihm einen unversöhnlichen Gegner geschaffen. Tzimisces wurde ihm auch dadurch gefährlich, daß er die Gunst der Kaiserin Theophano besaß, die sogar das meiste zu seiner Erhebung beitrug, indem sie ihm Gelegenheit gab, in den Palast einzudringen und Nicephorus zu töten. Am 11. Dezember 969 wurde Johannes Tzimisces in Konstantinopel zum römischen Kaiser zugleich mit den Söhnen Romanus' II. ausgerufen. Er würde

sich allem Anscheine nach mit Theophano, die schon mit seinen beiden Vorgängern den Thron geteilt hatte, vermählt haben, wenn der Patriarch Polyeukt sich nicht geweigert hätte, ein so anstößiges Verhältnis zu sanktionieren. Er vollzog die Krönung an Johannes Tzimisces nur unter der Bedingung, daß derselbe von Theophano gesondert bleibe. Übrigens war die Veränderung in der Regierung eine durchgreifende, sie betraf zugleich die inneren und die äußeren Verhältnisse. Alle die Männer wurden entfernt, von denen Liutprand so bitter gekränkt worden war.

Da ist es nun sehr erklärlich, wenn Tzimisces in Beziehung auf den Kaiser des Occidents die Politik seines Vorgängers änderte. Was Nicephorus verweigert hatte, gewährte Tzimisces. Leider ist der Blick der griechischen Autoren auf Konstantinopel und den Osten eingeschränkt; aber durch die italienischen Zeitgenossen erfahren wir, daß der von Nicephorus gefangen gehaltene Pandulf befreit und an Otto geschickt wurde, um den Frieden zu vermitteln. Daß nun bei diesem Frieden die Gewährung der bisher versagten Vermählung die vornehmste Bedingung ausmachte, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber versteht sich gleichsam von selbst.

Nicephorus war als ein Gegner des macedonischen Hauses betrachtet worden. Darin lag wohl das vornehmste Motiv für seine Zurückweisung der Anträge des sächsischen Hauses, dessen Ansehen, wenn sie genehmigt worden, dem Hause der Porphyrogeniti zu statten gekommen wäre. Tzimisces trat als ein Beschützer des macedonischen Hauses auf. Sein Verhalten in dieser Beziehung trug ihm den Beifall des Volkes von Konstantinopel ein. Durch seine Vermählung mit Theodora, Tochter Konstantins VII. Porphyrogenitus, Schwester des Romanus, machte er selbst die Interessen dieser Familie zu den seinigen. Er war jetzt der Oheim der jüngeren Theophano und hatte keinen Grund, ihr eine glänzende Stellung im Occident zu mißgönnen.

Dem neuen Imperator des Ostens mußte alles daran liegen, den Abzug der fränkischen und sächsischen Truppen aus Apulien herbeizuführen; denn das Verweilen derselben in einer griechischen Provinz war ein wunder Fleck in dem Zustande des oströmischen Reiches. Und die Lage desselben nach beiden Seiten hin, den Tauroscythen und Bulgaren in Europa, den Abbasiden, Fatimiden und Omajjaden in Asien und Afrika, war nicht dazu angethan, zugleich in Feindschaft mit der großen occidentalen Macht zu verharren. Tzimisces mußte inne werden, daß er Frieden mit Otto haben müsse. Andererseits war für die unteritalienischen Fürsten eine Verständigung des östlichen mit dem westlichen Kaisertume die Bedingung ihres Daseins. Es traf sich sehr gut, daß Pandulf, der durch seine Gemahlin dem Kaiser des Westens so eben in lebendige Erinnerung gerufen war, mit einer Mission des orientalischen Kaisers bei ihm eintraf. Wodurch aber konnte Otto bewogen werden, seine Truppen aus Apulien zurückzuziehen? Es konnte nichts anderes sein, als die Annahme seines oft wiederholten Antrages der Vermählung seines Sohnes mit einer byzantinischen Dame höchsten Ranges.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, daß Otto hiebei die Anerkennung seiner kaiserlichen Würde zu teil geworden sei. Eine solche lag jedoch in der Annäherung des Tzimisces, die ohne dies in nichts zerronnen wäre. Der Schwerpunkt, in welchem sich die verschiedenen Tendenzen begegneten, lag eben in der Vermählung des jungen Kaisers mit einer Porphyrogenita aus Konstantinopel: sie erfüllte alle Ansprüche des genealogischen Ehrgeizes, der in dem sächsischen Hause ein großes Moment bildete. Heinrich I. hat einst seine Erhebung zum Königtume aus dem Gesichtspunkt angesehen, daß er eine Ehre erwerbe, die keiner seiner Vorfahren besessen habe. Eine Verbindung mit dem macedonischen Hause, das in Konstantinopel regierte, war der letzte Schritt in dieser Stufenreihe. Insofern hat es Wert, daß der Stammbaum des Basilius über entfernte Epochen ausgedehnt und selbst bis auf Alexander den Großen hinaufgeführt wurde; es gewährt der Verwandtschaft einen um so größeren Glanz.

Jenseit der persönlichen Wünsche lag die Idee im allgemeinen, die ein wahrhaft historisches Interesse in sich schloß. Die beiden Kaiserreiche standen seit den ersten Zeiten der Trennung durch den Primicerius von Ravenna in einem nicht auszugleichenden Widerstreit. Darauf beruhte der Gang der Weltereignisse bis zum Emporkommen des karolingischen Kaisertums. Aber noch war zwischen Orient und Occident ein nicht zu überbrückender Gegensatz: immer von neuem wurden die alten Feindseligkeiten wach gerufen. Jetzt bot sich die Gelegenheit dar, die beiden Herrscherhäuser dynastisch auf immer zu verknüpfen. Schon öfter war davon die Rede gewesen, aber nur vorübergehend; jetzt geschah es infolge einer großen politischen Veränderung in Konstantinopel. Es war die Bedingung und das Cement eines Friedens, der Orient und Occident umfaßte.

Dabei tritt noch eine unmittelbare Beziehung auf die laufenden Angelegenheiten hervor. Das schon öfter herbeigezogene und der Berücksichtigung würdig befundene Chronikon des Benedictus macht die Bemerkung, daß das griechische Kaisertum noch immer in Italien sehr angesehen gewesen sei. Um den Einwirkungen desselben dort ein Ende zu machen, habe Otto die Absicht einer matrimonialen Verbindung seines Sohnes mit einem Fräulein aus dem Kaiserhause von Konstantinopel gewünscht. Der Gang dieser Angelegenheit ist ein sehr natürlicher. Den Antrieb gab das hohe Ansehen des Hauses der Porphyrogeniti und eine direkte oder indirekte Verbindung mit demselben. Der Gedanke wurde jedoch dadurch unausführbar, daß ein nicht legitimer Kaiser im Besitz der Gewalt in Konstantinopel war, der dann eine Förderung des legitimen Hauses nicht eben gerne sah und an dem Gegensatz des griechischen und ostfränkischen Imperiums eifrig festhielt. Durch eine Revolution in Konstantinopel selbst wurde aber dieser Kaiser gestürzt und der Nachfolger desselben, der sich dem legitimen Geschlecht auf das engste anschloß, ließ die Widerrede gegen die Vermählung nicht allein fallen, er machte sie selbst zu einem Motiv des Friedens mit dem Abendlande.

Otto verließ Apulien, ohne jedoch die Herrschaft im südlichen Italien aufzugeben; wir finden ihn im Herbste des Jahres 970 seines Amtes als oberster Richter daselbst pflegen; den Winter verweilte er in Rom. Im April 971 hielt er eine Reichsversammlung in Ravenna ab, bei der sich auch die unteritalischen Fürsten einfanden. Die deutschen Angelegenheiten wurden nicht aus den Augen gelassen, wie die Anwesenheit des Bischofs Udalrich von Augsburg beweist. Aber über allem, was geschah, schwebte doch die Verhandlung über die Vermählung des kaiserlichen Erben.

Eine neue Gesandtschaft ging von Ravenna nach Konstantinopel ab, an deren Spitze, soviel man weiß, der Erzbischof Gero von Köln stand, der, indem er die Werbung vollzog, zugleich Bedacht nahm, seine Kirche mit namhaften Reliquien zu versorgen. Wir erfahren, daß er in beiderlei Hinsicht glücklich war. Tzimisces ließ die Prinzessin mit ansehnlichem Gefolge, reich ausgestattet mit Geschenken, nach Italien abgehen. Theophano wird in den Nachrichten, die nach dem Sachsenlande gelangten, als eine vornehme Dame von Geist und Eleganz geschildert. In Benevent empfing sie der Bischof Theodorich von Metz, der der kaiserlichen Familie sehr nahe stand; seine Mutter war die Schwester der Königin Mathilde; in der Schule Brunos von Köln war er aufgewachsen; wir werden seiner noch öfter zu gedenken haben.

Die Vermählung wurde im April 972 in Rom vollzogen; Papst Johann XIII. gab ihr den apostolischen Segen. Theophano wurde gekrönt; sie erscheint als Kaiserin der Römer. Durch die Vermählung seines Sohnes, welche zugleich einen Ausgleich zwischen Rom und Konstantinopel, dem Papsttum und dem Patriarchat, sowie den Frieden für Italien in sich schloß, konnte Otto das Tagewerk seines Lebens für vollendet erachten.

Nicht ohne die größten Gefahren, Kämpfe und Entschließungen war Otto zu der Stellung gelangt, die er jetzt inne hatte. Ich lege Wert auf die Entschließungen: denn diese sind es, was die Geisteskraft und die Seele eines Menschen am meisten kennzeichnet und was dann demgemäß auch die größten Wirkungen hervorbringt. Sollte man nicht die Thronbesteigung Ottos selbst einer inneren Entscheidung zuschreiben müssen? Den Absichten seiner Mutter gegenüber, die nach einer aus Persien und Konstantinopel stammenden Idee und aus persönlicher Vorliebe den jüngeren Bruder begünstigte, schloß er mit den vornehmsten Herzögen und der hohen Geistlichkeit einen Bund, vor welchem sie zurückweichen mußte, so daß dann jene Krönung vollzogen wurde, welche das Vorbild der späteren Krönungen im deutschen Reiche geworden ist.

Aber kaum hatte sie stattgefunden, so entstanden feindselige Bewegungen zu Gunsten der Ansprüche des durch die Krönung zurückgewiesenen Bruders, an denen auch einige Herzöge teilnahmen, welche die Krönung vollzogen hatten; denn die von ihnen selbst begründete königliche Gewalt fiel ihnen, sobald sie handelnd auftrat, doch wieder beschwerlich. In den Verwickelungen, die dann folgten, bildet es vielleicht das entscheidende Moment, daß Otto die Bedingungen, die ihm unter der Vermittelung eines großen geistlichen Fürsten

angeboten wurden, zurückwies; er wollte das Königtum, wie es in seinen Händen war, in voller Autonomie behaupten. Und wenn er damit Unruhen in dem östlichen und westlichen Reiche hervorrief, die einmal nahe daran waren, ihn zu vernichten, so hat er sich doch durch Entschiedenheit seines Wollens und das Vertrauen auf den durch göttliche Schickung ihm erteilten Beruf gegen sie behauptet und dadurch faktisch die Herrschaft in dem ostfränkischen und das Übergewicht in dem westfränkischen Reiche an sich gebracht.

Indem er nun aber seinen Bruder, der ihm im Sachsenlande selbst sehr gefährlich wurde, nachdem er ihn nochmals überwunden, dadurch zu befriedigen suchte, daß er ihm ein großes Herzogtum übertrug, erweckte er die Eifersucht seiner bisherigen Anhänger, seines vornehmsten Heerführers und seines Sohnes selbst.

Um die einmal ergriffene Stellung zu behaupten, hat Otto sich nicht selten mit denen schlagen müssen, die ihm am nächsten standen, wie erst mit seinem Bruder, so jetzt mit seinem Sohne. Er mußte erleben, daß ihm in einer der wichtigsten Metropolen des Reiches ein Widerstand entgegengesetzt wurde, dem er in der That nicht gewachsen war, zumal da die Slaven auf der einen, die Ungarn auf der anderen Seite das Reich durch Zerstörung der Marken und verwüstende Einbrüche bedrohten. Da ist nun nichts höher anzuschlagen, als die Haltung Ottos auf dem Tage von Langenzenn; er setzte die Herstellung des inneren Friedens über jede andere Rücksicht und brachte es wirklich dahin, daß diese Überzeugung sich Bahn brach, so daß bei dem großen Einfall der Ungarn beide Parteien gemeinschaftliche Sache machten und der König unter Beihülfe seiner bisherigen Widersacher jenen Sieg am Lech davontrug, der nicht allein in der deutschen, sondern auch in der europäischen Geschichte Epoche macht. Mit dieser Entschlossenheit, die aus moralischen Impulsen entsprang, verband sich in Otto eine gleichsam instinktive Einsicht in die politische Lage, die ihm seine großen Unternehmungen nach Italien eingab. Ohne Zweifel ist in seinem Kopfe dort in Böhmen aus den Wahrnehmungen der in Italien obwaltenden Verhältnisse der Entschluß entstanden, sich der Lombardei kraft des alten Anrechtes der karolingischen und ostfränkischen Könige und zugleich durch eine Verbindung mit den herabgedrückten italienischen Landsassen, an deren Spitze eine Fürstin stand, die er zu seiner Gemahlin erkor, zu bemächtigen. Durch glückliche Kombination und einsichtige Entschlossenheit gelangen ihm alle seine Unternehmungen. Nach der ersten Besitznahme der Lombardei stand er den Schwierigkeiten, die er voraussah, gegenüber davon ab, nach Rom zu gehen und sein Recht auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Dazu schritt er erst, als die Sache dahin gekommen war, daß er von den italienischen Großen und zugleich von dem Papst dazu eingeladen wurde. Er nahm die Krone aus der Hand des Papstes, zugleich aber manifestierte er die Tendenz, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. Diesen Entschluß hätte ihm niemand anraten können. Er war ganz sein

eigen; und was er einmal gethan, davon wich er auch in den größten Gefahren nicht zurück; er besaß eine eiserne Unerschütterlichkeit. Seine Politik stützte sich auf sein Schwert. Wehe denen, die sich ihm widersetzten; er behandelte sie nicht allein als seine Feinde, sondern als Verbrecher. Rücksichten kannte er nicht; er identifizierte seine Persönlichkeit mit der Stellung, die er in den allgemeinen Konflikten nahm.

Einen Einblick in sein intimstes Leben gewährt uns sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er hatte mit ihr gebrochen, weil er ihr keinen Einfluß auf seine Regierung gestatten wollte, dann aber, als nichts mehr zu befürchten war, zur Aussöhnung die Hand geboten; in den Irrungen mit Liudolf ist ihm ihre Unterstützung nicht allein erwünscht, sondern nützlich gewesen. Die größte Teilnahme widmet Mathilde dem Wohlergehen ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid und deren Kindern, namentlich der Geburt des jungen Otto, dessen Dasein ein Moment in dem Mißverständnis mit Liudolf bildet und die Hoffnung des Hauses ausmacht, da Liudolf kurz darauf stirbt. Mit heißen Gebeten begleitet sie den Zug ihres Sohnes nach Rom, der in ihren Augen zugleich eine Wallfahrt ist. Bei der Rückkehr von dort traf sie in Köln mit ihm zusammen. Es war ein großes Fest der kaiserlichen Familie: Adelheid mit ihrem Sohne, auch Gerberga mit ihren Kindern waren gekommen, nicht allein der Erzbischof Bruno, sondern auch dessen Lehrer Balderich von Utrecht, der sich durch Wiederherstellung seiner Kirche aus tiefem Verfall einen Namen erworben hatte. Der Kaiser selbst, in dessen Antlitz, den wachsenden Jahren zum Trotz, noch immer die Augen mit ihrem eigentümlichen Feuer leuchteten, erschien in dem Glanze der Siege, im Kreise seiner Angehörigen, voller Kraft, ein patriarchalischer Kaiser; seine Bewegungen waren langsamer, als ehedem; sein Haupthaar war ergraut und spärlich geworden; gegen die Sitte der Sachsen wallte ihm ein breiter Bart tief auf die Brust herab; seine Körperbeschaffenheit hat man mit Worten geschildert, die an die homerischen Helden erinnern. Und wie er von jeher immer den Umständen Rechnung getragen hatte, so erwies er auch jetzt seiner Mutter die Freundlichkeit, die sie am höchsten anschlug: er begleitete sie nach dem von ihr in Nordhausen gestifteten, noch nicht vollendeten Kloster, an dessen Zukunft ihre Seele hing. Dort nahm er von ihr Abschied. Man wird der Scene wohl gedenken dürfen, die in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde überliefert ist. Sie haben beide miteinander der Messe beigewohnt. Das Pferd des Kaisers steht gesattelt und gezäumt vor der Thüre der Kirche; Mathilde begleitet ihren Sohn mit ihren Augen, bis er es bestiegen hat; dann geht sie nach der Kirche zurück und küßt den Boden, auf dem seine Füße gestanden. Hievon unterrichtet, springt Otto wieder aus dem Sattel. „Wie könnte ich Dir diese Thränen vergelten“, ruft er aus, indem er neben ihr auf seine Kniee sinkt. Naturwahr ist es, wie dann die Königin in ihn dringt, nicht länger zu verweilen, denn dadurch würde der Schmerz der Trennung nur bitterer werden; wider ihren Willen seien sie genötigt, sich

voneinander loszureißen; der Abschied sei für immer: niemals werde er sie wieder sehen.

Es ist keine Sentimentalität zwischen Mutter und Sohn. In der Abwechselung der Stimmungen liegt aber ein tiefes und echtes Gefühl. Die alte Mutter, die von dem Wahne, Anteil an der Regierung zu nehmen, längst zurückgekommen war, und der glorreiche Sohn, der mit ihr gehadert, aber jetzt alles vergessen hatte, scheinen einander wert gewesen zu sein. Bald darauf ist Mathilde gestorben.

Otto hat alsdann die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt und seine Aufmerksamkeit auf den Orient gerichtet. Seine Regierung hat einen Grundzug, der an die Familie anknüpft; sein natürlicher Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, verwaltete das Reich, sein Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, sicherte ihm eine dauernde Beziehung zu den vornehmsten westfränkischen Häusern; die großen Herzogtümer waren mit Angehörigen seines eigenen Hauses besetzt. Bei seiner Größe entschwanden ihm doch niemals die Erinnerungen aus früherer Zeit; in einem langen Lebenslauf knüpfen die entfernten Momente unaufhörlich aneinander: man hat verzeichnet, wie freudig er aufsprang, wenn ihm in Italien der Besuch eines alten Freundes aus Deutschland gemeldet wurde. Auf der Vogelbeize hat man ihn altgewohnte Weisen wiederholen hören. Er war fünfunddreißig Jahre alt geworden, ehe er ein Buch hatte lesen können; aber er hatte einen angeborenen Sinn für Litteratur und Wissenschaft; noch bei seinem letzten Aufenthalte in Rom hatte er Gerbert, den gelehrtesten Mann der Epoche, in seine Bekanntschaft gezogen. Es ist ein gewisser Schwung in diesem Leben, der fast noch mehr in den Begebenheiten hervortritt, die zwischen äußerer Gefahr und großen Successen schwanken, als in Kundgebungen persönlicher Gefühle. Jetzt war nun Otto dahin gelangt, jene Verbindungen einzugehen, welche sein Ansehen im Orient mächtig erhoben und zugleich seinen Nachkommen die größte Aussicht eröffneten.

Nach der Vermählung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter begab er sich auf die Rückreise nach Deutschland, denn auch hier wollte er seinen Sohn als den künftigen Herrn einführen. Wir dürfen ihn wohl auf den Stationen seiner Reise begleiten, die immer etwas charakteristisches darbieten. In Pavia bestätigte er dem Patriarchen von Grado die ihm von seinen Vorgängern zu teil gewordenen Verleihungen. In Mailand nahm er mit seinem Sohne an einer Gerichtssitzung teil, in welcher über die Ansprüche der Kirchen von St. Ambrosio und Bergamo auf gewisse Güter entschieden wurde. In Begleitung seines Sohnes trat er im August 972 in die eigentlich deutschen Gebiete ein. Im September finden wir ihn in Ingelheim auf einer in Gemeinschaft mit dem Papste angeordneten Synode, wo die Erzbischöfe des Reiches, von Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Hamburg und der neue Metropolit von Magdeburg mit den meisten ihrer Suffragane ihn persönlich begrüßten und die hierarchische Einheit des Reiches zur Erscheinung

brachten. In Tribur sah er am 7. Oktober seine Nichte, die Äbtissin Gerberga von Gandersheim, die er mit Besitzungen im Taubergau ausstattete. Weihnachten feierte er in Frankfurt, wo er das Bistum Cambray nicht nach der von den Bürgern getroffenen Wahl, sondern nach eigenem Ermessen mit einem Kanonikus sächsischer Herkunft besetzte, obwohl dieser die Landessprache nicht verstand.

Nicht so ganz ohne alle innere Gegenbewegungen fand er sein Sachsen, als er im Jahre 973 dahin zurückkam; seine Anwesenheit aber hielt alles in Unterordnung. Den Palmsonntag brachte er in Magdeburg zu, wo dann der Erzbischof und seine Suffragane ihn in die noch unvollendete Kirche geleiteten. Darauf ging er nach Quedlinburg, um die Osterfeier zu begehen. Hier, wo er sich an den Gräbern seines Vaters und seiner Mutter der Hinfälligkeit der Menschen erinnern mußte, traf ihn selbst ein herber Verlust: Herzog Hermann von Sachsen, genannt Billung, der nicht ohne fortdauernde Anstrengungen die Autorität der höchsten weltlichen Gewalt in der Provinz ausgeübt hatte und noch immer unentbehrlich schien, war gekommen, ihn zu begrüßen; er wurde durch einen unerwarteten Tod vor seinen Augen weggerafft; ein Ungemach, wie es das ansteigende Alter der Fürsten und nicht dieser allein zu verfolgen pflegt. Alles andere entsprach Ottos Wünschen. Die Herzöge von Böhmen und Polen erschienen vor ihm, von denen besonders der erste, namens Boleslav, als eifriger Christ geschildert wird. Auch Gesandte der Ungarn und selbst der Bulgaren stellten sich ein, um ein gutes Vernehmen mit dem Kaiser, dessen Ansehen durch die Verbindung mit Konstantinopel noch verstärkt worden war, einzuleiten. Dieser zog darauf nach Merseburg, der ältesten Erwerbung seines Vaters, wo er das Himmelfahrtsfest (1. Mai) beging. Hier empfing er eine Mission noch von größerer Aussicht, aus Afrika. Wahrscheinlich veranlaßten die zweifelhaften Verhältnisse zwischen den Fürsten der Fatimiden, dem neuen Emir al Mumenin, der sich eben damals Ägyptens bemächtigt hatte, und dem östlichen Kaisertume diese Mission. Oder war es eine bloße ehrerbietige Begrüßung? Die Gesandten brachten zugleich Geschenke dar.

Diese Mission beschließt den Kreis der universalen Beziehungen, in denen sich Kaiser Otto bewegte; denn auch mit den Omajjaden in Spanien stand er, wie wir wissen, in gesandtschaftlichem Verkehre. In diesem Augenblick ist auch ein jüdischer Reisender aus Spanien bei ihm gewesen, der die östliche slavische Welt zu seinem Studium gemacht hat.

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser, an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in starker Strömung wogende Fluß sich aus dem Thale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Ruinen des Ortes besucht hat,

wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung, noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I., so auch Otto. Er war am 6. Mai daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahin gelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an sein Ende begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem thatenvollsten Leben.

Es sei mir erlaubt, über die Weltstellung der beiden großen Männer, selbst auf die Gefahr mich zu wiederholen, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Vorangegangen waren ihnen Pippin und Karl der Große, ebenfalls Vater und Sohn, durch deren Aufeinanderfolge und Zusammenwirken der Occident seine definitive Gestalt erhalten hatte. Was der Vater mit genialem Blick entworfen hatte, führte der Sohn mit umsichtiger Politik und glücklichen Waffen aus; unter seiner langen ruhigen Verwaltung gestaltete sich das abendländische Reich. Nicht gerade dasselbe war das Verhältnis zwischen Heinrich und Otto. Von Heinrich findet sich nichts, woraus man schließen könnte, daß seine Entwürfe den Unternehmungen seines Sohnes zu Grunde gelegen hätten. Aber sie haben, nacheinander auftretend, unter veränderten Umständen doch die größten Erfolge errungen. Ihnen vor allen ist zu danken, daß das karolingische Reich im allgemeinen in seinem Bestande erhalten wurde. Vater und Sohn wirkten zusammen, um die gefährlichsten Feinde, von denen Germanien jemals angefallen worden ist, von dem Boden desselben zu vertreiben. Durch Otto wurde Italien wieder auf das engste mit dem Reich verbunden und das westliche Francien in friedlichem Konnex mit demselben erhalten. Auf der Vereinigung der drei großen Lande beruhte die abendländische Welt, ihre Macht und ihre Kultur.

Sehr wesentlich zur Konsolidation des Reiches war die Verbindung Karls des Großen mit dem Papsttum, durch welche das geistliche und weltliche Interesse so gut wie ineinander fielen. Die Kirche gehörte der romanischen Welt an; sie wirkte aber auf die germanischen Völkerschaften auf das tiefste

ein: sie verknüpfte die religiöse Anschauung mit der Idee der apostolischen Mission des heiligen Petrus und mit der Überlieferung des Altertums überhaupt. So wurde Sachsen, das Karl mit den Waffen bezwang, als Kirchenprovinz organisiert, Bayern nur durch eine direkte Einwirkung des Papstes dem Großkönigtum, welches dann das Kaisertum wurde, unterworfen. Ich will sagen, daß die Konstituierung des Reiches, wie sie die romanischen Elemente in sich begriff, so auch nicht ohne den Einfluß des Papstes durchgeführt worden ist. Die persönliche Autorität eines großen Fürsten aber gehörte dazu, um alles vereinigt zu halten.

Seitdem aber war, wie oft bemerkt, eine durchgreifende Veränderung eingetreten. Jener ebenfalls aus dem Altertum stammende Widerstreit zwischen Priestertum und höchster Gewalt war wieder ausgebrochen; das Priestertum war zu einer Ausbildung und Stärke gelangt, bei der die weltliche Macht, die unter den Karolingern verfiel, nicht mehr selbständig berühren konnte. Auch in Germanien drangen die hierarchischen Doktrinen vor, und es hätte wohl möglich scheinen können, daß die Wesenheit des germanischen Geistes dadurch absorbiert worden wäre. Wodurch nun ist es geschehen, daß es soweit nicht kam? Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es hauptsächlich durch das Emporkommen eines Fürstenhauses geschah, welches, durch und durch germanisch, die Idee der weltlichen Gewalt wieder zur vollen Geltung brachte. Das Reich, das Heinrich I. gegründet und Otto der Große zu einem prächtigen Aufbau erhob, hat eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe; es gab der weltlichen Macht ihre Autorität zurück, nicht allein den höchsten Gewalten selbst, sondern auch den untergeordneten, die sich um sie her gruppierten, denen auch die Bischöfe, frei von dem bisherigen absoluten Ansehen des Papstes zu Rom, sich anschlossen. Wäre eine unbedingte Unterwerfung des Klerus ins Werk gesetzt worden, so würde das die Fundamente des Reiches erschüttert haben. Die religiöse Idee wurde jedoch von den sächsischen Fürsten nicht bekämpft, aber die kirchenpolitische erfuhr eine Umwandlung. Das Bestreben ging nun dahin, die Unabhängigkeit der kaiserlichen und königlichen Gewalt von den klerikalen Eingriffen in die Regierung zu befreien. Es zielte auf ein Nebeneinanderbestehen der beiden Gewalten mit einem Übergewicht der weltlichen. Das war das Prinzip des deutschen Reiches, welches durch Heinrich und Otto auf den Grundlagen des karolingischen autonom errichtet wurde. Die europäischen Völkerverhältnisse wurden durch ein kompaktes Zusammenhalten der deutschen Nation neugestaltet. In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen, wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht; die Nationalitäten selbst hatten sich unter dem Einfluß derselben verändert. Sie hatten andere Bedürfnisse, andere Mittelpunkte. Das Emporkommen der weltlichen Macht verschaffte ihnen in sich selbst neue Grundlagen.

Wenn das Kaisertum eine universale Autorität anstrebte, so mußte doch dieser Versuch — wir werden darauf zurückkommen — wieder aufgegeben

werden. Dem deutschen Reiche selbst wäre eine vollkommene Nullifizierung der päpstlichen Gewalt unerträglich geworden, und die benachbarten Nationen waren weit entfernt, sich einer centralen Superiorität unterwerfen zu wollen, wie sie hierdurch entstanden wäre. An die Begründung des deutschen Reiches mit höchstem Anspruch knüpft sich vielmehr das Erwachen des nationalen Gefühles, ohne jedoch von der geistlichen Idee abweichen zu wollen. Vielmehr gewann diese wieder im Laufe des folgenden Jahrhunderts eine intensive Kraft und Stärke. Aus allem zusammen bildete sich der Völkerkomplex, den wir die abendländische Christenheit nennen, in dem dann die eigentümlichsten Kräfte und Tendenzen sich gestalteten und bedingten. Diese Welt ist dann die Grundlage des heutigen Völkerlebens geworden. Ich würde glücklich sein, wenn mir vergönnt wäre, den Fortgang der Weltgeschicke unter diesem Gesichtspunkt noch weiter nachzuweisen.

III.

Höhe und Niedergang des deutschen Kaisertums.

Die Hierarchie unter Gregor VII.

III.

Blüte und Niedergang des deutschen Reichskirchentums.

Die Hierarchie unter Gregor VII.

Vorwort.

Mit tiefer Wehmut legen wir dem deutschen Publikum den 7. Band* der Weltgeschichte Leopold von Rankes vor. Der Wunsch, den der Verewigte am Schlusse des 6. Bandes* ausgesprochen: „Ich würde glücklich sein, wenn mir vergönnt wäre, den Fortgang der Weltgeschicke unter diesem Gesichtspunkt noch weiter nachzuweisen“ — dieser Wunsch, den Tausende dankbarer Leser von ganzem Herzen teilten, ist leider nur in beschränktem Maß in Erfüllung gegangen.

Wie es für Ranke niemals eine Pause im Schaffen gab — denn Leben und Thätigkeit war ihm eins und dasselbe: so hat er auch diesmal unmittelbar nach dem Abschluß des vorigen Teils an die Fortsetzung seines letzten und größten Unternehmens Hand angelegt. Zu der gewohnten Leidenschaft der Arbeit gesellte sich eine ahnungsvolle Ungeduld, die seinen Geist dazu beflügelte, in der Frist von vier Monaten, aller Anfälle körperlichen Schmerzes ungeachtet, einen Zeitraum von vier Menschenaltern, reich an universalhistorischen Begebenheiten, nach seiner Weise aus den ursprünglichen Quellen neu zu erkunden und darzustellen. Das Ergebnis dieser heldenmütigen Anstrengung des Neunzigjährigen ist der vorliegende Band, welcher die Weltgeschichte vom Tode Ottos des Großen bis auf die Schwelle des Zeitalters der Kreuzzüge herabführt.

Es bedurfte freilich noch der eifrigen und glücklichen Bemühung eines treuen wissenschaftlichen Gehülfen, des Herrn Paul Hinneberg, um aus den Diktaten und nach den Weisungen des Entschlafenen einen wohlgefügten, bequem lesbaren Text herzustellen. Doch wird niemand erst nach einer Versicherung verlangen, es lehrt vielmehr überall der Augenschein, daß dies nachgelassene Werk im ganzen wie im einzelnen als ein durchaus echtes Produkt des Rankeschen Genius zu Tage tritt.

---

* Der ersten neunbändigen Ausgabe. D. V.

Noch auf seinem Sterbelager war Leopold von Ranke mit der Anschauung der in diesem Bande auftretenden Gestalten unserer Kaiserzeit beschäftigt. Gleichsam von der Dämmerung seines scheidenden Tiefsinns beleuchtet, erschienen ihm die großartigen Geschlechter der Ottonen und Salier wie etwas Ungeheures. Es war ihm nicht beschieden, was er so sehnlich begehrte, zum mindesten noch die staufische Zeit bis zum Ausgang des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum mit dem nämlichen Anteil reiffter Lebensweisheit schildernd zu begleiten. Nur die Aufzeichnungen früherer Jahre, wie sie für die vollendeten Teile regelmäßig die Unterlage bildeten, sind auch für die Folgezeit im Nachlasse vorhanden.

Man wird Verlangen tragen, die Auffassung der ferneren welthistorischen Entwickelung, die in Rankes Geist lebte, soweit es möglich ist, aus diesen Papieren zu entnehmen. Doch gestattet der Zustand der letzteren bis jetzt noch keine bestimmte Entscheidung über die Form, in welcher eine derartige Ergänzung der Rankeschen Weltgeschichte — denn von einer ebenmäßigen Vollendung ließe sich nicht reden — dem Publikum dargeboten werden soll.

Für heute war es unsere Pflicht, dem deutschen Leser das eigenste Vermächtnis unseres größten Geschichtschreibers einzuhändigen; niemand im Vaterlande wird es ohne ehrfürchtige Rührung empfangen.

Im Auftrage der v. Rankeschen Familie:
Alfred Dove.

Bonn, Dezember 1886.

Ich habe mich einst mit dem patriotischen Gedanken getragen, eine allgemeine deutsche Geschichte zu unternehmen. Was mich davon abhielt, war die Bemerkung, daß die beiden geistigen Potenzen, die in derselben mit oder gegeneinander auftraten, doch keine Erklärung innerhalb ihrer Grenzen selbst haben. Sie sind nur zu verstehen als Produkte der früheren Epochen der allgemeinen Geschichte. Die oberste politische Gewalt, das Kaisertum, das mit dem 10. Jahrhundert an die Deutschen kam, war dasselbe Imperium, welches einst bei der Überwältigung der Völker der alten Kultur durch die Römer gegründet worden. Es trug den Namen des größten Mannes, den das Altertum in Bezug auf innere Antagonien und äußere Organisationen hervorgebracht hat. Doch erst die Nachfolger Cäsars, die nach ihm ihre Würde benannten, haben dem Gemeinwesen eine feste Gliederung gegeben, durch welche den inneren Kämpfen, die es zerstört haben würden, ein Ende gemacht und seine Stellung in der Welt unwiderruflich bestimmt wurde. Es war eine den Frieden und die Macht erhaltende Gewalt, die sich über den Orient sowie über den Occident erstreckte und auch einen Teil der germanischen Völker umschloß.

Nicht in diesem Umfange war sie die Jahrhunderte daher fortgesetzt worden. Sie würde sonst das innere Leben der Nationen unmöglich gemacht und absorbiert haben. Die religiösen Vorstellungen der alten Welt, welche, ursprünglich überall an lokale Dienste anknüpfend, jetzt in der Hauptstadt centralisiert, dieser, ja dem Cäsar selbst eine göttliche Mission zuschrieben, konnten hierdurch doch weder befriedigt noch erschöpft sein. Die zweifelhafte Übertragung der höchsten Gewalt von einem Herrschergeschlecht zum andern mußte immer neue Bewegungen hervorbringen, welche das religiöse Ansehen des Imperators erschütterten. Die Völker verlangte so nach einer Religion, die in ihnen selbst das Gefühl einer tiefinnerlichen, von diesen Wechselfällen unabhängigen Gemeinschaft erzeugen konnte.

Da war nun die Religion in der Welt erschienen, welche die universale zu werden den Anspruch und die innere Macht besaß, und in der das dem

Menschen innewohnende allgemeine religiöse Bedürfnis wie in keiner andern befriedigt wurde: das Christentum. Aber wie es nur durch persönlichen Glauben ergriffen werden konnte, so mußte es sich auf dieser Grundlage in sich selbst organisieren. Es erhob sich in fortwährendem Widerstreit mit dem Kaisertum, dem es einen überweltlichen Gott, an den Dienst Jehovahs anknüpfend, in gläubiger Verehrung entgegensetzte.

Endlich, im Konflikte aller inneren Elemente des Lebens geschah es, daß die Kaiser selbst zu dem Gedankenkreis übertraten, mit dem sie bisher gerungen hatten, jedoch ohne im mindesten auf das lebengebende Moment ihres eigenen Daseins zu verzichten. Vielmehr bildete sich zwischen den beiden Autoritäten eine Wechselwirkung aus, auf welcher lange Zeit der Bestand der abendländischen Welt überhaupt beruhte. Das Christentum gewann durch die Macht über die Gemüter bald eine nahezu unabhängige Stellung; die geistlichen Oberhäupter, die sich auf den Konzilien vereinigten, behielten doch auch, dem Kaiser zur Seite und im Einverständnis mit ihm, eine dominierende Autorität, da die vornehmsten Fragen, die jetzt die Menge beschäftigten, geistlicher Natur waren.

Nicht lange, so wurden zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Oberhaupt neue Organisationen des Reiches vereinbart und durchgeführt, die, in unaufhörlichem Kampfe entstanden, den Stempel dieser Bewegung trugen. Sie führten eine Trennung zwischen Orient und Occident herbei, indem der weltliche Mittelpunkt auf Byzanz überging, wo sich die Macht des alten Imperiums fortsetzte, während Rom in unaufhörlichem Kontakt mit den germanischen Völkerschaften, welche die Oberhand im Occidente erlangt hatten, sich zum geistlichen Mittelpunkt entwickelte. Das römische Papsttum — denn dies war der Name, welcher jetzt aufkam — stieg durch die allmähliche Ausbreitung des Glaubens im Abendlande immer mächtiger empor.

Bald jedoch mußte es sich, von dem byzantinischen Imperium bedroht, das seine Ansprüche auf den Occident niemals vergessen hatte, zu seiner Rettung an die germanischen Völker wenden. Zugleich war jetzt auch der Moment eingetreten, wo die von der neuen Lehre des Islam entflammten Araber, durch Eroberungen in den drei Weltteilen ermutigt, die Existenz des Papsttums ebenso wie die des byzantinischen Reiches gefährdeten. Nur durch die Teilnahme der germanischen, selbst erst allmählich dem Heidentume entwachsenen Streitkräfte im allgemeinen Wettkampf konnte das Papsttum der Welteroberung der Araber ebenso wie den Ansprüchen des Imperiums zu Byzanz Widerstand leisten. Darauf beruht das Kaisertum Karls des Großen: Rom erkannte, von den Saracenen und dem byzantinischen Reiche zugleich gefährdet, den König der Franken als seinen Kaiser an. Man darf den Ausdruck, das Kaisertum sei an Karl übertragen worden, nicht gerade wörtlich verstehen. Er war bereits Meister und Herr der occidentalen Gebiete im weitesten Umfang und im Besitz der größten weltlichen Macht, die er durch seine Verbindung mit der geistlichen nicht etwa aufzugeben, sondern vielmehr

zu erweitern gedachte. Auf der Übereinstimmung dieses neuen Kaisertums, welches doch an das alte anknüpfte, und des Papsttums, das durch die Losreißung von Konstantinopel nicht auch von der Idee des Kaisertums selbst emancipiert worden war, beruht die folgende Weltentwickelung.

Schon unter den nächsten Nachkommen Karls aber traten in dem abendländischen Imperium Streitigkeiten über die Erbfolge ein, in welche sich dann die tiefgreifendsten Differenzen über das Machtverhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt mischten. Das Resultat derselben mußte notwendig zum Nachteil der weltlichen Gewalten ausfallen: das Kaisertum konnte sich nur sehr einseitig fortsetzen, es schien nur noch im Dienste der geistlichen Institute bestehen zu können. Sollten aber deshalb die germanischen Nationen sich dem altrömischen Kaisertum widersetzt und zu seiner Destruktion beigetragen haben, um jetzt einer neuen Gewalt zu verfallen, die ihren einzigen Impuls von den geistlichen Ideen entnahm? Noch einmal nämlich waren diese zu einer Ausdehnung und Kraft gelangt, daß es nicht anders schien, als ob die Besonderheit der Nationen und die innere Entwickelung der Religion selbst in Gefahr geraten würden. Auf diesem Wege wäre alles nur einer absoluten Priestergewalt unterworfen worden, worin der Beruf einer Welt, welche die Elemente und Reliquien des antiken Lebens in sich schloß, nicht liegen konnte.

Da nun geschah es, daß aus der Mitte der germanischen Nation heraus ein neues Königtum sich erhob, welches von dem unmittelbaren Einfluß des Papsttums und seiner Velleitäten sich losriß und der Idee des Kaisertums, die völlig absorbiert worden zu sein schien, aufs neue Bahn machte.

Dies war das Imperium Ottos des Großen. Es war dem altrömischen nicht zu vergleichen, es erreichte das karolingische bei weitem nicht. Aber es gab doch der Idee einer höchsten, mit der Autorität verbundenen, in sich selbst unabhängigen Autorität in Germanien einen starken, unwiderruflichen Ausdruck. Es schloß die civilisatorischen Institutionen des alten Imperiums in sich ein und brachte sie zu neuer Geltung. Andererseits gehörte aber auch das Übergewicht Roms dazu, die öffentliche Ordnung zu behaupten; und wenn deshalb auch zwischen dem Papsttum, das seinen überlieferten Ansprüchen treu blieb, und dem Kaisertum, das sich dem widersetzte, mannigfaltiger Zwiespalt entstand, so gab es doch in der elementaren Zusammensetzung Momente, in denen beide notwendig zusammentrafen.

Die Entstehung des deutschen Kaisertums, d. h. einer auf der inneren Entwickelung der deutschen Stämme beruhenden Ordnung, die durch die Ausbreitung der ottonischen Macht über Italien eine universale Stellung gewann, bildet das Weltereignis des 10. Jahrhunderts.

Man darf einen Augenblick hiebei stehen bleiben, um die Bedeutung dieses Ereignisses zu überblicken. Es involviert die innigste Verbindung des deutschen Gemeinwesens mit den universalen Interessen. Ein Gegensatz gegen Byzanz lag darin nicht, vielmehr ein Antrieb zu enger Vereinigung mit dem-

selben; denn nur in der Gemeinschaft beider konnten dem immer kecker vordringenden Islam Grenzen gesetzt werden.

Dieses germanische Imperium hatte keine durchaus unanfechtbare genealogische Grundlage, aber insofern doch einen Vorzug vor dem karolingischen Kaisertum, als jetzt über den Besitz des Imperiums durch das Erbrecht im deutschen Königtum selbst entschieden wurde. Zudem hatte es eine andere Art von Oberherrlichkeit über die Nachbarn zu behaupten als das frühere: die Versuche der Christianisierung und Unterwerfung zugleich umfaßten andere, über die früheren weit hinausreichende Regionen.

Es war eine Reaktivierung der Idee des altrömischen Kaisertums, aber keineswegs seiner Form. Vielmehr hatten sich in steten Kämpfen Verfassunsformen ausgebildet, von denen die alte Welt noch keinen Begriff hatte. Es ist auch hier nicht der Ort, auf das Lehnswesen näher einzugehen, welches dem öffentlichen Leben überhaupt eine andere Gestalt gab. Aber mit einem Wort müssen wir diese Umgestaltung bezeichnen. Sie beruht darauf, daß der Begriff des Gehorsams und des Waffendienstes mit dem Bedürfnis des individuellen Lebens auszugleichen versucht wurde. Alle Einrichtungen bekamen dadurch einen anderen Charakter, daß eine Verleihung von Grund und Boden an die lokalen Oberhäupter erfolgte, die, in ihren verschiedenen Abstufungen mit Besitztümern ausgestattet, dieser nur dadurch versichert wurden, daß sie dem Oberhaupt Treue und Glauben hielten. Es war eine durch und durch lebendige Organisation, die das gesamte Reich umfaßte und zu einer vielgegliederten Einheit verknüpfte, denn die Grafen und Herzöge nahmen zu ihren Untersassen andererseits ein ähnliches Verhältnis ein. Der Besitz von Grund und Boden trat dadurch mit der Idee des Reiches in eine unauflösliche Verbindung, der sich auch die Völkerschaften anschlossen, die an den Grenzen in untergeordnetem Kontakt mit dem Reiche standen.

Daß nun ein Kaisertum dieser Art auf den unbedingten Gehorsam, wie er dem altrömischen zu Teil geworden war, nicht rechnen durfte, liegt am Tage. Dennoch aber hing die Gesamtvorstellung von der Vereinbarung ab, deren Schlußstein oder vielmehr gebietenden Mittelpunkt das Kaisertum selbst bildete. Es hatte kaum mehr den Anspruch, das universale zu sein, aber es besaß doch die oberste Stelle in dem europäischen Gemeinwesen und hielt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht gewaltig aufrecht.

Die Idee einer allgemeinen Gewalt und des Übergewichtes über die christliche Welt überhaupt war eben dem deutschen Reiche durch Otto den Großen unvertilgbar eingepflanzt.

Konnte diese Idee aber wirklich realisiert werden, war Deutschland stark genug dazu, sie durchzuführen?

Otto der Große hat sie aufgenommen, aber keineswegs vollendet. Er hat sein Leben unter stetem inneren und äußeren Kampf zugebracht, feste Formen einer Verfassung hat er nicht hinterlassen. Das ist, man möchte sagen, das Charakteristische der großen Naturen: sie begründen wohl, aber sie

vollenden nicht. So hat Otto alle Gegner bezwungen und Festsetzungen getroffen, durch die man dem gewaltigsten Feinde des großen Gemeinwesens, den Saracenen, zu begegnen die Aussicht fassen konnte. Aber diese selbst hatte er unberührt gelassen, und unverzüglich stand ein allgemeiner Kampf bevor, bei welchem das deutsche Reich, Rom und Konstantinopel vereinigt aufzutreten bestimmt waren. Unter den Nachfolgern Ottos, wie wir sehen werden, ist dieser Kampf dann zum Ausbruch gekommen.

Erstes Kapitel.

Regierung Ottos II.

Noch zu seinen Lebzeiten hatte Otto der Große die besten Vorkehrungen für die widerspruchslose Anerkennung seines Sohnes durch die deutschen Fürsten getroffen: Otto II. hatte schon selbst Reichstage gehalten, er war bereits in Rom vom Papste zum Kaiser gekrönt worden. Würde eine einfache Erbfolge im Reiche bestanden haben, so hätte dem Sohne Liudolfs von Schwaben, des älteren, lange verstorbenen Bruders Ottos II., die Succession zufallen müssen. Aber dieser junge Mensch, der auch den Namen Otto führte, wuchs am Hofe seines Großvaters in vollkommener Hingebung an denselben und in Unterwürfigkeit unter die zu Gunsten des jüngeren Sohnes des großen Kaisers gefaßten Beschlüsse auf. So wurde Otto II. beim Tode seines Vaters in Memleben, am 7. Mai 973, als König und Kaiser begrüßt.

Wenn auch die formellen Schwierigkeiten, die in einer Wahlhandlung gelegen hätten, hierdurch vermieden wurden, so traten dem jungen Kaiser doch bald andere entgegen, welche in der Sache selbst lagen. Denn eine unbedingte Autorität über die Herzogtümer besaß das Kaisertum keineswegs. Gleich bei der ersten Verfügung über die Nachfolge in Schwaben fand Otto II. bei Bayern den lebhaftesten Widerspruch. Dabei trat der alte Hader wieder hervor, der Otto dem Großen in dem Innern des Reiches am meisten zu schaffen gemacht hatte.

Nach dem Tode Heinrichs I. von Bayern, des Bruders Ottos des Großen, im Jahre 955, wár das Herzogtum auf seinen erst vierjährigen gleichnamigen Sohn übergegangen, der sich später durch seine Händel den Beinamen des Zänkers (Rixosus) zugezogen hat. Die Vormundschaft über den Knaben führte seine Mutter Judith, die schöne und kluge Tochter Arnulfs von Bayern. Judith erscheint selbst unter dem Titel Herzog, ihr Herzogtum als ein kleines Reich. Sie hatte sich an den Marken von Bayern einen überwiegenden Einfluß gesichert und durch ihre Tochter Hadwig, die Gemahlin

des Herzogs Burchard von Schwaben, selbst eine talentvolle Fürstin, auch dort ein gewisses Übergewicht erworben. Es mußte jetzt beim Tode Burchards das natürliche Bestreben der beiden Fürstinnen sein, diese Verbindung für die Zukunft aufrecht zu erhalten.

Ganz entgegengesetzt verfuhr der neue Kaiser bei der eintretenden Vakanz. Er belehnte Otto, den Sohn Liudolfs, dessen er sich vollkommen sicher wußte, mit dem Herzogtume Schwaben. In dem aber sah man in Bayern einen ausgesprochenen Gegner.

Der Bischof Abraham von Freising, mit dessen Beirat vorher Judith regiert hatte, stand jetzt auch ihrem Sohne zur Seite. Wahrscheinlich ist er es nun gewesen, der den jungen Heinrich veranlaßte, mit den Herzögen von Böhmen und Polen, die Otto den Großen noch vor kurzem besucht hatten, in eine einseitige Verbindung zu treten, welche nicht gerade Gehorsam gegen den neuen Kaiser atmete, obwohl es nicht deutlich erhellt, daß sie auf den Sturz desselben berechnet gewesen sei. Bayern und Böhmen waren von jeher enge verbündet. Die Gemahlin des Böhmen Boleslav hat, soviel man weiß, in naher Familienverbindung zu Judith gestanden. Die Vereinigung der drei Fürsten schien die Bildung einer Opposition gegen das kaiserliche Regiment anzukündigen.

Was hätte daraus werden sollen, wenn in dem innersten Gefüge des Reiches eine entscheidende Zwietracht ausgebrochen wäre? Auf den Rat des Reichstages ließ Otto II. den Herzog Heinrich vor ein Fürstengericht laden. Dieser war noch auf keinerlei Weise zum Widerstande vorbereitet: er mußte sich dem Kaiser unbedingt unterwerfen. Auch die Verbindung, in welche die Böhmen mit dem Herzog getreten waren, meinte Otto II. nicht ungeahndet lassen zu können: er unternahm einen Einfall in ihr Land, bei welchem es verwüstet wurde. Doch weder die Unterwerfung Heinrichs, noch die Verwüstung von Böhmen führte zum Ziele. Im Jahre 976 überzog Otto Bayern selbst und verjagte den Herzog, der zu den Böhmen entfloh. Wie genau dies aber mit den in Schwaben getroffenen Verfügungen zusammenhängt, sieht man daraus, daß der Sohn Liudolfs, der schon Schwaben beherrschte, es war, dem der Kaiser alsbald die interimistische Verwaltung von Bayern anvertraute.

Es gewann das Ansehen, als ob der alte Zwist zwischen Herzog Heinrich I. und Liudolf in den Söhnen beider wieder erwacht sei. Auf das lebendigste wurde hierdurch der Bischof von Augsburg berührt, der, obgleich Vasall des Herzogs Otto von Schwaben, sich doch an den Herzog von Bayern hielt. Als der Kaiser im Jahre 977 Böhmen angriff und Otto von Schwaben ihm zu Hülfe zog, ließ der Bischof ihn, trotz des Versprechens, sich ihm anzuschließen, allein ins Feld ziehen und nahm dann sogar eine feindselige Haltung an, um in Abwesenheit des Herzogs Bayern gegen diesen aufzuwiegeln und die festen Plätze zu besetzen. Daraus läßt es sich wohl erklären, daß der Kaiser in Böhmen doch nur einen zweifelhaften Sieg davontrug. Herzog

Otto mußte sich bald mit aller seiner Macht nach Bayern werfen, um es zu behaupten. Der vertriebene Heinrich nämlich war aus Böhmen zurückgekommen und hatte eine für Otto II. unerwartete Stütze an Kärnthen gefunden. Diese Markgrafschaft war nach der Besiegung Heinrichs des Zänkers von Bayern losgetrennt und zu einem Herzogtume erhoben worden, das der Kaiser dem Sohne des früheren Bayernherzogs Berthold, Heinrich, verliehen hatte.

Jetzt nahm dieser Fürst, der unter dem Namen Heinrich der Jüngere bekannt ist, gegen alle Erwartung Partei für Heinrich von Bayern. Er erstürmte durch einen kühnen Angriff Passau, wo sich ihm der Bayer zugesellte. Dem Kaiser und dem Schwabenherzog konnte nun nicht so viel an Böhmen gelegen sein, als an der Niederwerfung der beiden Heinrich, die, in Verbindung mit dem Bischof von Augsburg, Bayern wieder einzunehmen in stand kamen. Die Belagerung von Passau bildet den Knotenpunkt in dieser Verwickelung; der Platz wurde nicht erobert, aber die beiden Heinrich genötigt, sich vor dem Kaiser zu demütigen. Wahrscheinlich haben sie sich anheischig gemacht, sich vor einer Versammlung zu stellen, die in Magdeburg stattfand.

Kaiser Otto konnte sich jetzt nach Sachsen begeben. Hier, wie es scheint in Quedlinburg (Ostern 978), hat sich ihm Boleslav unterworfen und ist, mit Gnaden aufgenommen und beschenkt, nach seinem Böhmen zurückgegangen. In Magdeburg erschienen dann auch die beiden Heinrich, um ihr Urteil, wie es allmählich gewöhnlich wurde, unter Mitwirkung der Fürsten zu empfangen; sie wurden beide zur Verbannung aus ihrer Heimat, der Bayer außerdem zur Gefangenschaft verurteilt. Auch der Bischof von Augsburg stellte sich ein: er wurde in eine Abtei verwiesen, wo er verbleiben sollte. So hatten die beiden Otto den vollkommenen Sieg davongetragen.

Die Ereignisse sind charakteristisch für die Zeit. Sie betreffen allerdings das Verhältnis des Kaisertums zu den herzoglichen Gewalten, allein diese selbst treten nicht mit einer doktrinären Opposition hervor. Alles beruht hier zugleich noch auf dem verwandtschaftlichen Verhältnis der Herzöge zu dem Kaiser. Von besonderem Wert aber mußte es sein, daß in diesen Kämpfen das Kaisertum einen großen Erfolg hatte, welcher zugleich auch die slavischen Grenzlande umfaßte, die sich nicht gerade aus nationaler Antipathie, sondern infolge ihrer politischen Verbindungen mit den Deutschen geregt hatten. Auch Herzog Mesko von Polen, der sich bald darauf mit der Tochter eines deutschen Markgrafen vermählte, konnte als pacifiziert betrachtet werden.

In diesen Zusammenhang gehört es nicht minder, daß Kaiser Otto einen Einfall der Dänen reprimierte. Alsbald nach dem Tode Ottos des Großen waren sie, zusammen mit den Norwegern, aus ihrem Grenzwall, dem Danewirk, hervorgebrochen und verwüsteten weithin das Land, wurden aber durch einen friesisch-sächsischen Verteidigungszug zurückgeworfen und zu erneuerter Tributzahlung verpflichtet.

Wie auf den Osten und Norden, so hatten die inneren Unruhen in

Deutschland auch auf den Westen großen Einfluß. Denn sie waren es doch, die dem westfränkischen Könige karolingischer Herkunft, Lothar, den Mut dazu einflößten, einen Angriff auf Lothringen zu unternehmen, indem er behauptete, dieses Land sei bloß ein persönlicher, unvererblicher Besitz Kaiser Ottos I. gewesen.

Lothar berief seine Großen nach Laon, beschwerte sich über die vermeinten Anmaßungen der Deutschen, und ohne lange Beratung stürzte er sich in den Kampf. Mit 20000 Mann, wie Richer erzählt, fiel er in Lothringen ein, besetzte Aachen, und wie es die Gewohnheit war, den Adler, der sich auf der dortigen Pfalz befand, immer dahin zu richten, wo das Gebiet der Herrscher gelegen war, wendete er ihn nach Westen, zum Zeichen, daß Aachen jetzt den Westfranken gehöre.

Otto II. ließ ihm Vorwürfe über seine Hinterlist machen und bot ihm einen offenen und ehrlichen Kampf an. In Dortmund sammelte er zu einem solchen die deutschen Kriegsleute um sich. Alle eilten freudig herbei, um die von den Westfranken erlittenen Unbilden zu rächen. Weder in Lothringen fand der Kaiser Widerstand auf seinem Zuge, noch auch in den eigentlich westfränkischen Gebieten, in welche er eindrang. Nachdem er ein Anzahl fester Schlösser genommen, rückte er bis vor Paris, das damals Hugo Capet, der spätere König Westfranciens gegen ihn verteidigte. Es konnte jedoch nicht seine Meinung sein, eine längere Belagerung der Hauptstadt abzuwarten. Er begnügte sich damit, so wird erzählt, auf dem Montmartre ein Halleluja te martyrum von seinem Heere anstimmen zu lassen und machte sich dann auf den Rückzug, nicht ohne bei dem Übergang über die Aisne von den nachsetzenden Truppen Lothars in ein gewisses Gedränge gebracht zu werden.

Nach einiger Zeit, 980, jedoch bot König Lothar auf den wohlbedachten Rat seiner Getreuen die Hand zu einem festen Verständnis. Bei Richer erkennt man den Beweggrund des Königs zu einem solchen Schritte: er wünschte sicher zu sein, daß Otto niemals mit den westfränkischen Großen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen werde. Otto war infolge seines guten Zuges in Lothringen mehr Herr geworden als früher: die Unterthanen hatten ihm gelobt, in jeder künftigen Gefahr ihm beizustehen. Dem westfränkischen Könige mußte daher an einem Frieden mit dem König gelegen sein; er ließ ihm sein Bündnis anbieten, mit der Bemerkung, daß auch er dann sicher regieren würde; das ostfränkische und das westfränkische Heer müßten zusammenstehen.

Wie nun das ostfränkische Königtum unbedingt erforderlich war, um die Agitation in Westfrancien zu reprimieren, so lag es im Interesse des ostfränkischen Reiches, des Friedens mit Westfrancien sicher zu sein. Der König und der Kaiser haben eine Zusammenkunft am Chiers gehalten, wahrscheinlich ebenda, wo ihre Vorgänger öfter zusammengekommen waren. Es wird berichtet, Lothar habe daselbst seine Ansprüche auf Lothringen feierlich aufgegeben. Sollten sich auch gegen die völlige Richtigkeit dieser Nachricht

Bedenken erheben, so ist doch die Hauptsache außer Zweifel: die alte Freundschaft zwischen dem Karolinger und dem ostfränkischen Könige wurde in diesem Augenblick wieder erneuert.

Otto II. hatte das Imperium seines Vaters nach allen Seiten hin behauptet: er hatte die größten Weltelemente, das slavische, das karolingisch-westfränkische und das normannische, die sich an die inneren Empörungen im Reiche anschlossen, meist mit Hülfe des größten Teiles der Reichsfürsten niedergeworfen. Es war der wesentlichste Teil des kaiserlichen Berufes, der ihm seine Weltstellung verschafft hatte.

Wenn wir Königtum und Kaisertum, obwohl sie auf das engste ineinander verwachsen sind, scheiden wollten, so würde Otto II. den Anforderungen des ersten für den Anfang genügt haben. Er mußte jetzt daran gehen, den Pflichten des Kaisertums und seinem universalhistorischen Beruf zu entsprechen. In der Zeit des Überganges von Otto I. zu Otto II. aber hatte sich im Orient eine Umgestaltung innerhalb des Islam zugetragen, welche die Stellung desselben gegen das griechische Reich sowohl wie gegen das lateinische, Italien und das Papsttum, veränderte: ich meine die Ausbreitung der fatimidischen Herrschaft.

Wir kommen dabei nochmals auf Ägypten zurück, das in allen Jahrhunderten einen Mittelpunkt in den Weltbewegungen gebildet hat. Hier führten seit einiger Zeit die Ikschiden, welche noch an der Oberhoheit des alten Kalifats von Bagdad festhielten, ein angesehenes und selbst glänzendes Regiment. Ägypten genoß unter ihnen alle Vorteile seiner geographischen Position, der Verbindung mit Indien und den Mittelmeerländern islamitischen Glaubens. Dies Land, wo Orient und Occident sich berührten, war der reichste und größte Markt der Welt; der Sklavenhandel in Fostat versorgte den Osten und Westen in gleicher Weise. Man lebte in tiefem Frieden und setzte die alten wissenschaftlichen Bestrebungen fort. Es war in der Hauptsache noch jenes Ägypten, mit welchem vor drei Jahrhunderten einst Amru seine Kapitulation geschlossen hatte. Denn daß wieder eine neue Dynastie daselbst eingetreten war, bezeichnete nur eben die Art und Weise der damaligen Abhängigkeit von Bagdad. Aber darin lag doch andererseits auch die vornehmste Schwäche, daß sich keine festbegründete Regierung bildete.

In der Mitte des 10. Jahrhunderts standen die Ikschiden unter der Herrschaft eines Verschnittenen, des Namens Kafur. Nach dessen Tode im Mai 968, trat unter der Einwirkung der Truppen eine neue Regierung ein, an deren Spitze an Stelle eines minderjährigen Ikschiden dessen Oheim Hasan sich stellte, der aber bald zu Gewaltsamkeiten gegen die Freunde Kafurs schritt, welche im Innern bedrängt nach auswärtiger Hülfe sich umsahen. Zu ihnen gehörte Abulfaradsch Jakub Ibn Jussuf Ibn Killis, der vom Judentum zum Islam übergetreten war, sich der Gunst Kafurs erfreut hatte und als der reichste Mann im Lande galt; er besonders wurde von den Unbilden Hasans

betroffen. Aber er fand Gelegenheit, nach Maghrib zu fliehen, wo er die alten Feindseligkeiten des fatimidischen Emir al Mumenin entflammte.

Es war die Epoche, in welcher das Ansehen der Fatimiden immer gewaltiger emporstieg. Moëzz, der Sohn Almansurs, stand damals in der Fülle seiner Macht. Er besaß unter seinen Heerführern einen Griechen von Abkunft, der die Truppen aufs beste führte: Dschauhar Ibn Abdallah el-Rumi von den arabischen Quellen genannt. Dieser hatte seinem Gebieter den Westen Nordafrikas unterworfen, sodaß er aus dem Atlantischen Meer Fische fangen lassen konnte. Auch Sicilien wurde in jener Zeit, vornehmlich durch eine vernichtende Niederlage, die das griechische Heer im Herbste 964 erlitt, völlig der fatimidischen Herrschaft unterthan.

Moëzz nun ging auf die Anträge des Juden Abulfaradsch bereitwillig ein. Er selbst blieb in seinem Reiche, aber er rüstete ein Heer von hunderttausend Mann aus, meistens aus Reitern bestehend, an dessen Spitze er Dschauhar stellte. Es bezeichnet die fatimidischen Zustände in Afrika, was man von dem Auszug dieses Heeres erzählt. Moëzz war täglich in das Feldlager des Dschauhar gekommen, um ihm seine Befehle zu erteilen. Beim Abschied küßte Dschauhar Moëzz die Hand, seinem Pferde den Huf; dann stieg er zu Pferde und die Armee setzte sich in Bewegung. Moëzz gab ihr eine kleine Flotte zur Seite, welche mit Lebensmitteln reich beladen war.

Die Ikschiden in Ägypten dachten anfangs, sich gegen die Heranziehenden zur Wehr zu setzen. Aber neue Verwirrungen brachen im Lande aus, und bald überwog die Absicht, sich dem Emir Moëzz zu unterwerfen, selbst in den Truppen. Als sie sich später doch noch gegen denselben zu wehren beschlossen, hatten sie die Bevölkerung gegen sich; ohne Widerstand zog Dschauhar am 6. Juli 969 in Fostat ein und legte ganz in der Nähe Kairo an, das sich der Verbindung Ägyptens mit der östlichen Macht des Islam entgegenstellen sollte.

Bald brach zwischen dem siegreich vordringenden Emir al Mumenin-Moëzz, welcher jetzt Hof in Kairo hielt, und dem damals selbstbewußten, wohlgerüsteten Kaisertum in Byzanz in aller Form der Krieg aus. Wir finden das griechische Heer dem fatimidischen gegenüber bei Damaskus, denn dahin ging die vornehmste Absicht des Kaisers Johannes Tzimisces, wie vor ihm des Nicephorus, den Fortschritten der Moslims in Syrien Einhalt zu thun. Tzimisces war besonders kriegskundig und tapfer im Felde; man meint, er wäre imstande gewesen, der aufkommenden Macht des Moëzz Schranken zu setzen. Da aber sind die beiden Gegner, Moëzz und Tzimisces, bald nacheinander gestorben, der erste im Dezember 975, Tzimisces im Januar des folgenden Jahres, wie erzählt wird, durch Gift umgebracht, was bei der Heftigkeit der Faktionen in Konstantinopel nicht geradezu abzuweisen ist.

Weder der eine, noch der andere der beiden letzten Imperatoren des oströmischen Reiches hatte auf Legitimität Anspruch machen können. Diese kam allein den beiden Söhnen des Romanus, den Brüdern der Teophano. Basilius II. und Konstantin VIII., zu, die nun den Thron einnahmen.

Basilius II., der die Regierung eigentlich führte und es für seine Pflicht hielt, die Herrschaft seines Hauses zu behaupten, war nicht imstande, den Krieg fortzusetzen; er hatte mit der Unbotmäßigkeit der Führer zu kämpfen, die den Krieg gegen die Saracenen führen sollten, besonders mit Bardas Sclerus, welcher sogar mit arabischen Emirs in Verbindung trat. Auf der anderen Seite hatten auch die Bulgaren ihr mit Tzimisces getroffenes Abkommen gebrochen. Sie bemeisterten sich Macedoniens und Albaniens und schlugen ihren Hauptsitz in Ochrida auf. Wenn Basilius sie im Jahre 981 angriff, so geriet er dabei, wie man bei Leo Diakonus, der ihn begleitete, lesen kann, in die schwerste Verlegenheit.

In dieser Epoche der äußeren Bedrängnisse und der inneren Unruhen im byzantinischen Reiche machten die Fatimiden beständige Fortschritte, die besonders darauf beruhten, daß türkische Horden von den Abbasiden abfielen und sich mit den Fatimiden verbündeten. Da ist denn auch Damaskus in die Hände der Fatimiden gefallen. Als ihre Truppen schon der Außenwerke Meister geworden waren, haben die Ältesten bei dem Befehlshaber angefragt, ob sie nicht hinausgehen und mit den Feinden eine Abkunft schließen dürften. Dieser hat das nicht verweigert; die feindlichen Truppen sind dann in die Stadt eingerückt. Mit dem Besitz von Damaskus waren die Fatimiden Meister Vorderasiens geworden; sie hatten eine noch stärkere Stellung als einst Moawijah inne. Die Griechen wichen überall zurück.

Schon war auch Sicilien, wie berührt, völlig in die Hände der Fatimiden gefallen. Eben von hier aus nun gerieten dieselben in Konflikt mit dem Abendlande. An den ägyptischen Kriegszügen des Moëzz hatte auch der Emir von Sicilien, Ahmed, teilgenommen; er hatte dabei den Tod gefunden. Der Bruder Ahmeds, Abulkasem, der ihm nachfolgte, wurde bei seiner Ernennung von dem Emir al Mumenin aufgefordert, die Meerenge von Messina zu überschreiten, da Sicilien keinen Raum zu großen Unternehmungen biete. Abulkasem machte keinen Unterschied zwischen Griechen und Lateinern. Sein erster Angriff, im Jahre 976, richtete sich auf die langobardischen Fürstentümer. Nicht lange, so schien die Eroberung des gesamten Unteritaliens bevorzustehen. Pandulf, der Fürst von Capua, leistete allein nachhaltigen Widerstand. Wir haben eine vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisende Überlieferung, nach welcher dieser von einem seiner jüngeren Brüder, der einen Anspruch auf Benevent zu haben glaubte und die Griechen für sich gewonnen haben soll, angegriffen wurde, ohne jedoch darum in seiner Treue gegen das westliche Kaisertum irre gemacht zu werden.

Für Otto II. lag in diesen Verhältnissen, die eine doppelte Feindseligkeit ankündigten, eine unabweisbare Veranlassung, sich nach dem gefährdeten Süditalien zu wenden. Indem er sich noch dazu anschickte, ereignete es sich, daß der mächtige, ihm ergebene Pandulf, der eine sehr umfangreiche Herrschaft besaß, mit Tode abging, wodurch die Verwirrungen in Unteritalien immer mehr anwuchsen. Sein Gebiet wurde unter seine Söhne geteilt. Den

vornehmsten Teil, Benevent und Capua, erhielt Landulf, der früher einmal während der Abwesenheit des Vaters das Land regiert hatte. Landulf jedoch konnte sich nur einige Monate behaupten. In Benevent empörte man sich gegen ihn; er wurde von dort verjagt, behauptete sich aber in Capua, so daß zwei verschiedene Fürstentümer, Capua und Benevent, gebildet wurden. Auch in Salerno brachen zugleich Unruhen aus, in denen Manso von Amalfi Herr des Ortes wurde, so daß Salerno, da Amalfi noch griechisch war, in Abhängigkeit von den Griechen geriet.

Es giebt eine fabelhafte Erzählung in den Annalen von St. Gallen, nach welcher Otto, um die Grenzen seines Reiches zu erweitern, die Absicht gefaßt habe, Unteritalien zu erobern, wobei dann vorausgesetzt wird, daß dies unmittelbar zu dem griechischen Reiche gehört habe. Durch Ehrgeiz und Eroberungssucht sei er bewogen worden, in diese Landschaft einzubrechen; die entgegengesetzten Vorschläge seiner Schwäger in Konstantinopel seien wirkungslos geblieben. Diese selbst hätten sich dann an die Saracenen gewendet, einen Bund mit ihnen geschlossen, in dessen Folge die Saracenen in Unteritalien eingebrochen seien, um es im Vereine mit den Griechen dem römisch-deutschen Kaiser zu entreißen. Es ist eine Erzählung, die auf der moralischen Polemik gegen fürstlichen Ehrgeiz beruht, aber sie entstammt einer Verkennung des kaiserlichen Berufes überhaupt. Dieser ging dahin, Unteritalien dem westlichen Reiche zu erhalten oder zu vindizieren, mochten die Griechen damit einverstanden sein oder nicht.

Die ganze Voraussetzung ist eine falsche. Daß die Griechen mit den Fatimiden und ihren Emiren sogar in Verbindung getreten seien, läßt sich kaum denken. Kaiser Basilius II. kann unmöglich einen Vertrag, der zwischen Nicephorus und Moëzz einst geschlossen worden sein soll, wieder erneuert haben; denn alle diese Verbindungen waren durch Johannes Tzimisces zerrissen und vernichtet und indessen durch die Eroberung von Ägypten in ihr Gegenteil verkehrt worden. Basilius war eben im Jahre 981 von den Bulgaren in einer großen Schlacht geschlagen; es kann ihm nimmermehr in den Sinn gekommen sein, sich mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser, zu verfeinden und mit den Saracenen, deren Absicht gegen alles, was sich christlich nannte, gerichtet war, in Bund zu treten.

Allerdings waren die Griechen durch die Successionsunruhen nach Pandulfs Tode zu größerem Einfluß in Unteritalien gelangt, wodurch sie von einem vollen Einverständnis mit den Deutschen abgehalten wurden. Es war aber mehr ein Verhältnis der Konkurrenz als der Feindseligkeit, das sich bildete, wenn auch unleugbar ist, daß sich Otto auf eine ernstliche Teilnahme der Griechen in Unteritalien keine Rechnung machte.

Otto II. hielt es für ratsam, die griechische Besatzung aus Tarent zu verdrängen und diesen festen Platz der Obhut seiner eigenen Leute anzuvertrauen. Es ist eben das Charakteristische des Momentes, daß die deutschen Streitkräfte den Angriff der Saracenen zurückzuweisen berufen wurden. Der fati-

midische Emir al Mumenin von Ägypten her und der römische Imperator, dessen Kriegskräfte auf Sachsen, Franken, namentlich aber auf Schwaben beruhten, kämpften miteinander um das Übergewicht in Süditalien, in der südlichen Welt.

Über das Zusammentreffen, das nun, im Juli 982, südlich von Rossano in Calabrien erfolgte, haben wir zwei ausführliche Berichte, den einen bei dem Araber Ibn el Athîr, den anderen bei unserem Thietmar, die im ganzen zusammenstimmen, aber doch etwas Sagenhaftes an sich tragen. Nach meinem Dafürhalten ist die kurze Notiz in der gleichzeitigen venezianischen Chronik des Diakonus Johannes vorzuziehen. Denn wo hätten sich von den Vorfällen an der süditalienischen Küste bessere Nachrichten zusammenfinden können, als in Venedig, das in der Mitte der kämpfenden Parteien zur lebendigsten Teilnahme an denselben angetrieben war? Von einer eigentlichen Schlacht im offenen Felde ist hier nicht die Rede. Der Kaiser erfährt in Rom von einem neuen Einfall der sicilianischen Moslimen, welche Calabrien abermals überzogen und nach Apulien vordrangen. Er rückt ihnen herzhaft entgegen; sie erwarteten ihn nicht eigentlich, aber sie suchen ihn, zahlreich wie sie sind, in ihre Mitte zu locken. Der Kaiser gerät mit einer Schar von ihnen in Kampf, die er ohne viel Mühe überwältigt; seine Leute ziehen sich in ihre Zelte zurück. Indem aber dringen die in den Schluchten verborgenen Saracenenhaufen, von deren Nähe der Kaiser keine Ahnung hatte, heran und bringen ihm eine Niederlage bei, welche sein Heer vernichtet; dem Kaiser selbst gelingt es nur mit genauer Not, mitten durch die Feinde an die Meeresküste zu gelangen, wo er in einem griechischen Fahrzeuge rettende Aufnahme findet.

Es ist ein Ereignis, das nochmals an den Krieg Hannibals in denselben Regionen erinnert. Die alten Punier erscheinen hier als fatimidisch-afrikanische Saracenen. Die Römer sind in die gepanzerten Deutschen verwandelt. Aber dieselben Interessen sind es doch; und die Niederlage Ottos II. in Calabrien ist das Cannä des deutschen Reiches in dieser Ausdehnung seiner Macht.

Die Geschichte der Rettung des Kaisers nimmt sich fast wie ein Abenteuer aus; dennoch enthält sie Umstände, die wieder eine historische Beziehung haben. Darin kommt vor allem das immerhin zweifelhafte Verhältnis des Kaisers zu den Griechen in Erscheinung. Der Kaiser wurde von den griechischen Schiffern doch zuletzt erkannt. Sie wollen ihn nach Konstantinopel führen. Er sagt: er wünsche selbst, zu den Füßen seiner erlauchten Schwäger gebracht zu werden, aber zugleich seine in der Nähe harrende Gemahlin samt ihren Schätzen mit sich zu führen. Darauf gehen nun die Griechen ein und nähern sich der Küste. Da erscheinen kaiserliche Nachen, die einen der vornehmsten Ratgeber Ottos, den Bischof Theoderich von Metz herbeiführen. Auf dessen Anraten kleidet sich der Kaiser um und tritt dann auf das Vorderteil des Schiffes, nach der Küste hingewendet.

Otto meinte aber nicht, es so weit kommen lassen zu dürfen, daß er aus den Händen der Griechen seinen Unterthanen wiedergegeben werde. Daher bedachte er sich nicht lange: wie er dastand, warf er sich in die Flut. Die Griechen suchten ihn im letzten Augenblick noch festzuhalten, doch die Begleiter des Kaisers wußten das zu verhindern. Während auf dem Schiffe tumultuarische Unruhe überhand nahm, gelangte Otto nach dem Ufer, wo er in stolzer Ruhe die Schiffsleute erwartete, um ihnen Belohnungen in reichen Geschenken zu gewähren. Die Griechen aber empfanden es bitter, daß sie, sonst unübertroffen in listigen Anschlägen, jetzt durch den abendländischen Kaiser sich hatten überlisten lassen; sie fuhren, ohne zu landen, nach Konstantinopel davon.

Man halte mir zu gute, daß ich bei dem kleinen Abenteuer länger verweile: es betrifft die fast zufällige Errettung des Oberhauptes der abendländischen Welt und die Wiedervereinigung desselben mit seinem Hof und Heer.

Unberührt von dem Verlust, den er erlitten, ging er mit nichts anderem um, als mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten und der Durchführung seiner Absichten. Er war ein junger Mann, nicht sehr ansehnlich von Gestalt, aber von kraftvoller Leibesbeschaffenheit und geistiger Lebenskraft, von einem Mut, der mit den Schwierigkeiten wuchs. Er war der Erbe einer Gewalt, die das Abendland umfaßte, und die er bisher zu behaupten gewußt hatte. Es bildete einen integrierenden Teil derselben, daß er wieder Meister in Unteritalien würde; das Ansehen des wiederhergestellten Kaisertums hing davon ab. So hatte einst auf die erste Nachricht von dem Vordringen der Saracenen gegen Rom Kaiser Lothar alle Kräfte des Abendlandes angestrengt und sein Sohn Ludwig das möglichste gethan, um sich des universalen Feindes zu erwehren; wie wir wissen, nicht ohne Erfolg. Otto II. war insofern in einer anderen Lage, als er nicht auch über westfränkische und eigentlich lothringische, transjuranische Streitkräfte gebieten konnte, Er war nur auf die Scharen angewiesen, die ihm aus dem inneren Germanien zu Hülfe kamen. Er hatte die wohlgewaffneten Männer Germaniens nach dem südlichen Italien geführt, war aber dabei einem Feinde unterlegen, welcher, des Klimas gewohnt, seinen Krieg auf eine der Landesart gemäße Weise führte.

Sollte nun Otto fähig sein, mit neu herangezogenen Mannschaften ein Unternehmen durchzuführen, welches Schwierigkeiten darbot, die nicht durch eine tapfere Hand allein überwunden werden konnten? Es war wenigstens des Versuches wert und ihm durch seine Ehre geboten. So traf er einige Vorkehrungen für den Fall, daß es ihm damit abermals mißlingen sollte. Er berief die deutschen Fürsten zugleich mit den italienischen zu einem großen Reichstage nach Verona (Juni 983), wo ihn seine Familie umgab und sein dreijähriger Sohn durch gemeinschaftlichen Beschluß zum künftigen König und Kaiser designiert wurde. Im November des vorhergehenden Jahres war

in Oberitalien sein bester Freund, Otto, der Herzog von Bayern und Schwaben, umgekommen: er mußte seine Stelle ersetzen, doch hütete er sich wohl, den exilierten Herzog Heinrich, den er mehr als einmal hatte bekämpfen müssen, wiederherzustellen; er entschloß sich, den jüngeren Heinrich, den ehemaligen Herzog von Kärnthen, aus dem Exil zurückzurufen und zum Herzog von Bayern zu erheben. Er meinte dadurch wenigstens vor einer offenen Entzweiung in Deutschland gesichert zu werden. In Italien suchte er einen festen Zustand besonders dadurch zu gründen, daß er seiner Mutter Adelheid, mit der er wahrscheinlich wegen seiner Verbindung mit seinem Neffen, dem Sohn Liudolfs, zerfallen war, die Statthalterschaft in der Lombardei überließ; und Tuscien gab er dem Markgrafen Hugo, einem Verwandten Adelheids, dem er unbedingt vertrauen konnte. Zugleich endlich gelang es ihm, bei der eintretenden Vakanz in Rom, an die Stelle Benedicts VII. den Bischof Peter von Pavia, seinen bisherigen Erzkanzler, als Papst Johann XIV. einzusetzen, durch welchen das Papsttum aufs neue an den Gang der kaiserlichen Politik geknüpft wurde.

So hatte Otto alles zu einem neuen, entscheidenden Kampfe gegen die Occupationen der Saracenen in Italien vorbereitet. Nach Sicilien zu gehen und zwar, wie uns berichtet wird, vermittelst einer Brücke über die Meerenge, kann er allerdings nur in einer Art von Fiebertraum gedacht haben, wenn ihm auch die durch die Lage gebotene Eroberung dieser Insel sehr am Herzen gelegen haben muß. Die Erhaltung der in dem letzten Jahrhundert geschaffenen Zustände und die Zurückweisung der islamitischen Gewalten vom italienischen Boden hat er ohne Zweifel beabsichtigt. Wie hätte dies auch ohne ihn unternommen werden können? Da aber wurde seinem Dasein unerwartet ein Ende gemacht: ein starkes Fieber hat ihn nach erst zehnjähriger Regierung am 7. Dezember 983 in Rom dahingerafft.

Otto II. starb nicht wie sein Vater auf dem Gipfel des Lebens, nach wohlvollbrachtem Tagewerk in einem heimatlichen Besitz, sondern in der Ferne, mitten in einer Krisis, welche die Welt umfaßte, und schon in frühen Jahren, wahrscheinlich doch infolge seiner Anstrengungen und der Wechselfälle, die ihn soeben betroffen hatten.

Zweites Kapitel.

Unruhen im deutschen Reiche und vormundschaftliche Regierung Theophanos.

Wenn schon das Hinscheiden Ottos I. innere Bewegungen im deutschen Reiche veranlaßt hatte, so mußten solche nach dem Tode Ottos II. allenthalben noch viel stärker hervorbrechen.

Bereits die Nachricht von dessen Niederlage und Flucht in Italien hatte das nördliche Germanien in eine allgemeine Bewegung versetzt. Die Dänen waren die ersten, welche die ihnen gegenüber angelegten Befestigungen angriffen; sie eroberten und verbrannten eine Grenzstadt, die den Sachsen unentbehrlich war. Diese konnten gleich damals ihrem Kaiser und Landsmann die Hülfe nicht leisten, welche sie ihm zudachten. Bald darauf erhoben sich die slavischen, mit Mühe niedergehaltenen Völkerschaften, besonders Liutizen und Heveller, zur Erneuerung ihres Kampfes für Unabhängigkeit und Heidentum, der mit der Vernichtung der Bistümer Brandenburg und Havelberg endete.

Noch andere weitaussehende Folgen hatte jetzt die Nachricht von des Kaisers Tode. Die höchste Gewalt, welche Italien und Germanien in Eins umfaßte und das abendländische Kaisertum konstituierte, hatte plötzlich keinen Repräsentanten mehr, der sie hätte verwalten können. Der karolingische König von Westfrancien meinte durch seinen letzten Frieden nicht mehr gebunden zu sein: er rüstete sich zur Wiederaufnahme seiner Feindseligkeiten unter dem Vorwand, daß ihm Lothringen gehöre oder die Vormundschaft über das Kind, das zum König gekrönt war, zukomme. Die benachbarten mächtigen Herzöge von Böhmen und Polen gedachten ihrer alten Verhältnisse zu Herzog Heinrich von Bayern, den sie als den künftigen König betrachteten.

Die Hauptsache aber war, daß dieser Fürst selbst die alten Ansprüche auf die höchste Stellung im Reiche wieder erneuerte. Er war auf jenem Reichstage zu Verona nicht etwa von seinem Exil losgesprochen worden — denn auf seiner Entfernung beruhte der bestehende Zustand des Reiches —; jetzt verließ er eigenmächtig Utrecht, wo er in Gewahrsam gehalten wurde, und begab sich nach Köln. Hier erlangte er soviel, daß ihm als dem nächsten Stammesverwandten und deshalb nach altem Rechte gesetzlichen Vormund von dem Erzbischof Warin der königliche Knabe in die Hand geliefert wurde.

Es war ein Akt, der die Regierung des Reiches in ihrer Grundlage erschütterte. Die beiden besonders sachkundigen Chronisten der Zeit, Thietmar und der Quedlinburger Annalist sind einstimmig darüber, daß Heinrich sich mit der Vormundschaft nicht begnügen wollte. Diese sei ein eitler Vorwand

gewesen, erklärt der Annalist, denn nach dem Königtum selbst habe sein Herz gestanden.

Thietmar, der den Anspruch auf die Vormundschaft voranstellt, erzählt, gleich der erste Versuch, denselben zur Geltung zu bringen, sei gescheitert; bei Gelegenheit eines Gnadengesuches sächsischer Großen, das Heinrich verweigerte, seien ihm Feindseligkeiten unter den Verwandten und Freunden derselben erweckt worden. Als er bald darauf bei einer Zusammenkunft der Sachsen in Magdeburg mit seiner Absicht, sich zum Könige erheben zu lassen, hervorgetreten, habe er von der Mehrzahl der Anwesenden eine hinhaltende Antwort erhalten.

Auf einer Fürstenversammlung, die zu Ostern in Quedlinburg stattfand, erreichte er es aber, daß ihn seine Anhänger — darunter auch die Oberhäupter der benachbarten slavischen Völker — als König ausriefen.

Man darf sonach nicht in Zweifel ziehen, daß Heinrich die Krone selbst an sich zu reißen entschlossen war. Die hochfliegenden Gedanken seines Vaters waren in ihm erwacht. Es stimmte mit den Wünschen seiner besten Verbündeten überein; alle früheren Freunde seines Hauses schlossen sich ihm an.

Abstrahieren wir von einzelnen Umständen, so ist doch der Vorgang selbst von unzweifelhaftem Gewicht für die gesamte Reichsgeschichte. Die Frage war, ob die höchste Gewalt einem dreijährigen Kinde anvertraut, d. h. in dessen Namen verwaltet, oder ob sie einem vor kurzem von dem Vater desselben niedergekämpften Herzog, der eben dem Gewahrsam, in dem er gehalten wurde, eigenmächtig entronnen war, übertragen werden sollte. Heinrich hatte sich an den Stamm gewandt, dem er selbst angehörte und der noch das höchste Ansehen unter den Stämmen behauptete. Es gelang ihm auch wohl, einen kleinen Teil der Vornehmen mit sich fortzureißen. Die benachbarten Fürsten slavischen Ursprungs schienen sich ihm unterwerfen zu wollen.

Wäre es so weit gekommen, so würde ein Umsturz der Politik erfolgt sein, welche Otto II. inne gehalten hatte. Dem aber widersetzten sich nun die vornehmsten Oberhäupter des sächsischen Stammes. Es waren besonders der Herzog Bernhard selbst, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich und dessen Bruder Sigbert, Ekkard von Meißen und die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie sammelten sich in der Hesseburg unfern der Ocker, und gaben alsbald den Entschluß kund, dem Herzog Heinrich, der sich zum König aufwarf, mit bewaffneter Macht zu widerstehen.

Dieser sendete ihnen eine Botschaft zu, die sie erreichte in dem Augenblick, wo sie gegen ihn angehen wollten. Sie gewährten ihm eine kurze Waffenruhe bis zu einem bestimmten Tage. Den Termin aber mochte der Herzog nicht erwarten, da seine Gegner die Oberhand hatten: er sah sich gezwungen, Sachsen zu verlassen.

Dennoch gab Heinrich es nicht völlig auf, seinen Anspruch auf die Krone durchzuführen. Sein Gedanke war vor allem auf die Wiedereroberung des ihm entrissenen Herzogtums Bayern gerichtet.

Nachdem er hier zwar keine vollkommen gute Aufnahme gefunden, aber doch wieder Fuß gefaßt hatte, nahm er eine Richtung nach Franken, um dort den größeren Anspruch durchzuführen. Allein auch in Franken fand er bei den vorwaltenden Fürsten, namentlich dem Erzbischof Willigis von Mainz, entschiedenen Widerspruch. Es gehört zu den wichtigsten Regierungshandlungen Ottos II., daß er diesen Mann von geringer Herkunft, aber praktischem Talent, in die einwirkendste geistliche Stellung in Germanien gebracht hat. Dafür ist dann Willigis nach dem Tode des Kaisers jeder Zeit ein unerschütterlicher Verteidiger der Grundsätze Ottos geblieben.

Eine andere Maxime Ottos II. war es gewesen, bei allem, was er that, den Rat und die Teilnahme der mächtigsten Fürsten des Reiches herbeizuziehen. Es waren dieselben, die einst über Heinrich von Bayern Gericht gehalten hatten; um keinen Preis durften sie jetzt ihren Gegner zu der königlichen Würde gelangen lassen. Sie beschlossen, eine neue Reichsversammlung zu berufen, wo eine definitive Entscheidung der großen Streitfrage getroffen werden sollte. Dabei aber war eine persönliche Repräsentation der königlichen Familie höchst erwünscht, beinahe notwendig. Die sächsischen Großen hatten das Rechte getroffen, als sie die Kaiserin Adelheid, die sie ja viel unter sich gesehen hatten, aufforderten, nochmals über die Alpen zurückzukommen. Sie war sehr bereit dazu und ebenso bereit die Kaiserin-Witwe Theophano.

Herzog Heinrich hatte in seiner Bedrängnis sich in Franken verpflichten müssen, den jungen König, den er in seinen Händen hatte, der Mutter und der Großmutter desselben an einem festgesetzten Ort und Tage zu überliefern. Dennoch gab er seine Absichten noch keineswegs vollständig auf. Es gelang ihm mit Hülfe des befreundeten Boleslav, einen Weg nach Thüringen zu finden, wo damals Graf Wilhelm von Weimar, der zu seiner Partei hielt, von den Anhängern des jungen Königs, welche sonst die Oberhand hatten, belagert wurde. Heinrich war nicht ohne eine gewisse Macht: er hatte selbst den Erzbischof Gisiler von Magdeburg auf seiner Seite. Allein die sächsischen Großen waren ihm doch bei weitem überlegen: sie gaben die Belagerung auf und stellten sich bei Eythra an der Elster in Bereitschaft, um ihn unverzüglich anzugreifen. Der Erzbischof konnte nichts weiter bei ihnen ausrichten (denn sie beherrschten die Landstraße auf allen Seiten), als daß sie dem Herzog freien Abzug bewilligten unter der Bedingung, daß er aufs neue sich anheischig machte, was er schon in Franken versprochen hatte, den jungen König auf dem beschlossenen Tage seiner Mutter und Großmutter auszuliefern. In dieser Krisis rief Herzog Heinrich seine Getreuen zusammen, überlegte mit ihnen die Lage der Dinge und kam zu dem Entschluß, die Forderung der Gegner zu bewilligen.

Das den Oberdeutschen gegebene Versprechen erhielt durch die bei Eythra den Niederdeutschen gemachten Zusagen volle Gewähr: Heinrich forderte auch die Anhänger, die ihn umgaben, auf, sich zu dem bestimmten Tage zu der angesagten Versammlung einzufinden. Die Versammlung kam dann am 29. Juni 984 zu Rara wirklich zustande.

Man hat sich bisher nicht über die geographische Lage des Ortes vereinigen können; die älteren Meinungen gingen auf Groß-Rohrheim in der Nähe von Lorsch, neuere glauben den Ort im Kloster Rohr bei Meiningen gefunden zu haben; und doch ist die Versammlung eine der wichtigsten, die je in Deutschland gehalten worden sind. Zu derselben kamen von der einen Seite die Frauen des königlichen Geschlechtes, Adelheid, Theophano, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg und König Konrad von Burgund, der als Bruder der Kaiserin Adelheid und Schwiegervater des Herzogs Heinrich von Bayern genealogisch beiden Parteien angehörte. Diesen gesellten sich Herzog Konrad von Schwaben, der Repräsentant des alten Geschlechtes der Konradiner, mit einigen der vornehmsten Oberhäupter von Schwaben, Franken und Lothringen, selbst italienischen Provinzen zu; von der anderen Seite erschienen Thüringer und Häuptlinge der Slaven, die Anhänger Heinrichs, die noch zuletzt mit ihm zusammen gehalten. Der Herzog zögerte nicht, seinem zwiefachen Versprechen nachzukommen und das von ihm in Gewahrsam genommene Kind der Mutter desselben auszuliefern; er entließ dann seine Getreuen (denn noch immer nahm er die Miene des Herrn an) ihres Dienstes, indem er ihnen dankte. Nicht ohne jeden Vorteil für sich selbst wich Heinrich der Übermacht der Gegner. Durch die vermittelnde Stellung der Kaiserin Adelheid und des Königs Konrad erlangte er sichere Aussicht auf die Wiedergewinnung Bayerns. Nach dem glaubenseifrigen Chronisten wurde die Entscheidung durch einen plötzlich am Himmel aufgehenden Stern herbeigeführt. Doch bedurfte es einer solchen augenscheinlichen Erklärung des Himmels in der That nicht. Die Ereignisse selbst waren es, die das Übergewicht unzweifelhaft entschieden.

Ein Erfolg von größter Bedeutung für die deutsche Geschichte, daß in dem Streite um die Regierung ein dreijähriger Knabe über den männlichen Kronprätendenten den Platz behalten hatte, durch eine Entscheidung, bei der die Oberhäupter fränkischen und sächsischen Stammes konkurrierten! Man wollte eben Veränderungen nicht, wie sie der Wiedereintritt des Exilierten in die Regierung veranlaßt haben würde. So geschah es, daß die legitime Nachfolge und die schon geleistete Huldigung das Übergewicht über die Tendenzen des Abfalls und der Neuerung davontrugen. Das Reich hielt, auch ohne einen mächtigen Kaiser, in seiner Einheit zusammen.

Wenn man sich der vorangegangenen Ereignisse erinnert, so läßt sich nicht verkennen, daß sie auf die jetzt folgenden eine tiefe Rückwirkung ausgeübt haben. Die henricianische Faktion, welche der Prätendent vertrat, war vor der konradinischen, die unter Otto II. schon die Oberhand behauptet,

nochmals zurückgewichen, wenn sie auch insoweit einen Erfolg errungen hatte, als der wegen seiner empörerischen Handlungen des Herzogtums entsetzte und zum Exil verurteilte Fürst wieder in Besitz desselben gelangte. Mit dieser Niederlage der Henricianer eben hängt es nun ohne Zweifel zusammen, daß nicht Adelheid, sondern die Mutter des jungen Königs, welche durch die konradinische Faktion zum Throne gelangt war, als die eigentliche Vormünderin desselben im Reiche erschien: es war die Kaiserin Theophano, eine Griechin von Herkunft.

Soviel wir sehen können, zeigte sich die kaiserliche Frau ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen würdig. Thietmar rühmt an ihr ein mit Bescheidenheit gepaartes Selbstvertrauen, was hauptsächlich dazu gehörte, um mit den mächtigen Großen der Zeit ein zusammenhaltendes Regiment zu führen. Die Sachsen, welche durch ihren Widerstand gegen Heinrich dem jungen König den Thron gesichert hatten, schlossen sich ihr vertrauensvoll an.

Niemals war ein energisches Zusammenhalten dringender gewesen; denn alle die Wendenlande, welche bereits pacifiziert erschienen, hatten sich infolge der doppelten Katastrophe Ottos II., wie schon berührt, zu einer autonomen Erhebung bewegen lassen: Schlösser und Kirchen bis nach der Elbe hin waren in ihre Hände gefallen und zerstört worden. Die Liutizen erhoben sich unter den Fahnen eines ungebändigten Heidentums. Jahr für Jahr mußten neue Züge unternommen werden, um sie zu dem alten Gehorsam zurückzuführen.

Aber indem Theophano dies vermittelte, verlor sie doch die anderen großen Interessen keineswegs aus den Augen. Die Urkunden beweisen, daß sie sich auch nach Italien hingewendet hat, wo sie sogar als Kaiser erscheint. Und auch hier verstand sie die Großen in ruhiger Unterordnung zu halten. In Norddeutschland, in dem Schlosse von Quedlinburg, sammelte sich zuweilen ein glänzender Hof um sie. Im Jahre 991 finden wir daselbst zum Osterfest den Markgrafen Hugo von Tuscien und den Herzog Mesko von Polen; überdies aber, wie eine gleichzeitige Chronik versichert, die vornehmsten Fürsten aus ganz Europa, welche Geschenke darbrachten zu Ehren des kaiserlichen Namens. Bald darauf begab sich die Kaiserin, begleitet von ihrem Sohne zu einem Reichstage nach Nymwegen: der Chronist bemerkt, sie habe gleichsam das gesamte Reich wie mit einer Kette vereinigt.

In diesem Augenblick aber ist sie dort, am 15. Juni 991, allzufrüh für ihren Sohn und für das deutsche Reich gestorben. Eine Erscheinung, die nur zu bald vorüber ging, diese geistvolle und verständige Fürstin byzantinischer Herkunft im Besitze der deutschen Krone. Wohl mag ihr ihre Abstammung aus der Familie, welche als die vornehmste der Welt galt, zustatten gekommen sein. Durch ihren Rang, ihr sittliches Verhalten, ihr Geschlecht selbst, hielt sie den Hochmut der Magnaten in Unterordnung und

Baum. Leider ist ihr Thun und Lassen kaum in dem Umriß flüchtiger Andeutungen erhalten. Lebhaft wird man an ihre Zeit durch ein Evangelienbuch in der Schloßkirche zu Quedlinburg erinnert, dessen elfenbeinerner Deckel mit Reliefs der großen Scenen aus dem Leben des Erlösers geschmückt ist, in gelungener griechischer Arbeit mit griechischen Inschriften; gleichsam symbolisch für diese Epoche, in der sich Byzanz und das Kloster von Quedlinburg berührten.

Auf dem Wege, den Theophano eingeschlagen, wurde auch nach ihrem Tode das Werk, das sie glücklich begonnen hatte, im nördlichen Germanien fortgesetzt. Man darf sich diese Unternehmungen nicht als solche denken, bei denen es ein bloßes Bestehen der deutschen Marken gegolten hätte. Die Kriege waren religiöser Natur, so gut wie einst der Zug Karls des Großen gegen die Avaren. Es erinnert an die ältesten lokalen Götzendienste, wie sie im Kampfe gegen den Jehovahkult den Juden erschienen, wenn die Liutizen einen Führer, den ihnen der wankelmütige Boleslav von Böhmen auslieferte, ihren Göttern zum Opfer schlachten. In einem Zusammentreffen mit Boleslav, wird uns berichtet, hören die Deutschen zu Fuß nicht allein, sondern auch zu Roß erst die Messe, ehe sie zur Schlacht antreten, vor der dann der Feind, ohne sie abzuwarten, zurückweicht.

Besonders um den Besitz von Brandenburg schwankte der Kampf hin und her; wir finden wohl, daß eine Schar innerhalb der Mauern eingeschlossener Deutschen, von den angreifenden Liutizen aufs äußerste bedrängt, endlich von einem deutschen Trupp, der unter dem königlichen Knaben selbst erscheint, gerettet wird. Die Belagerten stimmen den Rettungsgesang Kyrie eleison an; mit demselben begrüßen sie ihren herandringenden Befreier.

Dem Widerstand der Slaven waren, wie schon erwähnt, erneute Feindseligkeiten der Dänen zur Seite gegangen. Nochmals traten diese selbständig hervor. Im Jahre 994, in welchem der heranwachsende junge König persönlich an der Regierung Anteil nahm, bedrohte ein verspäteter Wikingerzug im Zusammenhange mit einem dänischen Einfall nach England das nördliche Deutschland. Eine dänische normannische Flotte drang in die Ausflüsse der Weser. Hätten sie festen Fuß gefaßt, so würde das Heidentum, zu dem sie sich bekannten, alle slavischen Nationen von neuem zur Empörung gegen Kirche und Reich angereizt haben. Und der Erfolg, den sie hatten, war zu Anfang keineswegs gering. Die jungen Grafen von Stade, die es wagten, selbst in deutschen Fahrzeugen ihnen entgegenzugehen, wurden überwältigt und gefangen: König Otto und die Fürsten sahen sich genötigt, ein sehr ansehnliches Lösegeld für sie zu zahlen. Die Normannen erschienen mit der gewohnten Wut der Zerstörung, aber festen Fuß zu fassen vermochten sie nicht. An der Weser erlitten sie bald eine schwere Niederlage, worauf dann auch die Wirkung, die sie auf die slavischen Nationen übten, in nichts zerfiel.

Es läßt sich nicht daran zweifeln, daß die neuen Angriffe der Normannen und Dänen gegen England, im Jahre 993 und 994, mit diesen Ereignissen im Zusammenhang stehen Durch den Tod Ottos II. war der dominierende aber pacifizierende Einfluß, den das deutsche Kaisertum auf den ganzen Norden ausübte, weggefallen. Man könnte versucht sein, den Fortgang der Weltbegebenheiten im nördlichen Europa, welcher ein maritimes und vom Heidentum erfülltes Imperium dem occidentalen zur Seite zu setzen drohte, an dieser Stelle des näheren auszuführen. Aber man wird es doch vorziehen, diese Ereignisse in ihrem eigenen Kausalnexus zu erblicken und, da sie auf dem Kontinent in diesem Augenblick noch keine bedeutende Rückwirkung hatten, vorher der großen Veränderung zu gedenken, die sich zu derselben Zeit im westlichen Frankenreich zutrug und von Anfang an auch Deutschland und Italien auf das lebendigste berührte, nicht eben nur äußerlich, sondern tief im Innern.

Drittes Kapitel.

Anfänge der kapetingischen Dynastie und ihre Kirchenpolitik; Cluny.

Wenn man auf die Jahre zurückgreift, welche Ottos III. Thronbesteigung überhaupt bedingt haben, so findet sich in den lothringischen und westfränkischen Gebieten eine besondere Bewegung dafür und dagegen. Ursprünglich waren die meisten Oberhäupter daselbst für die Erhebung des jungen Otto im Gegensatz gegen Heinrich von Bayern; allmählich jedoch stellte sich heraus, daß der karolingische König Lothar sich mehr zu Heinrich neigte, in der Hoffnung, die Ansprüche der westfränkischen Krone auf Lothringen dabei wieder zur Geltung zu bringen.

Dagegen entwickelte sich aber ein lebhaftes Parteigetriebe, in welchem die Herzogin Beatrix, die Witwe des einst zur herzoglichen Gewalt in Oberlothringen erhobenen Friedrich, des Begründers des luxemburgischen Hauses, die ottonische Partei ergriff und behauptete. Sie war die Tochter Hugos des Großen, eine Schwester Hugo Capets, und dieser selbst enge mit ihr verbündet. Auch die westfränkischen Großen, welche die nationale Partei vertraten, forderten die Herstellung Lothringens nicht; diese war nur eine Forderung des karolingischen Königs und seines Anhangs. Die westfränkischen Großen ergriffen die Partei des jungen Otto III.; sie waren hierin mit der Autorität einverstanden, welche in Deutschland auf dem Reichstage zu Rara die Oberhand behielt.

Der persönlichen Verhältnisse der handelnden Personen geschieht in den Briefen Gerberts, des späteren Papstes Sylvester II., vielfach Erwähnung.

Gerbert hatte sich, durch nationale Gegensätze aus der ihm von Otto II. verliehenen Abtei Bobbio verdrängt, zu dem Erzbischof Adalbero von Rheims geflüchtet, der seiner Stellung nach mancherlei Berührungen mit dem ottonischen Hause und den deutschen Bischöfen hatte und zu den westfränkischen Großen, die sich dem Karolinger widersetzten, die engsten Beziehungen unterhielt.

Reichen die Briefe Gerberts auch noch lange nicht hin, diese Verhältnisse aufzuklären, so sieht man doch soviel daraus, daß die Partei der Großen das Übergewicht über den Karolinger behielt, wenn dieser auch seinerseits dadurch ein gewisses Ansehen behauptete, daß der vornehmste Magnat von Niederlothringen, Gottfrid von Hennegau und Bouillon, in seine Gefangenschaft kam. Durch den plötzlichen Tod Lothars aber im März 986 wurde ihre Partei noch gewaltig verstärkt. Der Sohn Lothars, Ludwig, genannt Fainéant, und dessen Mutter Emma, die Tochter der Kaiserin Adelheid, gerieten in mannigfaltige Bedrängnis, zumal da der noch überlebende Karolinger, Herzog Karl von Niederlothringen, keineswegs ihr Freund war.

Als nun auch Ludwig nach einem Jahre bereits mit Tode abging, trat die Frage ein, ob die westfränkischen Großen an dem Stamme der Karolinger, der jetzt sehr schwach repräsentiert war, festhalten sollten oder nicht. Was sie auch thun mochten: mit dem deutschen Reiche gerieten sie dadurch nicht in Zwiespalt, denn die sächsischen Kaiser gehörten doch keineswegs zu dem Geschlecht der Karolinger, obwohl sie sich mit denselben verständigt hatten; ja, die Stellung der Herzöge von Francien hatte augenscheinlich eine gewisse Analogie mit dem aus dem sächsischen Hause hervorgegangenen Kaisertum.

Man kennt die von einem gleichzeitigen Autor dargelegten Motive, mit welchen der Erzbischof von Rheims, Adalbero, den versammelten Großen empfahl, den mächtigsten unter ihnen, den Herzog von Francien, Hugo, genannt Capet, zu ihrem Könige zu wählen, der für niemand gefährlich sei und sich die Erhaltung der erworbenen Rechte aller sowie des Staates stets angelegen sein lassen werde. So geschah es denn auch. Am 3. April 987 wurde Hugo in Rheims von Adalbero zum König gekrönt. Aber dem setzten sich die überlebenden Karolinger, wie zu erwarten war, entgegen. Dem heranziehenden Herzog Karl von Niederlothringen glückte es, sich der Stadt Laon zu bemächtigen, die schon immer als ein Mittelpunkt des westfränkischen Reiches betrachtet worden war; und noch höher anzuschlagen war ein anderer Zwischenfall. Einem Geistlichen aus dem karolingischen Hause, Namens Arnulf, gelang es, nach dem Tode Adalberos das Erzbistum Rheims, das in dieser Epoche stets als die vornehmste westfränkische kirchliche Metropole betrachtet worden war, zu erlangen, nicht ohne die Verpflichtung, wie wir versichert werden, dem neuen Könige von Westfrancien allezeit unterthänig und treu zu sein. Diese Verpflichtung aber konnte einen Mann schwerlich binden, der in dem Königtum Hugo Capets nichts weiter sah, als

eine Usurpation. Arnulf hatte von den karolingischen Rechten einen fast noch stärkeren Begriff als Herzog Karl; er traute sich zu, das karolingische Reich noch einmal ins Leben zu rufen, so mächtig wie jemals. Er verschaffte dem Herzog Karl Rheims und Soissons. Dieser aber geriet dann, von dem Bischof von Laon bethört, in die Gefangenschaft Hugo Capets, in welcher er gestorben ist.

Hugo lag sehr viel daran, sich auch Erzbischof Arnulfs zu entledigen; aber die hohe geistliche Stellung desselben machte hierzu geistliche Bundesgenossen für den König unentbehrlich. Er berief eine Provinzialsynode ganz im Gegensatz zu den von Papst Nikolaus I. zur Geltung gebrachten Grundsätzen. Nochmals tauchte der alte Widerstreit im westfränkischen Reiche auf; es war eigentlich die Fortsetzung dessen, was einst unter Karl dem Kahlen geschehen war, doppelt merkwürdig, weil es in entgegengesetztem Sinne verlief.

Am 17. Juni 991 versammelte sich in der Basilika von St. Basol unfern von Rheims jene Provinzialsynode; denn die Lage der Dinge hätte es unmöglich gemacht, eine allgemeine Kirchenversammlung zustande zu bringen. Bischöfe und Äbte aus den westfränkischen Gebieten traten in nicht geringer Anzahl zusammen, um darüber zu entscheiden, ob Erzbischof Arnulf aus seinem Amte entfernt werden könne oder nicht. Arnulf hatte das Kirchenrecht, wie es sich durch die pseudo-isidorischen Grundsätze gebildet hatte, für sich. Aber waren denn diese allgemein anerkannt und ein wirkliches Gesetz der Kirche? Oder gab es noch Mittel, sich ihrer Entscheidung zu entziehen?

So wichtig die politische Lage sein mochte, für den Augenblick noch wichtiger erscheint die kirchenrechtliche. Sie betraf die Grundlage des Gebäudes der päpstlichen Oberhoheit. Unter den Teilnehmern der Versammlung finden wir auch Verteidiger der päpstlichen Vorrechte; es waren Anhänger der damals schon weitverbreiteten monastischen Disciplin von Cluny, deren wir alsbald eingehend zu gedenken haben werden. Zahlreiche Bücher legten sie auf den Tisch, um ihre Grundsätze zu bewähren. Fragt man, welches ihre Beweise waren, so findet man nur eben die pseudo-isidorischen Dekretalen, namentlich die angeblichen Korrespondenzen des Erzbischofs Stephan und dreier Konzilien mit Damasus und dessen Antwortschreiben, in welchem die vornehmsten Grundsätze des Papsttums aufgestellt und erörtert werden. Darnach gehören alle Streitsachen der Bischöfe vor den römischen Stuhl; namentlich sollen Urteilssprüche in Anklagesachen gegen Bischöfe nur von Rom gefällt werden können.

Aber gerade die Verbindung der Sache des Rheimser Erzbischofs mit der religiösen Bewegung überhaupt und besonders mit dem Anspruch der Prärogative des Papstes rief den stärksten Widerspruch hervor. Auf das schärfste wurden die antipapalistischen Grundsätze von dem Bischof Arnulf von Orleans vorgetragen, welcher an der Erhebung der neuen Dynastie Anteil genommen und den Sohn Hugo Capets gekrönt hatte. Arnulf war von altem Adel und reichem Besitz, wie die früheren Bischöfe, und besaß den Eifer der alten

Zeiten für die religiöse Zucht seiner Diöcese. Mit den Führern der Cluniacenser stand er in offenem Widerstreit; sein Sinn war, den zu allzugroßem Ansehen gelangten Abt von Fleury in Unterordnung unter sein Bistum zu halten. Es war eine der wichtigsten kirchlichen Fragen des Jahrhunderts, ob die Abteien den Bischöfen unterworfen sein sollten oder nicht.

Mit einem Nachdruck, der noch jetzt in Erstaunen setzt, erhob Arnulf von Orleans in der obschwebenden Frage seine Stimme. Er ging davon aus, daß man sich vergeblich bei dem Papste um Entscheidung bemüht habe. Drei Tage lang habe Johann XIV. die Gesandten vor den Thoren seines Palastes auf Gehör warten lassen. Aber wenn es Fälle gäbe, in denen man die Entscheidung der Kurie oder ein neues Gesetz vergeblich erwarte, so gerate die Kirche in die Gefahr eines durch Gesetze noch nicht gewährleisteten Zustandes. Das sei jedoch um so unerträglicher, da in Rom seit langem die Tyrannei herrsche. Arnulf von Orleans spricht mit Abscheu von dem durch Otto den Großen entsetzten Papst Johann XII., aber auch mit Otto ist er nicht ganz zufrieden: derselbe hätte den von den Römern erwählten Benedict dem Neophiten Leo vorziehen sollen. Nach einiger Zeit dann sei Bonifacius VII. gefolgt, den er als den verworfensten aller Menschen, als ein blutgieriges Ungeheuer schildert. Bei jedem andern Bischofe pflege man zu untersuchen, welches sein sittliches Verhalten, sein Leben, sein Wandel und seine Gelehrsamkeit sei; nur bei dem Bischofe von Rom sei dies nicht der Fall: da wirke Gewaltsamkeit, Bosheit und Unwissenheit zusammen. Solle nun aber die Gesamtheit der gelehrten und frommen Bischöfe einem Ungeheuer unterworfen sein, welches in Rom herrsche? Arnulfs Rede geht über alles weit hinaus, was man erwarten durfte. Er erklärt den Papst für den Antichrist, der im Tempel Gottes sitzt und sich so darstellt, als ob er selbst Gott sei. Man darf sich nicht scheuen, diese schroffen Ausdrücke zu wiederholen; sie bezeichnen den geistigen Kampf des Jahrhunderts und den Moment, in welchem man stand.

Wollte man die Diskussion im allgemeinen beurteilen, so fällt es in die Augen, wie sehr die Opposition daran litt, daß sie die Unechtheit der Dekretalen nicht erkannte. Arnulf von Orleans stützte sich auf andere Dokumente aus der früheren kirchlichen Gelehrsamkeit, aber in Bezug auf die pseudoisidorischen Dekretalen blieb er bei dem zweifelhaften Verhalten Hinkmars stehen, dessen wir oben gedachten.

Gleichwohl wurde Erzbischof Arnulf von Rheims von der Synode dahin gebracht, daß er abdankte; Gerbert, der Abt von Bobbio, der zuvor bereits erwähnt wurde und uns im folgenden noch des näheren beschäftigen wird, trat an seine Stelle. König Hugo und dessen Sohn Robert, die auf der Synode erschienen waren, dankten den Versammelten, daß sie so lange verweilt uud ihre Ergebenheit bewiesen hätten.

Von großem Gewicht war dieser politische Erfolg des neuen Königtums, das sich damals der Gefahr entledigte, welche aus dem Gegensatz des karo-

lingischen Erzbischofs entspringen mußte. Zugleich wurde dadurch noch eine andere allgemeine Bewegung angeregt. Auf die verwerfenden Einreden eines päpstlichen Legaten folgte im Jahre darauf auf der königlichen Pfalz zu Chelles eine neue Zusammenkunft der oppositionellen Bischöfe, welche selbst in Abwesenheit Arnulfs von Orleans auf der eingeschlagenen Bahn noch einen Schritt weiter gingen. Sie bestätigten die Abdankung des Karolingers Arnulf von Rheims, die Einsetzung Gerberts und die Autorität der Provinzialkonzilien: was ein Papst dagegen thue, sei null und nichtig.

Aber es gab in Frankreich noch eine andere geistliche Macht, welche die Kraft besaß, sich dem zu widersetzen. Dies war die cluniacensische Disciplin und Doktrin. Sie repräsentierte eine universale geistliche Direktion, die den Kontinent in Gärung versetzte und in England bereits zur Herrschaft gekommen war.

Die Klosterstiftungen, welche die Jahrhunderte hindurch noch immer zahlreich fortgingen, hatten die Einheit der kirchlichen Verfassung nicht eigentlich unterbrochen. Sie waren vielmehr dem Bistum untergeordnet und wurden in diesem Verhältnis auch ihrerseits in die allgemeine kirchliche Bewegung gezogen. Nicht selten wurden sie von Laienäbten verwaltet. Die Unordnungen indessen, die unter diesem Verhältnis unvermeidlich waren, hatten Veränderungen nötig gemacht, welche auch nicht gerade zum Ziele führten.

Da ist nun zu Anfang des 10. Jahrhunderts in dem Grafen Wilhelm von Auvergne der Gedanke entstanden, in seinen Besitzungen ein Kloster zu gründen, das dem Bistum nicht unterworfen sein sollte. Der Graf nahm eine sehr ansehnliche Stellung unter den westfränkischen Großen ein. Er erscheint in seinen Urkunden als Herzog und Graf: in den Verwickelungen, die unter Odo, dem westfränkischen König, entstanden, war er von diesem zum Herzog von Aquitanien erhoben worden. Was man von ihm erfährt, beweist, daß er sich eine Art von königlichem Hofhalt gebildet hatte; er fühlte sich wohl in seinem Reichtum. Aber er war doch von den geistlichen Begriffen der Zeit auf das lebendigste durchdrungen. Eine merkwürdige Urkunde für diese Gesinnung bildet sein Testament. In demselben spricht er aus, daß er, um über die Verwendung seiner Güter am Tage des jüngsten Gerichtes Rechenschaft geben zu können, beschlossen habe, eine Stiftung zu gründen, in welcher nicht nur eine Zeitlang, sondern für immer eine mönchische Kongregation unterhalten werden solle. Dazu bestimmt er Cluniacum, das ihm durch den Tod seiner Schwester zugefallen war.

Cluny gehört zu einer Berglandschaft, die den äußersten nördlichen Ausläufer der Cevennen bildet. Durch das Thal, in dem es gelegen ist, zieht sich eine Abzweigung einer alten Römerstraße, die, von Lyon kommend, nach Boulogne führt; für die Pilgerfahrten also von England und Nordfrankreich nach Rom und dem Orient wohl gelegen.

Nach der Stiftungsurkunde sollen die hier vereinigten Mönche von aller fremden Gewalt unabhängig sein: weder dem Stifter selbst, noch seiner Fa-

milie, noch der königlichen Hoheit, noch irgend einer weltlichen Potenz sind sie Gehorsam schuldig; kein weltlicher Fürst, noch ein Bischof, auch nicht der Papst selbst, — was mit größter Ehrfurcht ausgesprochen wird — soll die Stiftung anfechten oder mindern können; kein Prälat soll über sie gesetzt werden, ausgenommen mit Einwilligung der Genossenschaft selbst.

Die Idee der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt von aller weltlichen kam in dieser Stiftung zur deutlichsten Repräsentation: es war ein Kloster, das, in strengster Zucht verharrend, sich selbst regieren und nur unter dem Schutz des römischen Papstes stehen sollte.

Dem Grafen Wilhelm gelang es, den rechten Leiter für sein neues Unternehmen zu finden; er stellte den Abt Berno an die Spitze, der schon an anderer Stelle ähnlichen Richtungen Raum verschafft hatte. Ein noch höheres Ansehen aber, als durch ihn, erlangte Cluny durch seinen zweiten Abt, Odo, welcher in Paris unter einem damals weit berühmten Lehrer, dem Doctor universalis Remigius, seine Studien gemacht, so daß der Zusammenhang der wissenschaftlichen Bestrebungen mit dem Klosterleben auch in dieser monastischen Form aufrecht erhalten wurde.

Die Einrichtungen dieses Klosters erinnern an die alten Zeiten, in welchen die Anachoreten sich in Cönobien vereinigten. Man fand bei den Brüdern in Cluny noch wirkliches gegenseitiges Wohlwollen; sie erschienen wie eine Familie, das rechte Abbild mönchischer Tugend in Gehorsam und Keuschheit, Geduld und Schweigen. Strenger Gehorsam vor allem, unbedingtes Sichergeben unter den Willen des Vorgesetzten war es, was sie auszeichnete. Großen Kredit verschaffte ihnen ihre Wohlthätigkeit; man wollte 17 000 Arme zählen, welche während der Fasten Almosen in dem Kloster erhielten. Keineswegs aber lebten sie in voller Abgezogenheit von der Welt. Auf dem Kontinent fanden die Fürsten an den Mönchen von Cluny, deren Grundsätze sich bald auf zahlreiche andere, von ihnen abhängige Kongregationen übertrugen, in der Behauptung ihrer althergebrachten Rechte ihre vornehmsten Gegner.

Gerade ein solcher Streit nun war es, welcher auf dem Konzil zu St. Basol eine große Rolle spielte. Wir berührten schon, wie die Klosterinstitutionen in den Streit der Kirchenversammlung eingriffen. Erzbischof Arnulf von Orleans, dem nach der alten Ordnung der Dinge Fleury untergeordnet war, wollte dies Verhältnis nicht fallen lassen. Er gab sich alle Mühe, die disciplinarischen Unordnungen in seiner Diöcese zu vermeiden, und nicht ohne guten Erfolg war er dabei. Die Bischöfe standen auf den beiden Versammlungen, die wir erwähnten, auf seiner Seite; ihr Sinn war, den römischen Papst der obersten Jurisdiktion in Westfrankreich zu berauben. Das Königtum schien hierüber mit den Bischöfen einverstanden zu sein: allein in Fällen dieser Art hat in Europa doch immer die öffentliche Meinung entschieden; es zeigte sich bald, daß das Volk für die Mönche war, selbst in Paris.

Die allgemeine Meinung entschloß sich für den alten Erzbischof von Rheims und gegen Gerbert. Dieser geriet dabei in große Bedrängnis: unter seinen Angehörigen gab es Leute, die nicht mehr mit ihm zu Tische sitzen mochten, noch auch den von ihm gefeierten Messen beiwohnen wollten. Obwohl im Gewahrsam befindlich, war der Karolinger Arnulf wieder zu Ansehen gelangt.

Unter den in der Regel wenig verständlichen Briefen Gerberts findet sich doch auch einer oder der andere, der auf die Lage des Momentes ein unzweifelhaftes Licht wirft. Ein solcher ist der an die Kaiserin Adelheid gerichtete, die sonst seine Gönnerin gewesen war, dies aber zu sein aufhörte. Gerbert schildert darin seine unglückliche Lage, wie er sagt, zwischen Hammer und Amboß, läßt aber keinen Zweifel daran übrig, daß er gleichsam das Heil des westlichen Franciens in seiner Sache erblicke. Das Erzbistum Rheims habe die wichtigste geistliche Stelle im fränkischen Reich inne; wenn es zu Grunde gehe, könne das ganze Reich sich nicht behaupten; die Glieder würden dem Haupte folgen. Aus diesem Grunde will er den erzbischöflichen Stuhl nicht wieder räumen: infolge bischöflichen Beschlusses habe er denselben bestiegen, ohne einen solchen werde er ihn nicht verlassen.

Im Juni 995 ist denn auch eine Art von allgemeinem Konzil zu Mouzon gehalten worden; aber es war sehr schwach besucht. Außer einigen lothringischen Bischöfen fanden sich dazu hauptsächlich Äbte der cluniacensischen Richtung ein, kein ostfränkischer Bischof erschien. Gerbert unternahm die Reise nach Mouzon, obwohl unter steter Lebensgefahr. Er sagt, er habe die gegen ihn gezückten Schwerter weniger gefürchtet, als das Mißvergnügen der versammelten Bischöfe. Der Kern seiner Rede ist dann, daß er schon von seinem väterlichen Freunde, dem Erzbischof Adalbero von Rheims, zu dessen Nachfolger bestimmt gewesen sei; nur simonistischen Umtrieben habe Arnulf den Vorzug zu danken gehabt. Dem aber sei er gehorsam gewesen, solange derselbe nicht offenbare Akte der Felonie begangen habe. Erst nach dessen Absetzung habe er, auf die Bitten der Primaten hin, das Erzbistum übernommen.

Diese Wendung nahm jetzt der Kirchenstreit. Die Frage war, ob der gefangene Arnulf oder Gerbert als der wahre Erzbischof von Rheims anzusehen sei. Mit dem Namen des einen verknüpfte sich die Idee der Unterordnung unter Rom und unter die mönchische Autorität, mit dem des andern die Aufrechterhaltung des oppositionellen Bistums und der Selbständigkeit der Weltgeistlichen.

Ich fürchte nicht fehlzugehen, wenn ich in diesen innern Irrungen der westfränkischen Kirche eben eine Fortsetzung der Streitigkeiten zu erkennen glaube, aus denen die pseudo-isidorischen Dekretalen hervorgegangen sind. Wenn aber damals das Bistum, von den Metropolitanen bedrängt, zur Unterwerfung unter Rom hinneigte und die Rechte der Provinzialkonzilien fallen ließ, so schien jetzt das Umgekehrte einzutreten. Die Idee der Provinzial-

konzilien erhob sich noch einmal; dem römischen Stuhl sollte die oberste jurisdiktionelle Gewalt in bischöflichen Angelegenheiten wieder entzogen werden. An und für sich würden wohl die Bischöfe kaum auf diesen Gedanken gekommen sein; aber der in Rheims ausgebrochene Streit, der zugleich das kapetingische Königtum betraf, brachte sie dazu.

Dennoch gewann in Westfrancien selbst die vorlängst eingewohnte Verehrung des Papstes die Oberhand. Die öffentliche Meinung dort war nie für das Episkopat. Von dessen Gegnern ist sogar einmal der Gedanke gehegt worden, die dissentierenden Bischöfe auf einem Konzil gefangen zu nehmen und Otto III. zu berufen, um das Reich Karls des Großen zu regieren und die Einheit desselben wiederherzustellen. Aber ganz das Gegenteil geschah: die dissentierenden Bischöfe fanden eine unmittelbare Verbindung mit Otto und zwar eben durch Gerbert.

Zu derselben Zeit, wo in Frankreich die Vermählung König Roberts, des Sohnes Hugo Capets, die mit den bestehenden Kirchengesetzen nicht übereinstimmte und vom römischen Stuhle verworfen wurde, eine doch fortdauernde Opposition gegen das Papsttum im Gange hielt, welche die Anerkennung der päpstlichen Autorität zuweilen zweifelhaft machte, zog Otto III das Oberhaupt der bischöflichen und provinzialkonziliären Tendenzen an seinen Hof. Allein eine Teilnahme des deutschen Königs und Kaisers an diesen Tendenzen bedeutete die Verbindung Ottos mit Gerbert keineswegs. Ihre Grundlage war eine völlig andere: sie lag in dem Bereiche der allgemeinen Wissenschaft und Bildung.

Viertes Kapitel.

Kaisertum und Papsttum vereinigt: Otto III. Begründung der Königreiche Polen und Ungarn.

Von augenscheinlicher Bedeutung war es, daß der Führer der westfränkischen Opposition gegen das Papsttum in die Dienste des jungen, kurz vorher zum Kaiser gekrönten Fürsten trat. An und für sich zwar fiel das noch nicht in den allgemeinen Gesichtskreis. Denn so ist es immer gewesen, daß bedeutende litterarische Persönlichkeiten in Stellungen berufen werden, in welchen ihre bisherige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in Schatten tritt. Und auch das ist dann ein weiterer Vorzug junger aufstrebender Fürsten, daß sie ihrer Belehrung und Durchbildung halber Männer an sich ziehen können, deren Ruf in politischen Tendenzen nicht aufgeht.

Sehr eigenartig und unvergeßlich sind die Briefe, die zwischen Otto III. und Gerbert bei der Berufung desselben nach Deutschland gewechselt worden

sind. Gerbert war der Mann in der Welt, in welchem orientalische, d. h. islamitische Gelehrsamkeit mit der abendländischen am lebendigsten zusammentraf. Einen Teil seiner Jugend hatte er in den maurischen Kulturstätten Spaniens zugebracht und sich dann selbst der Gelehrsamkeit der fatimidischen Schule von Kairo bemächtigt. Er ist berühmt dafür, daß er die mathematischen und astronomischen Wissenschaften der arabischen Schulen in das Abendland einführte. Ebenso aber war er auch im vollen Besitz der gesamten occidentalen Gelehrsamkeit, wie sie sich in den letzten Epochen ausgebildet hatte. Er erklärte die Isagoge des Porphyrius, die Kategorien des Aristoteles und eine Anzahl logischer Schriften des Boëthius. Als der Schluß seines Unterrichtes werden Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie genannt, d. h. die Fächer, die man dann unter dem Namen des Quadriviums in den Schulen kultiviert hat. Seine Schule galt als die beste im westlichen Frankreich, er selbst wurde als großer Pädagog gefeiert.

Auf diesen Kreis des Wissens bezog sich nun die Einladung Ottos III. In seinem Schreiben sagt er, Gerberts hervorragendes und geregeltes Wissen sei für ihn immer Autorität gewesen. Er selbst sei noch ungelehrt und wenig unterrichtet; er habe aber den bestimmten Wunsch und Willen, daß der in Wort und Schrift durchgebildete Lehrer ihm zur besseren Unterweisung zur Seite stehe und ihm zugleich in den öffentlichen Angelegenheiten Rat erteile; er möge das doch nicht ablehnen. Der junge Fürst stellt sich in diesem Briefe seiner Herkunft gemäß zugleich als Sachse und Grieche dar. Was er von einem bäuerischen Sachsen noch an sich habe, das möge Gerbert von ihm abstreifen; was aber von den feinen Anlagen eines Griechen in ihm lebe, mit besonderem Eifer pflegen.

Gerbert drückt in seiner Antwort die freudige Bereitwilligkeit aus, dem Rufe zu folgen. Otto hatte besonders erwähnt, daß er der Zahlenlehre der Alten kundig zu werden wünsche; darin seien eben, antwortet Gerbert, die Elemente alles Wissens enthalten; er sieht ein göttliches Geschick darin, daß der Mann, welcher von Herkunft ein Grieche und im Besitz des römischen Reiches sei, den Schätzen der griechischen und römischen Weisheit nachforsche.

Man sieht, welche Gedanken umfassendster Art diesen Lehrer und diesen Schüler miteinander verbanden: es waren Ideale des persönlichen und allgemeinen Lebens, selbst ohne die kirchliche Färbung. Bald nach seiner Ankunft in Magdeburg 997 hat dann Gerbert dem Kaiser eine Schrift über das Vernünftige und den Vernunftgebrauch gewidmet, in der er dem Vernünftigen einen geistigen und göttlichen Bestandteil zuschreibt; es ist der von Johannes Scotus Erigena angedeutete Standpunkt. In der Widmung sagt Gerbert, Italien solle nicht mehr behaupten dürfen, daß der kaiserliche Palast der Wissenschaft ermangele, noch Griechenland, daß es allein Macht und Wissenschaft vereinige. Otto beherrsche das römische Reich mit den Kräften Germaniens, Italiens und Galliens; er stamme aus dem reinsten Blute der Griechen, er sei den einen und den anderen in Sprache und Macht überlegen.

Aber indem er sich in diesen höchsten politischen Anschauungen bewegte, that Gerbert zugleich auch den Ansprüchen der Gelehrten, die in Magdeburg und Merseburg beisammen waren, Genüge; er hat sie damals durch Aufstellung seines Horologiums, wahrscheinlich einer Sonnenuhr, die er durch Beobachtung des Polarsternes vermittelst eines Sehrohres richtig zu stellen wußte, in Erstaunen gesetzt.

Ohne Bedeutung ist es wohl nicht, daß er jetzt Otto III. zu Ende des Jahres 997 auf seinem Zuge nach Rom, dem zweiten bereits, den der junge Fürst unternahm, begleitete.

Von jeher hatte sich Gerbert in politischen Kontroversen bewegt. Sie hatten ihn einst nach Rom geführt. Er hatte dort die Gunst Ottos I. gewonnen, für dessen orientalische Pläne ein Mann wie dieser willkommen sein mußte, und dann von Otto II. das Kloster Bobbio empfangen. Damit aber wurde er zugleich in die Streitigkeiten, welche Italien agitierten, verwickelt. In noch viel größerem Maße hatten ihn darauf, als er in seine westfränkische Heimat zurückgeführt war, die Angelegenheiten in Rheims in Anspruch genommen: er war zugleich kaiserlich und capetingisch gesinnt. Er galt als der Führer der bischöflichen Opposition in Gallien gegen das Papsttum. Eben zu dieser Zeit war er mit Otto III. bekannt geworden. Man darf die Versicherung Ottos in seinem Einladungsschreiben nicht übersehen, er werde ihn auch in öffentlichen Angelegenheiten um Rat fragen. Um so wichtiger daher, daß Gerbert dem fürstlichen Freunde nun, bei dessen neuem Romzuge, zur Seite trat.

Es dürfte hier der Ort sein, bevor wir zu diesem bedeutungsvollen Unternehmen übergehen, ein Wort über die bisherige Stellung Ottos III. zum Papsttum und über die Entwickelung, die dieses seit dem Tode Kaiser Ottos II. genommen, nachzuholen.

In Rom hatte die von Otto dem Großen eingerichtete Ordnung der Dinge mit fortwährendem Widerstand zu kämpfen gehabt. Otto II. hatte sie wiederhergestellt; er hatte den ergebensten Prälaten, der sich auffinden ließ, zur Tiara erhoben; aber unmittelbar nach dem Tode dieses Kaisers war dieser Papst, Johann XIV., gestürzt worden. Der einst verjagte Bonifacius VII., welcher sich für den einzig rechtmäßigen Papst hielt, kehrte nach Rom zurück, um den Stuhl Petri einzunehmen. Er galt als ein rücksichtsloser Tyrann; sein Ruf war noch schlechter als der Johanns XII. Gegen ihn hauptsächlich sind jene obenerwähnten Exklamationen des Bischofs Arnulf von Orleans gerichtet. Bonifacius, welcher seine Vorgänger gefangen gesetzt und im Gefängnis hatte hinrichten lassen, vermochte sich aber nur ein Jahr zu behaupten. Die alten Nachrichten sagen nichts davon, daß er ermordet worden sei; denen zufolge starb er eines plötzlichen aber natürlichen Todes. Doch hat man nach seinem Tode an ihm Rache genommen. Eines Morgens fanden Priester seine Leiche aller Kleidungsstücke beraubt, mit Lanzenstichen durchbohrt, am Fuße des Cavallo, d. h. der Statue des Marc-Aurel. Auf Boni-

facius folgte dann ein geborener Römer, Johann XV., der dem indes wieder zur Macht gekommenen deutschen Interesse angehörte. Die Kaiserin Theophano, die sich das Verdienst erwarb, die italienischen Großen in Unterordnung zu halten, so gut wie die deutschen, scheint mit ihm im besten Vernehmen gestanden zu haben; sie kam zu seiner Zeit nach Rom. Zu ihrer Seite jedoch finden wir einen der römischen Großen, Johann Crescentius, als Patricius, in welchem sich dann nach ihrem Tode die höchste weltliche Macht in der Stadt gleichsam konzentrierte.

Dies Geschlecht erscheint schon seit einiger Zeit in der Geschichte von Rom mitwirkend. Die Crescentier waren besonders reichbegütert in der Sabina, in Rom werden sie den Monte Cavallo beherrscht haben, von welchem Johann Crescentius seinen Beinamen entlehnte. Daß er eine Stellung, wie einst Alberich, eingenommen hätte, dürfte man wohl nicht behaupten, aber einen entscheidenden Einfluß übte er doch in Rom aus: Papst Johann XV. befand sich ihm gegenüber nicht eben wohl; er mußte sogar aus Rom weichen und seine Zuflucht nach Toscana nehmen. In dieser Lage hatte er den jungen Otto im Jahre 995 aufgefordert, nach Italien zu kommen und von dem Kaisertum Besitz zu ergreifen.

Otto III. war sehr bereit, dieser Einladung zu folgen; er dachte bereits daran, sich ein eigenes Haus zu gründen, wie er denn damals eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt hat, um eine byzantinische Prinzessin, wie seine Mutter eine gewesen war, zur Gemahlin zu gewinnen. Die Griechen, welche sich wieder in den Besitz von Apulien und Calabrien gesetzt hatten, waren dadurch zu einem verstärkten Einfluß auf die süditalienischen Fürstentümer gelangt, die trotzdem im allgemeinen an dem abendländischen Reiche festhielten. Eine neue Vermählung mochte, wie einst zu Ottos des Großen Zeiten, als das geeignetste Mittel erscheinen, um jede weitere Feindseligkeit zwischen den beiden Kaiserreichen zu vermeiden.

Aber bei weitem die Hauptsache war doch für Otto III. die Besitznahme von Oberitalien und die Erwerbung der Kaiserkrone. Die erste ging ohne alle Schwierigkeit von statten. Noch wichtiger war die zweite, weil sie das umfassendste und zugleich höchste Interesse der Welt betraf. Aus den Klagen jener obengenannten Synode von Rheims konnten wir entnehmen, wie sehr man in Westfrancien den gewaltsamen Zustand fühlte, in dem sich Rom befand. Auch für das ostfränkische, d. h. das deutsche Reich, gab es keine dringendere Angelegenheit. Der junge König wurde auf seinem Zuge von einer großen Anzahl geistlicher Fürsten begleitet. In seiner Umgebung befanden sich der Erzbischof Willigis von Mainz und die Bischöfe von Salzburg, Worms, Straßburg, Speier, Konstanz, Freising und Passau. Das deutsche Bistum bedurfte einer centralen geistlichen Autorität, die von keinem Crescentius abhängig und mit dem zukünftigen Kaiser einverstanden war.

Für die Fortentwickelung der europäischen Welt war es die wichtigste Frage, ob die ottonische Dynastie, welche das Kaisertum neu begründet und

besessen, es wieder in seine Gewalt bekommen und dann behaupten werde. Alles schien auf das beste zu gelingen, als ein in diesem Momemte eintretender Todesfall neue Entschlüsse hervorrief. Papst Johann XV. starb in dem Augenblick, als Otto III. auf seine Einladung nach Rom zu ziehen im Begriff war.

Da Otto gekrönt zu sein wünschte, so mußte erst ein Papst eintreten, der die Krönung vollziehen konnte. Man erzählt, der König sei von den römischen Großen auf seinem Zuge in Ravenna durch eine Gesandtschaft an die Ungelegenheit, welche dieser Tod für ihn herbeiführe, erinnert und gebeten worden, den Nachfolger Johanns zu bestimmen. In Ottos Lager sei dann, von den Vornehmsten, der neue Papst gewählt und nach Rom geschickt worden. Ich nehme Anstand, dieser Nachricht, die aus einer Legende stammt, Glauben zu schenken; denn wie sollten die römischen Großen ihren Anteil an der Wahl freiwillig aufgegeben haben? Und wenig wahrscheinlich ist es auch, daß eine im Lager des Königs getroffene Wahl den Römern gleichsam auferlegt worden sei. Ich ziehe die Angabe der hier sehr gut unterrichteten Hildesheimischen Annalen vor, nach welchen Otto auf die Kunde von dem Tode des Papstes Johann den Mann, den er zum Papste wünscht, den Römern in Vorschlag bringt. Völlig dem Zufall konnte er die Wahl nicht überlassen, da er von dem Papst gekrönt sein wollte.

Überaus merkwürdig aber ist die Wahl, die er traf; er designierte einen seiner nächsten Verwandten zum Papst. Bruno, den er erkor, war der zweite Sohn Ottos von Kärnthen, ein Enkel jenes tapferen Konrads des Roten, von dessen Leben und Sterben wir oben berichteten. Bruno war damals erst 24 Jahr alt; er hatte in Korvei eine geistliche Erziehung genossen und wurde als ein guter Kopf betrachtet. Otto schickte ihn mit einer etwas zahlreicheren Gesandtschaft als sonst die Missi waren, nach Rom, wo er dann in den gewohnten Formen gewählt wurde.

Otto III. fand jetzt auf dem Zuge keine Schwierigkeit weiter. Außer den erwähnten geistlichen Fürsten begleiteten ihn zahlreiche Scharen von Bayern, Elsässern, Schwaben und Lothringern. Stattlicher konnte ein deutscher König zu Rom nicht auftreten. Der durch seine Einwilligung auf den römischen Stuhl gesetzte Papst Bruno, der sich Gregor V. nannte, vollzog dann die Kaiserkrönung (21. Mai 996).

Man sieht, wie eng sich gleich in diesem Augenblick Kaisertum und Papsttum aneinander schlossen, ebensowohl aber auch, daß das im prinzipiellen und faktischen Widerspruch zu Crescentius geschah. Auf einem kaiserlichen Gerichtstag (Placitum) wurde dieser wegen der Gewaltsamkeiten, die er gegen Johann XV. ausgeübt hatte, zum Exil verurteilt. Und die Lage der Sache hätte wohl erfordert, den bisherigen gewaltsamen Beherrscher aus der Hauptstadt zu entfernen. Aber die beiden jungen Herren, der Kaiser und der neue Papst, wollten Milde walten lassen: auf Bitten des Papstes sprach der Kaiser den Crescentius von der Strafe los, die das Placitum über ihn ver-

hängt hatte; sie mögen sich des Verhältnisses desselben zu Theophano erinnert haben. Dann verließ der Kaiser noch im Mai 996 Rom; im September finden wir ihn schon wieder in Ingelheim: er glaubte die Angelegenheiten auf das beste geordnet zu haben, aber er hatte nur die Verwickelung seines eigenen Geschickes ins Werk gesetzt.

So wie sich Crescentius von dem fremden Herrn und seinen Truppen befreit sah, setzte er sich wieder in den alleinigen Besitz der Stadt. Es fällt nicht sehr ins Gewicht, ob er, wie die einen sagen, den neuen Papst verjagte, oder ob dieser, wie andere berichten, Rom von selbst verließ. Unter diesen Umständen ist es eines und dasselbe. Crescentius wollte einen Papst nicht dulden, der auf die erklärte Willensmeinung des deutschen Königs eingesetzt war, aber es genügte ihm auch nicht, demselben einfach den Gehorsam zu versagen. Soeben erschien das Haupt jener von Otto nach Konstantinopel abgefertigten Gesandtschaft auf seiner Rückreise in Rom: es war Johann von Piacenza, ein Grieche von Geburt, der, einst in ärmlichem Zustande auf Bitten der Kaiserin an den Hof Ottos II. aufgenommen, sich schon damals sehr bemerklich machte. Nach dem Tode Ottos II. erwarb er sich nicht geringes Verdienst um die Person seines Nachfolgers durch treue Fürsorge. Crescentius faßte nun die verwegene Absicht, diesen selbst auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Wahrscheinlich meinte er, der Kaiser werde Bedenken tragen, gegen einen persönlichen Vertrauten die äußersten Mittel anzuwenden.

Otto III. aber war weit entfernt von einer Nachgiebigkeit in diesem Punkte. Er stand in den Jahren, in welchen ein junger Mann die idealen Gedanken, welche den Menschen beseelen, am lebendigsten und stärksten festhält. Er konnte das Imperium, das zu besitzen er für die höchste Ehre auf Erden hielt, nicht dem Spiel der römischen Faktionen überlassen. Auch hatte der Papst seiner Wahl keinen Augenblick gesäumt, auf einer Versammlung zu Pavia die Exkommunikation gegen Crescentius auszusprechen: der Kaiser war gewissermaßen verpflichtet, die kirchliche Sentenz in Ausführung zu bringen.

Indem er sich dazu anschickte, setzte er in Deutschland eine stellvertretende Regierungsbehörde ein, an deren Spitze seine Tante Mathilde, die Äbtissin von Quedlinburg stand. Ein gleichzeitiger Annalist rühmt ihre Applikation für die Geschäfte, für welche sie alle nötigen Eigenschaften besaß; sie wird als die Urheberin des Friedens mit den slavischen Nationen bezeichnet: nicht durch Krieg, zu dem sie jedoch auch alle Zeit bereit gewesen, sondern durch beruhigenden Einfluß.

So konnte sich denn Otto III. ohne Besorgnis für die Ostmarken und das Reich jetzt im November des Jahres 997 zum zweitenmal nach Italien wenden. Außer Gerbert, dessen Teilnahme an diesem Zuge wir oben schon erwähnten, begleiteten ihn Herzog Heinrich von Bayern, der spätere Kaiser Heinrich II., und Otto von Kärnthen, der Vater Gregors V.; in Pavia erwartete ihn der Papst. Unverzüglich begab sich Otto nach Rom, wo Cres-

centius, unfähig die Stadt zu verteidigen, sich in die Engelsburg einschloß, während Johann von Piacenza zu entfliehen suchte. Auf der Flucht aber wurde er gefangen und dann von denen, die ihn ergriffen, gräßlich verstümmelt; sie hatten gefürchtet, wenn sie ihn vor den Kaiser brächten, so würde dieser seinem vertrauten alten Diener Gnade erweisen. Indessen wurde Crescentius in der Engelsburg belagert; nach der Versicherung einer sehr glaubwürdigen Chronik haben die Römer an der Belagerung selbst eifrig teilgenommen; so schwer sie auch war, gelang sie doch und führte zu einem grausamen und zugleich grotesken Ende. Auf den Zinnen der Burg flehte Crescentius um Gnade, doch der Kopf wurde ihm abgeschlagen.

Ich weiß nicht, ob man das Gedächtnis an den jungen Kaiser mit dieser grausamen Exekution belasten darf, oder ob diese nicht vielmehr, wie jene Verstümmelung Johanns von Piacenza, den Gewaltsamkeiten der Kriegsleute und ihrer Führer zuzuschreiben ist. Die Handlung selbst war für Otto entscheidend: die kaiserliche Gewalt wurde wiederhergestellt und zwar im engsten Bunde mit dem Papsttum.

Der Gang der Begebenheit war im Grunde doch nur die Vollendung dessen, was Otto der Große unternommen hatte. Auf dem von dem ersten Kaiser aus sächsischem Geblüt gelegten Grunde erhob sich, vermittelt durch die Thatkraft Ottos II. und die Regierungsweise seiner griechischen Gemahlin, die Autorität des Kaisertums in Otto III.

Bei dieser Abhängigkeit des Papsttums von dem Kaisertume verdient es nun die vornehmste Rücksicht, wie sich die umgebildete höchste Gewalt zu den wichtigsten obschwebenden Problemen verhalten werde. In die Augen fällt, daß die Sache der Capetinger in vieler Beziehung dieselbe war, wie die, welche der Kaiser verfocht: der westfränkischen Kirche mußte die Befreiung des römischen Stuhles von einem lokalen Gewalthaber wie Crescentius ebenso erwünscht sein, wie der ostfränkischen und dem Kaiser selbst.

Zwar wurde der Freund und Lehrer Ottos auf dessen Antrieb zum Erzbischof von Ravenna erhoben, wie man voraussetzen muß, nicht ohne allen Widerspruch des Papstes. Dennoch aber glaubte der Kaiser die Rechte des jetzt von ihm abhängigen päpstlichen Stuhles nicht schmälern lassen zu dürfen. Und Gregor V. hielt an dem Herkommen desselben fest.

Von einem römischen unter Otto und Gregor versammelten Konzil wurde König Robert von Westfrancien aufgefordert, seine Ehe in einer bestimmten Frist aufzulösen und an den alten Freund des Königs, Gerbert, der diesen als seinen Schüler betrachtete, erging die Aufforderung, als Erzbischof von Ravenna diesen Beschluß vor allen anderen zu unterschreiben. Gerbert fügte sich der Aufforderung. Auch jene episkopale Opposition gegen den römischen Stuhl, für welche er einst eingetreten war, wurde in den stärksten Ausdrücken zurückgewiesen. Arnulf von Rheims wurde aus der Gefangenschaft befreit und dem Befehl Gregors gemäß aufs neue mit dem Pallium ausgestattet. Gerbert sah sich durch sein Verhältnis zu dem Kaiser genötigt,

auch diesen Beschluß anzuerkennen. Er mußte sich der französischen Verbindung entschlagen und an die Sache des Kaisers, welche zugleich die des Papstes war, halten. Aber nur zu bald erlag Gregor V. noch in den jugendlichsten Jahren dem Klima und der Nachwirkung der von ihm erlebten Unfälle (Februar 999).

Da trug Otto III. kein Bedenken, Gerbert selbst auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, der nun mit einer gewissen Anspielung auf die konstantinische Schenkung, wie man vermuten möchte, den Namen Sylvester II. annahm. Ein höchst außerordentliches Ereignis, daß der frühere Führer der episkopalen Opposition in Frankreich nun selbst römischer Papst wurde. Ich finde aber nicht, daß Otto III. von diesem Gegensatz Notiz genommen habe. Dagegen tritt eine andere Tendenz, die seiner allgemeinen Stellung entsprach, in den Vordergrund.

Es gab wohl niemand in der Welt, der von dem Rechte der imperatorischen Alleinherrschaft mehr durchdrungen gewesen wäre als Gerbert: er sah in den seinem Kaiser unterworfenen Völkerschaften vor allem nur die Hülfskräfte, um das Imperium aufrecht zu erhalten.

Man hat von jeher angenommen, daß bei dieser neuen Reunion des Kaisertums mit dem Papsttum die Idee vorgewaltet habe, das altrömische Reich wieder herzustellen. Man wird begierig zu erfahren, wie sich der junge, hochstrebende Imperator zur Seite eines Papstes von allgemeiner Bildung ein solches Unternehmen gedacht hat. Doch sind wir darüber nicht eigentlich unterrichtet. Nur einige Formeln haben sich gefunden, die man mit größter Wahrscheinlichkeit auf diese Absichten bezogen hat. Den Satzungen zufolge, die darin aufgestellt werden, ist es nur der Imperator, welcher nach Gott die Macht inne hat, über alle Ansprüche und Streitigkeiten zu entscheiden und die Zügel der öffentlichen Gewalt in den Händen hält: von einer Exemption der geistlichen Gewalt ist dabei nicht die Rede. In den Vorschriften zeigt sich eine Nachahmung des byzantinischen Ceremoniells, doch treten auch wieder Erinnerungen an das republikanische Altrom hervor. Der Kaiser scheint an die Errichtung einer neuen römischen Civität gedacht zu haben, in welche alle, die es begehren, aufgenommen werden sollen. Diese römische Bürgerschaft sollte den Mittelpunkt der gesamten Gesetzgebung bilden.

Fragt man weiter, wie sich das wiederhergestellte Kaisertum zu dem Papsttum verhalten sollte, so findet sich auch darüber eine Urkunde, die, im päpstlichen Archiv lange verborgen gehalten, wieder aufgefunden sein soll. Es ist eine Schenkungsurkunde Ottos III. für Papst Sylvester. Wäre diese Urkunde echt, in der die konstantinische Schenkung in dürren Worten für untergeschoben erklärt wird, so würde man daraus abnehmen, daß damals das ganze angenommene System der kaiserlichen Schenkungen verworfen und auch der Papst in Bezug auf seine Subsistenz dem Kaiser untergeordnet worden wäre. Die Urkunde ist von der neueren Forschung nicht so ent-

schieden abgewiesen worden als früher: wägt man aber ab, was dafür und dagegen zu sagen, so möchte das letztere doch überwiegen.

Allein wir haben hiebei nicht stehen zu bleiben: es giebt Denkmale, in welchen die Vereinigung zwischen Papsttum und Kaisertum in Bezug auf die größten europäischen Geschäfte in Evidenz tritt. Ich meine die Erteilung der königlichen Würde an die Beherrscher von Polen und von Ungarn.

Begründung der Königreiche Polen und Ungarn.

Erinnern wir uns vor allem der Verhältnisse von Böhmen, welche die polnischen erst verständlich machen.

In der älteren Geschichte von Böhmen ist Boleslav II., genannt der Fromme, der hervorragendste Name. Er beherrschte Mähren, die Slovakei, Ober- und Mittelschlesien und die südliche Hälfte des späteren Polens. Ich möchte ihn als Fortsetzer der mährischen Fürsten betrachten, insofern deren Sitze nicht von den Ungarn eingenommen waren. Sein Gebiet war christianisiert, ihm selbst wird die Stiftung von mehr als zwanzig Kirchen zugeschrieben. Was ihn dann besonders drückte, war die kirchliche Abhängigkeit derselben von dem Bistum Regensburg. Wenn er nun in Rom darum nachsuchte, ihm ein unabhängiges Bistum in seinem Reiche zu gewähren, so fand er dort Beistimmung. Bemerkenswert ist die Bedingung, die ihm gemacht wird: daß er nur einen Priester der lateinischen Kirche zum Bischof ernennen solle; man wollte die Irrungen vermeiden, welche durch Methodius im großmährischen Reiche die Abwendung desselben zu der Glaubensweise der Griechen veranlaßt hatte. Eine andere Schwierigkeit lag in den Ansprüchen des Regensburger Bistums auf diese Diöcese; man betrachtet es als ein Verdienst des Bischofs Wolfgang von Regensburg, daß er auf diese Rechte Verzicht leistete und dafür eine landschaftliche Entschädigung annahm.

So kam im Jahre 975 oder 976 die Gründung des Prager Bistums zu stande. Dies blieb aber auf das engste an das Reich geknüpft; es gehörte zu dem Erzbistum Mainz. Erzbischof Willigis hat persönlich an der Gründung von Prag teilgenommen.

In einem ähnlichen Verhältnis wie Prag zu Mainz stand das neu errichtete Bistum Posen zu dem Erzbistum Magdeburg. Die Gründung dieses Bistums gehört noch in die Zeit Ottos I., der diesen Sprengel des Erzbistums Magdeburg so umfassend als möglich ausdehnte. Posen war für ganz Polen bestimmt, sowie Prag für Böhmen.

In dies Verhältnis hatte sich der Herzog von Polen, Boleslav Chrobry, bisher gefunden. Nach dem Tode Boleslavs II. von Böhmen aber drängten die Polen die böhmische Herrschaft weit zurück. Im Jahre 999 riß Chrobry Krakau und Oberschlesien von Böhmen los. Er wurde der vornehmste Herrscher in dem östlichen Gebiete. Da hat er dann, von Ehrgeiz belebt,

den die glücklichen Erfolge in ihm hervorriefen, und wahrscheinlich auf Veranlassung der Konflikte der beiden Bistümer Posen und Prag, welches letztere seine Rechte auch auf die von Polen erworbenen Länder geltend machte, den Gedanken gefaßt, die ihm zugefallenen Gebiete durch ein Erzbistum enger zu verknüpfen.

Es gelang ihm, Kaiser Ottto III. für seine Pläne zu gewinnen. Derselbe schlug unter allen seinen Zeitgenossen den heiligen Adelbert, der vor kurzem als Märtyrer in Preußen umgekommen war, am höchsten an und fühlte sich niemand mehr zu Danke verpflichtet, als Boleslav Chrobry, welcher den Leichnam Adelberts den Preußen abgekauft und ihm eine Grabstätte in Gnesen gewidmet hatte.

Otto lebte in dem Gedanken, der römische Kaiser des Occidents zu sein: er war glücklich, innerhalb seiner Gebiete heilige Stätten zu besitzen, durch welche ein besonderes Verhältnis der Gottheit zu dem altrömischen Reiche, wie man annahm, bestätigt werde. Er beschloß, das Grabmal Adelberts zu besuchen. Als er in das polnische Gebiet bei Eylau am Bober eintrat, wurde er von dem Polenherzog mit prächtiger Feierlichkeit empfangen und nach Gnesen begleitet, das ihm der Bischof von Posen öffnete. Die religiöse Anregung, die er dabei empfand, wurde durch die überschwengliche Freigebigkeit und Huldigung, mit der ihn der Herzog erfreute, noch besonders belebt. Er hat dann Gnesen zu einem Erzbistum unmittelbar unter dem römischen Stuhle erhoben und ihm die Bistümer Kolberg, Krakau und Breslau untergeordnet.

Für Kaiser Otto war es ohne Zweifel eine persönliche Genugthuung, daß er die Kirche so weit in Regionen ausdehnte, von denen sie bisher kaum berührt worden war. Daran dachte er aber wenig, daß er damit die bestehenden kirchlichen Verhältnisse verletzte. Denn Gnesen gehörte dem Bistum Posen, dieses aber dem Erzbistum Magdeburg an. Während die Stiftung von Prag mit dem eigensten Interesse des deutschen Reiches zusammenhing, mußte die Gründung des neuen Erzbistums als eine Schmälerung der Rechte des Reiches erscheinen.

Die polnischen Autoren fügen hinzu, der Herzog habe dem Kaiser gleichsam als Gegengeschenk für seine Botmäßigkeit die Krone auf das Haupt gesetzt und ihn zum Könige erklärt. Bei den Deutschen findet sich das nicht; sie erzählen nur, daß Boleslav den Kaiser auf seiner Rückreise mit einer Schar stattlicher Reiter begleitet habe. Die Differenz dieser Traditionen ließe sich indes vielleicht dadurch erklären, daß es im römischen Reiche Würden gab, die durch einen goldenen Reif ausgezeichnet wurden, wie das nach jenen oben erwähnten Formeln Ottos III. auch bei dem römischen Patricius geschah, den der Kaiser zu seinem Genossen und Mitarbeiter ernannte.

Der polnischen Tradition zufolge ist nun auch Boleslav von Kaiser Otto zu seinem Mitarbeiter und Bruder erklärt worden und zum Freunde des

römischen Volkes im ältesten Sinne erhoben worden. Daran freilich dürfte man nicht denken, daß Otto den Herzog von seiner kaiserlichen Autorität hätte emancipieren wollen. Die Unterordnung unter den römischen Kaiser war vielmehr einer seiner Grundgedanken, aber in ihm war das System des deutschen Reiches nicht mehr identisch mit dem Kaisertum. Das Kaisertum hielt er fest, doch ohne sich an das System des deutschen Reiches gebunden zu erachten. Es war eben eine allgemeine Bewegung der christlichen Propaganda nach dem Norden und Osten im Gange. Auf die Unterordnung Gnesens unter Magdeburg kam dem Kaiser nichts an, wenn nur das Verhältnis zu dem römischen Papsttum behauptet wurde.

In diese Kombination gehört nun auch die definitive Bekehrung der Ungarn und ihr neues Königtum. Schon längst war auf eine oder die andere Veranlassung das Christentum in die ungarischen Gebiete eingedrungen, und gewiß mit Recht wird dem Pilgrim von Passau ein großer Anteil daran zugeschrieben.

Wenn aber Pilgrim sich die Rechte der alten Metropolitane von Lorch angemaßt, was er mit großenteils gefälschten Urkunden zu begründen suchte, so hatte er dabei Widerspruch bei dem Erzbischofe von Salzburg gefunden, der seine Metropolitanrechte auf Pannonien aufrecht erhielt. Für das deutsche Reich lag darin ein nicht geringes Interesse, indem dann Ungarn so gut wie Böhmen an die deutsche Kirche geknüpft worden und von einer kirchlichen Selbständigkeit Ungarns nichts zu besorgen gewesen wäre. Die beiden Prälaten von Passau und Salzburg wetteiferten (mit Schmerz und Scham zu sagen) in erdichteten Dokumenten, und selbst Otto II. scheint zwischen ihnen geschwankt zu haben.

Die Bekehrung der Ungarn sollte aber nicht durch die ehrgeizigen Bestrebungen der Bischöfe entschieden werden. An deren Stelle traten vielmehr Verhältnisse der herrschenden Gewalten. Denn aufs neue war der Grenzkrieg ausgebrochen, in welchem auch die in der Ostmark eingesetzte neue Dynastie, die man als die babenbergische bezeichnet, im Verein mit dem Bayernherzog sich rühmlich hervorthat.

Es wird gemeldet, daß die Bayern im Jahre 991 einen Sieg über die Ungarn erfochten. Da sei es denn geschehen, daß der Großherr der Ungarn, Geisa, eine Verbindung mit dem bayrischen Hause und zugleich dem Kaiser gesucht habe, worauf diese eingingen. Ist zwar auch die Nachricht von dem Siege, den die Deutschen damals erfochten haben sollen, nicht so sicher überliefert, daß man sich darauf verlassen könnte, so erfährt man doch mit Gewißheit, daß Geisa eine Vermählung für seinen Sohn Waik mit einer bayrischen Fürstentochter suchte. So hatte eben damals Wladimir, der Großfürst der Russen, seinen Übertritt zum Christentum mit einer Vermählung mit der byzantinischen Kaisertochter Anna verbunden, oder vielmehr die Vermählung war der Preis für seine Bekehrung. In Cherson nahm Wladimir von den Metropoliten der Stadt und einigen griechischen Bischöfen die Taufe an.

Hierauf wurde er mit Anna vermählt und trat in den engsten Bund mit dem Hofe von Konstantinopel. Ein Bistum in Kiew wurde gegründet, das nach einiger Zeit Metropolitanrechte erhielt.

Sehr ähnlich nun ist das Verfahren der nach Beseitigung des großen Haders wieder einverstandenen beiden Linien des sächsischen Fürstenhauses in Bezug auf die Ungarn. Die Vermählung Waiks mit Gisela, der Tochter Herzog Heinrichs, wurde unter der Bedingung bewilligt, daß derselbe mit seinem ganzen Volke das Christentum annehme.

Der Kaiser erklärte sich bereit, dem Neuvermählten die Krone zuzugestehen. Papst Sylvester war hiemit einverstanden; die Formel scheint gewesen zu sein, daß Waik, der seit seiner Taufe den Namen Stephan führte, sich und sein Volk dem heiligen Petrus überlieferte, was dann Sylvester bereitwillig annahm: er gab ihm von Gotteswegen sein Königtum zurück; man sagt, er habe die ursprünglich für den Polen bestimmte Krone dem Herrscher der Ungarn zugestellt. Die Echtheit dieser Bulle ist oft in Zweifel gezogen worden und ist noch heute bestritten. Ich bin nicht imstande, darüber ein definitives Urteil auszusprechen, obwohl mir auffällt, wie nahe deren Ausdrücke den Kreis der damals herrschenden Ideen berühren, wie sehr sie zu demselben gehören.

Auch abgesehen hievon stellt sich eine allgemeine historische Wahrnehmung heraus. Sie beruht darauf, daß Otto eben dasselbe in Bezug auf die Ungarn vollzog, was sein Schwager kurz vorher in Konstantinopel den Russen gegenüber gethan hatte. Wir sehen: das Haus der Porphyrogeniti, dem auch Otto durch seine Mutter angehörte, erscheint bei der Ausbreitung des Christentums enge verbunden, sowohl nach Osten von Konstantinopel aus, als in dem occidentalen Reiche von Rom aus. Darauf aber beruhen die Geschicke der Welt, daß das eine der beiden Reiche sich dem occidentalischen Christentum anschloß, das andere dem orientalischen. Die purpurgeborene Familie hielt das eine und das andere in ihrer Hand: es war eine Art von neuer Teilung zwischen Orient und Occident auf dem alten Grunde, wenn die Byzantiner weder nach Ungarn, noch nach Polen hin einwirkten, sondern diese Länder dem occidentalischen Imperium überließen.

Hier empfing alles noch eine eigentümliche Gestalt durch die enge Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum, die nicht wenig dazu beigetragen hat, daß in Rom damals die geistliche Gewalt hinter der weltlichen zurückstand, wie in Konstantinopel selbst. Kaiser und Papst vereint gewährten den Ungarn eine kirchliche Selbständigkeit ohne alle Unterordnung unter die deutsche Hierarchie, ein eigenes Erzbistum in der Hauptstadt des ungarischen Königs. Weder Ungarn noch Deutschland haben dabei viel verloren. Ohne Abhängigkeit von einem deutschen Erzbistum traten doch die Ungarn in die engste Verbindung mit den Deutschen; sie haben deren öffentliche Zustände sich zum Muster für ihre Landeseinrichtungen genommen.

Die chronologische Koincidenz der Christianisierung der Ungarn, Russen und Polen ist die Signatur dieser Epoche. Die alles verbindende Persönlichkeit aber bleibt immer die des jungen Kaisers.

Sinnesweise und Ausgang Ottos III.

Ein Succeß ohne gleichen war es doch, daß Otto zwei neue Königreiche gegründet oder wenigstens an der Gründung derselben soviel Anteil gehabt hatte, daß sie sich der Reihe der bestehenden geordneten Gewalten anschlossen. Aber er hatte die Linie überschritten, welche bisher immer inne gehalten worden war. Diese neuen Könige befreite er von dem Zusammenhange, in welchem sie mit der Hierarchie des Reiches standen oder noch stehen sollten, was bisher die Bedingung der Christianisierung überhaupt gebildet hatte. Darin eben sprach sich seine Idee von dem Kaisertum an sich aus, wobei ihm dann die Macht des Papsttums, das von ihm abhing, zur Seite stand. Unter Otto III. und Sylvester konnte die doppelte Gewalt als eine einzige betrachtet werden. Das Papsttum erschien, ohne im mindesten seine Ansprüche an die geistliche Weltherrschaft aufzugeben, doch abhängig von dem Kaisertum und gleichsam eins mit demselben. Es war eine Vereinigung der beiden Gewalten, wie sie im Islam vorwaltete: aber wenn hier die religiöse Idee die Autorität begründete, so stützte sie sich im Abendlande auf das Kaisertum, das die Päpste damals nach seinem Belieben setzte.

Man hat oftmals angenommen, die Absicht sei damals gewesen, den vereinigten Occident gegen den Orient zu führen und Jerusalem zu befreien. Ein Brief des Papstes Sylvester liegt vor, welcher als Beweis eines solchen Vorhabens gegolten hat. Wenn man denselben aber genauer ansieht, so ist doch von einer bewaffneten Unternehmung gegen den Orient darin nichts zu finden. Diese wird vielmehr durch einige Worte mit Bestimmtheit ausgeschlossen. Aber der Brief bringt in Erinnerung, daß Jerusalem die Geburtsstätte des Glaubens sei und die Gesamtheit der Christen die Verpflichtung habe, die Bedrängnisse der Stadt durch Beisteuern zu mildern und in ihre Gebete aufzunehmen. Denn der Gedanke der innigsten und unmittelbarsten Beziehung zur Gottheit war in dem öffentlichen Zustand der Christenheit zu erblicken; das allgemeine kirchliche Bewußtsein sollte auch Jerusalem in sich begreifen. Die Idee beruhte auf der Voraussetzung der Fortdauer des alten Römerreiches, das Gott seiner Gnade besonders gewürdigt habe, in dem weströmischen Kaisertum und Reich.

Man hat Otto III. oft als einen schwachen Asceten betrachtet. So erscheint er auch in einigen Legenden. Doch darf man diesen unbedingt vertrauen? Unleugbar ist in Otto nur der mystische Zug seiner Politik. Er liebte die geistliche Auszeichnung durch besondere Heiligkeit; er suchte die Stätten auf, wo dieselbe erschienen war; er sah Ehre darin für sein Reich

und sein Volk. Bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland hat er sich die Gruft Karls des Großen öffnen lassen und die schauerlichen Reliquien und den Anblick des Toten nicht gescheut; er bestärkte sich dadurch in seinen kirchlichen und imperialistischen Intentionen: er wollte sich, wie die Zeitgenossen schon annahmen, der Bestattung der sterblichen Überreste in dem Münster versichern, in dem er selbst begraben zu werden wünschte. Und wenn man andere Thatsachen erwägt, z. B. den insgeheim eingeleiteten und ausgeführten Ausflug von Ravenna nach Venedig, so möchte man dem jungen Manne eine angeborene Inklination zum Besuch mannigfaltiger Lokalitäten mit ihren Merkwürdigkeiten zuschreiben. Er durchzog sein Reich, um besonders der Heiligtümer, beinahe wie einst Hadrian es gethan hatte, um der Kunstschätze und Wunder der Natur, die es in sich barg, ansichtig zu werden. Sonst war er eher das Gegenteil von Hadrian. Er durchdrang den Begriff des Kaisertums alter Zeit mit den christianisierenden Ideen seiner Tage. Seine Politik war, wie berührt, zugleich Mystik.

Das doppelte Ideal aber hatte einen inneren Widerspruch, den Otto noch selbst zu empfinden bekam. Im Jahre 1001 gelang es ihm zwar, auf deutsche Streitkräfte gestützt, allerlei Regungen des Mißvergnügens, namentlich in Unteritalien, niederzuhalten; und auch andere tumultuarische Bewegungen in Rom und in der unmittelbaren Umgebung von Rom wurden beseitigt. Das aber kam doch zu Tage, daß die Römer selbst mit der Idee des Imperiums, wie sie Otto gefaßt hatte und ausübte, nicht einverstanden waren. In der Schilderung eines römischen Tumultes wird diesem eine Rede in den Mund gelegt, deren Inhalt so charakteristisch ist, daß sie nicht übergangen werden darf. Darin führt er den Römern zu Gemüte, daß er ihr Reich über Regionen ausgebreitet habe, wohin ihre Vorväter nie gekommen seien. Denn die Ausbreitung des Christentums nach dem Osten hin sah er als eine Erweiterung des römischen Reiches an. Für das alles aber belohne man ihn mit Gewaltthaten und Empörung.

Der Gegensatz der Stimmung in Rom gegen die Widerherstellung des Reiches im altrömischen Sinne, welche der junge Mann unternahm, kann nicht schneidender ausgedrückt werden, als es hier geschieht.

Noch mehr aber wollte es sagen, daß auch im deutschen Reiche, auf welches alle seine Macht sich gründete, ein prinzipieller Widerspruch gegen ihn hervortrat. Wiewohl man nämlich in Deutschland die Macht des Kaisertums in Rom gern sah — denn man bedurfte des Papsttums, wollte es aber nicht zu einer unbedingten Macht gelangen lassen — so geriet man doch in Aufregung, als bei der engen Verbindung zwischen Kaiser und Papst der Kaiser sich zum Ausdruck der kirchlichen Intentionen des Papsttums machte. Zuerst trat das in der Angelegenheit des Erzbischofs Gisiler von Magdeburg zu Tage. Gisiler war von dem freilich noch nicht recht konstituierten Bistum Merseburg zum Erzbistum Magdeburg befördert worden, im Gegensatz gegen die althergebrachten römischen Grundsätze; er wurde fortwährend in Rom ver-

worfen; schon unter Papst Gregor V. war auf einem Konzil zu Pavia davon die Rede gewesen. Kaiser Otto III. schloß sich dem an. Allein in Deutschland zögerte man, Folge zu leisten. Erzbischof Willigis von Mainz hatte keinen kräftigeren Genossen in der Reichsregierung als Gisiler, der sich bei der Pacifikation der slavischen Völkerschaften die größten Verdienste erwarb.

Man verkenne nicht das wesentliche des Streits. Es lag darin, daß die Deutschen es nicht ertragen konnten, wenn der Kaiser den Bestimmungen beitrat, welche das Papsttum zur Sicherung seiner Autorität über den Klerus für notwendig hielt.

Zu dieser tief in der Sache liegenden Differenz kam aber noch eine zweite, die mehr eine persönliche Farbe trug. Während Willigis den mächtigen Erzbischof von Magdeburg, der ihm in den Geschäften praktisch zur Seite stand, nicht fallen ließ, riß sich Bischof Bernward von Hildesheim, mit dem er oft im Rate des Kaisers gearbeitet hatte, von ihm los und trat mehr auf die Seite der von dem Kaiser adoptierten päpstlichen Grundsätze. Darauf beruht der sogenannte Gandersheimer Streit. Wir erwähnten öfter des zu Gunsten der Frauen des Liudolfingischen Hauses bestimmten Stiftes Gandersheim. Es lag an der Grenze der Diöcesen von Mainz und Hildesheim. Vor einigen Jahren hatte sich ein Zweifel darüber erhoben, zu welcher von beiden es eigentlich gehöre. Eine neue Kirche war daselbst gebaut worden, und die dem kaiserlichen Geschlecht angehörigen Frauen wünschten, daß die Weihe derselben von dem Erzbischof von Mainz vorgenommen würde. Aber dem trat Bernward von Hildesheim, der das Recht für seine Kirche in Anspruch nahm, mit Hartnäckigkeit entgegen. Er stand in der intimsten Verbindung mit Otto III. und hatte denselben für sich. Damals im Dienste des Kaisers gerade anwesend, fand er kräftige Unterstützung in seinen Domherren unter Führung des Bischofs von Schleswig, der, aus seinem eigenen Sprengel vertrieben, sich ihm angeschlossen hatte.

Auf einer Synode deutscher Bischöfe kam es mancherlei Gegenreden zum Trotz zu einem Beschlusse im Sinne des Erzbischofs Willigis. Am kaiserlichen Hofe aber überwog der Einfluß Bernwards. In einem römischen Konzil wollte man die von Willigis einberufene Provinzialsynode nicht als vollgültig anerkennen; denn nach den römischen Begriffen wäre die Anwesenheit päpstlicher Legaten dabei erforderlich gewesen. Auch wurde ein Kardinallegat, und zwar ein geborener Deutscher, des Namens Friedrich, ein junger Mann von vielem Selbstgefühl, nach Deutschland gesendet, um eine Synode in Pöhlde abzuhalten. Er erschien in prächtigem Aufzug als der Repräsentant der päpstlichen Oberhoheit. Einer solchen Einwirkung von Rom aus aber wollte sich Erzbischof Willigis in einer rein deutschen Angelegenheit nicht fügen. Tumultuarische Auftritte störten die Ordnung in der Kirche. Ungeachtet der Aufforderung, sich am nächsten Tage wieder einzufinden, verließ Willigis, voll von Indignation, den Ort. Auch der Kardinallegat hielt es

nicht für thunlich, die Sache in Deutschland weiter zu verfolgen: er forderte die deutschen Bischöfe auf, sich zu einem päpstlichen Konzil einzufinden, das im November des Jahres 1001 gehalten werden sollte.

Es geschah im entgegengesetzten Sinne, wenn Willigis eine Synode deutscher Bischöfe im August desselben Jahres nach Frankfurt veranlaßte, auf welcher sein Standpunkt im allgemeinen festgehalten, aber doch kein definitiver Beschluß gefaßt wurde. Man vertagte die Entscheidung bis zu Pfingsten des nächsten Jahres, wo man eine neue Synode zu Fritzlar abhalten wollte, offenbar, um indessen abwarten zu können, ob das angekündigte päpstliche Konzil zustande kommen und was auf demselben beschlossen werden würde.

Auf einem Zuge nach Rom begriffen, befand sich der Kaiser eben in Todi. Hier trafen die Abgeordneten, die aus Deutschland zum Konzil kamen, mit ihm zusammen; deren aber waren nicht mehr als drei. Die ganze Versammlung daselbst mochte vielleicht dreißig Mitglieder zählen. Der Gesandte Bernwards und der zurückgekommene Kardinallegat referierten über alles, was ihnen in Deutschland begegnet war; sie betonten die Ergebenheit Bernwards, der augenblicklich durch Krankheit zu Hause zurückgehalten wurde, ebenso wie die hartnäckige Opposition des Erzbischofs von Mainz. Dessen Verhalten wurde von der Versammlung laut getadelt; man gab ihm Animosität und Selbstüberschätzung Schuld. Einen entscheidenden Beschluß aber in der Sache selbst zu fassen, hielt man nicht für gut; besser schien es, die Ankunft anderer deutscher Bischöfe, namentlich des Erzbischofs von Köln, zu erwarten. Man beschloß, alles weitere bis dahin zu vertagen.

Schon wußte man aber, daß Deutschland in allgemeiner Bewegung sei. Das Gemeingefühl der Nation stand auf seiten des Mainzer Erzbischofs, und einen Kaiser, der seine Macht zur Unterstützung der Kurie verwende, wollte die Mehrheit der geistlichen Stände in Deutschland selbst nicht mehr.

Da nun geschah es, daß der junge Mann, an den sich die Ideale des Kaisertums knüpften, tödlich erkrankte. Er zog sich nach dem festen Paterno zurück, auf eine Höhe in der Nähe Roms, die durch eine tiefe Schlucht vom Sorakte getrennt ist, deren Gemäuer man noch heute unterscheidet. Hier ist Otto III. am 23. Januar des Jahres 1002 in der Blüte der Jugend ohne Erben gestorben.

Um nicht der Leiche selbst, die neben Karl dem Großen bestattet werden sollte, beraubt zu werden, wurde der Tod des Kaisers eine Zeitlang geheim gehalten. Die deutschen Scharen wurden von den Stationen, die sie inne hatten, zusammenberufen. Dann machte man sich auf den Weg. Auch die Reichsinsignien nahm man mit, um sie nach Deutschland zurückzuführen. Auf dem Wege gab es mannigfache Angriffe zu bestehen; auch Blut ist dabei geflossen. Die deutschen Scharen aber blieben immer siegreich. Am siebenten Tage gelangten sie nach Verona. Dann haben sie die schneebedeckten Alpen

überstiegen. Erst jenseit derselben fühlten sie sich sicher. In Polling überlieferten sie die Reichsinsignien an Herzog Heinrich von Bayern, während der kaiserliche Leichnam nach der von Otto bestimmten Grabstätte in Aachen weitergeführt wurde.

Das war die Katastrophe der imperialistischen Aspirationen Ottos III. Aus Italien wurden seine sterblichen Überreste mit feindseligen Demonstrationen entlassen; in Deutschland fanden sie bei aller Hingebung doch nur eine Aufnahme, welche neue Stürme ankündigte.

Fünftes Kapitel.

Behauptung und Begrenzung des deutschen Reiches durch Heinrich II.

Wollte man die kaiserliche Gewalt, wie sie unter Otto dem Großen bestand, als ein in sich geschlossenes Besitztum betrachten, so hatte dasselbe im Laufe der letzten dreißig Jahre unendlich verloren. Vor allem die große Direktion gegen die moslimische Macht, die sich in Afrika gestaltete, Sicilien umfaßte und auch den byzantinischen Verflechtungen Ottos des Großen ebenso wie seinen Unternehmungen in Italien zu Grunde lag, war durch die Katastrophe von Rossano unterbrochen worden. Von einer Ausdehnung der occidentalen Macht nach dem Orient hin war darnach keine Rede mehr.

Auch für den Occident hat dieser Umschlag eine große Bedeutung gehabt: vornehmlich das Übergewicht über das westliche Francien war im wesentlichen verloren gegangen. Eine neue Dynastie war dort entstanden, welche bei aller Freundschaft mit den Ostfranken doch inmitten mannigfaltiger Gegensätze ihre Selbständigkeit festhielt. In Spanien lachte man des Anspruches, daß sich die imperialistische Gewalt bis über die Pyrenäen hin erstrecken wollte. Zugleich war in den westfränkisch-burgundischen Regionen damals jene neue monastische Form des religiösen Lebens entstanden, welche sich eines großen Successes erfreute, mit dem Kaisertum aber nichts zu schaffen hatte, vielmehr den episkopalen Tendenzen Ottos I. entgegenlief. Und um das gleich hier zu berühren: die verwandte angelsächsische Macht, die neben dem Kaisertum bestand und gleichartige Elemente in sich schloß, war der Hoheit über den Ocean, die sie einen Augenblick behauptete, verlustig gegangen. Niemals war das feindselige Element der dänischen Seeherrschaft gewaltsamer hervorgebrochen als in diesen Tagen.

Bleiben wir aber bei der Verbindung von Papsttum und Kaisertum stehen. Dieselbe hatte schon an sich eine Wendung genommen, die dem

Interesse des deutschen Reiches nicht entsprach. Zwei neue Königreiche slavischer und magyarischer Nationalität waren selbständig ins Leben getreten im offenbaren Gegensatz gegen das deutsche Reich. Die Frage drängte sich immer beängstigender auf, ob dieses sich in sich selbst behaupten würde. Bereits war es inmitten der Kämpfe zu einer gewissen Einheit gediehen, als der Repräsentant desselben, Otto III., noch in jugendlichen Jahren seinen Tod fand.

An und für sich ein Ereignis von unermeßlicher Tragweite, daß der Enkel Ottos des Großen, welcher das deutsche Kaisertum wenn nicht gestiftet, so doch zur Geltung gebracht, der Träger der von ihm hinterlassenen Gewalt einer großen und einzigen Weltstellung, unerwartet früh ohne Nachkommen mit Tod abgegangen war! Es war eine Gewalt, die noch in ihrer Bildung begriffen war, aber soeben schon Aussichten gefaßt hatte, welche die Welt umspannten, und die geistliche Autorität zu einer Vollziehung ihrer Absichten verwandte.

Diese Tendenzen waren mit der persönlichen Sinnesweise und Lage so enge verflochten, sie hingen selbst mit der Qualität eines Porphyrogenitus des byzantinischen Hofes, noch mehr aber mit dem Erbrecht auf Italien so innig zusammen, daß sich an eine Wiederaufnahme derselben durch eine andere Persönlichkeit überhaupt nicht denken ließ. Nur von einer Ersetzung innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches konnte die Rede sein. Solche aber hatte die größte Schwierigkeit.

Oft haben wir den Gegensatz der beiden Linien, die von Heinrich I. stammten, erwähnt. Mit dem Tode Ottos III. war die erste ausgegangen. Ob nun aber die zweite folgen würde, war doch sehr zweifelhaft. Denn eine Ordnung nach Erbfolgerecht existierte nicht. Wenn ein Anspruch der jüngeren Linie anerkannt werden sollte, so konnte das nicht ohne neue Verwickelungen, ohne Kampf und Gegensatz geschehen.

Dies Verhältnis gab sich sogleich bei der Ankunft des militärisch-klerikalen Leichenkondukts in Polling kund. Indem Herzog Heinrich denselben mit ehrerbietiger Devotion nach Augsburg geleitete, versäumte er nicht, seine Ansprüche bei den Führern des Zuges anzuregen. Aber nur bei einem fand er Gehör, dem Bischof von Augsburg, zu dessen Diöcese Polling gehörte; die übrigen behielten sich ihre Entscheidung vor. Erzbischof Heribert von Köln eilte nach Aachen voraus, wo die Bestattung erfolgen sollte, und wo er dann Rücksprache mit anderen Herren und Großen über die Ersetzung des Verstorbenen zu nehmen gedachte. Die aber fiel zu Ungunsten Heinrichs aus, dem man Eigenschaften zuschrieb, die sich mit dem Besitz der höchsten Gewalt nicht vertragen würden. Ohne formelle Wahl fielen doch die Stimmen auf den Herzog Hermann von Schwaben. In Schwaben war auf Herzog Otto, den intimsten Freund Ottos II., der in Italien seinen Tod gefunden hatte, nach dem Willen Otto II. der nächste Verwandte des alten salischen Herzogsgeschlechtes, und diesem sein nächster Verwandter, Sohn oder Neffe, Hermann,

gefolgt. Er hatte Otto III. auf seinem zweiten Römerzuge begleitet; er wird Anteil an der Vernichtung des Crescentius gehabt haben, durch welche die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt wurde.

Noch ein anderer Genosse jenes Feldzuges aber, der Mann, der bei demselben das Beste gethan, Graf Ekkard von Meißen, der die Engelsburg belagert und erobert hatte, erhob Anspruch auf die Krone. Bei ihm war von keiner Verwandtschaft, sondern nur von seinen persönlichen Verdiensten und Successen die Rede. Er hatte eine bedeutende territoriale Stellung, von der Böhmen und auch jetzt noch Polen dominiert wurden, inne. In einer Versammlung der sächsischen Großen zu Frohse im Magdeburgischen trat er mit seinem Anspruch hervor.

Wenn man nun überlegt, was in diesem Widerstreit den Ausschlag gegeben hat, so haben doch die geistlichen Interessen, die kurz vor dem Tode Ottos aneinandergestoßen waren, den größten Anteil daran. Erzbischof Heribert von Köln, einst Ottos III. Kanzler, war einer der vornehmsten Verfechter jener Pläne desselben, in denen sich die Rechte des Papsttums und des Kaisertums vereinigten. Er war nur zu spät nach Italien gelangt, um an jenem Konzil zu Todi, in welchem die romanisierenden Tendenzen überwogen, teilzunehmen. Dagegen hielt Erzbischof Willigis von Mainz an der Stellung fest, die er schon vor Ottos Tode eingenommen hatte. Unter seiner Führung war einst dieser Kaiser groß geworden; als derselbe aber den Anschauungen der römischen Kirchenhoheit den Vorzug gab, hatte sich Willigis von ihm abgewendet. Diese universale Tendenz Ottos wurde von Heribert, die nationale von Willigis repräsentiert. Wenn daher Heribert seinen Einfluß für Herzog Hermann verwendete, so vereinigte sich Willigis mit Herzog Heinrich von Bayern, dessen genealogischen Anspruch er anerkannte.

Das Einverständnis, das zwischen Willigis und Heinrich zu stande kam, bildet das wichtigste Moment der Entscheidung der großen Nachfolgefrage. Heinrich hielt sich zu den kirchlichen Beschlüssen, die zuletzt in Deutschland gefaßt worden waren. Einen nicht geringen Anteil an der Vereinigung hat der Bischof Heinrich von Würzburg genommen, den einer seiner damaligen Mitbrüder im Bistum dafür belobt hat, daß er vielleicht der erste, gewiß aber unter den ersten gewesen sei, durch welche das Königtum Heinrichs anerkannt wurde.

Zwischen den Bayern und den zu Erzbischof Willigis haltenden Franken bildete sich eine Genossenschaft aus, die zugleich zu dem Versuche schreiten konnte, Heinrich nach Mainz zu führen, um ihm daselbst die Krone aufzusetzen. In dessen Umgebung finden wir außer Willigis und Heinrich von Würzburg den Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe Bayerns, andererseits auch den Bischof Werner von Straßburg, von dem wir erfahren, daß er besonders von dem Erbrecht Heinrichs, der ihn persönlich kannte, durchdrungen war.

Herzog Hermann trug kein Bedenken, sich demselben entgegenzusetzen. Er

sperrte den Übergang über den Rhein, ein jedoch nicht eben schwer zu bewältigender Widerstand. Man fand leicht einen anderen Übergang, um nach Mainz zu gelangen.

Während sich dies in Oberdeutschland begab, hatte sich auch eine gleichartige Wendung der Dinge in Sachsen vollzogen. Der Markgraf der Nordmark, Lothar von Walbeck, Oheim des Geschichtschreibers Thietmar, war nach Bamberg gekommen, um eine Übereinkunft mit Heinrich zu treffen, der dann nicht säumte, einige Willkürlichkeiten, die sich die letzte Regierung bei der Verleihung eines bedeutenden Lehens im Harz hatte zu schulden kommen lassen, gut zu machen. Dann schickte Heinrich einen Abgeordneten nach Werla, wo die sächsischen Großen, nicht ohne die beiden erlauchten Äbtissinnen von Gandersheim und Quedlinburg, zusammengekommen waren, um seine alten Verbindungen zu erneuern und durch neue Zusagen zu bestätigen.

Dem Abgeordneten kam jene Verbindung des Erzbischofs Willigis mit der hochstrebenden Äbtissin von Gandersheim zu statten. Die Stimmung der Versammlung war überwiegend für Heinrich. Er solle, so sagte man, König werden mit Hülfe Gottes nach seinem Erbrecht.

Ekkard dagegen erregte durch Anmaßung eines dem königlichen gleichstehenden Ranges verstärkten Widerwillen. Er war seinerseits mit Bernward von Hildesheim, wenn nicht gerade in Bezug auf die Krone selbst, doch in Bezug auf den Widerstand, der dem heranziehenden Heinrich geleistet werden sollte, einverstanden. Und wäre der kriegsberühmte Held zur rechten Zeit erschienen, so hätten die Dinge doch wohl am Rhein eine andere Wendung genommen. Aber auf der Reise dahin erlitt Ekkard einen Überfall, den seine persönlichen Feinde veranstaltet hatten, und fand dabei seinen Tod (30. April 1002). Sein eigenes Gefolge, wird uns berichtet, hat ihm keinen Beistand geleistet.

Es war eine Rückwirkung dieses Falles, daß Heinrich von Bayern jetzt die Oberhand bekam. Unter den weltlichen Fürsten stand vor allem auf seiner Seite Heinrich, Graf vom Nordgau, genannt von Schweinfurt, der früher den Ansprüchen der Herzöge von Bayern entgegengetreten war, von Heinrich aber dadurch gewonnen wurde, daß er ihm das Herzogtum Bayern versprach, sobald er selbst den Thron bestiegen habe. Unter den geistlichen Fürsten war Heinrich von Augsburg der thätigste, der dafür durch die Abtei Seligenstadt belohnt wurde.

So konnten Bayern und Franken nunmehr vereinigt dazu schreiten, Heinrich zum Könige zu erheben (6. Juni 1002). Willigis salbte und krönte ihn unter allgemeiner Beistimmung. Den Franken schlossen sich die Großen von Oberlothringen an. Von einer Wahl ist dabei nur flüchtig die Rede; eine formelle kann es nicht gewesen sein.

Für den neuen König war es das nächste Geschäft, Herzog Hermann mit Krieg zu überziehen. Zu einer eigentlichen Entscheidung ist es dabei

jedoch nicht gekommen; der Herzog konnte in der letzten Stunde zu einer Schlacht sich nicht entschließen. Und für Heinrich hing doch noch alles davon ab, welchen Erfolg er im Sachsenlande selbst haben würde. Auf dem Wege dahin wurde er vom Grafen Wilhelm von Weimar, dem alten Freunde seines Hauses, und den thüringischen Großen überhaupt empfangen. Dem Volke erließ er einen alten verhaßten Zins, worauf er allgemein als König anerkannt wurde. Auch das Gebiet von Merseburg war von seinem einverstandenen Freund, dem Grafen Esiko, behauptet worden; Heinrich wurde freudig daselbst aufgenommen.

Hier aber kam es zu anderen, für die allgemeinen Angelegenheiten überaus wichtigen Verhandlungen. Die sächsischen Großen hatten zwar ihre Hinneigung zu Heinrich kundgegeben, aber ihm noch nicht gehuldigt; sie waren jetzt in Merseburg versammelt: Herzog Bernhard von Sachsen, die Markgrafen Lothar und Gero, der Pfalzgraf Friedrich; außerdem eine Anzahl von Bischöfen, am beredtesten unter ihnen ohne Zweifel Erzbischof Gisiler von Magdeburg, den die Päpste hatten entsetzen wollen, und der sich selbst einmal aufgegeben hatte, der jetzt aber als der Metropolitan der Provinz fungierte. Das Wesentliche dieses Ereignisses ist nun, daß die versammelten Großen von Sachsen dem Könige selbst ihre Bedürfnisse und gesetzlichen Berechtigungen auseinandersetzten und ihm dann die Frage vorlegten, wie er sich denselben gegenüber zu verhalten gedenke. Der König sagte: er werde ihnen das Geheimnis seines Willens offenbaren; er erinnere sich der treuen Dienste, die sie seinen Vorfahren geleistet. Zum Besten des Reiches wünsche er diese Gesinnung in ihnen zu erhalten; er wisse, daß er ohne ihr Widerstreben nicht allein, sondern unter ihrem Beifall und auf ihre Einladung hier in seiner königlichen Würde vor ihnen stehe.

„Euer Gesetz" (d. h. die gesetzlichen Berechtigungen) erklärte er, „bin ich weit entfernt, zu verletzen, ich will es in allen Stücken beobachten und eurem vernünftigen Begehren, soweit ich vermag, entgegenkommen". Wenig Worte, aber von immenser Bedeutung. Das Königtum verpflichtete sich, dem Herkommen und der gesetzlichen Berechtigung der Sachsen Rechnung zu tragen; es war eine Art von Kapitulation, durch welche sie zu ihrer Unterwerfung bewogen wurden. Nach dieser Zusage wurde Heinrich von den anwesenden geistlichen und weltlichen Großen und dem Volke mit Jubel als Kaiser begrüßt. Herzog Bernhard überreichte ihm die heilige Lanze und übertrug ihm im Namen aller die Fürsorge für das Reich.

Thietmar, der bald nachher Bischof von Merseburg wurde, widmet der Stadt wegen jenes Ereignisses einen versifizierten Glückwunsch, ziemlich mühselig und unbeholfen. Aber gewiß ist es doch, daß dort, wo einst die Autorität Heinrichs I. begründet wurde, auch der Knoten der deutschen Geschicke aufs neue geschürzt worden ist. Jedermann kennt die Magna Charta des Königs Johann von England. Von der Abkunft des Königs Heinrich mit den sächsischen Großen hat bisher niemand mit Teilnahme geredet.

Dennoch ist sie für Deutschland nicht viel weniger wichtig als die Magna Charta für England. Das deutsche Königtum kam dadurch in einen verfassungsmäßigen Zustand; die höchste Gewalt, die in der Idee eine unbeschränkte gewesen war, wurde bestimmten Beschränkungen unterworfen. Es war der Akt, durch den Heinrich II. König wurde, der Nachfolger der karolingischen Könige in den fünf großen Provinzen, welche durch Heinrich I. definitiv vereinigt worden waren, der Nachfolger dieses seines Urahnen selbst.

Was Otto III. einst zur Seite Gerberts geträumt, die Wiederbelebung des altrömischen Kaisertums durch die Kräfte von Germanien und Gallien mitsamt den italienischen und die Vereinigung von Kaisertum und Papsttum, war mit ihm zu Grabe gegangen. Gerbert hat seinen kaiserlichen Freund noch fünfviertel Jahr überlebt. Er bewohnte unbelästigt den Turm des Lateran, beschäftigt mit der Konstruktion eines Weltglobus. Um die Dinge, die zu seinen Füßen vorgingen, kümmerte er sich wenig. Es ist gewiß: alle Pläne, welche zur Ausführung reifen sollen, bedürfen einer geistigen Wurzel und zu diesem Werk berufener Persönlichkeiten; aber sie müssen zugleich zusammentreffende Elemente des allgemeinen Lebens finden. In Otto III. und Sylvester II. waren die subjektiven und momentanen Antriebe so stark, daß ihre Gedanken mit ihrem Leben verschwinden mußten. Nicht allein für Deutschland, auch für ganz Europa wäre eine dauernde Vereinigung der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, auf welche Seite auch das Übergewicht gefallen wäre, unerträglich geworden.

In Paderborn, wohin der neue König alsbald aufbrach, wurde Frau Kunigunde, die Gemahlin desselben, von Willigis gesalbt und gekrönt. Die Äbtissin Sophie empfing vor ihnen die Weihe. Im August finden wir den König in Duisburg. Hier traf er mit den Bischöfen von Lüttich und Cambray zusammen, die ihn nach Aachen führten, wo sich die lothringischen Großen einfanden und ihn als König anerkannten. Einer zweiten Krönung bedurfte es nicht. Von dem Niederrhein wendete er sich nach dem Oberrhein, wo Herzog Hermann auf weiteren Widerstand verzichtete und dem von den anderen Landschaften anerkannten König seine Huldigung darbrachte. Seine Lehen wurden ihm gelassen, das Erbrecht seines Sohnes im Herzogtum wurde gewahrt; aber zur Ersetzung des von ihm angerichteten Schadens mußte er sich verstehen.

Diese Thronbesteigung war, wie man sieht, das Produkt einer inneren Bewegung, die sich unmittelbar an die Verhältnisse unter Otto III. anschloß. Die damals durch die römischen Tendenzen, welche Otto adoptierte, aufgeregte ausschließlich patriotische Kirchenpartei behielt dabei die Oberhand. Sie nahm das Erbrecht des Herzogs von Bayern, welches auf der nahen Verwandtschaft beruhte, an und stellte sich unter seine Fahne. Eigentlich durch eine Art Kriegszug wurde die Metropole Mainz der Schauplatz der neuen Krönung. Die Thronbesteigung war eine successive Anerkennung

geworden; einer von den großen Stämmen war dem andern gefolgt. Von größtem Werte mußte es dabei sein, daß auch die niederlothringischen Bischöfe und Magnaten, ohne Rücksicht auf die geistliche Metropole Köln, dem Könige beitraten.

Die damaligen Herzöge in Lothringen übten, wie Thietmar sagt, keine eigentlich herzogliche Gewalt aus. Sie wurden dadurch zur Unterwerfung genötigt, daß der König seine jurisdiktionelle Autorität geltend machte und dabei überall die unteren Volksklassen, die von den Gewaltthätigkeiten der Herzöge viel zu leiden hatten, für sich gewann. Herzog Theodorich von Oberlothringen besaß eine Burgfeste, die ihm für seine Übergriffe sicheren Rückhalt gewährte. Der neue König ließ dieselbe alsbald von Grund aus schleifen.

Wenn ich nicht irre, so liegt in diesem Vorgange, ich will nicht sagen, eine Einschränkung des Herzogtums überhaupt, — denn hie und da, z. B. in Sachsen, wurde dasselbe verstärkt —, aber doch eine Ausbildung der die verschiedenen Stämme zugleich verbindenden und trennenden öffentlichen Gewalt in den großen Provinzen. Überall erschien dieselbe als eine besondere Einheit; das Königtum trat mit den Provinzen gleichsam in ein vertragsmäßiges Verhältnis; der König ging von einer Provinz zur andern, um sich ihres Gehorsams zu versichern, der dann meistens nicht ohne ein gewisses Zurückdrängen entgegengesetzter Elemente zugesagt und geleistet wurde.

Der Begriff des Reiches hatte unerschütterlich in den Gemütern Wurzel geschlagen und beherrschte sie. Darin liegt die Stellung Heinrichs II., daß er das Werk seiner Vorgänger in dieser Beziehung aufrecht erhielt. Von unendlicher Wichtigkeit war es für die Folgezeit, daß die Provinzen sämtlich das Königtum anerkannten und ein Gesamtreich bildeten. Von dieser Zeit an erscheint das Regnum Teutonicum als eine besondere Gesamtheit.

Daß dies nun aber nicht auch in Italien ohne weiteres geschehen konnte, liegt am Tage. Die letzten Vorkommnisse unter Otto III. hatten gezeigt, daß die Herrschaft der Deutschen hier nur ungern anerkannt wurde. Eben indem sich Deutschland in einem nationalen Begriffe vereinigte, regten sich die auf dem Unterschied der Nationalitäten beruhenden Antipathien der Italiener um so stärker. In der Lombardei wurde die Auffassung bemerkbar, daß dies Land ein erblicher Besitz sei, der sich durch die Vermählung der Königstochter Adelheid mit Otto I. auf diesen und alsdann auf ihre Kinder übertragen habe. Mit dem Tode Ottos III. sei dies Band zerrissen, und ob die alten Ansprüche, die aus dem Zusammenhang der späteren karolingischen Dynastie mit Italien entsprangen, Anerkennung finden würden, galt doch als sehr zweifelhaft.

In Oberitalien hatte sich ein Fürst erhoben, Arduin, Markgraf von Ivrea, in welchem sich die den Deutschen entgegengesetzten Tendenzen repräsentierten. Das verwandtschaftliche Verhältnis, in welchem der Markgraf zu Berengar II. von Italien, dem gewaltthätigen Gegner Ottos des Großen,

gestanden hat, ist, soviel ich sehe, jetzt nicht mehr zweifelhaft. Es haben sich Urkunden gefunden, aus denen zur Gewißheit hervorgeht, daß der Vater Arduins, Markgraf Dado von Susa, als ein Sohn Berengars, Arduin in der That also als dessen Enkel betrachtet werden muß. Mit einem zweiten Sohne Berengars, des Namens Konrad, hatten die Ottonen einen Frieden geschlossen und ihn als Markgrafen von Ivrea anerkannt. In die Stellung dieses seines Oheims trat nun Arduin, soviel wir sehen, eigenmächtig ein; denn mit jenem anderen Arduin, der zu dieser Zeit als Pfalzgraf unter der kaiserlichen Autorität anerkannt wurde, darf Arduin von Ivrea doch wohl nicht identifiziert werden.

Arduin wandelte von Anfang an in den Fußstapfen seines Vorgängers. Er erscheint als ein Verfolger der Bischöfe und stand zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnis, wie Crescentius zu dem Papst in Rom. Bei einem kirchlichen Autor der Zeit erscheint er als Episcopicida; er ließ den Bischof Peter von Vercelli in seiner Stadt überfallen und seine Kirche verbrennen, ihn selbst umbringen. Dennoch darf man sich Arduin nicht so ganz kirchenräuberisch vorstellen, wie es hienach scheinen sollte. Die merkwürdigste seiner Hinterlassenschaften ist wohl das Stift Fructuaria gewesen, welches er in der Nähe von Ivrea errichtet hat, um einer von den cluniacensischen Lehren abweichenden Doktrin Raum zu schaffen. Man suchte dort das Recht der weltlichen Gewalt mit den monastischen Anschauungen in Einklang zu bringen.

Mit dem Sturze des Crescentius, den wir oben erwähnten, hing es zusammen, daß gleichzeitig durch ein in Rom versammeltes Concilium Arduin exkommuniziert war. Kaiser Otto III., der noch lebte, hatte dem Banne die Acht hinzugefügt, so daß Arduin damals außerhalb der durch den Kaiser und den Papst geschaffenen Ordnung der Dinge stand. Natürlich, daß so mit dem Tode Ottos die in Italien losbrechenden nationalen Antipathien in ihm ihren schärfsten Ausdruck fanden. Er säumte keinen Augenblick, seine Hand nach der Krone, die einst Berengar besessen hatte, auszustrecken, und er wurde in der That, wenn nicht von allen lombardischen Magnaten, so doch von einem großen Teile derselben schon im Februar 1002 als König anerkannt.

Heinrich II. war keinen Augenblick gemeint, Italien ihm zu überlassen; aber einen ernstlichen Angriffszug dorthin zu unternehmen, war er bei den Unruhen, die sich im Osten und im Reiche selbst gegen ihn erhoben, vollkommen außer stande.

Im Osten waren die Polen infolge ihrer natürlichen Richtung und der Konzessionen Ottos III. in vollem Abfall von dem deutschen Reich begriffen. Der furchtbarste der Gegner Heinrichs, Ekkard, war untergegangen, aber er hatte einen Erben seiner Feindseligkeiten hinterlassen, welcher dem König gefährlich genug entgegentrat: es war Boleslav Chrobry von Polen, der unmittelbar nach dem Untergange Ekkards in die slavischen Gebiete des Reiches Einfälle machte, die überelbischen Marken besetzte, Bautzen einnahm und selbst

Meißen in seine Hände brachte. Zugleich wurde er durch die Ereignisse in Böhmen mächtig gefördert. Der Böhmenfürst Boleslav Rothaar war infolge seiner Gewaltthaten von den Böhmen verjagt worden; Boleslav Chrobry stellte denselben her. Neue Gewaltsamkeiten jedoch, die er sich erlaubte, bewirkten einen abermaligen Aufruhr, infolge dessen Boleslav Chrobry selbst von den Böhmen als ihr Herzog anerkannt wurde. Er nahm nun eine Stellung ein, die nicht allein sehr umfassend, sondern für den König unmittelbar gefährlich war. Heinrich II. gewann es über sich, ihm den Vorschlag zu machen, er möge nur das neu erworbene Land von ihm als Lehen nehmen und ihm seine Treue zusagen, wie sich das gebühre. Boleslav aber wies dies von sich, obwohl Heinrich in einem solchen Falle mit einem Kriegsheere ihn heimzusuchen gedroht hatte.

Was diese Bewegung besonders gefährlich machte, war, daß Boleslav durch eine Gegenpartei, die sich in Deutschland selbst erhob, mächtig unterstützt wurde. König Heinrich fand eben infolge der Unterhandlungen, die zur Unterwerfung der Sachsen führten, in seinem Nachbar, dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, einen gefährlichen Widersacher.

Markgraf Heinrich entstammte einer Familie, welche den bayrischen Nordgau besaß, der, wie es scheint, recht eigentlich dazu bestimmt war, die Herzöge von Bayern in einer gewissen Unterordnung unter die Ottonen zu erhalten. Ihre Stellung war ein notwendiges Element der ottonischen Politik. Auch mit den vornehmsten Sachsen hing die Familie zusammen. Wir erfahren aus Thietmar, daß die Mutter Heinrichs von Schweinfurt eine Schwester des Markgrafen von der Nordmark, Lothar, gewesen sei, desselben Lothar, der nach Bamberg gegangen war, um zwischen dem künftigen König und den Sachsen eine Vereinigung anzubahnen.

In Heinrichs von Schweinfurt Sinne war es ursprünglich keineswegs, den Herzog von Bayern zur königlichen Würde zu erheben. Dennoch hatte er sich, wie schon berührt, unter der Bedingung gewinnen lassen, daß der neue König nach der Erwerbung dieser Würde ihn zum Herzog von Bayern erhöbe. Allein viel zu tief war das Familiengefühl des neuen Königs, als daß er der früheren Parteiungen hätte vergessen können. Heinrich II. schob, als er zur Krone gelangt war, die Erfüllung seines Versprechens hinaus, was dann die Folge hatte, daß der Markgraf sich gegen ihn mit Boleslav von Polen vereinigte.

Nicht mit Unrecht wird bemerkt, daß der Krieg, der alsbald zwischen beiden Fürsten ausbrach, von ihren Vätern her sich auf sie vererbt habe. Es war ein Familienkonflikt, der aber dadurch, daß Heinrich die königliche Würde erlangt hatte, einen ganz anderen Charakter bekam, als er früher gehabt, so lange noch das königliche Ansehen die Markgrafen des Nordgaus unterstützte.

Wir dürfen diesen Streit hier nicht übergehen, schon deshalb nicht, weil sich dabei auswies, daß das königliche Ansehen auf das zweckmäßigste gehandhabt wurde.

Im August 1003 rückte der König mit seinen Haustruppen gegen den Markgrafen heran. Der Angriff galt besonders einigen Schlössern, wie Amerthal und Creußen. Beide wurden eingenommen und zerstört, Markgraf Heinrich, der zur Entsetzung Creußens herbeigeeilt war, in seinem Lager überfallen und geschlagen. Boleslavs Versuch, in diesem Augenblick in die Elbgegend vorzudringen, scheiterte an der Treue der Königlichen gegen ihren Herrn und an der Herzhaftigkeit der Einwohner von Mügeln, so daß Markgraf Heinrich ohne die erwartete Hülfe blieb. Bald wurde auch seine Burg Schweinfurt von den Königlichen eingenommen; wenn man sie nicht schleifte, wie der König befohlen hatte, geschah es nur aus Rücksicht auf die Mutter des Markgrafen, die darin weilte.

Markgraf Heinrich wurde genötigt, seine Zuflucht zu Boleslav zu nehmen. Doch auch hier fand er keine ausreichende Unterstützung, so daß er auf die Bedingungen, die der König ihm stellte, einging. Die Einziehung der Lehen, die König Heinrich schon ausgesprochen hatte, nahm er, insofern die Familie davon betroffen wurde, zurück. Der Markgraf willigte ein, in königlichem Gewahrsam zu bleiben. Er wurde nach der Feste Giebichenstein gebracht, erhielt aber nach einigen Monaten auf eine Erinnerung, die der Bischof von Freising in eine Predigt vor dem König einflocht, seine Freiheit und im ganzen seine Besitzungen zurück.

Nachdem der Markgraf von Schweinfurt besiegt worden, war von seinem Anspruch auf Bayern nicht weiter die Rede. Es erhellt nicht, ob König Heinrich nun die Meinung der Bayern über die Besetzung des Herzogtums erforscht hat. Genug, er verlieh dasselbe seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Lützelburg.

Zum erstenmale treten hier die Luxemburger, denen die Gemahlin Heinrichs, Kunigunde, entsprungen war, in der Universalgeschichte auf. Dieser Heinrich, als Herzog von Bayern der fünfte seines Namens, war der älteste Sohn des Grafen Sigfrid von Lützelburg, der, in den Ardennen angesessen, den Moselgau zum Amtsbezirk hatte. Er hatte Anteil an den Römerzügen Ottos III. gehabt; und wahrscheinlich war es diese Beziehung, durch welche er es erreichte, daß König Heinrich ihm jetzt, unmittelbar vor seinem Zuge nach Italien, das Herzogtum Bayern verlieh.

Sobald der König des gefährlichen Gegners im Reiche Herr geworden, trat er im Frühjahre 1004 einen Zug über die Alpen an. Gegen Ostern finden wir ihn bereits in Trient. Aber die Klausen waren von Markgraf Arduin so gut in Verteidigungszustand gesetzt, daß Heinrich verzweifelte, sie durch einen unmittelbaren Anfall zu überwältigen. Da kamen ihm die Kärnthner von der andern Seite hülfreich entgegen; denen gelang es, eine Klause an der Brenta in Besitz zu nehmen und die Mannschaften Arduins zu verjagen, so daß der deutsche König zwar unter den größten lokalen Schwierigkeiten, aber doch durch keine Feinde gehindert, an die Brenta gelangte, an deren Ufer er eine Zeitlang innehielt, um das Osterfest zu be-

gehen. Arduin verließ Verona samt seinen Truppen, und indes kamen die Mannschaften des Markgrafen Tedald und des Erzbischofs von Ravenna heran, um sich mit den königlichen Scharen zu vereinigen, was sie schon vor einem Jahre beabsichtigt hatten. So konnte Heinrich von Stadt zu Stadt ohne Hindernis vorrücken; er nahm Verona, Brescia, Bergamo ein; auch die Thore der alten Kapitale Pavia standen ihm offen. Zahlreiche Mitglieder des Landesadels waren dorthin gekommen, um ihn zu begrüßen. Von diesen und einer Menge anderer, die sich zugesellt hatten, wurde er durch Handaufheben als König anerkannt; am folgenden Tage, dem 15. Mai 1004, empfing er die Krone aus der Hand des Erzbischofs von Mailand.

Auch hier schien es nicht anders, als ob die Herrschaft der Ottonen in Heinrich II. fortgesetzt werden sollte: aber, wie man zu sagen pflegt, unter der Asche glimmte das Feuer. Aus einem Streit, der bei einem Trinkgelage zwischen den Deutschen, von denen nur ein kleiner Teil in die Stadt eingerückt war, und den Italienern entstand, entspann sich ein Lärm, bei dem der König, mehr erstaunt als erschrocken, fragte, was es denn gebe, aus dem sich bald aber ein wilder Straßenkampf entwickelte. Man hat damals gesagt, Arduin habe durch seine Emissäre die Zwietracht geschürt. Der König ließ die in der Nähe der Stadt kampierenden Truppen herbeikommen; sie mußten sich über die gut verteidigten Verschanzungen hinweg Eingang verschaffen. Die Stadt wurde hiebei durch Feuer und Flamme verwüstet.

Das Unglück, von welchem Pavia heimgesucht wurde, machte auf die Bevölkerung den größten Eindruck. Alles unterwarf sich dem König; die Großen des Landes erschienen selbst; die Städte schickten Geiseln. Ein allgemeiner Landtag wurde berufen, unfern vom Lager des Königs, wo die übrigen Langobarden ihm huldigten. Nur Arduin unterwarf sich nicht; aber indem er sich auf ein festes Kastell zurückzog, verlor er doch sein Ansehen und seine Aussicht.

Für Heinrich war es ein unglücklicher Zufall, daß er damals aus Besorgnis für den Gang der Angelegenheiten in Deutschland nicht länger an Ort und Stelle verweilen konnte. Die Stellung Boleslavs war noch immer so drohend, daß der König sich genötigt glaubte, die italienische Unternehmung abzubrechen, ehe sie vollendet war. Unverzüglich wandte er sich, nach Deutschland zurückgekehrt, dem polnischen Gegner zu.

Er nahm die Miene an, als würde er Boleslav in Polen angreifen. In der That aber rückte er gegen Böhmen vor, worauf alles ankam. Die von Boleslav vorgeschobenen leichten Truppen konnten den geharnischten Deutschen gegenüber sich nicht behaupten. Eine noch durchgreifendere Entscheidung aber lag für das Land selbst darin, daß die Böhmen gegen die Deutschen nicht fechten mochten, da sie in den Polen schlimmere Feinde sahen, als in den Deutschen selbst. Sie beriefen einen Stammesvetter des alten Geschlechts ihrer Könige, Namens Jaromir, um ihn den Polen entgegen zu setzen. Nur durch Zufall und Verräterei entging Boleslav dem Schicksal, gefangen zu

werden. Heinrich selbst drang in Prag ein, Jaromir wurde von ihm als Herzog von Böhmen anerkannt. Diese Abhängigkeit der Böhmen von Deutschland bedeutete jetzt um so mehr, da sie nicht mehr, wie ehedem, einen besonderen Rückhalt an Bayern fanden, dessen alter Herzog selbst deutscher König geworden war.

Im Jahre 1005 unternahm Heinrich mit den norddeutschen Streitkräften und unterstützt von den Böhmen einen Angriff auf Boleslav selbst. Er ist mit ihm an der Spree zusammengetroffen, hat dann die Oder bei Crossen überschritten und ist bis in die Nähe von Posen vorgedrungen. Dort wurde auf Boleslavs Initiative durch den Erzbischof von Magdeburg ein Friede geschlossen, der allerdings dem deutschen König nicht Genüge that in Anbetracht der vielen Opfer, die der Krieg gekostet hatte. Aber das Heer war erfreut darüber, und man darf unbedenklich die Wiederherstellung der Hoheit der Deutschen über die Slaven zwischen Oder und Elbe diesem Frieden zuschreiben. Dafür bürgt, daß die Liutizen und andere Slaven es waren, welche den deutschen König bald darauf selbst zum Kriege aufforderten, um vor den Anfällen der Polen völlig gesichert zu sein.

In allen diesen Feindseligkeiten lag, wie man deutlich sieht, das vornehmste Moment nicht in einer nationalslavischen Idee: unter den Völkern dieses Ursprungs trat vielmehr ein Gegensatz gegen die Polen hervor, der sie den Deutschen wieder geneigt machte.

Thatkraft und Umsicht lassen sich dem König Heinrich nicht absprechen. Einer schwachen Leibesbeschaffenheit zum Trotz, ist er doch unaufhörlich beschäftigt, das Königtum, welches bereits ein Kaisertum im Keime war, so mächtig wie möglich wiederherzustellen. Indem er sich auf dieser Bahn bewegte, schritt er zu einer Unternehmung von scheinbar rein geistlicher Natur, an der ihm alles lag, die ihn aber in neue Schwierigkeiten verwickeln sollte: es war die Bildung eines Bistums in Deutschland aus eigenen Mitteln.

Wenn frühere und spätere Könige zu allen Zeiten hauptsächlich darauf ihr Bemühen richteten, ihre Gewalt auf die Nachkommen zu bringen, so ist es charakteristisch für Heinrich, daß dieses Streben bei ihm vollkommen zurücktrat. Er hatte keine Nachkommen, noch wollte er für seinen Nachfolger Sorge tragen.

Eine gewisse Einsamkeit auf dem Thron bezeichnet ihn, die er zur Seite seiner Gemahlin mit Absicht festhielt. Namentlich darauf beruht die Stiftung des Bistums Bamberg. Das ganze Gebiet war seinem Vater vor dessen Empörung durch eine Schenkung Ottos II. als eigentümliches Erbteil zugefallen, er selbst hatte es dann seiner Gemahlin als Leibgedinge verschrieben. Mit dieser einverstanden, entschloß er sich jetzt, die Landschaft zu einer geistlichen Stiftung, einem Bistum, zu verwenden. Rücksichten auf Einwendungen, welche von Angehörigen des Hauses gemacht werden konnten, lagen ihm fern und konnten unbeachtet bleiben, da auch sein Bruder, der in den geistlichen Stand getreten, keinen Anspruch auf die Landschaft machte.

Von großer Bedeutung aber war der Widerspruch, welchen der Bischof von Würzburg erhob. Die Landschaft gehörte zu seiner Diöcese. Nicht darum wollte derselbe den König bei seinem Emporkommen unterstützt haben, um eine Entfremdung von seinem Diöcesangebiete zu veranlassen. Er hegte vielmehr den Ehrgeiz, den man freilich nicht gerade als einen frommen bezeichnen dürfte, die neue Gründung zu einer Vermehrung seiner Autorität zu benutzen und machte die Bedingung, daß Bamberg auch als Bistum dem Bistum Würzburg unterworfen bleiben solle. Er wollte selbst durch das Pallium ausgezeichnet, d. h. Erzbischof werden, was ihn dann wieder von dem Erzbischof von Mainz emancipiert haben würde. Man darf wohl vermuten, daß er gleich bei seinem ersten Beitritt zu Heinrich diese Absicht hatte. Charakteristisch genug: der eine der beiden vornehmsten Gehülfen Heinrichs II. wollte Herzog, der andere Erzbischof werden. Wie dem ersten, so setzten sich auch diesem Vorhaben unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Der König hatte zudem dieses Versprechen schwerlich gegeben; er würde dadurch mit dem wirksamsten seiner Verbündeten, dem Erzbischofe Willigis, haben brechen müssen. Der päpstliche Stuhl, der in der Sache angegangen werden mußte, erklärte sich zwar sehr beifällig über die Errichtung des Bistums, die Frage aber, zu welcher Diöcese es gehören solle, vermied er zu erörtern.

Wollte Heinrich zu seinem Zwecke kommen, so mußte er in einer großen Synode einen Rückhalt gegen die Ansprüche des Bischofs von Würzburg suchen. Es bezeichnet den Sinn des neuen Königs, daß er diese Angelegenheit als eine innere des deutschen Episkopats behandelte. Im November 1007 versammelte er zu Frankfurt die Bischöfe fast aller Erzdiöcesen, welche das Reich umfaßte, um sich; die Erzbistümer Salzburg und Magdeburg waren darin fast vollständig vertreten; auch Bischöfe aus Burgund und der Lombardei fanden sich ein. Durch die Beschlüsse des Conciliums sollte nun der Mangel einer päpstlichen Entscheidung ersetzt werden. Willigis führte den Vorsitz. Nur einen vermißte man: eben den Bischof von Würzburg, welcher die neue Gründung mißbilligte, insofern sie ihm nicht selbst unterworfen werden sollte. In dieser Synode hat sich der König persönlich zur Erörterung dieser Frage erhoben; er nahm keinen Anstand, dabei Akte der größten Devotion vor den versammelten geistlichen Vätern zu vollziehen: sie entsprachen der kirchlichen Richtung des Jahrhunderts. Als es zur Umfrage kam, äußerte sich der neue Erzbischof von Magdeburg, Tagino, für das Vorhaben des Königs; er erklärte, es könne vollzogen werden, ohne der Würzburgischen Einreden zu gedenken. Diese waren vor dem Konzil durch einen Bevollmächtigten wiederholt worden, aber Rücksicht wurde darauf nicht genommen. Die Versammlung trat der Erklärung Taginos bei; gleich darauf wurde ein Bischof für Bamberg ernannt und von dem Erzbischof von Mainz konsekriert.

Für die Ansicht der allgemeinen Zustände, in denen sich das deutsche Reich bewegte, hat dieser Vorgang große Bedeutung. Denn auf der Einmütigkeit des Königs und der Bischöfe beruhte die Regierung. Heinrich II.

ließ den weltlichen Großen eine gewisse Autonomie; auf die Verwaltung der Herzogtümer hatte er seit den Vorgängen in Merseburg überhaupt nicht mehr den Einfluß seiner Vorfahren. Sollten daher allgemeine Beschlüsse von seiten des Reichs gefaßt werden, so war die Einwilligung der gesamten Bischöfe des Reiches, der niederdeutschen wie der oberdeutschen, die einzige Grundlage, aus welcher sie hervorgehen konnten. Die Bischöfe waren in dieser Epoche wohl gerüstet; ihre Mannschaften hauptsächlich begleiteten die Kaiser auf ihren Zügen.

Die Zustände in Deutschland entsprachen hierin den oberitalienischen, und eben darauf beruht nun die Haltung des Königs überhaupt. Wenn man einen Blick auf die Regesten seiner Handlungen wirft, so findet man von den viertehalbhundert Urkunden, die darin verzeichnet sind, mehr als dreihundert auf die Förderung und Begünstigung der Bistümer bezügliche. Die große Prärogative des Königs war, daß er bei den Wahlen der Bischöfe entscheidend eingreifen konnte. Sie waren beinahe alle seine Kreaturen. Aber da seine Herrschaft vorzüglich auf der Stärke des ihm ergebenen Bistums beruhte, so mußten neben persönlichen Verdiensten noch andere Momente bei den Besetzungen den Ausschlag geben: wir finden, daß man auf begüterte Leute Rücksicht nahm, die dem armen Hochstift mit ihrer eigenen Habe zu Hülfe kommen konnten.

Nicht minder bemerkenswert ist, daß Heinrich auch den Reichsabteien ihre freie Wahl nahm: er hat die Äbte nach Möglichkeit selbst eingesetzt. Während er jedoch das ihm gefügige Bistum durch Schenkungen zu fördern nicht müde wurde, ging gegenüber den Klöstern, denen unmittelbare politische Aufgaben von Bedeutung nicht oblagen, sein Streben darauf hinaus, ihren durch kirchliche Freigebigkeit übermäßig angewachsenen Besitzstand auf jegliche Weise einzuschränken. Die zahlreichen Pfründen der durch die Vernichtung ihres Wahlrechtes zum Auszuge veranlaßten Mönche wurden neuen Vasallen unter Aufsicht der Äbte übergeben, die so gleichsam zu Schultheißen des Königs wurden.

Ein besonderes Beispiel der autoritativen Strenge, mit welcher der König an seinem Investiturrechte festhielt, gab er im Jahre 1008 in Trier im Widerspruch mit der Lützelburgischen Familie, der, wie schon berührt, seine Gemahlin entsprossen war. Die jüngeren Brüder derselben benutzten ihr nahes Verhältnis zum königlichen Hause, um nach benachbarten Bistümern zu streben. Und dem einen von ihnen, Dietrich, war es bereits im Jahre 1005 gelungen, das große lothringische Hochstift Metz zu erlangen.

Drei Jahre später wurde nun auch der jüngere Bruder, Adalbero, mehr aus Rücksicht auf den König, als wegen seiner religiösen Qualitäten, in Trier zum Erzbischofe gewählt. Die Gemahlin des Königs, Kunigunde, und die übrigen Verwandten boten alles auf, um die Bestätigung Adalberos zu erlangen. Aber Heinrich nahm es nicht so leicht mit der bischöflichen Stellung,

die ein so wesentliches Element seines Reiches ausmachte. Er ernannte einen nahen Verwandten des Willigis, Megingaud, zum Erzbischof von Trier.

Über diese Streitfrage ist es wirklich zu einem inneren Kriege gekommen. Die Anhänger Adalberos verteidigten die Burg von Trier mit Hartnäckigkeit; aber sie sahen sich bald durch Hunger und fortwährende Angriffe zum Äußersten gebracht. Es ist dann der Bruder Adalberos, Herzog Heinrich von Bayern, der den König begleitete, gewesen, welcher durch List, wie uns überliefert ist, der Besatzung doch noch freien Abzug verschaffte.

Noch mehr als über die Beeinträchtigung ihrer Ansprüche auf die Mitgift ihrer kinderlosen Schwester Kunigunde, die für Bamberg verwendet worden war, fühlten sich die Schwäger König Heinrichs durch das Ereignis von Trier beleidigt. Sie nahmen gegen Ende des Jahres sämtlich eine feindselige Haltung gegen ihn; der Graf Friedrich von Luxemburg und der Herzog Heinrich von Bayern verbündeten sich mit dem Grafen Gerard, einem der mächtigen Dynasten im Elsaß. Daß sie ein ernstliches Unternehmen vorhatten, möchte sich daraus ergeben, daß der Herzog, als er das Land verließ, seine Vasallen hatte schwören lassen, in den nächsten drei Jahren keinen Anderen an seine Stelle zu setzen.

König Heinrich eilte mit seinen Getreuen herbei, um der Gefahr, die hieraus erwachsen mußte, ohne Verzug zu begegnen. Er traf Anstalten, daß der Herzog, sein Schwager, nicht etwa selbst wieder in Bayern erscheinen konnte. Er berief die Vornehmsten des Landes um sich und machte ihnen einen Vorwurf aus jener Zusage; durch gute Worte bewirkte er, daß sie auf seine Seite traten. Die Verwaltung des Herzogtums nahm er dann wieder in eigene Hände. Aber um so stärker wurde die Feindseligkeit seiner Schwäger gegen ihn.

Der bedeutendste unter ihnen war Bischof Dietrich von Metz. Es ist nun wohl kein Zweifel, obwohl die einsilbigen und vielleicht mit Absicht einsilbigen Nachrichten, die wir darüber haben, es nicht ausdrücklich erzählen, daß König Heinrich gegen ihn ein stattliches Heer zur Belagerung von Metz hat heranrücken lassen. Er hatte zu derselben auch Liutizen, welche noch Heiden waren, aufgeboten. Eine wilde Verwüstung ergoß sich über das Land, von welcher jedoch auch der König selbst betroffen wurde, da seine Truppen eine außerhalb der Stadt gelegene neue Kirche zerstörten. Es waren die Liutizen, deren ungebändigter Wildheit diese Handlung zugeschrieben wurde. König Heinrich, dem es einen schlechten Ruf machte, daß heidnische Völker, die in seinem Heere dienten, ein christliches Heiligtum vernichteten, mußte endlich unverrichteter Sache nach Sachsen zurückkehren.

Auf einer Reichsversammlung zu Mainz, im Juli 1011, wo die Streitfrage der Luxemburger zum Austrag kommen sollte, wurde ein Schiedsspruch gefällt, der nicht eben im Sinne der Empörer war. Diese fühlten sich verletzt; als der Reichstag sich aufgelöst hatte, überfielen sie ihre Hauptgegner auf der Versammlung, den Bischof von Verdun und den Herzog von Ober-

lothringen, von einem Hinterhalt aus, erschlugen eine große Anzahl von deren Mannschaften und nahmen den Herzog gefangen, während es dem Bischof zu entkommen gelang.

König Heinrich fand in einer mit den Polen wieder ausgebrochenen Entzweiung so wenig Hülfe, daß er nicht imstande war, nachhaltige Mittel gegen seine Schwäger zu ergreifen. Als er sie im Mai des folgenden Jahres (1012) zu einem Gespräch nach Bamberg forderte, erschienen sie zwar; aber zu einer Verständigung kam es nicht. Bischof Dietrich hatte sogar kein Bedenken getragen, sich mit einem Hülfsgesuch an den Papst nach Rom zu wenden, was den König mit Indignation erfüllte.

Man wird begierig, die Stellung kennen zu lernen, welche König Heinrich unter diesen Umständen dem Papsttum gegenüber eingenommen hat.

Indes, es würde zu weit führen, die Verhältnisse des römischen Stuhles selbst hier des näheren zu erörtern: auch würde es kaum möglich sein. Denn es hat sich ergeben, daß die Nachrichten, auf die man sich hiebei stützen möchte, kein Vertrauen verdienen. Die Grabsteine selbst geben kein Zeugnis; sie sind, wie die alten ägyptischen, entweder zerstört oder unlesbar gemacht; und die schriftlichen Überlieferungen sind vollends unzuverlässig.

Nach dem Tode Ottos III. hatte sich in Rom die Macht, die er gebrochen, wiederhergestellt; ein dritter Crescentius hatte sich erhoben, der über die päpstliche Gewalt dominierte. Aber dieser hat doch, wenigstens äußerlich, die Autorität des entfernten deutschen Königs immer respektiert: es wird berichtet, daß er Heinrich, als seinem Senior, eine Flasche wunderbaren Öles übersandt habe.

Als Crescentius im Jahre 1012 zugleich mit dem Papste seiner Partei starb, brach in der Stadt ein offener Kampf aus, über den wir jedoch durch kein zuverlässiges Zeugnis — die Zeit war eben zu tumultuarisch, um unparteiische Berichte aufzuschreiben — genauer unterrichtet werden.

Der Gewalt der Crescentier setzten sich vor allen die Grafen von Tusculum entgegen, die zu jener Zeit das ganze Latinergebirge und die Campagna beherrschten. Es gelang ihnen, ein Mitglied ihres Geschlechts auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Benedict VIII., wie er sich nannte, trug durch sein entschlossenes Vorgehen bald den Sieg über seinen crescentischen Gegner, der den Namen Gregor gewählt hatte, davon. Dieser mußte seine Zuflucht nach Deutschland nehmen.

König Heinrich versprach, alsbald nach Italien zu kommen, ohne jedoch sich für Gregor zu entscheiden. Im Laufe des Jahres 1013 sammelte er, den Schwierigkeiten zum Trotz, die ihn in Deutschland behelligten — der polnische Krieg war wieder ausgebrochen und aus der Stiftung Bamberg Irrungen entsprungen, welche besonders Lothringen ergriffen — ein stattliches Heer zu seinem ersten Römerzug. Eine Anzahl von Bischöfen begleitete ihn.

In der Lombardei wurde er aufs beste aufgenommen. Nicht mit Unrecht hat man bemerkt, daß Arduins drohende Haltung dazu beitrug, die lombardischen Großen und Städte, die doch meistens von ihm abgefallen waren, in ihrer Pflicht gegen den König zu befestigen. Arduin selbst hat diesen seine Unterwerfung hoffen lassen, wenn er ihm nur den Besitz einer einzigen Grafschaft bewillige. Heinrich soll dazu geneigt gewesen, aber durch allerlei Vorstellungen davon abgebracht worden sein.

Von Pavia begab sich der König zunächst nach Ravenna. Hier war von ihm kürzlich ein, so viel wir sehen, eigenmächtig eingedrungener Erzbischof, namens Adalbert, dessen Regierungszeit kirchlich als eine Art von Vakanz betrachtet wird, für abgesetzt erklärt worden: Heinrich hatte seinen eigenen Bruder, Arnulf oder Arnold, einen natürlichen Sohn seines Vaters, Heinrichs des Zänkers, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, im Gegensatz zur Stadt, welche Adalbert zu behalten wünschte. Um den Streit zu schlichten, berief er jetzt kraft des Investiturrechtes eine Synode. Diese entschied sich für den Bruder des Königs gegen Adalbert.

Nach Thietmar und den Quedlinburger Annalen darf man annehmen, daß auch Papst Benedict in Ravenna zugegen gewesen ist; dann würde dort zwischen Papst und König eine definitive Vereinbarung geschlossen worden sein: ohne ein solches Einverständnis wäre der Bruder des Königs vom Papste schwerlich als Erzbischof von Ravenna anerkannt worden.

Auch die Kaiserkrönung Heinrichs hängt damit zusammen; sie wurde am 14. Februar 1014 mit alter Pracht vollzogen. Alles war Feierlichkeit und Ceremonie. Ein Moment jedoch kommt vor, welches zu denken giebt. Der Kaiser wird von dem Papst gefragt, ob er ihm und seinem Nachfolger treu sein wolle. Heinrich II. hat es versprochen. Darin liegt zwar keineswegs die Anerkennung eines vasallitischen Verhältnisses des Kaisers zu dem Papste, aber doch ein Widerspruch gegen die ottonischen Anschauungen, der mit Händen zu greifen ist. Die Ottonen hatten die Päpste gestürzt, welche aus der Territorialherrschaft der Barone hervorgegangen waren: Heinrich II. erkannte eben einen solchen an.

Der Kaiser ließ dem Papst in den vorliegenden Streitfragen die Vorhand. Die wichtigste betraf die Schlösser, welche die Crescentier dem Kloster Farfa entrissen hatten. Als zu Gunsten dieses Klosters das römische Gericht in Gegenwart des Papstes und des Kaisers die Entscheidung gefällt hatte, ging die Meinung dahin, päpstliche und kaiserliche Truppen sollten zur Wahrung der gemeinsamen Rechte — denn das Stift war ein kaiserliches — zusammenwirken. Gerade in diesem Mement der Vereinigung aber entspann sich auf der Tiberbrücke ein blutiges Zusammentreffen zwischen Deutschen und Römern. Der Kaiser entschloß sich zum Rückzug, bevor gegen die streitigen Kastelle etwas geschehen war; denn definitive Entscheidungen abzuwarten, war er nicht gewohnt. Er eilte, aus Besorgnis vor neuen Empörungen Arduins und seiner Genossen, nach der Lombardei; dort suchte er die kaiser-

liche Autorität dadurch zu sichern, daß er Konfiskationen über die Güter der besiegten Widersacher verhängte und seine Anhänger aus denselben bereicherte.

Länger in Italien zu verweilen, war Heinrich II. auch diesmal durch die Zerwürfnisse mit Polen verhindert worden. Nicht allein aus lokalen Irrungen stammten diese her. Sie betrafen die Idee des Reiches, zu dessen Vasallen damals auch Boleslav wieder gerechnet wurde. Der Polenfürst hatte, wie man versichert, mit Eidschwüren angelobt, den deutschen König auf seiner Romfahrt zu begleiten. Dies geschah nicht allein nicht, sondern man glaubte an den Polen, welche im Auftrag Boleslavs an dem Zuge teilnahmen, eine eifersüchtige Abneigung zu bemerken, die auf einen ungünstigen Ausgang des Unternehmens gerichtet war. Und Boleslav beklagte sich bei dem Papst, daß er durch Heinrich gehindert würde, seinen Peterspfennig nach Rom zu übersenden, eine Zahlung, die man im Reiche in der That ungern sehen mochte, weil sie ein unmittelbares Verhältnis zum römischen Stuhl in sich schloß.

Dazu kam noch ein anderes, verwandtes Motiv. Boleslav hatte den Herzog von Böhmen, Udalrich, zu veranlassen gesucht, sich zum Widerstand gegen die Deutschen mit ihm zu vereinigen. Dieser aber war darauf nicht eingegangen. Es war ihm vielmehr geglückt, den Sohn Boleslavs, Mesko, gefangen zu nehmen, worauf denn Boleslav Rücksicht zu nehmen genötigt war. Er suchte Heinrich II., dem Mesko vom Böhmenherzog übergeben worden war, zur Herausgabe seines Sohnes zu bestimmen.

Der Kaiser glaubte, des vielbeweglichen Vaters nur dann sicher zu sein, wenn er den Sohn in seinen Händen behalte. Aber in der Fürstenversammlung zu Merseburg, die Heinrich zur Entscheidung des Falles berufen hatte, gab es eine Partei, welche von Boleslav durch Geld gewonnen worden war. Auf deren Rat wurde beschlossen, den Sohn dem Vater zurückzugeben, der dagegen versprechen mußte, dem Kaiser keine Ungelegenheiten zu bereiten. Wahrscheinlich ist es bei dieser Annäherung gewesen, daß der Kaiser zugleich Boleslav zur Rückgabe der Landschaften aufforderte, die er in Besitz genommen habe. Aber Boleslaw meinte, durch die Befreiung seines Sohnes zu keinem weiteren Zugeständnis verpflichtet zu sein; er ließ dem Kaiser eine negative und selbst drohende Antwort geben, so daß sich dieser zu einem neuen Heereszuge gegen ihn veranlaßt sah.

Zweimal ist Heinrich hierauf in die polnischen Gebiete eingebrochen. Im Jahre 1015 ging er bei Crossen über die Oder, und Boleslav wich zurück. Aber die Hülfsvölker von Sachsen und Böhmen trafen nicht zur rechten Zeit ein, so daß Heinrich nichts ausrichten konnte.

Im nächsten Jahr war der Kaiser mit einem Unternehmen gegen Burgund beschäftigt. Wir werden auf die Verhältnisse Burgunds noch an späterer Stelle zurückzukommen haben. Hier sei nur soviel bemerkt, daß dieser allerdings durch den Widerstand des burgundischen Adels erfolglose Zug Heinrichs der Besitznahme des Königreiches galt, welches ihm vertrags-

mäßig durch seinen kinderlosen Oheim Rudolf III. von Burgund zugesichert worden war.

Darin lag die Schwierigkeit der Stellung Heinrichs II., daß er seine Waffen bald nach der einen bald nach der andern Seite zu richten genötigt war. Als er 1017, nachdem das gute Verständnis mit seinen Schwägern wiederhergestellt und Bayern an Heinrich von Luxemburg zurückgegeben worden war, zu einem neuen Feldzug gegen die Polen schritt, wurde sein Heer von einer pestartigen Krankheit überfallen, die ihn abermals zum Rückzug zwang. Unter Vermittelung der nächsten deutschen, namentlich sächsischen Fürsten ist es im Januar 1018 zu einem Frieden gekommen, der den Ideen des Kaisers nicht entsprach. Es war ein Friede, sagt Thietmar, wie man ihn unter diesen Umständen schließen konnte, nicht wie er geziemend gewesen wäre. Boleslav konnte jedoch mit seinen Vorteilen nicht eben viel erreichen, weil er zur selben Zeit die nach Westen vordringenden Russen in Schranken zu halten hatte. Er warf sie mit Erfolg zurück und bemächtigte sich dabei der Stadt Kiew. Es wird uns berichtet, daß Kaiser Heinrich in diesem Konflikt mehr auf seiten der Russen gestanden habe, wie das schon von Theophano behauptet worden war.

Noch ein anderes Weltverhältnis, dessen wir im Späteren näher zu gedenken haben werden, griff in die Angelegenheiten des deutschen Ostens und Nordens ein. Es war die Erhebung des nordischen Reiches König Kanuts, der damals Dänemark erhielt und damit zu einem Kriege gegen die Obodriten an der Ostsee veranlaßt wurde, welcher mit einem vollkommenen Sieg der Dänen über diese wendischen Gegner endete. Die Dänen sind dabei, ohne es zu wissen, den Deutschen zu Hülfe gekommen. Denn ich denke, daß es hierauf beruht, wenn Heinrich, obgleich es ihm nicht gelang, die Selbständigkeit der Polen zu beschränken, dennoch über die Slaven im Wendenlande die Oberhand behauptete und die Grenzen des Reiches, wenigstens in dieser Beschränkung, aufrecht erhielt.

Nach Ost und West zu gleicher Zeit hatte Heinrich II. die gefährdeten Grenzen zu decken gehabt. Kein Wunder daher, daß während dessen Italien seines Schutzes entbehren mußte. Einen Augenblick schien es nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat, als habe die kaiserliche Autorität sich dauernd in Oberitalien festgesetzt, zumal der langjährige Gegner Heinrichs, Arduin, nach einer nochmaligen schnell unterdrückten Empörung, gegen Ende des Jahres 1015 im Kloster verstarb. Bald aber zeigte sich von neuem, auf wie schwachen Füßen im Grunde dies Regiment stand. Die klerikalen Gegner der Stiftung Bamberg trugen kein Bedenken, die gewaltthätigen Vasallen Oberitaliens, welche den toten Arduin fast noch überboten, zum Widerstand gegen Heinrich zu animieren. Es findet sich die Nachricht, daß die Bischöfe von Würzburg und Köln die Absicht hatten, eine ihrer Nichten an den Grafen Ubert von Pavia zu vermählen, so daß also die geistlichen Irrungen in Deutschland den Widerstand der italienischen Machthaber hervorrufen halfen.

Die kaiserliche Gewalt war nicht stark genug, um diese Unruhen im Innern zu dämpfen, noch viel weniger die Küsten gegen fremde Angriffe sicher zu stellen. Sie mußte die Verteidigung denen, welche angegriffen und bedroht waren, selbst überlassen. Da haben sich nun Genua und Pisa zu einem maritimen Unternehmen gegen die Saracenen vereinigt, die schon im Jahre 1011, geführt von dem Emir von Denia, Mohegid, einem Freigelassenen christlicher Abkunft, Pisa angegriffen und sich seitdem Sardiniens bemächtigt hatten. Die verbündeten Städte suchten den Emir daselbst 1015 auf und vertrieben ihn von der Insel. Man darf das wohl als einen ersten Akt der Seeherrschaft von Pisa und Genua ansehen. Als Mohegid darauf zurückkehrte und mit noch größeren Gewaltsamkeiten das Land heimsuchte, sammelten sich Pisa und Genua, unterstützt durch den Eifer Papst Benedicts, zu einem erneuten Angriff gegen denselben. Es kam im Jahre 1016 zu einer großen Seeschlacht an der Küste von Sardinien, in der die Flotte des Emirs eine so heftige Niederlage erlitt, daß er der Insel und dem italienischen Festlande fortan fern blieb.

Papst Benedict VIII. war in diesen Kämpfen gleichsam an die Stelle des Kaisers getreten; es bestand eine Art von Bundesgenossenschaft zwischen ihnen, in welcher die beiden Gewalten zusammengingen. Dies zeigt sich auch bei seinem Eingreifen in die Verhältnisse von Unteritalien.

Im Zusammenhang mit den Empörungen, welche Kaiser Basilius II. überall bedrohten, und mit der Übermacht der Bulgaren, welche Griechenland überfluteten, hatte sich auch in Apulien gegen das drückende und dabei den Angriffen der Saracenen gegenüber wenig Schutz gewährende Regiment von Byzanz eine Bewegung erhoben, an deren Spitze ein paar angesehene Bürger der Stadt Bari standen, namens Melus und Dattus. Nachdem die Bulgaren geschlagen worden, stellte sich aber auch hier die Macht der Griechen wieder her. Die Bürger von Bari selbst zeigten sich geneigt, ihre Rebellen auszuliefern, diese jedoch fanden Unterstützung jenseit der Grenzen bei den benachbarten Oberhäuptern der altlangobardischen Fürstentümer und bei dem Papste selbst.

Unteritalien war damals der Schauplatz des universalen Kampfes der Welt. Griechen, Saracenen und eingeborene Italiener stießen daselbst aufeinander. Eine Schar von Normannen, die eben aus Jerusalem zurückgekommen war, mischte sich zwischen Waimar, den Fürsten von Salerno, und ein saracenisches Heer, das denselben zur Abtragung des schuldigen Tributes nötigen wollte. Sie entschieden zu Gunsten Waimars, gaben aber damit Veranlassung — sie selbst nämlich trieb es nach Hause — daß andere Normannen nach Italien gingen, zunächst zu Papst Benedict VIII., um in seinen Dienst zu treten. Der Papst wies sie an Melus.

Mit ihrer Hülfe drang Melus 1017 in Apulien vor und behielt bei Arenula in einem Gefecht die Oberhand. Bei einem zweiten Angriff wurde er von den Griechen geschlagen. Ein drittes Zusammentreffen fiel jedoch

wieder zu seinen Gunsten aus. Bald aber traf ein neuer Katapan, Basilius Bojoannes, mit frischen Truppen aus Konstantinopel ein; unter diesen befanden sich viele Waräger. Bei Cannä, am Aufidus, kam es dann zu einem vierten, für Melus unglücklichen Kampf.

So seltsam es lautet, so darf es doch wiederholt werden, daß an der Stelle, wo einst Karthager und Römer um die Weltherrschaft stritten, jetzt Waräger, die vor kurzem mit dem neuen Katapan angelangt waren, und die Normannen des Melus, die unaufhörlich neue Verstärkungen aus ihrer Heimat erhielten, zusammenstießen. Es war abermals ein Kampf zwischen Morgen- und Abendland, in welchem die Griechen, die das erste repräsentierten, den Sieg davontrugen. Melus mußte nach der Niederlage bei Cannä in Deutschland bei Kaiser Heinrich Schutz suchen.

Das ist das Charakteristische der Situation: die süditalienischen Fürstentümer standen noch auf seite des Kaisers, also der deutschen Herrschaft. Ob diese hier hergestellt werden sollte oder nicht, war schon die Frage zwischen Otto I. und Tzimisces gewesen. Unter Basilius II. nun hatten die Griechen die Oberhand behalten. Bald zeigten sich die Folgen dieses Sieges.

Fürst Pandulf IV. von Capua fand sich zur Unterwerfung unter die Griechen bewogen. Auch andere Fürsten schlossen sich an, ebenso der Bruder Pandulfs, Abt Atenulf von Montecassino.

Jetzt regte sich, wie uns berichtet wird, die Besorgnis, die Byzantiner könnten auf die eine oder die andere Weise sich wieder der Stadt Rom bemächtigen. Dieses Moment vor allen wohl war es, was Papst Benedict bestimmte, im Jahre 1020 den Kaiser jenseit der Alpen in Bamberg aufzusuchen. Die Zusammenkunft ist für die kirchlichen Angelegenheiten von Deutschland wichtig geworden; auch nach Fulda begab sich der Papst, wo die Privilegien des Bistums und der Abtei erneuert und verstärkt wurden. Da aber zugleich Melus damals in Bamberg weilte — er ist während der Anwesenheit des Papstes daselbst gestorben — so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß auch von den unteritalischen Verwickelungen dabei die Rede gewesen ist.

Im November 1021 war der Kaiser im stande, einen neuen Römerzug zu unternehmen. Sein Heer bestand hauptsächlich aus Lothringern, Bayern und Schwaben. In Verona sammelte sich um ihn der größte Teil der venezianisch-lombardischen Bischöfe und die umwohnenden Großen. In Ravenna erfreute er sich der Gastfreundschaft des Erzbischofs Heribert, welcher mit Papst Benedict in Bamberg gewesen war. Dem ferneren Zuge schloß sich der Papst persönlich an; es war ein Unternehmen beider Gewalten. Am 3. März 1022 zogen Kaiser und Papst in Benevent ein. Der Abt von Montecassino hatte sich durch die Flucht gerettet, doch kam er bei der Überfahrt nach Konstantinopel durch einen Schiffbruch um. Waimar von Salerno stellte seinen Sohn als Geisel.

Heinrich richtete seine Streitkräfte dann gegen das neu befestigte und

mit streitbaren Mannschaften besetzte Troja. Die deutschen Kriegsheere haben da noch einmal an der griechischen Besatzung Widerstand gefunden. Zuletzt ist die Stadt aber durch Mangel und Krankheiten zur Unterwerfung bewogen worden. Heinrich verordnete die Zerstörung der Festungswerke, die seinen Belagerungswerkzeugen widerstanden hatten, doch die Wiederaufführung der übrigen Mauern gestattete er. Zu einer Entscheidung der Hauptfrage ist es auch hier nicht gekommen: allein der Kaiser hatte doch die alten Ansprüche nicht aufgegeben. Die Berechtigungen des abendländischen Reiches und der abendländischen Kirche fanden nochmals Bestätigung und Rückhalt bei dem Kaiser.

Papst Benedict ist darauf, wie es scheint, dem kaiserlichen Zug auch nach Oberitalien gefolgt. Auf einer Synode zu Pavia, die nicht wohl in eine andere Zeit gesetzt werden kann, gelangte das kirchenpolitische Verhältnis der beiden Gewalten von neuem zum deutlichen Ausdruck. Der Papst, welcher die damals noch vornehmlich auf die Vertiefung der kirchlichen Idee gerichteten Reformpläne Clunys eifrig unterstützte, fand in dem deutschen Kaiser einen gleichgesinnten Genossen. Das Merkwürdigste ist die Bestätigungsformel des Kaisers, in der er ausspricht, er könne einem Papste nichts verweigern, dem er alles verdanke: eine Erklärung von devotester Hingebung, wie Heinrich II. sie auch im Verhältnis zu den deutschen Bischöfen an den Tag gelegt hatte. Er trat mit einem gewissen Bewußtsein gegen den Papst zurück. Ihm lagen die idealen, wenigstens die doktrinären Streitigkeiten seiner Vorgänger mit dem Papsttum ferne. Sein vornehmstes Bemühen galt der Aufrechterhaltung des Friedens auf dem Kontinent.

In dieser Beziehung fällt noch eine Zusammenkunft mit dem König des westlichen Franciens, Robert, ins Gewicht, die im August 1023 am Chiers erfolgte.

Hier wurde ihre gegenseitige Freundschaft bestätigt und ein Landfriede für die Grenzbezirke eingeführt. Für die innere Entwickelung des Reiches war es von der größten Bedeutung, daß die Unterordnung Lothringens unter den deutschen Kaiser durch ein Verständnis desselben mit dem König von Frankreich befestigt wurde. Aber noch weiter reichten diese Bestrebungen. Es scheint, als sei daselbst von einer allgemeinen Pacifikation in kirchlicher und weltlicher Hinsicht die Rede gewesen, zu welcher auch der römische Papst eingeladen werden sollte. In dieser Verständigung der drei mächtigsten Oberhäupter würde die Beruhigung des Kontinentes gelegen haben.

Aber ehe noch neue Keime der Zwietracht zwischen Reich und Papsttum, deren im folgenden sogleich gedacht werden muß, Gestalt gewinnen konnten, sind die Inhaber der beiden höchsten Gewalten kurz nacheinander gestorben: Papst Benedict VIII. im Juni, Kaiser Heinrich II. zu Grona am 13. Juli 1024.

Sehr mit Recht sind die früheren Urteile über Heinrich II., die in ihm nur einen schwachsinnigen Asceten sehen wollten, zurückgewiesen worden; aber auch die Anerkennung seiner moralischen Eigenschaften erschöpft doch sein

Verdienst mit nichten. Ich muß gestehen, ich bewundere ein wenig die ausharrende Thatkraft dieses Fürsten in Bezug auf das Reich. Wenn man sich jenes Augenblicks erinnert, in welchem er einst zu Polling seine Ansprüche an die Herrschaft aussprach, lange Zeit bevor er auf eine Durchführung derselben Aussicht hatte, und wie er von diesem Augenblick an mit unermüdlicher Arbeitsamkeit dahin strebt, nicht allein die Krone zu erlangen, sondern auch das Reich herzustellen, und wie weit er es darin brachte, so muß man ihm doch eine der ersten Stellen in der Reihe der Kaiser zugestehen. Auf die vage, unbegrenzte Ausdehnung der Idee des Kaisertums waren unter ihm zwei Jahrzehnte der Kontraktion und der Feststellung auf haltbare Gebiete gefolgt. Er scheute dabei vor keiner Schwierigkeit zurück. Er machte den Provinzen unerläßliche Zugeständnisse, aber keinen Augenblick verlor er sein großes Ziel aus den Augen.

Daß er die germanischen Lande unter einem Scepter zusammenhielt, bildet sein großes Verdienst. Unter ihm ist eigentlich nichts verloren gegangen; die Weltstellung des deutschen Reiches innerhalb bestimmter Grenzen hielt er fest. Dabei hat er den Willen des Herrschers gegen abtrünnige Velleitäten, zuerst seiner früheren Bundesgenossen, dann seiner Familie selbst zur Geltung zu bringen gehabt. In langem Ringen aber ist er derselben Meister geworden. Selbst seine Schwäger haben sich ihm zuletzt unterworfen und sind dann auch wieder zu der herkömmlichen Berücksichtigung ihrer Rechte gelangt. Das erreichte er zwar nicht, den großen Herzog oder wenn man will König Boleslav Chrobry zur alten Unterordnung unter die deutsche Herrschaft zu bringen. Aber einen friedlichen Zustand, bei dem das Reich bestehen und seine Macht zwischen Oder und Elbe aufrechterhalten konnte, hat er doch hergestellt.

Allerdings kam ihm die Lage der allgemeinen Angelegenheiten hiebei zu statten, die Angriffe der Russen auf die Polen, die Einwirkungen des dänischen Königtums, dessen wir in der Folge noch ausführlich gedenken werden, der Wunsch der slavischen Nationalitäten selbst, die sich ihm anschlossen. Die Macht der Könige von Ungarn stand durch seine Schwägerschaft mit König Stephan ihm friedfertig gegenüber; unter ihm haben die Deutschen zur Civilisierung Ungarns wesentlich beigetragen. Byzanz konnte, durch die Bulgaren beschäftigt und bedroht, keine Gegenwirkung ausüben.

Unter diesen Umständen vermochte er auch daran zu denken, die Macht seiner Vorgänger in Italien bis zu einer gewissen Stufe wieder aufzunehmen. Ohne dies hätte die Idee des Reiches überhaupt nicht bestehen können. In Verbindung mit den Bischöfen behauptete er sich in Oberitalien: in Verbindung mit dem Papst drang er sogar in das untere Italien wieder ein und erneuerte die Abhängigkeit der altlangobardischen Fürstentümer vom Kaisertum. Er ist dabei keineswegs zu dem Endziel gelangt. Ein großer Kriegführer war er überhaupt nicht. Große Schlachten hat er nicht gewonnen, aber die alterworbenen Rechte hat er im allgemeinen behauptet. Er kann

als der Fürst betrachtet werden, welcher die spätere Weltstellung der Kaiser, wenn nicht begründet, doch neu befestigt hat.

Zu einem Streite zwischen Kaisertum und Papsttum ist es dabei nicht gekommen; seine guten Erfolge beruhten vielmehr auf einer engen Verbindung mit Benedict VIII. Heinrich hat eine gewisse Superiorität des Papstes anerkannt, dieser aber die Gestaltung der deutschen Kirche, wie sie nunmehr war, nicht wesentlich angegriffen. Bei seinem Besuch in Bamberg und Fulda, wie wir erwähnten, hat er die Einrichtungen derselben bestätigt.

Die zweiundzwanzig Jahre der Regierung Heinrichs II. sind voll von ruhelosem Abmühen zu einem bestimmten Zwecke: Jahre der Arbeit, nicht für besondere Rechte der Nachfolger, aber in der Idee des Reiches, das, von den vagen Aspirationen Ottos III. abstrahierend, jetzt erst zu einem haltbaren Gefüge zusammenwuchs.

Sechstes Kapitel.

Übergang des Kaisertums auf das salische Haus. Regierung Konrads II.

Über die Epoche Heinrichs II. haben wir das Werk des Bischofs Thietmar von Merseburg übrig, welches, von lokalen und persönlichen Standpunkten ausgehend, in unverbrüchlichem Festhalten an dem König, dem der Bischof seine Stellung verdankte, den Zustand des inneren Germaniens aufschließt und in mannigfaltigen Mitteilungen erläutert. Nicht eben unparteiisch in Bezug auf den König, ist es jedoch in den Einzelheiten, die es mitteilt, unschätzbar: die inneren Zustände des Reiches breiten sich klar vor unseren Augen aus. Dagegen treten die das Kaisertum Heinrichs II. charakterisierenden Tendenzen bei ihm zurück. Der Bischof, der als zeitgenössischer Chronist zu betrachten ist, war bereits gestorben, als dieselben deutliche Gestalt gewannen.

Ganz von dem Gesichtspunkte des Kaisertums aber ist der Biograph Konrads II., mit dem die Reihe der Salier beginnt, ausgegangen: Wipo. Er schrieb eine Biographie desselben nach seinem Tode zur Unterweisung und Anregung für den Sohn und Nachfolger Konrads, Heinrich III. Die universalen Bestrebungen des salischen Hauses traten bei ihm in den Vordergrund.

Der Übergang des Kaisertums auf das Geschlecht der Salier war ein großes Ereignis in der deutschen wie in der allgemeinen Geschichte. Dennoch aber hat die Erhebung Konrads II. nichts so sehr Unerwartetes und Außerordentliches.

Die Salier repräsentieren die eine der Parteien, die sich unter Otto dem Großen einst aus dem Schoß seiner Familie heraus gegen ihn gebildet. Sie stammen, wie berührt, aus der Ehe einer Tochter Ottos mit dem heroischen

Konrad dem Roten, dem vornehmsten Kriegshelden jener Epoche. Dessen Sohn Otto, Graf im Wormsgau, erhielt das von Bayern abgezweigte Kärnthen als Lehen. Er ist der Vater Brunos, welcher von Otto III. zum Papst erhoben wurde und Konrads, der ihm nach seinem Tode, 1004, im Herzogtum Kärnthen folgte. Dieser Konrad war mit der Tochter Hermanns von Schwaben, Mathilde, vermählt. Ihrer Ehe war ein Sohn entsprossen, bekannt unter dem Namen des jüngeren Konrad.

Herzog Konrad, der Vater des jüngeren Konrad, hatte aber noch einen älteren Bruder gehabt. Er hieß Heinrich und besaß eine Grafschaft in Franken. Dieser, der also als der vornehmste Träger der Gewalt des Stammes anzusehen war und ohne Zweifel wohl das Herzogtum Kärnthen erhalten hätte, wäre er nicht seinem Vater im Tode vorangegangen, hatte eine Schwester der mächtigen elsässischen Grafen aus dem Hause Egisheim, namens Adelheid, zur Gemahlin. Deren beider Sohn nun ist Konrad II., auf welchen sich demnach die Ansprüche des konradinischen Geschlechtes überhaupt vererbten. Ich denke nicht, daß das Erbrecht des Älteren im Zweifel sein konnte. Denn bei der Prärogative der älteren Linie muß man doch stehen bleiben, wenn man dem großen Wechsel der Geschlechter auf dem Thron gerecht werden will.

An sich konnte die Nachfolge keine große Schwierigkeit haben. Nach dem Abgang des henricianischen wie früher des ottonischen Zweiges der sächsischen Familie gebührte der vornehmste Rang dem Geschlecht, das unmittelbar an die Ottonen anknüpfte. Der bloßen Thatsache aber mußte die allgemeine Anerkennung zur Seite stehen, die nur in Form einer Wahl erscheinen konnte, wie solche denn auch in Kamba zu Tage trat.

Konrad war mit den Gegnern Heinrichs II. namentlich im Elsaß enge verbunden, wie der schwäbisch-konradinische Stamm überhaupt sich schon der Thronbesteigung Heinrichs entgegengestellt hatte. Besonders widerwärtig aber soll es Kaiser Heinrich gewesen sein, daß Konrad, der mit seiner Familie in Konflikt geraten war und kaum sein bescheidenes väterliches Erbteil zu behaupten vermochte, nach dem Tode des ersten Ernst von Schwaben sich mit der angesehenen und mächtigen Witwe desselben, Gisela, vermählt hatte. Man machte klerikale Einwendungen gegen diese Ehe, da beide Teile von Heinrich I. abstammten, Konrad in viertem, Gisela in drittem Grade. Noch viel schwerer aber fiel wohl ins Gewicht, daß Gisela unter der Voraussetzung, sie werde sich nicht wieder vermählen, von Heinrich II. mit der Vormundschaft über ihren Sohn, den jungen Ernst von Schwaben, betraut worden war. Gisela war eine Dame von vornehmster Herkunft. Sie war die Tochter einer Schwester des Königs Rudolf III. von Burgund; sie sah Karl den Großen selbst als ihren Stammvater an.

Alles das wirkte jetzt auf das lebhafteste ineinander. Eben der Gegensatz Konrads gegen Heinrich II. hatte die Folge, daß bei dessen Ersetzung aller Augen sich auf jenen wandten. Die hohe Geistlichkeit in Deutschland

war umsomehr für Konrad, da es eben zu einem eklatanten Mißverständnis zwischen dem Führer derselben und Kaiser Heinrich II. gekommen war.

Zwischen den geistlichen Gewalten in Rom und im deutschen Reich, mit denen beiden der Kaiser in engster Verbindung stand, gab es doch Momente, in denen sie nicht miteinander übereinstimmten. Denn eines steten Eingreifens von Rom in die deutschen Angelegenheiten waren die deutschen Bischöfe fast entwöhnt worden. Sie hatten ein viel zu starkes Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit unter Kaiser und Reich.

Noch gegen das Ende seiner Regierung erfuhr Heinrich II. eine Demonstration in diesem Sinne, welche nahe an die Haltung streifte, die das Bistum zu Ottos III. Zeiten unter Willigis genommen hatte, und die wir umsoweniger übergehen dürfen, als sie zu den Momenten gehörte, welche nach dem Tode des Kaisers auf die obschwebenden Verhandlungen einwirkten. Sie hatte auch diesmal ihren Mittelpunkt in Mainz.

Ein Fall trat ein, der an die alten Ehestreitigkeiten Lothars II. von Lothringen zur Zeit Nikolaus' I. erinnert. Nicht als ob ich das Verhältnis des Grafen Otto von Hammerstein und seiner Gemahlin, Irmengard, damit vergleichen wollte: es war doch nur von untergeordneter Natur. Eine Ähnlichkeit aber lag darin, daß auch in diesem Fall die von den Bischöfen mit dem Kirchenbanne belegte Gemahlin des Grafen von dem römischen Stuhle, an den sie sich um Schutz gewandt, losgesprochen wurde. Die Bischöfe sahen sich hierdurch in ihrer kirchlichen Autonomie beschränkt und gefährdet; auch in anderen Fällen muß es vorgekommen sein, daß die von dem geistlichen Gericht zur Pönitenz Verurteilten, um dieser zu entgehen, sich nach Rom wandten und hier freigesprochen wurden. So tauchte das alte Problem wieder hervor, inwiefern der kirchlichen Autorität von Rom in dem deutschen Reich eine Schranke gezogen werden könne.

In ihren Provinzialbeschlüssen nun ordneten die deutschen Bischöfe an, daß zwar jeder Verurteilte, dem es beliebe, nach Rom gehen könne, aber erst dann, wenn er die von den Bischöfen über ihn verhängte Strafe wirklich abgebüßt habe; dann werde man ihm ein Schreiben nach Rom mitgeben. Erzbischof Aribo von Mainz, der an der Spitze dieser Bewegung stand, war ein Mann von strenger Gesinnung aus der Schule des Willigis; er wollte die Eingriffe des römischen Stuhles in die Disciplinargewalt der deutschen Synoden nicht dulden. Da er sich bei diesem Widerstand selbst von Rom bedroht sah und des Palliums, worin er seinen besten Schmuck erblickte, beraubt zu werden fürchtete, so geriet er auf den Gedanken, die deutsche Kirche zusammenzuberufen, um sich päpstlichen Eingriffen zu widersetzen, durch welche die allgemeine Unabhängigkeit bedroht wurde. Er hielt dafür, daß es an der Zeit sei, alle Jahre ein allgemeines Konzil in Germanien zu berufen. Das nächste setzte er in dem benachbarten Höchst an. Eine Kundgebung von größter Tragweite! Was die römische Kurie schon in den erwähnten lothringischen Händeln hauptsächlich bekämpft hatte, die Unabhängigkeit pro-

vinzialer Synoden, das wurde nun in Deutschland mit Entschiedenheit angestrebt. Die Synode Aribos wurde von den Suffraganen von Mainz, zwölf Bischöfen, besucht und in seinem Sinne durchgeführt.

Nichts war aber zweifelhafter, als daß auch der Kaiser, der eben damals in den besten Beziehungen zu Rom stand, ihr beitreten werde: wir haben ein Schreiben Aribos an die Kaiserin, aus welchem sich dies deutlich ergiebt. Alles wohl überlegt, stand ein offener Kampf des deutschen Bistums mit der römischen Kurie in Aussicht, wenn auch erst in der Ferne; der Kaiser schwankte zum mindesten, auf welche Seite er sich neigen sollte. Aber die Bischöfe waren, es scheint unleugbar, des Sinnes, sich in solchem Falle selbst dem Kaiser zu widersetzen. Das momentane Verständnis zwischen Papst und Kaiser sollte den einmütigen Beschlüssen der deutschen Kirche nicht Einhalt thun. Ehe diese Gegensätze nun zum rechten Ausdruck kamen, war zwar Kaiser Heinrich II. gestorben. Desto entscheidender aber mußte der Einfluß sein, den sie auf die Wahl und Anerkennung seines Nachfolgers ausübten.

Auf dem Wahlfelde zu Kamba am Rhein, wo sich zu Anfang September des Jahres 1024 die Mehrzahl der deutschen Fürsten und ein großer Teil der deutschen Volksstämme eingefunden hatten, trat neben Konrad nur noch der Vetter desselben, der oben genannte Konrad der Jüngere, mit Ansprüchen hervor, die sich, wie wir gesehen, ebenfalls auf die Herkunft von der ottonischen Linie begründeten.

Auch dieser besaß mächtige Anhänger, namentlich unter den lothringischen Großen. Gleichwohl fiel nun, wie jedermann weiß, die Entscheidung zu Gunsten des älteren Konrad aus. Es ist bekannt, daß der Ältere mit dem Jüngern eine Zusammenkunft abhielt, in der er diesen wahrscheinlich doch durch positive Versprechungen zum Verzicht bestimmte. Die Vettern schieden dann — wie uns Wipo erzählt — mit einem Kusse von einander.

Als man darauf unverweilt zur Wahl schritt, konnte der Ausfall nicht mehr zweifelhaft sein. Zuerst stimmte Erzbischof Aribo für den älteren Konrad. Alle anderen, die geistlichen und dann die Laienfürsten, unter diesen als der erste Konrad der Jüngere, schlossen sich ihm an. Nur Pilgrim von Köln, der erbitterte Gegner Aribos, und die Herzöge von Lothringen mit ihrem Anhang enthielten sich ihrer Stimme.

So wurde Konrad der Ältere zum König ausgerufen. Wipo kann nicht beschreiben, mit welchem Eifer die Versammelten, die einen mit weltlichen, die anderen mit geistlichen Lobgesängen nach Mainz zogen, um die Salbung auszuüben. Es war, als wenn ein neuer Karl der Große erstanden wäre.

Einen Begriff von dem strengen Gefühl seiner Pflicht zeigte der neue König alsbald bei dem Krönungszuge in Mainz, wo er sich nicht abhalten ließ, die Bittsteller, die sich ihm nahten, trotz des Drängens der Fürsten, sogleich anzuhören. Denn wenn er einmal die Regierung besitze, so dürfe er auch keinen Augenblick zögern, sie auszuüben, oder sich erst von andern sagen lassen, was er thun solle. Dann erst begab er sich nach dem Dome, wo er

— es war am 8. September — von Erzbischof Aribo feierlich gesalbt und gekrönt wurde.

Eine Schwierigkeit blieb aber noch immer übrig. Die Ehe Konrads mit Gisela war, wie schon berührt, von dem verstorbenen Kaiser wegen einer angeblichen Blutsverwandtschaft verworfen worden. Diese aber war doch in der That eine sehr entfernte und sie war andererseits für die Stellung Konrads unter den deutschen verwandtschaftlichen Beziehungen von hoher Wichtigkeit. Es machte Eindruck, daß seine Gemahlin ihre Herkunft von Karl dem Großen herleitete; ihre Ansprüche auf Burgund konnten zudem unmöglich vergessen sein. Sollte nun dieser Fürstin, die als eine geistig und moralisch bedeutende Persönlichkeit erschien, auch jetzt noch die Teilnahme an der königlichen Würde ihres Gemahls verweigert werden?

Unmittelbar nach der Krönung Konrads kam sie selbst, vom König berufen, nach Mainz. Auch die Kaiserin-Witwe Kunigunde, die Verbündete Aribos, der von ihr nach dem Tode ihres Gemahls die Reichsinsignien zur Verwahrung erhalten hatte, war zugegen. Sie richtete für die bevorstehende Feier alles geziemend und würdig ein. Unter ihrer Mitwirkung, berichtet uns der Quedlinburger Annalist, wurde Gisela von dem Erzbischof von Mainz eingesegnet und gekrönt. Eine große Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger weilte daselbst. Die Mehrheit derselben wohl entschied sich jetzt für die Krönung, so daß auch die noch Widerstrebenden dann sich fügten. Nach einiger Zeit ist Gisela auch von dem Erzbischofe Pilgrim von Köln, der, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich bald dem neuen König genähert hatte, in dessen Metropole eingesegnet worden.

Das deutsche Reich, das Regnum Teutonicum, wie man zu sagen anfing, hatte wieder einen König. Zwar ist es eine neue Dynastie, die mit Konrad II. beginnt, aber sie knüpfte doch an die ottonische Vergangenheit an.

Der sächsische Volksstamm, den Konrad selbst aufsuchte, machte ihm keine Schwierigkeiten. Er begrüßte ihn mit Freuden, erst zu Dortmund, danach zu Minden. Das geschah indes nicht, ohne daß der König die zwischen Heinrich II. und den Sachsen einst zu Merseburg vereinbarten Bedingungen — denn nichts anderes ist doch das grausame Gesetz der Sachsen, dessen Wipo erwähnt — bestätigt und bekräftigt hätte. Die neue Königin begleitete den Gemahl auf seinem Umritt. Mit besonderer Freude ward Konrad von den großen Äbtissinnen zu Gandersheim und zu Quedlinburg begrüßt, die in ihm ihren nächsten Blutsverwandten sahen. Den ganzen Winter über verweilte er so in Sachsen.

Auch eine unliebsame Nachricht aber mußte er hier im Norden vernehmen: Boleslav Chrobry von Polen, der sich durch den Tod Heinrichs II. von aller Pflicht befreit fühlte, hatte kein Bedenken getragen, sich zum Könige salben und krönen zu lassen. Man konnte nichts anderes als stürmische Bewegungen im Osten voraussehen, die jedoch nicht sogleich zum Ausbruch

kamen, da der alte Vorfechter der polnischen Nationalität noch in demselben Jahre starb.

Im Frühling des folgenden Jahres wandte sich Konrad nach Oberdeutschland zurück: Ostern 1025 finden wir ihn schon wieder in Augsburg. Die Reise ging aber nicht vor sich, ohne daß der neue König auf gewisse Regungen des Widerstandes stieß. Man hat viel von einer durch Eidesleistung verbürgten Opposition des Herzogs von Niederlothringen, Gozelo, und der lothringischen Bischöfe erzählt und geistreiche Kombinationen damit verknüpft. Ich kann jedoch zu der Nachricht, auf die man sich hiebei stützt, kein historisches Vertrauen fassen. Sie scheint vielmehr aus einem Spottgedicht über das Verhalten der Bischöfe zu stammen, die dem Herzog, welcher anfangs dem jüngeren Konrad zuneigte, ursprünglich beigetreten und dann plötzlich von ihm abgewichen waren. Alles hängt eben damit zusammen, daß der jüngere Konrad eifrige Anhänger unter denen besaß, die der Wahl von Kamba nicht beistimmten. Sowie das Reich sich für den älteren Konrad erklärt hatte und die Krönung seiner Gemahlin erfolgt war, beruhigte sich alles.

Nur an dem Herzog von Oberlothringen, Friedrich, fand der jüngere Konrad, mit dessen Mutter sich Friedrich inzwischen vermählt hatte, eine nachhaltige Unterstützung gegen den König, der den seinem Vetter zu Kamba gemachten Versprechungen nicht nachgekommen war. Eine Verbindung bildete sich, an der auch Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn Konrads II., im vollsten Gegensatz gegen seine Mutter teilnahm. Bei der Anwesenheit des Königs in Augsburg, im Februar 1026, ist es zu offenem Streit gekommen, der nur dadurch beigelegt wurde, daß Gisela selbst sich ihres Sohnes annahm. Die Ruhe wurde dann nicht weiter gestört; die anderen Empörer waren schon im Winter vorher zum Schweigen gebracht worden; der König setzte jetzt seinen Umritt ungestört bis nach Konstanz fort.

Da aber trafen ihn Nachrichten, welche seiner Thätigkeit ein neues Feld eröffneten, weit über das Regnum Teutonicum hinaus. Der Erwerbung des römischen Kaisertums durch den deutschen König setzte sich das byzantinische Reich entgegen.

Die letzten Handlungen Heinrichs II. in Unteritalien waren keineswegs entscheidend gewesen. Basilius II. faßte daher nach dem Tode dieses Kaisers, den er eigentlich niemals anerkannt hatte, die Absicht, sich Unteritaliens nicht allein, sondern auch Roms zu bemächtigen. Denn dahin schien es zu zielen, wenn er mit dem römischen Papst Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, welche auf eine Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche hinausliefen.

Im Abendland geriet man in allgemeine Aufregung, als man das vernahm: es schien nicht anders, als ob dem occidentalen Kaisertum überhaupt ein Ende gemacht werden solle. Basilius war durch seine Siege vor allem über die damals mächtigen Bulgaren — er heißt Bulgaricida — in den Besitz ansehnlicher Streitkräfte gelangt, mit denen er auch Sicilien wieder-

zuerwerben strebte. Zu seiner Seite hatte er den Patriarchen Eusthatius, der den Gedanken faßte, in voller Unabhängigkeit von Rom den Orient geistlich zu beherrschen. Man glaubte wahrzunehmen, daß Papst Johann XIX. durch reiche Geschenke vermocht werden konnte, einem solchen Begehren stattzugeben, wodurch aber die Idee des Primates, auf welcher jetzt die Idee der allgemeinen Kirche beruhte, dem römischen Stuhle verloren gegangen sein würde.

Die Byzantiner, die jetzt auch über die venezianischen Streitkräfte verfügten, beherrschten Apulien und Calabrien mit dem Übergewicht der Waffen. Sie bedrohten von Dyrrhachium aus das übrige Italien; das stattliche Heer, welches Basilius zustande gebracht hatte, erweckte die ernsthafteste Besorgnis, er werde sich auch Rom unterwerfen können. In ganz Italien zitterte man vor einer Vereinbarung Roms mit Konstantinopel, welche den Bestand der occidentalen Kirche überhaupt in Frage stellen mußte.

Noch verdoppelt wurde die allgemeine Gefahr des Occidents dadurch, daß die Lombardei von neuem sich von dem deutschen Reiche abzuwenden begann.

Es war augenscheinlich, daß der im deutschen Reiche anerkannte König, der Erbe der Ottonen, der einzige Mann war, um Italien vor den Angriffen der Byzantiner zu schützen, die, wie bemerkt, ein stattliches, aus mancherlei Völkern, Russen, Walachen, Bulgaren und selbst Türken zusammengesetztes Heer vereinigt hatten, um einen Angriff auf Sicilien zu unternehmen. Italien bedurfte der germanischen Hülfe nicht viel weniger, als zu den Zeiten Pippins und Karls des Großen.

Die Lombarden waren jedoch nicht eben sonderlich geneigt, sich dem deutschen König zu unterwerfen. In Pavia hatte man beim Tode Heinrichs II. kein Bedenken getragen, die königliche Pfalz zu zerstören — denn daran dachte man wenig, daß dieselbe nicht dem König, sondern dem Reiche angehört habe —, und eine Partei gab es, die das Langobardenreich selbst dem deutschen Kaiser zu entziehen dachte. Einige Angesehene des Landes begaben sich nach dem westlichen Francien. Sie haben sich hier, wie es scheint, zuerst an den König selbst, da sie aber keine Antwort bekamen, die ihnen Vertrauen eingeflößt hätte, an den mächtigsten seiner Vasallen, Herzog Wilhelm V. von Aquitanien, gewendet. Dieser hatte eine sehr ansehnliche Stellung in dem Kreise der europäischen Fürsten und Magnaten. Eine besondere Bedeutung gab ihm, daß seine Gemahlin, Agnes, die Tochter des in Burgund mächtigen Grafen Otto Wilhelm war.

Nicht eigentlich Wilhelm V., sondern seinem gleichnamigen Sohne haben die Lombarden die Krone Italiens und selbst die römische Kaiserkrone in Aussicht gestellt. Nur zögernd ist der Vater darauf eingegangen und unter der Bedingung, daß die langobardischen Großen insgesamt, die angeseheneren Einwohner überhaupt, dem Antrage der Gesandten beistimmen würden. Die Gesandten haben ihm dies nicht geradehin in Aussicht gestellt, sondern nur so viel als möglich dafür zu thun versprochen. Sie haben dies dem jungen

Fürsten eidlich zugesichert, aber immer unter der Bedingung, daß es ihnen damit gelinge.

Was hätte aber ein junger Fürst ihnen nützen können, der erst durch eine Verbindung aller Oberhäupter des Landes eingeführt worden wäre. Der Augenschein zeigte, daß sich das nimmermehr erreichen ließ. Der vornehmste Erzbischof des Landes, Aribert von Mailand, begab sich sogar selbst nach Deutschland, um den König, den er in Konstanz fand, aufzufordern, mit einem Heere nach Italien zu kommen; da werde er ihn krönen.

Mehr bedurfte der neue König nicht. Im Beginn des Frühjahres 1026 machte er sich auf den Weg und überstieg den Brenner. Am 23. März war er in Mailand; hier hat ihn Aribert, seinem Versprechen gemäß, gekrönt.

Im Besitz einer anerkannten Autorität trat jetzt Konrad II. jenseit der Alpen wie diesseit derselben auf.

Nur in Pavia fand er Widerstand. Er hatte den Einwohnern zu Gemüte geführt, daß die von ihnen zerstörte Burg nicht dem Kaiser Heinrich angehört habe, sondern dem Reiche, aber von seiner Anforderung, dieselbe wieder aufzurichten, wollten sie doch nichts hören. Sie leisteten seiner Umlagerung über ein Jahr hindurch Widerstand.

Auch in Ravenna hatte Konrad einen Aufruhr zu bekämpfen, den er jedoch mit großer Seelenruhe niederwarf. Er war in kurzem Meister der Situation in Italien. Auf der einen Seite besiegte er die Nachfolger Arduins in Ivrea, auf der anderen nahm er Lucca in Besitz und machte den Markgrafen Bonifacius zum Herrn von Toscana.

Bei alledem kam ihm ein unzweifelhaftes Einverständnis mit Papst Johann XIX. zu statten. Johann war der Bruder Benedicts VIII., dem er eine Zeit lang zur Seite gestanden, dann aber, obwohl bis dahin ein Laie, im Pontifikat nachgefolgt war. Wir erwähnten der Anmutungen, die damals dem römischen Stuhle von Konstantinopel aus gemacht wurden. Daß Johann jemals dahin geneigt hätte, die Hand dem Patriarchen von Konstantinopel zu bieten, läßt sich jedoch nicht annehmen, nicht einmal denken.

Wenn man dem Grund der Erfolge Konrads in Oberitalien nachforscht, so lag er ohne Zweifel darin, daß man eines Rückhaltes gegen die Entwürfe der Griechen bedurfte. Ohnedies würde der große Hierarch, Aribert, den König nimmermehr eingeladen haben. Auch die Cluniacenser finden wir in fortwährender Thätigkeit für diesen Zweck. Dem Papst Johann XIX. konnte nichts erwünschter sein, als eine kaiserliche Macht in Italien. Niemals war deshalb eine Krönung vom Papst selbst aufrichtiger begehrt und leichter vollzogen worden, als die Krönung Konrads II., die am Osterfest des Jahres 1026 erfolgte. Der Papst trug kein Bedenken, auch Gisela, der kirchlichen Einreden, die man gegen ihre Ehe gemacht hatte, ungeachtet, zu krönen.

Gisela ist eine der großartigsten weiblichen Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Sie galt, da sie ihren Stamm von Karl dem Großen herleitete, als die vornehmste Frau ihrer Zeit. Aber der Biograph Konrads versichert,

sie habe sich nie überhoben, wie er sehr gut sagt: es habe sie nach Ruhm verlangt, nicht nach Lob. Sie zeigte sich freigebig, jedoch nur zu Zwecken, die ihr nützlich schienen. Auch die bedeutenden Menschen verstand sie wohl zu behandeln; sie war klug und eine gute Ratgeberin.

Zunächst kam ihr zu statten, daß sie den Anspruch ihres Gemahls auf Burgund rechtfertigen half, eine Aussicht, welche damals den politischen Horizont beherrschte. Auch König Rudolf III. von Burgund war damals in Rom. Wie hätte da nicht von ihren Aussichten die Rede sein, für ihre Vollziehung die geeigneten Ratschläge gefaßt worden sein sollen? Denn zur Vollendung des Reiches gehörte die Erwerbung von Burgund.

Noch ein anderer Gast aber hatte sich in Rom eingefunden, dessen Reise dorthin, recht eigentlich eine Pilgerfahrt, die engste Verbindung des Nordens mit Rom in sich schloß: König Kanut von Dänemark und England. Die Anliegen des nordischen Königs für die Erleichterung der Pilgerfahrten sowohl, wie der Beiträge der englischen Kirche wurden von Kaiser Konrad lebhaft unterstützt.

Auch die Annahme, daß da noch andere Dinge als kirchliche behandelt worden sind, läßt sich nicht abweisen. Schon hatten nämlich die Ungarn, die es empfinden ließen, welche Stütze sie an Kaiser Heinrich II. verloren hatten, ebenso wie die Polen, von neuem sich gegen das deutsche Reich geregt. Und hier im Reiche selbst gab es eine starke Partei, welche das Königtum der Polenfürsten keineswegs verwarf, sondern ausdrücklich gut hieß.

Im Angesicht dieser mannigfachen Gärungen nun kam es zu einem Verständnis zwischen Kanut und Konrad, in welchem dieser die Mark Schleswig an seinen Verbündeten aufgegeben hat. Es war gleichsam ein politisches System, das sich über ganz Europa ausbreitete. Auch König Robert von Frankreich gehörte zu den mit Konrad befreundeten Potenzen, ein Moment, welches dem Kaiser in Lothringen sehr zu statten kam.

Was aber zunächst in den Gesichtskreis trat, war Konrads II. Verhältnis zu den Griechen. König Kanut rühmt in einem seiner Briefe, daß alles Volk vom Monte Gargano bis Rom sich um den Papst und Kaiser schare. Unmittelbar von Rom begab sich der Kaiser selbst nach Unteritalien. Benevent, Capua und andere Fürstentümer erkannten die Oberherrlichkeit des occidentalen Imperiums wieder an. Um diese aber zu behaupten und die Grenzen gegen die Griechen zu verteidigen, stellte Konrad die immer zahlreicher aus der Heimat herüberkommenden Normannen in die Dienste der einheimischen Fürsten.

Das Thun und Lassen Konrads II. jenseit der Alpen verrät wieder einen Kaiser alten Schlages. Er erwarb nicht allein die Kaiserkrone, sondern auch das obere und das untere Italien. Die Irrungen in Deutschland aber, deren wir schon gedachten, nötigten ihn unmittelbar, dahin zurückzukehren. Ernst von Schwaben, Graf Welf II., der jüngere Konrad und dessen Ver-

wandte in Oberlothringen, hatten sich nochmals verständigt, die Waffen gegen den Kaiser zu erheben.

Ohne Zweifel waren es die burgundischen Angelegenheiten, welche Ernst dazu vermochten. Denn nicht von vornherein dürfte man den jungen Menschen verdammen. Der Anspruch auf Burgund, welcher dem Geburtsrechte nach auf Gisela und nach seiner Mutter auf ihn fiel, schien ihm durch die Annäherung des Kaisers an König Rudolf aufs äußerste gefährdet. Kann man es aber einem jungen, in diesen Hoffnungen erwachsenen Manne verdenken, wenn er dagegen anstrebte? Als Graf Welf die alten Irrungen gegen Konrad fortsetzte, wurde Ernst von Italien aus, wohin er den Stiefvater begleitet hatte, gegen ihn gesendet. Hier aber hat er sich dann mit ihm vereinigt. Was ihn besonders an seinen Erfolg glauben ließ, war das Vertrauen auf die schwäbische Ritterschaft, von der er erwartete, sie werde das Geburtsrecht zu seinen Gunsten aufrecht erhalten.

Als nun aber der Kaiser aus Italien zurückkehrte, wurde es ihm nicht schwer, auch hier wieder seine Autorität herzustellen. Er nahm Bayern, das zu jener Zeit vakant geworden war, wieder in Besitz und hielt in Regensburg einen Reichstag, auf dem er seinen jungen Sohn, den späteren Kaiser Heinrich III., mit dem erledigten Herzogtume belehnte; von da ging er nach Augsburg, wo die Getreuen sich um ihn sammelten, und begab sich dann nach Ulm, um hier über die Aufständischen Gericht zu halten.

Es ist ein Moment in der deutschen Geschichte, daß er dabei von der schwäbischen Ritterschaft unterstützt wurde, denn so, erklärte sie, bringe es das alte Herkommen mit sich. Die beiden vornehmsten Vasallen Ernsts hatten sich geweigert, seinen empörerischen Absichten zu folgen. Sie seien wohl verpflichtet, selbst durch vorangegangenes Versprechen, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen. Aber eine Ausnahme gebe es: diese bilde der Kaiser.

Staatsrechtlich durchgreifend ist der Grund zu nennen, den sie dafür anführen. Wären sie unfreie Männer gewesen, als sie dem Herzog überlassen worden, so wäre die Forderung gerecht. Denn ihre Freiheit würden sie dann dem Herzog danken. Dies sei aber mit nichten der Fall. Als freie Männer seien sie dem Herzog zugewiesen worden. Sie würden ihre angeborene Freiheit selbst verwirken, wollten sie jetzt dem Herzog gegen den Kaiser beitreten, welcher der oberste Verteidiger ihrer Rechte auf Erden sei. Konrad II. hatte, wie Wipo hervorhebt, den Grundsatz der Erblichkeit der Lehen im deutschen Reiche eingeführt und zu allgemeiner Geltung gebracht. Nicht zum mindesten darauf beruht es wohl, daß jenen begeisterten Vasallen in dieser Epoche die oberste Hoheit des Kaisers weit über die Ansprüche der Herzöge ging. Der Kaiser stand an der Spitze des gesamten Adels, dem er, wie man meinte, die Freiheit gegen die gesamten Fürsten gewährleistete.

Wohl oder übel sah Ernst von Schwaben sich so zur Unterwerfung gezwungen. Er wurde eine Zeit lang in festem Gewahrsam zu Giebichenstein

bei Halle gehalten. Auch seinen Genossen, den Grafen Welf, traf bald ein ähnliches Schicksal. Gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß eben die Verteidigung der Unabhängigkeit eines großen Herzogtums der erste Schritt war, bei welchem sich die Welfen der kaiserlichen Gewalt entgegensetzten!

Auch nach fremder Hülfe hatten sich die Führer der Opposition im Reiche umgesehen. Wenn man einen Brief der Mutter des jüngeren Konrad an Mesko von Polen liest, in dem die polnische Krone in aller Form anerkannt wird, so begreift man wohl, in welchem Interesse der Polenfürst in die Grenzgebiete einfiel. Es war eben das einer dem Kaiser entgegengesetzten Partei. Konrad war damals von den Liutizen aufgefordert worden, ihnen gegen die Einfälle der Polen zu helfen; er hatte aber bei den Oberhäuptern der Sachsen, denen er seinen Sohn als künftigen König zuführte, nicht die alte Hingebung gefunden.

Im Jahre 1029 unternahm er einen Kriegszug gegen Mesko. Kaiserin Gisela erwartete in Merseburg den Ausgang des Unternehmens, der jedoch nicht nach ihren Wünschen ausfiel. Der Kaiser geriet in unwirtsame Gegenden und wurde genötigt, gegen Bautzen vorzurücken, wo er einen so energischen und entschlossenen Widerstand fand, daß er das Unternehmen aufgab, in der Absicht, es alsbald wieder zu erneuern.

Auch mit den Ungarn zerfiel er in dieser Epoche, hauptsächlich deshalb, weil der vornehmste Gegner dieses Landes, Herzog Bretislav von Böhmen, sich eng an Kaiser Konrad angeschlossen und, wie die Polen auf der einen, so die Ungarn auf der anderen Seite aus Mähren vertrieben hatte. Wenn auch nur indirekt, war Ungarn doch mit der Oppositionspartei im Reiche verbündet.

Der Kaiser unternahm um die Mitte des Jahres 1030 einen Zug dorthin, der ihn tief in das Innere des Landes führte, für Ungarn aber durch die Teilnahme der Böhmen am Kriege höchst gefährlich hätte werden können. König Stephan selbst wünschte deshalb den Frieden. Auf den Wunsch der bayrischen Großen, durch Vermittelung ihres Herzogs selbst, der eben ein Sohn des Kaisers war, kam derselbe zustande, soviel man weiß, ohne Anfrage beim Kaiser.

In eben demselben Jahre, 1030, ward auch die Hauptfrage im inneren Deutschland entschieden. Konrad hatte, wahrscheinlich auf Bitten seiner Gemahlin, den aufrührerischen Stiefsohn aus seiner Haft entlassen. Bald aber gab Ernst zu neuem Einschreiten gegen ihn Anlaß, indem er die alten Beziehungen zu seinen Freunden, namentlich zu dem Grafen Werner von Kiburg, der sich noch immer nicht dem Kaiser unterworfen hatte, wieder anzuknüpfen suchte. In Ingelheim kam es darüber am Osterfeste des Jahres 1030 zum Konflikt. Kaiser Konrad verlangte von Ernst ein eidliches Gelöbnis, daß er den Reichsfeind mit allen Mitteln bekämpfen wolle. Doch der junge Fürst wies dies Ansinnen von sich. Er hielt an der Treue gegen den Freund unverbrüchlich fest und ließ es über sich ergehen, mit der Acht

und dem Banne zugleich belegt zu werden. Vereint mit Werner eilte er dem alten Rivalen Konrads um die Krone von Burgund, Graf Odo von der Champagne zu, um diesen zum Kampfe gegen den Kaiser zu entflammen.

Odo stand mit der französischen Krone in einem ebenso tiefen Widerspruch wie Ernst mit der deutschen. Seit langem schon lag er mit König Robert in Zwist, weil dieser die Erblichkeit der großen Lehen, welche Odo behauptete, nicht zuzugeben entschlossen war. Dazu kam er aus unaufhörlichen inneren Streitigkeiten mit den benachbarten Großen nicht heraus. Man sieht, daß ein so in steten Fehden begriffener Fürst auf die Anträge, welche ihm Ernst von Schwaben machte, nicht eingehen noch sie erfüllen konnte.

So wurde die Stellung Ernsts unhaltbar. Die Kaiserin selbst erklärte, daß sie an ihrem Sohne keinen weiteren Anteil nehmen könne und niemals gegen irgend jemand wegen dessen, was man gegen ihn unternommen habe, Rache ausüben wolle. Der Verbannte, der die Standhaftigkeit besaß, auf sein Recht unter keinerlei Umständen verzichten zu wollen, zog sich in den Schwarzwald, in ein Gebiet zurück, wo er mit der ritterlichen Umgebung noch eine Zeit lang sich aufrecht zu erhalten glaubte. Aber die feindlichen Gewalten waren bei weitem stärker: sie wußten ihn seiner besten Pferde zu berauben; als es dann zu einem Zusammentreffen kam, mußte er unterliegen. Niemand nahm auf die hohe Herkunft des jungen Fürsten Rücksicht: er wurde niedergemacht; seine Partei löste sich in nichts auf.

Jetzt erst kam Kaiser Konrad in den Stand, alle seine Macht gegen die Polen wenden zu können. Mit einem nicht eben starken Heere, großenteils aus Sachsen bestehend, zog er gegen die aufs neue von den Polen eingenommenen Gebiete heran. Er fand keinen erheblichen Widerstand und wurde in kurzem des Gegners soweit Herr, daß dieser im Frieden die beiden Lausitzen abzutreten sich genötigt sah. Als dann im folgenden Jahre Mesko durch einen Familienzwist gezwungen wurde, sein Land zu verlassen und der Bruder desselben, Bezbrim, bei den Deutschen Otto genannt, den polnischen Thron einnahm, trug dieser kein Bedenken, auf die Königswürde, welche Boleslav erworben und Mesko behauptet hatte, Verzicht zu leisten. Er schickte die Insignien seiner Krone dem Kaiser durch eine demütige Botschaft zu. Nur einen Augenblick aber konnte er sich behaupten. Er wurde, durch seine Strenge verhaßt, von seinen eigenen Angehörigen ermordet. Mesko kehrte darauf wieder in die Heimat zurück. Doch auch er fand jetzt den Mut nicht mehr, die alten Prätentionen zu behaupten. Er wandte sich jetzt an die Kaiserin, die er anfangs bekämpft hatte, und durch deren Fürbitte erlangte er die Gnade Konrads wieder; er erschien in aller Demut in Merseburg und unterwarf sich dem Kaiser.

Im allgemeinen wird man sagen können, war es dem Kaiser auch hier wie in Italien gelungen, die alte Autorität, die durch Boleslav Chrobry unterbrochen worden war, wiederherzustellen.

Schon aber war in eben dieser Zeit ein neuer Konflikt ausgebrochen, bei

dem es nicht bloß eine Wiederherstellung, sondern eine Neuerwerbung galt. Ich meine die Besitznahme von Burgund. Bereits im Jahre 1006, wie berührt, war Kaiser Heinrich II. von seinem Oheim, dem kinderlosen König Rudolf III., die Nachfolge in Burgund trotz des Sträubens der Großen zugesichert worden. Allein König Rudolf war überaus zaghaften Charakters: man beobachtet bei ihm ein beständiges Schwanken zwischen dem deutschen Kaiser und dem burgundischen Adel, der ihm nur gehorchen will, wenn die Fremden aus dem Reiche ausgeschlossen bleiben. Wir sahen schon, wie geringen Erfolg ein Zug Heinrichs II. gegen Burgund, den er 1016 zu dem Zweck unternahm, Rudolf in seiner Pflicht zu halten, gehabt hatte.

Wenn dann auch noch vor dem Tode dieses Kaisers eine Verständigung zwischen ihm und Rudolf erfolgt zu sein scheint, so mußte es doch in hohem Grade zweifelhaft sein, ob die Verträge nach dem Heimgange Heinrichs als für das Reich gültig betrachtet werden könnten. Rudolf hatte gegen den neuen deutschen König eher eine feindselige Stellung eingenommen. Aber Konrad schied, wie man treffend bemerkt hat, das Reich als Rechtssubjekt von der Person des jeweiligen Herrschers und sah es auch nach dessen Tode als fortbestehend an. Er konnte nicht dulden, daß die vasallitischen Mächte in Deutschland durch die Erwerbung eines Königreiches noch weiter erhoben wurden. So war es denn schon im Jahre 1027, ohne der Ansprüche des Herzogs Ernst zu gedenken, zwischen Konrad und Rudolf durch Vermittelung der Kaiserin Gisela, welche die Ausstattung ihres Gemahles, die ihm und ihr die oberste Stellung in Europa sicherte, der Ausstattung ihres Sohnes natürlich vorzog, in Basel zu einem Vertrage gekommen: Rudolf hatte dem Kaiser sein Reich förmlich aufgetragen. Jetzt nun bei seinem Tode (1032) ordnete er an, daß sein Diadem und die Lanze des heiligen Mauritius an Kaiser Konrad überbracht würden.

Auch hier kam dem Kaiser das geistliche Interesse zu Hülfe. Das Marienkloster Peterlingen bei Solothurn, eine Stiftung jener karolingischen Bertha, die wir als die Mutter der Kaiserin Adelheid kennen, war von Anfang an dem Abte von Cluny untergeben. Auch Konrad hatte die Abtei immer unter seine Protektion genommen, im Elsaß wie in Rom hatte er ihre Besitzungen bestätigt. In diesem Kloster nun wurde der Kaiser bereits im Februar des Jahres 1033 ohne Zweifel mit derselben Krone, welche ihm durch Rudolf zugesendet worden war, zum König von Burgund gekrönt.

Die burgundischen Großen waren aber noch immer den Deutschen abgeneigt. Sie scheinen ihr Absehen auf Odo von der Champagne gerichtet zu haben, der gleich Gisela, einer Schwester König Rudolfs entsprossen war. Odo hatte bereits die Festen Murten und Neuenburg im germanischen Burgund besetzen lassen.

Alsbald nach seiner Krönung nun machte Konrad den Versuch, diese Burgen anzugreifen. Ein später starker Winterfrost kam aber den Besatzungen Odos zu Hülfe, so daß der Kaiser nichts ausrichtete. Wollte man daher

einen wirklichen Anfang des neuen Königtums Konrads bezeichnen, so könnte man denselben doch nur in Zürich ansetzen. Hier traf er mit der verwitweten Königin von Burgund und deren vertrautem Freund, Graf Humbert von Savoyen, dem ersten uns begegnenden Mitgliede des Geschlechtes, das später zu so hohen Ehren gelangte, zusammen. Der Krönung Konrads wurde daselbst die Anerkennung seines Sohnes als künftigen Königs hinzugefügt, worauf für die Folge das meiste ankam.

Odos Macht wurde hauptsächlich dadurch gebrochen, daß Konrad ein enges Bündnis mit König Konrad von Frankreich einging, dessen Inthronisierung der Graf einst aufs heftigste bekämpft hatte.

Dahin ging allezeit der Sinn dieses Kaisers, den Gegnern, die ihn angriffen, durch Feindseligkeiten, welche von anderer Seite her gegen sie erhoben wurden, zu begegnen. Und daß auch das capetingische Frankreich durch den großen Grafen Odo in Gefahren gestürzt wurde, die dasselbe kaum bestehen konnte, wenn Odo sich Burgunds, vielleicht sogar Lothringens bemächtigte, liegt auf der Hand.

Als der Graf im August 1033 gleichwohl einen Einfall in Lothringen versuchte, rückte der Kaiser in die Champagne ein, indem er erklärte, wenn jener nach fremdem Eigentum trachte, müsse er dafür in seinem eigenen Gebiet etwas verlieren. Da Odo keinen Rückhalt an dem König von Frankreich fand und von den beiden Machthabern, Herzog Gozelo im oberen, Theoderich von Metz im unteren Elsaß zurückgedrängt wurde, entschloß er sich zu dem Versprechen, überall im Reiche, wohin der Kaiser ihn fordere, vor demselben zu erscheinen und ein Fürstengericht zu erwarten, wenn er auch kaum im Ernste gewillt war, sich in Zukunft vollkommen friedlich zu verhalten.

Konrad war noch keineswegs allseitig anerkannter König von Burgund; er konnte sich nicht ohne zahlreiche Geiseln aus dem neuerworbenen Reiche zurückziehen. Aber die Hauptsache war doch geschehen, Konrad trug die alte Krone Burgunds auf seinem Haupt und fand in den diesseitigen Provinzen vorwiegenden Gehorsam. Für die allgemeine Stellung des deutschen Reiches war dieser Erfolg von nicht geringer Bedeutung. Denn die Behauptung Burgunds hatte Einfluß auf die italienischen und noch mehr auf die südfranzösischen Verhältnisse.

Nicht der Erfolg der Waffen zuletzt war es, durch den Konrad II. triumphierte, sondern mehr noch seine treffende und glückliche Herbeiziehung anderweitiger Umstände, sein schnell entschlossenes Vorgehen gegen alle ihn bedrohenden Feinde. Er war ein Mann für diese Gewalt in dieser Epoche. Aber erst jetzt stieß er mit einer Frage zusammen, welche für das Kaisertum die allgemeinste war, da sie das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt überhaupt betraf. Für Konrad zwar repräsentierte sie nicht zuletzt einen Kampf mit dem Papsttum selbst: sie trat bei ihm in einem Zwiespalt mit der großen hierarchischen Gewalt des Erzbistums von Mailand zu Tage, durch das er einst in Italien selbst die größte Förderung erlangt hatte.

Als Erzbischof Aribert 1025 in Konstanz erschienen war, um Konrad die Krone Italiens anzutragen, hatte dieser ihm das Recht der Investitur des Bistums Lodi gegeben, das bisher nur von dem Kaiser abhängig war. Es war ein großes Zugeständnis für Mailand, durch welches das Erzbistum einen Zuwachs von Macht erhielt, der für die übrigen Städte sehr gefährlich war. Bereits im Jahre darauf, 1026, war Aribert in den Fall gekommen, sein Recht auszuüben. Die Bürger von Lodi hatten sich ihm auf das eifrigste zu widersetzen gesucht. Allein der Erzbischof, der hier gewissermaßen kaiserliche Rechte ausübte, hatte sie mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen.

Schon aber war Aribert in Mailand selbst bei dem niederen Adel der Stadt auf Unbotmäßigkeit und Widerstand gestoßen. Das Erzbistum Mailand verfügte, wie bemerkt worden ist, über die Mittel einer großstädtischen Bevölkerung zu einer Zeit bereits, wo in Deutschland, selbst in den rheinischen Bischofssitzen, noch Bauernhof an Bauernhof sich reihte. Außer den Arimannen, den städtischen Gemeinfreien wie es scheint, gab es in der Gemeinde eine große Zahl von Milites, d. h. ritterlichen Lehnsleuten.

Es ist charakteristisch, daß sie im Gegensatz zu dem deutschen Adel ihre Burgen wesentlich innerhalb der Städte erbauten. Auch unter ihnen hatten sich im Wechsel der Begebnisse wieder zwei Klassen herausgebildet, ein höherer und ein niederer Lehnsadel. Die Mitglieder jener Gruppe hießen Kapitane, die des geringen Adels Valvassoren.

Gestützt auf die Macht der Kapitane hatte sich Erzbischof Aribert die Jahre hindurch mannigfache Übergriffe gegen die Valvassoren seiner Stadt zu schulden kommen lassen. Die Lehnsentsetzung eines der Angesehensten unter diesen führte jetzt zum Konflikt. Die Standesgenossen des Entsetzten zogen aus der Hauptstadt und schlossen sich an Lodi an. Bald kam es mit dem Erzbischof zu einer blutigen aber unentschiedenen Feldschlacht. Dennoch waren die Valvassoren allesamt entschlossen, bei ihrem Widerstand zu beharren. Zunächst suchten sie die gesetzliche Hülfe des Kaisers nach; sie erklärten laut, wenn ihnen der Kaiser nicht Recht verschaffe, würden sie es selber thun.

Man sieht, daß eine Auflösung des gesamten Zustandes der Lombardei drohte. Der Biograph Konrads versichert, alle Valvassoren Italiens und alle gemeinen Ritter hätten sich gegen ihre Herren, alle Niederen gegen die Großen verschworen. Der Kaiser war gezwungen, die Entscheidung des Streites in die Hand zu nehmen. Er erklärte, wenn Italien nach Gesetzen dürste, so wolle er es damit sättigen.

Zu Anfang des Jahres 1037 zog er über die Alpen. In Mailand, wohin er kam, empfing man ihn aufs prächtigste. Bald aber wurde er von den Kapitanen daselbst mit der Bitte angegangen, sich auf ihre Seite zu schlagen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Valvassoren zu machen.

Allein auf deren Bitte eben war Kaiser Konrad herbeigekommen, in der

Absicht, die Unordnung beizulegen und gesetzliche Zustände herzustellen. Er wollte nicht ohne genaue Prüfung der Verhältnisse eine Entscheidung treffen, um so weniger, als er bei seinem Aufenthalt in Mailand Grund fand, Erzbischof Aribert zu mißtrauen.

Ein Gesamtlandtag der Konprovinzialen wurde nach Pavia berufen, auf dem alle Beschwerden der Italiener zur Sprache kommen sollten. Es war gegen den Ausgang des März (1037), als derselbe eröffnet wurde: Erzbischof Aribert hatte sich im Geleit des Kaisers daselbst eingefunden. Sogleich wurden von allen Seiten Klagen gegen ihn laut. Der Kaiser forderte Aribert auf, die ihm gemachten Vorwürfe zu widerlegen.

Allein der Erzbischof fühlte mit dieser Anordnung seine eigene Stellung kompromittiert; er meinte, einer unter kaiserlicher Autorität berufenen Versammlung nicht unterworfen zu sein. Er zog sich mit seinem Anhang zur Beratung zurück und trat dann mit der Erklärung auf, was er im Besitz seiner Kirche gefunden oder erworben, davon werde er auf niemandes Bitten und Geheiß auch nur das Mindeste herausgeben. Von den Anwesenden erinnert, doch wenigstens den Kaiser auszunehmen, blieb er bei seiner Weigerung.

Man kann nicht anders, als hierin ein bedeutendes Moment in dem Streit zwischen dem Kaisertum und dem hohen Klerus erkennen. Dem Kaiser wurde das oberste weltliche Gericht in seinem Reiche von einem großen Kirchenfürsten verweigert. Es war die wichtigste Frage, welche in den pseudoisidorischen Dekretalen angeregt war, die sich, wie wir gesehen, mehr auf die bischöfliche als auf die päpstliche Gerechtsame bezogen.

Kaiser Konrad zog die vornehmsten Fürsten zu Rate. Auf ihren Ausspruch hin bestimmte er dann, daß alles zurückgegeben werden solle, was unrechtmäßig vom Erzbischof entrissen worden sei. Diesen selbst befahl er festzunehmen und vertraute ihn der Obhut des Patriarchen Poppo von Aquileja an.

Doch Ariberts Gewahrsam war nicht der strengste: nach einigen Tagen schon gelang es ihm, aus der Haft zu entfliehen. Er kehrte nach Mailand zurück, wo er von der gesamten Bevölkerung mit lebhaftester Freude empfangen wurde.

Konrad war über die Flucht des Erzbischofs auf das höchste empört. Um jeden Preis mußte er dieses gefährlichsten Gegners wieder Herr werden. Unverzüglich machte er sich an die Belagerung Mailands. Im Mai kam es zum ersten Angriff auf die Stadt: derselbe fiel jedoch ungünstig aus.

Gleichwohl hielt Konrad an seinem Vorhaben fest. Es war für den Erfolg seiner Sache das Wichtigste, sich der Valvassoren und ihrer Hülfskräfte für die Zukunft zu versichern. Zu diesem Zweck erließ er damals, am 28. Mai 1037, für Italien jenes im deutschen Reich schon zur Geltung gekommene Lehnsgesetz, daß niemandem sein Lehn entzogen werden solle, es sei denn aus gerechter Ursache und nach dem Urteile der Genossen.

Das Gesetz verfehlte seine Wirkung nicht; nach kurzer Zeit bereits wandten sich die Valvassoren dem Kaiser zu. Dieser kam jetzt in den Stand, einen entscheidenden Schritt gegen Aribert thun zu können: er setzte den Erzbischof ohne synodales Verfahren, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, förmlich ab.

Es war kein Schritt gegen das Papsttum selbst, den Konrad unternahm — dieses war zu kraftlos in jenen Tagen, um einer Verletzung der Kirchengesetze zu widersprechen — aber doch ein Unternehmen von allgemeiner, cisalpinische und transalpinische Regionen umfassender Bedeutung.

Durch die erwachende geistliche Bewegung in Oberitalien, die sogleich infolge dieses Schrittes gegen Konrad sich erhob, glaubte Graf Odo wieder in eine Lage zu kommen, in der er seine alten Streitigkeiten gegen das Kaisertum von neuem aufnehmen könne. Er vergalt jetzt den Einbruch des Kaisers in sein Gebiet durch eine Wiederaufnahme des Kampfes in Lothringen.

Hier aber war für die Gefahr alles wohl vorbereitet. Der Kaiser hatte den Herzog von Niederlothringen, Gozelo, nach entstandener Vakanz durch die Übertragung von Oberlothringen auf seiner Seite befestigt und zugleich mächtig verstärkt. Gozelo leistete jetzt dem Grafen von der Champagne, in dem er seinen territorialen Nebenbuhler betrachtete, einen Widerstand, dem er nicht gewachsen war. Odo wurde von dem Gegner in dem Gefecht bei Bar, am 15. November 1037, besiegt. Er hatte den Vorteil der Mehrzahl gehabt, aber Gozelo war ein besserer Kriegsmann als jener; bald stellte er die ins Wanken geratene Schlachtordnung wieder her. Odo, der seinerseits nun zurückwich, wurde auf dem Rückzuge erschlagen. Seine Fahne sandte man dem Kaiser nach Italien, wo die Nachricht von dem Tode des Grafen alle Sympathien, welche sein Unternehmen erweckt haben mochte, sogleich zerstreute.

Konrad wurde nun durch nichts mehr gehindert, seine Kriegszüge auch nach Unteritalien zu erstrecken. Es waren die wichtigsten kaiserlichen Geschäfte, welche ihn dorthin führten. Das erste, was ihm oblag, war auch hier die Beruhigung des Zwistes der geistlichen und weltlichen Elemente. Fürst Pandulf IV. von Capua war der vornehmste Gegner des Klosters Montecassino, dessen Abt er verjagt und dessen Güter er dann mit seinem Fürstentum vereinigt hatte. Seine Absicht galt dabei wohl vorzüglich der Sammlung eines normannischen Heerhaufens, als dessen Grundbestandteil in den Berichten der Zeitgenossen die drei tapferen Söhne des Tancred von Hauteville, Wilhelm, Drogo und Humfred erscheinen.

Aber auch andere seiner Nachbarn bedienten sich dieses Machtmittels. Bei Sergius, dem Herzog von Neapel, treffen wir den Normannen Rainulf, der einst mit Melus verbunden gewesen war. Der Gegensatz der kleinen Fürstentümer nährte sich durch diesen Stoff. Ein allgemeiner Krieg brach aus, in dem bald der eine bald der andere die Oberhand hatte.

Kaiser Konrad hatte hier vor allen Dingen den Frieden herzustellen. Es gelang ihm, Montecassino von den Übergriffen Pandulfs zu befreien. Mit dem Beirat seiner Gemahlin setzte er einen deutschen Abt dort ein. Pandulf mußte nach St. Agatha entweichen. Nur seine Person vermochte er zu retten, nicht sein Land.

Die Gegner Pandulfs, die mit dem Kaiser verbunden waren, vor allem Fürst Waimar von Salerno, erlangten allenthalben die Oberhand. Waimar wurde von Konrad seiner Treue wegen in dem Besitz Salernos bestätigt und mit Capua neu belehnt. Auf das Gesuch dieses Fürsten, der sich nicht verhehlte, daß mit Hülfe der Normannen Pandulf sofort wieder Herr im Lande werden würde, entschloß sich der Kaiser, welcher einer stehenden Macht bedurfte, um der unteritalienischen Landschaften sicher zu sein, auch den Normannen eine besondere Ausstattung zu gewähren und sie mit der Grafschaft Aversa zu belehnen. So, kann man sagen, wurden die Normannen aus Freibeutern Lehnsleute des Kaisers.

Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, wieso die Griechen, ihrer alten Eifersucht zum Trotz, zu dem allen stille zusahen. Zwei Jahre lang, sagt man, hat Pandulf in Konstantinopel persönlich die Hülfe des kaiserlichen Hofes nachgesucht, aber nicht erreicht. Ohne Zweifel hat das meiste dazu beigetragen, daß die Griechen wieder in einem Krieg mit Sicilien begriffen waren. Schon 1038 hatte der byzantinische Kaiser, so berichtet der Normanne Amatus, den Fürsten Waimar um Hülfe für diesen Kampf ersucht und Waimar ihm dann eine Normannenschar zugesandt. Diese wirkte mit dem griechischen Patricius, Maniaces, zusammen. Die Erfolge waren sehr glänzend. Messina wurde im Jahr 1038 und Syrakus im Jahr 1039 genommen. Amatus ist, wie bekannt, nicht eben sehr glaubwürdig, aber Cedrenus, der zuverlässige griechische Autor, berichtet die Heerfolge der Normannen unter Führung des Maniaces.

Nicht allein das untere Italien war unheilvoll für die Gesundheit der deutschen Truppen: die ganze Halbinsel war es. Wie einst bei dem ersten Zuge Ottos des Großen, so auch 1038 beim Heerzuge Konrads. Dennoch sieht es nicht so aus, als ob das Unheil auf den Zug selbst Einfluß gehabt habe. Bei Wipo erscheint Konrad als Herr und Meister der Situation; er durchzieht sein Reich bis zu dessen Grenzen.

Schon aber war der Sommer hereingebrochen und mahnte dringend zur Rückkehr nach dem Norden. In Ravenna erst machte der Kaiser Halt, um Veranstaltungen zu einer alljährlichen Belagerung Mailands zu treffen. Dann ging es weiter den Alpen zu. Dennoch endete auch dieser Zug nicht ohne schwere Verluste sogar innerhalb der Familie des Kaisers selbst. Ein folgenschweres Ereignis war es, daß auf dem Heimzug die Schwiegertochter Konrads, Gunhild, auf der Schwelle des Lebens, wie Wipo sagt, plötzlich an einer Pest, die im deutschen Lager ausgebrochen war, verstarb. Gunhild war die Tochter Kanuts von Dänemark aus dessen Ehe mit Emma von der Nor=

mandie, sie verknüpfte also das fränkische Haus selbst mit dem normannischen; ihre Vermählung mit dem jungen Heinrich war das Pfand des 1027 mit Kanut geschlossenen Friedens gewesen. Zugleich fand auch Herzog Hermann von Schwaben, der Sohn Giselas aus ihrer früheren Ehe, seinen Tod, was auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse im inneren Deutschland nicht ohne Einfluß blieb.

Auch Konrad selbst endlich kehrte keineswegs gesund in die Heimat zurück; ein heftiges Gichtleiden, das mit stets verstärkter Gewalt sich wiederholte, ließ ihn ein nicht zu fernes Ende voraussehen. In Schwaben angelangt, setzte er statt des verstorbenen Stiefsohnes seinen eigenen Sohn Heinrich zum Herzog ein. Auch die Anerkennung Heinrichs als König von Burgund vermochte er noch zu bewirken: auf einer großen Reichsversammlung zu Solothurn im Oktober 1038 übertrug er ihm unter Zustimmung der Magnaten und des Volkes die Regierung des Landes.

Zu Weihnachten finden wir den Kaiser dann zu Goslar: hier wurde das Christfest, das letzte, das er erleben sollte, mit aller Pracht begangen. Noch einmal kehrte er darauf in die rheinischen Gegenden zurück. Doch wurde er im Frühjahr 1039 von einem erneuten heftigen Gichtanfall ergriffen. Die Pfingsten feierte er in der Pfalz zu Utrecht und nahm noch am Festsonntage an der Prozession nach der Kirche Teil. Am folgenden Tage aber fühlte er sein Ende nahen. Gattin und Sohn hatten ihn zum feierlichen Mahle holen wollen. Da plötzlich wurden seine Schmerzen so stark, daß er beide ersuchen mußte, vorerst das Gemach zu verlassen. Nachdem er sich dann durch Absolution und Abendmahl zum Tode vorbereitet, schied er, — es war am 4. Juni 1039 — umgeben von der Gemahlin, die seine Regierung recht eigentlich geteilt, und dem Sohne, den er als Erben anerkannt hatte, dahin.

Wirft man die Frage auf, was der äußeren Politik Konrads II. ihren vornehmsten Wert und ihren Charakter gab, so war es vor allem das strenge Festhalten an dem Besitze Italiens und die Neuerwerbung des Königreichs Burgund. Durch sie erst wurde die Gestaltung des deutschen Reiches als solchen bestimmt.

Wir haben das Verdienst, welches sich Heinrich II. einst dadurch schuf, daß er Oberitalien bei seiner Herrschaft behauptete, nach Gebühr gewürdigt. Er verwandelte den Anspruch des ottonischen Hauses, der noch ein erblicher war, in die Verbindung mit dem Reiche an und für sich. Konrad II. konnte diese Erwerbung bereits als reichsrechtlich betrachten; ihm schien die Zerstörung der königlichen Burg in Pavia ein Attentat auf die Reichsgewalt selbst zu sein.

Allein wohin hätte das führen können, wenn nicht Burgund, das Reich der Alpen, welches Italien gegenüber eine dominierende geographische Position in sich schloß, zugleich auch dem Kaisertum zugefallen wäre. Wenn die mächtigen italienischen Fürsten dafür waren, daß die Erwerbung dieses

Königreiches durch eine Teilnahme der deutschen und lombardischen Streitkräfte zugleich ins Werk gesetzt wurde, so hatte dazu das plötzliche Anwachsen der byzantinischen Macht auf der Halbinsel nicht wenig beigetragen.

Lange schon, seit dem Tod Ottos III., war das Verhältnis zu den Porphyrogenitis in Byzanz gelöst worden. Wir sahen, wie Basilius II. durch die mannigfachen Völkerkräfte, die er siegreich um sich sammelte, in den Stand kam, ein Heer auszurüsten, welches zugleich eine Aufsicht in dem unteren Italien auszuüben und Sicilien zu erobern bestimmt war, wie er sogar dem Papste Vorschläge einer Reunion machen konnte, die darauf hinzielten, dem Widerstreit der lateinischen und griechischen Kirche in Italien ein Ende zu bereiten.

Wenn daher um dieselbe Zeit in Oberitalien nach dem Tode Heinrichs II. der Gedanke gefaßt worden war, an Stelle des neuen deutschen Königs einen südfranzösischen Fürsten von ansehnlicher Macht auf den Thron der Langobarden zu befördern, so mußte dieser Wunsch bald in der Lombardei selbst aufgegeben werden. Niemand auf der Welt, erkannte man, war imstande, der allgemeinen Gefahr, die von Byzanz her drohte, erfolgreich zu begegnen, als der deutsche König, den die Reichslande anerkannt hatten, und dem auch Burgund in sichere Aussicht gestellt war.

Darauf vornehmlich hatte der Succeß Konrads in Italien beruht. Mit der ganzen Kraft seines Geistes war er an die Aufgaben gegangen, welche ihm hier entgegentraten. Konrad II. würde unvergeßlich sein, auch wenn er für die Idee des Kaisertums nichts weiter vollbracht hätte, als die Aufrechterhaltung der Ansprüche an Italien und die Neuerwerbung Burgunds.

Natürlich, daß so viele Erfolge aber andererseits wieder die lebhafteste Opposition hervorriefen. Der große Geistliche selbst, Erzbischof Aribert von Mailand, der einst Konrad in Deutschland aufgesucht hatte, um ihm die Krone Italiens anzutragen, war dann nicht der Meinung, der Ordnung der weltlichen Gewalt, die der Kaiser für ratsam hielt, freien Raum zu lassen. Es kam, wie wir gesehen, zwischen beiden Gewalten zum heftigen Kampf, in welchem der Kaiser jedoch sich behauptete. Der Erzbischof schaute nach fremder Hülfe aus, er trat mit Odo von der Champagne in Verbindung, aber der deutsche Kaiser war noch Herr und Meister im Reiche: seine lothringischen Vasallen erwehrten sich Odos, worauf dann auch Erzbischof Aribert keinen weiteren Rückhalt erwarten durfte.

Trotz des Zwiespaltes mit Aribert erfreute sich in Italien die Herrschaft Konrads II. lebhaftester Anerkennung. Für die Vasallität des Landes hatte dieser Fürst, der stärker als alle seine Vorgänger das jurisdiktionelle Element hervorhob, dieselbe Erblichkeit der Lehen festgesetzt, deren Einführung ihm schon im deutschen Reiche die Sympathien des Adels gesichert. Und nicht minderes Ansehen trug ihm seine Einwirkung auf die südlichen Gebiete der Halbinsel ein. Die normannischen Einwanderungen daselbst hatten dem ganzen Süden nach und nach eine andere Gestalt gegeben. Die Ankömm-

linge wurden nun von Konrad in seinen Schutz genommen und zu kaiserlichen Lehnsleuten erhoben, um dem Reiche auch an dieser äußersten Grenze wieder eine feste Anerkennung zu verschaffen.

Konrad II. gebührt das Verdienst, das Prinzip der weltlichen Gewalt von neuem zu allgemeinem Ansehen gebracht zu haben. Er war der Regent, der durch straffes Zusammenschließen der Macht, die er in seiner Hand hielt, eine feste Ordnung im Reiche begründete. In dieser strengen Durchführung der kaiserlichen Ansprüche und Rechte liegt der Charakter und die Größe seiner Regierung.

Siebentes Kapitel.

Englische Hierarchie und nordisches Königtum.

Weit entfernt, in dieser Epoche eine universale Herrschaft anstreben zu wollen, mußte es sich das deutsche Reich trotz aller Erfolge, die es errang, gefallen lassen, daß auch die Nachbarn ihre eigenen Bahnen einschlugen: Polen und Russen, Ungarn und Griechen, das westliche Frankenreich, der Kontinent überhaupt. Schon aber hatte sich neben diesen Potenzen auch zur See eine Macht erhoben, welche alle früheren Bestrebungen des Kaisertums nach einer nordischen Herrschaft illusorisch machte. Dieses Ereignis erfüllt den historischen Horizont. Wir dürfen nicht länger säumen, seines Ursprunges und Fortganges zu gedenken: es ist ein konstituierendes Moment der allgemeinen, selbst der deutschen Geschichte.

In England hatte die Thronfolge Schwierigkeiten wie anderwärts: sie war ein Gemisch von Wahl- und Erbrecht, welches denn nicht immer deutlich zur Erscheinung kam. Der Sohn des von uns zuletzt erwähnten Edward I., Äthelstan, der durch den Willen seines Vaters und der Mächtigsten im Lande diesem nachfolgte, konnte doch der Salbung nicht entbehren, die er noch im Jahre 924 zu Kingston durch den Erzbischof von Canterbury empfing: er machte sich dann nach allen Seiten hin Bahn. Er setzte den alten Krieg gegen die Eingeborenen mit vielem Erfolg fort; sie verloren damals Exeter, das durch seine Handelsverbindungen etwas in der Welt bedeutete. Auch die Grenzen gegen die Walliser setzte er fest und nötigte sie zum Tribut.

Zugleich aber geriet er mit den nordischen Streitkräften in einen Krieg, welcher alles wieder zweifelhaft machte. Durch die Vermählung seiner Schwester mit dem König von Northumberland, Sithrik, wurde er veranlaßt, dessen Söhne aus einer früheren Ehe, Guthfred und Analav, zu verjagen. Diese fanden Hülfe bei den Ostmannen in Irland und bei den Schotten.

Mit mehr als 600 Schiffen kehrte Analav aus Irland zurück und nahm York, das bereits in die Hände Äthelstans gefallen war, als sein Erbteil wieder in Besitz. Äthelstan rüstete sich nun gegen ihn mit aller Macht. Zwischen den beiden germanischen Heeren kam es 937 bei Brunanburg zum Kampf, der durch einen herrlichen Siegesgesang im Gedächtnis geblieben ist. Äthelstan, der Fürst der Herzöge und Könige, gleichwie sein Bruder, Edmund Ätheling mit dem langen Haupthaar, werden darin gepriesen, wie sie mit der Schärfe des Schwertes den Schildwald brechen. Das Feld ertönte, die Krieger glühten. Von da an, daß die Leuchte des Herrn über den Grund hinschien, bis daß sie wieder zu ihrem Sitze ging, wurde gestritten. Es war kein entschiedener Sieg, den die Angelsachsen errangen, indessen Äthelstan blieb Herr und Meister in Britannien. Er ist als der Fürst berühmt, welcher Schottland unterwarf. In der normannischen Sage erscheint er als der eigentliche Repräsentant der englischen Macht; selbst der Name König Alfreds wurde von ihm verdunkelt.

Mit dem Tode des Helden und Siegers (Oktober 940) brach der Streit mit Northumberland von neuem aus; Analav, der nach der Schlacht von Brunanburg zu den Iren geflohen war, fand wieder Aufnahme in seiner Heimat und wurde sogar von dem Erzbischof von York anerkannt. Dennoch war sein Erfolg kein umfassender. Unter den entgegengesetzten Einwirkungen des Nordens und der Verwandtschaft und Verbindung mit Deutschland kam es bald zu einer Art von Gleichgewicht zwischen der dänischen und angelsächsischen Partei. Als im Jahre 943 ihre Heere einander begegneten, haben die beiden Erzbischöfe von Canterbury und York, von denen jeder die Dänen anerkannte, dieser an der angelsächsischen Dynastie festhielt, sich vereinigt, um einen Frieden zu vermitteln, dessen Resultat war, daß England in zwei verschiedene Reiche zerfiel, deren Grenzscheide die alte Römerstraße bildete.

Nicht sowohl durch die Waffen, als durch die Religion wurde die Einheit dieser beiden Teile repräsentiert. Da war es denn eine natürliche Folge, daß das geistliche Prinzip dabei die Oberhand über das weltliche erlangte. Die Frage, welche den Kontinent in dieser Zeit in Atem hielt, inwiefern das Königtum von der Geistlichkeit abhänge, wurde in England zu Gunsten der letzteren entschieden. Einer der größten Verfechter dieses Prinzips war Erzbischof Odo von Canterbury. In einer Konstitution, die uns erhalten ist, fordert er den König, die Fürsten und alle, welche Gewalt haben, auf, den Erzbischöfen und Bischöfen zu gehorchen, denn diesen seien die Schlüssel des Himmels anvertraut; sie hätten das Recht zu binden und zu lösen. Die bekannte Scene, welche sich bei der Thronbesteigung König Edwis (955) abspielte, muß als ein Symptom dieser Verhältnisse betrachtet werden. Der neue Herrscher hatte sich nach überstandenen Ceremonien in den Schoß seiner Familie zurückbegeben; hier aber suchten ihn die Führer der Geistlichkeit auf und führten ihn zurück. Sie sahen die Krone als eine Gabe von ihrer

Hand an und fühlten sich dadurch, daß der König sie nach eigenem Belieben abgelegt hatte, beleidigt.

Edwi mußte sich wieder mit Wessex allein begnügen. Erst nach seinem frühen Tode vereinigte der Bruder desselben, Edgar, das westliche und östliche England von neuem; er hat dann diese Vereinigung hauptsächlich durch Unterstützung derer, welche von Edwi verletzt oder verjagt worden waren, vor allem des Mönches Dunstan, der nunmehr der mächtigste Mann in England wurde, behauptet. Unter ihm bekam England wieder eine feste, das ganze Reich umfassende Gestaltung. Alle Frühjahre, gleich nach Ostern, ließ der König eine östliche, westliche und nördliche Flotte zusammenbringen. Mit der ersten schiffte er bis zur West-, mit der zweiten bis zur Nord-, mit der dritten bis zur Ostküste, um sie vor Einfällen der Seeräuber sicher zu stellen. Die Fürsten von Schottland und Cumberland, fünf Könige von Wallis und der vornehmste Führer der Seeräuber, der Archipirata, welcher die Insel Man beherrschte, waren ihm unterthan. Man sah ihn auf dem Vorderteil eines Schiffes sitzen, das die Könige den Deestrom hinunter ruderten. Zahlreiche Sachsen, Flandrer und Dänen, wird uns gemeldet, besuchten ihn.

Die Moralität der Unterthanen Edgars hat, wie der Bericht sagt, durch diese Besuche nicht eben gewonnen: man ahmte den Sachsen die Wildheit, den Flandrern die Weichlichkeit und den Dänen die Trunksucht nach. Dem König selbst aber erwuchs durch den Gehorsam, den er fand, ein starkes Bewußtsein von Macht, welches er in einer auf uns gekommenen Charta mit unerwarteter Stärke ausdrückt. Das Dokument ist vom Jahre 964. Wenn sich der Fürst darin ein nördliches Imperium zuschreibt, so könnte ihn wohl die kurz vorher eingetretene Erwerbung des Kaisertums durch Otto I., seinen nahen Verwandten, dazu veranlaßt haben, obwohl auch zugleich ein Gegensatz gegen das ottonische Imperium darin liegt, daß sich Edgar den hierarchischen Grundsätzen unbedingt unterwarf. Durch des hochdonnernden Gottes reichströmende Gnade — so heißt es daselbst — der der König der Könige ist und Herr aller Herren, danke ich, Edgar, Basileus der Angeln und aller Könige der Inseln des Oceans, die um Britannien liegen, und aller Nationen, welche in demselben begriffen sind, Kaiser und Herr, danke ich dem Allmächtigen, meinem Könige, daß er mein Imperium erhöht hat über das Königreich meiner Vorfahren. Ihm, so fährt er fort, sei es durch die gnädige Gottheit beschieden worden, alle Reiche der Inseln des Oceans mit allen seinem Gehorsam widerstrebenden Königen bis nach Norwegen hin und zugleich den größten Teil von Irland mit der edlen Hauptstadt Dublin dem englischen Reiche zu unterwerfen.

Man erkennt deutlich die Aspiration des anglo-sächsischen Reiches auf eine Seeherrschaft über den Norden, die bei der Stellung des englischen Königs inmitten der allgemeinen Bewegung nicht gerade unnatürlich ist. Zugleich aber zeigt sich Edgar auf das tiefste von der Hoheit der Kirche durch-

drungen: der König gelobt, die Glorie Christi in seinem Reiche zu erhöhen und seinen Dienst auszubreiten im Einverständnis mit den geistlichen Vätern, vor allem mit Erzbischof Dunstan, dem man wohl die ganze Idee eines die See beherrschenden Inselreiches zuzuschreiben hat. Dunstan gehörte der monastischen Reformpartei an, die, wie wir schon sahen, ihren Ausgang und ihr Muster von Cluny nahm, und deren vornehmstes Prinzip die Opposition gegen die Weltgeistlichkeit bildete. Auch Erzbischof Odo von Canterbury, in dessen Umgebung der ursprünglich anderen Tendenzen zugewandte Dunstan erst seine Richtung empfangen hatte, zählte zu den Anhängern dieser Partei.

Unter Dunstans Vorgang erlangte die monastische Disciplin einen größeren Einfluß auf der Insel als irgendwo sonst. Man schritt dazu, auch die Weltgeistlichkeit, die Kapitel der Kathedralen nach diesem Prinzipe einzurichten; wo die Inhaber der Stifter sich sträubten, sollten Mönche an ihre Stelle treten. Die Ehen der Geistlichen, die in England häufig vorkamen, wurden als Konkubinat verdammt, die Zehnten mit immer wachsender Schärfe eingetrieben. Ich denke, daß dieses alles nicht zum wenigsten durch die Notwendigkeit, die kirchliche Einheit in England aufrecht zu halten, hervorgerufen wurde.

Sicherlich ist Dunstan als einer der begabtesten Hierarchen aller Zeiten zu betrachten. Aber leugnen läßt es sich andererseits nicht, daß sein Verfahren großen Widerstand und Zwietracht hervorrief, die dann von Zeit zu Zeit in den Kirchenversammlungen zum Ausdruck kamen und bei dem Wechsel der Regierungen Unruhen erregten. In diesem Gegensatz ist Äthelred, genannt der Unberatene, 978 zum Throne gelangt; Erzbischof Dunstan selbst hat den jungen König, der noch ein Knabe war, gekrönt. Eine Zeitlang blieb alles beim alten. Nach dem Tode Dunstans aber (988) brachen die Dänenkriege von neuem aus, ohne Zweifel eine Rückwirkung der großen politischen Veränderung, die durch das Hinscheiden Kaiser Ottos II. eingetreten war. Otto II. hatte sich noch einmal um das deutsche Reich das Verdienst erworben, die dänischen Einfälle zurückzuweisen, allein mit der Katastrophe von Rossano und seinem bald darauf erfolgten Tode war der pacifizierende Einfluß, den das sächsische Haus von jeher auf den Norden ausgeübt hatte, wieder hinweggefallen.

In Dänemark hatte König Sven sich gegen seinen Vater Harald empört und denselben vom Throne gestoßen: Harald war in dem Kampfe um die Herrschaft von verräterischer Hand getötet worden. Bald aber zog der neue König, durch Einfälle des mächtigen Schwedenfürsten bedroht, aus seinem angestammten Reiche fort. Mit einer gewaltigen Flotte ausgestattet, schweifte er in der Nordsee umher, von Schottland aus, wo er sich niederließ, überallhin Schrecken verbreitend.

Ganz England drohte Gefahr. Obwohl die angesiedelten Dänen von der bisherigen Regierung begünstigt worden waren, durfte der Eroberer doch

auf ihre nationalen Sympathien rechnen. Dazu kam noch ein anderes: Sven war ein eifriger Heide, er bekannte sich zu dem Gegenteil der Doktrinen, die im angelsächsischen Reiche eben das Übergewicht erlangt hatten. An der Stelle des christlichen maritimen Imperiums, von welchem noch Edgar geträumt, erhob sich so das Heidentum zu einem neuen Versuch der Oberherrschaft über See und Land.

Im Jahre 994 fuhr Sven vereint mit dem König der Norweger, Olaf Trygveson, welcher gleich jenem die Nordsee plündernd durchschiffte, die Themse hinauf und erschien vor den Thoren Londons. Unter dem vermeintlichen Schutz der heiligen Jungfrau leisteten die Bürger der Stadt ihnen glücklichen Widerstand. Aber die Küsten sowie auch das innere Land erlagen der Plünderung, so daß König Äthelred sich zur Zahlung eines Tributs entschloß. Olaf, der schon in seiner Jugend in England sich aufgehalten hatte, kam an das Hoflager des Königs und wurde daselbst getauft. In diesem Akt mochte eine Art von Pacifikation liegen; Olaf ging in die Heimat zurück mit dem Versprechen, niemals wieder nach England zu kommen.

Die Angriffe der Dänen dagegen traten Jahr für Jahr furchtbarer auf. Eine dänische Flotte überwinterte in den britannischen Gewässern; im Jahre 998 griff sie Nordengland an und nahm endlich eine Position auf der Insel Wight, von wo sie neue Einfälle auf die früher nicht berührten Küstenländer machte. Für England war die Sache um so ernster, da die Dänen Freunde und Bundesgenossen im Lande hatten. Endlich wurde von Äthelred und den ihm getreuen anglo-sächsischen Großen der Beschluß gefaßt, sich mit aller Macht zu Land und zur See zu rüsten und einen definitiven Kampf zu wagen.

Die Dänen richteten in diesem Augenblicke ihre Raubzüge über den Kanal gegen die Normandie, so daß ihre Anhänger in England auf keine Unterstützung rechnen konnten. Äthelred wendete deshalb seine Macht zunächst gegen die Lehnsleute, die einer Verbindung mit den Dänen verdächtig waren. Malcolm von Cumberland und seine Genossen wurden überrascht und ihr Gebiet auf dieselbe Weise verwüstet, wie die Dänen zu verwüsten pflegten. Da aber die englische Flotte, durch widrige Winde zurückgehalten, nichts ausrichtete, so regte sich gleichwohl allgemeines Mißvergnügen im Lande. Durch alle die Rüstungen, meinte man, werde nichts veranlaßt, als fruchtlose Aufwendungen und vergebliche Mühe und Arbeit; der Feind werde nur um so mehr gereizt.

Inzwischen hatten die Normannen in Frankreich, ihrer Verpflichtung getreu, die Dänen zurückgewiesen, und man geriet nun auf den Gedanken, in der Verbindung mit ihnen das Heil Englands gegen die dänischen Occupationen zu suchen. Wohl lief das dem Ideenkreis entgegen, in welchem man sich bisher bewegt hatte; denn die ersten Feinde, welche England zu bestehen gehabt, waren eben die Normannen gewesen. Allein dieselben waren im

Laufe eines Jahrhunderts eifrige Christen geworden, sie hatten die Prinzipien der occidentalen Kirche in sich aufgenommen; auch sie sahen in den Dänen, bei welchen das Heidentum durch Sven in neuen Aufschwung gekommen war, nicht mehr Nebenbuhler wie ehedem, sondern Feinde. So geschah es, daß Äthelred mit dem Normannenherzog Richard II. in eine Verbindung trat, deren Pfand die Vermählung des Königs mit der Schwester des Herzogs, Emma, war.

Heinrich von Huntingdon, der angelsächsische Autor, der die ersten Vorschläge zu diesem Bunde schon in das Jahr 1000 setzt, begründet sie auf die Absicht, das Reich mit normännischer Hülfe gegen die Dänen zu verteidigen. Es ist wohl möglich, daß dazu auch das Wort heiliger Männer beitrug, welche es aussprachen, daß nur von Frankreich die Rettung Englands ausgehen werde; prophetischer Gaben aber bedurfte es hiebei nicht. Die Dänen richteten ihre Waffen auch gegen die Normandie; daher erklärt es sich, daß Herzog Richard auf das Anerbieten einging. In England würde eine neue Niederlage die Herrschaft der Dänen zur Folge gehabt haben, und damit das Inselreich auf immer von dem Kontinent losgerissen worden sein. Auch darum endlich mußte dem Lande die Verbindung Äthelreds mit einer fremden Fürstentochter nützlich erscheinen, weil die bisherigen Verbindungen der Könige mit den Töchtern der einheimischen Magnaten nichts als Verwirrungen und Parteiungen gebracht hatten. Die Lage war so gefährlich, daß die Großen selbst in den Bund willigten. Einige der Vornehmsten von ihnen begaben sich persönlich nach der Normandie, um die Brautwerbung zu unterstützen. Im Jahre 1002 kam Emma, das Juwel der Normandie, wie unser Autor versichert, nach England.

Bei der Vermählung empfing die Fürstin das Diadem; die Feier selbst wurde durch ein gräßliches Blutbad bezeichnet. König Äthelred war nicht ohne Grund zu der Meinung gelangt, daß die Dänen ihn und seine getreuen Großen zu vernichten gesonnen seien, wenn er auch nicht gerade eines besonderen Komplottes hiezu inne geworden war. Zu äußersten Gewaltsamkeiten gereizt und jetzt sicher, einen Rückhalt jenseit des Meeres zu finden, faßte er den ruchlosen Plan, die in England selbst wohnenden Dänen — gewiß nicht alle, denn deren war eine Unzahl, aber doch die, welche nach den letzten Einfällen in England zurückgeblieben waren — umbringen zu lassen. Es existiert eine aus jenen Zeiten stammende Überlieferung, der König habe in alle englischen Städte den Befehl erlassen, daß die darin wohnenden Dänen auf einen Tag und in derselben Stunde überfallen, ermordet oder festgenommen und mit Feuer verbrannt werden sollten. Es war ein Akt des wildesten Nationalhasses. Der Tag, an welchem es geschah, der St. Bricciustag, 13. November 1002, hat dadurch für die englische Geschichte eine funeste Berühmtheit erlangt.

Der nächste Erfolg war der entgegengesetzte. König Sven war zur blutigen Rache entflammt; er schwur, Äthelred zu stürzen oder selbst dabei umzu-

kommen. Und in der That war er bei weitem der Stärkere. Der erste Einfluß der Normandie führte eher eine Schwächung als eine Verstärkung des angelsächsischen Gemeinwesens herbei, sodaß der Däne, als er 1004 und 1006 von neuem eindrang, auf keinen Widerstand stieß, der ihn hätte aufhalten können. Die beiden Jahre sind wieder durch gräßliche Verwüstungen bezeichnet. Im Frühjahre 1013 umschiffte Sven Ostanglien, fuhr in den Humberfluß ein und schlug sein Lager in Gainsborough auf, woselbst er die Huldigung der Grafen von Northumbrien und der ganzen Bevölkerung Englands jenseit der Watlingstraße empfing; sie gaben ihm Geiseln und schwuren ihm Treue. Indem er dafür sorgte, daß der Ertrag dieser Gebiete seinem Heere zu Gute kam, überschritt er die Watlingstraße mit dem Befehl, das Land und die Bevölkerung von Grund aus zu vernichten. Oxford und Winchester unterwarfen sich; dann machte er sich gegen London auf. Seine Kriegsvölker suchten, bei der Themse angelangt, weder nach Brücken noch nach sicheren Furten; indem sie durch den Fluß geradezu auf die Stadt losgehen wollten, kamen ihrer nicht wenige um. Die Stadt selbst, in der König Äthelred weilte, vermochte sich zu verteidigen. Aber den Mut eines nachhaltigen Widerstandes hatte man doch in England verloren. Äthelred selbst flüchtete; er begab sich zuerst nach der Insel Wight, dann aber, da ihm dieselbe keinen Schutz gewährte, nach der Normandie, wo er von Herzog Richard als König empfangen wurde.

Sven, der sich bereits als Herrn des Landes betrachtete, war unterdessen nach Bath gegangen; hier empfing er die Huldigung von Devonshire und Wessex. Auch die Bürger von London hielten es jetzt für geraten, ihren Frieden mit dem Sieger zu machen und ihm Geiseln zu stellen. Sven legte dem gesamten England die Pflicht auf, die Dänen reichlich mit Lebensmitteln zu versehen und forderte einen recht beschwerlichen Tribut.

Nicht lange indessen sollte der Däne seines Kriegsglückes genießen. Nach Gainsborough zurückgekehrt, ist er daselbst inmitten seiner siegreichen Scharen plötzlich gestorben. Charakteristisch dafür, wie man dieses Ereignis in England auffaßte, ist die Sage von seinem Tode. Sven habe, heißt es, den heiligen Edmund nicht als Heiligen anerkennen wollen und seine Stiftungen mit Feuer und Schwert bedroht; da sei ihm dieser selbst entgegengetreten und habe ihn mit der Lanze vom Pferde gestoßen, worauf der Frevler umkam. So legendarisch das klingt, läßt sich doch das Eine daraus entnehmen, daß in diesen Kämpfen die religiösen Momente, die noch auf beiden Seiten unendlich stark waren, den politischen zur Seite traten.

Alsbald nach dem Tode Svens erkannte die dänische Flotte und das Heer den ältesten Sohn desselben, Kanut, als ihren Herrn und König an. Durch diesen Personenwechsel aber wurde wie so oft zugleich eine Veränderung der politischen Lage herbeigeführt. Da Kanut schon lange getauft war, so konnte er die geistliche Opposition nicht mehr auf sich ziehen. Um so mehr war er entschlossen, die Monarchie in seiner Hand zu behalten. An-

fangs schien es zwar, als ob ihm dies unmöglich werden würde. Die englischen Großen, die Witan, näherten sich Äthelred wieder, wie sie sagten: ihrem natürlichen Herrn, den sie jedem Fremden vorziehen würden, wenn er sie nur gerechter regieren wolle. Äthelred trug kein Bedenken, dies zu versprechen: alles Vorgefallene, versicherte er, solle vergessen sein. Man verständigte sich vollkommen; die Herrschaft des dänischen Königs wurde für ungesetzlich erklärt.

Bald aber entsprangen aus dieser Verständigung für das Inselreich die widerwärtigsten Folgen. Kanut ließ die seinem Vater gestellten und in der Flotte verwahrten Geiseln ans Land setzen, nicht jedoch ohne sie durch körperliche Verstümmelungen gekennzeichnet zu haben, denn er sah den Rücktritt der Magnaten zu Äthelred als einen Akt der Empörung an. Dann wandte er sich seiner dänischen Heimat zu, um, mit neuen Streitkräften ausgerüstet, den Treubruch völlig zu rächen. Um Äthelred, der inzwischen zurückgekehrt war, sammelte sich ein Heer; aber auch er übte seinerseits gräßliche Akte der Rache an denen aus, welche zu den Dänen gehalten hatten. Hierüber wurden die angelsächsischen Großen wieder schwankend. Zwischen dem Sohn des Königs, Edmund, der an ihrer Spitze stand, und dem Günstling und Ratgeber Äthelreds, Edric, brach ein heftiger Zwist aus, der Kanut, welcher nach England zurückgekehrt war, den Weg öffnete. Edric trug kein Bedenken, zu diesem überzugehen und ihn als seinen Herrn anzuerkennen. Seinem Beispiele folgten die Thane von Wessex. Siegreich durchstürmten die Dänen das Land. Der Zwiespalt unter den Engländern war so tief eingerissen, daß König Äthelred selbst bei dem Heere, das ihn verteidigen sollte, nicht zu erscheinen wagte.

Als Äthelred bald darauf in London starb, brach eine offene Spaltung aus. Die Bürger der Stadt und der anwesende Adel erklärten sich für den Sohn des Königs, Edmund, der größere Teil der Magnaten aber, auch die Geistlichen, Bischöfe und Äbte eingeschlossen, suchten Kanut in Southampton auf und erkannten ihn als ihren Herrn an. Nicht lange, so erschien der Däne vor den Thoren Londons, um dies zu unterwerfen, besser dazu vorbereitet als sein Vater selbst. Aber die Bürgerschaft von London widersetzte sich auch diesmal. Es wird wohl gesagt, sie seien dazu durch die Vorteile bewogen worden, die ihnen Äthelred früher bewilligt hatte; allein wie hätten ihnen diese nicht auch durch Kanut bestätigt werden sollen? Ich denke, man muß annehmen, daß der legitimistische Gedanke in den Bürgern stärker war, als im Adel.

Wohl hatte auch Edmund, der sich gut auf den Krieg verstand, wie sein Beiname Eisenseite andeutet, ein bewaffnetes Gefolge zusammengebracht, welches von Tag zu Tag wuchs, zumal da manche Handstreiche ihm gelangen. Allein die englischen Chronisten bemerken, er würde bei weitem mehr erreicht haben, wenn nicht Edric und noch einige andere Freunde und Verwandte Äthelreds auf der Seite der Gegner gestanden hätten. Um so größer daher die Hoffnung, als Edric nun selbst zu Edmund zurücktrat und die Gnade des

Königs wieder erwarb. Die nächsten Kämpfe waren siegreich; sie würden zur Verjagung der Dänen geführt haben, allein der alte Ratgeber Äthelreds, Edric, der auf den Sohn nicht minder Einfluß ausübte, als einst auf den Vater, trieb, wie uns die Chronik versichert, falsches Spiel. In einem Treffen bei Aylesford riet er dem König, mitten im Siegeslaufe innezuhalten. Zu einer neuen entscheidenden Schlacht kam es dann bei Ashdown in Essex; auch hier waren die Dänen bereits genötigt, zurückzuweichen. Doch auch diesmal wird Edric, der als ein Urbild der Treulosigkeit erscheint, der unglückliche Ausgang zugeschrieben. Mitten im Kampf ließ er mit seinem unmittelbaren Anhang, wie er es Kanut ausdrücklich versprochen haben soll, den bereits im Vorteil begriffenen Gebieter im Stich, so daß statt des Sieges eine Niederlage erfolgte.

Soviel leuchtete ein, daß Edmund niemals in den Stand kommen konnte, den Gegner ganz aus seinem Lande zu vertreiben. Auf den Rat Edrics fand deshalb zwischen beiden Königen auf einer Insel in der Severn eine Zusammenkunft statt. Persönliche Freundschaftsbezeigungen wurden gewechselt und dann ein Vertrag geschlossen, wie er den momentanen Verhältnissen entsprach. Edmund behielt die Krone und den westlichen Teil der Insel; allein er verpflichtete sich, zu dem Tribut für die Dänen beitragen zu helfen.

Kurze Zeit nach dieser Abkunft aber, am 30. November 1016 fand Edmund in London ein plötzliches Ende. Schon vor seinem Tode war die Frage erörtert worden, ob die Krone in diesem beschränkten Zustande noch eine erbliche sei, d. h. ob sie auf die Söhne oder die Brüder Edmunds übergehen solle. Jetzt nun kam es auf einer allgemeinen Landesversammlung, die auf Betrieb Kanuts nach London berufen wurde, über dieses Problem zu definitiver Entscheidung. Die vereinigten englischen Großen nahmen weder auf die Brüder noch auf die Söhne Edmunds Rücksicht; sie erkannten das Königtum Kanuts an und versprachen den Tribut, der zur Erhaltung des Heeres desselben erforderlich sei; darauf leisteten sie ihre Eidschwüre. So wurde durch schnell entschlossenes Vorgehen Kanut 1017 König von ganz England. Um seine Herrschaft noch mehr zu befestigen, hat er sich dann in demselben Jahre noch mit Emma, der Witwe König Äthelreds, die wieder in der Normandie am Hofe ihres Bruders weilte, vermählt.

Ich habe mich in meiner Darstellung bis hierher an die englischen Überlieferungen gehalten; es giebt aber noch einen anderen Bericht über diese Ereignisse in dem sogenannten Encomium Emmae, das um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als es eben an diese Königin selbst gerichtet ist. Darin nun ist von den früheren Kriegen zwischen Dänen und Angelsachsen nicht die Rede; selbst die Ermordung der Dänen auf Befehl Äthelreds wird nicht erwähnt. Die Invasion Svens erscheint in dem Lichte eines Eroberungskrieges; der Däne ist im Vollgefühl seiner Macht und beschließt, das angelsächsische Reich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Das Unternehmen gelingt vornehmlich dadurch, daß er alle Häfen in England besetzt; er bezwingt die Eng=

länder, so daß ihm niemand widerstehen kann, und nimmt den Thron von England in Besitz. Von der legendenartigen Auffassung seines Todes durch Edmund, wie wir sie bei den englischen Chronisten fanden, weiß dieser Autor nichts; ihm zufolge erhebt Sven seinen Sohn Kanut in aller Form zu seinem Nachfolger. Sehr ausführlich spricht der Verfasser über die Verhandlungen Kanuts mit dessen Bruder Harald; sie fassen den Beschluß, daß letzterer den Norden erhalte, Kanut aber England besitzen solle. Bei ihm erhält Edric, in dem die Engländer bloß einen Verräter sahen, eine Art von Rechtfertigung; er soll das Unnütze des weiteren Blutvergießens eingesehen und deshalb die Teilung zwischen Kanut und Edmund herbeigeführt haben. Der plötzliche Tod Edmunds wird dann unmittelbar von dem Willen Gottes hergeleitet, der eine Teilung nicht billige. Dieser Ausgang hat die günstige Folge, daß England, welches bisher Kanut Widerstand geleistet, sich jetzt in seiner Gesamtheit ihm unterwirft; von demselben Tage an hat er die Herrschaft friedlich behauptet. Der König beschließt jetzt, sich zu vermählen; aber indem er nach einer Braut ausschaut, findet er keine andere geeignet, als die Witwe König Äthelreds, Emma, die als Virgo bezeichnet wird.

Wenn der Autor es einmal ausspricht, man dürfe die Wahrheit nicht mit Falschem vermischen, so kann doch niemand leugnen, daß er die Wahrheit seiner Darstellung geopfert hat. Die Schrift ist vor dem im Jahre 1041 erfolgten Tode Hardaknuts, des Sohnes Kanuts und der Emma, entstanden. Daraus erklärt sich meines Erachtens der Standpunkt des Werkes überhaupt; es ist zu Gunsten des jungen Prinzen verfaßt. Da es dem Autor um eine Vereinigung des englischen und dänischen Prinzips, das in Hardaknut zur Erscheinung kommt, zu thun ist, so vermeidet er alle Gehässigkeiten der Dänen, ebenso aber auch alle Gewaltsamkeiten, welche die Engländer sich zu Schulden kommen ließen. Das Buch ist eigentlich mehr eine Lobschrift auf Kanut, als auf Emma. So wenig sich die Erzählung mit den englischen Überlieferungen vereinigen läßt, hat sie doch in der politischen Auffassung Svens und Kanuts ihren eigentümlichen Wert.

Vergegenwärtigen wir uns völlig, was es mit dem Königtum beider auf sich hatte.

Sven ebenso wie anfangs Kanut, waren Heerkönige ihres Kriegsvolkes; die große Forderung, welche sie an England stellten, betraf das Danegeld, den Tribut, den König Äthelred nun einmal auf sich genommen hatte. Welch ein verhängnisvoller Irrtum aber, wenn dieser Fürst der dänischen Feindseligkeiten sich dadurch zu erwehren trachtete, daß er eine Anzahl von Dänen, die in England wohnten, umbringen ließ. Er zog damit die Macht des Dänenheeres, der er nicht gewachsen war, unwiderstehlich auf sich. Die Absicht der Heerkönige richtete sich jetzt darauf, in England selbst den Tribut sich zu verschaffen, der ihren Scharen gehörte. Sie forderten die Krone von England hauptsächlich insofern, als sie ihnen das Mittel gab, ihre Forderungen zu befriedigen; die Eingesessenen von England sollten die Bedürfnisse des

Heeres unmittelbar auf ihren Befehl aufbringen, ohne Dazwischenkunft Äthelreds oder seiner Nachkommen. Auch als Kanut dem jungen Edmund die Krone mit einem Teile von England wieder überließ, war doch die Bedingung daran geknüpft, daß er in seinem Gebiete die Auflagen, welche für die Bedürfnisse des Heeres erforderlich waren, aufbringen sollte. Diese Teilung des Reiches aber war auf die Dauer nicht zu behaupten, völlig abgesehen davon, daß Edmund bald nach derselben verstarb. Was von den Verrätereien Edrics erzählt wird, der seiner Abstammung nach ein Däne war, beruht auf den so beschaffenen, in sich selbst schwankenden und unbestimmbaren Verhältnissen. Der alte Dänenführer konnte unmöglich eine Hingebung für das cerdicingische Haus besitzen, die selbst von den englischen Magnaten fallen gelassen wurde.

Das große Ereignis nun in der Thronbesteigung Kanuts war, daß der Heerkönig jetzt auch wirklicher König von England wurde. Die Unterwerfung unter sein Scepter erlöste das Reich sogleich von der schweren Tributpflicht, mit der es belastet war. Es versteht sich von selbst, daß der neue König nicht daran denken konnte, die angelsächsischen Zustände etwa von Grund aus umzugestalten; sie waren bei weitem besser entwickelt als die dänischen; auch in dem Verfall, in welchem das englische Reich begriffen war, enthielt es dennoch die Kontinuation der welthistorischen Entwickelung. Kanut vermochte nur, sie mit größerer Energie zu verwalten, als es bisher geschehen war. Was man seine Gesetzgebung nennt, enthält eben nichts weiter, als die Wiederholung der alten Gesetze, unter anderen auch solcher, die Alfred dem Großen angehörten.

Alle Erfolge des Königs aber wurden nur dadurch möglich, daß er das Heidentum verließ, dessen strenges Festhalten seinem Vater nach der Legende den Tod zugezogen hatte. Rückhaltlos schloß der Sohn sich dem Christentum an, so daß er die kirchlichen Gesetze der Angelsachsen, wenngleich nicht in der Fassung, die Dunstan ihnen gegeben hatte, acceptieren konnte.

Ein Erzbischof von York hat ein Schreiben Kanuts aufbewahrt, welches von seinem Sinne ein authentisches Zeugnis ablegt. Es ist an Erzbischöfe, Bischöfe und Earle gerichtet, denen er verspricht, ein gnädiger König zu sein. Kanut bezieht sich darin auf eine Ermahnung von Rom, die dahin ging, alles Unrecht zum Lobe Gottes niederzuwerfen und mit der Macht, die ihm dieser verliehen, den vollen Frieden im Lande herzustellen. Er ermahnt dann seine Erzbischöfe und Bischöfe — denn als die seinigen bezeichnet er sie — jeder an der Stelle, die ihm übertragen ist, mit Aufmerksamkeit Gottes Recht zu wahren. Gottes Recht aber ist ihm nicht jene von der Geistlichkeit angemaßte Unterordnung selbst der Fürsten unter das hierarchische System. Der König nimmt eine gebietende Stellung ein. Er ermahnt die Aldermen, den Bischöfen beizustehen, „zu Gottes Rechten, zu seinem Königtum und zu dem Bedürfnis des Volkes“. Sollte aber jemand verwegen genug sein, gegen das Gesetz Gottes und sein Königtum oder das weltliche Recht sich aufzulehnen

und der Abmahnung seiner Bischöfe nicht nachzugeben, so solle er durch die Gewalt der Earls und des Königs vom Erdboden vertilgt oder aus dem Lande vertrieben werden. Auch seinen Grafen und Richtern gebietet er bei ihrem eigenen Leben, in seinem Volke überall auf das Recht zu halten und nur rechte Sprüche zu sprechen. Sie sollen sich dabei von den Bischöfen Rat erholen, deren Lehre es sei, daß alle Menschen den ewigen, milden Gott suchen und alles Unrecht vermeiden sollen.

Irre ich nicht, so geht durch diesen Erlaß eines vor kurzem noch heidnischen Fürsten ein primitiver Hauch geistiger Erhebung zu dem Göttlichen, d. h. der allgemeinen Religion. Göttliches und irdisches Recht, geistliche und weltliche Gewalt schlingen sich ineinander. Alles geschieht dabei im Namen der Kirche und im Anschluß an Rom. Wir trafen den König bereits bei der Kaiserkrönung Konrads II., auf einer Wallfahrt begriffen, in der heiligen Stadt. In einem Schreiben, das er von dort aus an die englischen Bischöfe und das ganze Volk richtet, spricht er hauptsächlich von den Vorkehrungen, die er getroffen, um den Verkehr mit Rom zu erleichtern. Mit großem Ernste erinnert er an die Leistungen, welche England dem römischen Hofe schulde, für deren Zahlung er eine nahe Frist festsetzt.

In den urkundlichen Bestätigungen erzbischöflicher Privilegien bezeichnet sich Kanut wie einst Edgar als Imperator, der durch den König der Könige, Christus, der höchsten Gewalt in England teilhaftig geworden sei. Über geistliche und weltliche Rechte glaubte er aber damit nicht selbst erhoben zu sein. Als die merkwürdigste Thatsache wird uns von dem König berichtet, daß er seine eigenen Vergehungen dem Richterspruch seiner Leibwache, der Hauskerle, unterwarf, für die er ein unmittelbares Gilderecht geschaffen hatte.

Kanut hat die erste nordische Macht errichtet. Nach dem Tode seines Bruders Harald (1039) hielt er Dänemark in alleinigem Besitz; lange zuvor schon hatte er sich Skandinaviens bemächtigt. Die Kriegsgenossenschaft auf der Jomsburg, die sein Vater gegründet, verschaffte ihm neues Übergewicht in den Ländern zwischen Oder und Elbe. Daß er in einem Vertrage, den er 1025 mit Konrad II. schloß, von diesem die Mark Schleswig erhielt, war ein nicht geringer Verlust für Deutschland, wenn die Verbindung dem Reiche auch andererseits wieder einen beträchtlichen Gewinn brachte. Die Erzdiöcese von Bremen oder Hamburg beherrschte seit langer Zeit kirchlich den gesamten Norden. Kanut hatte die Absicht gehabt, diesem Verhältnis ein Ende zu machen und den Erzbischof von Canterbury zum Metropolitan seines nordischen Reiches zu erheben. Hierin nun gab er nach und unterwarf die englischen Bischöfe, die er daselbst einführte, der deutschen Erzdiöcese, was dann für seine Herrschaft allerdings die Folge hatte, daß die beiden großen Gebiete, die er besaß, sich nicht zu vollkommener Einheit verschmelzen konnten.

Zwei Momente sind es vornehmlich, die den Wert und Charakter der Herrschaft Kanuts ausmachen. Das eine bezieht sich auf das deutsche Reich.

Für Deutschland mußte eine nordische Monarchie, welche den Wikingereinfällen ein Ende bereitete und den Frieden zur See wiederherstellte, ein wirkliches Bedürfnis bilden. In sich selbst besaß das Kaisertum die Macht nicht, diese Einfälle dauernd abzuwehren, von denen, wie wir gesehen, noch Otto III. und Heinrich II. belästigt worden waren. Jetzt nun wurde durch einen Fürsten, welcher England und Skandinavien unter seinem Scepter vereinigte, jenen Raubfahrten auf immer ein Ziel gesetzt. Für die Entwickelung des Reiches lag ein unermeßlicher Vorteil darin, daß es so nach der nordischen Seite gleichsam einen gedeckten Rücken erhielt, der es ihm möglich machte, seine Kräfte nach anderen Richtungen hinzuwenden.

Ein zweiter Punkt von weltgeschichtlicher Wichtigkeit in der Regierung Kanuts ist die Durchführung des Christentums auf der skandinavischen Halbinsel. Was Karl der Große kaum einmal ernstlich versucht und die sächsischen Kaiser nicht erreicht hatten, das geschah jetzt durch diese Verflechtung. Es war ein weiterer dauernder Sieg der mit der Weltreligion verbundenen Kultur. Die Herrschaft des Christentums griff damit über Regionen hinaus, von denen noch wenig zuvor die heftigsten Impulse zu seiner Zerstörung ausgegangen, bis zu Gegenden, die durch die Seefahrten der Normannen erst aufgefunden worden waren. In Island erhielt die nordische religiöse Idee ihren eigentlichen Ausdruck und zwar nicht, ohne daß hier ebenso wie in dem gesamten Norden der Einfluß der germanisch-romanischen Kulturvölker mitgewirkt hätte. In den skandinavischen Kirchenbauten glaubt man architektonische Motive unterscheiden zu können, welche von England herübergekommen sind, und selbst an den nordamerikanischen Küsten, die im 11. Jahrhundert von den Normannen in Besitz genommen wurden, will man deren gefunden haben; sie werden ohne erhebliche Bedenken in die Epoche Kanuts zu setzen sein.

Der Name des Großen, den die Nachwelt diesem Könige zugebilligt hat, ist ihm nicht aus seinen Heldenthaten und Eroberungen entsprungen, obwohl er deren manche vollzog, noch auch aus seiner Politik, obschon sie sehr wohl erwogen war: er geht auf die kulturelle Weltstellung seines Imperiums zurück, dergleichen kaum wieder in der Universalgeschichte hervorgetreten ist.

Achtes Kapitel.

Das Kaisertum unter Heinrich III.

Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüter von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln. Etwas Ungeheures war es, daß in dem abendländischen Kaisertum ganze Dynastien in dem Zuge der einmal betretenen Laufbahn fortgeschritten waren. Wir sahen, wie sie, mitten indem sie ihr Ziel zu ergreifen gedachten, zu Grunde gingen, und welche Mühe dann Kaiser Heinrich II. zweiundzwanzig Jahre hindurch anwenden mußte, um dem Reiche seine Stellung in der Welt zu sichern. Aber das Recht blieb dabei ein dynastisches. Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt.

Die historische Handlung Konrads II. war es gewesen, daß er die alten Erwerbungen des Reiches fest hielt und neue hinzufügte, welche allem erst eine völlig geschlossene Einheit und eine Ausdehnung nach der romanischen Welt hin verliehen. Ihm folgte bei seinem Tode, 1039, sein einundzwanzigjähriger Sohn. So wenig wie einst zu Beginn der Regierung Ottos II. bedurfte es für diese Thronbesteigung einer besonderen Ceremonie: Heinrich III., seit elf Jahren deutscher König, übernahm unmittelbar die Herrschaft im Reich.

Die erste wichtige Entscheidung Heinrichs betraf Oberitalien: es war die Begnadigung Erzbischof Ariberts von Mailand. In diesem Punkte verließ der neue König das Vorbild seines Vaters. Es liegt einmal in der Natur menschlicher Dinge, daß die starke Entwickelung der einen Potenz eine entgegengesetzte Wirkung von der andern Seite her hervorruft. Der nüchterne Laienverstand Konrads hatte die Macht der geistlichen Idee allzusehr unterschätzt. Der Sohn empfand jetzt den Gegensatz, den der Vater erweckt, in doppelter Stärke. Er glaubte, einem weiteren Abfall der kirchlichen Gewalten nur dadurch vorbeugen zu können, daß er die Bahn verließ, die sein Vater innegehalten hatte.

Es wird berichtet, daß König Heinrich, als er seinem Vater im Kampfe gegen Aribert mit stattlicher Mannschaft zu Hülfe zog, doch insgeheim seine Mißbilligung des Verfahrens gegen die Bischöfe, die der Kaiser ohne Gericht exilierte, geäußert habe. Jetzt nun, nach dem Tode des Kaisers, erschien Aribert 1040 in Ingelheim und hielt ausführlichen Vortrag über sein ganzes Verhältnis zu Konrad. Durch Vermittelung der anwesenden Fürsten wurde er zu Gnaden angenommen und gelobte Gehorsam.

Wenn nun bloß von Gehorsamleistung die Rede wäre, hätte es damit

soviel nicht auf sich; allein es war mehr als dies, es war ein Umschlag der gesamten Politik nach der geistlichen Seite hin. Auch der von Kaiser Konrad entfernte und gefangen gehaltene Erzbischof Burchard von Lyon wurde unmittelbar bei Heinrichs Antritt in die Freiheit und in seine Abtei St. Maurice wieder eingesetzt. Den erzbischöflichen Stuhl selbst erhielt auf den Rat des als fromm und kirchlich bekannten Abtes von Dijon, Halinard, der Archidiakonus Odulrich von Langres, wodurch die bisher bedrängte kirchliche Partei sich hoch erfreut fühlte.

Ganz dieselbe Farbe trägt die neue Vermählung König Heinrichs mit Agnes von Poitiers, der Tochter Wilhelms V. von Aquitanien. Wir erinnern uns an den Widerstand, den italienische und französische Große Konrad II. damit zu leisten dachten, daß sie die lombardische Krone an Wilhelm von Aquitanien zu bringen suchten. Agnes nun war die Tochter eben dieses Wilhelm, und die Vermählung hatte zugleich den politischen Zweck, die romanische Opposition in den burgundischen und arelatensischen Gebieten möglichst zu schwächen, da gleich dem deutschen König auch das aquitanische Haus zu den Gegnern der Partei Odos von der Champagne gehörte. In Besançon fand im Jahre 1043 auf Bischof Brunos von Würzburg Vermittelung die Verlobung des fürstlichen Paares statt. Allein der Bund stieß bei vertrauten alten Anhängern Konrads II., bei denen die Politik der Ottonen und Heinrichs II. in unbedingtem Ansehen stand, auf Widerspruch. Es waren dies namentlich die Äbte Sigfrid von Gorze und Poppo von Stablo. Ihnen schien diese Verbindung von der richtigen Linie Kaiser Konrads abzuweichen und einen stärkeren Einfluß des Geistlichen auf das Weltliche darzustellen. Sie machten ähnliche Einwendungen, wie einst gegen Konrads und Giselas Vermählung erhoben worden waren; es wurde nachgewiesen, daß Heinrich III. und Agnes beide Urenkel Heinrichs I. seien. Gleichwohl aber geschah es, daß noch im November desselben Jahres die Vermählung gefeiert und Agnes zur Königin gekrönt wurde.

Daß durch diese Heirat ein neues Moment in die deutsche Geschichte eintrat, ist gleich damals bemerkt worden, nicht, wie durch Heinrichs erste Gemahlin, die Tochter Kanuts, ein nordisches, sondern ein südfranzösisches. Die Doktrinen von Cluny bekamen jetzt auf das deutsche Reich einen unmittelbaren Einfluß, zumal da die Kaiserin-Witwe Gisela, die dem System Konrads II. auch nach seinem Tode noch einen besonderen Halt gab, zu eben jener Zeit (Februar 1043) aus dem Leben schied. Gisela war, wenn man so sagen darf, eine Kaiserin durch und durch, welche jede Abweichung von den Rechten des Kaisertums mit Hartnäckigkeit zurückwies. Daß zwischen ihr und ihrem Sohne Heinrich ein Mißverständnis obgewaltet und nur mit Mühe beschwichtigt worden sei, versichert Wipo ausdrücklich. Da die Kaiserin nun unter ihrem Gemahl auf die Verwaltung der Kirche großen Einfluß gehabt und Heinrich, wie bereits bemerkt, in der Sache Ariberts schon zu Lebzeiten seines Vaters mit diesem nicht völlig übereingestimmt, so läßt sich nicht be-

zweifeln, daß eben in dieser geistigen Richtung der Ursprung des Widerspruches lag.

In mehr als einem Punkte wich die Regierung Heinrichs von dem System Konrads II. ab. Dennoch fehlte es derselben an äußeren Erfolgen keineswegs. Wir haben dabei vor allem der Pacifikation von Böhmen zu gedenken, das sich immer am ersten feindselig erhob, sobald ein deutscher König gestorben war. Die Aussichten standen diesmal für Böhmen besonders gut. Der Herzog von Polen, Kasimir, der den Deutschen geneigt war, hatte sein Reich verlassen müssen. Die Schwäche, in die das der Verwirrung preisgegebene Land damit verfiel, benutzte Bretislav von Böhmen, um für die einst durch Boleslav Chrobry erfolgte Eroberung Prags Rache zu nehmen. Er soll den Gedanken gehabt haben, das Erzbistum Prag vom deutschen Reich gänzlich loszureißen, und mehr als einmal behauptete er sich auf dem Schlachtfelde. Im Jahre 1041 aber gelang es König Heinrich, seine Verschanzungen zu umgehen. Er verwüstete Böhmen mit Feuer und Schwert und kam bis vor die Thore von Prag. Jetzt gab der Herzog allen Widerstand auf; er bat demütig um Frieden, der ihm dann für eine hohe Geldsumme gewährt wurde.

An den böhmischen Unruhen hatten schon früher bereits auch die Ungarn teilgenommen. Nach inneren Revolutionen war daselst Ovo als König gewählt worden, der noch mehr als sein Vorgänger Partei gegen die Deutschen nahm. Die Hauptfrage war, ob ein im Frieden von 1031 den Ungarn überlassenes Stück Land zu beiden Seiten der Donau den Deutschen zurückgegeben werden solle oder nicht. Mehrmals wurde Ovo von Heinrich aus dem Felde geschlagen. Der für die Deutschen entscheidende Sieg erfolgte an der Raab, am 5. Juli 1044. König Heinrich setzte darauf den Vorgänger Ovos, Peter, welcher vor diesem hatte fliehen müssen, in die Herrschaft, jedoch als Vasallen des deutschen Reiches, wieder ein.

Noch wichtiger als diese östlichen Verhältnisse indessen wurden für Heinrich die einheimischen westlichen in Lothringen. Wir kennen die Verdienste, die sich Herzog Gozelo um Konrad II. verschafft hatte; durch ihn war Odo von der Champagne besiegt und dadurch auch die Unruhen in der Lombardei beendigt worden. Gozelo nun, der Herzog von Ober- und Niederlothringen, der aber Oberlothringen durch seinen Sohn verwalten ließ, starb im April 1044. So viel man sieht, geschah es noch im Einverständnis mit ihm, daß Heinrich Niederlothringen, welches jener eigentlich verwaltet hatte, seinem zweiten Sohne, ebenfalls Gozelo, übertrug, worüber dann der ältere, Gottfrid, genannt der Bärtige, sich höchlichst gekränkt fühlte.

Nach den Altaicher Annalen nahm Gottfrid seine Zuflucht zum König von Frankreich. Seine Vasallen verpflichtete er, ihm drei Jahre lang gegen jedermann beizustehen, eine Forderung, die an jene des Herzogs Ernst gegenüber dem schwäbischen Adel erinnert. Diesmal fand aber der König keinen Rückhalt bei den Vasallen. Er erließ mit Beirat der Großen ein Edikt, nach

welchem der Herzog alle seine Lehen verlieren sollte. Gottfrid hatte Unterstützung an den burgundischen Großen und stellte sich dem König in befestigten Kastellen entgegen, allein er war der Schwächere. Die burgundischen Grafen wurden geschlagen und Gottfrids Festung Böckelheim genommen; er selbst ward nach Giebichenstein geführt, aber doch schon im Jahre 1046 in sein Herzogtum wieder hergestellt.

Indem so äußere und innere Macht im Reiche intakt blieben, gelang es Heinrich III. immer mehr, den Aufgaben nachzugehen, die ihm sein religiöser Eifer zur Pflicht machte. Im Gegensatz zu seinem Vater hielt er aufs strengste darauf, die Simonie zu vermeiden. Nicht, als ob er das Recht der Einsetzung der geistlichen Gewalten hätte aufgeben wollen. Dasselbe ruhte in Deutschland seit langem schon in den Händen der Kaiser; sie bedurften desselben, um ihre Herrschaft überhaupt aufrecht zu erhalten. Allein der Mißbrauch, der darin lag, daß man dieses Recht zu materiellen Zwecken des Geld- und Machterwerbs auszubeuten bemüht war, fand in Heinrich den energischsten Gegner. Besonders schmerzlich mußte es ihn berühren, daß auch die höchste geistliche Gewalt, der römische Stuhl, demselben Laster verfallen und wiederholt durch Simonie besetzt worden war. Im Mai 1045 war das von neuem auf die anstößigste Weise geschehen.

Der damalige Zustand in Rom beruhte darauf, daß die Papstwahl in den Händen der tusculanischen Grafen war. Der letzte, der dieser Kombination seine Stellung verdankte, war Benedict IX. gewesen, mit dem Konrad II. gleichwohl in gutem Einvernehmen stand, da er ihn gegen Aribert benutzte. Es ist das ein Moment des Systems, in dem Konrad lebte. An Benedicts ausschweifender Lebensweise nahm der Kaiser so großen Anstoß nicht; die politische Verbindung stand ihm höher. Um den Ausgang des Jahres 1044 nun waren Unruhen in Rom ausgebrochen, bei denen die innere Stadt den Papst verjagte, dieser aber von den Trasteverinern und den Grafen der Campagna Unterstützung erhielt, durch die er den Aufstand niederschlug. Bald darauf jedoch beging er das Unerhörte; er überließ das Pontifikat einem römischen Priester, Johannes Gratianus, man sagte: um eine hohe Summe Geldes.

Der neue Papst — Gregor VI., wie er sich nannte — besaß den Ruf eines völlig unbefleckten Lebenswandels. Sein Eintritt wurde so anfangs von den Strenggläubigen gutgeheißen. Wir haben einen Brief des Petrus Damiani, eines der eifrigsten unter ihnen, worin dieser an ihn die Hoffnung der Zerstörung der Simonie knüpft.

Gleichwohl war die Anerkennung Gregors keine universale. Bonitho, der Bischof von Sutri, berichtet von einem römischen Archidiakonus Petrus, der, von Eifer für Gott ergriffen, infolge eines Verständnisses mit anderen Gleichgesinnten über die Alpen gegangen sei, um den König aufzufordern, sie von den Invasoren des römischen Stuhles zu befreien. Petrus machte es den deutschen Bischöfen gleichsam zur Gewissenspflicht, nach Rom zu kommen und

eine Synode zu berufen; er brachte ein Gemeingefühl zum Ausdruck, das sich bei zahlreichen geistlichen Würdenträgern Italiens gegen diese Art der Übertragung des Papsttums erhoben hatte.

König Heinrich entschloß sich unbedenklich, dem Übel abzuhelfen. Noch im Herbste 1046 zog er mit zahlreichem geistlichen und weltlichen Geleite über die Alpen. Von Piacenza aus, wo ihn Gregor einholte, begab man sich nach Sutri. Hier fand am 20. Dezember auf einer großen Synode die Erledigung der Streitfrage statt. Gregor, der den Vorsitz führte, war eine zu schlichte Natur, als daß er das Ungesetzliche seiner Wahl hätte leugnen können. Er erklärte sich freiwillig der Simonie für schuldig und trug dann, von der Synode des Pontifikates für unwürdig erklärt, kein Bedenken, seiner Würde zu entsagen. Benedicts IX. ward an jenem Tage gar nicht gedacht; aber der bei Benedicts Vertreibung aus Rom von einer Partei in der Stadt an seiner Stelle erhobene Sylvester III. wurde des gleichen Vergehens wie Gregor überführt und von der Versammlung in aller Form für abgesetzt erklärt.

Von Sutri aus eilte der König sogleich mit dem ganzen Heere und dem geistlichen Gefolge nach Rom. Hier kam es zu einer neuen großen Synde in der Peterskirche, auf der dann auch die Absetzung Benedicts ausgesprochen wurde. Allein noch Wichtigeres geschah auf derselben. Es handelte sich vor allem um die Wahl eines neuen Papstes; aber noch nie hatte sich der Mangel eines geeigneten Kandidaten so bemerkbar gemacht, wie in diesem Falle. Heinrich war entschlossen, nur einem deutschen Bischofe die päpstliche Würde zu gewähren. Auf den Rat Adalberts von Bremen, der für seine Person ablehnte, bestimmte er Suidger, den Bischof von Bamberg, zur Annahme derselben. Dieser wurde am Weihnachtsfeste als Clemens II. geweiht und vollzog noch am selben Tage an Heinrich und seiner Gemahlin die Kaiserkrönung.

Die Berichte aus jenen Zeiten werden nicht müde, den Jubel zu beschreiben, der damals das gesamte römische Volk erfüllt habe. Noch deutlicher aber spiegelt sich die Ergebenheit desselben in einem Akt von weittragender kirchenpolitischer Bedeutung. Nach der Krönung Heinrichs wurde dieser von den Römern freiwillig zu ihrem Partricius erklärt und ihm das Principat, d. h. die entscheidende Stimme bei den künftigen Papstwahlen zugesichert. Das alte Wahlrecht des Kaisertums ward für Heinrich III. unbeschränkter als bisher erneuert; es war im Grunde dasselbe, welches Lothar I. eingesetzt und Otto der Große durchgeführt hatte. Wenn man sich jetzt in Rom bereitwillig dazu entschloß, so hängt dies ohne Zweifel damit zusammen, daß die Vernachlässigung desselben zu den schreiendsten Übelständen geführt hatte. Der Kaiser verfolgte überall die Simonie: er that es auch in Bezug auf das Papstthum und hatte dabei die öffentliche Stimme für sich.

Dem entsprach es dann, daß alsbald bei der nächsten Vakanz — Clemens II. starb bereits im Oktober 1047 — die Römer sich an Heinrich

wandten, und dieser auf Anraten der Großen den Bischof Poppo von Brixen, der mit ihm in Italien gewesen war, als Damasus II. zum Papst ernannte. Markgraf Bonifacius von Toscana mußte, obwohl er trotz des Widerstrebens der Mehrheit in Rom den abgesetzten Benedict IX. dorthin zurückgeführt hatte, auf einen bestimmten Befehl des Kaisers den neuen deutschen Papst in den Lateran einführen. Doch Damasus wurde daselbst keinen Augenblick wohl: er verließ Rom wieder und starb bereits am dreiundzwanzigsten Tage nach seiner Ordination, im August des Jahres 1048.

Aufs neue wurde der Kaiser durch eine römische Gesandtschaft um die Ausübung seines Wahlrechts ersucht. Heinrich berief eine Reichsversammlung nach Worms. Hier wurde, nicht ohne Einfluß der Fürsten, sein Vetter, Bruno von Toul aufgefordert, römischer Papst zu werden. Was diesen empfahl, war beides, seine hohe Geburt und sein durchaus kirchlicher Sinn. Er stammte aus dem Hause der Grafen Egisheim; sein Vater war ein Vetter Konrads II. gewesen. Als Bischof von Toul nahm Bruno persönlichen Anteil an den großen Angelegenheiten. Man schreibt ihm die Wiederherstellung des Friedens nach dem Falle des Grafen Odo und ebenso die Erhaltung guter Verhältnisse mit Frankreich zu. Auch auf die Erwerbung von Burgund und die Vermählung Heinrichs III. mit einer südfranzösischen Dame soll er Einfluß gehabt haben.

Eben in diesen Regionen hatte nun aber die cluniacensische Doktrin vorlängst die Oberhand. Bruno schloß sich ihr mit ganzer Hingebung an. Er gehörte zu denen, die einst dem Kaiser geraten hatten, dem neuernannten Erzbischof von Lyon, Halinard, der ein Mönch war, den Eid der Treue zu erlassen. Alle Jahre einmal pflegte er nach Rom zu wallfahrten und sogar eine wunderbare Heilung seiner Reisegefährten von den Einwirkungen des italienischen Klimas wird ihm zugeschrieben. Er galt für einen Heiligen.

Die allgemeine Stimme auf dem Reichstag zu Worms, dem er beiwohnte, designierte Bruno zum Nachfolger des Damasus, und die römischen Legaten schlossen sich ihr an. Gleichwohl entschloß er sich nicht ohne lange Bedenken, die Würde anzunehmen. Eines derselben bildete die Wahl selbst. Denn durch die kaiserliche Autorität allein wollte er nicht zum Papsttum aufsteigen. Er machte für seine Annahme die ausdrückliche Bedingung, daß Klerus und Volk von Rom damit übereinstimmten.

Wenn Kaiser Heinrich trotz alledem den geistlich tief angeregten Blutsverwandten zum Papst zu befördern kein Bedenken trug, so lag dies darin, daß er auch selbst für diese Gesinnungen empfänglich war und von einem nahen Verwandten immer noch mehr Unterstützung als Widerspruch erwartete. Dennoch trat ein solcher bald eben an der empfindlichsten Stelle ein.

In Benevent hatte sich eine Empörung gegen die dortigen Fürsten, welche von jeher unter kaiserlichem Schutz standen, Pandulf und Landulf, erhoben. Diese waren verjagt worden, und das Volk hatte sich dann an den römischen Stuhl ergeben. Der neue Papst begab sich nun nach Benevent und nahm

die Huldigung an. Unmöglich konnte sich das kaiserliche Interesse dadurch befriedigt fühlen: ich möchte sogar meinen, daß eine absichtliche Überhebung der geistlichen Ansprüche darin lag. Niemand war dabei thätiger, als jener ebenerwähnte Erzbischof Halinard. Er arbeitete unaufhörlich mit dem neuen Papst zusammen, und ihn wohl muß man als den Geist betrachten, der Leo IX. — so nannte sich Bruno als Papst — beherrschte.

Man hat sich oft verwundert, daß der Kaiser in dem Konflikt, der jetzt zwischen Leo und den Normannen ausbrach, nichts für den Papst gethan hat. Allein jene Besitznahme war ja geradezu gegen sein Interesse, und mit den Normannen standen die deutschen Kaiser doch seit geraumer Zeit schon in gutem Einvernehmen. Die Besitzergreifung Benevents läßt sich als das erste Motiv der Entzweiung der beiden Gewalten, die damals hervortrat, ansehen, wenn es auch schließlich zu einer Art von Verständigung zwischen Kaiser und Papst hierüber gekommen ist.

Ohne Frage war dieser Schritt Leos ein gewaltsamer Eingriff in die altvasallitische Verpflichtung der Stadt gegen den Kaiser, ja mehr, ein Eingriff in die in Unteritalien herrschenden Verhältnisse überhaupt. Da der Papst keine Unterstützung von Deutschland her erwarten durfte, so wendete er sich an das Kaisertum von Byzanz. Dieses war damals infolge des wetterwendischen Verhaltens seines apulischen Befehlshabers, des Sohnes des Melus, Argyrus, welcher bald zu den Normannen, bald zu den Griechen hielt, in offenen Krieg mit den Normannen geraten. Aber hierdurch wurde der Widerstand der Normannen erst recht aufgefordert; sie waren jetzt alle vereinigt, und bezeichnend ist es, daß sie in den Kontestationen mit dem Papste die Lanze vorgezeigt haben, an welche sich die kaiserliche Belehnung knüpfte. Der Gegensatz der Auffassung, der hier zum Ausdruck kommt, hat eine innere Bedeutung. Der Papst meinte, die neuen Gläubigen würden sich ihm aus Ehrfurcht unterwerfen, die Normannen andererseits waren der Ansicht, der Papst würde sich dem Rechte nicht widersetzen, das ihnen durch Belehnung des Kaisers zu Teil geworden sei. Als es darüber dann im Juni 1053 bei Civitate zu einem ernstlichen Zusammentreffen kam, wurde der Papst Gefangener der Normannen. Durch seine Absolution mußte er die beschränkte Freiheit erkaufen, die man ihm ließ. Es war überhaupt die Katastrophe seines Lebens; er verdankte sie seiner Lossagung von dem kaiserlichen Interesse.

Der Tod Leos IX., der am 19. April 1054 erfolgte, stellte den Kaiser vor die Aufgabe, von neuem sein Wahlrecht auszuüben. Eine Gesandtschaft aus Rom traf in Deutschland ein, an ihrer Spitze der Subdiakon der römischen Kirche, Hildebrand, den Leo bei seinem Regierungsantritt aus Cluny mit sich genommen und an die Spitze der Finanzgeschäfte des päpstlichen Stuhles gestellt hatte. In Mainz kam es mit dem Kaiser zur Verhandlung. Hildebrand erklärte in einer Diskussion, die sich entspann, man würde in Rom keinen anderen Papst annehmen, als Bischof Gebhard von Eichstedt. Gebhard stand Heinrich ganz besonders nahe; er leitete für den jungen Sohn

des Kaisers die herzogliche Regierung in Bayern; zugleich aber kannte man ihn in Rom als einen Geistlichen, der die Würde der Kirche sorgsam wahre.

Allein Gebhard weigerte sich lange Zeit auf das hartnäckigste, dies neue Amt anzunehmen. Endlich, im März 1055 auf einem Fürstentag zu Regensburg, gab er dem Drängen nach. Er nahm — als Viktor II. — das Pontifikat an, mit der feierlichen Erklärung, nach Rom gehen zu wollen, um sich daselbst ganz dem heiligen Petrus zu ergeben.

In Heinrichs III. Sinn lag es, überall die Simonie zu vertilgen, wo er ihr begegnete, die kaiserliche Prärogative in Bezug auf die Geistlichkeit aber um so stärker auszuüben. In diese Ordnung sollte selbst das Papsttum sich fügen. Schon aber hatten neue Empörungen, die den Kaiser in Ost und West zugleich bedrohten, seinem System eine schwere Erschütterung gebracht.

In Ungarn war König Peter, der Vasall Heinrichs, im Jahre 1047 durch einen Aufruhr gestürzt und der deutschen Lehnsherrlichkeit ein schnelles Ende bereitet worden. Der Erfolg, den diese Empörung fand, brachte auch die lothringische Fehde wieder in Anregung. Herzog Gottfrids Sinn war noch immer auf das ganze Lothringen gerichtet; er unternahm jetzt einen Zug gegen die kaiserlichen Besitzungen, die er verwüstete. Was seine Erhebung vollends gefährlich machte, war, daß er in Balduin von Flandern und Dietrich von Holland bald eifrige und mächtige Bundesgenossen fand.

Heinrich sah sich genötigt, die Entscheidung in Ungarn bis zur Erledigung des Streites im Westen hinauszuschieben. Anfangs schien dieser ein schnelles Ende zu finden. Durch dänisch-englische Hülfe unterstützt, brachte der Kaiser Gottfrid ebenso wie Balduin noch vor Ausgang des Jahres 1049 zur Ruhe. Bald aber erhob sich Balduin von neuem. Der Kaiser, in großer Bedrängnis, mußte sich dazu entschließen, Gottfrid einen Teil seines Besitzes zurückzugeben und die Verteidigung des Landes gegen die flandrische Grenze hin zu überlassen. Und auch in Ungarn, wo er selbst den Kampf gegen die Empörer ausfocht, war sein Erfolg nur gering; die verlorene Oberhoheit über das Land vermochte er nicht wiederzugewinnen. Als der neue König, Andreas, schon sich zu fügen bereit war, wurde er im letzten Augenlick durch eine aufständische Bewegung des Herzogs Konrad von Bayern daran verhindert.

Und was die größte Gefahr in sich barg, Gottfrid selbst zeigte sich des Vertrauens, mit dem ihn der Kaiser geehrt, nicht würdig. Ohne Vorwissen Heinrichs vermählte er sich im Jahre 1054 mit Beatrix, der Witwe des mächtigen Markgrafen Bonifacius von Toscana, wodurch er in Oberitalien eine dem Kaisertum überaus gefährliche Herrschaft gewann.

Dies war vor allem der Grund, daß Heinrich im Frühjahr 1055 von neuem einen Zug über die Alpen unternahm. Der Herzog, der doch nur geringe Sympathie in seinem neuen Besitztum fand, mußte vor ihm zurückweichen, und kehrte nach Lothringen heim, wo er im Bunde mit Balduin von Flandern noch längere Zeit, wenn auch ohne bedeutenderen Erfolg, die

Streitigkeiten fortsetzte. Auch eine Verschwörung im Reiche, die auf nichts geringeres als den Sturz des Kaisers hinauslief, fand doch, noch ehe man sich der Tragweite des Schrittes bewußt geworden, durch den plötzlichen Tod der Hauptbeteiligten ein schnelles Ende.

Wenn auch von vielen Seiten bedroht und im Kampfe nicht immer siegreich, blieb Heinrich III. doch im ganzen Meister der Situation. Was ihn für die Angriffe, denen seine Herrschaft von weltlicher Seite her ausgesetzt war, entschädigen mochte, war das enge Verhältnis, in dem er bis zu seinem Ende zu dem Träger der höchsten geistlichen Gewalt stand. Viktor II. hatte auch nach seiner Wahl zum Pontifikat sein Bistum Eichstedt beibehalten dürfen; er verkehrte an dem Hof zu Goslar wie ein deutscher Erzbischof. Auch mit dem Herzogtum Spoleto und der Markgrafschaft Fermo hatte ihn das Vertrauen des Kaisers belehnt, wobei man allerdings nicht übersehen darf, daß diese Vergabung nur der Person des Papstes, nicht dem römischen Stuhle selbst galt. Im September 1056 erschien Viktor von neuem am Hofe Heinrichs. Diesem war es gelungen, Lothringen zur Ruhe zu bringen; Herzog Gottfrid hatte sich ihm in Trier gestellt. Allein das melancholische Gemüt des Kaisers wurde des Erfolges nicht froh. Die Nachricht von der vernichtenden Niederlage eines sächsischen Heeres durch die Wenden, die ihm damals auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz zuging, brachte dem seit langem schon in seiner Gesundheit schwer erschütterten Monarchen den Tod. Nachdem er bei dem Papst und den anwesenden Fürsten und Bischöfen noch für die Anerkennung der Nachfolge seines jungen Sohnes Sorge getragen, schied er zu Bodfeld am 5. Oktober 1056 im neunundreißigsten Lebensjahre dahin. —

Der Wanderer, der mühsam einen steil emporragenden Berg erklommen, pflegt wohl nicht in die Tiefe herabzusteigen, ohne das Auge noch einmal nach dem hinter ihm liegenden Gebiete zurückzuwenden, Sei es auch mir vergönnt, bevor wir die Höhe des deutschen Kaisertums, die mit der Regierung Heinrichs III. schon überschritten ist, vollends verlassen, auf den Entwickelungsgang, der uns hieher geführt hat, einen kurzen Rückblick zu werfen.

Das deutsche Kaisertum war bei weitem nicht das geworden, was es vor dem Unglück von Rossano zu werden versprach. Durch diese Niederlage zumeist wurde es von außen her zurückgedrängt und in seinem Inneren tief erschüttert. Gleichwohl aber hatte es sich behauptet: noch einmal war es mächtig über das Papsttum zu einer Weltstellung aufgestiegen, welche ihm eine allgemeine Oberhoheit über den gesamten Westen zu sichern schien. Da war der jähe Tod Ottos III. eingetreten, der von neuem wiederum die Existenz des Reiches und sein inneres Zusammenhalten zweifelhaft machte. Aber Heinrich II., der noch dem sächsischen Hause angehörte, verstand es, das Reich in sich selbst zusammenzuhalten und noch fester als ehedem zu konstituieren. Zwar die unbedingte Autorität der Ottonen zu behaupten, war er nicht im stande. Seine Erhebung wurde durch eine Vereinbarung mit den Stämmen,

welchen Vorrechte außerordentlicher Art bewilligt werden mußten, geschmälert. Wenn er darum aber die geistlichen Institute, namentlich das Bistum, begünstigte, so lag hierin nur ein Cement für die innere Einheit, die so auch dem Papsttum gegenüber zusammenhielt. Heinrich II. verdient unter den Begründern des deutschen Reiches, wie es in der Folge bestand, eine der ersten Stellen. Die religiösen Kolonien nach Osten hin ließ er den Versuchen der Independenz gegenüber, die sich auf die Phantasien Ottos III. gründeten, nicht fallen; auch für seine Regierung schon war die Verbindung des Reiches mit dem Norden von bemerkenswerter Bedeutung.

Allein es fehlte Heinrich eine Nachkommenschaft, und so mußte bei seinem Tode die Autonomie der Stämme notwendig zu Tage treten. Da war es nun ein großes Ereignis, daß das Geschlecht, welches bei der ersten Wahl durchdrang und das doch in der That als das meistberechtigte angesehen werden konnte, die Krone erlangte und machtvoll behauptete.

Unter den deutschen Kaisern nimmt Konrad II. einen besonders hohen, vielleicht den höchsten Rang ein. Ihm gelang es, die äußere Stellung des Reiches durch die Erwerbung von Burgund nach dem europäischen Süden hin zu befestigen und zu bestimmen. Durch das gute Vernehmen, in das er mit dem nordischen Imperium Kanuts trat, wurde seine Herrschaft nach Nord und Ost hin gleichmäßig gesichert; die slavischen Völkerschaften erlagen dem Verein der beiden Gewalten. Regungen des Ungehorsams, die sich wohl erhoben, wurden mit Kraft und Umsicht gedämpft. Die vornehmste Stärke der Regierung Konrads II. bestand in der unbedingten Autorität, die er über das Bistum übte. Im vollen Genuß derselben war er gestorben. Sie war für die große Vereinigung, die man das deutsche Reich zu nennen anfing, unentbehrlich. Daß sie sich aber behaupten würde, war damit noch nicht gesagt. Das Interesse der europäischen Menschheit konnte damit noch keineswegs völlig gewährleistet sein.

Selbst der Sohn Konrads, Heinrich III., wich darin von dem System seines Vaters ab. Er gab den entgegengesetzten Tendenzen Raum oder verschaffte ihn ihnen sogar. Und man muß sagen, sie hatten eine innere Notwendigkeit, denn das geistliche Prinzip bedarf eben einer unabhängigen Repräsentation. Nicht allein in dem Papsttum, das vielmehr lange Zeit mit dem Kaisertum verbündet war, lebte diese Idee der Unabhängigkeit: sie war zuletzt in dem geistlichen Institut selbst begründet. Ihren vornehmsten Sitz hatte sie in dem Kloster Cluny, welches im Gegensatz zu der bischöflichen Hierarchie in Gallien und Britannien eine bedeutende Rolle spielte und seine Einwirkungen bald auch auf Italien und das Reich erstreckte. Es herrschte unter den Zeitgenossen fast allgemein die Überzeugung, Konrad habe in seinen Kämpfen mit Erzbischof Aribert die Grenzlinie der weltlichen Gewalt überschritten. Heinrich III. war selbst bei der mailändischen Unternehmung davon überzeugt worden. Er hatte sich immer mehr in den geistlichen Ideenkreis eingelebt. Seine zweite Vermählung mit einer Erbin aus dem südlichen

Frankreich, wo die Tendenzen Clunys bereits herrschten, gab denselben einen bevorzugten Einfluß auf das Reich.

Die vornehmste politische Frage dieser Epoche war ohne Zweifel die, inwieweit die cluniacensischen Ideen auch in Rom selbst zur Autorität gelangen würden. Dabei nun geschah es, daß Heinrich, der durch seinen Einfluß auf Rom über das Papsttum vollständig dominierte, an den exklusiven, weltlichen Gesichtspunkten der kaiserlichen Gewalt irre geworden, einen Papst einsetzte, der von diesen Anschauungen aufs tiefste durchdrungen war und sie zur Herrschaft zu bringen für Gewissenssache hielt. Heinrich erkannte ohne Zweifel bald, was ihm von Leo IX. drohte: er konnte sich der Thatsache nicht verschließen, daß in der Verbindung des Papstes mit dem griechischen Reiche und in dem Verhältnis, in das Leo zu Unteritalien trat, eine Gefahr für die kaiserliche Autorität in ihrer Ausdehnung selbst lag. Zwar gelang es ihm nach dem frühen Tode Leos noch einmal, einen völlig ergebenen Geistlichen auf den römischen Stuhl zu erheben und die Stellung eines allwaltenden Kaisers zu behaupten. Allein das Eine zeigte sich gleichwohl, daß eine volle Manneskraft dazu gehörte, diese Stellung aufrecht zu erhalten. Da nun, in diesem Augenblick, trat der Tod des Kaisers ein, der die Herrschaft an einen sechsjährigen Knaben brachte. Ob so je eine Fortsetzung des bisherigen Regiments möglich sein würde, war umsomehr zweifelhaft, da bald nach dem Abscheiden Heinrichs III. auch Papst Viktor seinen Tod fand.

Neuntes Kapitel.

Anfänge der Emancipation des Papsttums.

Wenn nach dem Tode Heinrichs III. ein Hof in Deutschland gebildet wurde, bei welchem eine in blühenden Jahren stehende Kaiserin, ein junger, kräftiger, leidenschaftlicher König und einige Großwürdenträger der Kirche die entscheidende Stimme führten, so ermißt man die Klippen, an denen der Einfluß des Kaisertums auf die Berufung zur höchsten pontifikalen Gewalt scheitern konnte. Welch ein Zustand war es, daß die kirchliche Autorität, welche schon unendlich weit über den Kreis, den das Kaisertum beschrieb, hinausgriff, nach dem Dafürhalten eines Hofes eingesetzt werden sollte, der seiner selbst so wenig sicher war, wie dieser deutsche Hof.

Nicht aus einer einfachen Betrachtung jedoch ist der Widerspruch hiegegen hervorgegangen. Er knüpft vielmehr an die schon vorangegangenen, zur Zeit Papst Leos IX. zu Tage gekommenen Ideen an. Leo IX. verdankte seine Würde der Einwilligung und Nachgiebigkeit Heinrichs III. Aber in

und mit diesem Papst war gleichsam ein systematischer Gegensatz gegeben, der sich dem abendländischen Kaisertum entgegenstellte. An dem römischen Hofe war man seitdem mit dem Einfluß der occidentalen Kaiser auf die geistliche Gewalt tief unzufrieden; man zog den Zustand der morgenländischen Kirche, wo die geistlichen Würden in ruhiger Konsequenz, nicht unter unaufhörlichem Einwirken der kaiserlichen Macht vergabt wurden, dem Zustande im Abendlande bei weitem vor. Man leugnete nicht, daß auch bei der Besetzung der Ämter mancherlei Menschlichkeiten vorkämen, aber es geschehe doch dort durch die Geistlichkeit selbst, nicht durch die Laien.

Wir besitzen eine Schrift des Kardinals Humbert gegen die Simonisten, die als das Manifest dieser Ideen betrachtet werden kann. Die Wurzel des Übels suchte der Kardinal in der unkanonischen Vergabung der Kirchenämter, bei der die Wahl des Klerus bedeutungslos und der Einfluß des Papstes und des Metropoliten auf dieselbe so gut wie vernichtet sei, während alles nur davon abhänge, an wen der Kaiser mit dem Krummstab und dem Ring das Bistum oder die Abtei verleihe. Dieses Recht der Investitur ist das vornehmste, welches die strengere Partei im Abendlande, die sich die reformistische nennt, bekämpft; allein man darf nicht übersehen, es ist auch das, an welches die Verfassung der abendländischen Kirche wesentlich anknüpft.

In den cluniacensischen Erinnerungen an den späteren Papst Gregor VII. findet sich folgende: Man erblickt Hildebrand, der zum Kanzler der römischen Kirche erhoben worden ist, in der Fülle seiner umfassenden Thätigkeit, einen Mann von keiner äußeren Gestalt, die ihm Würde gegeben hätte, von keiner Herkunft aus vornehmem Geschlecht, aber umgeben von den Mächtigen und Großen, die ihn suchen und brauchen. Es heißt dann, daß er nicht für sich selbst arbeite, sondern für den heiligen Petrus. Daran knüpft der Autor die Bemerkung, dies sei eben der Mann, von welchem die Investitur der Geistlichen durch weltliche Hände verboten worden, was den Kaiser zu so großer Feindschaft gegen ihn ergrimmt habe. Und wenn man den Ideen nachforscht, durch die das jetzt Gestalt gewinnende gregorianische System sich von den klerikalen Oppositionen der vorangegangenen Jahrhunderte unterscheidet, so ist es allerdings die Verwerfung jedes weltlichen Einflusses auf das kirchliche Gebiet, die jenes vornehmlich charakterisiert.

Gleich nach dem Tode Papst Viktors II. (Juli 1057) trat in Rom die Opposition gegen das Kaisertum auf das deutlichste zu Tage. In der Stadt befand sich damals der Kardinal Friedrich, Abt von Montecassino und Bruder Herzog Gottfrids von Lothringen. Er hatte sich einst an Leo IX. angeschlossen und war von diesem nach Konstantinopel geschickt worden. Reiche Geschenke hatte er von dort, auch an die Römer selbst, nach Italien mitgebracht. Heinrich III. mußte darin eine politische Gefahr erblicken, zumal der Bruder Friedrichs, Gottfrid, zu immer höherem Ansehen emporstieg. Um den Nachstellungen des Kaisers zu entgehen, hatte der Verfolgte das

Mönchsgelübde gethan, und war, sehr zum Mißvergnügen Viktors II., zum Abt von Montecassino gewählt worden.

Friedrich nun hielt sich in jenen Tagen in Rom auf, wo er seit langem schon eine angesehene Persönlichkeit war. Bei einer Messe, die er am 27. Juli daselbst hielt, wurde er von einer großen Menge der Römer nach seinem Hause geleitet. Einige Tage darauf traf die Nachricht vom Ableben des auf der Rückreise in Oberitalien verstorbenen Papstes ein. Als jetzt die Frage, wer der Nachfolger Viktors werden sollte, alle Gemüter beschäftigte, war es begreiflich, daß sich sogleich die Aufmerksamkeit auf Friedrich wendete, der auch alsbald von den Klerikern und römischen Bürgern Besuche empfing. Einen Tag und eine Nacht hielt man Rat. Friedrich zögerte anfangs, die Wahl anzunehmen; er empfahl Hildebrand, der dem aus Deutschland heimkehrenden Viktor entgegengeeilt war und sich noch in Toscana befand, als Kandidaten. Allein die Parteiversammlung wollte nicht warten. Ohne weiteres führte man Friedrich nach der Basilika St. Peter ad Vincula und erhob ihn unter dem Namen Stephan IX. zum Papst. Er nahm sofort vom Lateran Besitz und wurde am folgenden Tage bereits, dem 3. August, in St. Peter konsekriert.

Irre ich nicht, so lag in dieser Wahl, die durch eine Vereinigung von Freunden, ohne daß man in Deutschland auch nur angefragt hätte, erfolgt war, die denkbar größte Reaktion. Sie mußte umsomehr bedeuten, da Heinrich III. doch keineswegs über seinen lothringischen Gegner vollkommen Herr geworden war. Dieser galt jetzt geradezu als Oberhaupt aller Gegner des Kaisertums in Nord- und Mittelitalien.

Papst Stephan wandelte in den Bahnen seines Meisters, Leos IX. Er ist besonders bestrebt gewesen, der Verehelichung der Geistlichen ein Ziel zu setzen. Einige Monate seines kurzen Pontifikates brachte er in Montecassino zu. Hier aber nahm das bösartige römische Fieber, an dem er litt, eine gefährliche Wendung, die ihn seinen Tod erwarten ließ. Wollte er noch etwas ausrichten, so mußte er sich beeilen, mit seinem Bruder Gottfrid Verabredungen zu treffen. Zu diesem machte er sich auf den Weg. Von Montecassino forderte er die Schätze an Gold und Silber, die das Kloster besaß. Man war der Meinung, er denke das Kaisertum selbst seinem Bruder zu übertragen und dann die ihm seit dem Ende Leos verhaßten Normannen aus Italien zu verjagen. Aber ehe er noch im mindesten Hand an das große Werk gelegt hatte, starb der Papst am 29. März 1058.

Damit trat die Frage der Ersetzung von neuem in den Vordergrund. Nicht ganz ohne Vorsorge für den Fall seines Ablebens hatte Stephan in einer Versammlung von Bischöfen unter Strafe des Anathems anbefohlen, bis Hildebrand, der zur Beschwichtigung des kaiserlichen Hofes über die Alpen geschickt worden, zurückgekehrt sein würde, mit einer Neuwahl zu warten. Er allein schien dem Papste fähig zu sein, eine neue Wahl zu leiten.

Aber es gab noch eine andere Macht in Rom, welche sich Stephan nie-

mals angeschlossen hatte, die der weltlichen Großen. Sie hatten in früheren Zeiten mehr wie einmal die Wahlen in der Hand gehabt. Es war die Partei, welche durch Beseitigung Benedicts IX. von Heinrich III. zurückgedrängt worden war. Nach dessen Tode hatten sie sich aufs neue erhoben. An ihrer Spitze stand Gregor, der Bruder eben jenes Benedict. Die Crescentier gleichwie viele andere Gegner des neuen Systems gehörten zu ihnen. Indem noch die Kardinalbischöfe, welche die entstehende Bewegung empfanden, sich dem entgegensetzten und ihre Bannflüche schleuderten, geschah es unter ihren Augen, daß bei nächtlicher Weile ein bewaffneter Aufruhr ausbrach und ein neuer Papst auf den Thron gesetzt wurde. Man hatte nicht versäumt, das Volk durch Geldgeschenke zu gewinnen; und da der neue Papst, Johannes Mincius, Bischof von Velletri, der den Namen Benedict X. annahm, zugleich noch in einer Art von Ehe lebte, so wurden durch diese Wahl alle Gesetze über Cölibat und Simonie in gleicher Weise aus den Augen gesetzt.

Durch die Erhebung Benedicts, den die Berichte als einen Mann schildern, welcher alles mit sich machen ließ, was man wollte, hatten die Großen die Autorität wieder in die Hand genommen. Auch sie sollen, wie gemeldet, nach Augsburg geschickt haben, um sich mit dem deutschen Volke zu verständigen. In welches Verhältnis aber konnte dieser zu der einen oder der andern jener Parteien treten? Sie waren beide notwendig seine Gegner.

Die Einsilbigkeit der Erzählungen und fast noch mehr die Verschiedenheit ihres Ursprunges machen eine exakte Notiz über diese Vorgänge fast unmöglich. Allein wenn man auch nur einen Schritt weitergeht, wird man doch nicht daran zweifeln können, daß der deutsche Hof das Wiedererwachen der Faktion der Magnaten gemißbilligt hat. Der Kanzler der Kaiserin, Wibert, wohnte einer Synode in Sutri bei, in welcher die Erhebung Benedicts X. zum Papst verdammt worden ist.

Bleiben wir aber bei dem offenkundigen Verfahren Hildebrands, welcher das volle Vertrauen der in Rom gestürzten Partei besaß, stehen. Die von dort verscheuchten Kardinalbischöfe sammelten sich um den von Stephan bereits zum Archidiakonus Erhobenen in Siena, wo auch Herzog Gottfrid von Lothringen erschien, und hier ist nun ihr gemeinschaftlicher Schützling, der Bischof Gerhard von Florenz, gewählt worden. Die Frage wurde aufgeworfen, ob eine Papstwahl gültig außerhalb Roms vollzogen werden könne. Da sprach Petrus Damiani das entscheidende Wort aus, daß Rom überall da sei, wo eine Kongregation von Kardinalbischöfen stattfinde.

Daran aber zweifelte niemand, daß der neue Papst — er nannte sich Nikolaus II. — nach Rom geführt werden müsse. Hildebrand hat auch dies Werk mit der ihm eigenen Entschlossenheit vollzogen, ohne vor den Mitteln zurückzuschrecken, die er dazu ergreifen mußte. Ein kleiner Krieg ist darüber in Rom selbst geführt worden, und auch an Bestechungen hat es nicht gefehlt. Vor allem wurden die in Anspruch genommen, welche um jenes letztwillige Verbot Stephans, das mehr als allgemeine Übereinkunft erscheint, gewußt

hatten. Viele bekannten ihre Schuld, andere hielten ihr Verhalten für gerechtfertigt, weil der Gewählte die besten moralischen Eigenschaften besitze. Aber Benedict wurde, wie schon auf jener Synode zu Sutri geschehen, jetzt auch in Rom für unwürdig erklärt und vertrieben. Hildebrand selbst nahm ihn gefangen und ließ ihn in die Basilica Constantiana abführen, wo dann eine Synode unter dem neuen Papst abgehalten wurde. Dieser hat, wie die lokalen Nachrichten melden, den Gegner mit eigener Hand des priesterlichen Gewandes entkleidet, doch ward ihm vergönnt, in Rom in tiefer Verborgenheit als Privatmann zu leben.

Zugleich wurde noch in demselben Jahre 1059 ein Dekret über die Papstwahlen erlassen, welches für die Folgezeit große Bedeutung gewonnen hat, hauptsächlich aber den eben vollzogenen Handlungen entsprach. Das Ergebnis der Streitigkeiten war gewesen, daß die Kardinalbischöfe der römischen Kirche die vornehmste Autorität errungen hatten. Durch sie war die Wahl des Papstes Stephan erfolgt, durch sie auch die Verordnung, daß keine Wahl vor der Heimkehr Hildebrands vorgenommen werden solle, erlassen worden. Ihnen hatte sich die Faktion der Barone entgegengesetzt. Sie hatten vor denselben weichen müssen, aber dann sich in Siena zu einer neuen Wahl vereinigt. Es war die erste große Handlung, welche Hildebrand durchgesetzt hatte.

Dem entsprach nun der Hauptinhalt des neuen Dekretes. Diesem zufolge sollen bei einer neuen Vakanz die Kardinalbischöfe über die Wahl miteinander zu Rate gehen, dann die übrigen Kardinäle und zuletzt der übrige Klerus und das Volk hinzugezogen werden. Man hofft, auf diese Weise aller Bestechung zuvorzukommen. Es soll allezeit freistehen, wie es eben geschehen war, wenn es nötig sei, auch ein Mitglied einer andern Kirche zu wählen; ebenso wird die Wahl an einem andern Ort als Rom gestattet — alles dies aber vorbehaltlich der Ehrfurcht, die dem jungen König Heinrich zu zollen sei. Er wird als der Fürst bezeichnet, von dem man hoffe, daß er die römische Kaiserwürde erlangen werde, worauf ihm und seinen Nachfolgern alle die Rechte gewahrt bleiben sollen, die ihnen die römische Kirche zugestanden hat.

Man sieht, welch einen Unterschied dieses Dekret von dem bisherigen Vorrecht, das die Kaiser besaßen, in sich schließt. Von einer Wahl ohne ihre Einwilligung war bis dahin nicht die Rede gewesen. Und noch mehr hat es zu bedeuten, daß auch von einer Bestätigung nichts darin verlautet. Der Gewählte ist, auch ohne Konsekration, allein durch seine Wahl schon berechtigt, die heilige römische Kirche zu regieren. Die Wahl verfügt, gleichviel wen sie trifft, über alle kirchlichen Rechte. Das Dekret erscheint als das Manifest der Unabhängigkeit des Kardinalkollegiums, von jedem fremden Einfluß, und es unterliegt keinem Zweifel, daß hier eben das gemeint war, was der Wortlaut besagt. So sah es auch Hildebrand, sicherlich wohl der geistige Urheber des Erlasses, an und bereitete sich alsbald zu einem künftigen Kriege vor.

Aus Besorgnis vor der Rache der römischen Großen begab sich der

Archidiakon persönlich nach Apulien. Noch einige Jahre zuvor hatte Stephan IX., wie wir sahen, in Verbindung mit seinem Bruder die Absicht gehabt, die Normannen zu verjagen. Papst Nikolaus sprach dieselben jetzt von den kirchlichen Censuren frei und gab ihnen Apulien und Calabrien und alle die Landschaften, die sie dem heiligen Petrus entrissen hatten, zu Lehen. Zum Danke dafür zogen die Normannen gegen Rom und befreiten die Stadt von der Herrschaft der Kapitane. So hatte durch wenige Handlungen die dem Kaisertum entgegengesetzte Faktion die Oberherrschaft in Rom, und zwar für das erste unantastbar, gewonnen.

Es war, wenn man so sagen darf, eine flagrante Usurpation der herkömmlichen kaiserlichen Befugnisse, die hier zum Ausdruck kam; Kaiser Heinrich III. hatte mehr als einmal die Papstwahl konstitutionsmäßig ausgeübt; Leo und Viktor waren geradezu von ihm ernannt worden. Zwar war zunächst von dem Widerstreit noch nicht die Rede. Er brach aber in vollen Flammen aus, als Nikolaus im Juli 1061 zu Florenz verstarb.

Es konnte kein Zweifel sein, daß es in Rom eine starke Partei gab, welche nach der alten Form zurückstrebte; von ihr ward durch förmliche Gesandtschaft der kaiserliche Hof aufgefordert, sein Recht auszuüben. Ihre Anhänger bestanden darauf, daß dem jungen Fürsten, Heinrich IV., das Patriciat zustehe; sie schickten ihm sogar die Insignien desselben zu, mit denen er zu Basel feierlich geschmückt wurde. Unmöglich konnte dies anders gedeutet werden, als daß der König auch in Deutschland an der Wahl eines Papstes Anteil nehmen dürfe. Dahin ging auch der Sinn der in Basel versammelten Kirchenoberen, welche eine einflußreiche Partei in Oberitalien für sich hatten.

Die Entscheidung des deutschen Hofes durfte keinen Aufschub erleiden, umsoweniger, da unter dem Getümmel der normännischen und lothringischen Waffen wiederum bereits ein Nachfolger in Rom proklamiert worden war, Bischof Anselm von Lucca, der Anhänger Clunys und Freund Gottfrids von Lothringen. Es war noch einmal ein Erfolg der kirchlichen Autonomie, welcher auf dem Übergewicht der politischen und militärischen Opposition im römischen Gebiete beruhte. Hildebrand, der vielgewandte Prandellus, wie ihn die Gegner nannten, hatte auch dieses Unternehmen geleitet. Der neue Papst, Alexander II., wurde ohne weiteres am 1. Oktober 1061 im Lateran inthronisiert und empfing sogleich den Lehenseid der Normannen.

Da ist denn nun auch der kaiserliche Hof, fußend auf das erneuerte Recht des jungen Königs und im Einverständnis mit den oberitalischen Bischöfen zum Werk geschritten und hat vier Wochen nach der Wahl Alexanders, am 28. Oktober, den Bischof von Parma, Cadalus, zum römischen Pontifex ernannt.

Zwei päpstliche Autoritäten standen jetzt einander entgegen, von denen die Ansprüche der einen auf der hohen Geistlichkeit in Rom in ihrer Verbindung mit der weltlichen Macht beruhten, die andere aber das alte deutsche

Recht der Ernennung und die bisher gepflogenen Gewohnheiten repräsentierte. Cadalus, der als der Papst des Reiches betrachtet werden kann, säumte nicht, gleich im März 1062 mit einem stattlichen Heer, dessen Pracht sogar Aufsehen erregte, nach Rom vorzudringen, um seine Hauptstadt einzunehmen. Er konnte auf zahlreiche Anhänger zählen. Die Engelsburg selbst stand ihm offen. Unaufgehalten drang er in die transtiberinische Stadt ein: es wäre nur auf ihn angekommen, wenn er sich in diesem Momente in St. Peter hätte krönen lassen wollen. Allein nicht so leicht war Hildebrand zu überwältigen. Leo, ein Jude von Herkunft, wird berichtet, stand ihm zur Seite und versah ihn mit Geld: als Cadalus am nächsten Tage vorrückte, fand er blutigen Widerstand, den er nicht mehr zu überwältigen vermochte. Er hatte so lange an seinem Succeß keinen Augenblick gezweifelt; jetzt mußte er beschämt seinen Rückzug antreten (April 1062).

Der mißlungene Versuch auf Rom schloß auf der andern Seite den Sieg Hildebrands und Alexanders in sich ein, der umsomehr bedeutete, da Mittel- und Oberitalien voll von ihren Anhängern waren. Noch größere Tragweite aber gewann das Ereignis durch seinen Zusammenhang mit anderen, welche in diesem selben Moment in Deutschland stattfanden.

Zu bezweifeln ist nicht, daß Kaiserin Agnes, einverstanden mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, der die Leitung der Geschäfte in seinen Händen hatte, daran festhielt, das salische Kaisertum wieder zu seiner alten Autorität zu erheben. Sie war auch keineswegs ohne Ansehen und Macht. Sie wußte den jungen Mann, den sie zu ihrem Eidam bestimmt hatte, Rudolf von Rheinfelden, zum Herzog von Schwaben zu ernennen, während der Graf vom Breisgau, Berthold, aus zähringischem Geschlecht, dem eine Anwartschaft auf Schwaben zustand, zur Entschädigung dafür Kärnthen und die Mark Verona erlangte. Das Herzogtum Bayern behielt sie selbst vorläufig in ihrer Hand.

Allein in den auswärtigen Angelegenheiten wurde diese Regierung von großem Unglück betroffen. Die Kaiserin hatte die eine ihrer Töchter mit dem Sohne des Königs Andreas von Ungarn, Salomo, verlobt: Andreas besaß jedoch in seinen nächsten Verwandten die heftigsten Feinde. Sein Bruder Bela hatte an den Feierlichkeiten zur Erneuerung der alten Bündnisse nicht teilgenommen. Bald entwickelten sich offene Feindseligkeiten zwischen beiden. Die Kaiserin hielt es für gut, dem Vater ihres künftigen Schwiegersohnes eine stattliche deutsche Kriegsmannschaft zu senden; aber Andreas wurde überwältigt, und die Heftigkeit der ungarischen Reaktion wendete sich jetzt gegen die Deutschen selbst. Sie wurden an einem Engpaß, genannt das Thor des Reiches, von den Ungarn überfallen und trotz ihres heroischen Widerstandes sämtlich getötet oder gefangen. Durch diese Niederlage ward dem Versuch, Ungarn und Bayern in Verbindung zu bringen und die Autorität des deutschen Namens in Ungarn aufrecht zu erhalten, fürs erste gewaltig Einhalt gethan. Bayern selbst war so gefährdet, daß Kaiserin Agnes

und der die Geschäfte führende Bischof von Augsburg nicht eben sehr geeignet erschienen, die Grenzen zu verteidigen. Die Kaiserin ernannte deshalb einen Herzog. Sie wählte aber dazu nicht einen bayrischen Großen, sondern einen sächsischen, Otto von Nordheim. Er gehörte einem Geschlechte an, durch welches einst jener Ekkard von Meißen, der sich der Erhebung Heinrichs II. entgegenstellen wollte, zu Grunde gegangen war.

Mehr und mehr wurde überall im Reiche eine feste Hand vermißt. Die am Hofe vorwaltenden Personen, liest man bei einem Autor aus jenen Tagen, schienen nur ihre eigenen Geschäfte im Auge zu haben. Am meisten wurde ihr Ehrgeiz dadurch verletzt, daß sie von der unmittelbaren Teilnahme an der Regierung, die eine Frau leitete, ausgeschlossen waren. Dem nun beschlossen sie durch einen plötzlichen Handstreich, in welchem List und Gewalt sich vereinigten, ein Ende zu machen. Die Autorität der Kaiserin beruhte vornehmlich darauf, daß ihr Sohn, der König, in ihren Händen und in ihrer Gesellschaft war. Die Kaiserin befand sich eben auf St. Swibertswert, wie es heute heißt Kaiserswerth, einer erst vor kurzem gemachten Erwerbung Heinrichs III., die sie besonders liebte. Da setzten nun die größten Magnaten des Reiches ihren Plan ins Werk. Es war am 31. März (1062) beim Osterfest. Ein Fahrzeug des Erzbischofs Anno von Köln war in die Nähe gekommen. Anno lud den König ein, es persönlich in Augenschein zu nehmen. Nichts Arges ahnend erschien der junge Fürst. Kaum aber befand er sich an Bord, so stießen die Ruderer vom Ufer ab, und Heinrich erkannte, daß er ein Gefangener war. Freiheit atmend von Natur, stürzte er in die Flut. Er wäre wahrscheinlich verloren gewesen, hätte nicht der Markgraf Ekbert von Braunschweig, der auf Annos Seite stand, aber ein naher Verwandter des jungen Königs war, sich sofort in den Rhein gestürzt und den Knaben in das Schiff zurückgebracht. Anders indessen war es nicht, als daß Heinrich sich nun wirklich in der Gewalt der Magnaten befand, die jetzt auf den Besitz seiner Person den Anspruch auf die Reichsregierung gründeten.

Ohne Zweifel war es Ehrgeiz und die Sucht, die Gewalt selbst in die Hände zu nehmen, was die Fürsten zu diesem kühnen Vorgehen bestimmte. Diese Tendenz trat bald sehr offenkundig zu Tage. Bei dem sächsischen Annalisten bereits findet sich eine Angabe der Verwirrungen, die dadurch in der Reichsregierung entstanden sind. Schwerlich aber darf man bei diesem Gesichtspunkte allein stehen bleiben. Wie sollte nicht die allgemeine Kombination, die in dem Verhältnis zu Alexander und Cadalus lag und welche ein hierarchisches Interesse enthielt, dabei mit in Betracht gekommen sein. Herzog Gottfrid von Lothringen, der die Erhebung Alexanders II. nicht wenig gefördert, war ein Freund des Erzbischofs Anno. Man muß behaupten, der Sieg Alexanders über seinen Gegner trug mit dazu bei, den Boden zu zerstören, aus dem das Unternehmen des Cadalus hervorgegangen war: dessen Niederlage vor Rom und der Staatsstreich von Kaiserswerth ergänzen einander.

Zehntes Kapitel.

Erste Regierungszeit Heinrichs IV.

Für die Reichsgeschichte hat das Ereignis von Kaiserswerth insofern eine große Bedeutung, als dadurch an der Stelle der Einheit des Hofes, der die Geschäfte führte, zum erstenmal eine Aristokratie, vornehmlich geistlicher Natur, die Regierung in die Hand nahm. Der ehrgeizige Anno von Köln, einst der Beichtvater und Günstling Kaiser Heinrichs III., war das Haupt der Verschwörung gegen den jungen König gewesen; indessen zu einer Alleinherrschaft im Reiche vermochte er es nicht zu bringen. Schon im Laufe des folgenden Jahres, 1063, stellte sich dies aufs deutlichste heraus. Während Anno sich mit der Erziehung und Obhut des Königs begnügen mußte, wurde, veranlaßt durch die Rivalität der Genossen Annos, die Führung der Reichsgeschäfte in die Hände des mächtigen Erzbischofs von Bremen und Hamburg, Adalbert, gelegt.

Auch Adalbert hatte in nahem Verhältnis zu Heinrich III. gestanden. Wir fanden ihn bereits bei der Krönung des Kaisers in Rom, der das damals erledigte Pontifikat ihm zu übertragen geneigt war. Allein Adalbert hatte sich nicht entschließen können, sein nordisches Erzbistum aufzugeben. Und in der That war die Stellung, die er hier einnahm, über alle Maßen bedeutend. Durch ein Diplom Leos IX. aus dem Jahre 1053 war Adalbert unter ausdrücklicher Beziehung auf Bonifacius zum Legaten und Vikar des päpstlichen Stuhles erhoben und ihm das Recht verliehen worden, innerhalb seiner Diöcese Erzbischöfe zu ernennen. Wie groß aber war das Gebiet, das diese umschloß. In jenem Diplome wird der gesamte Norden, selbst Grönland eingeschlossen, seiner geistlichen Gewalt unterstellt. Und es findet sich die Nachricht, daß von Island aus ein Bischof nach Rom hin sich auf den Weg gemacht habe, um dort eine kanonische Ordination zu erlangen, vom päpstlichen Stuhl aber an Adalbert gewiesen worden sei. Wer möchte sagen, wie weit der Succeß des Erzbischofs und damit zugleich der Idee des Kaisertums in diesen Regionen gediehen wäre, hätte Adalbert alle seine Kräfte ganz jener Direktion widmen dürfen. Allein er wurde mit den Herzögen der Sachsen, den Billungern, in beständige Streitigkeiten verflochten. Wir wissen, mit welcher Eifersucht die Sachsen ihre provinziale Unabhängigkeit hüteten. In dem jungen Erzbischof, der von dem Kaiser auf diesen ihnen benachbarten Posten gestellt worden war, sahen sie von Anfang an nur einen Bundesgenossen desselben gegen ihr Herzogtum.

Noch bevor Adalbert an der Reichsregierung Anteil erhielt, war im Oktober 1062 zur Lösung der Streitfrage über das Papsttum ein bedeutender Schritt gethan worden. Auf einer Synode, die in jenen Tagen

zu Augsburg stattfand, wurde die Protektion des Cadalus von den geistlichen Fürsten faktisch aufgegeben. Doch war die Haltung des Reiches hiebei keineswegs unwürdig. Dem Bericht der Altaicher Annalen zufolge, die sich über diese Epoche gut unterrichtet zeigen, wurde der Beschluß gefaßt, den konsekrierten Papst, Alexander, wieder nach Rom gehen zu lassen, um ihn, wenn er auf einer Synode dort gehört worden sei, je nach Ausfall der Untersuchung, von Rechtswegen zu bestätigen oder abzusetzen. Eine Schrift des schon mehrerwähnten Vorkämpfers der kirchlichen Reformpartei, Petrus Damiani, sogar, welche für diesen Reichstag abgefaßt ist, spricht von dem Privilegium der kaiserlichen Macht mit vollem Verständnis; er entschuldigt, daß die Einholung der Einwilligung des Königs bei der Wahl Alexanders nicht stattgefunden hätte, mit dem plausiblen Grund, daß dies die Umstände in Rom nicht gestatteten, noch auch die Jugend des Königs selbst. Die einst Kaiser Heinrich III. erteilten Vorrechte werden dabei mit einer gewissen Anerkennung erwähnt. Die Schrift schließt mit der Aufforderung, daß Kaisertum und Papsttum sich unterstützen müßten; sie sollten hiezu einander die Hand reichen.

Man sieht, das Reich erscheint auf dem Tage von Augsburg noch in seiner vollen Würde. Im folgenden Jahre (1063) hatte es noch einen großen Erfolg nach außen. Auf allgemeinen Beschluß unternahm man einen Zug nach Ungarn, um den dort zuletzt erlittenen Verlust zu rächen. Alles strömte um so freudiger zusammen, da es der erste Heereszug war, an welchem der junge König persönlich Teil nahm. Erzbischof Adalbert befand sich in Heinrichs Geleit und auch der kriegserfahrene Bayernherzog, Otto von Nordheim, hatte sich dem Unternehmen angeschlossen. Die Marken seines Reiches waren von Bela wohl befestigt worden. Das hinderte aber die Deutschen nicht, einzudringen und festen Fuß zu fassen. Sie rückten bis Wiesiginburch, dem heutigen Wieselburg, vor. Zu einer eigentlichen Belagerung kam es daselbst nicht: ein innerer Tumult brach aus, bei welchem der junge Heinrich in die Stadt einzog. Der Erfolg war vollständig. Denn obenein, wird uns berichtet, starb Bela in diesem Augenblick plötzlich. Sein Heer zerstreute sich, sein Sohn ergriff die Flucht. Ungarn konnte an Salomo zurückgegeben werden, und die Schwester Heinrichs wurde wirkliche Königin. Wohl das größte Verdienst bei diesem Zuge wird dem Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, zuzuschreiben sein. Die Mutter des Königs Salomo machte ihm für die Dienste, die er ihr und ihrem Sohn geleistet hatte, ein Schwert zum Geschenk, von dem man behauptete, daß Attila einst es geführt.

Wie dergestalt die weltliche Führung des Reiches unter der Mitwirkung Adalberts, verhielt sich auch die geistliche unter der Leitung des Erzbischofs Anno in ungeschwächtem Ansehen. Noch immer in unentschiedenem Kampfe begriffen, wendeten sich die beiden Päpste an die Reichsversammlung. Der König und die Fürsten beschlossen, nicht zwar ein allgemeines, aber ein italie-

nisch-deutsches Konzil zu Mantua zu veranstalten, das auf die Pfingsten 1064 festgesetzt ward. Zur bestimmten Zeit begab sich Anno mit einer Anzahl von Bischöfen und Fürsten dorthin. Cadalus hatte die Bedingung gestellt, daß ihm von vornherein das Präsidium des Konzils zuerkannt werden sollte. Alexander machte keinen solchen Vorbehalt; der Vorsitz fiel ihm dann gleichsam von selbst zu. Der Erzbischof von Mainz führte die Verhandlung. Er ging von dem Gerücht aus, daß der Papst durch Simonie auf den päpstlichen Stuhl gelangt und, um sich zu behaupten, mit den Feinden des Reiches, den Normannen in Verbindung getreten sei. Alexander lehnte es ab, sich über das Verhältnis zu den Normannen zu äußern. Es würde sich aufklären, wenn der junge König nach Rom komme. Über die Hauptanklage aber, die simonistische Wahl, begnügte er sich nicht mit einer Verneinung. Er nahm keinen Anstand, vor dem versammelten Konzil einen Reinigungseid zu leisten: Ich schwöre eidlich bei dem heiligen Geist, dessen Ausgießung wir feiern, daß ich mein Gewissen nie mit einer simonistischen Handlung befleckt habe! Hiemit waren die Anwesenden zufrieden. Sie hoben ein Te Deum laudamus an. Der Anklage gegen Cadalus, auf welche alsdann Alexander überging, stimmte die Versammlung bei, zumal da niemand zugegen war, um seine Sache zu führen.

Wer wollte auf eine Erörterung der Thatsache selbst eingehen. Aber soviel liegt doch am Tage, daß die deutsch-italische Kirche dem Papst gegenüber hier eine autoritative und entscheidende Stellung einnahm. Die Anhänger des Cadalus haben zwar am nächsten Tage in Abwesenheit Alexanders eine starke Demonstration gegen den Papst gemacht. Dieser selbst jedoch kümmerte sich wenig darum, da das Geschrei der Lombarden, wie er sagte, in der Regel keine Bedeutung habe. Die Truppen Gottfrids von Lothringen stellten die Ordnung bald wieder her.

So eklatant der Wechsel der Parteien war, wie er in Mantua zum entscheidenden Ausdruck kam, that er doch der Machtstellung des Reiches keinen Eintrag. Alles hing damals noch von dessen Entscheidung ab.

König Heinrich trat jetzt in sein fünfzehntes Jahr. Er wurde feierlich mit dem Schwert umgürtet. Man erwartete, daß er bald seinen Zug nach Rom antreten werde. So stark war jedoch seine Stellung noch nicht, noch auch seine Gesundheit so fest. Wir hören, daß bei einem Krankheitsfall, den er erlitt, die mächtigen Großen den ehrgeizigsten Wetteifer an den Tag legten, wer nach ihm zur Krone gelangen solle.

Durch die, wenn nicht streng aristokratische, doch auch nicht mehr eigentlich monarchische Verfassung, welche beinahe seit einem Decennium herrschte, waren die Bande des Gehorsams überhaupt gelockert. Und noch lebte jenes Ereignis von Kaiserswerth in frischem Gedächtnis. Der Mann, dem der König sein ganzes Vertrauen schenkte, Adalbert von Bremen, war sehr geneigt, das Attentat an denen zu rächen, die es vollbracht hatten. Diese

fürchteten nichts mehr als die Autorität, deren sich Adalbert beim König erfreute. Sie hielten sich vom Hofe in Goslar fern.

Adalbert meinte nicht, diese Hofstatt ändern zu müssen. Er fürchtete in den Provinzen den Einfluß der mächtigsten Gewalthaber auf den König. Wir kennen den Erzbischof bereits, seine geistlich-weltliche Stellung, seine Aussicht auf die kirchliche Herrschaft im Norden, seine Absichten auf ein Patriarchat, welches das nördliche Deutschland und Skandinavien vereinigen sollte. Alledem muß, wie es scheint, seine Idee des Kaisertums hinzugefügt oder vorangesetzt werden. Denn was hätte wichtiger für die Welt werden können, als die Herrschaft einer durchgreifenden Gewalt des Kaisers. Goslar ist nicht zuletzt deshalb in der Reichsgeschichte unvergeßlich, weil dort wieder der monarchische Gedanke von dem ersten Minister des jungen Königs in seiner ganzen Schärfe gefaßt worden ist. Mancherlei Ungehörigkeiten werden dabei vorgekommen sein, aber sie treten im Angesicht der Frage über die höchste Gewalt zurück.

Geistliche und weltliche Reichsfürsten hatten bereits die Annehmlichkeit einer faktischen Unabhängigkeit genossen. Jetzt mußten sie fürchten, nicht allein derselben beraubt, sondern wegen der Eigenmächtigkeiten, die sie ausübten, zur Strafe gezogen zu werden. Sie waren entschlossen, das nicht zu dulden. Besonders von den Erzbischöfen von Köln und Mainz ging die oppositionelle Bewegung aus. Der Beschluß wurde gefaßt, auf einer großen Fürstenversammlung zu Tribur dem König ernstliche und sogar drohende Vorstellungen zu machen. Indessen Adalbert scheint das nicht gefürchtet zu haben. Zur bestimmten Zeit (Januar 1066) machte er sich selbst an der Seite des Königs nach Tribur auf den Weg.

Aus einem kleinen Begebnis, das sich während der Reise zutrug, entnimmt man deutlich die Lage der Dinge. Einer der vertrautesten Vasallen Heinrichs war in Ingelheim mit den Angehörigen des Klosters Hersfeld in Streit geraten und schwer verwundet worden. Die Bischöfe nötigten ihn, wegen der Gewaltsamkeiten, die er gegen das Kircheneigentum ausgeübt habe, sich schuldig zu bekennen, widrigenfalls sie ihm die Kommunion versagen würden. Es geschah vor den Augen des Königs, welcher die Gewaltthat, deren Opfer einer seiner Vertrauten geworden, zu ahnden nicht in der Lage war.

In Tribur hatte die geistliche und weltliche Aristokratie vollkommen die Oberhand. Dem König wurde unverhohlen der Antrag gestellt, daß er Erzbischof Adalbert aus seiner Nähe entfernen oder auf das Reich überhaupt verzichten müßte. Stärker war der aristokratische Gedanke nie einem deutschen König oder Kaiser entgegengetreten. Adalbert meinte noch, es werde ihm und dem König gelingen, sich durch die Flucht zu retten und zwar im Besitz der Reichsinsignien, was ihm dann, wenn er nach Goslar oder an einen anderen festen Platz gelangt wäre, eine um so gesichertere Stellung verschafft haben würde. Aber das bewaffnete Geleit des Königs selbst, das nicht unter-

richtet worden war, verhinderte die Ausführung des Anschlags, der nun vollends jede Rücksicht brach, welche man auf Adalbert noch genommen hatte. Den nächsten Tag bereits mußte dieser die Versammlung in Tribur verlassen. Nur mit Mühe wurde ihm Sicherheit auf der Reise nach seinem Erzbistum verschafft. So kehrte, erzählt Lambert von Hersfeld, der Anhänger der Oppositionspartei, nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten wieder in die Hände der Bischöfe zurück, die nun ihrerseits zu bestimmen hatten, was für den König notwendig sei.

Welch ein Zustand aber war es, wenn etwa ein Bischof von Naumburg eine maßgebende Stimme in den großen Reichsangelegenheiten abzugeben in den Fall kam. Unter diesen Umständen kann man es begreifen, wenn der junge König sich lange Zeit sträubte, auf das Drängen der geistlichen Fürsten hin, die Braut, welche ihm schon sein Vater erwählt hatte, Bertha von Susa, heimzuführen. Die Vermählung erfolgte dann doch im Juli 1066 mit aller Pracht und Feierlichkeit; die Prinzessin wurde zur Königin gekrönt, noch ehe sie vermählt war. Bald nachher aber erlebte man, daß Heinrich, unzufrieden, mit dem Gedanken einer Scheidung umging. Ich denke, daß dies durch Zufälligkeiten veranlaßt wurde, die ja wohl vorkommen. Die Erzählung, der junge König habe dem Erzbischof Sigfrid von Mainz allerlei Vergünstigungen, namentlich in Bezug auf die Zehnten in Thüringen versprochen, wenn er ihm die Trennung der Ehe verschaffe, scheint mir keinen Glauben zu verdienen, wenn auch ein Schreiben des Erzbischofs an den Papst vorliegt, aus welchem man sieht, daß der König offen mit seinem Vorhaben der Scheidung hervorgetreten war, aber bei den Fürsten Widerstand gefunden hatte. Erzbischof Sigfrid fand sich bewogen, den Papst um ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit zu ersuchen, der dann einen Legaten zu dem Zweck über die Alpen schickte. Sehr bald darauf ist diese Ehe eine äußerst glückliche geworden.

Niemals hatte ein deutscher König einen schwierigeren Regierungsantritt gehabt, als Heinrich. Überall wurde ihm ein fremder Wille aufgelegt. Um diesem ein wirksames Gegengewicht zu geben, entschloß sich der König 1069, Adalbert an seinen Hof zurückzurufen. Man versichert uns, der Erzbischof sei mit dem Entschluß gekommen, sich vorsichtiger zu betragen, um die Fürsten des Reiches nicht zu beleidigen.

Und allerdings mag seine Absicht insofern dahin gegangen sein, als er persönliche Beleidigungen und Verletzungen jetzt vermied. Aber darin konnte das nichts ändern, daß mit ihm die Monarchie, die man nicht mehr wollte, wieder eine für das aristokratische Regiment bedrohliche Repräsentation empfing.

Wir kennen bereits das Verhältnis Adalberts zu den Billungern, die sich zugleich von dem Erzbischof und dem König bedrängt fühlten. Und allerdings war die Differenz, um welche es sich dabei handelte, von höchstem Belang:

die sächsischen Herzöge wollten die einst mit Kaiser Heinrich II. zu Merseburg vereinbarte Übereinkunft um keinen Preis zertrümmern lassen. Heinrichs Zugeständnis an die Sachsen war, wie schon des öfteren bemerkt, eine Beschränkung der Rechte des Königtums gewesen gegenüber den hergebrachten alten Gerechtsamen, bei denen es die sächsischen Könige hatten bewenden lassen. Eine unmittelbare Einwirkung des Königs, namentlich mit bewaffneter Macht, wurde dadurch verboten.

Noch immer, bis in diese Epoche hinein, war die königliche Gewalt eine, wenn ich so sagen darf, ambulante. Die Sachsen hatten daran den größten Anteil gehabt. Sie vor allen sträubten sich dagegen, der königlichen Macht eine stabile Repräsentation zu gewähren, in der sie die bedeutsamste Einschränkung ihrer Provinzialgewalt fürchteten. Die Burgen, namentlich in der Nachbarschaft von Goslar, welche Heinrich III. ebenso wie Heinrich IV. einrichteten, und wo sie zu leben liebten, waren ihnen in tiefster Seele zuwider. Und dazu kam dann endlich, daß Adalbert nichts unterließ, um die schon zu einem Herkommen gewordene Prärogative des Königs in ihrer Provinz aufrecht zu erhalten.

Ein unglücklicher Zufall nun war es, daß Heinrich mit dem angesehensten Manne des sächsischen Stammes, Otto von Nordheim, in bittere Fehde geriet. Was sie entzweite, erhellt nicht mit Bestimmtheit. Die Hauptsache war ohne Frage die Eifersucht der Magnaten auf die wachsende Macht der Krone und die stolze Haltung des Königs, welche jede Rücksicht verschmähte. Was schon einmal vorgekommen, in dem Hader der Billunger und Heinrichs III., wiederholte sich nochmals. Ein Ankläger erhob sich, der den Bayernherzog beschuldigte, daß er mit Mordanschlägen gegen den König umgehe. In dem letzten Fall dieser Art hatte der Ankläger obgesiegt, wodurch in der Provinz die schwersten Irrungen veranlaßt worden waren. Heinrich hatte wohl einigen Grund, dem Herzog zu mißtrauen. Er verlangte auch in diesem Falle, wo Aussage gegen Aussage stand, ein Gottesurteil: Otto von Nordheim sollte sich in Goslar seinem Ankläger zum Zweikampf stellen. Der Herzog, der dem König selbst nicht traute, begehrte Sicherheiten. Doch Heinrich war nicht gesonnen, ihm solche zu gewähren. Er schritt zu einem Exekutionskrieg gegen Otto und nahm sein Gebiet und seine Burgen in Besitz. Dabei aber stieß er auf Widerstand. Otto brachte ebenfalls ein stattliches Heer zusammen, mit dem er die Schlösser des Königs in Thüringen plünderte. Er fand Rückhalt bei seinen Verwandten, den Billungern, besonders bei dem Sohne des Herzogs, Magnus, der in den Entzweiungen seines Hauses mit Erzbischof Adalbert eine große Rolle gespielt hatte.

Der König mußte, vor der starken Stellung Ottos zurückweichend, sich nach fremder Hülfe umsehen. Es ist uns glaubwürdig überliefert, daß Heinrich in Lüneburg eine Zusammenkunft mit König Svend Estrithson von Dänemark, einem Neffen Kanuts, gehalten hat, bei der Adalbert zugegen war. Wir erfahren, ihre Absicht sei gewesen, die Dänen in den bevorstehenden

Kampf mit den Sachsen hineinzuziehen; man habe denselben dagegen ein Stück Landes an der Küste, wahrscheinlich Ditmarschen, abzutreten versprochen. Allein die Zeiten waren nicht opportun. Die Dänen, die kurz zuvor einen großen, aber erfolglosen Angriff auf die englischen Gebiete gemacht hatten, standen noch in offenem Kriege mit England. Sie konnten nicht darauf ausgehen, in eine andere weitumfassende Angelegenheit sich zu verwickeln. Sie brachten, soviel wir wissen, ihrem König das gute Verhältnis, in welchem sie bisher zu den Sachsen gestanden hatten, in Erinnerung.

Der ganze Plan löste sich so in nichts auf. Es wird der letzte gewesen sein, den der stolze Adalbert gefaßt hatte. Die Demütigung der Sachsen würde ihm eine den Norden des Reiches beherrschende Stellung gegeben haben. Aber inmitten dieser Gärungen starb der hochbegabte Freund und Günstling des Königs zu dessen Schmerz und zum Unglück für das Reich am 16. März 1072.

An ein Unternehmen gegen die Sachsen, um sie vollends niederzukämpfen war nicht mehr zu denken. König Heinrich mußte eher von ihnen einen Angriff erwarten. Zu den übrigen Elementen der Entzweiung war noch ein neues gekommen. Im März desselben Jahres wie Adalbert, starb auch Herzog Ordulf von Sachsen. Die dadurch entstehende Vakanz brachte die größten Besorgnisse auf der einen, wahrscheinlich doch auch Hoffnungen auf der anderen Seite hervor. Magnus, der Sohn Ordulfs, war bei dem Aufstand Ottos von Nordheim in die Hände des Königs geraten. Und wenn dieser nun von allen Seiten bestürmt wurde, seinen Gefangenen loszulassen, so glaubte er dazu doch nicht verpflichtet zu sein; denn durch seine Teilnahme an der Empörung Ottos habe Magnus seine Regalien verwirkt. Man war überzeugt, Heinrich werde den Gegner nicht frei geben, wenn er nicht auf sein Herzogtum Verzicht leiste, wovon weder Magnus noch auch das Land hören wollte.

Es waren die wesentlichsten Rechte der höchsten Gewalt, die von der einen Seite völlig verkannt und auf der anderen Seite mit schonungsloser Strenge festgehalten wurden. Wenn Heinrich in vollem Maße die königliche Majestät in Anspruch nahm, so sahen die Sachsen ganz im Gegenteil in der schwachen Besatzung, die der König in die Feste Lüneburg gelegt hatte, eine Verletzung der Rechte und Freiheiten des Landes. Sie trugen kein Bedenken, die kleine Mannschaft daselbst zu überwältigen. Der König durfte es nicht wagen, sich der Gefangenen anzunehmen: er hätte fürchten müssen, man würde sie als Landesverräter hinrichten.

Im Juni 1073 hatte Heinrich die vornehmsten Sachsen zu sich nach Goslar beschieden, um mit ihnen gemeinsam die wichtigsten Angelegenheiten zu beraten. Sie erschienen sehr zahlreich, aber der König ließ einen ganzen Tag vergehen, ohne sie zu hören oder ihnen auch nur eine Botschaft zugehen zu lassen. Das geschah nun ohne Zweifel infolge der Schwierigkeiten, die

in der Sache lagen. Aber die stolzen sächsischen Großen sahen darin eine persönliche Mißhandlung. Gegen Abend vernahmen sie, daß sich Heinrich unerwartet aus ihrer Nähe entfernt habe. Sie waren höchlich erbittert. Wären sie nicht durch Markgraf Dedi zurückgehalten worden, würden sie dem König sogleich den Gehorsam aufgekündigt haben. Noch einmal wurde die Sache in Beratung gezogen, in nächtlicher Zusammenkunft in einer Kirche. Hier machte sich die Stimmung geltend, daß es besser sei zu sterben, als sich beschimpfen zu lassen.

Der Moment ist von allgemeinster Bedeutung. Denn die Unterwerfung der Sachsen unter Heinrich II. war doch mit Bedingungen verknüpft gewesen, welche jetzt völlig außer Acht gesetzt wurden. Was sollte daraus werden, wenn ein ganzer Stamm sich gegen den deutschen König auflehnte? Dazu aber entschlossen sich jetzt die Oberhäupter der Sachsen.

Die Sache, zu welcher die sächsische Aristokratie vereinigt war, hatte zugleich eine populäre Seite, die sich auf einer Versammlung, welche zu Wormsleben, unfern Eisleben abgehalten wurde, herausstellte. Den größten Eindruck daselbst machten zwei Beschwerden angesehener Bauern, von denen der eine seiner Freiheiten, der andere seiner Erbschaft beraubt zu sein erklärte. Diese Klagen dienten gleichsam zum Beweise dafür, daß Heinrich ebenso mit allen andern zu verfahren gedenke: er habe die Absicht, ihnen Freiheit und Güter zu nehmen. Geistliche und Weltliche vereinigten sich darauf zu einem Eid, in dem sich jene verpflichten, ihre Besitztümer und die Freiheit des Landes zu hüten, die Weltlichen aber, ihre Freiheit mit dem Leben zu behaupten und keine Räubereien zu gestatten.

Die Antipathien der vornehmen Sachsen ebenso wie des Landvolkes gingen vor allem gegen die königlichen Burgen am Unterharz. Die einen fürchteten die umfassenden Pläne des Königs gegen ihr Territorium. Die anderen empfanden den Druck, den die Besatzungen über sie ausübten. So kam es denn im August 1073 zu einem Angriff gegen das vornehmste dieser Kastelle, die Harzburg. Die heranrückende sächsische Macht war so stark, daß der König verzweifelte, sie zurückzuweisen. Er hielt es für notwendig, sich durch die Flucht zu retten. Das hat er dann unter mannigfachen Schwierigkeiten und Gefahren durch die Waldungen, welche Thüringen und Sachsen verbinden, vollzogen. Manche sagen, er habe die Gegend bei früheren Exkursionen zu dem Zweck, geeignete Lokalitäten für seine Burgen zu finden, kennen gelernt. Andere schreiben sein Entkommen der Kunde eines alten Jägersmannes zu. Nach ein paar Tagen gelangte er glücklich nach Hersfeld.

Die wohlberechneten Feindseligkeiten, die Heinrich erfuhr, waren auf seine Entfernung für immer berechnet. Der König hielt es deshalb für notwendig, die großen Erzbischöfe von Mainz und Köln zur Beschwichtigung der Unruhen aufzufordern. In Korvei wurde am 24. August 1073 eine Versammlung zu diesem Zweck veranstaltet. Man kam dahin überein,

daß beide Teile einander durch Geiselstellung sichern und hernach zum Austrag der Streitigkeiten schreiten sollten. Allein von der Geiselstellung in einem Streit zwischen dem König und den aufständischen Magnaten einer Provinz konnte zuletzt doch nicht die Rede sein. Der königliche Hof verwarf sie als unzulässig. Die beiden Erzbischöfe unternahmen eine Vermittelung ohne diese Vorbedingung.

Elftes Kapitel.

Die Normannen in England und in Unteritalien.

Indem die höchste Gewalt in Deutschland durch Mangelhaftigkeit der Regierung und Unbotmäßigkeit der Magnaten einen inneren Stoß erlitt, der ihre Wirksamkeit zu vernichten drohte und wenigstens unterbrach, erhob sich die Hierarchie zu einem Umfang der Gewalt, welchen sie noch nicht gekannt hatte. Einige Veränderungen hatten sich in Europa zugetragen, die ihr eine andere Stellung gaben.

Die französischen Normannen überwältigten das angelsächsische Reich. Zugleich aber gewannen sie auch in Unteritalien die Oberhand; ihre Selbständigkeit in den südromanischen Landschaften und ihre Theilnahme an den Kämpfen zwischen diesen, den Griechen und den Moslimen bilden ein neues Moment in der Geschichte. An dem einen wie an dem anderen der beiden Weltbegebnisse hatten die römischen Päpste einen tiefgreifenden Anteil: an dem ersten, indem sie es zum Teil hervorriefen und dann unterstützten; an dem zweiten, indem sie es zwar anfangs bekämpften, dann aber adoptierten. Das eine wie das andere kam ihnen zu statten, indem sie es benutzten, um sich dem deutschen Kaisertum widersetzen zu können.

Es wird auffallen, wenn ich das englische Ereignis, welches für die Universalgeschichte maßgebend geworden ist, hier vornehmlich unter dem hierarchischen Gesichtspunkte betrachte. Es mag mich entschuldigen, daß ich bereits in einem anderen Werk davon einen eingehenden Bericht geliefert habe.

Wenn wir zuückblicken, war die Frage, die für das Inselreich die entscheidende hieß, schon längst in den allgemeinen Gesichtskreis getreten. Bereits damals, als der eifrige Verfolger des Christentums, Sven, mit seinen heidnischen Genossen in England einfiel, war er zugleich auch mit den Normannen zerfallen, die den neuen Glauben angenommen hatten. Bald bildete sich am englischen Hofe die Meinung aus, daß nur eine Verbindung mit den Normannen England retten könne. Nun hatten seitdem die Dänen und ihr christlicher König Kanut auf der Insel das Übergewicht behalten, aber die

alte Gesinnung hatte sich immer bewahrt. König Edward, der Sohn Äthelreds, der nach der Herrschaft zweier Söhne Kanuts, 1042, die Krone erlangt hatte, neigte sich wieder den Normannen zu. Und da nun geschah es, daß der größte Normannenfürst, der bisher gelebt, diesen Anspruch ergriff und durchführte.

Die Geschichte der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie ist durch Überlieferungen, die selbst den Titel eines Romans tragen, zugleich erweitert und verdunkelt. Den Roman, demzufolge das normannische England als eine Art von Lehen des päpstlichen Stuhles erscheint, muß man, so anziehend er lautet, fallen lassen. Glücklicherweise findet sich in den ältesten Traditionen eine Grundlage, die als historisch gelten kann, nämlich in der Geschichte Wilhelms des Eroberers von Wilhelm von Poitiers, einem Manne, der in der Nähe des Herzogs lebte und ihm als Kaplan gedient hat. Schon der nächste und fast am meisten nach ihm benutzte Autor, Wilhelm von Jumièges, hat einige Zusätze, welche Willkür andeuten. Ich halte es deshalb für notwendig, bei jenem ausschließlich stehen zu bleiben.

Auch Wilhelm von Poitiers nun hat die Erzählung von einer Sendung König Edwards an Wilhelm von der Normandie, um diesem die englische Krone zu übersenden, da Edward keinen Menschen in seiner Verwandtschaft besaß, den er dem Herzog vorgezogen hätte. Allein der innere Hader zwischen dem angelsächsischen Volke und den Normannen, der nie erloschen war, setzte sich fort. Da nun geschah es, daß der mächtigste und vornehmste Angelsachse, Graf Harald, auf einer Seefahrt Schiffbruch erlitt und in die Hände des Herzogs Wilhelm geriet. Dieser nötigte Harald zu einem folgenschweren Vertrage, des Inhalts, daß jener das englische Reich hinfort für Wilhelm, als dessen Stellvertreter gleichsam, bewahren sollte, während der Herzog sich anheischig machte, ihn dagegen in allen seinen Besitztümern und Lehen anzuerkennen. Über die Einzelheiten mögen hier die größten Zweifel obwalten. Das eine wird man aber unbedingt annehmen müssen, daß damals zwischen beiden eine solche Auseinandersetzung über ihre Ansprüche stattgefunden hat. Auf dieser Voraussetzung beruht der Zusammenhang des Ereignisses überhaupt.

Was nun den Dingen die entscheidende Wendung gab, war, daß König Edward unerwartet früh starb und Harald, unbekümmert um jenen Vertrag, keine weitere Rücksicht auf Wilhelm nahm. Indem man noch den Tod Edwards beklagte, erstürmte der Graf den Palast und beanspruchte das Reich für sich als seinen Besitz. Eine Wahl fand nicht statt; alles war durch einige Übelgesinnte vermittelt worden. Harald wurde dann unverweilt durch den Erzbischof von Canterbury, Stigand, zum König gekrönt.

Notwendig geriet Herzog Wilhelm, der sich betrogen sah, in Zorn. Nicht aber in wildem Ausbruch, versichert uns der Biograph des Herzogs, entlud

sich derselbe, sondern in dem festen Entschluß, das Reich, das Wilhelm für das seine hielt, mit Gewalt der Waffen in Besitz zu nehmen. Mit seinen Vasallen ging er hierüber zu Rate. Von einer Erklärung dieser, sie seien nicht verpflichtet, ihm notwendig Folge zu leisten, hat Wilhelm von Poitiers nichts. Sie stellen dort nur dem Herzog vor, er würde zu schwach sein, seine Absicht auf England durchzuführen. Wenn aber die romantischen Zuthaten bei unserem Autor völlig fehlen, so erkennt man dagegen bei ihm den entschlossenen Willen des Herzogs aufs deutlichste. Dieser rüstet sich jetzt nach allen Seiten hin. Seine vornehmste Rücksicht ist darauf gerichtet, daß nicht etwa während seiner Abwesenheit ein Angriff auf das Herzogtum geschieht. Der deutsche König und zukünftige Kaiser gehört zu denen, die ihn dagegen sicher stellen. Wilhelm schart eine große Anzahl von Fremden — man berechnet sie bis zu 50000 Mann — um sich, die er zugleich mit Geld zu befriedigen und in Zucht zu halten weiß; er überzeugt sie, heißt es, alle von seinem Recht.

Eins der wichtigsten Momente bei diesem Unternehmen nun bildet die Teilnahme des Papstes Alexander II. Bei Wilhelm von Poitiers erscheint derselbe keineswegs verächtlich. Man bewundert an ihm das Talent, treffende und heilsame Ratschläge zu geben; infolge dieser Gaben erst war er vor kurzem zum allgemeinen Pontifikat erhoben worden. Für Alexander gab es keinen Zweifel, für welche der beiden Parteien er sich entscheiden sollte, da der Widersacher Wilhelms, Harald, von dem Erzbischof Stigand gekrönt worden war. Stigand aber hielt sich an Benedict IX., d. h. an die Kombination, die durch Hildebrand bezwungen und vernichtet worden. Zur Befestigung des neuen Systems, das auf der Ausschließung der Adelsherrschaft, auf die sich doch zuletzt auch Cadalus gestützt hatte, basierte, gehörte es, nicht zu dulden, daß die Gegner in England an den Angelsachsen einen Rückhalt bekamen.

Um den Feind desto erfolgreicher angreifen zu können, verlieh Alexander dem Herzog sein Banner, so daß sich die Idee des fortschreitenden Papsttums mit dem Unternehmen der Normannen vereinigte. Von St. Valery aus, wo er seine Macht gesammelt hatte, fuhr der Herzog ab. In der Urkunde, der ich folge, ist von den Schwierigkeiten der Seefahrt viel die Rede; auch Schiffbrüche werden erwähnt. Endlich schweigen aber die Stürme. Von dem Admiralsschiff selbst, um das sich alle anderen Fahrzeuge vereinigen, wird das Zeichen zum Angriff auf die nahe Küste gegeben.

Man weiß, wie entscheidend gleich die ersten Ereignisse waren, die Schlacht bei Hastings und der Tod Haralds, dessen goldgestickte Fahne dem Papste zum Dank für sein kirchliches Banner dargebracht wurde. Dann aber folgte doch mannigfaltiger Widerstand.

Das Wichtigste, was die neue Ordnung der Dinge, die Wilhelm einzuführen gedachte, bedrohte, war ein abermaliger Raubzug der Dänen, diesmal unterstützt von slavischen Bundesgenossen, den heidnischen Liutizen. Auch in

diesen ritterlichen Zeiten spielte das Geld bereits eine große Rolle. Es waren Beiträge der Angelsachsen gewesen, durch welche der dänische König, Svend Estrithson, in den Stand gesetzt wurde, seine Flotte zu rüsten. Allein auch der Widerstand gegen die Eindringenden ward jetzt durch dasselbe Mittel herbeigeführt. Wir erfahren, daß Wilhelm dem Führer der dänischen Flotte große Geldgeschenke überreichen ließ, worauf dieser die Flotte zurückzog und umkehrte.

Einen Abschluß gleichsam fand das Ereignis der Eroberung Englands durch einen großen Hoftag zu Winchester, Ostern 1070, bei welchem drei päpstliche Legaten zugegen waren. Sie setzten Herzog Wilhelm die Königskrone aufs Haupt. Es war ein Akt der Oberhoheit der Kirche, von welcher die Eroberung sanktioniert wurde. Die Legaten beriefen sich darauf, daß das Christentum von Rom aus in England eingeführt sei: dem römischen Stuhl stehe daher ein besonderes Aufsichtsrecht über das Land zu.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um die Bedeutung zu ermessen, welche die Einwirkung Alexanders II. auf England für die Geschichte des Papsttums überhaupt hatte. Die päpstliche Idee wurde dadurch Meister in dem nordwestlichen Frankreich und in England. Zugleich aber gab ihr das Eindringen normännischer Scharen in Italien die Sicherheit, deren sie hier vornehmlich bedurfte.

Noch im Anfang des 11. Jahrhunderts waren die Griechen wieder Herren Apuliens geworden. In Bari waltete der Protospatharius mit einem gewissen byzantinischen Pomp: Neapel, Amalfi und Gaëta erkannten noch das griechische Scepter an. Die vornehmsten, altlangobardischen Landschaften hielten sich dagegen an das römische Reich und den römischen Papst, wenn auch mit altgewohnter Selbständigkeit. In die unaufhörlichen Reibungen, welche hierdurch entstanden, griffen dann noch die Anfälle der sicilianischen Moslimen ein, deren die Griechen nicht völlig Herr zu werden vermochten.

In diesem Kriegsgetümmel der kleinen Potenzen erschienen normännische Pilger, die aus Jerusalem zurückkamen, vierzig an Zahl: echte Nordmänner, schön, hochgewachsen und kriegsgeübt, aber zugleich von christlichen Impulsen durchdrungen. Sie nahmen, wie schon berührt, an der Verteidigung Salernos gegen einen saracenischen Angriff Teil. Ihrer Dazwischenkunft schrieb man die Rettung der Stadt zu, so daß sich eine Verbindung zwischen Unteritalien und der Normandie anknüpfte.

Innere Entzweiungen in der Normandie veranlaßten andere Auswanderungen, aus welchen dann der mehrgenannte Melus seine besten Kräfte zum Kampfe gegen die Griechen hernahm. Allein gegenüber der Macht von Byzanz vermochte Melus sich nicht zu behaupten; er wandte sich an den Kaiser Heinrich II. zurück, der dann in Verbindung mit Papst Benedict VIII. jenen Einfall in Unteritalien machte, den wir an früherer Stelle bereits erwähnt haben. Das Unternehmen führte zwar nicht zum Ziel, aber es that doch den Griechen mächtigen Eintrag und bewirkte namentlich, daß die Normannen

in großer Zahl in Italien zurückblieben und in den Dienst der kleineren Fürsten traten.

Diesem System schloß sich, wie wir sahen, Kaiser Konrad II. an. Er unterwarf Benevent und Capua und genehmigte, daß die Normannen im Lande blieben, um es gegen unerwartete Einfälle der Griechen oder Saracenen zu verteidigen. Es war die Zeit, in welcher die drei Söhne des Normannen Tancred von Hauteville nach Italien wanderten, in der Aussicht auf Kriegsthaten und Macht. Bei dem einen und dem anderen der italienischen Fürsten leisteten sie Dienste. Konrad trat zu den Normannen in ein noch engeres Verhältnis als seine Vorgänger. In Verbindung mit dem alten Anhänger Waimar von Salerno genehmigte er, daß dieselben 1038 die Grafschaft Aversa erhielten, zunächst noch in einer gewissen Abhängigkeit, die sich aber in kurzer Zeit hob.

Die Normannen bildeten jetzt eine Art von Macht im südlichen Italien. Mit den langobardischen Fürsten vereinigt, griffen sie im Jahre 1041 die Griechen in Apulien an. Sie waren noch immer nicht sehr zahlreich. Aber große Scharen der Griechen wichen vor ihnen zurück. Dies hatte zur Folge, daß der tapferste und vornehmste unter ihnen, Wilhelm Eisenarm, einer der Söhne Tancreds, im September des Jahres 1042 zum Grafen von Apulien erwählt wurde. Er teilte das Land unverweilt nach dem Lehnssystem unter die Vornehmsten seines Gefolges aus. Daß dieselben sich hiemit vollkommen unabhängig erklärt hätten, läßt sich indes nicht sagen. Sie schlossen sich an Waimar an, welcher selbst den Titel eines Herzogs nahm. Er hielt an der Unterordnung unter das deutsche Reich und den Kaiser fest, den er nicht müde wurde, durch Geschenke sich geneigt zu erhalten.

Wenn man die Verflechtung der Dinge betrachtet, so muß man gestehen, daß die Normannen den alten Wunsch der Kaiser, die Griechen von Süditalien auszuschließen, vollauf erfüllten. Wie sehr Kaiser Heinrich III. mit dieser Entwickelung der Verhältnisse in Italien zufrieden war, ergiebt sich daraus, daß er im Jahre 1047 auch Benevent, welches von ihm belagert werden mußte, den nordischen Rittern zum Lehen überließ. Zur Weltstellung Heinrichs III. gehört das Einverständnis mit dem Papsttum und den Normannen.

Nicht zu leugnen aber ist, daß in dieser Zeit eine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnis des Kaisertums und des Papsttums eintrat. Worauf beruhte vornehmlich die Verbindung der beiden großen Gewalten? Es war die Gefahr vor der saracenischen und der griechischen Macht, welche die Päpste nötigte, unaufhörlich die Hülfe der Reichsgewalt in Anspruch zu nehmen. Allein dem von Kaiser Heinrich eingesetzten Papst Leo IX. scheint dies unbequem geworden zu sein. Seine religiösen Anschauungen selbst mögen dazu beigetragen haben; er lebte mehr in der Anschauung der allgemeinen Christenheit.

Wenn aber Leo einen Versuch machte, durch eine Verständigung mit Byzanz und der oströmischen Kirche die religiöse Streitigkeit zu heben, so konnte er dabei unmöglich weit gedeihen. Die alten unvereinbaren Gegensätze traten jeden Augenblick wieder hervor. Zwischen dem Patriarchen, der sich ökumenisch nannte, und dem römischen Stuhl konnte doch kein völliges Verständnis geschaffen werden.

Indessen, kam man auch über den Begriff der abendländischen Christenheit und ihrer besonderen Gestaltungen nicht hinaus, so hatte der Papst doch die Griechen nicht mehr zu fürchten. Er trat vielmehr mit ihnen gegen die Normannen in Bund. Allein der Kampf gegen diese endete, wie wir bereits sahen, mit einer Niederlage in offenem Felde. Leo selbst wurde gefangen genommen. Zwar verleugneten die Normannen auch da ihre religiösen Gefühle nicht: als der Papst unter sie trat, beugten sie die Kniee vor ihm und küßten seine Füße. Ihr Gefangener aber blieb er dennoch, bis eine Krankheit, die ihn überfiel, seine Entlassung nach Rom herbeiführte, wo er bereits im Jahre darauf, 1054, seinen Tod fand.

Während des kurzen Pontifikats Viktors II. wurden in Bezug auf die Normannen die alten Verhältnisse wieder hergestellt: von den Velleitäten Leos auf Benevent nahm Viktor, der Freund Heinrichs III., ohne weiteres Abstand. Bald nach dem Ableben dieses Papstes aber trat ein bedeutsamer Umschwung ein. Anfangs schien es zwar noch, als würde die lothringische Faktion, die zunächst emporkam, den Kampf gegen die Normannen mit aller Kraft wieder aufnehmen. Papst Stephan IX. hatte die Absicht, dieselben mit Hülfe seines Bruders Gottfrid aus Italien zu vertreiben. Allein in den Unruhen, die nach seinem frühen Tode (1058) ausbrachen, schloß sich das Papsttum aufs engste an die mächtig gewordenen nordischen Rittersleute an. Auf eine durch Hildebrand vermittelte Einladung begab sich Papst Nikolaus zu ihnen und schloß mit ihnen einen Bund, durch welchen sie in ein Lehnsverhältnis zu dem römischen Stuhle traten. Ohne normännische Hülfe würde Nikolaus niemals der Barone Herr geworden sein, noch das Papsttum sich haben behaupten können.

Bisher hatten die Normannen als Vasallen des Kaisers gegolten; jetzt erklärten sie sich zu Lehnsleuten des Papstes. Der erste, der dies that, war Robert Guiscard, ein jüngerer Sohn Tancreds von Hauteville, welcher durch verwegene Streifzüge Calabrien eingenommen hatte und später seines Einflusses wegen zum Grafen von Apulien erwählt worden war. Damals mit einem Unternehmen gegen Sicilien beschäftigt, das zuletzt mit der Eroberung der Insel endete, leistete er den Eid als von Gottes und St. Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und mit deren fernerer Hülfe künftiger Herr von Sicilien und schwur Papst Nikolaus und dessen Nachfolgern Treue.

In dem Abfall der Normannen vom deutschen Reiche lag einer der größten Verluste für das Imperium der Salier, wenn man bedenkt, wie

sehr noch Heinrich III. an den Ansprüchen des allgemeinen Kaisertums festgehalten hatte. Bei der Wahl des Papstes Alexander II. bereits leistete Richard von Capua, der Schwager Robert Guiscards, der mit diesem zusammen nach Italien gekommen war, die größte Hülfe. Man nennt die Summe Geldes, die Richard dafür empfangen haben soll; und bei einem deutschen Geschichtschreiber, Bernold, findet sich die immerhin charakteristische Nachricht, Alexander sei von den Normannen und einigen Römern zum Papst ordiniert worden.

Daß die normännischen Ritter die Anhänger des Cadalus, vornehmlich die Barone, deren Kastelle sie einnahmen, bekämpften, haben wir bereits erwähnt. Wie sehr das alles ineinander greift, sieht man daraus, daß die Gegner Richards in Capua selbst sich an den kaiserlichen Hof in Deutschland wendeten. Einen großen Anteil an der Verbindung der Normannen mit dem Papsttum hatte Herzog Gottfrid von Lothringen. Er berief dieselben nach Rom. Ja er trat selbst in das Verhältnis eines Lehnsmannes zu Papst Alexander, der ihm sein Herzogtum durch das Abzeichen der Fahne überlieferte.

Auf dem Konzil zu Mantua haben die Deutschen, wie berührt, Papst Alexander über seine Verbindung mit den Normannen Vorwürfe gemacht.

Alexander hat darauf nichts erwidert. Er verschob die Antwort, bis Heinrich IV. nach Rom kommen würde, gleich als wäre ein römisches Kaisertum unter diesen Umständen noch möglich gewesen. In der That war jetzt der Papst selbst Kaiser in Unteritalien.

In der Koalition mit den Normannen hat das römische Pontifikat den vornehmsten Rückhalt gegen das Kaisertum gesucht und gefunden. Man ermißt, welche Stütze dasselbe besaß in Italien an der Verbindung mit den unaufhaltsam fortschreitenden Ritterscharen und der starken lothringischen Oppositionspartei, in der westlichen Welt an dem Bunde mit dem gewaltigen Eroberer Wilhelm, der den hierarchischen Ideen den mächtigsten Vorschub leistete, und wie dagegen das deutsche Kaisertum in seiner Grundlage erschüttert und in seiner Autorität aufs äußerste beschränkt war, als der große Nachfolger Alexanders, Papst Gregor, den starken Kampf gegen dasselbe unternahm.

Zwölftes Kapitel.

Erste Konflikte Gregors VII. mit Heinrich IV.

Mehrmals bereits mußten wir des vornehmsten Gedankens von Cluny erwähnen, der jetzt ganz dahin ging, dem Kaisertum die Investituren zu entreißen, so daß die geistliche Korporation die Einheit der Kirche ausschließlich in sich dargestellt hätte. Es war ein Vorhaben, welches eine beinahe revolutionäre Tragweite in sich schloß, da eben auf die Vereinigung mit dem geistlichen Element Heinrich II. einst dem Beispiel seiner Vorgänger gemäß die Einheit des Reiches gegründet hatte. In den Händen der Bischöfe befand sich die Macht der Administration und großenteils auch die militärische, die beide vereint das Reich zusammenhielten. Welch ein Unternehmen nun war es, diese Bischöfe von dem Kaisertum loszureißen. Das gesamte Reich mußte dadurch in eine innere Gärung geraten und der Nerv der Regierung vom Kaisertum auf das Papsttum übergehen.

Bisher waren dazu noch keine praktischen Schritte geschehen. Diese knüpften sich jetzt an die inneren Unruhen der sogenannten Patarener im oberen Italien an. Es war im wesentlichen dieselbe Volksklasse, von der die früheren Wirren zur Zeit Ariberts ausgegangen waren. Sie nahm indessen jetzt Partei für die Loslösung der kirchlichen Oberhäupter von der Reichsgewalt und stieß dabei auf die Sympathien des römischen Stuhles. In verschiedenen Provinzialkonzilien wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß kein Geistlicher fortan seine Autorität von dem Kaiser nehmen dürfe. War bisher nur die simonistische Form der weltlichen Einmischung verworfen worden, so erließ man jetzt gegen diese schlechthin ein ausdrückliches Verbot. In kurzem bildete sich in den oberitalienischen Städten eine weltliche, einigermaßen demagogische Opposition, an deren Spitze unternehmende Ritterleute traten, so daß es im Innern der Städte zu tumultuarischen Auftritten gegen die bisherige Ordnung der Dinge kam.

Ein Ereignis von Bedeutung war es, daß in der Mailänder Kirche in Bezug auf eine bevorstehende Vakanz zwischen dem fungierenden Erzbischof und dem König eine Vereinbarung stattfand, vermöge deren Heinrich einen Grafen von Castiglione, Gottfrid, zum Nachfolger im Bistum ernannte. Aber schon waren die Tendenzen der römischen Kirche so stark, daß sie das nicht dulden wollte. Unter ihrer Einwirkung fand eine andere Wahl statt, infolge deren ein junger Mensch, der zu dieser Partei gehörte, des Namens Atto, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Die Differenz war bereits eine sehr greifbare. Dem Bischof, der durch den Kaiser ernannt worden war, setzte sich ein anderer entgegen, welcher der kirchlichen Faktion angehörte. Auch dieser fand einigen Widerstand. Aber der römische Stuhl erkannte ihn

an und forderte den deutschen König selbst auf, die Wahl zu acceptieren. Auch wurde bereits ein Mittel in Aussicht genommen, durch welches Heinrich gezwungen werden sollte, seinen Widerspruch fallen zu lassen. Man hielt sich an die Räte des Königs und bedrohte sie mit dem Kirchenbann. Als Heinrich gleichwohl sich sträubte, dem Unterfangen des römischen Stuhles nachzugeben, machte dieser mit seiner Drohung Ernst; im Februar des Jahres 1073 fand die Exkommunikation der königlichen Räte statt.

Mit diesem Ereignis beginnt der offene Ausbruch des Konflikts der beiden höchsten Gewalten. Es war ein Schritt von nicht zu übersehender Tragweite. Seine volle historische Bedeutung erhielt er dadurch, daß kurze Zeit darauf (21. April 1073) Papst Alexander II. starb und der Mann an seine Stelle trat, der den Kampf gegen die weltliche Gewalt wie nie einer vor ihm zum System erhoben hatte: Gregor VII.

Es war schon vorgekommen, daß der vornehmste Ratgeber eines Papstes auch sein Amtsnachfolger wurde. Sehr außerordentlich aber war es, daß ein Mann, von dem unter einer Reihe von Pontifikaten die entscheidenden Maßregeln ausgegangen, zuletzt doch selber in den Besitz der Tiara gelangte und keinen Augenblick Bedenken trug, die Grundsätze, die er bisher empfohlen hatte, mit seiner eigenen Person zu verfechten und sich für dieselben verantwortlich zu machen.

Aus den bescheidensten Anfängen heraus war der römische Benedictinermönch Hildebrand zu allgemeinem Ansehen emporgestiegen. Unter Gregor VI. bereits Kaplan des Papstes, hatte er diesen nach seiner Abdankung über die Alpen begleitet und war hier bis zum Tode seines Herrn geblieben. Von Cluny, wohin er sich dann begeben, hatte ihn Leo IX. beim Antritt seines Pontifikats wieder nach Rom zurückgeführt. Dort war er in anfangs noch untergeordneter Stellung zuletzt zu unumschränkter Autorität gelangt. Die große Entwickelung in der Geschichte des römischen Pontifikats, die Überleitung der Papstwahlen zu einer klerikalen Allgewalt, war allein sein Werk.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß die Erhebung Gregors VII. unter tumultuarischen Auftritten in der Stadt geschehen ist. Aber es war dann doch eine gültige Wahl, die in der Basilika St. Peter ad Vincula vollzogen wurde. Am 22. April 1073 erscheint der Archidiakonus als Pontifex der Kirche. Aus einem Schreiben des Papstes an Gottfrid vom 6. Mai ersieht man, daß er selbst seine Erhebung als einen Sieg der Faktion Gottfrids ansah. Es war dieselbe Partei, die noch unter Heinrich III. gebildet worden, und welche die bisherigen Papstwahlen durchgesetzt hatte. Von König Heinrich sagt Gregor, er werde demselben durch eine Gesandtschaft seine Ratschläge mitteilen, mit denen er nur das Wohl der Kirche und die Ehre des Reiches bezwecke. Um das Recht des Königs, seiner Wahl zu widersprechen, kümmert sich jenes Schreiben nicht.

Bald nach seiner Wahl begab sich der neue Papst persönlich nach Unteritalien, um sich die Hülfe wenigstens eines Teiles der Normannen zu sichern.

Mit Robert Guiscard kam es zwar zu keiner vollkommenen Vereinbarung. Der Herzog wollte nicht nach Benevent, wo Gregor sich gerade aufhielt, und dieser nicht in das herzogliche Lager kommen. Dagegen trat der Papst mit Richard von Capua, der seit längerem schon mit Robert verfeindet war, in die engste Verbindung. In dem Eide, den Richard leistete, versprach er der römischen Kirche und dem allgemeinen Papste Gregor treue Dienste und versicherte seinen Beistand nicht nur zur Verteidigung und Behauptung des alten Besitzes, sondern auch zu neuen Erwerbungen. Ich werde dich unterstützen, erklärte er, daß du das römische Papsttum sicher und mit Ehren behauptest. Von dem Papste macht er es abhängig, ob er König Heinrich den Eid der Treue leisten solle, jedenfalls aber, ohne den dem Papst geleisteten Eid zu verletzen. Bei einer künftigen Vakanz verspricht er, nach den Erinnerungen der Kardinäle dafür zu sorgen, daß der zu kreierende Papst ordnungsmäßig gewählt werde. So eng indes der Anschluß Richards an die römische Kirche war, währte die Verbindung doch nur kurze Zeit. Bald wendete er sich Robert, der seiner drohenden Haltung wegen vom Papste in den Bann gethan worden, von neuem zu.

Es könnte auffallen, daß Gregor sich bei jenem Zuge mehrere Monate lang in Unteritalien aufhielt — erst im Dezember 1073 kam er nach Rom zurück —, denn wie hätte er nicht Differenzen mit dem deutschen König und zukünftigen Kaiser fürchten sollen, den er in der Mailänder Sache recht eigentlich provoziert hatte. Im Frühjahr 1074 zeigte aber alles eine friedliche Gestalt. Nach Mailand meldete der Papst, er habe von König Heinrich ein Schreiben erhalten, worin derselbe ihm seine Ergebenheit in Ausdrücken bezeuge, die weit über das hinausgingen, was der römische Stuhl von den Vorgängern desselben erfahren.

Mit bestem Mute schritt Gregor auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort. Im März 1074 erneuerte er auf einer Synode die Festsetzungen über Priesterehe und Investitur, die ihm hauptsächlich am Herzen lagen. Er schickte Legaten nach Deutschland, um über die Durchführung derselben mit dem König zu Rate zu gehen. Die Konferenzen führten zu einer Annäherung, wie man sie nur wünschen konnte. Auch das Verhältnis zu den kaiserlichen Räten wurde hergestellt. Der Kaiserin-Mutter, die sich um die Beilegung der Differenz bemüht hatte, sprach Gregor seinen Dank für die Teilnahme an den Annäherungen aus.

Der Papst hatte von König Heinrich die Berufung eines Nationalkonzils in Deutschland begehrt, das sich mit den kirchenreformatorischen Fragen beschäftigen sollte. Allein so mächtig war Heinrich nicht, um dasselbe zu stande zu bringen. Die deutschen Bischöfe selbst machten formelle Einwendungen dagegen. Unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten, erklärten sie, könne dasselbe nicht stattfinden. Hauptsächlich aber fühlten sie sich durch die Eingriffe in die deutsche Kirchenverfassung verletzt und gefährdet. Hätte Heinrich Anstalten getroffen, die päpstlichen Dekrete auf einer

nationalen Synode durchzuführen, so würde er die Bischöfe sämtlich gegen sich gehabt haben. Wie wäre das aber in einem Augenblicke möglich gewesen, da die sächsischen Großen damit umgingen, ihn des Reiches zu entsetzen. Er hätte alsdann eine allgemeine Erklärung zu deren Gunsten erwarten müssen.

So lagen die Verhältnisse gar nicht, daß ein anerkannter und mächtiger König den Anforderungen des römischen Hofes gegenüber gestanden hätte. Wenn Heinrich daher sich auch damals dem Papsttum näherte, so durfte er doch auf der andern Seite das Episkopat nicht verletzen, das ihm sonst seine Hülfe gegen die Sachsen verweigert haben würde. Das Verhältnis des Königs zu den Rebellen, den Bischöfen und Fürsten in Deutschland, wurde damit das Maßgebende auch in dem Leben und in der Politik des Papstes.

Schon im Jahre 1074 machte Heinrich einen Versuch, die Sachsen zu übermannen. Aber die Kräfte, die er dazu verwandte, waren viel zu schwach. In einem Abkommen zu Gerstungen mußte er ihre vornehmsten Forderungen bewilligen, die Zerstörung der Burgen und die wesentliche Unabhängigkeit der Provinz. Hier sollten die Bewohner alles allein verwalten, keinen Fremden sollte der König dazu verwenden dürfen. Ebenso wie gegenüber den Sachsen war der König als solcher auch sonst sehr ohnmächtig. Gegen die Bewegungen, welche in Ungarn seinen Schwager Salomo bedrohten, konnte er nur provinziale Hülfe verwenden; stand doch Geisa, der Sohn des obenerwähnten Bela, mit den Herzögen von Sachsen in nahem verwandtschaftlichen Verhältnis.

Im Jahre 1075 trat indessen ein Umschwung der Verhältnisse im Reiche ein. Heinrich wurde in den oberdeutschen Provinzen in der That wieder als König anerkannt. Er konnte daran denken, die Sachsen jetzt eine kräftigere Hand fühlen zu lassen.

Fragt man, wieso das geschah, so wird man in Betracht ziehen müssen, daß das Königtum in dem übrigen Reiche doch festere Wurzeln hatte, als in den nördlichen Bezirken. Und dazu kam, daß jene Anmutungen des Papstes, durch welche die kirchliche Selbständigkeit gefährdet wurde, mit dazu beitrugen, die Fürsten des Reiches zu bestimmen, sich enger an die oberste Gewalt anzuschließen. Eines Königs, sahen sie ein, bedurften sie, um ihre Rechte zu wahren. So geschah es, daß bei dem Unternehmen, welches jetzt gegen die Sachsen ins Werk gesetzt ward, die gesamten geistlichen und weltlichen Fürsten mit wenigen Ausnahmen sich um König Heinrich scharten. Im Juni 1075 traf das königliche Heer mit dem sächsischen Aufgebot in der Nähe von Nägelstadt zusammen. Die Sachsen wehrten sich auf das tapferste, ihre Schwerter machten sich aufs neue furchtbar. Aber die Königlichen blieben Meister des Feldes. Sie nahmen das feindliche Lager ein und metzelten die Bauern auf das grausamste nieder. Die sächsischen Ritter kamen auf ihren guten Pferden davon.

Der königliche Name kam durch den Sieg über die Sachsen in Deutschland wieder zu wirklichem Ansehen. Man begreift kaum, daß der König nicht allein wie früher die städtische Bevölkerung, sondern auch die Fürsten und Herren und die ganze Ritterschaft für sich hatte. Aber das letzte Ziel war mit diesem Feldzuge noch nicht erreicht. Die sächsischen Rittersleute hatten sich nach der Niederlage von Nägelstadt im Innern ihrer Provinz wieder gesammelt und machten noch keine Miene, sich zu ergeben. Es bedurfte eines neuen Unternehmens, um sie völlig zu unterwerfen.

Dabei aber fand nun der König die alte Bereitwilligkeit nicht mehr. Den drei Herzögen von Schwaben, Bayern und Kärnthen mißfiel es, dem Königtum die absolute Gewalt, welche es früher besessen hatte, wieder zu verschaffen. Sie weigerten sich, Heinrich bei seinem neuen Zuge zu begleiten. Sie bezogen sich dabei auf den unvollständigen Erfolg des letzten blutigen Zusammentreffens und beklagten die Unversöhnlichkeit der Sinnesweise des Königs.

Dennoch brachte dieser ein noch stattlicheres Heer als vorher zusammen. Er hatte die meisten der übrigen Reichsfürsten, die Bischöfe und Grafen auf seiner Seite. Die Hauptmacht bildete die auserlesene Mannschaft Gottfrids des Buckligen von Lothringen. Er war ein Sohn jenes Gottfrid des Bärtigen, der bis zu seinem Tode, 1070, zu den gefährlichsten Widersachern des Kaisertums in Deutschland und in Italien gezählt hatte. Der Sohn dagegen hielt von Anfang treu zur Sache des Reiches und blieb derselben ergeben, auch als er sich mit Mathilde, der Tochter seiner Stiefmutter Beatrix aus deren erster Ehe mit Markgraf Bonifacius vermählt hatte. Die Verbindung mit der ganz von kirchlichen Interessen erfüllten Gräfin war eine wenig glückliche. Mathilde verließ nicht lange nach ihrer Vermählung den Gemahl und kehrte in ihre italienische Heimat zurück. Gottfrid schloß sich immer näher an Heinrich an; er wurde bald der ergebenste Genosse des Königs.

Für den neuen Zug gegen die Sachsen nun brachte der Herzog eine stattliche Mannschaft ins Feld, deren Glanz, wie es heißt, alles verdunkelte. Das königliche Heer sammelte sich bei Nordhausen. Die Sachsen stellten sich demselben in der Gegend von Sondershausen entgegen. Auf ihre dringenden Bitten wurde nochmals auf Unterhandlungen eingegangen, welche Herzog Gottfrid leitete. Die Sachsen erneuerten ihre alten Beschwerden und entschuldigten ihre Handlungen. Sie vergaßen nicht, daran zu erinnern, daß das Verderben ihrer Provinz zum Verderben aller anderen führen könne. Aber ihre Erinnerungen fanden keinen Eingang. Man verwarf ihre Beschwerden nicht geradezu, aber erklärte ihren Abfall für ein schweres Verbrechen.

Wenn die Sachsen, wie am Tage liegt, die Absetzung des Königs in Anregung gebracht hatten, so war es die natürliche Folge, daß ihnen jetzt zur Strafe eine unbedingte Unterwerfung auferlegt wurde. Nach langem Bedenken entschlossen sie sich endlich am 26. Oktober 1075 zu diesem Schritt,

einmal, weil es keine Aussicht darbot, den Krieg nochmals aufzunehmen, sodann, weil auch die Bevölkerung selbst dieser Zwistigkeiten müde war. Vor den Augen des Reichsheeres ergaben sich die beiden vornehmsten Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, ferner Hugo von Nordheim und Herzog Magnus nebst seinen Verwandten, vielen Grafen und Freien. Es war eine Gefangennehmung des Adels: dem Volke sagte man, es könne nach Hause gehen.

Die Unterwerfung der Sachsen, durch welche die oberste Autorität des Königs hergestellt wurde, hatte aber auch eine andere Seite. Den drei oberdeutschen Herzögen konnte unmöglich vergessen werden, daß sie im letzten Augenblick ihre Teilnahme an dem Kriegszuge verweigert hatten. Da nun, in diesem Augenblicke, hat auch Papst Gregor Anteil an den Begebnissen in Deutschland genommen. Daß er an der ursprünglichen Erhebung der Sachsen, wie man vermuten könnte, eine Mitschuld gehabt, läßt sich doch nicht nachweisen. Nach dem ersten Feldzug des Jahres 1075 hat er vielmehr dem König seinen Glückwunsch übersandt. Anders aber war dies bei dem zweiten. Er hatte schon immer mit den Reichsfürsten in Verbindung gestanden, namentlich die Dekrete wider die Simonie ihnen mitgeteilt und ihre Durchführung von ihnen gefordert. Die Herzöge schienen auf die fortdauernden kirchlichen Zerwürfnisse zu zählen, um einen Rückhalt gegen den König selbst zu finden.

Der vom 3. September (1075) datierte Brief Gregors, worin derselbe dem König zu seinem Sieg über die Sachsen gratulierte, hatte noch das innigste Verständnis ausgedrückt. Der Papst gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß Heinrich religiös gesinnten Männern die Friedensverhandlungen anvertraut habe. Allein noch im Verlaufe desselben Monats trat ein völliger Umschwung ein. In einem acht Tage nach jenem Briefe verfaßten Schreiben an Beatrix von Toscana und deren Tochter Mathilde meinte Gregor, diese vor der Unzuverlässigkeit des Königs warnen zu müssen. Um dieselbe Zeit also, wo in Deutschland der Abfall der Herzöge erfolgte, die dem neuen Zuge des Königs durch die Sachsen fern geblieben waren, fand auch in Rom ein Abbruch des Einvernehmens mit Heinrich statt.

Noch einmal jedoch sandte der Papst drei vertraute Gesandte an den König, die ihm insgeheim wegen seines Lebenswandels dringende Vorstellungen machen und ihn zur Buße und Besserung auffordern sollten. Ihren Vorhaltungen sollten sie durch Drohungen noch größeren Nachdruck verleihen; denn oft schon waren Ermahnungen ausgesprochen worden, aber immer ohne Erfolg. Jetzt sollte man dem König ankündigen, daß der Papst seine Vergehungen der ganzen Kirche bekannt machen werde, und sollte er auch auf diese nicht hören wollen, so würde er von der Kirche in aller Form ausgestoßen werden.

Eine Admonition so herber Art an den deutschen König und künftigen Kaiser, der eben erst einen Sieg erfochten hatte, mußte denselben in Auf-

regung versetzen. Ein König, meinte er, sei durch Tadel und Drohungen nicht umzustimmen. Man verkennt Heinrichs Stellung, wenn man seine folgenden Handlungen bloß aus Eigenwillen herleitet. Auch er hatte die Pflicht, seine Autorität zu wahren. Die Stimmung des größten Teiles der Geistlichkeit und der Fürsten stand zudem auf seiner Seite. In jenen Tagen war es, daß er, um seine Dynastie zu sichern, den ihm erst vor kurzem geborenen Sohn, mit Namen Konrad, als seinen Nachfolger anerkennen ließ. Dann berief er am 24. Januar 1076 in Worms die geistlichen und weltlichen Stände um sich. Die ersteren erschienen sehr zahlreich, fast ausnahmslos in einer dem König günstigen Stimmung. Wir haben der Abneigung des deutschen Episkopats gegen die Einmischung des Papstes oder seiner Legaten bereits zuvor gedacht. Jetzt wurden die geistlichen Fürsten zu offener Feindseligkeit vermocht.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Kardinal Hugo Candidus, der sich bei der Synode einstellte, auf den Verlauf derselben den größten Einfluß ausgeübt hat. Der Kardinal hatte sich von Gregor, den er anfangs unterstützte, offen abgewendet. Schon bei Robert Guiscard, dem Normannenherzog, war er erschienen, um demselben zu erklären, daß die vom Papste über ihn ausgesprochene Exkommunikation formlos und ungültig sei. Die deutschen Bischöfe erinnerte er jetzt an die Präcedentien Gregors. Der habe ohne eigenes Verdienst, durch eitles Gebaren bei der Welt sich Eingang zu verschaffen gewußt, er habe seine eigenen Einbildungen an die Stelle göttlicher Bestimmungen gesetzt, er habe sich nur zum Schein dem Mönchtum angeschlossen: er wolle eben keinen anderen Meister haben, noch auch an irgend eine kirchliche Disciplin gebunden sein. Auch andere Mittel habe derselbe nicht verschmäht, namentlich die Wechselbuden auf den öffentlichen Durchgängen begünstigt und dadurch Geld gesammelt. Dabei habe er das Archidiakonat und die Verwaltung des päpstlichen Staatshaushaltes an sich gerissen. Durch ihn sei der plötzliche Tod von vier römischen Päpsten mit Hülfe eines verruchten Gehülfen, der dies vor seinem Ende mit wildem Geschrei kundgegeben, veranlaßt worden. Er habe dann, noch ehe Alexander II. begraben war, die Brücken, Thore und Türme der Stadt, selbst die Triumphbogen mit bewaffneten Mannschaften erfüllt, seine Wahl erzwungen und so den Lateran in Besitz genommen. Dabei habe er jenes Dekret Nikolaus' II., welches die Rechte des kaiserlichen Hofes in Erinnerung bringt, aus den Augen gesetzt; er habe erklärt, er kenne keinen König.

Niemand wird diese Berichterstattung feindseligen Ursprungs ihrer Ungeheuerlichkeiten wegen für wahrheitsgetreu halten wollen. Aber die Stimmung der Versammlung war ganz dazu angethan, sie nicht zurückzuweisen. In einem Schreiben, das die versammelten Bischöfe an demselben Tage noch an Gregor richteten, gingen sie alsbald mit den stärksten Invektiven gegen diesen vor. Man darf diese Kundgebung keineswegs übersehen, zumal sie die wichtigsten Momente des Streites mit dem Papste hervorhebt.

Die Bischöfe erklärten darin, der Papst habe ihnen die Gewalt entrissen, die ihnen durch die göttliche Gnade und die Wirkung des heiligen Geistes vermöge ihrer Ordination übertragen sei. Den päpstlichen Klagen über die bei der Einsetzung der Bischöfe waltende Simonie wird hier die andere entgegengestellt, daß der Papst nur solche einsetze, die ihr Amt durch unwürdige Beistimmung von seinem Stolze erbetteln. Das Recht zu binden und zu lösen nehme er für sich ausschließlich in Anspruch. Sie führen ihm zu Gemüte, daß er einst Kaiser Heinrich III. versprochen habe, weder ihn noch seinen Sohn je durch Papstwahlen zu beirren, zu denen sie nicht ihre Einwilligung gegeben hätten. Wie wenig sei er dem aber nachgekommen. Durch die enge Verbindung mit der Gräfin Mathilde gebe er der Kirche den größten Anstoß. Aus diesem Grunde kündigen sie dem Papst den Gehorsam auf, zu dem sie niemals verpflichtet gewesen seien. Wie sie für ihn keine Bischöfe, so sei auch er für sie nicht der Apostolikus.

Eine Absetzung in aller Form ist es nicht, was die Bischöfe erklären, aber ein Manifest des Ungehorsams, das sogleich auch in alle Welt verbreitet wurde und in Italien großen Anklang fand. Die Entrüstung, die aus diesem Erlasse spricht, läßt sich begreifen. Ohne Zweifel hat dazu etwas mitgewirkt, daß der Papst durch seine Verdammung der Priesterehe die Bischöfe selbst gegen sich aufgeregt hatte. Und vergessen darf man ferner nicht, daß vor Gregor das deutsche Bistum, welches das Reich repräsentierte, einen großen Einfluß auf den Ausfall der Papstwahlen ausgeübt und eine reale kirchliche Gewalt dargestellt hatte. Auch das Urteil König Heinrichs in dieser Streitfrage, das in einem späteren, vom März desselben Jahres (1076) datierten Schreiben an einen der Bischöfe uns erhalten ist, wird bereits damals auf die Entschließungen des deutschen Episkopats nicht ohne Einfluß gewesen sein. Der König unterscheidet darin die Kirche von der Herrschaft des Priestertums vollkommen. Die Kirche besteht ihm aus beiden, dem Regnum und dem Sacerdotium, durch deren Vereinigung sie emporgekommen ist. Es ist die Ordnung Gottes, die beide neben einander gesetzt hat. Wenn aber einer die zwei Gewalten vereint ausüben wolle, so werde diese Ordnung gestört und die Kirche selbst herabgewürdigt. In Gregor sieht der König einen Usurpator der höchsten weltlichen Gewalt und einen Zerstörer der Kirche.

Das Kaisertum hatte von jeher eine kirchliche Mission ausgeübt; diese suchte Heinrich jetzt aufrecht zu erhalten und fand dabei die Unterstützung der geistlichen Fürsten. Man darf so mit Grund sagen, daß in der konziliaren Bewegung im Reiche eine Gefahr für den Papst lag; sie ist keineswegs so leicht gewesen, wie man oft angenommen hat. Dagegen war es nun andererseits die Idee Gregors, die Kirche lediglich aus klerikalen Elementen aufzubauen. Von Einwirkungen des Königs oder gar des Reichstages wollte er nichts hören. Und daß er den König gefürchtet hätte,

wird man bei seiner nach allen Seiten gesicherten Stellung nicht voraussetzen dürfen. Gerade die Anmutungen der Gewalten im Reiche erweckten sein hierarchisches Selbstgefühl, welches zugleich seine persönliche Religion in sich schloß, und das dann gleich bei dem ersten Zusammenstoß — auf der Fastensynode im Februar des Jahres 1076 — zu vollem Ausdruck gelangte.

Über den Verlauf dieser Synode sind wir nicht gerade durch übereinstimmende Zeugnisse unterrichtet. Bekannt ist das Schreiben, das Heinrich von Worms aus an den Papst gesandt hat, und welches auf dem römischen Konzil dann eine entscheidende Rolle spielte, Der König erklärt darin, er habe die Ehre des apostolischen Stuhles nicht aus den Augen verloren, aber der Papst habe sich nicht gescheut, gegen die ihm von Gott verliehene Macht sich zu erheben, und gedroht, ihm dieselbe zu entreißen, gleich als habe er, der König, sein Reich vom Papst empfangen, gleich als stehe Königreich und Kaisertum nicht in Gottes, sondern in des Papstes Händen; nach der Traditon der heiligen Väter könne der König nur von Gott gerichtet werden. Dagegen habe der Papst das Sacerdotium nicht auf rechtmäßige Weise erlangt, sondern durch Hinterlist und Geld, Volksgunst und Waffen; mit den Waffen habe er den Sitz des Friedens erobert und den Unfrieden eingeführt. Verurteilt durch die Bischöfe des Reiches, möge der Papst von seinem Sitz herabsteigen, ein anderer müsse ihn einnehmen, der nicht die Religion zum Deckmantel der Gewaltthätigkeit brauche.

Lambert von Hersfeld erzählt, der König sei zu der Fastensynode von Gregor in aller Form vorgeladen worden, habe aber durch jene Demonstration geantwortet. Das königliche Schreiben sei unverzüglich nach Rom geschickt und noch vor Beginn der Versammlung dem Papste eingehändigt worden, der dann am anderen Tage in Verbindung mit den Anwesenden zu dem synodalen Akte der Exkommunikation geschritten sei.

Bei dem zuverlässigeren Berthold, dem Fortsetzer der Chronik Hermanns von Reichenau, findet sich eine völlig andere Darstellung. Er berichtet, daß die Aufkündigung des Gehorsams, die in Worms erfolgt sei, sich in Oberitalien wiederholt habe. Auf einer ansehnlichen, hauptsächlich bischöflichen Versammlung zu Piacenza wurde der Beschluß gefaßt, dem Papste die Folgeleistung zu versagen. Die Kundgebung dieser Gesinnung, die man nach Rom gelangen ließ, war es dann, was die Entscheidung der Fastensynode hervorrief. Die Botschaft wurde in der Versammlung verlesen, der Papst im Namen des Königs aufgefordert, von dem Stuhle Petri herabzusteigen. Allein sogleich erhob sich ein Tumult unter den Anwesenden, den Berthold, welcher ohne Zweifel auf der Synode zugegen war, näher zu beschreiben sich außer stande erklärt. Er versichert, die Gesandten würden zweifellos ermordet worden sein, wenn nicht Gregor selbst sich mit eigener Lebensgefahr in das Getümmel gestürzt und sie gerettet hätte.

Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, ergriff der Papst persönlich das Wort. Er ließ die synodalen Statuten nachschlagen und betonte dann, welch ein Verbrechen es sei, dem nach Gott obersten Pontifex den kirchlichen Gehorsam aufzukündigen. Er erinnerte an den Grundsatz, daß niemand über den Papst zu richten imstande sei. Darauf führte er eine Stelle aus den Briefen Gregors des Großen an, nach welcher selbst die Könige aus der Gemeinschaft der Kirche fallen, wenn sie die Befehle des apostolischen Stuhles mißachten. Aus diesen Gründen allen spricht der Papst dann die Exkommunikation über Heinrich bis zu genügender Satisfaktion aus.

Von einer Absetzung des Königs war hiebei noch nicht die Rede. Diese erfolgte in einer an den heiligen Petrus gerichteten Gebetsformel, in welcher der Papst ihm dankt, daß er ihn von Anfang an gefördert und geschützt habe. Nur ungern sei er auf den Stuhl des heiligen Petrus gestiegen; dem Apostel habe es gefallen und gefalle es, daß die ihm besonders anvertraute Christenheit dem Manne gehorche, der an seine Stelle getreten sei. In diesem Vertrauen spreche er im Namen der heiligen Dreieinigkeit, unter der Autorität des heiligen Petrus, dem König Heinrich, der sich mit unerhörtem Übermut gegen die Kirche Petri erhoben, sein Königtum ab und entbinde alle Christen von dem Eide, den sie ihm geschworen haben oder schwören werden. Ich denke, diese Absetzung war der zweite, für den Fall, daß keine Satisfaktion erfolge, vorbehaltene Schritt. Zunächst trat er noch in den Hintergrund.

Was aber die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, war die Exkommunikation des deutschen Königs und künftigen Kaisers. Noch nie war das in dieser Schroffheit geschehen. Die beiden Gewalten, welche vereinigt die Grundlage der Kirche ausmachen sollten, traten einander mit gegenseitigen Verdammungen entgegen. Von den Anhängern des Königs wurde in Deutschland und in Italien dem Papst der Gehorsam aufgekündigt, und der Papst wieder schloß den König aus der Gemeinschaft der Kirche aus und sprach die, welche ihm den Eid der Treue geleistet, von der Pflicht des Gehorsams los. Wie sich so die eine der beiden Gewalten fortan zur anderen verhalten sollte, war die größte Frage der Zukunft, für Deutschland und Italien nicht allein, sondern für den gesamten Occident.

Dreizehntes Kapitel.

Canossa.

Ein Schreiben, wie es König Heinrich an den Papst erlassen hatte, wäre unmöglich gewesen, hätte er nicht den Entschluß gehabt, dem Pontifikat Gregors ein Ende zu machen und einen anderen an seine Stelle zu setzen. Mit dieser Erklärung war der Krieg zwischen den Gewalten, welche beide eine göttliche Mission zu haben behaupteten, und von denen jede der anderen hauptsächlich den Vorwurf machte, daß sie diese Mission nicht anerkenne, in aller Form erklärt und ausgebrochen.

Wohin dieser Streit führen würde, hätte in dem Moment, wo er sich erhob, niemand voraussagen können, solange der Mann lebte, dessen Thatkraft den letzten Krieg gegen die Sachsen entschieden, und der Heinrich versprochen hatte, wenn ein neuer Papst gewählt werde, denselben nach Rom zu führen: Herzog Gottfrid von Lothringen. Aber den König traf das Unglück, daß Gottfrid vor Ausgang Februar dieses Jahres, 1076, von einem gräßlichen Ende erreicht wurde. In einer Fehde mit dem Grafen Theodorich von Holland begriffen, wurde er von dem Diener desselben überrascht und auf die grausamste Weise ermordet. Mit ihm ging der Führer des bevorstehenden großen Angriffes gegen das Papsttum zu Grunde. Das Reich verlor an ihm den einzigen Mann, der den Kampf zu leiten vermocht hätte.

Dagegen nahmen die anderen mächtigen Herzöge eine eigentümliche Parteistellung zwischen den beiden Oberhäuptern, ein. Es war vor allen der Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, der sein Emporkommen der Kaiserin Agnes verdankte und erst mit der Schwester Heinrichs, dann mit der Schwester der Gemahlin desselben vermählt worden war. Mit ihm im Bunde stand Berthold von Kärnthen, trotzdem dieser, wie schon bemerkt, von Heinrich III. her selber Ansprüche auf Schwaben besaß. Die beiden Rivalen hatten sich bald mit einander verständigt: sie waren beide gegen Adalbert von Bremen gewesen, d. h. also im Widerstreit mit der entschlossen kaiserlichen Partei. Eine sehr eigentümliche Stellung endlich nahm Welf, der Herzog von Bayern ein, nicht eigentlich vollkommen ein Welfe von Herkunft; er war der Sohn eines italienischen Fürsten, der aber die Erbschaft seines Oheims, Welfs III., in Deutschland in Besitz zu nehmen und hier den welfischen Namen einzubürgern vermocht hatte. Ursprünglich war er mit Hugo von Nordheim, seinem Schwiegervater, aufs innigste verbunden. Bei dem Sturze desselben aber riß er sich von diesem los und trat zu König Heinrich über, der ihm dann Bayern mit der herzoglichen Fahne verlieh.

Die drei Herzöge gehörten nicht mehr zu den alten Stammesherzögen. Sie waren die eben emporgekommenen Geschöpfe des königlichen Hauses.

Allein mit dem König hatten sie keinerlei Sympathie. Es ist sehr möglich, daß sie bei den anwachsenden Gärungen in Sachsen den Gedanken eines Thronwechsels schon früh gefaßt haben. Sie weigerten sich, wie wir sahen, an dem letzten großen Zuge gegen die aufständische Provinz Anteil zu nehmen. Die Unterwerfung derselben war ihnen insofern widerwärtig, als sie durch die Unterdrückung der Sachsen sich selbst gefährdet fühlten. Eben hier aber begegneten sie sich mit dem Papst zu Rom, der sich der erwähnten Gefangennehmung der sächsischen Magnaten schon deshalb widersetzte, weil davon auch Bischöfe betroffen worden waren, was den Ansprüchen der Kirche, wie er sie auffaßte, widersprach. Die Herzöge traten nun mit den Bischöfen zusammen, die an dem Papst hielten, namentlich dem bevorzugten Korrespondenten Gregors, Bischof Hermann von Metz, welchem der Papst sein Recht zur Exkommunikation des Königs in einem besonderen Schreiben dargelegt hatte. So bildete sich im innersten Deutschland eine mächtige Partei für die Ansprüche des Papstes aus. Der Bann, welchen dieser über Heinrich ausgesprochen, war ihr genehm.

Die genannten drei Herzöge hatten eine Zusammenkunft mit einigen der vornehmsten päpstlich gesinnten Geistlichen, in welcher man den beklagenswerten Zustand, in den Deutschland seit den letzten Siegen des Königs geraten war, erörterte. Man kam zu dem Resultat, der König sei noch ebenso grausam und leichtsinnig, wie jemals; er werde das Recht, über Leben und Tod zu verfügen, vollkommen in seine Hände nehmen. Sollte jemand ihn beleidigen, so werde ein solcher der härtesten Behandlung ausgesetzt sein.

Die Lage war eine ähnliche, wie im Anfang des 9. Jahrhunderts. Nur daß sie nicht wie damals aus dem Übergewicht der geistlichen Gewalt, sondern umgekehrt aus der Unabhängigkeit der weltlichen Machthaber hervorging. Die Unterwerfung Sachsens vornehmlich hatte die Besorgnis der Fürsten hervorgerufen. Noch aber war hier nicht alles verloren, da die gefangenen sächsischen Großen nicht unmittelbar in den Händen des Königs waren. Dieser hatte sie im entscheidenden Moment den Magnaten des Reiches anvertraut. Sie nun entschlossen sich jetzt, ihre Gefangenen, ohne beim König angefragt zu haben, in Freiheit zu setzen und nach Hause gehen zu lassen.

Ich fürchte nicht, auf diesen Beschluß zu großen Nachdruck zu legen, wenn ich darin das wichtigste Moment eines entscheidenden Umschlages erblicke. Man hatte den Kampf gegen die Sachsen deshalb unternommen, weil die Würde und Einheit des Reiches es erforderte. Nicht die großen Herzöge selbst, sondern die übrigen Reichsfürsten, Bischöfe und Grafen hatten ihn durchgekämpft. Nachdem man aber das Ziel erreicht hatte, fing man es auch alsbald zu bereuen an. Die unbedingte Autorität des Königs, die jetzt drohte, enthielt eine Gefahr für jeden einzelnen. Man schöpfte Atem, als der König mit dem Papste definitiv zerfiel. Selbst die Genossen seines letzten Feldzuges gesellten sich nun den großen Herzögen zu.

Die Rückkehr der gefangenen sächsischen Fürsten löste die Bande vollends auf, welche das Reich vereinigten, und rief eine große, dem König entgegengesetzte Partei ins Leben. Die wichtigste Rolle dabei spielte Bischof Hermann von Metz. Er hatte das Vertrauen Heinrichs in so hohem Grade besessen, daß derselbe ihm die vornehmsten der sächsischen Fürsten übergeben hatte. Eben diese aber, der Billunger Hermann und Graf Dietrich von Katlenburg waren die ersten, die, in Freiheit gesetzt, nach Sachsen zurückkamen. Es geschah in dem Augenblick, als dort eine Art von Grundsteuer eingeführt wurde, welche allen Begriffen des alten ererbten Eigentumsrechtes des Sachsenlandes widersprach.

Die Ankunft der beiden Gefangenen, denen andere folgten, gab der Provinz einen neuen Anhalt, ihre Verpflichtungen abzulehnen und sich dem König zu widersetzen. Ein allgemeiner Aufstand erfolgte, in welchem die festen Plätze des Königs seinen Truppen entrissen und die Ländereien, die er unter neue Lehensleute verteilt hatte, den alten Besitzern zurückgegeben wurden. Otto von Nordheim, der noch in demselben Jahre der Gefangennehmung, 1075, wohl aus Reaktion gegen das trotzige Gebaren der oberdeutschen Herzöge, vom König aus der Haft entlassen worden war und die oberste Verwaltung seiner heimatlichen Provinz anvertraut erhalten hatte, ging eben mit dem Wiederaufbau der alten Burgen um. Allein er fühlte sich, anfangs noch zögernd, bald der allgemeinen Bewegung nicht gewachsen. Auf die Anmahnungen seiner alten Freunde ließ er von seinem Vorhaben ab und machte mit diesen gemeinsame Sache. So schien die ganze Provinz in einem Augenblick verloren und entfremdet.

Man ermißt, welchen Eindruck dieser Aufstand auf den König machte. Er berief die Reichsfürsten nach Worms, dann einige Monate später nach Mainz, aber er mußte erleben, daß die vornehmsten derselben nicht erschienen. Auch auf die übrigen wirkte nun die Exkommunikation zurück.

Die Versuche, eine kirchliche Gegenwirkung einzuleiten, zerfielen in nichts, wahrscheinlich nicht zufälliger Umstände wegen, die man dafür anführt, sondern weil sie der Lage der Dinge nicht entsprachen. Wer kann die geheimen Wege nachweisen, auf denen sich Überzeugungen fortpflanzen und das Übergewicht erlangen. Jene Aufkündigung des Gehorsames gegenüber dem Papst, mit der die Bischöfe vor einem Jahre zu Worms hervorgetreten waren, wurde kaum mehr beachtet; das Unerhörte, daß der Papst den zukünftigen Kaiser exkommunizierte, stieß bei ihnen auf keinen nachhaltigen Widerspruch. Die Autorität des Apostolikus war jetzt in Deutschland selbst der königlichen überlegen. König Heinrich, der noch vor kurzem den Papst zu stürzen und einen anderen an seine Stelle zu setzen sich geschmeichelt hatte, sah sich machtlos und allein. Die höchste Gewalt, die er zu verfechten meinte, rief bei den Reichsfürsten selbst Widerwillen hervor.

Wir wollen nicht ungerecht sein und die Opposition der Fürsten gegen den König als Verräterei behandeln. Es war doch auch eine Sache des

Reiches, keine absolute Gewalt in den Händen des Königs entstehen zu lassen. Und so unrecht hatten sie nicht, wenn sie dagegen in der Macht der Kirche einen Rückhalt suchten. Was aber daraus entstehen würde, namentlich für das Reich, war eine andere, gewichtige, weitausschauende Frage.

Wohin die Tendenzen Gregors gingen, ergiebt sich aufs deutlichste aus einem Schreiben, das er am Anfang September 1076 erließ, und das für die Verhältnisse des Reiches entscheidend geworden ist. Gregor, „der Knecht der Knechte Gottes", wendet sich darin an seine Mitbischöfe, zugleich aber an die weltlichen Großen und an alle guten Christen im Reiche. Er behauptet jetzt, die Exkommunikation des Königs sei ein Urteil des heiligen Geistes. Dann nimmt er zwei Fälle als möglich an, entweder die Unterwerfung des Königs oder seinen ferneren Widerstand. In dem ersteren Falle sollen die exkommunizierten Räte des Königs — dieselben waren in der Fastensynode des Jahres 1075 von neuem mit dem Kirchenbann belegt worden — durch andere ersetzt werden, welche nicht ihren weltlichen Vorteil, sondern Gott im Auge haben. Die Kirche solle der König fortan als seine Gebieterin und nicht mehr als eine Magd ansehen und keine Gebräuche verteidigen, die nur gegen die Freiheit der Kirche erfunden worden seien. Wenn er für seine Sinnesänderung die nötigen Sicherheiten ausstelle, so wolle der Papst mit ihm darüber zu Rate gehen, was ferner geschehen solle. Von den Bischöfen solle es keiner wagen, den König von der Exkommunikation loszusprechen, ohne von seiner Sinnesänderung Bericht erstattet und die Einwilligung des römischen Stuhles erlangt zu haben. Wäre Heinrich aber nicht von ganzem Herzen bekehrt, dann solle man für die Reichsregierung einen Mann finden, der sich zu alledem anheischig mache, was zugleich der Religion und dem Reiche nützlich sei. Einen solchen Mann mögen sie dann dem Papst sobald als möglich nennen, damit er ihn bestätige.

In den Kundgebungen Gregors VII. vermißt man religiösen Tiefsinn. Im höchsten Grade aber muß man ihm politische Umsicht, gepaart mit hierarchischem Selbstgefühl, zuschreiben. Dieser Brief ist entscheidend geworden für die Kirche sowohl wie für das Reich. Das Erbrecht wird darin kaum erwähnt. Die dem jungen Sohne Heinrichs bereits zugestandene Nachfolge, heißt es, soll durch Beschluß des Reiches wieder zurückgenommen werden können.

Ganz in dem Sinne dieses Briefes nun kamen die opponierenden Fürsten mit nicht geringem bewaffneten Geleit um die Mitte des Oktober 1076 in der Umgegend von Tribur, am rechten Ufer des Rheins, zusammen, um über die obschwebenden Fragen Beschluß zu fassen. Diese Versammlung ohne des Königs Geheiß, mit den Waffen in der Hand, hatte die notwendige Folge, daß Heinrich seinerseits mit seinen Anhängern sich bei Oppenheim, auf dem linken Rheinufer, aufstellte und kriegerische Absichten kundgab. In Tribur waren päpstliche Legaten erschienen, mit der Befugnis, Exkommunizierte, die sich der Kirche wieder anschließen wollten, in die Gemeinschaft

derselben von neuem aufzunehmen. So kehrten die vornehmsten Bischöfe, von Mainz, Straßburg, Trier und andere in den Schoß der Kirche zurück, so daß die dem König entgegengesetzte Partei eine Verstärkung erhielt, welche ihr das Übergewicht sicherte.

In den Erwägungen, die in der Triburer Versammlung gepflogen wurden, traten aber noch einige andere Momente politischen Inhalts hervor. Man beschwerte sich, daß der König die Fürsten nicht in sein Vertrauen ziehe. Tag und Nacht beratschlage er mit anderen Ergebenen, er habe Menschen von geringer Herkunft zu den obersten Stellen berufen, dem hohen Adel stehe sein Untergang bevor. Man sieht, die Großen wollten eine königliche Gewalt nicht anerkennen, an der sie nicht selber Anteil hatten. Heinrich ist ein paar Mal in Unterhandlungen mit der Versammlung in Tribur getreten, er hat sich dann bereit erklärt, das einseitige monarchische Regiment zu modifizieren, nichts zu beschließen ohne Teilnahme der Fürsten; er ist so weit gegangen, die Regierung des Reiches diesen überhaupt zu überlassen. Er erklärte, er wolle auf sein Recht Verzicht leisten: nur Eines mache er zur Bedingung, daß er den Titel König und die Reichsinsignien behalte, welche aufzugeben ein unauslöschlicher Schimpf für ihn und das Reich sein würde. Es sind Worte, die beweisen, daß noch von ganz anderen Dingen die Rede war, als von den kirchlichen Zwistigkeiten. Es galt eine veränderte Form der Reichsregierung überhaupt.

Aber daß man sich hierüber in der That verständigen würde, war doch nimmermehr zu erwarten. Auf die Versprechungen des Königs legten die Fürsten nicht das mindeste Gewicht. Sie waren überzeugt, er werde die Angelegenheiten immer mit der gleichen Heftigkeit behandeln, wie sie sagten: er werde auf dieselben wie ein mutiges Schlachtroß einstürmen. Und wenn die Worte des Königs vermuten lassen, er habe von den Reichsfürsten die Aufnahme seiner eigenen Ideen über das Verhältnis zum Papsttum erwartet, so waren diese vielmehr überzeugt, daß sie nur mit Hülfe des Papstes etwas über den König erreichen würden; sie betrachteten die Exkommunikation Heinrichs als die Gelegenheit, die königliche Macht faktisch zu beschränken: sie würden rasend sein, haben sie erklärt, wenn sie dieselbe nicht ergriffen.

Die Verhandlungen mit dem König hatten so wenig Erfolg, daß der offene Ausbruch eines Krieges unmittelbar zu erwarten stand. Die Fürsten haben sich einmal gerüstet, über den Rhein zu gehen, und der König hat seine Truppen zusammenberufen, um ihnen nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Zuletzt aber ist man doch vor einem inneren blutigen Kriege zurückgewichen. Die Schwaben und Sachsen, d. h. doch wohl die vereinigten Fürsten überhaupt, ließen den König wissen, sie würden rechtlich mit ihm verfahren; der Papst habe versprochen, nach Deutschland zu kommen und einen großen Gerichtstag über die Angelegenheit des Reiches und die Schuld des Königs zu halten. Wie weit das Übergewicht der päpstlichen Autorität in den innersten Reichsangelegenheiten damals ging, ergiebt sich daraus, daß

sie dem König ankündigten, sie würden ihn nicht mehr anerkennen, wenn das Jahr seiner Exkommunikation verlaufe, und zwar durch seine Schuld, ohne daß er von dem Banne befreit wäre. So wolle es die alte Rechtsgewohnheit.

Man greift mit Händen, daß es nicht eben eine religiöse Erregung war, was die Fürsten zu dieser Erklärung vermochte. Sie beruhte auf den momentanen Verwickelungen, allein sie hatte Bedeutung für immer. Die Entscheidung über die Reichsangelegenheiten wurde von der päpstlichen Autorität abhängig gemacht.

Der König konnte dagegen nichts unternehmen; er zog sich nach Speier zurück und lebte schon halb und halb als ein Büßender. Aber konnte man wohl von ihm annehmen, daß er jenen Gerichtstag erwarten würde, auf welchem die Ankläger und Richter seine heftigsten Feinde waren? Dort in Speier faßte er einen ganz entgegengesetzten Entschluß. Nicht allein jenes deutsche Konzil in Worms, sondern noch mehr das der italienischen Bischöfe zu Piacenza hatte die Entscheidung der römischen Fastensynode gegen den König hervorgerufen. Heinrich empfing jetzt aus Oberitalien die Nachricht, daß man hier nichts sehnlicher wünsche, als sein Erscheinen jenseit der Alpen. Er berief daher seine Räte, die er schon entlassen hatte, wieder zu sich, und der Entschluß wurde gefaßt, die Verwickelungen, die in Deutschland entstanden waren, durch eine rasche Wendung nach Italien zu entscheiden.

Allgemeines Erstaunen ergriff die deutschen Fürsten, als sie vernahmen, daß der König — alle anderen Straßen nämlich waren verschlossen — auf dem Wege durch Burgund nach Italien gelangt sei. Er hatte auch dabei mancherlei Widerwärtigkeiten zu bestehen. Die Vasallen und Blutsverwandten Heinrichs, welche die unmittelbare Macht in Burgund besaßen, konnten nicht ohne Zugeständnis bewogen werden, ihm den Durchzug zu gestatten, was andererseits doch wieder eine Accession zu seiner Sache bedeutete. Dann folgten die Beschwerden der Weiterreise. Von dem beredten Lambert wird das Auf- und Niedersteigen über die Alpenpässe geschildert, gleich als hätte man einen Zug Hannibals vor sich. Über Susa und Turin gelangte Heinrich nach Pavia.

Hier aber nahm der König eine Haltung an, welche keineswegs die eines um Schutz Flehenden war. Er war von seiner Familie und einem ansehnlichen Gefolge begleitet. Eine große Zahl von Exkommunizierten schloß sich ihm an. In Pavia sammelten sich die lombardischen Bischöfe und Herren um ihn, die ihn längst erwarteten, um mit ihm die einst in Piacenza beschlossene Sache durchzusetzen. Sie waren eifriger als der König selbst. Sie wollten von keiner Unterhandlung mit Gregor hören, denn es sei ihnen unmöglich, den Papst, den sie einst auf seinen Befehl verworfen hätten, jetzt noch als Apostolikus anzuerkennen. Es schien fast, als ob der Gedanke wiederaufgenommen würde, unmittelbar feindlich gegen den Papst anzugehen.

Gregor war auf seinem Wege nach Deutschland in Oberitalien angelangt. Hier hatte er in dem festen Schlosse Canossa, dem Sitz des Mark-

grafen Bonifacius, der dort seine Schätze gesammelt und von da seine Regierung geführt hatte, bei dessen Tochter und Erbin, der Großgräfin Mathilde, Wohnung genommen.

Man verbreitete damals, besonders in der Geistlichkeit, das Gerücht, der Papst schwelge bei Tag und Nacht in ihren Umarmungen. Wenn Lambert dieses Gerücht durch die Wunderthaten zu widerlegen sucht, welche die göttliche Gnade durch Gregor bewirkt habe, so fällt das allerdings für Menschen, die jene Wunder nicht glauben, wenig ins Gewicht. Eher dürfte man die Ungeheuerlichkeit des Gegensatzes in Anschlag bringen, der darin lag, daß der Verfolger der Priesterehe sich selbst geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben hätte. Eine große Wahrscheinlichkeit hat das Gerücht in der That nicht. Das intime Verhältnis zwischen beiden hatte mehr einen politischen Grund. Damit verbanden sich dann die gleichen religiösen Überzeugungen. Solche Verhältnisse giebt es ja zwischen Individuen beiderlei Geschlechts, die sich nur auf diesem geistigen Boden entwickeln, in welchen ohne sinnliche Annäherung die tiefste innere Vereinigung der Gesinnungen und Überzeugungen besteht. Die Markgräfin glaubte an die Wahrhaftigkeit und den geistigen Beruf des Papstes, und der Papst andererseits bedurfte ihrer Hülfe.

Bei dem Erscheinen Heinrichs in Italien nun geriet Mathilde in das Dilemma zwischen dem geistlichen Vater, dem sie anhing, und dem König, ihrem nahen Verwandten. Sollte der weltumfassende Streit eben hier vor den Thoren ihres festen Schlosses ausgefochten werden, und sollte der König, der die Macht der geistlichen Ideen soeben in Deutschland kennen gelernt hatte, den Italienern zu Liebe es auf einen offenen Zusammenstoß mit denselben ankommen lassen? Die nahen Beziehungen der beiden Parteien veranlaßten einen Versuch, zwischen dem König und dem Papst eine Vermittelung zu stande zu bringen.

Alles beruhte darauf, ob die Aufhebung der Exkommunikation von dem König durch die Bezeigung seiner Ehrfurcht erwirkt und ob sie von dem Papst nicht an unannehmbare Bedingungen geknüpft werden würde. Die Vermittelung übernahm die Markgräfin Mathilde und der Abt Hugo von Cluny, der Pate des Königs, der durch seine Beziehungen zu Heinrich sich selbst dem Kirchenbann ausgesetzt hatte, aber von demselben durch den Papst losgesprochen und jetzt zur Stelle war. Mit ihnen kam der König an einer vereinbarten Örtlichkeit zusammen. Hier wurde die Angelegenheit ausführlich erörtert und ihre Lösung festgesetzt. Allein man fand Schwierigkeiten. Diese beschloß man dem Papst vorzulegen.

Ehe Gregor nun darauf Bescheid gegeben, gleich nach der Rückkehr der Interventoren in das Schloß, erscheint der König mit seinen Exkommunizierten vor den Thoren des Kastells und begehrt dringend Einlaß. Doch wird ihm nicht aufgethan. Der Papst will vor allem die Bedingungen des Vertrages erst überlegen und versagt ihm die Aufnahme. Der König ist ge-

nötigt, im Büßergewande zwischen den Mauern, die das Schloß umgeben, bis zum dritten Tage, umgeben von den Seinigen, sich aufzuhalten.

So viel werden wir, dem Berichte Bertholds folgend, als historisch wahr zu betrachten haben. Ich darf aber nicht versäumen, die abweichende Darstellung Lamberts, des Repräsentanten der deutschen Oppositionspartei, ebenfalls hier mitzuteilen, da sie bis heute fast allgemeine Aufnahme gefunden hat.

Lambert hat völlig andere Grundzüge und Tendenzen wie Berthold. Die große deutsche Angelegenheit des Streites mit den Fürsten beherrscht seine ganze Auffassung. Der König, erzählt er, läßt den Papst bitten, seinen Anklägern in Deutschland keinen Glauben beizumessen; es sei mehr der Neid, der aus ihnen rede. Der Papst sagt, er könne ihn nicht freisprechen, ohne seine Ankläger zu hören. Aber, erwidern die Unterhändler Heinrichs, die Zeit dränge, denn wenn der Jahrestag der Exkommunikation verlaufen sei, werde man in Deutschland von dem König abfallen. Er begehre nur, vom Anathem befreit zu werden. Gregor antwortet, wenn der König wirkliche Reue fühle, so möge er sein Diadem in die Hände des Papstes niederlegen. Endlich indes, auf das dringende Ansuchen der Anwesenden, giebt er nach, falls Heinrich zeige, daß er die dem römischen Stuhle zugefügten Beleidigungen bereue. Jetzt erst erscheint bei Lambert der König, ohne alles Geleit, vor der Burg und vollzieht seine Büßungen drei Tage hintereinander. Hierauf wird er vorgelassen, muß aber versprechen, sich vor einem Generalkonzil zu stellen an einem Ort, den der Papst bestimmen würde; hier sollten die Anklagen gegen ihn erwogen werden in Gegenwart des Papstes selbst. Er verspricht, sich dem Urteil dieser Versammlung zu fügen, wenn er schuldig befunden würde.

Die Erzählung Lamberts hat Sinn und Zusammenhang. Aber ihre Wahrhaftigkeit muß man in Abrede stellen. Der König hat damals, wie wir aus den gregorianischen Überlieferungen wissen, einen Eidschwur wenn nicht geleistet, so doch leisten lassen, der allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit den Angaben dieses Berichtes hat, aber doch wieder weit von demselben entfernt bleibt. In der Zusage, die Heinrich wirklich gegeben, machte er sich anheischig, er werde innerhalb eines Termins, den der Papst selbst bestimmen könne, sich einem Rechtsverfahren unterwerfen oder die Eintracht herzustellen suchen, das eine nach dem Ausspruch, das andere nach dem Rate des Papstes.

Von all den für das Reich schimpflichen Zugeständnissen, die wir bei Lambert lesen, hat Berthold kein Wort. Aber so wird das Versprechen der Sekurität allerdings bei den deutschen Fürsten, die gegen Heinrich anstrebten, ausgelegt worden sein. Darauf beziehen sich auch die übrigen, von Lambert vorausgeschickten Verhandlungen zwischen Papst und König. Bei ihm sieht es aus, als hätte Heinrich durch die Absolution zugleich ein Endurteil in seinem Streit mit den Fürsten zu erlangen gesucht, wovon nach Lage der Dinge gar nicht die Rede sein konnte. Wenn man aber den Hauptinhalt der

Erzählung Lamberts zu verwerfen genötigt ist, womit ist es dann zu rechtfertigen, wenn man Einzelheiten von ihm annimmt und nacherzählt, wie etwa die ausführliche Darstellung der Bußübungen, die der König vor dem Kastell vorgenommen habe. Ich denke, auch hier muß man sich auf den Bericht Bertholds allein beschränken.

Noch an einer anderen Stelle zeigt sich die Zuverlässigkeit seiner Darstellung aufs deutlichste. Fast die berühmteste Scene, die in Canossa vorgekommen, ist die Teilnahme des Königs an der Messe. Berthold erzählt vollkommen überzeugend, der König habe die ihm vom Papst eigenhändig angebotene Hostie abgelehnt. Man erstaunt doch, wenn man nun bei Lambert die Motive des Anerbietens von seiten des Papstes liest: indem Gregor die Hostie nimmt, versichert er seine Unschuld an alle dem, was ihm vorgeworfen sei, und verlangt vom König beim Empfang der Hostie dieselbe Versicherung. Es ist doch kaum glaublich, daß sich das so zugetragen hat. Denn was hatten jene wechselseitigen Anschuldigungen mit der vorliegenden Frage zu thun? Für den Papst war zudem die Anerkennung seiner Unschuld nicht einmal nötig, und der König hatte ihm ja schon soeben von seiner Begleitung beschwören lassen, daß er sich einem Gericht stellen wolle. Für ihn lag ein Widerspruch darin, wenn er sich in diesem feierlichen Moment unschuldig erklären sollte. König Heinrich betrug sich mit Selbstbewußtsein und Vorsicht zugleich. Er durfte sich durch zu enge Vereinigung mit dem Papste nicht mit den lombardischen Bischöfen entzweien. Er wollte nur von dem Interdikt eines unbehinderten Umganges mit jedermann frei sein, um die Hände wieder regen zu können. Diese Lossprechung, so unvollkommen sie war, genügte doch seinem Wunsch.

Will man aber die thatsächliche Wirkung der Absolution ermessen, so ist sie nach beiden Seiten hin gleich null. Lambert ist über das Mißvergnügen, das darüber unter den Italienern entstand, besonders ausführlich; sonst sehr einsilbig über die Verhältnisse jenseit der Alpen, führt er die zwischen Heinrich und den Italienern hierüber gewechselten Worte ziemlich ausführlich an. Bald kam es über die Ausführung der Bedingungen, die der König eingegangen war, auch zwischen ihm und dem Papst zu Mißverständnissen. Wenn ein päpstlich gesinnter Bischof von dem henricianischen Bischof in Piacenza festgehalten wurde, ohne daß Heinrich sich dagegen geregt hätte, sah der Papst darin eine Kontravention gegen das Versprechen, welches Heinrich gegeben hatte, die apostolischen Legaten zu unterstützen. Er machte den König selbst verantwortlich dafür. Das war denn auch der Grund, weshalb er in die Absicht Heinrichs, sich in Pavia krönen zn lassen, nicht einging: es werde nicht geschehen, erklärte er, so lange Petrus in Ketten sei.

Bei weitem das wichtigste aber ist, daß man in Deutschland die noch zur rechten Zeit erfolgte Absolution, auf die doch von den Fürsten der größte Wert gelegt worden war, zuletzt nicht anerkennen wollte. Herzog Rudolf von Schwaben forderte den König auf, nicht eher nach Deutschland zurückzukehren,

als bis der Papst und die dem römischen Stuhl näher als ihrem Sohne stehende Kaiserin Agnes eine würdige Aufnahme daselbst vorbereitet hätten. Da die Fürsten des Vorteiles nicht entbehren konnten, der in der Exkommunikation lag, so schritten sie dazu, sich selbst zu helfen. Das Ereignis von Canossa rief die Wahl eines deutschen Gegenkönigs hervor.

Vierzehntes Kapitel.

Gegenkönigtum und innere Kriege in Deutschland.

Die Absolution in Canossa war insofern ein Sieg des Königs über seine Gegner in Deutschland, als sie den Grund hinwegnahm, auf welchem die letzte Koalition der geistlichen und der weltlichen Fürsten, die ihm so gefährlich geworden war, beruhte. Sobald der König in Deutschland wieder erschien, mußte dieses Verständnis sich auflösen: er wäre dann seinen Feinden übermächtig entgegengetreten. Dem zuvorzukommen, schritten die Fürsten zu einer Handlung von größtem Gewicht.

Schon in Tribur waren sie einverstanden darüber, Heinrich nie wieder in den vollen Besitz der königlichen Gewalt eintreten zu lassen. Jetzt gingen sie, ehe es zu spät wurde, an die Ausführung dieses Beschlusses. Bereits im März 1077 versammelten sie sich in Forchheim zu einer neuen Königswahl.

Es war nicht etwa eine nationale Versammlung, die daselbst stattfand, weder im alten noch gar im modernen Sinne. Nur eine kleine Anzahl von Fürsten hatte sich dort vereinigt; außer den sächsischen Bischöfen nur sechs andere. Unter diesen befand sich der Mainzer Erzbischof. Er brachte zuerst den Herzog von Schwaben in Vorschlag; alle anderen stimmten ihm bei. Rudolf nahm die Wahl für seine Person an. Darauf aber, für seine Söhne eine königliche Dynastie zu gründen, leistete er Verzicht, weil er damit die Eifersucht der Genossen hervorgerufen hätte. Auch die Besetzung der Bistümer durch freie, kanonische Wahl mußte er zugeben. Über Würzburg und Bamberg begab man sich nach Mainz, wo der neue König die Salbung und Weihe empfing. Daß er zugleich auch gekrönt worden sei, finde ich nicht; die Reichskleinodien hatten die Fürsten eben nicht in ihren Händen.

Und wenn einige zeitgenössische Berichte von einer Teilnahme des Volkes an dieser Erhebung Rudolfs reden, so ist das doch auch nur in sehr beschränktem Sinne zu verstehen. Die Bürger von Mainz setzten sich dem neuen König geradezu entgegen. Rudolfs wohlgerüstetes Gefolge mußte zu den Waffen greifen und das Volk mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Man erstaunt nur, daß hiebei der Rechte des Hauses der Salier nicht gedacht

wird. Denn neben dem König, den man absetzte, war doch bereits auch der Nachfolger desselben anerkannt worden.

Ob Gregor in diesem Augenblicke Anteil an den Beschlüssen der Fürsten hatte, läßt sich bezweifeln. Legaten des Papstes waren in Forchheim zugegen gewesen; sie haben aber ausdrücklich erklärt, ihre Instruktion sei, wenn es irgend möglich wäre, an König Heinrich festzuhalten; könne dies nicht geschehen, so möchten die deutschen Fürsten ins Werk setzen, was sie fürs beste hielten, der Papst werde nicht dagegen sein.

Zwei der wichtigsten Reichsgesetze späterer Zeit, das eine, welches die Erblichkeit der Thronfolge aufhob, das andere, welches die Freiheit der kirchlichen Wahlen verbürgte, hat man auf die Einwirkung der päpstlichen Legaten in Forchheim zurückgeführt. Mit voller Bestimmtheit läßt sich das jedoch nicht behaupten. Nicht auf den Antrieb, sondern nur unter der Konnivenz des römischen Stuhls wurde die Wahl des Gegenkönigs vollzogen. Jene beiden Gesetze entsprachen zunächst dem Interesse der deutschen Fürsten und Bischöfe selbst. Die Erhebung Rudolfs in Forchheim, diese beiden Satzungen und was damit zusammenhängt, sind für die spätere deutsche Geschichte von eminenter Bedeutung; aber in jenem Augenblick beruhte doch alles noch mehr auf dem momentanen Übergewicht einer Partei, wobei es von Anfang an sehr zweifelhaft war, ob sich dieselbe durchkämpfen würde.

Der Widerstand, den der Gegenkönig in Mainz fand, bezeichnete die Stimmung der städtischen Bevölkerungen überhaupt; er legte aufs deutlichste deren alte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus an den Tag. Worms wagte Rudolf nicht einmal zu betreten, weil die Stadt gegen ihn und den Bischof war und Truppen an sich gezogen hatte. Ostern feierte er in Augsburg. Er wollte daselbst einen Reichstag abhalten, aber ein großer Teil der ihn umgebenden Fürsten verließ ihn. Die neuen und selbst die alten Truppen versagten ihm den Dienst, ohne ihres Eidschwurs zu gedenken.

Rudolf hatte den Papst behufs des Kirchenregimentes aufgefordert, nach Deutschland zu kommen, und versprochen, ihm Mannschaften zur Begleitung zu schicken, konnte diese aber jetzt nicht auftreiben. Den größten Gegner fand er an Bischof Embrico von Augsburg, während ihm, wie wir erfahren, nur drei Bischöfe zur Seite standen. Er begab sich demnächst nach Konstanz; auch hier aber fand er an dem Bischof Widerstand. Berthold ist über diese Opposition, welche sich nicht allein gegen den neuen König, sondern auch gegen die päpstlichen Legaten richtete, die ihn begleiteten, sehr ausführlich. Die Legaten ließen sich besonders die Bekämpfung der Investitur und der Priesterehe angelegen sein. Ihr Verfahren aber hatte die entgegengesetzte Wirkung. Die Priester, die sich von ihren Weibern getrennt hatten, kehrten zu ihnen zurück. Rudolf wurde von denselben geschmäht, König Heinrich dagegen in den Himmel erhoben.

Rudolf hatte nach Burgund zu gehen gedacht; er fand es aber bald unmöglich. Und als er nun mit einem kleinen Heere sich gegen die Burg von

Sigmaringen wendete, mußte er vernehmen, daß der Gegner, an dessen Stelle er eigenmächtig getreten war, mit einer starken bewaffneten Macht gegen Deutschland herangerückt sei und schon in Bayern weile.

Heinrich hatte in Italien bereits eine starke Stellung gewonnen. Er hatte die Bischöfe von Mailand, Piacenza und andere, die als Simonisten und Exkommunizierte galten, für sich und diesen vertraute er seinen Sohn an, sodaß das Königtum der Salier, welches in Deutschland verworfen war, eine Stütze in Italien fand. Diese Partei verstärkte er dadurch, daß er den Patriarchen von Aquileja der gregorianischen Partei, zu der er bisher gehalten, entfremdete und durch die Verleihung von Friaul für sich gewann. Der Patriarch war an seiner Seite, als König Heinrich es unternahm, den Kampf mit seinen deutschen Gegnern selbst zu beginnen.

Darauf kam doch für die Aufrechterhaltung des kaiserlichen Thrones alles an, daß die Autorität des Königs, die durch die Reise nach Italien unterbrochen war, wiederhergestellt wurde. Schon hatte er über Kärnthen verfügt und einen Verwandten aus dem Eppensteiner Hause, Liutpold, zum Herzog daselbst eingesetzt. In Bayern fand er jetzt einen unerwarteten Rückhalt an den zahlreichen Gegnern Welfs; denn hier hatte man die alten Zustände nie vergessen. Es waren vor allen die Aribonen, die Burggrafen von Regensburg und der Pfalzgraf Kuno mit seinem Sohne. Zu Regensburg hielt Heinrich einen Hoftag, bei dem seine Anhänger zahlreich erschienen. Auch die böhmischen Nachbarn waren anwesend, so daß der König ein Heer von gegen 12000 Mann ins Feld stellen konnte, während das Rudolfs nur auf 5000 angegeben wird.

Und wenn wir recht unterrichtet sind, hatten auch diese Mannschaften keine Lust, dem alten König entgegenzutreten. Denn nicht so leicht läßt sich die gewohnte Unterordnung unter die Legitimität erdrücken. Rudolf fand selbst in Schwaben keinen Anhang mehr; er mußte sich zu seinen Freunden in Sachsen zurückziehen. Es war ein allgemeiner Umschlag. Den Anhängern, die Heinrich in Schwaben besaß, gab er ein wenig später dann in Friedrich von Büren, dem ältesten Hohenstaufen, ein entschlossenes Oberhaupt. Es ist das ein Moment, welches besondere Beachtung verdient, weil es für jene Zeit schon entscheidend und für die Folge durch den Gegensatz von Staufen und Welfen von universaler Bedeutung geworden ist.

Der König wurde so stark, daß er in Ulm, wo er seine Krone wieder aufs Haupt setzte, gegen Ausgang Mai 1077 über die drei Reichsfürsten, die von ihm abgefallen waren, nach schwäbischem Recht das Urteil sprechen lassen konnte. Die Herzöge wurden des Lebens und ihres Besitzes für verlustig erklärt und die zähringischen und welfischen Lehen auch sogleich an ergebene Bischöfe verteilt. Heinrich hatte jetzt sowohl die höhere Geistlichkeit, die von der Investitur bedroht war, wie die niedere, welche von dem Eheverbote nichts wissen wollte, für sich. Er gewann auch den Adel zweiten Ranges, den er in Regensburg zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen die Herren, die

er groß gemacht, aufrief. Auch die Böhmen standen auf seiner Seite. Viele, welche bei Rudolf ihr Glück nicht finden konnten, traten zu Heinrich zurück. Zugleich hatte dieser an den Bürgerschaften, wie der von Mainz, eine starke, staatsrechtlich bedeutende Partei, und er versäumte endlich nicht, auch die Bauern zu bewaffnen.

Rudolf hatte sich, wie schon bemerkt, nach dem Norden zu den Sachsen zurückziehen müssen. Es würde nicht am Platze sein, die Wechselfälle des Krieges, der sich nun zwischen dem niederen und dem oberen Deutschland erhob, im einzelnen aufzuführen. Vor allem waren sie so geringfügig, daß man einmal ein ganzes Jahr lang Frieden zu haben glaubte. Größere Kämpfe, z. B. bei Melrichstadt im August 1078, waren doch ohne entscheidenden Erfolg. Die Sachsen waren herbeigekommen, in der Hoffnung, in Verbindung mit den Schwaben das Übergewicht zu erlangen. Heinrich wußte die Vereinigung der beiden Heere zu verhindern. Indem er durch einen Teil seiner Truppen die Schwaben am Neckar zurückhalten ließ, griff er mit dem anderen Teil die Sachsen, welche die fränkischen Grenzen überschritten hatten, in der Nähe von Würzburg an, erreichte aber nicht mehr, als daß er den Platz behauptete.

Noch weniger möglich wäre es, die Verhandlungen des Papstes mit der einen oder der anderen Partei mit Sicherheit zu beschreiben. Auf der römischen Synode im November des Jahres 1078 finden wir die Gesandten beider Könige, Heinrichs und Rudolfs. Heinrich forderte daselbst die Verurteilung seines Gegners, weil dieser sich unbefugt die höchste Gewalt angemaßt habe. Aber bereits zeigte er selbst wieder soviel Selbständigkeit in seinen Handlungen, vornehmlich in der Ausübung des Investiturrechtes, daß weder die Synode noch der Papst es für ratsam hielten, seine Stellung noch mehr zu verstärken.

Noch einmal versuchte König Heinrich gegen Ausgang des Jahres 1078, die sächsischen Optimaten durch Unterhandlungen auf seine Seite zu ziehen. Allein die Bemühungen waren auch diesmal vergeblich. Die Sachsen hielten an Rudolf fest, dessen Aufrechterhaltung ihnen allein ihre Selbständigkeit verbürgte.

So meinte Heinrich, ohne sich um die Häsitationen des Papstes, der jetzt ohnehin den Sachsen zuneigte, zu bekümmern, diesen von neuem mit Waffengewalt gegenübertreten zu müssen. Es war einer jener unerwarteten Entschlüsse, wie er sie in kritischen Momenten zu fassen pflegte. Er sammelte ein starkes Heer aus den deutschen Stämmen, Schwaben, Bayern und Franken, denen sich auf der einen Seite die Burgunder, auf der anderen die Böhmen anschlossen; er machte ihnen Hoffnung, sie für die Hülfe, die sie ihm leisten würden, durch große Zugeständnisse zu belohnen. Allein in den sächsischen Bischöfen fand Heinrich eifrige Gegner, und vor allem war Rudolf selbst entschlossen, fest seinen Mann zu stehen. Eine besondere Sicherheit schöpfte dieser daher, daß er gar nicht der angreifende Teil sei und nicht zu dem

bevorstehenden Blutvergießen den Anlaß gebe, sondern daß er sich nur verteidige — sich selbst und zugleich die Kirche. Der Papst war jetzt für ihn: so meinte er für die Kirche zu sterben, wenn er unterginge.

Rudolf war ein geeignetes Oberhaupt für die in ihrem Widerstande beharrenden Sachsen. Er setzte sich bei Mühlhausen im Januar d. J. 1080 mit einem stattlichen Heere Heinrich entgegen. Bei diesem Zusammentreffen sollte sich entscheiden, ob das Königtum Heinrichs auch im deutschen Norden wiederhergestellt werden würde oder nicht. Gleich bei seinem ersten Anmarsche stieß Heinrich auf einen starken Gegenanlauf der Sachsen. Er meinte ihm dadurch zu begegnen, daß er sie zugleich im Rücken angriff; doch auch das hatte infolge der engen Verbindung Rudolfs mit Otto von Nordheim keine Wirkung. Es war ein nordischer Winterkampf. Zu Anfang der Schlacht bereits brach ein Schneesturm los, der so heftig war, daß Freund und Feind kaum unterschieden werden konnte. Den ganzen Tag hindurch hielt das Unwetter an. Als es sich abends legte, stellte sich heraus, daß der Angriff Heinrichs abgeschlagen war. Den größten Verlust hatten die Böhmen erlitten, die den Sachsen zuerst gegenübergestellt zu werden verlangt hatten; sie hatten mehrere Tausend eingebüßt. Die Verluste der Sachsen dagegen, die sich in guter Position verteidigt hatten, waren äußerst gering. Die Schlacht mußte eine entscheidende genannt werden. Die Absichten des legitimen Königs waren gescheitert; Rudolf behauptete siegreich das Feld.

Die Niederlage des legitimen Königs, die von Rudolf als ein Gottesurteil betrachtet wurde, hatte eine große Rückwirkung auf die Welt. Der Papst faßte jetzt erst volles Vertrauen zu seinem Verbündeten: in einer Synode, deren wir noch gedenken werden, hat er sich unumwunden für Rudolf erklärt, was dann der sächsischen Bewegung einen noch intensiveren religiösen Charakter gab. Zu einem definitiven Resultat aber hatte die Schlacht bei Mühlhausen noch nicht geführt. Im Oktober 1080 kam es deshalb bei Hohen-Mölsen an der Elster zu erneutem Zusammentreffen zwischen den beiden Heeren, die abermals wohl gerüstet waren. Zwar behielten auch hier die Sachsen wieder die Oberhand. Allein ihre Sache erlitt eine entscheidende Niederlage, da Rudolf, in der Schlacht verwundet, noch an demselben Abend starb.

An den Anblick der abgehauenen Hand, die man noch heute in Merseburg aufbewahrt, knüpft sich die Sage, Rudolf habe sie deshalb verloren, weil er mit derselben einst dem König den Eid geschworen, den er dann gebrochen habe. So wenig überzeugend diese Gedankenverbindung für uns auch ist, hebt die Sage doch das Charakteristische in Rudolfs Leben mit großer Schärfe hervor. Die Zeitgenossen schildern Rudolf von Rheinfelden als einen kräftigen, militärisch besonders fähigen Mann von rühmlichen Eigenschaften. Allein in der Geschichte des Reiches hat er ein zweifelhaftes Andenken hinterlassen. Man wird es nicht schlechthin verwerfen können, daß er dem übermütigen und einseitigen Gebrauch der königlichen Autorität

Schranken zu setzen suchte. Aber er überschritt dabei die Grenzen, die ihm selbst als Reichsfürsten gezogen waren. Er gab dem Gedanken der Sachsen Gehör, welche unter allen Umständen von dem Manne, gegen den sie sich empört hatten, befreit zu sein begehrten. Dann aber überwogen die kirchlichen Beziehungen in ihm die Vasallenpflichten. Wäre es auf dem Wege, den er einschlug, fortgegangen, so würde Königtum und Kaisertum alle innere und äußere Selbständigkeit verloren haben. Die beiden erwähnten Grundgesetze, deren Ursprung man auf den Tag von Forchheim setzt, hätten eine Fortentwickelung auf alle Zeit unmöglich gemacht. Das Reich wäre ein Spielball in den Händen der geistlichen Gewalt geworden. Daß dieses dann nicht geschah, war doch zuletzt das Verdienst Heinrichs IV.

Fünfzehntes Kapitel.

Offener Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.

König Heinrich mußte von seiner Niederlage im Kampfe mit den Sachsen einen Rückschlag in Rom erwarten und forderte deshalb den Papst durch Gesandte auf, er möge jetzt über Rudolf ohne weiteres Gerichtsverfahren den Bann aussprechen, widrigenfalls er sich einen Papst kreieren werde, der Gregors eigene Absetzung verkündige. Die wichtigste Frage ist nun, was Gregor nach so vielen Häsitationen bewogen hat, die Exkommunikation Heinrichs in vollem Umfange zu erneuen. Mit Bestimmtheit kann man sagen, daß dazu die Ereignisse in Deutschland vornehmlich beigetragen haben, vor allem die Mißerfolge in Sachsen. Rudolf hatte dem Papst seinen Sieg über den König als ein Gottesurteil gemeldet, das ihn veranlassen müsse, endlich über Heinrich das entscheidende Wort auszusprechen. Von beiden Fürsten wurde so eine definitive Entscheidung gefordert. Und die Sache war dem Papst unendlich nahe gelegt. In einer Vision soll ihn die Mutter Gottes aufgefordert haben, allem Zögern ein Ende zu machen, denn Tag und Stunde seien gekommen.

Da hat nun Gregor in der Fastensynode des Jahres 1080 unwiderrufliche Beschlüsse verkündigt. Sie entschieden zunächst über die Investituren und die Wahl zu den geistlichen Ämtern überhaupt in dem Sinne der Kurie. Zuletzt aber — es war am 7. März — ergriff der Papst selbst das Wort über die größte aller obschwebenden Fragen, den Thronstreit zwischen den beiden Königen. Es ist wohl die außerordentlichste Kundgebung, die jemals aus dem Munde eines Mannes in höchster Stellung, eines Papstes, gehört worden ist.

In einer salbungsvollen Ansprache an die beiden Apostel, auf deren Namen die Kirchengewalt gegründet ist, macht Gregor sie selbst dafür verantwortlich, daß er auf ihren Thron gehoben, die Last ihrer Gewalt ihm übertragen worden sei und von ihm habe verteidigt werden müssen. In dieser Form trägt er nun die Anklage gegen den vornehmsten Gegner derselben vor, den Sohn des früheren Kaisers, den man König nenne und der die Kirche mit Fußtritten habe herabwürdigen und stürzen wollen, um sogleich seine Entschuldigungen über sein bisheriges Verfahren hinzuzufügen, die darin lägen, daß er eine Versammlung zur Entscheidung des großen Thronstreites habe veranlassen wollen. Er habe die Exkommunikation allen denen gedroht, welche eine solche Versammlung verhindern. Diese Exkommunikation habe aber der genannte Heinrich sich durch sein Verhalten zugezogen. Sie nun spreche er im Namen der beiden Apostel, Gottes und der heiligen Jungfrau über ihn aus. Die Gemeinschaft der Gläubigen, aus der er ihn früher ausgeschlossen, habe er ihm, durch sein Verhalten getäuscht, zurückgegeben, niemals aber seine Reiche und seine Würde.

Was Gregor den Aposteln vorträgt, war, wie man wohl sieht, dem Concilium gesagt. Jetzt aber erhebt er sich im Namen der Apostel, Gottes und der heiligen Jungfrau, um Heinrich seine Reiche, das deutsche und das in Italien abzusprechen. Ich hebe auf, sagt er, alle königliche Macht und Würde und absolviere alle die, welche ihm geschworen haben, von der Verpflichtung; sein Lebenlang möge er niemals wieder Kräfte gewinnen und den Sieg davontragen. Dagegen erteile er allen denen, die dem im Vertrauen auf die Apostel zum König erhobenen Rudolf anhängen, Vergebung aller ihrer Sünden und den apostolischen Segen. Dem einen solle wegen seines Ungehorsams das Reich entzogen, dem anderen wegen seines Gehorsams und seiner Ehrlichkeit übertragen werden.

Augenscheinlich ist hier von einer Untersuchung des beiderseitigen Verhaltens der Könige, von einem eigentlichen Richterspruch darüber die Rede. Alles hängt davon ab, daß der eine der beiden Fürsten der römischen Kirche freundlich, der andere feindselig gesinnt sei. Welches Recht aber hatte nun der Papst, dem einen sein Reich abzusprechen, dem anderen es zuzuerkennen?! Noch nie waren Kaiser exkommuniziert, noch nie große Fürsten vom Inhaber der geistlichen Gewalt abgesetzt worden.

Die Begründung dieser Gewaltsamkeit folgt jetzt erst. Der Papst schreibt den Aposteln die Macht zu binden nicht bloß für das künftige, sondern auch für das diesseitige Leben zu. Die Welt möge erkennen, daß sie auf Erden Kaisertümer und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Grafschaften und Markgrafschaften und alles, was Menschen besitzen, nach seinem Verdienst einem jeden zu geben und zu nehmen vermögen. Eine bloße Phrase ist das nicht. Die Apostel werden an das Recht erinnert, das ihnen in Bezug auf die geistlichen Würden zustehe. Wie viel mehr aber

müsse das für die weltlichen gelten, die um viel geringer seien als die anderen.

Auch in diesem Stadium der Weltbegebenheiten ist man doch auf eine derartige Manifestation nicht gefaßt. Der Widerstreit des 9. Jahrhunderts wird dadurch nicht allein in voller Stärke wieder aufgenommen, sondern der Stellvertreter der beiden Apostel erscheint hier als der Inhaber der höchsten Gewalt in allen weltlichen und geistlichen Beziehungen. Man darf wohl annehmen, daß Gregor diese Meinung hegte. Er scheint fest geglaubt zu haben, die Apostel würden mit ihrer Allgewalt ihm zu Hülfe eilen und den Streit, der ja gar nicht der seine sei, zu ihren eigenen Gunsten ausfechten, und zwar demnächst. Mit allen seinen Anmaßungen ist ein mystischer Zug verbunden, der ihn jetzt offenbar beherrschte. Aus den letzten Ereignissen schöpfte er die Hoffnungen eines vollkommenen Sieges seiner Sache. Er soll sogar dem König Heinrich einen nahen Tag des Unterganges geweissagt haben.

Für jene Zeit nicht bloß, überhaupt für alle Zeiten ist der große Streitpunkt von gewichtigster Bedeutung, da der Angeklagte und Verworfene eben ein geborener König war und die Idee des Kaisertums verfocht. Niemand wird in Abrede stellen können, daß durch diesen Schritt die Fortdauer der weltlichen Gewalt auf ihrer eigenen Grundlage augegriffen wurde. Es war ein Unternehmen, um so gefahrvoller, da es von dem größten Hierarchen, der je gelebt hat, ins Werk gesetzt wurde. Den größten nenne ich ihn nicht etwa wegen der Tiefe seiner Gesinnungen. Ich finde nichts prophetisches, keine über die momentanen Beziehungen hinausgehende Religion in ihm. Seine Ideen sind keine anderen, als die in seiner Klosterdisciplin eingesogenen. Allein er trägt sie in tiefer Seele in sich. Er weicht von ihnen zurück, aber nur, um sie, wenn die Zeit gekommen ist, um so unverhüllter vorzutragen. Ein solcher Moment schien ihm jetzt da zu sein.

Zugleich jedoch zeigte sich, daß der Papst in Heinrich einen Gegner hatte, der seine Partei noch immer zu behaupten entschlossen und keineswegs ohne Kräfte dazu war. Wir haben von einem italienischen Rechtskundigen aus jener Zeit, Namens Petrus Crassus, eine Schrift entgegengesetzten Sinnes übrig, die dem König damals eingereicht worden ist.

Das Verfahren Gregors wird darin als unberechtigt und gewaltsam bezeichnet, dem König selbst werden die löblichsten Eigenschaften nachgerühmt, er sei gerecht und tapfer, hochherzig, entschlossen und freigebig; seine Gewalt verdanke er nicht etwa den Waffen, sondern den Gesetzen und dem Herkommen. Es greift mit den von Heinrich selbst geäußerten Ideen zusammen, wenn der Autor die alten Kaiser rühmt, die in orthodoxem Eifer im Verein mit den Geistlichen die Kirche auferbaut und den Frieden gewahrt haben, der die Einheit begründet. Er führt eine Reihe von Beispielen für seine Behauptung an. König Heinrich, der durch göttliche Gnade allein den

Thron seiner Väter bestiegen, würde den Frieden überall erhalten, wenn er durch den Papst nicht daran gehindert worden wäre.

Den Äußerungen des Papstes stellt die Schrift das ursprüngliche Verdienst der Kaiser um die Kirche und die Religion gegenüber. Die kaiserliche Gewalt sei vollkommen gesetzlich von Karl dem Großen auf seinen Sohn übertragen worden. Durch die Verteidigung Italiens sei das Kaisertum an Otto den Großen gekommen und abermals nach göttlichem Willen an das königliche Haus, aus dem Heinrich stamme und an diesen selbst.

Es gehört zu der Geschichte des Kaisertums, daß in diesem Augenblick, in welchem nur die geistliche Autorität anerkannt zu werden schien, die Unabhängigkeit der höchsten weltlichen Gewalt auch in Bezug auf die Erblichkeit hervorgehoben wurde. Der Papst, der den König angreife, erklärt Petrus Crassus, sei ein Feind der Gesetze, des Friedens, ein Feind der gesamten Christenheit. Er kommt dabei auf die Scene von Canossa zurück, in der Heinrich dem Papst eine unerhörte Demut bewiesen habe in der Hoffnung, einen geistlichen Vater an ihm zu finden. Jetzt nun, in diesem Augenblicke, so sage man, habe der Papst die Absetzung Heinrichs vorbereitet; die Erhebung eines Herzogs zum deutschen König sei sein Werk. Wie solle sich der rechtmäßige König aber vor dem Richterstuhl des Mannes stellen, der ihm den schlimmsten Feind in seinem Reiche erweckt habe? Zwar könne auch der Papst nicht ohne weiteres vor das Gericht des Königs gestellt werden, wohl aber sei dies möglich, wenn er durch ein geistliches Urteil aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen worden sei.

Nicht allein, wie schon bemerkt, für die Idee von der Kontinuation des Kaisertums ist die Schrift des Petrus Crassus merkwürdig: sie deutet auch bereits die Motive der folgenden Handlungen an. Schon dachte nämlich Heinrich, den Satzungen, die der Papst in Rom ausgesprochen, durch die Beschlüsse eines anderen Konziles entgegenzutreten. Die Dekrete der letzten Fastensynode hatten in Deutschland den böseſten Eindruck gemacht. Wir vernehmen, daß kurze Zeit nach derselben eine Versammlung von Bischöfen in Bamberg mit heftigem Eifer gegen das Vorgehen des Papstes auftrat und es offen aussprach, daß der Papst, der den König aus der Kirche ausgeschlossen habe, selbst der Mann sei, welcher ausgeschlossen zu werden verdiene.

Zu diesem Zwecke wurde im Juni 1080 eine Synode nach Brixen beschieden, wo sich die Anhänger des Königs aus Deutschland und Italien am leichtesten vereinigen konnten. Dreißig Bischöfe stellten sich daselbst ein und der König selbst mit einer Anzahl bewaffneter Mannschaften. Langer Erwägungen bedurfte es nicht. In einem Dekret, in welchem die vermeintlichen Missethaten Gregors aufgeführt werden, wird der Beschluß ausgesprochen, daß der Papst kanonisch abgesetzt und verjagt werden müsse. Wie schon in dem Ausschreiben angekündigt worden, schritt man dazu, einen anderen Papst zu ernennen. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß der

bisherige Führer der Opposition gegen Gregor, der Kanzler des Königs und Erzbischof von Ravenna, Wibert, der die Bestrebungen Heinrichs teilte, zu dieser Würde berufen wurde und dieselbe annahm. Am Tage nach der Synode bestätigte der König seine Wahl, den Tag der Apostel begingen beide vereint.

So wenig bedeutend an sich dies Ereignis erscheinen kann, so ist es doch von umfassendster Tragweite. Die Ideen, welche Gregor VII. verfocht, und die, welche man in Brixen aufstellte, bildeten einen universalen Gegensatz. Dort erscheint der Papst mit seinem die Welt umfassenden Anspruch. Hier tritt der Versuch auf, die Idee des deutschen Reiches, welche bisher obgewaltet, zu erneuern und zu verteidigen. Es leuchtet ja ein, daß die Vorgänge von Brixen, die Beschlüsse einer beschränkten Anzahl von Bischöfen nicht dazu angethan waren, den Beifall der Welt, namentlich auch der romanischen zu gewinnen. Es war ein um seine Existenz kämpfender König, dessen Sinnesmeinung sich darin aussprach. Auch so aber war es ein unendlich wichtiger Schritt für das deutsche Reich sowohl wie für die Kirche überhaupt.

Wir erörterten bereits das Ereignis von Hohen-Mölsen und die für die Stimmung der Gemüter bedeutende Rückwirkung, die sich an den Tod Rudolfs knüpfte. An demselben Tage fiel, wie die Chronik des Bernold versichert, in Italien eine analoge Entscheidung vor. Die bewaffneten Scharen der Großgräfin wurden bei Volta am Mincio von dem lombardischen Heere geschlagen. Niemals hatten für König Heinrich die Angelegenheiten zu einem Romzug günstiger gestanden als jetzt. In der Mitte April des Jahres 1081 finden wir ihn denn auch bereits jenseit der Alpen in Mailand. In Ravenna traf er mit Wibert, der sich als Papst Clemens III. nannte, zusammen. Dann rückte er in schnellem Zuge gegen Rom vor. Am 21. Mai schlug er sein Lager auf den neronischen Wiesen vor der Stadt auf.

Heinrich hatte sich eingebildet, die Römer würden ihn ohne weiteres aufnehmen; aber, heißt es in einem Bericht, statt der Priesterchöre, die er erwartet hatte, fand er Kriegerscharen. In einer Proklamation brachte er den Römern sein Erbrecht in Erinnerung und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß sie ihm nicht größere Ergebenheit bezeigten. Als die Hitze zu drückend wurde, zog er sich dann nach zwei Monate langer vergeblicher Umlagerung über Siena nach Lucca zurück.

Diesem erfolglosen Rückzug von Rom entspricht es, wenn man in Deutschland jetzt wieder auf eine neue Königswahl Bedacht nahm. In einem Wahlausschreiben der sächsischen Fürsten wird der Gedanke ausgesprochen, die Glieder des Reiches unter Einem Könige zu vereinigen mit Ausnahme Heinrichs und des Sohnes desselben. Dem entsprechend wählten die Sachsen und die Schwaben unter Welf zu Ochsenfurt im August 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum Nachfolger Rudolfs. In Goslar empfing er

zu Weihnachten von den Bischöfen, die von den Fürsten dazu gedrängt worden waren, die Krone. Der Papst setzte alle Hoffnug auf den neuen König, und Hermann faßte wohl auch die Absicht, Gregor in Italien selbst zu Hülfe zu eilen. Zu diesem Zwecke ist er nach Schwaben gegangen, um wirklich den Weg nach der Lombardei einzuschlagen. Aber hier erhielt er Nachricht aus Sachsen, nach welchen der Tod Ottos von Nordheim, der das Land in den Händen hatte, eine allgemeine Bewegung erwarten ließ, so daß die Gegenwart des Königs unbedingt notwendig war.

Im Frühjahr 1082 erschien Heinrich mit alle denen, welche seinem Papst anhingen, von neuem vor den Mauern Roms, aber er fand die Thore abermals geschlossen. Seine Waffen konnte er nur gegen die Kastelle der Großen verwenden. Eine Sage ist von dieser Zeit aufbehalten, welche die Meinung über die beiden großen Gegner ausdrückt. Dem König Heinrich traute man zu, daß er bei einer Feuersbrunst in der Nähe von St. Peter seine Hände im Spiel gehabt, in der Erwartung, bei derselben werde sich auch die päpstliche bewaffnete Mannschaft beteiligen und so werde sich ihm Gelegenheit bieten, in die Stadt einzudringen. Der Papst aber habe den Truppen den Befehl erteilt, nicht von ihren Bollwerken zu weichen. Mit dem Zeichen des Kreuzes voranschreitend habe er selbst dem Feuer Einhalt geboten.

Es gelang Heinrich anfangs nur, das feste Tivoli einzunehmen, wo Wibert Platz nahm, so daß der Krieg unaufhörlich fortging. Im Juni 1083 vermochte der König die Leostadt zu erobern. Im Angesicht des deutschen Heeres erneuerte Gregor von der Engelsbnrg aus, wohin er sich zurückgezogen, seinen Bannfluch gegen Heinrich. Dieser aber verstand es, nachdem er gegen das Ende des Jahres wieder vor den Thoren Roms erschienen war, seinen Papst, dem er absichtlich die größte Devotion bezeigte, in St. Peter einzuführen. Wibert hat ihn dann selbst, am 31. März 1084, mit der kaiserlichen Würde bekleidet.

Wir haben über dieses Ereignis ein Schreiben des Kaisers an den Bischof von Trier, in welchem er dasselbe in einem glänzenden Lichte darstellt; er schreibt darin seine Rückkehr nach Rom — die heiße Jahreszeit hatte er in der Lombardei zugebracht — einer Berufung zu, die ihm in dem Augenblicke zugegangen sei, als er über die Alpen heimkehren wollte. Auf die Teilnahme des Volkes bei seinem Einzug legt er den größten Wert. Er erwähnt der erneuerten Absetzung Gregors durch das Urteil der Kardinäle und des Volkes. Das Schreiben ist nicht so abgefaßt, daß der Bischof ihm vollkommen geglaubt hätte. Aber es bezeichnet den Moment der Situation, von welchem der Kardinal Petrus Pisanus sagt, der König habe Rom als sein eigenes Haus betrachtet.

So standen dort an der Tiber innerhalb Roms selbst die Oberhäupter der entgegengesetzten Systeme, welche die Welt spalteten, einander gegenüber. Es hat wohl nicht an Versuchen einer Vermittelung gefehlt. Zwischen den

römischen Großen und Heinrich wurde eine Synode verabredet, welche demnächst zusammentreten und in dem großen Zwiste die Entscheidung aussprechen sollte. Man wollte ihr gewissermaßen die souveräne Gewalt überlassen; weder der Kaiser noch der Papst sollten gegen ihre Beschlüsse etwas einwenden dürfen.

Aber wie wäre eine unparteiische Synode in diesem Augenblicke möglich gewesen, wo Heinrich alle Zugänge nach Rom beherrschte. Der Kaiser konnte keinesfalls gemeint sein, seine Gegner nach Rom gehen zu lassen, um sich dort dem Papste anzuschließen. Dann aber waren die römischen Großen so weit gebracht worden, dem Kaiser denselben Gehorsam zu versprechen, den sie seinen Altvordern geleistet hatten. Wie hätte andererseits der Papst hierüber nicht die äußerste Entrüstung empfinden sollen. Die Dinge lagen nicht so, daß der Streit zwischen den beiden Potenzen in Rom selbst hätte geschlichtet werden können. Ein allgemeines Weltverhältnis hat zu der Entscheidung in Rom, wenn die Ereignisse, die jetzt daselbst eintraten, überhaupt als eine solche bezeichnet werden können, das Meiste beigetragen.

Gleich nach der großen Fastensynode von 1080 hatte Gregor Sorge getragen, sich der Feindseligkeiten mit Robert Guiscard, dem Normannenherzog, vollkommen zu entledigen. Bei den Zeitgenossen war die Meinung verbreitet, er habe demselben das römische Kaisertum zu übertragen versprochen. Dagegen verstand sich Robert zu dem Eid, welchen Richard von Capua bereits vor Jahren geschworen, er werde den Papst in der Behauptung der Regalien St. Peters alle Zeit nach Kräften unterstützen und niemals etwas von römischem Gebiet in Besitz nehmen, was ihm der Papst nicht selbst übertrage.

Seit jener Zeit aber, dem Jahre 1080, war nun Robert in eine weitumfassende Verwickelung mit Byzanz geraten. Er hatte seine Tochter dem Sohn Kaiser Michaels VII. vermählt. Bald indes wurde dieser von einem empörerischen Gegner verjagt und mitsamt seinem Sohne in einem Kloster gefangen gesetzt. Robert, der den Gemahl seiner Tochter zu restituieren im Sinne hatte, war durch die Verwickelungen im Osten so sehr beschäftigt, daß Gregor jetzt keine Hülfe von ihm zu erlangen vermochte. Man hat in Byzanz immer an jene Bestimmung des Papstes über den abendländischen Thron zu Gunsten Roberts geglaubt, woraus sich dann erklärt, daß der neue oströmische Kaiser Alexius sich der Erfolge Heinrichs IV. in Italien höchlichst erfreute; er hat ihn eine Zeitlang sogar mit Geld unterstützt. Es war ein Moment, in welchem die Eifersucht der beiden Imperatoren aufhörte.

Heinrich erhielt so die Möglichkeit, in Rom festen Fuß zu fassen. Gregor hatte immer mit Geldmitteln gearbeitet. Diese kamen jetzt auch seinem Gegner zu Gute. Der Kaiser besaß eine offenbare Überlegenheit über den Papst. Gregor wagte es nicht, die Engelsburg zu verlassen. Man hat damals das politische Märchen aufgebracht, der Papst habe zugleich seine Bedrängnis und seinen Haß durch die Äußerung kundgegeben, der König würde

noch dahin kommen, die Krone, die er suche, sich von der Engelsburg herabreichen zu lassen.

In denselben Tagen nun, in welchen der Kaiser die Krone in St. Peter empfing, im März 1084, rief Gregor, von einigen Kardinälen unterstützt, auf das dringendste den Normannenherzog zu Hülfe. Dieser setzte sich mit einem so starken Heere in Bewegung, daß Heinrich ihn nicht zu erwarten vermochte. Im Mai 1084 verließ er, von seinem Papst begleitet, die Stadt. Er rechnete auf die Vorkehrungen, die zur Befestigung getroffen waren, und auf die Gunst des Volkes. Anfangs fand Robert auch nachhaltigen Widerstand. Dann aber gelang es ihm durch Verrat, in die Stadt einzudringen. Er hat da die Römer als seine und des Papstes Feinde mit schonungslosen Gewaltsamkeiten heimgesucht.

Welch eine wunderliche Komplikation, daß das normännische Heer, in dem Saracenen dienten, sich anschickte, das Oberhaupt der Christenheit an den römischen Bürgern, die von ihm abfielen, zu rächen! Rom fing damals an, eine Ruine zu werden. Robert nahm, als er die Stadt verließ, den Papst mit sich und führte ihn in sein Lager fort.

Dem Normannenherzog kam es hauptsächlich darauf an, die festen Schlösser der Campagna in seine Hände zu bringen. Die Begleitung des Papstes mußte ihm dazu behülflich sein. In Salerno trennten sich Herzog und Papst: wir erfahren, die Absicht Gregors sei immer gewesen, nach Rom zurückzugehen. In den Vorbereitungen dazu aber ist er, am 25. Mai 1085, in Salerno gestorben.

Ehe wir von dieser großen kirchenpolitischen Erscheinung, vielleicht der größten von allen, die jemals vorgekommen ist, Abschied nehmen, ist es wohl der Mühe wert, sie im allgemeinen noch einmal zu charakterisieren.

Gregor VII. nahm die Tendenzen der kirchlichen Superiorität über die weltliche Macht, die im 9. Jahrhundert empor gekommen und durch das Kaisertum Ottos I. zurückgedrängt worden waren, von neuem wieder auf, aber doch in einer besonderen Gestalt und auf einer besonderen Stufe. Die Bischöfe hatten damals bei Rom Schutz gesucht und gefunden. Jetzt aber wurden sie der römischen Autorität vollkommen unterworfen.

Das Programm des neuen hierarchischen Systems, der sogenannte Dictatus Gregors, der sich in der Sammlung der Schreiben und Akten des Papstes findet, hat immer viel Aufsehen gemacht und Bedenken hervorgerufen; es läßt sich aber kaum denken, daß ein vollkommen unechtes Stück darin aufgenommen worden sei. Der eigentliche Inhalt dieser Aufzeichnung beginnt mit dem dritten Satze, in welchem dem Papst das Recht zugesprochen wird, die Bischöfe abzusetzen, und zwar, wie es an einer späteren Stelle heißt, ohne daß er dazu der Mitwirkung einer Synode bedarf. Er kann neue Gesetze geben; die bestehenden Bistümer teilen und auch mehrere zu einem vereinigen. Ohne seine Erlaubnis darf keine allgemeine Synode berufen werden, niemand hat das Recht, den, der an den Papst appelliert hat, zu verurteilen, und eine

vom Papst ergangene Sentenz darf nur von ihm selbst reformiert werden. Den Papst vermag niemand zu verurteilen.

Dergestalt kondensiert sich die gesamte Kirchengewalt in den Händen des Papstes. Aber dabei wird die Prärogative der episkopalen Gewalt über die fürstliche auf das entschiedenste festgehalten. An einer anderen Stelle spricht Gregor aus: man sage wohl, die königliche Würde sei über die episkopale erhaben; das sei jedoch eine falsche Doktrin; denn die erstere schreibe sich von menschlicher Überhebung her; die bischöfliche sei eine Institution Gottes.

Auf diesem Boden bewegt sich der ganze Dictatus; er enthält die exorbitantesten Ansprüche, die um so mehr auffallen, als sie aller Begründung entbehren. Der Papst kann Kaiser absetzen; nach einem angeblichen Konstitut Konstantins, das sich in den falschen Dekretalen findet, wiederholt er, daß der Papst die kaiserlichen Insignien anlegen dürfe; die Fürsten müßten ihm die Füße küssen. Der kanonisch ordinierte Papst, der nicht der Bestätigung des Kaisers bedarf, wird durch die Autorität des heiligen Petrus selbst heilig.

Diese Prätensionen der vollkommenen Omnipotenz des Papstes nun traten dem mit mancherlei geistlich-weltlichen Kämpfen beschäftigten Kaisertum entgegen. Wollte man die Beweise, die von Gregor dafür vorgebracht werden, zusammenstellen, so würde man Wiederholungen aus den pseudo-isidorischen Dekretalen, falsche Auslegungen echter Stellen, Verwendungen historischer Vorfälle, die doch eine ganz andere Bedeutung hatten, und ähnliches zu verzeichnen haben. Allein es läßt sich kaum denken, daß Gregor seine Prätensionen von diesen Beweisen hergenommen hat. Dieselben beruhen auf dem einen über allem schwebenden Begriff des Berufes der Kirche. Die römische Kirche hat niemals geirrt und wird niemals irren; der römische Papst ist der Vertreter der apostolischen Gewalt auf Erden, sowohl des Petrus, wie des Paulus. Diese erstreckt sich auf das Diesseits und das Jenseits, und in diesem Umfang ist sie auch auf den Papst von Rom übertragen worden.

Das hierarchische System Gregors beruht auf dem Bestreben, die klerikale Gewalt zur Grundlage des gesamten menschlichen Daseins zu machen. Dadurch werden die beiden Grundsätze, welche das System charakterisieren, das Gebot des Cölibates und das Verbot der Investitur durch Laienhand verständlich. Durch das erstere soll sich eine Körperschaft des niederen Klerus bilden, welche von allen persönlichen Beziehungen der menschlichen Gesellschaft abstrahiert. Durch das zweite soll die höhere Geistlichkeit vor allen Einflüssen der weltlichen Gewalt sicher gestellt werden.

Der große Hierarch hat den Standpunkt, auf dem er steht, wohl erwogen; er kommt damit einem Bedürfnis der Zeit, in dem Geistlichen gleichsam ein höheres Wesen zu erblicken, entgegen. Alles, was er sagt, hat Würde, Zusammenhang und Kraft. Er zeigt ein angeborenes Talent für die weltlichen Geschäfte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn ihn Petrus Damiani einmal als den heiligen Satanas bezeichnet.

Es ist eine überall eingreifende, sehr menschliche Thätigkeit, verbunden mit geistlichen Idealen, in der Gregor sich bewegt. Das Kaisertum hat die entgegengesetzten Prinzipien, es leitet auch die weltliche Gewalt unmittelbar von Gott her. In dem hieraus erwachsenen Konflikt hat Gregor gelebt und ist er gestorben. Der hierarchische Begriff ist sein inneres Leben; er fühlte sich durch mystische Beziehungen unbedingt an denselben gebunden.

Gregors Kundgebungen enthalten, wie bemerkt, keine tiefsinnigen Doktrinen: denn beinahe alles, was er vorträgt, war bereits vorgekommen; allein sie schließen sich in ihm ab zu einem System, dessen individuelle Wahrhaftigkeit niemand in Frage stellen könnte. Die Worte, die er bei seinem Ende ausrief, er sterbe im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt habe, drücken seine innerste Überzeugung aus.

Aber man soll nicht vergessen, daß es nur die hierarchische Gerechtigkeit war, die er bis zu seinem letzten Atemzuge verfocht. Sein Exil war noch ein Glück für ihn: er wäre sonst in der Gefangenschaft gestorben, während er so einen Nachfolger bestimmen konnte, der seine Gedanken aufnahm und für dieselben eintrat.

Sechzehntes Kapitel.

Behauptung des Kaisertums trotz der Exkommunikation.

Wenn man das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt, wie es sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hatte, genauer betrachtet, so ermißt man den schweren Stand, den der Vertreter der letzteren dem neuen hierarchischen System gegenüber hatte. Kaiser Heinrich war von Gregor aufs neue exkommuniziert worden, und diese Überhebung wurde von dem Volke nicht zurückgewiesen. Da nun aber auch die Nachfolger Gregors an dem von diesem aufgestellten Begriffe festhielten, so fiel Heinrich die schwierige Aufgabe zu, sich dem Spruche der Verwerfung gegenüber zu behaupten.

Noch zu Gregors Zeiten ist die Exkommunikation Heinrichs in dem Sachsenlande, welches den Feinden des Kaisers ihre beste Unterstützung lieh, zur öffentlichen Diskussion gekommen. In Gerstungen, wo man über Differenzen zwischen dem Kaiser und der Provinz unterhandeln wollte, erschien einer der vornehmsten Gehülfen Gregors, der Bischof von Ostia, und brachte die substanziellen Fragen zur Erwägung. Gegen die allgemeinen hierarchischen Grundsätze nun hatte die Versammlung nichts einzuwenden, allein sowie er die brennende Streitfrage, die Exkommunikation berührte, erhob sich allgemeiner Widerspruch; man erklärte, der Kaiser sei nicht exkommuniziert, weil er gar nicht exkommuniziert werden dürfe. Denn nach dem Grundsatze, welcher sich

in den pseudo-isidorischen Dekretalen finde, dürfe niemand verurteilt werden, der nicht zuvor in seinem Besitze wiederhergestellt sei. Daher habe auch die Verurteilung des Königs nicht erfolgen können, denn er wäre seines Reiches beraubt gewesen.

Otto von Ostia hatte ohne Zweifel Recht, wenn er mit Bezugnahme auf den Wortlaut des Textes darauf antwortete, die Lehre gelte nur von Bischöfen, nicht auch von Laien. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich bei der Verteidigung der weltlichen Ansprüche auf eine Schrift, die nur die Geistlichen zu übertriebener Geltung gebracht hatte, zu berufen. Otto und seine Anhänger hoben vielmehr den Grundsatz hervor, der ebenfalls in den Diskussionen des 9. Jahrhunderts festgesetzt worden war, daß nämlich, was in Rom einmal beschlossen worden sei, auch nur in Rom diskutiert werden dürfe. Diese Prätension und das schroffe Auftreten des Legaten überhaupt machten eine Vereinbarung in Gerstungen unmöglich. Otto von Ostia hat darauf eine neue Versammlung, die in Quedlinburg stattfand, veranlaßt, in der man sich dann den römischen Grundsätzen unbedingt anschloß. Was das in der allgemeinen Konstellation bedeutete, erkennt man daraus, daß dieser scharfe und unerschütterliche Legat der zweite Nachfolger Gregors auf dem römischen Stuhle geworden ist.

Der Anstoß, den Otto gab, war auch in Deutschland von unerwarteter Wirksamkeit. Auf dem Konvent zu Gerstungen war ein Zwiespalt ausgebrochen, weil die Anhänger der gregorianischen Ideen gegen einige der vornehmsten sächsischen Oberhäupter, namentlich Bischof Udo von Hildesheim, den Verdacht aussprachen, Heinrich habe von ihnen das Versprechen erhalten, daß er nach Sachsen zurückgeführt werden solle. Man verlangte, sie sollten zum Beweis ihrer Treue Geiseln stellen. Hierüber ist es zwischen den streitbaren Mitgliedern der kirchlichen Versammlung zu Thätlichkeiten gekommen, bei denen Graf Dietrich von Katlenburg getötet wurde. Jetzt ging ein großer Teil der Sachsen zu Heinrich über und unterwarf sich ihm.

Heinrich hatte damals eine Synode nach Mainz berufen unter dem Vorsitze der Kardinäle, die sich an Wibert angeschlossen hatten. Hier wurden Gregor und seine Anhänger exkommuniziert, namentlich auch die Bischöfe, die auf seiner Seite standen: man erklärte ihre Sitze für erledigt und legte Hand an, sie neu zu besetzen.

Der Übertritt Udos von Hildesheim und seiner Freunde hatte nun aber auch noch eine andere Folge. Kaiser Heinrich erklärte, wenn die Sachsen auf seine Seite treten und ihm sein väterliches Recht zugeständen, dann wolle auch er ihnen die Rechte, die sie seit Karl dem Großen besessen, gewährleisten und unverkümmert erhalten. Diese Verpflichtung ist für die deutsche Geschichte von hohem Wert, denn das war doch die Bedingung gewesen, unter der die Sachsen Heinrich II. anerkannt hatten. Sie waren zur Empörung geschritten, weil Heinrich IV. in seiner Jugend sich eben daran nicht band. Sie hatten die Waffen gegen ihn ergriffen und ihm selbst das Königtum

streitig gemacht. Jetzt verpflichtete er sich, ihre Rechte anzuerkennen und von jedem willkürlichen Eingriff abzustehen. Sogleich damals konnte er Sachsen nach allen Seiten hin durchziehen. Der sächsische Annalist berichtet, jeder wünschte, sich im voraus dem König durch seinen Übertritt zu verpflichten.

Die Autorität des alten Königtums, eingeschlossen seinen alten Erbanspruch, wurde wieder anerkannt. Aber Herr des Landes war Heinrich damit noch nicht. Die Anhänger der Quedlinburger Synode setzten sich ihm noch immer, zuweilen sehr stark, entgegen. Sie hatten dabei den Beistand ihrer kirchlichen Glaubensgenossen im südlichen Deutschland. Im August 1086 ist es darüber in Franken zu einer Schlacht gekommen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Eine große Figur unter den Gregorianern hatte immer Bischof Adalbero von Würzburg gespielt. Er war aber verjagt worden. Heinrich hatte ihm dann einen Nachfolger abweichender Meinung gesetzt. Gegen diesen nun vereinigten sich die Schwaben und die Sachsen. Sie belagerten Würzburg mit einer sehr ansehnlichen Macht. Heinrich unternahm, die Stadt zu entsetzen. Die beiden Heere trafen dabei in der Nähe von Bleichfeld zusammen. Der exkommunizierte König aber wurde von den Anhängern Roms besiegt.

Über den Hergang geben die beiden Berichterstatter sehr verschiedene Nachrichten. Bernold schreibt alles dem Glaubenseifer zu, den der Erzbischof Hartwig von Magdeburg in ihnen angeregt habe, so daß sie den Feind vollkommen besiegten. Walram dagegen sieht in dem Zurückweichen der kaiserlichen Truppen nur einen Verrat, der den Haufen von Köln und Utrecht zugeschrieben wird. Es ist allerdings auffallend, daß eben die städtischen Völker, auf welche der König sonst zu rechnen hatte, ihn damals verließen. Bernold erwähnt, daß Welf mit dem Feldzeichen der Patarener, dem Carroccio, in der Schlacht erschien. Dem zugleich populären und religiösen Abzeichen konnten die Deutschen keinen Widerstand entgegensetzen.

Man begreift, welchen großen Vorteil die Gegner des Kaisers durch die Schlacht selbst und durch ihre Festsetzung in der Mitte von Deutschland über denselben gewannen. Aber eigentlich geschlagen fühlte sich Heinrich damit nicht. Es würde auch hier wieder nicht am Orte sein, die Kriegshandlungen der beiden Parteien, die sich nun unaufhörlich befehden, auch nur zu berühren. Denn dabei blieb die Mehrheit der Sachsen doch allemal, daß der Kaiser nicht hergestellt werden könne, so lange er noch in der Exkommunikation sei. Sie erklärten, die Religion hindere sie, die Rechte des geborenen Königs anzuerkennen.

Auch in Italien machte sich diese Auffassung geltend. Nach dem Tode Gregors fand seine Politik in den Hauptgrundsätzen, wiewohl nicht ohne gewisse Einschränkungen, neue Verfechter in dem zunächst gewählten Papst, dem Abt von Montecassino, Desiderius, und der großen Gräfin. Allein dem Gegenpapst gelang es doch, Desiderius wieder aus St. Peter zu verjagen. Wibert ließ die Kirche reinigen, weil sie durch dessen Anwesenheit befleckt sei.

Auch hier wurden die kleinen Kriegsereignisse durch unaufhörliche Unterhandlungen unterbrochen.

Desiderius selbst war unfähig, das Papsttum kräftig zu verwalten. Nach seinem Tode wußte man kaum einen Ort zu finden, wo eine Neuwahl vorgenommen werden könne. Es geschah endlich in Terracina. Hier vereinigten die Kardinäle ihre Stimmen auf den Bischof Otto von Ostia, über dessen Wirksamkeit in Deutschland wir oben berichteten. Dieser, Urban II., wie er sich nannte, erklärte feierlich, alles, was Gregor gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe auch er. Indem er die Exkommunikation Heinrichs erneuerte, sprach er die Erwartung aus, daß auch die Deutschen das Andenken an Papst Gregor in unbedingten Ehren halten würden.

Im November des Jahres 1088 kam Urban nach Rom. Jedoch Wibert hatte noch die Oberhand daselbst. Er sprach über seinen Widersacher den Bann aus. Dagegen schloß sich Roger, der Sohn Robert Guiscards, an Urban an und nahm seine Lehen mit Freuden von ihm in Empfang. Durch die Hülfe und unter dem Schutz der Normannen gelang es Urban wohl, einige Synoden abzuhalten. Zu Ende des Jahres 1089 kam er wieder nach Rom, aber er konnte sich nicht behaupten; schon im Sommer des nächstfolgenden Jahres mußte er die Stadt wieder verlassen.

Auch in den nächsten Jahren behauptete Wibert die Oberhand; die Engelsburg fiel in seine Hand; er legte eine kleine Befestigung bei St. Peter an. Wibert war sehr mächtig. Von Ravenna aus trat er mit den Unternehmungen Heinrichs in Oberitalien in Verbindung. Berühmt ist ein synodales Dekret von ihm, in welchem er sich zwar in einigen Punkten den Dekreten Gregors annähert, z. B. in Beziehung auf die Gebrechen der Investitur und die Priesterehe, im übrigen aber seinen eigenen Standpunkt mit aller Energie behauptet. Er verwirft die Exkommunikation seines Kaisers; er verbietet selbst, über diese Frage zu diskutieren, denn sie diene nur dazu, die Unterthanen von dem Gehorsam ihres Herrn abwendig zu machen.

Unfähig, in Rom festen Fuß zu fassen, schloß sich Urban um so mehr an die Normannen an, im direkten Gegensatz zu den kaiserlichen Interessen. Die Kaiser waren es, welche den Normannen festen Sitz in Unteritalien verschafft hatten. Diese waren dabei den Päpsten sehr beschwerlich geworden. Allein schon Nikolaus II. und seine Nachfolger hatten dieselben auf ihre Seite gezogen. Gregor VII. war auf diesem Wege fortgefahren; er verdankte die Festigkeit seiner Stellung in Rom hauptsächlich den Normannen.

Mit denen trat nun Urban II. in die engste Verbindung. Der Sohn Roberts, Roger, war ihm vollkommen ergeben. Nach dem Beispiele Rogers wetteiferten auch die anderen Normannen, ihre Herrschaft vom Papste zu Lehen zu nehmen. Dieser lebte ganz unter ihnen. In ihrem Gebiete hielt er seine vornehmsten Synoden; Unteritalien war gleichsam zum Sitz des Papsttums geworden, die Gesandten des Kaisers von Konstantinopel, des Königs von Frankreich und alle der anderen Fürsten, die zu Gregor gehalten,

suchten Urban daselbst auf. Ich denke, man muß Wert auf diese ersten Jahre Urbans II. legen, in denen sich die Verbindungen mit den Normannen und Griechen ausbildeten, denn von diesem Moment sind die späteren Kreuzzüge ausgegangen.

Die Eroberung von Sicilien, auf welche die Kaiser unter Ludwig II. Bedacht genommen hatten, war jetzt unter der Autorität des Papstes gelungen. Dadurch stieß man mit dem islamitischen Orient unmittelbar zusammen. Der Papst konnte auf den Gedanken kommen, mit den übrigen südlichen Nationen, die ihn als das allgemeine Oberhaupt verehrten, im Bunde, einen Angriff gegen den Islam zu unternehmen. Es ist der größte Gedanke, den Urban II. überhaupt ergriffen, und der ihm seinen welthistorischen Ruhm verschafft hat. Man darf indes nicht vergessen, daß er es that, nicht nur ohne den Kaiser, sondern in Widerspruch mit ihm.

Ich vermeide hier absichtlich, in diesen Gesichtskreis einzutreten, der eine neue Welt eröffnet, und bleibe nur bei dem Verhältnis stehen, in welchem das Papsttum zu Deutschland und seinem exkommunizierten Kaiser stand.

Im Jahre 1089 gelang es Urban, eine Vermählung der Großgräfin Mathilde mit dem noch in erster Jugendblüte stehenden Herzog Welf V. zu stande zu bringen. Mathilde war über 40 Jahre, als sie sich zu der neuen Verbindung entschloß. Es wird uns ausdrücklich versichert, daß dies lediglich zu dem Zwecke geschehen sei, die Autorität des römischen Papstes gegen die Exkommunizierten zu unterstützen. Die Ehe ist wahrscheinlich niemals vollzogen worden. Aber sogleich bildete sich eine politische Opposition, die sich diesseit und jenseit der Alpen geltend machte.

Das entscheidende Moment des Streites lag damals darin, wie weit Wibert als Papst anerkannt werde. Wir hören von einer Versammlung gregorianisch Gesinnter in Deutschland, die den Kaiser des Reiches versicherten, wenn er von Wibert ablasse. Allein wie hätte er sich von dem treuesten Genossen seiner Ideen trennen können. Er würde dann seine eigene Exkommunikation anerkannt haben. In Italien nannte man die kaiserlich Gesinnten Wibertisten.

Um seinen Papst aufrecht zu erhalten, begab sich Heinrich im Jahre 1090 noch einmal nach Italien. Wir finden ihn im Juni dieses Jahres vor Mantua, wo sich die verschiedenen Elemente des Widerstandes am meisten vereinigten. Eine der besten militärischen Handlungen Heinrichs ist die Belagerung und Eroberung dieser Stadt. Er wußte ihr namentlich alle Zufuhr abzuschneiden, die ihr namentlich von Mathilde zukam. Nach elfmonatlicher Belagerung nahm er die Stadt ein. Der junge Welf hatte dieselbe vorher verlassen müssen.

Der Kaiser ernannte einen Bischof seiner Wahl und ließ eine Besatzung daselbst zurück. Er gewann dadurch einen strategischen Mittelpunkt gegen alle Feinde Wiberts, der sich selbst bei ihm einstellte. Heinrich nahm dann von den festen Burgen der Großgräfin eine nach der andern ein.

Mathilde wurde von ihren weltlichen Vasallen bestürmt, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, wozu es aber die erste Bedingung bildete, daß sie Wibert als Papst anerkenne, der damals Rom selbst inne hatte. Es wird versichert, die Großgräfin sei dazu geneigt gewesen, aber der Abt Johannes von Canossa habe ihr in Erinnerung gebracht, daß sie sich damit gegen die heilige Dreieinigkeit vergehen würde.

Es läßt sich kaum anders denken, als daß dies die Gesinnungen der Mathilde selbst waren. Denn sie würde damit von der Stellung, die sie ihr ganzes Leben gehalten, abtrünnig geworden sein; sie würde mit Urban, dem echten Nachfolger Gregors, gebrochen haben. Mathilde rechnete auf den Schutz des heiligen Petrus. Sie hatte den Mut ihrer Meinung; es gelang ihr, Canossa in Verteidigungszustand zu versetzen und dann zu entfliehen. Der Kaiser fand stärkeren Widerstand, als er erwartet hatte. Zugleich aber traf die Gräfin Anstalten in seinem Rücken, um ihn zum Abzuge zu nötigen.

Eine andere nicht minder bedeutende Wirkung lag in den lombardischen Städten. Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza haben in dieser Epoche den ersten Bund geschlossen. Da nun der Kaiser nicht von Wibert lassen, sie ihn aber anders nicht anerkennen wollten, wenn es ihnen auch fern lag, sein Erbrecht zu vernichten, so ergriffen sie den Ausweg, den in Italien einst zurückgelassenen Sohn desselben, der aber auch von der Abneigung gegen Wibert ergriffen war, an des Kaisers Stelle zu setzen. Sie beschlossen, den jungen Konrad zu ihrem König zu erheben. Der Erzbischof von Mailand hat ihn, um die Mitte des Jahres 1093, zu Monza gekrönt. Konrad erkannte hierauf Urban II. an.

Wir dürfen vielleicht dieses Ereignis mit dem vergleichen, welches die Wendung der Dinge in Sachsen hervorrief, wenn es auch einen ganz anderen Charakter trägt. Das Gemeinsame ist, daß das Erbrecht sowohl hier als dort anerkannt wurde. Die Sachsen hatten Heinrich desselben berauben wollen, wurden aber durch eine Anerkennung ihrer Gerechtsame davon zurückgebracht. Die Lombarden unterschieden ebenfalls das Erbrecht des salischen Hauses und den geistlichen Streit: sie erkannten den Sohn Heinrichs IV. an. Eine neue Partei bildete sich, die Italien und Deutschland umfaßte. Eine Vollendung dieser Thatsache lag darin, daß König Konrad sich mit Urban II. vereinigte. Konrad hat demselben einen Lehnseid geleistet. Er hat bei ihm die Dienste eines Stallmeisters versehen, d. h. doch die Unabhängigkeit der deutschen Könige aufgegeben.

Nicht durch große Waffenthaten, noch durch anderweite geschickte Unterhandlungen, sondern durch die günstige Konstellation allein ist Urban zu einer allgemeinen Anerkennung gelangt. Auch nach Lothringen wirkte dieser große Umschlag. Im Frühjahr 1093 haben sich die Bischöfe dort von Wibert losgesagt. Im Jahre darauf ist die Exkommunikation über Heinrich und Wibert auf einer Synode daselbst ausgesprochen worden.

Mußte man nicht erwarten, daß diese Strömung zu Gunsten der

gregorianischen Doktrin nach und nach weiter vordringend auch Deutschland ergreifen und das Kaisertum, wie es Heinrich IV. begriff, unhaltbar machen würde? Aber die Annahme des rechtlichen Bestandes der Exkommunikation hatte hier noch nicht vollkommen die Oberhand. Und wie nun schon immer die geistlichen und die weltlichen Ansprüche und Streitkeiten zusammengriffen, bisher meistens zum Nachteil des Kaisers, so trat eine solche Verflechtung nochmals ein, aber jetzt zu Gunsten der kaiserlichen Gewalt.

Die weite Ausdehnung der päpstlichen Ansprüche machte die mit dem Kaiser noch immer streitenden Reichsfürsten noch einmal darauf aufmerksam, daß in der kaiserlichen Gewalt doch auch ein Schutz und Rückhalt für sie selber liege. Sie hatten ihre Belehnungen von ihm, die der Omnipotenz der päpstlichen Macht gegenüber nicht mehr Bestand gehabt haben würden. Die Investituren würden, vollkommen im gregorianischen Sinne vollzogen, nicht allein den Kaiser geschwächt, sondern auch das innere Verhältnis der Landschaften, wie es nun einmal bestand, zerstört haben.

Eben so aber war es von König Konrad angenommen. In Italien konnte er damit bei den Städten Beifall finden, an deren Spitze sich gleichgesinnte Bischöfe stellten. Nicht so in Deutschland. Einen Kaiser, wie Konrad geworden sein würde, der sich von den italienischen Zerwürfnissen hatte ergreifen und zur Unterwerfung unter den Papst vermögen lassen, konnten sie unmöglich gebrauchen. Ihre einseitigen Interessen hatten sie doch nicht ganz hingenommen. Sie hatten doch ein Gefühl für die unabhängige Hoheit des Kaisertums.

Dazu aber kommen noch andere sehr persönliche Beziehungen eigentümlichster Art. Eine ehrwürdige Gestalt aus diesen Tagen ist Azzo II., Markgraf von Este. Er war der Vetter Welfs IV. von Bayern. Er hatte sich nämlich mit der Tochter Welfs II. vermählt, und der Sohn, der aus dieser Ehe entsprang, war nach dem kinderlosen Tode Welfs III. nach Deutschland berufen worden, was nicht wenig zu der oppositionellen Stellung, die er einnahm, beigetragen haben mag. Azzo hatte ursprünglich die unnatürliche Vermählung seines Enkels, Welf V., mit Mathilde gefördert, hauptsächlich deshalb, damit die mathildinischen Erbgüter an sein Haus fallen sollten. Er träumte von einem Welfenreich, das sich über das südliche Deutschland und das nördliche Italien erstrecken sollte. Trotzdem hatte er noch immer nicht mit Heinrich IV. gebrochen. Er hatte das hundertste Jahr bereits überschritten, als er dem Kaiser, der sich in Italien wieder in ziemlichen Bedrängnissen befand, einen Besuch machte, wie man immerhin vermutet hat, um eine Versöhnung anzubahnen.

Schon zeigte sich nämlich, daß das deutsch-italienische Großfürstentum, nach dem er strebte, unmöglich war. Die Verbindung zwischen Welf V. und Mathilde schlug in ihr Gegenteil um. Der junge Mann hatte unbesonnen genug öffentlich davon gesprochen, daß seine Vermählung mit Mathilde doch nie eine maritale Vollziehung gehabt habe. Indem darüber eine ernste Miß-

helligkeit ausbrach, kam der Vater des Fürsten, Welf IV., selbst nach Italien, um dieselbe zu heben. Er hatte das Land in heftiger Erregung betreten. Als sein Bemühen bei Mathilde und den Anhängern Urbans, zu denen er bisher gehörte, mißlang, so faßte er, ein thatkräftiger Mann, die Absicht, sich an die entgegengesetzte Partei anzuschließen.

Welf trat mit Heinrich IV. selbst wieder in Verbindung, und als er dann nach Deutschland zurückkehrte, ließ er es sein vornehmstes Geschäft sein, bei den Reichsfürsten, welche die Exkommunikation Heinrichs billigten, zu bewirken, daß sie ihn ohne Rücksicht darauf wieder als ihren Kaiser betrachteten. Daß ihm das sehr schwer werden mußte, da die Fürsten durch den Umgang mit dem Exkommunizierten selbst die Exkommunikation auf sich zu ziehen fürchteten, versteht sich von selbst.

Von größter Wirkung war es, daß das Oberhaupt der Oppositionspartei, die von ihm in den letzten Jahren das eigentliche Leben empfangen, mit dem Kaiser in enge Verbindung trat. Die über Welf ausgesprochene Acht wurde von diesem zurückgenommen, er wurde in das Herzogtum Bayern von neuem eingesetzt, wodurch für den Kaiser selbst der Vorteil erwuchs, daß ihm die Alpenpässe wieder offen standen. Der alte Bundesgenosse Welfs, Berthold von Kärnthen, war längst gestorben. Dem aber war nicht sowohl in den Ländern, als in seinen Ansprüchen sein Sohn Berthold gefolgt. Auch mit ihm wurde ein Abkommen getroffen, kraft dessen er einen Teil des Herzogtums Schwaben bekam. Dadurch aber und durch die Befestigung des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, gelangte nun Heinrich allmählich zu einer angesehenen Stellung sowohl bei denen, welche die Exkommunikation anerkannt, als auch bei denen, die sie verworfen hatten. Die oberdeutschen Gegner des Kaisers hatten sich ihm unterworfen, wenn sie auch wichtige Vorrechte sich vorbehalten hatten.

Wenn man in der universalen, das gesamte Abenland in ihre Kreise ziehenden Kreuzzugspolitik der Päpste eine Handhabe gegen das deutsche Kaisertum gesehen hat, so stellt sich doch auch eine entgegengesetzte Wirkung derselben heraus. Die Ausdehnung der päpstlichen Autorität machte die deutschen Fürsten kopfscheu. Sie verglichen sich, um ihres Erbteiles sicher zu sein, mit dem Kaiser. Die eigentliche Regierung Heinrichs begann seitdem wieder; sie wird als genügend geschildert. Seine Strenge erschien als eine Bewahrung der Gemeinen vor den Gewaltthätigkeiten der Großen. Der Sturm, der gegen ihn aufgeregt war, hörte auf.

Siebzehntes Kapitel.

Anfänge Heinrichs V. Ausgang Heinrichs IV.

Die Dynastie der Salier war wieder befestigt und zu einem gewissen Ansehen gebracht. Aber eine Frage entsprang aus der Lage der Dinge, die alle Gemüter beschäftigte. Es war die, auf welche Art dies Regiment nach dem Tode des Kaisers weiter fortgesetzt werden könne. Der bereits anerkannte Sohn Heinrichs, Konrad, war, wie wir wissen, ein unterthäniger Diener Papst Urbans geworden. Die Erwerbung des Kaisertums konnte ihm nicht fehlen. Aber dann würde er mit allen Anmaßungen der papistischen Oberherrlichkeit in Deutschland vorgeschritten sein und das gregorianische System, die Investitur eingeschlossen, prinzipiell ausgeführt haben. Der Chronist, der die eingehendsten Nachrichten über Konrad mitteilt, weiß doch nichts an ihm hervorzuheben als seine religiöse Hingebung und einige Züge monastischer Ascetik.

Daß nun das Reich in dem Zustand, in dem es war, einer Persönlichkeit wie dieser nicht wohl anvertraut werden konnte, liegt am Tage. Kaiser Heinrich, von dem der Sohn Konrad abgefallen war, ließ denn auch sein eifriges Bemühen sein, ihm die Aussicht auf die Nachfolge in Deutschland zu entziehen. Im Jahre 1098 gelang ihm das: er setzte den jüngeren Sohn, Heinrich, an die Stelle des älteren, und bewirkte, daß derselbe im Mai 1098 zum König gewählt und im folgenden Jahre zu Aachen gekrönt wurde.

Wenn nun auf diesem jungen Mann die Fortsetzung des salischen Stammes beruhte, so war es doch gleich von vornherein von größtem Gewicht, ob er seine Würde im Einklang mit den gregorianischen oder mit den entgegengesetzten Tendenzen in Besitz nehmen würde. Der vorangegangene Abfall Konrads erweckte eine Besorgnis in dem Kaiser, daß sein jüngerer Sohn dem Beispiel des älteren nachfolgen könnte. Er ließ sich deshalb, wie wir aus einer uns erhaltenen Biographie Heinrichs erfahren, von ihm einen Eidschwur leisten, erst bei der Wahl, dann bei der Krönung, daß er nicht allein Leben und Wohl des Vaters in Obacht nehmen, sondern auch weder in Sachen des Reiches noch des besonderen Besitzes, des jetzigen sowie des künftigen, sich einmischen werde, wenn nicht etwa auf Befehl des Vaters selbst.

Nicht ohne Widerspruch ist es dahin gekommen, denn wie hätten nicht die Anhänger der gregorianischen Grundsätze einiges Bedenken haben sollen, dem jungen Fürsten, der noch dem exkommunizierten Vater zur Seite stand, die höchste Würde nach demselben zuzuerkennen. Zunächst beruhte die Transaktion doch ohne Zweifel darauf, daß Konrad noch lebte, dem man unter keinen Umständen den Eingang in das Reich eröffnen wollte. Sie konnte

dadurch nur bestärkt werden, daß Konrad im Jahre 1101 in Florenz mit frühem Tode abging. Es ist augenscheinlich, daß es jetzt dem Kaiser möglich wurde, den inneren Frieden zu befestigen.

Im Oktober 1102 nahm der jüngere Sohn an einem Kriegszuge des des Vaters gegen Flandern Anteil, der besonders dadurch merkwürdig ist, daß dadurch die Rechte des kaiserlich gesinnten Bischofs von Cambray gegen den Grafen von Flandern verteidigt wurden. Der Kaiser kam den Bürgern, die an seinem Bischof festhielten, zu Hülfe: er verwüstete das Gebiet des Grafen und zerstörte seine Schlösser.

Bald darauf, im Anfang 1103, erließ er in Mainz ein in seiner Art merkwürdiges Landfriedensgebot, in dem er alle Gewaltsamkeiten gegen Personen oder Behausungen, namentlich auch Brandstiftungen, unter Androhung der strengsten Strafen, namentlich des Verlustes der Hände oder der Augen, verbot. Sollte ein Schuldiger entfliehen, so solle er nicht bloß sein Leben, sondern auch seinen eigenen Besitz verlieren: seine Verwandten sind berechtigt, ihm diesen zu entreißen. Die Erzbischöfe und Bischöfe bestätigten die Satzungen, der junge Sohn des Königs beschwur sie. So wurden sie auch von den großen Herzögen beschworen, jedoch nach dem Vorbilde des in Westfrancien aufgekommenen Gottesfriedens, der Treuga Dei, nur auf eine bestimmte Zeit, nämlich auf vier Jahre. Ein Aktenstück von großer Tragweite, in welchem auch der Schutz der Kirchen, der Klöster, der Frauen, selbst der Juden einbegriffen war. Der salische Kaiser erscheint darin als der Stifter und der Hort des gemeinen Friedens. Ganz ohne Ausnahme war jedoch die Unterwerfung unter dieses Gebot nicht. Am meisten fanden sich die Feinde des Kaisers dadurch betroffen, doch fügten sie sich.

Es leuchtet ein, wie sehr die Autorität des deutschen Königtums dadurch wuchs. Der Stolz der alten Machthaber war aber noch keineswegs gebrochen. Und bald stellte sich in Bayern die Klage ein daß Heinrich die Franken und Sachsen bevorzuge, die Bayern, auf denen doch damals seine Macht vornehmlich beruhte, aber vernachlässige und bedrohe. Aus diesem Gegensatz mächtiger Oberhäupter sind die gesetzlichen Ordnungen des Kaisers, ist jedoch auch die erste Unterbrechung des öffentlichen Friedens erfolgt.

Es hört sich ganz wohl an, wenn man liest, Kaiser Heinrich habe sich der Hintersassen der Kirche angenommen und damit den Widerwillen der großen Vögte erregt, deren Pflichten und Amtserträge er beschränkt habe. Auf den vorliegenden Fall findet es keine Anwendung. Der Mann, von dem alles ausging, war eben kein Klostervogt. Graf Sighard von Burghausen war es, den es am meisten verdroß, daß der König von vielen Franken und Sachsen umgeben war und sie den Bayern vorzuziehen schien. Er kam mit einem unerwartet starken Gefolge nach Regensburg, wo sich der Kaiser zu Weinachten (1103) aufhielt, auch deshalb so stark, weil er vor jeder Gewaltsamkeit von höchster Stelle gesichert sein wollte. Dann aber hat er sich selbst Gewaltsamkeiten erlaubt. Es schien, als wolle er in die Gerechtsame der

Ministerialen eingreifen, die sich, darüber empört, gegen ihn regten. Im Tumult, der entstand, wurde er erschlagen.

Das hatte nun aber wieder eine Wirkung zu Ungunsten des Kaisers. Der Sohn desselben hatte dem Lärm Einhalt zu thun gesucht. Der Kaiser hatte Mißfallen gegen das Auftreten Sighards geäußert: man hielt dafür, er hätte ihn retten können, wenn er nur gewollt hätte. Der Verdacht einer hinterhaltigen Politik, der ihm in den kirchlichen Irrungen so viel zu schaffen gemacht, verfolgte ihn jetzt auch in den bürgerlichen Angelegenheiten. Vor allem nahm man Anstoß daran, daß er die Aufrührer nicht bestrafte. Er habe eben, hieß es, das Oberhaupt der bayrischen Aristokratie vernichten wollen. Die Geschlechtsangehörigen empfanden den alten Antrieb, den Tod ihres Oberhauptes an dem Kaiser zu rächen.

Zufällig war um dieselbe Zeit in Sachsen eine Unruhe ausgebrochen. Nach dem Tode des Erzbischofs Hartwich von Magdeburg, der sich wieder zur kaiserlichen Partei geschlagen und nicht wenig zur Aufrechterhaltung derselben beigetragen hatte, strengten die gregorianisch gesinnten Gegner, die bereits in Halberstadt Fuß gefaßt, alle ihre Kräfte an, auch in Magdeburg einen Mann ihrer Gesinnung durchzubringen, was ihnen denn auch gelang. Aber der Erzbischof ihrer Wahl fand nun auch wieder an der entgegengesetzten Partei einen großen Widerstand. Sie hinderte die Weihe des Erwählten und beschloß, die Hülfe des Kaisers anzurufen.

Hierüber kam es zu blutigen Unruhen. Die Katlenburger, welche einst die Vereinbarung dieser Provinz und dem Kaiser angebahnt hatten, traten ihm jetzt entgegen. Er beschloß, mit bewaffneter Macht die Ruhe herzustellen. Bereits war er bis Fritzlar gekommen, da mußte er erleben, daß sein Sohn Heinrich sich mit wenigen Gefährten heimlich entfernte und nach Bayern zurückging. Der Kaiser ahnte, daß diesem Abzuge seines Sohnes eine Sinnesänderung zu Grunde liege und ließ alsbald von dem Feldzuge ab. Und kein Zweifel kann sein, daß die nahen Verwandten des Grafen Sighard schon vor der Abreise des jungen Königs nach Sachsen eine Verbindung mit ihm geschlossen hatten. Er wurde bei seiner Rückkehr dort von dem Neffen des Grafen und den übrigen Primaten des Landes freudig aufgenommen und trat an ihre Spitze. Der Kaiser mußte inne werden, daß die ganze Partei, die er besiegt oder doch beruhigt zu haben meinte, sich gegen ihn erhob unter Führung seines Sohnes, der ihm das Gegenteil heilig versprochen hatte.

Wenn man in Heinrich V. ein unzeitiges Begehren nach dem Thron und dem Königtum als das vornehmste Motiv seines Verhaltens betrachten wollte, würde man ihm Unrecht thun. Er würde den bitteren Tadel verdienen, den man noch heute über ihn ergießt. Aber man vergegenwärtige sich seine Lage. Der neueingetretene Papst Paschalis — Urban II. war im August 1099 gestorben — hatte noch vor einem Jahre die Exkommunikation Heinrichs IV. erneuert und eingeschärft. Gegen eine volle Wiederherstellung

Heinrichs in das Kaisertum fiel diese nochmalige Verdammung durch den römischen Stuhl, dessen Ansehen den größeren Teil der Nation beherrschte, ins Gewicht. Wir erfahren nicht mit Bestimmtheit, daß das der Gedanke war, in welchem der Sohn sich mit den Magnaten in Bayern verständigt hatte, aber keinen Augenblick darf man bezweifeln, daß es doch der vornehmste Beweggrund gewesen ist. In der Sache selbst lag es, daß eine Verständigung mit dem Papsttum dazu unentbehrlich war, das Kaisertum zu behaupten.

Der junge Heinrich geriet damit nicht auf die Abwege seines Bruders Konrad. Die deutschen Magnaten, die sich dem Kaisertum angeschlossen und dasselbe zuletzt unterstützt hatten, forderten ihn dazu auf. Wie aber sollte er nicht davor zurückschrecken, den Eid zu brechen, den er seinem Vater mit Bestimmtheit geleistet hatte.

Darin nun kam ihm das geistliche Übergewicht in den letzten Zeiten zu Hülfe. Es gab eine Macht, welche diesen Eidschwur in seiner geistlich-bindenden Kraft vernichten konnte, wenn man sie anrief: das Pontifikat. Hatte doch Gregor den Anspruch erhoben, die Unterthanen eines Fürsten ihres Treueides zu entbinden. Diese Macht zu binden und zu lösen, umfaßte die diesseitige und die jenseitige Welt. Papst Paschalis versprach dem jungen Heinrich die Vergebung seines Treueides im jüngsten Gericht, wenn er dagegen verspreche, ein gerechter König und Regierer der unter seinem Vater in so schwere Unordnung geratenen Kirche zu sein.

Der König nahm die Religionslehre an, auf die sich die Lösung vom Eide begründete. Indem er aber hierdurch freie Hand gegen seinen Vater bekam, trat er zu der Kirche, die schon damals die katholische hieß, in das engste Verhältnis. Hätte er sich geweigert, so würde das Erbrecht seines Hauses nicht haben behauptet werden können.

Der alte Kaiser mußte am Ende seiner Tage erleben, daß sich eine stärkere Koalition gegen ihn erhob als jemals früher, und daß sein eigener Sohn an deren Spitze stand. Heinrich V. war nicht ohne Gefühl für Sohnespflichten, die noch jenseits der Eidschwüre liefen. Er meinte dieselben dadurch zu erfüllen, daß er sich zum Gesetz machte, den Vater persönlich möglichst zu schonen. Eine der seltsamsten Stellungen, die er einnahm: er will den Vater ersetzen, nicht eigentlich stürzen; aber an dem Sturze desselben soviel Teil nehmen, daß er ihn ersetzen kann. Er will sich, um die allgemeine religiöse Tendenz zu befriedigen, mit dem Papst aussöhnen, aber nicht wie sein verstorbener Bruder. Er will sich zugleich das Recht vorbehalten, deren Aufgebung das Gemeingefühl der Nation beleidigt und dem Vater die Rückkehr nach Deutschland ermöglicht hatte. Bei diesem Konglomerat von Gegensätzen ein ehrlicher Mann zu bleiben, war schwer. Heinrichs V. Ruf ist an dieser Klippe gescheitert. Und ihn moralisch durchaus zu rechtfertigen, wäre ein vergebliches Bemühen. Aber man muß die Doppelseitigkeit seiner Stellung würdigen und immer in Betracht ziehen, daß die Aufrechterhaltung

des Reiches, insofern es als erblich betrachtet werden konnte, ihm beständig vor Augen schwebte.

Vor allem weiteren versicherte er sich durch Gesandtschaften nach Quedlinburg, daß die sächsischen Großen ihn als König anerkennen würden. Auf beiden Seiten gelobte man sich Treue: der König verspricht Gerechtigkeit zu üben, die Sachsen Dienste zu leisten. Als Heinrich bald darauf anlangte, schloß er sich an die altkirchlichen Gewohnheiten an: er wanderte barfuß von Gernrode nach Quedlinburg.

Das ganze Sachsenland unterwarf sich ihm. Er half dann selbst die Anhänger der Exkommunizierten vertreiben. Dabei übte er die Rechte der Investitur so gut aus als sein Vater, nur zu Gunsten der papistischen Partei. Aber der Krieg zwischen Vater und Sohn war damit ausgebrochen. Und sogleich schien derselbe zum Blutvergießen führen zu müssen. Die Sachsen und Thüringer, die, vornehmlich unter dem Einfluß des aus Mainz seit langen Jahren verjagten Erzbischofs Ruthard, diesen dahin zurückzuführen dachten, nahmen mit ihrer bewaffneten Macht eine Richtung nach dieser Metropole, die in den Händen des Kaisers war.

Ruthard hatte an dem Abkommen des jungen Königs mit den Sachsen den größten Anteil gehabt. Die Verbindung zwischen ihm, einigen der vornehmsten Unzufriedenen in Bayern und dem jungen König bildete die Grundlage des ganzen Beginnens. Wohl wußte man das in Mainz. Die Bürgerschaft säumte nicht, den Kaiser, der sich in Bayern befand, von dieser Gefahr zu benachrichtigen, die sich noch dadurch verstärkte, daß sich von Lothringen her Feindseligkeiten erwarten ließen. Aber als nun Ruthard mit dem jungen König Heinrich gegen Ende Juni 1105 vor Mainz erschien, waren die Bürger zwar weit entfernt, ihm ihre Thore zu eröffnen, allein ihm mit ihrer Mannschaft entgegenzurücken, waren sie nicht gemeint. Denn auch dem König hatten sie geschworen. Sie fürchteten, wird uns berichtet, ein parricidiale bellum, d. h. eben ein Blutvergießen zwischen den Anhängern des Vaters und des Sohnes. Heinrich V. nahm hierauf Nürnberg nach einer längeren Belagerung in Besitz und wendete sich gegen Bayern.

Hier aber war der Vater doch der stärkere. Er sammelte besonders mit Unterstützung der Böhmen ein ansehnliches Heer, mit dem er feste Stellung einnahm. Eine stattliche Mannschaft hatte auch König Heinrich V. um sich vereinigt. Im August standen die beiderseitigen Scharen am Regen einander gegenüber. Das Flüßchen trennte sie kaum. Nach dreitägigen Scharmützeln schien es am vierten Tage zu blutigem Kampfe kommen zu sollen. Der Kaiser selbst erwartete es nicht anders. Aber die Natur des Krieges zwischen Vater und Sohn erregte wie bei den Städten, so bei den Fürsten Abscheu. Sie meinten, man würde nur Blutvergießen veranlassen, das zu keinerlei Entscheidung führe. Heinrich V. selbst erschrak bei dem Gedanken, seinem Vater ein Leides zu thun. Er erklärte seinen Kriegsgenossen, niemand dürfe an seinen Vater Hand anlegen, nicht einmal um ihn gefangen zu nehmen,

geschweige denn ihn zu töten, wenn er sein Freund bleiben wolle. Wenn der Vater sich mit der Kirche aussöhne, werde er mit allem zufrieden sein, was ihm derselbe bewillige. Ich wünsche, sagt er, das Reich den kirchlichen Gesetzen unterworfen zu sehen, aber begehre zugleich als Erbe und Nachfolger des Kaisers betrachtet zu werden.

Die alte Legitimität mit den neuen Anforderungen der Kirche zu vereinbaren, darauf kam es Heinrich V. an. Mit dieser Gesinnung aber fand er den Beifall beider Parteien. Der Vater wurde inne, daß seine eigenen Freunde ihm nicht in einen blutigen Kampf folgen würden. Man wollte ihm zwar sein Kaisertum lassen, aber unter seinen Augen dem Reiche eine neue, der Idee der Exkommunikation, der er unterlag, entsprechende Gestalt geben.

Mißvergnügt und unfähig etwas zu thun, begab sich der Kaiser zum Herzog Boriwoi nach Böhmen. Eine Zeit lang verschwand er so den Deutschen aus dem Gesicht. Die Sache des Sohnes hatte allgemein die Oberhand. Da erfuhr man aber, daß der Kaiser vom Grafen von Groitsch wieder sicheres Geleit erhalten habe, um nach Deutschland zurückzukehren. Die deutschen Fürsten trugen Sorge, seinen Einwirkungen vorzubeugen. Ruthard war nach Mainz zurückgeführt worden. Der König setzte einen Bischof ausgesprochener gregorianischer Gesinnung in Speier ein und nahm den dort befindlichen kaiserlichen Schatz in seine Hand.

Die Fürsten hatten eine neue Zusammenkunft zu Mainz vereinbart. Der Kaiser aber, der schon in der Nähe war, schickte sich an, sich daselbst einzufinden. Die Geschichtsbücher sind voll davon, daß der Sohn sich habe mißbrauchen lassen, den Vater von diesem Entschlusse abzubringen. Es geschah, lesen wir, bei der Zusammenkunft in Koblenz, welcher dann noch eine andere zu Bingen gefolgt sein soll. Ich sehe ab davon, die Ereignisse in ihren Einzelheiten zu wiederholen. Die Erzählungen sind von der Sympathie, welche der tief herabgebrachte Kaiser einflößt, durchdrungen und nehmen Partei für ihn. Sie wissen mehr von Thränen, die bei diesen Zusammenkünften geflossen, zu berichten, als von den Verhandlungen, die doch die Hauptsache ausgemacht haben müssen.

Auch auf die Briefe des Kaisers, welche erst später unter neuen Verwickelungen erfolgten, weiß ich mich nicht unbedingt zu verlassen. Nur in den Hildesheimer Annalen finde ich einen Zug aufgezeichnet, der der Erwähnung wert ist. Der Sohn fordert den Vater auf, sich dem Apostolikus und den Beschlüssen des Reiches zu unterwerfen. In diesem Falle scheint er ihm Gehorsam versprochen zu haben, nicht aber, wenn er es verweigere, denn er habe einen Vater im Himmel, an den er sich mehr halten müsse, als an den irdischen.

Wirklich kam zwischen Vater und Sohn, wie wir bei dem für die folgenden Ereignisse besonders zuverlässigen Ekkehard, dem Abt des Klosters Aura, lesen, eine solche Verabredung zu stande. Gerade der alte Einfluß

des Kaisers auf die städtische Bevölkerung verhinderte, ihm den Eintritt in Mainz und Speier zu gestatten. Die Bischöfe fürchteten die eben zu stande kommende kirchliche Eintracht wieder zu zersprengen. Der Vorschlag war also, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser in einer festen Burg, wahrscheinlich Ingelheim, zu veranstalten.

Das Gerücht verlautet, der Kaiser sei daselbst durch seinen Sohn in Gefangenschaft geraten. Ekkehard bezeichnet dieses Gerücht ohne weiteres als eine Lüge. Die Reichsfürsten und die vom Papst aus Italien gesandten Legaten begaben sich wirklich nach Ingelheim. Der Kaiser hat da die höchste Autorität in aller Form an seinen Sohn abgetreten und erklärt, er wolle fortan als Privatmann leben. Zugleich bekannte er sich schuldig gegen die Kirche und versprach Satisfaktion. Aber da zeigte sich recht, daß das Reich seiner eigenen Entschlüsse nicht mächtig war. Als der Kaiser die Kommunion begehrte, erklärten die Legaten, sie seien nicht in der Lage, ohne ein allgemeines Konzil und einen neuen Beschluß des Apostolikus in die Forderungen des Kaisers einzuwilligen und lehnten es ab, Heinrich auch nur als Privatmann in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Daß die Forderung des Kaisers, deren Erfüllung der junge König und die Fürsten erwartet zu haben scheinen, abgewiesen wurde, löste alle früheren Zugeständnisse in nichts auf. Auf der Burg fand Heinrich seines Bleibens nicht mehr. Wir erfahren, daß ihm von seinem Sohn ein königlicher Hof zum Aufenthalt bewilligt wurde.

Allein man wird es begreiflich finden, daß der Kaiser in keiner Weise durch seine Entsagung sich für gebunden hielt, da ihm eine Absolution, auf die er gehofft, durchaus versagt worden war. In seiner Natur lag es nicht, sich mit Ungenügendem zu begnügen. Er hatte bald den ihm angewiesenen Aufenthaltsort verlassen und bei dem Bischof von Lüttich, Otbert, eine Freistatt gefunden.

Daß Vater und Sohn trotz allem, was vorgekommen, nicht pacifiziert worden waren, brachte eine gewisse Aufregung gegen den jungen König im Reiche hervor. Im Elsaß wurde Heinrich V. durch einen plötzlichen Aufstand in die größte Verlegenheit versetzt. Er faßte den Argwohn, daß sein Vater dabei die Hand im Spiele gehabt. So ging seine Absicht jetzt dahin, ihn nicht länger frei im Reiche zu dulden. Er beschloß, um den Kaiser aufzusuchen und zugleich den Bischof von Lüttich zur Rede zu stellen, dorthin aufzubrechen. Bischof Otbert und der Bundesgenosse desselben, Herzog Heinrich von Lothringen, bestimmten jedoch den Kaiser, zu bleiben. Unterdessen rückte Heinrich V. wirklich heran. Aber bei dem Übergang über die Maas, im März 1106, wurde er in einem Reitergefecht von den Anhängern seines Vaters geschlagen, so daß er über den Fluß zurückkehren mußte.

Dieser erste Erfolg erweckte die Hoffnungen auf nochmaliges Aufleben der kaiserlichen Sache. Soviel man beurteilen kann, kam die alte kaiserlich-städtische Faktion wieder zum Leben und zwar diesmal in Köln. Die Stadt

verschloß nach der Niederlage an der Maas Heinrich V. die Thore. Man machte Anstalten, den Kaiser zur Wiederaufnahme der Reichsgewalt zu bestimmen. Dieser sträubte sich zwar, denn das Reich mit den Waffen wieder zu gewinnen, meinte er, würde bei der Macht der Gegner kaum möglich sein. Allein entschieden war seine Weigerung nicht. Köln und andere Städte wurden befestigt. Der Biograph Heinrichs IV. erwähnt ein Ausschreiben des Kaisers, mit der Aufforderung, Vaterland und Freiheit gegen das heranrückende Heer des Sohnes zu verteidigen. Von dem Augenblicke an, wo die Stellung des Reiches zweifelhaft wurde, waren die Städte dem Kaiser zugethan.

Von den Anfällen auf Köln trug das königliche Heer nach dem Ausdruck des kaiserlichen Biographen nichts weiter davon als Wunden und Leichen. Da die Stadt die Schiffahrt auf dem Rhein beherrschte, so trat im Heere des Königs bald Mangel und Krankheit ein. So war die Sache Kaiser Heinrichs keineswegs verloren; noch als exkommunizierter Kaiser dachte er seine Rechte zu behaupten. In seinem letzten Briefe noch verlangte er die Entlassung des königlichen Heeres und eine große Fürstenversammlung, die über das ihm zugefügte Unrecht und über den Frieden im Reiche verhandeln sollte.

Allein, ehe noch eine Entscheidung getroffen war, wurde der Kaiser plötzlich von einer heftigen Krankheit ergriffen, der er am 7. August 1106 zu Lüttich erlag. Heinrich V. erfuhr den Tod desselben erst durch eine Botschaft, die ihm das letzte Geschenk des Vaters, Ring und Schwert, überbrachte. Denn an der Erblichkeit des Thrones, trotz der Exkommunikation, hielt der Kaiser bis an seinen letzten Augenblick fest.

Überlegt man nun das Thun und Lassen Heinrichs IV., so war es die fortwährende Verteidigung einer von allen Seiten angefochtenen Burg der Gerechtsame, worin er sich bewegte. Sein Lebensgang war ein unglücklicher. Alles beruhte darauf, daß er seiner Mutter, wie erwähnt, durch Hinterlist und Gewalt entrissen wurde, und die mächtigen Herren, als er nun zu seinen Jahren gekommen, seine Feindseligkeit dafür fürchten mußten. Die Empörung der Sachsen ist gewiß durch die Unordnung seiner Hofhaltung veranlaßt worden. Aber schon durch seinen Vater war alles dazu vorbereitet und dem Ausbruch nahe, gleichsam eine Notwendigkeit zwischen dem salischen Hause und den sächsischen Magnaten.

Als aber Heinrich mit dem geistvollen und unternehmenden Adalbert von Bremen den Kampf gegen Sachsen unternahm, begegnete ihm, daß er diesen unersetzlichen Ratgeber verlor. Die vielgeschmähten Räte des Königs waren die Nachfolger Adalberts, aber sie konnten ihn nicht ersetzen. Vielmehr fanden die Sachsen in den mit eigner Besorgnis erfüllten Reichsfürsten eine latente Unterstützung. Ich will darüber kein vollkommen verwerfendes Urteil aussprechen; es läßt sich nicht leugnen, daß ein junger leidenschaftlicher Fürst

nicht als absoluter Herr gewünscht werden konnte, und die Idee des Reiches hielten sie doch immer aufrecht.

Als es aber ohne direkte Teilnahme der übrigen Herzöge dahin kam, daß die Sachsen durch Herzog Gottfrid von Lothringen zum Gehorsam genötigt wurden, so geschah es, daß dieser Fürst durch eine plötzliche Ermordung dem König von der Seite gerissen ward. Ein um so schwererer Verlust, da auf der anderen Seite der thätigste nnd angesehenste Papst, der je mit einem Kaiser gerungen, sich ihm entgegenwarf. Der Streitpunkt, den er zur Sprache brachte, war der gewichtigste von allen. Denn auf der Ausübung des Investiturrechtes, welches er zweifelhaft machte und geradezu verbot, beruhte die innere Macht des Kaisertums seit Heinrich II.

Gregor VII. fand mit seinen Anmutungen in dem durch und durch erschütterten Reiche bereitwilliges Gehör. Die Reichsfürsten in Verbindung mit den Sachsen, deren Aufruhr wieder belebt wurde, dachten allen Ernstes daran, mit Hülfe des Papstes den Kaiser abzusetzen, was dann dem Kaisertum eine Niederlage auf immer beigebracht hätte. Indem das unabwendbar schien, faßte Heinrich den kecken Gedanken, durch eine rasche Invasion in Italien den Vorwand zu diesem äußersten Schritt zu verhindern. Die Exkommunikation von seiten des Papstes wurde fürs erste gehoben, und der König bekam eine Stellung, in der er von Italien her das innere Reich bedrohte.

In dieser Lage haben sich die mächtigen Reichsfürsten zu dem Schritt entschlossen, dem König den Gehorsam aufzukündigen. Sie sind von dem Papste nicht geradehin dazu veranlaßt worden. Aber es geschah infolge einer früher mit ihm getroffenen Verabredung und unter seiner Konnivenz. Die Frage war, ob es in Deutschland noch ein selbständiges Kaisertum oder ein dem Papst unterworfenes Königtum geben solle.

Dem König gelang es von Italien her, wo seine Macht neue Wurzeln geschlagen hatte, in das innere Germanien vorzudringen, die oberen Herzogtümer zu bezwingen und den Widerstand nach dem Norden zurückzudrängen. Indessen aber drang die hierarchische Idee mächtig in Deutschland vor. Und im Moment eines abermaligen Entscheidungskampfes in Sachsen, der zu Gunsten der Empörer auszufallen schien, erhob sich Gregor zu dem entschlossensten Angriff, in welchem das frühere Zugeständnis zurückgenommen und der König kraft eines von den Aposteln Paulus und Petrus hergenommenen Rechtes seiner Krone in aller Form entsetzt wurde. Zu dem Anspruch, sich vom König lossagen zu dürfen ohne Rücksicht auf sein Erbrecht, kamen die Fürsten durch die direkte Feindseligkeit des Königs mit dem Papst.

Wie konnte Heinrich es wagen, in der Mitte dieser beiden Potenzen sich zu behaupten. Aber für ihn war keine Wahl. Er unternahm es. Erst damals ist er mit seiner Idee von dem göttlichen Rechte des Kaisertums und dem gleichmäßigen Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum, auf welchem die Kirche beruhte, aufgetreten. Er hatte auf Grund eines von ihm

berufenen Konzils italienischer und deutscher Kirchenfürsten, das zur Absetzung des Papstes schritt, einen neuen, mit ihm einverstandenen, von Thatkraft erfüllten Papst ernannt, den er wirklich nach Rom führte und von dem er sich dort zum Kaiser krönen ließ. Gregor ist dieser Kombination erlegen, unerschütterlich in sich selbst, noch immer mit dem Bannstrahl bewaffnet und von kirchlicher Autorität umkleidet. Aber vor der Gefangenschaft rettete ihn bloß die Bundesgenossenschaft mit den Normannen.

Damit wurde jedoch Heinrich IV. bei weitem noch nicht Herr der Situation. Die kirchenpolitische Doktrin, welche durch Gregor erst wahres Leben bekommen, lebte in seinen Nachfolgern fort, die seine Anhänger ihm setzten und die doch die allgemeine Meinung für sich hatten. Denn der Widerstand Heinrichs hatte keine Form, welche die Gemüter hätte befriedigen können. Nach dem Tode des ersten Gegenkönigs wurde in Niederdeutschland ein zweiter gewählt, der sich den gregorianischen Grundsätzen unterwarf. In Italien fand der Gegenpapst kirchliche Opposition, die dann von ihm und dem König zugleich bekämpft wurde.

Der Ausgang der kaiserlichen Sache ward dadurch unendlich zweifelhaft, daß durch die Einwirkung des Papstes eine Verbindung zwischen dem vornehmsten Haus, dem welfischen, und der unerschütterlichen Vorfechterin Gregors, Mathilde, angebahnt wurde, welche der oppositionellen Macht Sieg und Konsistenz verhieß. Dahin aber konnte es doch nicht kommen, daß die deutschen Fürsten das Reich und den König völlig aufgaben. Heinrich hatte das Glück, daß sich die oppositionellen Großen von dem Papst losrissen und in ihm, wiewohl er exkommuniziert und abgesetzt war, doch ihren wahren König und Kaiser anerkannten.

Selbst Herzog Welf kehrte in die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Auf der Kombination und Verbindung der Welfen und der Salier beruhte nun die Herstellung des Reiches unter dem Kaiser. Heinrich IV. hatte noch einmal eine Epoche der Oberhoheit über beide Parteien im Reiche. Sie entsprach der jurisdiktionellen Prärogative des Kaisertums. Auch in Sachsen fand er von neuem Eingang, und seine Eigenschaften, Thatkraft, Energie und Gerechtigkeit, fanden wieder ihre Anerkennung. Es ist immer ein Name, dessen in der Reihe der Kaiser mit Anerkennung gedacht werden muß.

Das härteste familiäre Mißgeschick blieb Heinrich dabei nicht erspart. Sein ältester Sohn war in Italien in das Lager der Papisten übergegangen. Eine geborene russische Großfürstin, Praxedis, Witwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark, mit der er selber sich, wahrscheinlich wegen der Verbindung mit Sachsen, vermählt hatte, geriet mit ihm in das bitterste Zerwürfnis, so daß dann die anstößigsten Nachrichten über diese neue Ehe verbreitet wurden, wie einst über sein erstes Zusammenleben mit Bertha. Wahrscheinlich wollte sie nicht mit einem exkommunizierten Kaiser vermählt sein. Es gelang ihr die Zuflucht zur Großgräfin Mathilde, welche sie als Kaiserin anerkannte. Sie ist dann als Äbtissin eines Klosters gestorben.

Das schwierigste und widerwärtigste dieser Verhältnisse war aber das oben geschilderte Zerwürfnis mit seinem zweiten Sohne, dem späteren Heinrich V., welcher der Meinung war, nicht der Erbe eines exkommunizierten Kaisers sein zu können. Aber während er noch seine kaiserliche Würde gegen ihn durch einen neuen Kampf aufrecht zu erhalten gedachte, ist er durch einen plötzlichen Tod dahingerafft worden.

Über dem Grabe Heinrichs IV. erhob sich jetzt die Alleinherrschaft Heinrichs V., die insofern mit der des Vaters in Widerspruch stand, als sie die römische Exkommunikation anerkannte; selbst das Begräbnis des alten Kaisers wurde im Sinne der Kurie beanstandet. Aber es gab noch eine andere Frage, über die das Reich mit dem römischen Stuhl nicht einverstanden war. Eine Gesandtschaft nach Rom wurde vom König beschlossen, welche, indem sie dem Papst über das Vorgekommene Rechenschaft geben sollte, doch auch die Aufgabe hatte, über die Punkte, die noch streitig waren, sich genauer zu informieren. Der wichtigste von allen betraf die Investitur.

Darin lag die andere Seite der Unternehmungen Heinrichs V. Seine Krone sollte ihm zugleich dazu dienen, die Anmutungen des römischen Stuhles in dieser Beziehung zurückzuweisen. Nicht ganz unzugänglich erwies sich Papst Paschalis II. Er erkannte die während des Schismas, also unter der Einwirtung des exkommunizierten Kaisers geschehenen Wahlen an. Es wurde ein Tag zu Mainz angesetzt, bei welchem der Papst erscheinen und der Investiturstreit geschlichtet werden sollte, darüber kam man auf einer Versammlung zu Guastalla (Oktober 1106) überein. Aber der Papst fand einen so starken Widerstand sowohl bei der Nation, über deren Rücksichtslosigkeit er sich beklagt, als bei Heinrich V., daß er sich auf keinerlei Succeß Rechnung machte und es vorzog, nach Cluny und dann zu einer Kirchenversammlung im Gebiete des französischen Königs nach Troyes zu gehen. In dem Kloster, wird uns erzählt, wurde er als ein vom Himmel gesandter Gesetzgeber aufgenommen.

Auch auf dem Konzil zu Troyes fand er keinen Widerspruch. Es geschah wohl zum erstenmal, daß der katholische Eifer eines Capetingers, genährt durch die sich bahnbrechenden Ideen der Kreuzzüge, welche auf Deutschland noch keinerlei Einfluß geübt hatten, dem Papsttum zu Hülfe kam. In Gegenwart des Paschalis wurde das Konzil gehalten, dessen erster Kanon dahin ging, alle Investitur durch Laienhand aufs neue zu verbieten und den, der sie erteile, nicht weniger als den, der sie empfange, mit Absetzung zu bedrohen.

Der König selbst war in Sachsen, als die päpstliche Ladung zu dem Konzil von Troyes, das als ein allgemeines bezeichnet wird, bei ihm eintraf. Ein Schreiben König Philipps langte in Quedlinburg an, in welchem er eine Zusammenkunft mit dem deutschen König vorschlug. In Mainz sammelte sich dann eine größere Anzahl von Fürsten um Heinrich. Und wenn dieser

von da den Weg nach Lothringen nahm, so schien es nicht anders, als wolle er den König und das Konzil besuchen.

Allein Heinrich hatte bereits einen entgegengesetzten Entschluß gefaßt. Er schickte einige der angesehensten geistlichen und weltlichen Fürsten, unter ihnen den Zähringer Berthold, Graf Wiprecht von Groitsch und die großen Bischöfe von Trier, Bamberg und Würzburg. Sie sollten den seit Karls des Großen Zeiten, der dazu besonders autorisiert gewesen, in Deutschland eingeführten Gebrauch der Besetzung der Bistümer durch die oberste weltliche Gewalt, in Erinnerung bringen.

Wohlverstanden ein unwiderlegliches Argument. Denn aus der Epoche Karls des Großen schrieb sich eben die Vereinigung von Reich und Kirche her, welche die großen Stellungen bestimmt hatte. Dem sollten die Vertreter des Königs hinzufügen, derselbe könne nimmermehr dulden, daß über die Fragen, die sich an jene Forderung knüpften, Beschlüsse in einem fremden Reiche gefaßt würden.

Die Gesandten fanden Paschalis nicht in Troyes, sondern noch in Chalons. Der Papst, dem der König seine Ehrfurcht entbot, jedoch mit Vorbehalt der Ehre des Reiches, antwortete, er suche nichts anderes als die Ehre der Kirche. Das eben war der Grundgegensatz, der nun zum Austrag kam. Um nicht in offene Feindseligkeiten zu geraten, vereinbarte man, daß eine Verständigung darüber bis auf die Reise des Königs nach Rom, die demnächst bevorstehe, verschoben werden solle. Es war die Grundlegung des Konkordates zwischen den beiden Gewalten, welches freilich erst nach heftigem Zusammenstoß zu stande gekommen ist; allein den Grundsatz aufgestellt und unerschütterlich festgehalten zu haben, ist das vornehmste Verdienst Heinrichs V.

Aber ich halte inne. Die Jahreszahlen selbst erinnern mich, daß ich schon in eine andere Periode geraten bin, in welcher die kirchlichen Ideen alle Welt mit Enthusiasmus erfüllten, der sich nach dem Orient wendete.

Inhaltsverzeichnis

zum dritten Bande.

I. Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karls des Großen.

II. Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches.

III. Höhe und Niedergang des deutschen Kaisertums. Die Hierarchie unter Gregor VII.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.